


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.



<36609396810018

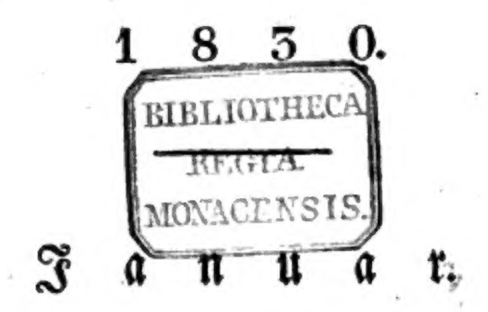
Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Vier und zwanzigster Jahrgang.

1 8 3 0.



Januar.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1 8 3 0.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, rc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, rc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst rc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen rc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.

das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Erzählung.

Länder- und Völkerkunde.

Naturgeschichtliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 1.

Nro. 2.

Literatur-Blatt.

Anzeigen.

[538] So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Glatz, Jakob, die Familie von Karlsberg, oder die Tugendlehre. Anschaulich dargestellt in einer Familiengeschichte. Ein Buch für den Geist und das Herz der Jugend beiderlei Geschlechts. 2te, vermehrte und verbesserte Auflage. 2 Bände. Mit 2 Kupfern. 8. 40 Bogen auf feinem Druckpapier. Elegant geheftet. 2 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, den 15. August 1829.

F. A. Brockhaus.

---

[34] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die evangelische Eintracht, in zwei Predigten, bezüglich auf den ältesten Unionsversuch der Protestanten, empfohlen von Dr. v. Gehren zu Felsberg. br. 8. Marburg und Kassel, bei J. C. Krieger, 1829. 4 Gr. oder 18 kr.

Den Herrn Verfasser zählt das dänische und deutsche Publikum schon seit 30 Jahren zu seinen beliebten Kanzelrednern. Auch diese Vorträge werden, wegen ihres zeitgemäßen Inhalts und dessen freimüthiger Behandlung, mit Interesse und Erbauung gelesen werden.

Katechetische Unterweisung in den Lehren des Christenthums zum Gebrauch in Landschulen, von G. W. Eichenberg, Metropoliten zu Lichtenau. 8. Marburg und Kassel, bei J. C. Krieger, 1829. 4 Gr. oder 18 kr.

Nº. 1.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 1. Januar 1830.

Zu unsrer Pflicht könnt ihr uns liebreich zwingen,
Wenn ihr genehmigt, was wir bringen.

Goethe.

Unser Neujahrswunsch.

Wünscht guten Wind dem vollen Schiffe,
Das wieder eine Farth beginnt,
Daß es durch Brandung und durch Riffe
Die Straße hält, den Port gewinnt.

Die Ladung, die es eingenommen,
Ist Euer vorbestimmtes Gut,
Euch soll die bunte Waare frommen,
Mit der es Ost und West belud.

Es führet manchen leichten Flitter,
Doch Barren Goldes auch es trägt;
Zu Zeiten rauscht ein Klang der Cither,
Die mancher Schiffer lieblich schlägt.

Und Andre sollen Euch berichten
Von fernen Landen fremde Mähr',
Und Andre fabeln Euch Geschichten,
Nicht allzuleicht, nicht allzuschwer.

Nur stoßt Euch nicht an jenen Ballen,
Drauf müde Rudrer halten Rast;
Und will Euch etwas nicht gefallen,
Denkt: jedes Schiff, es führt Ballast.

G. S.

Die Böhmen.

Eine Novelle von Georg Döring.

1.

An einem heitern Frühlingsmorgen schritten zwei rüstige junge Männer einen Abhang des Gebirges hinan, das Böhmen von Deutschland trennt. Eine erquickende Luft wehete ihnen entgegen, das frische Laub der Bäume rauschte ihnen einen Morgengruß zu, und die kecken Lieder der Vögel sprachen ihnen Muth ein zu der Wanderung, die vor ihnen lag. Es war, als rühmten die kleinen Sänger in ihrer fröhlichen Weise das Wandern, das Niemand besser kenne, als sie, das die ganze Erde zum Eigenthum dessen mache, der sich nur recht kühn und freudig im bunten Wanderleben versuche. Diese Sprache der Waldsänger schien nur einer der beiden jungen Männer zu verstehen. Er sah frisch und freudig in die grünen Wipfel, er schien mit innerm Vergnügen auf das rauschende Laub, auf die flüsternde Waldluft, auf alle leisen Stimmen der neu belebten Natur, auf das Schwirren der Käfer und das Summen der Waldbienen zu hören. Oft blieb er stehen und sah hinab in das Thal, das hinter ihnen lag, und wo zwischen leicht wallenden Nebeln die sonnebeglänzten Fluren Böhmens, die sie im Begriff waren zu verlassen, wie abschiedwinkende Freunde noch einmal zu ihm heraufstauchten. Dann malte sich wohl eine sanfte Wehmuth in seinen Zügen, und er senkte einige Augenblicke das blondgelockte Haupt, und der Blick der blauen

Augen wurde trüber. Drang nun aber das Rauschen des Waldes und der Bäche, der Gesang eines Vogels vernehmlicher zu seinem Gehöre, so wandte er sich rasch um, sah wieder keck und freudig in den Wald und nach den Berggipfeln, rief auch wohl dazwischen: „Es wird alles gut gehen!“ und eilte leicht und wohlgemuth dem schweigend voranschreitenden Gefährten nach. Auf dem Antlitze dieses, vielleicht nur um ein Jahr älteren Wanderers, zeigte sich düsterer Ernst und finstere Verschlossenheit. Sein Auge richtete sich nicht empor zu dem heiter blickenden Grün, sein Ohr öffnete sich nicht dem frohen Liede der Vögel, er schritt über die kleinen Brücken der Gebirgswasser hin, ohne den tanzenden Silberschaum der Wellen, die sich tief unten zwischen grünen Gebüschen anmuthig verloren, eines Blickes zu würdigen; er sah auch nicht nach der Heimath zurück, aus der keine glückliche Erinnerung, kein Gemüth, das dem seinigen befreundet gewesen wäre, Sehnsucht erregend, ihm nachrufen mochte.

Wie sein Inneres ganz anders gestaltet zu seyn schien, als das seines Begleiters, so war es auch sein Aeußeres. Zwar hob auch seine Gestalt sich schlank und kräftig zugleich empor, auch seine Gesichtszüge waren, wie die des andern, regelmäßig gebildet, aber statt des blondgelockten Haares, welches das lebensfrohe Antlitz des jüngeren Wanderers umwallte, trug sein Kopf ein schwarzes, struppiges Haar, statt der offnen blauen Augen jenes, blitzte ein dunkelglühendes Augenpaar, aus dem Leidenschaftlichkeit und Starrsinn sprachen, unter der düstergefalteten Stirn hervor. Beide waren einfach, aber anständig gekleidet. Der Jüngere trug einen kleinen Mantelsack auf dem Rücken, der Aeltere ein zusammengeknüpftes Lederfutteral, zwischen dessen Fugen Hals und Kopf einer Geige, nebst dem dazu gehörigen Bogen, sichtbar wurden. Auf dem Mantelsack des Erstern sah man noch ein Päckchen, das oberhalb mit einem Stück Wachstuch bedeckt war; an der Seite stand es offen, und man konnte mehrere Notenhefte darin bemerken.

Sie waren auf einer Anhöhe angelangt, von der sie die Aussicht in ein jenseitiges, waldumgebenes Wiesenthal hatten. Nach der andern Seite hin sahen sie noch einen schwachen, schmalen Strich der verlassenen Heimath. Der finstere Wanderer hatte diese Stelle zuerst betreten. Er warf sich neben einer Quelle, die zwischen blühenden Gesträuchen entsprang, ins duftige Gras nieder. Er sah nicht nach dem Vaterlande zurück, er richtete den düstern Blick in das Wiesenthal. Oft schaute er in einen Hohlweg hinab, der seitwärts aus der verlassenen Ebene herauf kam, und sich hier mit dem Pfade, den sie bisher beschritten hatten, vereinigte. Sein Gefährte stand lange vor ihm und betrachtete ihn schweigend. Dann ließ auch er sich nieder, stützte das blonde Haupt in die Hand und sagte freundlich zu dem andern: „Freue Dich doch mit mir, Thomas! Es ist so schön hier im Walde, und meine ganze Seele ist voll Lust bei dem Gefühle der Freiheit, das mich schon im Anfange unserer Wanderung ergreift. Aber es wäre Alles noch weit schöner, und ich würde noch viel vergnügter seyn, wenn ich mit Dir davon sprechen könnte. Ich begreife Dich nicht. Du bist sonst ein so guter Musikus, und doch scheint Dich der lustige Gesang der Waldvögel, mit der zarten Begleitung der rauschenden Blätter, der plätschernden Bäche und der summenden Käfer, gar nicht anzusprechen. Ist denn das nicht ein herrliches Morgenständchen, das uns die Natur bringt? Jetzt wird uns aufgespielt, bald spielen wir andern auf.“ Ein bitteres Lächeln trat auf das Antlitz des Angeredeten. Er warf einen flüchtigen, höhnischen Blick auf seinen Begleiter und erwiederte: „Du sprichst noch immer wie ein leichtsinniges Kind, ob Du schon Deine vier-und-zwanzig Jahre, und Uebles genug in der Welt erlebt hast, um einmal ernst zu werden. Die Musik der Vögel, der Käfer, der Bäume und des Wassers? Ich muß lachen über diesen Unsinn. Die jungen Herrn in den großen Städten, die keine Tonart von der andern zu unterscheiden wissen und meynen, der Violinschlüssel werde vom Schlosser gemacht, bringen solches Zeug an den Tag. Und nun gar die Herrlichkeit des Wanderns und des Aufspielens vor andern Leuten! Warum haben wir es nicht so gut gehabt in der Heimath wie unsere Nachbarn und tausend andere? Warum konnte der Vater nicht vorwärts kommen, ob er gleich etwas Rechtes verstand und ein Virtuos auf der Geige war, manchem Kammermusikus zum Trotz? Warum konnte ich nirgends Lektionen erhalten, da doch so mancher Pfuscher in den ersten Ständen gelitten wurde? Ja, wenn wir beide hätten die Geige prostituiren wollen, wenn wir mit dem jämmerlichen Dilettantengeschmeiß Quartette gekrazt und jedem ohrenzerfleischenden Anfänger erklärt hätten, er spiele wie Rhode oder Viotti, dann wäre es wohl gelungen! Und so wie es dort war, ist es allenthalben. Die Kunst wird verachtet, weil die Reichen, die sie pflegen könnten und sollten, sie nicht über ihren Gesichtskreis, über das bischen Klimpern und Kratzen hinaus, das ihnen frühe beigebracht worden, erkennen.“ — „Du bist zu hart!“ versetzte in einem Tone sanften Vorwurfs der jüngere Reisende. „Das war aber auch der Fehler unseres Vaters. Es wäre ihm gewiß besser gegangen im Leben, und er wäre so frühe nicht aus Gram und Verdruß gestorben, wenn er sich besser in die Leute zu schicken gewußt hätte.“ — „Unseres Vaters?“ entgegnete finster Thomas. „Er war mein Vater, und ich bin stolz auf ihn. Wer ihn kannte und es nicht schon wüßte, der würde Dir an Allem anmerken, daß Du nur ein angenommenes Kind von ihm warst. Deßhalb machtest Du auch immer mehr Glück als ich. Du konntest ihnen den ganzen Abend vorpfeifen im Liebhaberkonzert auf Deiner Flöte, und zehn

Mal wieder anfangen, wenn das Akkompagnement aus dem Takte gekommen war, und hernach noch obendrein mit freundlicher und angenehmer Miene den Beifall der Thoren und Unverständigen einstreichen. Das war nichts für mich. Dafür steht mir die Kunst zu hoch. Wer freilich sich die Musik so schön aus den Bächen und Büschen heraushören kann, wie mein Pflegebruder Severin, der mag überhaupt auch nicht viel von der Kunst halten.“ — „Ich habe Deinen Vater geliebt, wie meinen eigenen,“ sagte schmerzhaft berührt Severin, „und sein Andenken bleibt mir unvergeßlich. Den Leuten habe ich gern vorgespielt, weil ich sah, daß es ihnen Freude machte, und mich dünkt, es sey eben der Zweck der Kunst, ernste Geschäftsmänner, sorgliche Hausfrauen und Mädchen in den freien und bessern Augenblicken ihres Lebens zu erheitern, sie aus dem Drucke der Alltäglichkeit zu erheben und sie wieder muthig zu machen, sich dem Drange der Nothwendigkeit und des Bedürfnisses entgegenzustellen. Und daß der Künstler dieses vermag, scheint mir sein schönster und edelster Beruf. Er kommt mir wie der Bote eines höheren Wesens vor, das durch ihn trösten und die Bürde des Lebens erleichtern will. Siehe, und aus der nämlichen Ursache erkläre ich auch die einfachen Stimmen der Natur für Kunstgaben, und nehme sie so hin, denn sie erheitern mich und geben mir Kraft zu dem Werke, das ich vorhabe.“ — „Schwärmerei! Knabengeschwätz!“ sprach wiederum, mit einem spöttischen Zuge um die Lippen, der andere. „Was nicht mühsam erlernt und deutlich erkannt wird, ist keine Kunst. Die Vögel können pfeifen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, aber sie können ihn nicht anders machen, als sie ihn haben. Das kann aber der Mensch. Er kann seinen Geist der früher nicht geahnten Tonwelt eröffnen, sie in sich aufnehmen und wieder in ein Leben zurückgeben, das er selbst geschaffen hat. Dann ist er ein Künstler. Aber wie viel gehört nicht dazu! Wie muß er nicht seinen ganzen Sinn, seinen ganzen Fleiß auf jede Kleinigkeit des Mechanischen richten, bis er Meister des Instruments geworden ist und zu schaffen vermag! Nun hat er's erreicht, und mit ihm das Größte, was ein Mensch erreichen kann. Aber sein Lohn dafür? Hahaha! Man möchte das Instrument zerschlagen und die Kunst verschwören, wenn man's bedenkt. Knaben sprechen über ihn ab, Narren klatschen oder zucken mitleidig die Achseln, wie es gerade die Stimmung des Augenblicks, die gute Laune nach einem festlichen Male, der Aerger über eine versalzene Suppe mit sich bringt. Nur dem räume ich das Recht ein, mich zu beurtheilen, der mir jede Stunde der langjährigen Uebung, jede Qual des Kampfes mit dem Mechanischen nachrechnen kann, der mich und meine Schöpfung versteht, der die Gesetze der Kunst kennt und studirt hat, und nicht blos nach hohlen Gefühlen sagt: Das taugt was, und das nichts!“ — „Dieser unbändige Stolz wird Dir jeden Augenblick Deines Lebens, das nun einmal doch der Kunst gehört, verbittern,“ sagte ernster und mahnend Severin. „Aendere Dich, Bruder, ich bitte Dich! Sieh Alles leichter und heiterer an.“ — „Ich kann mich nicht ändern und will es auch nicht!“ fiel hart und bestimmt Thomas ein. „Meine Weise liegt in meinen Grundsätzen, und von denen gehe ich nie ab.“ — „Dann begreife ich nicht,“ sprach Severin wieder, „wie Du Dich entschließen konntest, unserm Unternehmen beyzutreten? Wir wollen nun einmal als wandernde Spielleute in die Welt ziehen, wir wollen vor den Thüren der Reichen, auf den Kirchweihen der Bauern spielen, und da kann es doch gewiß nicht an Dingen fehlen, die Deinen Stolz beleidigen.“ — „Eben aus Stolz thue ich es,“ erwiederte Thomas, indem er fest in die klaren Augen Severins blickte. „Meinst Du, es habe mir je das mindeste Vergnügen gemacht, wenn ich in den hellen Konzertsälen vor besternten Schranzen und eiteln Puppen spielte, die mehr auf die Wirkung, welche ihre Larve und ihr Putz machten, gehorcht, als auf mein Spiel? Und ihr Beifallklatschen, ihr näselndes Bravo, und dann wieder das vornehme Achselzucken und das Geflüster: er spielt vortrefflich, der Thomas, nur Schade, daß er so hochmüthig ist und Standespersonen nicht den gebührenden Respekt beweist! O Severin, das ist die wahre Hölle für den ächten Künstler, der nur noch eine andere kennt, die noch ärger ist als diese! Ich spreche von dem schaudervollen Loose, Mitglied einer königlichen oder fürstlichen Kapelle zu seyn. Da muß der Künstler der Affe irgend einer italienischen oder italienisirenden Sängerin seyn, die ihr Stückchen auswendig trillert, wie der Papagai sein „Spitzbub!“ schnarrt; da muß er mithüpfen, wenn's ihr gefällt zu hüpfen, da muß er auf allen Vieren kriechen, wenn sie es so will. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Newyork, November.

Eine vor Kurzem zu Newyork erschienene Sammlung von Gedichten (Amir Khan, and other Poems, the Remains of Lucretia Maria Davidson etc.) liefert in ihrem eigenthümlichen Inhalt und in der sie begleitenden Lebensbeschreibung eines jener auffallenden Beispiele frühzeitiger Geistesentwickelung und eines unwiderstehlichen Triebs zu geistiger Beschäftigung, welcher sich durch alle Hindernisse Bahn bricht, sollte selbst die Hülle darüber zu Grunde gehen. Lucretia, welche am 27. August 1825 zu Plattsburgh in Newyork ihre kurze Laufbahn beschloß, wurde am 27. September 1808 an demselben Orte geboren. Ihr Vater, Dr. Oliver Davidson, war von der frühsten Jugend des Mädchens an in bedrängten Umständen, und bei dem fortwährenden kränklichen Zustand der Mutter fiel ihr schon als Kind ein beträchtlicher Theil der häuslichen Arbeit zu. Ihre Neigung zur Zurückgezogenheit und zum Studium soll sich schon vom vierten Jahre an bei ihr geäußert haben, und man erzählt, sie habe sich in jenem Alter oft von ihren Spielgefährten entfernt und mit ihren kleinen Büchelchen und ihrem Schreibzeug sich Stundenlang in

einen Winkel gesezt und emsig gearbeitet, bis Jemand zu ihr trat, wo sie dann ihre Schreiberei hastig versteckte oder zerstörte. Auf alles Forschen ihrer Eltern antwortete sie nur mit Thränen, und diese konnten niemals erfahren, womit sie sich in ihrer Einsamkeit beschäftigte, bis die Mutter zufällig in einem dunkeln, unbenuzten Schranke eine Menge kleiner Schreibbücher, voll roher Zeichnungen und beinahe unleserlicher Buchstaben, fand. Es war offenbar des Mädchens Arbeit, und man brachte heraus, daß es regelmäßige Verse waren, welche die Zeichnungen erklärten, die auf die gegenüberliegende Seite gekritzelt waren. Das früheste Gedicht, das man von ihr hat, soll aus ihrem neunten Jahre seyn, ist aber nicht in dieser Sammlung enthalten. In ihrem eilften Jahre zeigte ihr der Vater einen Saal, welcher zur Geburtstagsfeier Washingtons ausgeschmückt war. Der Prunk des Festes zog sie aber nicht an; sie dachte nur an den Helden, dessen Leben sie gelesen hatte, und sobald sie allein war, zeichnete sie eine Urne und schrieb einige Verse darunter, welche man den Freunden der Familie zeigte. Eine Tante meinte, das Kind dürfte solche vielleicht irgendwo abgeschrieben haben; dieser Verdacht kränkte Lucretia so sehr, daß sie die bittersten Thränen vergoß; als sie sich aber von ihrem Unwillen erholt hatte, ergriff sie die Feder und beklagte sich gegen ihre Tante über das ihr zugefügte Unrecht in Versen, welche allem weitern Zweifel ein Ende machten.

Noch vor ihrem zwölften Jahre hatte sie die besten englischen Dichter und Historiker gelesen. Auch las sie viele Romane, legte aber die schlechten meist bald auf die Seite. Sie las, wo sie nur immer eine Gelegenheit fand, und vertiefte sich oft so sehr in ein Buch oder in ihre Gedanken und literarischen Arbeiten, daß sie selbst das Essen darüber vergaß. Aber ihre Aufmerksamkeit war nicht ausschließlich auf Bücher gerichtet; auch äußere Gegenstände, besonders große Naturerscheinungen, beschäftigten sie häufig. Sie arbeitete ungemein viel und so schnell, als die meisten Personen abzuschreiben pflegen, und obgleich sie alle Tage häusliche Arbeiten zu verrichten hatte, so schrieb sie doch manchmal an einem Tage vier bis fünf verschiedene Stücke. Oft wünschte sie sich zwei Paar Hände, um Alles niederschreiben zu können, was ihr die Muse eingab, und wenn sie einmal im Zuge war, so schrieb sie oft stehend, mitten in der größten Gesellschaft, ohne sich durch deren Gegenwart stören zu lassen. Wenn sie aber an längern Stücken arbeitete, pflegte sie sich in ihr Zimmer einzuschließen, nachdem sie ihre Aeolsharfe ins Fenster gehängt, die Blenden herabzulassen und in dieser dunkeln Stille, unter dem Einflusse der erschütternden Töne auf ihre allzu reizbaren Nerven, sich ganz dem Strome ihrer Gefühle hinzugeben. Mit so außerordentlichen Geistesgaben soll sich bei diesem Kind auch die vollkommenste Körperschönheit vereinigt haben, und sie war eben so gut, als schön. Ihre Liebe und Ergebenheit gegen ihre Eltern kannte keine Grenzen; ihrem Dienste und besonders der Pflege ihrer kranken Mutter opferte sie selbst den sie verzehrenden Drang nach Belehrung. Als sie zwölf Jahre alt war, gab ihr ein vermögender Nachbar zwanzig Thaler, wofür sie sich Bücher kaufen sollte. Die Freude des Kindes über die Aussicht, ihren Büchervorrath bedeutend vermehren zu können, war grenzenlos; bald aber besann sie sich und sagte zu ihrem Vater, indem sie ihm die Banknote überreichte: „Nehmen Sie das Geld, Sie können damit der Mutter manche Bequemlichkeit verschaffen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., December.

Die Theaterdirektion hat uns innerhalb des kurzen Zeitraums von acht Tagen mit zwey neuen Stücken beschenkt: „Graf Ory,“ eine komische Oper, und „Pfefferrösel,“ ein romantisches Schauspiel. Die Aufnahme, die diese Stücke beym Publikum fanden, war sehr verschieden. Graf Ory mißfiel, jedoch nicht wegen der Musik (von Rossini), die, in manchen Theilen wenigstens, den Dilettanten ungemein zusagte, sondern vielmehr wegen des dramatischen Sujets, das in religiöser, wie in sittlicher Hinsicht anstößig gefunden ward. Dieses Mißfallen äußerte sich besonders am Schlusse des Stücks laut genug, um die Direktion zu veranlassen, dessen Wiederholung mit dem Bemerken zu verkündigen, es werde bey derselben eine Abänderung des Sujets stattfinden. Dieß geschah auch wirklich, insofern nunmehr der Choral wegblieb, in den die zechenden und Zechlieder singenden Ritter jedesmal übergehen, wenn sich Einer der Bewohner des Schlosses, wo sie sich als Pilgerinnen eingeschlichen, blicken läßt. Demungeachtet fand die Oper auch dießmal so wenig Beyfall, daß sie wohl für immer von unserer Bühne verbannt bleiben wird. — Pfefferrösel ist ein aus G. Dörings Novelle „Sonnenberg“ entlehntes und einem großen Theile unsers Publikums bekanntes Sujet; die Nationalität desselben brachte ein volles Haus zu Wege und man verließ dasselbe im Ganzen ziemlich befriedigt, wiewohl die wesentlichen Veränderungen, welche sich Frau Birch-Pfeiffer bei der Dramatisirung des Sujets erlaubt hatte, das Interesse daran keineswegs zu erhöhen vermochten. Auch ließ die Darstellung selbst gar Manches vermissen.

Die lezte Sitzung des Museums (im rothen Hause) ward durch die Mitwirkung des seit einigen Tagen hier anwesenden Ritters Paganini verherrlicht. In Anerkennung der hohen Virtuosität dieses ausgezeichneten Künstlers, wovon derselbe auch bei dieser Gelegenheit wiederholte Proben ablegte, ward ihm, im Namen des Museums, vom Sekretär desselben das Diplom eines Ehrenmitgliedes der Gesellschaft überreicht.

In der am jüngstverwichenen Samstage gehaltenen Generalversammlung des physikalischen Vereins vernahmen wir zwei recht interessante Vorträge. Der eine betraf die genauere Bestimmung des Zeitunterschiedes, welcher durch verschiedene Temperaturen bei der Vegetations-Entwickelung hervorgebracht wird. Der Vortragende, Hr. Regierungsadvokat Cläpius aus Köthen, theilte darin das Resultat seiner in dieser Beziehung mehrere Jahre lang angestellten meteorologischen Beobachtungen mit. Das Resultat lief im Wesentlichen darauf hinaus, daß sich, unter sonst gleichen Umständen der Lokalität, mit ziemlicher Bestimmtheit im Voraus berechnen lasse, wie viel Durchschnittswärme eine Pflanze bedürfe, um bis zu einem gewissen Stadium ihrer Ausbildung (wie z. B. der Roggen bis zur Blüthe u. s. w.) zu gelangen. Aus diesem Resultat, meinte C., ließe sich ein großer praktischer Nutzen besonders beim Anbau neuer, fremden Gegenden entlehnter Gewächse ziehen. Denn um beurtheilen zu können, ob ihr Gedeihen zu hoffen, brauche man nur die Durchschnittswärme ihrer Heimath innerhalb des zu ihrer Zeitigung nöthigen Zeitraums zu wissen, und diese mit der gewöhnlichen Durchschnittswärme derjenigen Gegend zu vergleichen, in welche sie verpflanzt werden solle. Das Produkt dieser Vergleichung gebe den Maßstab an, wornach man im Voraus berechnen könne, ob und in wie weit die beabsichtigte Verpflanzung Erfolg verheiße. Hrn. C's. Mittheilungen waren gewiß sehr dankenswerth, jedoch etwas gar zu sehr mit Ziffern und arithmetischen Formeln überladen, um selbst von dem aufmerksamsten Zuhörer sogleich gefaßt und ihrem wahren Werthe nach geschäzt werden zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 2.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 2. Januar 1830.

Maria, heil'ge, bitt' für mich,
Und nimm mich zu dir in dein himmlisch Leben!

Schiller.

Der Waller.
Legende
von
L. Uhland.

Auf Galliciens Felsenstrande
Ragt ein heil'ger Gnadenort,
Wo die reine Gottesmutter
Spendet ihres Segens Hort.
Dem Verirrten in der Wildniß
Glänzt ein goldner Leitstern dort,
Dem Verstürmten auf dem Meere
Oeffnet sich ein stiller Port.

Rührt sich dort die Abendglocke,
Hallt es weit die Gegend nach;
In den Städten, in den Klöstern
Werden alle Glocken wach.
Und es schweigt die Meereswoge,
Die noch kaum sich tobend brach,
Und der Schiffer kniet am Ruder,
Bis er leis sein Ave sprach.

An dem Tage, da man feiert
Der Gepries'nen Himmelfahrt,
Wo der Sohn, den sie geboren,
Sich als Gott ihr offenbart:
Da, in ihrem Heiligthume,
Wirkt sie Wunder mancher Art;
Wo sie sonst im Bild nur wohnet,
Fühlt man ihre Gegenwart.

Bunte Kreuzesfahnen ziehen
Durch die Felder ihre Bahn,
Mit bemalten Wimpeln grüßet
Jedes Schiff und jeder Kahn.
Auf dem Felsenpfade klimmen
Waller, festlich angethan;
Eine volle Himmelsleiter,
Steigt der schroffe Berg hinan.

Doch den heitern Pilgern folgen
Andre, baarfuß und bestaubt,
Angethan mit härnen Hemden,
Asche tragend auf dem Haupt;

Solche sind's, die der Gemeinschaft
Frommer Christen sind beraubt,
Denen nur am Thor der Kirche
Hinzuknieen ist erlaubt.

Und nach Allen keuchet Einer,
Dessen Auge trostlos irrt,
Den die Haare wild umflattern,
Dem ein langer Bart sich wirrt;
Einen Reif von rost'gem Eisen
Trägt er um den Leib geschirrt,
Ketten auch um Arm' und Beine,
Daß ihm jeder Tritt erklirrt.

Weil erschlagen er den Bruder
Einst in seines Zornes Hast,
Ließ er aus dem Schwerte schmieden
Jenen Ring, der ihn umfaßt.
Fern vom Heerde, fern vom Hofe,
Wandert er und will nicht Rast,
Bis ein himmlisch Gnadenwunder
Sprenget seine Kettenlast.

Trüg' er Sohlen auch von Eisen,
Wie er wallet ohne Schuh,
Lange hätt' er sie zertreten,
Und noch ward ihm nirgend Ruh.
Nimmer findet er den Heil'gen,
Der an ihm ein Wunder thu';
Alle Gnadenbilder sucht er,
Keines winkt ihm Frieden zu.

Als nun der den Fels erstiegen
Und sich an der Pforte neigt,
Tönet schon das Abendläuten,
Dem die Menge betend schweigt.
Nicht betritt sein Fuß die Hallen,
Drin der Jungfrau Bild sich zeigt,
Farbenhell im Strahl der Sonne,
Die zum Meere niedersteigt.

Welche Glut ist ausgegossen
Ueber Wolken, Meer und Flur!
Blieb der goldne Himmel offen,
Als empor die Heil'ge fuhr?
Blüht noch auf den Rosenwolken
Ihres Fußes lichte Spur?
Schaut die Reine selbst hernieder
Aus dem glänzenden Azur?

Alle Pilger gehn getröstet,
Nur der Eine rührt sich nicht,
Liegt noch immer an der Schwelle,
Mit dem bleichen Angesicht.
Fest noch schlingt um Leib und Glieder
Sich der Fesseln schwer Gewicht;
Aber frei ist schon die Seele,
Schwebet in dem Meer von Licht.

Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

„Was soll ich ferner," fuhr Thomas fort, „von dem scharmanten Verhältniß zu den Kollegen sagen, die ihm Ehre und Verdienst abschneiden, aus reiner Kunstliebe für ihren Säckel, und zu dem Kapellmeister, der aller Ränke voll ist und die Kunst, sammt den Künstlern, der Diskretion einer liebenswürdigen Cantatrice überläßt. O Severin, ich habe das Alles erfahren und geschmeckt, und es ist zum fressenden Gifte in mir geworden! Jezt will ich's einmal anders versuchen. Wo wir hinkommen, kennt uns Niemand, und wenn wir weiter ziehen, fragt Niemand nach unsern Namen. Aber wenn der unscheinbare Trupp Prager Musikanten sich vor einem und dem andern hören läßt, der auch wohl einmal in irgend einer Königsstadt gute Musik gehört hat, wenn Du ihm dann auf Deiner Flöte bläsest, wie Fürstenau, und ich ihm geige, wie Spohr, und Theresens himmlische Stimme erschallt, der keine Catalani gleich kommt, dann freue ich mich auf das dumme Erstaunen des Zuhörers, ich sehe schon jezt im Geiste, wie er den verwunderten Oberamtmännern und den gaffenden Fräulein Töchtern unsere Vortrefflichkeit und seine Kunstkennerschaft predigt. Aber dann ist es auch wiederum gewiß, daß die Wahrheit der Kunst oft am meisten zu diesen sogenannten ungebildeten Gemüthern, die nichts von Fertigkeit und Vortrag, von Takt und Tempo wissen, spricht. Das habe ich erfahren, ob ich's gleich nicht begreifen kann. Und dann die Bauern? Severin, es ist keine Kleinigkeit, einen Tanz gut zu spielen, ihn mit all dem hüpfenden, neckenden Leben auszustatten, das ihm gebührt. Freilich nicht auf den Bällen unserer feinen Welt, wo die Française sich ziert, oder die Galopade raset; da steckt immer der Schulfuchs von Tanzmeister dahinter, und sein verwünsch-

tes Geschnitzel, das aus Menschen Drathpuppen macht. Unter den Bauern nur ist noch die wahre, natürliche Lust zu Hause, die aus dem Herzen quillt in den Geist und in die Glieder, und alles belebt und bewegt. Zu dieser natürlichen Lust müssen denn auch wir, die wir den Bauern aufspielen, aus unserer Bildung zurückkehren, wenn wir der Sache ihr Recht geben wollen, und das ist wahrlich nicht leicht! Nun weißt Du, Severin, warum ich mit euch ziehe, und dann habe ich auch noch einen andern Grund, den behalte ich aber für mich."

Er sah ungeduldig den Hohlweg hinab. Severin dachte einige Augenblicke über seines Pflegebruders ungewöhnlich lange Rede nach und sagte dann: „Es kommt mir vor, Thomas, als wärest Du mit all Deinem Selbstbewußtseyn nicht ganz klar in Deinem Innern. Du widersprichst Dir oft, Du willst die Kunst nur für strenge Kenner vorhanden wissen, und dann mußt Du selbst wieder zugeben, daß ganz einfache, ungebildete Menschen ihre Wahrheit am besten empfinden." — „Laß uns aufhören!" unterbrach ihn ungeduldig Thomas. „Ich habe mich nun einmal ausgesprochen über die Sache, und damit gut! Es ist sonst meine Art nicht, viele Worte zu machen, und es geschieht auch gewiß so bald nicht wieder. Jezt haben wir auch an anderes zu denken. Dort steigen unsere Reisegefährten eben aus dem Thale herauf."

Man sah noch Niemand, aber ein munterer Marsch, der auf einer einzigen Geige gespielt und in kecken Weisen varirt wurde, kündigte die Nähe der Erwarteten an. Die Melodie war seltsam und hatte in ihren abweichenden Rhythmen einen Anflug von Humor, der Severin wie ein toller Gegensatz zu dem harmonischen Leben in der Natur rings umher erschien. Aber die Nahenden waren ihm willkommen. Er sprang auf und rief fröhlich: „Das ist Bendix und kein anderer, und wenn der sich hören läßt, so sind die Uebrigen auch nicht weit!" Der Pflegebruder war liegen geblieben und sah wieder düster in das Thal hinab. So lange er auf diejenigen warten müssen, die eine Verabredung hieher beschied, hatte er sich unruhig bewegt und aus seiner gewöhnlichen Verschlossenheit herausgerissen gefühlt. Jezt war seine Erwartung befriedigt, jezt war er seiner Sache gewiß, und die düstere Gemüthsstimmung, der er sich nur zu gern überließ, kehrte zurück. Severin hatte seine Flöte hervorgeholt und war in das Thema des Marsches eingefallen. Während er blies, hüteten seine Blicke die Baumgruppe, hinter der die Herankommenden hervortreten mußten. Jezt zeigte sich eine kleine Mannsgestalt in hellgrünem Rocke, die rasch bergansteigend mit einer sehr gewandten Bogenführung die Geige strich, dann kam ein hoher, ernster Mann, mit dem Kontrabasse auf dem Rücken, und diesem folgten zwei blühende Mädchen, von denen die eine die Harfe im Arm, und die andere einen leichten Bündel in der Hand trug.

Der Flötenbläser ließ sein Instrument sinken und rief ein lautes: „Willkommen!" hinab. Seine Augen glänzten in einem höhern Feuer, als das schlankere der beiden Mädchen lächelnd zu ihm hinauf nickte und grüßte. Er flog ihnen entgegen. Er nahm der Grüßenden ihr Bündel mit halber Gewalt ab und sagte zu dem Geiger hin: „Hört doch einmal auf mit Eurer heillosen Musik, Bendix, daß man ein vernünftiges Wort sprechen kann! Ihr werdet schon zu spielen bekommen vollauf, und bis dahin spart Eure Kräfte!" — „Was versteht der Gelbschnabel unter heilloser Musik?" erwiederte Bendix, ohne sich stören zu lassen. „Die Variationen am Steeg spielt mir Keiner nach und das Flageolett noch weniger. Oben will ich Euch zur allgemeinen Rührung einen Choral mit der aufgesezten Schnupftabaksdose spielen, und dann werdet Ihr aus einem andern Tone pfeifen."

Er ließ wirklich seine Geige nicht eher verstummen, bis sie alle auf dem Bergrücken angekommen waren. Während er nun sogleich mit einem komischen Sprunge vor Thomas, der seine Stelle nicht verlassen hatte, Platz nahm, rief er nach dem Mädchen, der Severin eine besondere Aufmerksamkeit erwiesen hatte, hin: „Jezt tische auf, Therese, was das Haus, nämlich Dein Bündel, vermag! Laß das lezte Frühstück heranwachsen, das wir auf böhmischem Grund und Boden verzehren, und vergiß auch die zwei Flaschen Melniker nicht, die ich vom lezten Kirchweihfeste aufgespart für diese Gelegenheit. Hat es das Vaterland auch nicht sonderlich um uns verdient, so wollen wir ihm doch ein Vivat beim Abschiede bringen. Leg Deine Harfe nieder, Clara, mein Töchterlein! Gehe Theresen an die Hand! Allegro beim Essen, Prestissimo beim Trinken!" Die beiden hübschen Mädchen packten aus und ordneten Alles in anmuthiger Weise auf dem Rasenplatze. Clara war rasch und lebhaft in allen Bewegungen, ihr munteres Auge flog oft forschend nach Thomas, der seit der ersten grüßenden Bewegung theilnahmlos geblieben war, und nur einige unbemerkte flammende Blicke von unten auf nach Theresen gesandt hatte. Diese war schlanker gebaut, als ihre Freundin. Ihr Antlitz hatte einen sanften Reiz, etwas Schmachtendes, und ihr Auge, wenn es gleich dunkel war, wie ihr Haar, einen Ausdruck von unbeschreiblicher Milde und Güte. Wenn sie einen Arm hob, wenn sie ihren zarten Körper wandte, so geschah dieses mit jenem unbewußten Anstand, den in der Regel nur eine höhere Bildung gibt, mit dem aber sie die Natur ausgestattet hatte. Clara hingegen glich einem hübschen, frohsinnigen Landmädchen. Sie tanzte mehr als sie ging, ihr Blick hatte etwas Schelmisches, ihre Wangen blühten in jugendlicher Frische. Zu dem Geschäfte, welches die beiden Mädchen betrieben, hatte sich Severin mit ihnen vereinigt. Unter Scherzen und Lachen wurde das kleine Mahl auf breiten Blättern, die der dienstfertige Flöten-

bläser herbeigebracht hatte, servirt. Bendix behauptete, es sehe alles so appetitlich aus, daß man in der That den kannibalischen Hunger besitzen müsse wie er, um das zierliche Werk durch einen kecken An- und Eingriff zu zerstören.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Newyork, November.

(Fortsezung.)

Es fehlte nicht an Freunden der Familie, welche die Eltern tadelten, daß sie des Mädchens Hang zum Lesen und Schreiben so sehr nachgäben, und ihnen riethen, sie streng an häusliche Arbeit zu halten; diese liebten aber das Kind zu sehr und verschwiegen ihr sogar diesen Rath. Doch sie erfuhr den Umstand auf anderm Wege, und statt über jene Philister zu zürnen, fing sie an, sich zu bereden, die Leute hätten Recht und die Lage ihrer armen Eltern erheische das Opfer von ihr, welches jene ihr zumutheten. Ohne ein Wort zu sagen, legte sie Bücher und Feder auf die Seite und widmete sich mehrere Monate lang ohne Unterlaß den Pflichten der Wirthschaft. Am Ende aber bemerkte die Mutter, daß Lucretia geistig und körperlich hinzuwelken anfing; nach langem Forschen gestand ihr endlich das gute Kind unter Thränen, daß sie längst aller Geisteserholung entsagt habe; Lucretia mußte ihr versprechen, wenigstens dann und wann zu ihren Studien zurückzukehren. Sie that dieß und schien wieder etwas aufzuleben. Aber der Durst nach Erkenntniß brannte wie eine verzehrende Flamme in ihr, und sie jammerte beständig über den Flug der Zeit. „Wenn ich nur Alles auf einmal umfassen könnte!“ sagte sie oft. Endlich schien es, als sollten ihre heißen Wünsche in Erfüllung gehen. Sie war eben in ihr siebenzehntes Jahr getreten, als ein Fremder, der ihren Geist bewunderte, den Eltern die Mittel zur Erziehung des außerordentlichen Mädchens anbot. Lucretia's Freude war grenzenlos. Sie ward in eine Schulanstalt nach Troy geschickt und fiel nun mit einem solchen Heißhunger über die Wissenschaften her, daß ihre bereits vorher geschwächte Gesundheit dabei zu leiden anfing. Die Briefe, die sie damals an ihre Mutter schrieb, verrathen ein sehr gefühlvolles Herz. In einem derselben heißt es: „Außer den Gedanken an meine liebe Mutter und ihr einsames Leben, und an meinen Vater, der sich zu Tode plagen muß, um für seine Familie zu sorgen, außer diesen Gedanken, (und ich versichere Sie, Mutter, daß sie sich nicht selten bei mir einstellen) bin ich glücklich. O, wie oft denke ich, hätte ich doch nur die Hälfte von dem, was jezt auf mich verwendet wird, und es stände mir frei, diese Hälfte mit meiner Mutter zu theilen, wie glücklich wäre ich!“ — Während der Ferien, die sie zu Hause zubrachte, hatte sie eine Krankheit auszustehen, die sie noch weit schwächer und reizbarer machte. Bald darauf ward sie gefährlich krank. Sie sammelte jedoch so viele Kräfte, daß sie unter das väterliche Dach zurückkehren konnte; aber wer sie sah, war überzeugt, daß sie nicht mehr lange leben könne. Unter den mitgetheilten Gedichten finden sich viele, die mit lyrischem Schwung den jedesmaligen Gemüthszustand bezeichnen; die meisten darunter haben geringen poetischen Werth; sind ja doch die Erstlinge der Dichtkunst selten mehr als Nachahmungen; sie sind aber als die Ergießungen eines Geistes, wie dieser, psychologisch interessant. Auf dem Todtenbette wurde sie oft von einer Furcht gepeinigt, die weit schrecklicher war, als Todesfurcht — die Furcht, wahnsinnig zu werden. Ihr leztes Gedicht, welches sie schrieb und welches unvollendet geblieben ist, drückt diese Empfindung aufs rührendste aus, und der Tod war gewiß Erlösung für sie.

Das Buch enthält bei weitem nicht Alles, was Lucretia Davidson geschrieben, und vielleicht findet sich unter ihrem ungedruckten Nachlaß wenig mehr, das der Vergessenheit entrissen zu werden verdiente; aber aus dem Vorliegenden erhellt offenbar, daß ein ungemeiner Geist hier untergegangen, welcher, wäre er zur Reife gekommen, herrliche Früchte hätte tragen können. Zur Warnung für Eltern und Kinder verdient das Buch weit verbreitet zu werden; denn leider legen wir nur einen zu hohen Werth auf Geistesentwickelung und Kenntniß, wo wir Fähigkeit erblicken, sind wir nur zu begierig, sie geltend zu machen, und manches edle Leben wurde schon das Opfer dieses unbesonnenen Strebens, dessen Triebfeder nur zu oft gemeine Eitelkeit ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Frankfurt a. M., December.

(Fortsezung.)

Der zweite Vortrag, den Dr. Haußmann hielt, gewährte allgemeinere Unterhaltung. Derselbe verbreitete sich über die Diamanten im Allgemeinen und die in neuester Zeit versuchte künstliche Erzeugung dieses Naturprodukts insbesondere. H. begann mit der geschichtlichen Darlegung des Baues der Diamantengruben in Ostindien und Brasilien, berührte in Kürze die neuen am Ural gemachten Entdeckungen und prüfte sodann die von den französischen Physikern angestellten Versuche zur künstlichen Nachbildung dieses kostbaren Edelsteins. Nachdem der Vortragende die unbefriedigenden Resultate dieser Versuche geschildert und die Ursachen dieses Fehlschlagens entwickelt hatte, überraschte derselbe die Gesellschaft durch Mittheilung einer von ihm selbst gefaßten, wahrhaft geistreichen Idee in Betreff der, nach seiner Meinung allein möglichen Verfahrungsweise, den Diamant der Natur nachzubilden. Diese Idee, deren Entwickelung jedoch H. die Bemerkung vorausschickte, er sey auf dieselbe lediglich auf metaphysischem Wege verfallen, habe aber noch keinerlei Versuche zu ihrer Ausführung angestellt, so wie er denn überhaupt an keine vollkommen befriedigende künstliche Erzeugung eines Naturprodukts glaube — ist im Wesentlichsten folgende: Da sich der natürliche Diamant mittelst des chemischen Prozesses in kohlensaures Gas verflüchtigt, so würde man zu seiner naturgemäßen Darstellung vielleicht gelangen, wenn man, umgekehrt, kohlensaures Gas in einen luftleeren Raum brächte und nun auf dieses den elektrischen Strom hinleitete. Daß nämlich auf diese Weise die Natur bei Erzeugung des Diamanten verfahre, scheine aus dem Umstande hervorzugehen, daß die ältesten und in diesem Fache erfahrensten Arbeiter in den Diamantgruben Indiens einstimmig aussagen, daß da, wo sich die meisten Diamanten finden, auch die sogenannten Blizröhren am häufigsten angetroffen werden. — Nicht weniger verdient desselben Kursus über die Wärme, den er ebenfalls im physikalischen Verein eröffnet hat, rühmliche Erwähnung. Da diesem Kursus eine gemischte Gesellschaft von Herren und Damen beiwohnt, so hat H. die schwierige Aufgabe zu lösen, demselben gewissermaßen ein zweifaches Interesse, nach den Forderungen seiner Zuhörerschaft, zu geben.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

Mein Erstes, Zweites, Drittes ist nur klein,
Ein fünfundzwanzigstel des Ganzen mag es seyn;
Drei fünfundzwanzigstel bin ich zusammen? — Nein,
Zusammen werd' ich gar das Ganze seyn.

F. B.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 3.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 4. Januar 1830.

Ringsum in Reihen gestellt und ringsum gefugt, wie ein Stockwerk,
Steigt das Lockengebäu; Andromache siehst du von vorne,
Rückwärts scheint sie ein' andere. —

Juvenal.

Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829. Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

Zweiter Artikel.

Wir sind in der Darstellung der Geschichte der Moden am Schlusse des vorigen Artikels zu dem Zeitpunkte gekommen, wo nach dem Eintritt der französischen Revolution die Verwirrung in Kunst und Literatur, die Charakterlosigkeit in Tracht und Sitte auf das Höchste gestiegen waren. Wir haben jezt darzustellen, wie jenes gewaltige Ereigniß, das die politische Gestalt der Welt änderte, auch äußere Sitte und Gewohnheit wie mit einem Zauberschlage umschuf.

In Frankreich häuften sich so lange Greuel auf Greuel, bis die Leute doch am Ende ein Entsetzen vor sich selbst bekamen und nun beschlossen, gleichsam aus der alten Haut heraus, tausend Jahre rückwärts, der alten Welt anzugehören. Mit Römernamen waren sie durch die blutigen Tage der Revolution vertraut geworden. Sie hatten sie angenommen, weil sie einander mit Römersinn schmeichelten. Enthusiasmus und Tapferkeit, welche die Römer in keinem Augenblick ihrer reichen Geschichte verläugnet, entflammten, im Drange ungewöhnlicher Umstände, die kriegerischen Gemüther unleugbar zu höherem Schwunge, so daß Heer und Volk, im Bewußtseyn ausgeübter Bürgertugend, sicher annahm, den Geist der alten Republik ins Leben zurückgerufen zu haben. Der Weltumwandlung auch äußerlich Gestalt zu geben, suchten die beweglichen Köpfe Gebrauch und Sitte nach jenen Vorbildern zu modeln. Hierzu gehörte indeß Bekanntschaft mit der Antike. Gelehrte wurden befragt, alte Folianten wieder geöffnet, Sprache und Geschichte studirt und gelehrt, die Kenntniß des Alterthums, wenn auch oberflächlich, verbreitet. Dieß bequem zu bewerkstelligen, suchte man noch gefälligere Einkleidungen. So erschien der vielgelesene und übersezte Anacharsis von Barthélemy. Diese Reisen eines jungen Scythen durch die alte Welt machten aus der unsrigen eine neue. Das Beschriebene und der Phantasie bildlich näher Gerückte sollte nun auch der sinnlichen Anschauung vertraut werden. Und wie dergleichen Wünsche, als entständen sie nicht ohne höhere Absicht im Menschen, meistens durch den Lauf der Begebenheiten begünstigt werden, so gaben die Kriege in Italien dem geweckten Geschmack Fortgang und Bestimmung.

Plötzlich fiel, wie auf den Druck einer Feder, der ganze Apparat bisheriger Mode zusammen, und wie sich die fremdgewordene Natur aus allen den Hüllen und Gehäusen heraus schälte, sahen wir eben so verwundert auf die freieren Formen, wie auf das, was sie bisher eingezwängt hatte. Schnürleiber, Kleider mit langen, gedrechselten Taillen, die gute, dicke, häusliche Tasche, das lügenhafte bauschichte Halstuch, alles lag zu unsern Füßen, und stolz hob sich der unbeschwerte Kopf über die Vorurtheile von gestern, seit das Haar, ohne Crepp, ohne gezwun-

genen Aufstrich, leicht und natürlich zusammengeflochten, den Nacken frei, Schläfe und Stirn unentstellt ließ.

Kein schnellerer Wechsel läßt sich in dem Herkömmlichen denken, als der war, da man vom Abend zum Morgen die gefeierte Dame des Tages im griechischen Gewande, dicht unter der Brust gegürtet, dessen anschmiegender Faltenwurf weich herabfloß, die Arme bis über die Hälfte des Oberarmes entblößt, das Haar nach dem Nacken herab in einen Knoten geschlungen, einer antiken Statue ähnlich, über den unklassischen Boden schreiten sah. Nichts von dem Gekrausten, Gekniffenen und Gebauschten des verflossenen Tages war geblieben. Nur ein Saum faßte unten das Kleid ein, und ganz einfach legte es sich um Brust, Schultern und Nacken herum. Der Gurt, nicht über zwei Finger breit, griff genau vorn zusammen. Keine flatternde Zipfel, keine Franzen oder reiche Stickerei hoben ihn heraus. In plastischer Harmonie fügte sich das Einzelne zum Ganzen, und ehe man es geträumt, sahe sich ein lebendes Geschlecht in bewegliche Bilder antiker Museen umgeschaffen.

Mit je größerem Triumph die Pariser Italiens Kunstschätze bei sich aufgestellt hatten, mit desto regsamerer Eil trugen sie das Fremde auf sich über. Jedes Muster wurde zu Genuß und Nutzen angewendet, und im Augenblick füllten Kopien aller Art, von den vorliegenden Mustern genommen, Modegewölbe und Toilettenzimmer. Aus diesen Behältern strömten dann die neuen Schöpfungen weiter und weiter über unser bewegtes Europa. Deutschland überkam sie in einer Zeit höchst geschmackloser Modeverwirrung. So lang Sinn und Urtheil ohne alle Gedanken unbewußt vorwärts getrieben werden, erlangen sie nicht einmal die Fähigkeit, auch nur äußerlich leidliche Harmonie zu bewirken. Aus diesem Grunde herrschte damals eine wunderliche Konfusion, in welcher das Verlangen nach englischer Natürlichkeit, oder was gleichbedeutend war, nach Roman-Idealen, mit eingewurzelter Steifheit vermischt, höchst sonderbare Karrikaturen zu Tage förderte. Man denke sich den Kopf der Damen (denn von den Männern zu reden, werde ich nachher volle Gelegenheit finden) ganz in jenem Bestreben, halb der Natur, halb der Künstelei des Friseurs gemäß, durch eine scharfe Abstufung verunstaltet, indem das Haar auf der Stirn gescheitelt, so glatt als möglich über diese nach beiden Seiten gekämmt und hinter dem Ohr befestigt ward, während unmittelbar auf dem Wirbel die alte tapirte, hohe und breite Frisur ihren Ehrenplatz behauptete. Nun ging es auf dieselbe Weise mit dem übrigen Putze weiter. Gleich der Hals erschien unförmlich dick, denn man umwand ihn mit einem achtfach zusammengelegten Tuche, nach Art übertriebener Männerkravaten, aus welchem das Kinn nur zum Theil heraus sah. Nacken und Brust blieben dagegen frei von Bedeckung.

Doch in der halben Toilette wußte man die Ansprüche des Malerischen und Idealen noch glücklicher zu verbinden. Man war nämlich auf den Einfall gekommen, das Kostüm der unglücklichen Maria Stuart und der hingerichteten Johanna Gray nach Abbildungen modisch zuzustutzen. So trug man, die schottische Königin zu personifiziren, ein schwarzes Kleid, das bis an das Kinn hinauf ging, und hier durch einen breiten, aufwärts stehenden Spitzenkragen eingefaßt ward. Dieser Kragen, der für alle Zeit die nähere Bezeichnung „à la Marie Stuart,“ oder auch blos „un Stuart“ behalten hat, lief nach vorne hin schmal zusammen, war gesteift, und stand rund um Kopf und Gesicht herum, ungefähr eine Handbreit von beiden ab. Er war es hauptsächlich, der nächst dem langen, oberhalb gebauschten Ermel, der Tracht etwas Eigenthümliches gab, was denn freilich zu dem oben beschriebenen Kopfputze wenig paßte. Fast auf gleiche Weise artete sich der Anzug, den man vorzugsweise der Johanna Gray beilegte. Was jener in schwarz, war dieser in weiß. Man benuzte hier, zu die gewöhnliche Chemise und gab dieser weite, in der Mitte kurz über den Ellenbogen und weiterhin über der Handwurzel zusammengezogene Ermel. Um den Hals lief, statt des stehenden, ein abwärts fallender, dicht gekrauster Streifen, der mehrmals über einander gelegt, die erste Fraise bildete, die man seit meiner Erinnerung trug. Wäre in dem Ganzen Uebereinstimmung gewesen, hätte man es schon damals, wie es kurz darauf geschah, über sich gewinnen können, das anders gewöhnte Auge mit dem Fremden völlig vertraut zu machen, oder wäre dieses Fremde selbst und ohne verstümmelnde Zusätze zugekommen, es möchte an der Tracht selbst nichts auszusetzen gewesen seyn; doch in dem Gemisch von Alt und Neu blieb sie steif und völlig ohne Grazie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

Indessen hatte der ernste alte Mann mit dem Kontraviolon dem Treiben der Uebrigen keine Aufmerksamkeit gewidmet. Er stand von ihnen abgekehrt und sah mit feuchten Augen nach dem sonnigen Nebelstrich, der die Ebenen Böhmens bezeichnete. Jezt trat Therese zu ihm. Auch ihre Blicke flogen nach jener Stelle. Eine Thräne glänzte in ihren Wimpern. „Dort ist Deiner Mutter Grab!“ hob der Alte mit leiser, gedämpfter Stimme an. „Dort ruht das liebe Herz, das so viele Jahre lang keine andere Empfindung kannte, kein anderes Streben, als Dein und mein Glück, dem Drucke des Lebens, dem Drange des Bedürfnisses zum Trotze, zu gründen. Sie hat nun ausgesorgt, sie hat die Ruhe gefunden, die ihr nach so vielen Mühseligkeiten gebührt. Aber wir? Wir, Tochter,

sind verwaist zurückgeblieben, der Friede, den Anna in mein Leben gebracht, ist mit ihr entflohn, und ich fühle, daß ich nun keine bleibende Stätte mehr auf der Welt habe, daß ich wandern muß von Ort zu Ort, bis ihr Geist mir den Frieden wieder bringt und mich heimruft zur neuen Vereinigung." Ein tiefer Seufzer quoll aus seiner Brust. Theresens Thränen fielen auf des Vaters Hand, die sie gefaßt hatte. „Dein Kind ist bei Dir!" sprach sie weinend und tröstend zugleich. „Ich gehe ja gern mit in die Fremde, ich will ja gern die unbedeutende Kunstgabe, mit der mich der Himmel beschenkt hat, der Hoffnung zum Opfer bringen, daß Du endlich Deinen Schmerz überwindest, daß das zerstreuende Treiben im Weltgewühl ihn mildert. O, es hat mir manchen Kampf gekostet, ehe ich den Entschluß fassen konnte, öffentlich vor den Leuten zu singen, was ich bisher nur wie eine stille Andacht heimlich getrieben hatte! Oeffentlich, und um des Erwerbs willen! Aber nun bin ich auch fest in meinem Vorsatze, und ich fürchte mich auch gar nicht, lieber Vater."

Thomas hatte mit glühenden, forschenden Blicken, Severin mit unruhiger Besorgniß die Gruppe betrachtet. Jezt rief Bendix, dem die Zeit bis zum Frühstücke lang wurde, ungeduldig herüber: „Ich glaube gar, Ihr führt eine sentimentale Komödie auf? Laßt mir die Possen vor dem Frühstücke! Nachher habe ich selbst so etwas vor, es soll aber nicht angreifen, und ist es fertig, so geht's auf und davon in ein neues Leben, und Alles wird vergessen, was hinter uns liegt. Kommt, sezt Euch! Ihr zu mir, Herzlieb, Du, Therese, zwischen Severin und Thomas! So ist's Recht. Zur Unterhaltung, während des Frühstücks, wollen wir die Statuten unserer Gesellschaft besprechen, die Parthien austheilen; denn ohne eine bestimmte Takt- und Tonart kann nichts bestehen in der Welt, am wenigsten ein Trupp wandernder Musikanten. Ihr, Herzlieb, seyd der Aelteste von uns, und so wie Euer Instrument den Fundamentalbaß spielt, erkenne ich Euch auch als den Grundton der Wanderungssymphonie an, von der wir Uebrigen ohne Euch nur abgerissene Fezen sind. Also unser Direktor Herzlieb, er soll leben, hoch!" Die jungen Männer hoben die zinnernen Becher, die Bendix mit Melniker gefüllt hatte, und nickten dem Vater Theresens zu. Dieser nahm aus der Tochter Hand einen kleinen silbernen Becher, den das Mädchen aus dem Grunde ihrer Reisetasche hervorgeholt hatte. Ein A und ein H zeigten sich verschlungen auf dem artigen Gefäß. Herzlieb lächelte trübe den übrigen zu und trank nur wenig. Clara nippte unbedeutend aus dem Becher ihres Vaters; von Theresen wußten alle, daß sie nie Wein trank. „Jezt kommt eine schwierigere Frage," begann mit wichtiger Miene Bendix aufs Neue, „eine Dissonanz, die nur durch eine verständige Vorbereitung zu lösen ist. Thomas und ich, wir beide spielen die Geige; aber wer von uns soll Primarius, wer Secundarius seyn?" Thomas warf einen verwunderungsvollen, etwas höhnischen Blick auf seinen Mitbewerber. Dann wurde seine Miene noch finsterer, als gewöhnlich, aber er sagte nichts. „Ei, ich dächte, das wäre weder eine schwer zu beantwortende Frage, noch eine wunderliche Dissonanz," versezte dagegen Severin sehr lebhaft. „Ihr seyd zu klug, Bendix, als daß es Euch je eingefallen wäre, Euer sonst ganz gutes, manchmal nur etwas tolles Geigenspiel dem meines Pflegebruders an die Seite setzen zu wollen. Thomas ist Primarius, das versteht sich von selbst." — „Das versteht sich nicht von selbst," fiel ärgerlich Bendix ein. „Freilich spielt Thomas viel besser, viel erhabener, viel künstlerischer, wie ich, aber darauf kommt's bei reisenden Musikanten nicht an. Den Rummel verstehe ich, wie einer; denn ich habe ihn viele Jahre lang mitgemacht und bin alt darüber geworden. Meint Ihr, die Leute in der Welt, die uns ihre Batzen bringen sollen, hätten nur Gefallen an dem Herzergreifenden, Rührenden, Melancholischen? Prosit die Mahlzeit! Ergözt, belustigt wollen sie seyn. Thomas mag geigen, wie ein Professor des Pariser Conservatoriums oder wie der längst verstorbene heidnische Virtuos Orpheus, ich wette meinen Straduarius darauf, daß ich ihn doch aussteche." Severin konnte sich eines Lächelns nicht enthalten, das Bendix bemerkte. „Lacht, wie Ihr wollt, Ihr werdet es sehen!" fuhr dieser hitziger fort. „Erfreut will die Menge seyn, aber nicht jammervoll nach Hause gehen, und auch der Frau und den Kindern etwas von der Rührung mitbringen. Das ist das ganze Geheimniß. Mein Lehrer, der große Scheller, den die undankbare Welt schon so bald vergessen hat, verstand die Sache aus dem Grunde. Von ihm habe ich den musikalischen Wandercomment gelernt. O, ich kann auch rühren, wenn ich will; aber ich thu's nicht für gewöhnlich, weil es nichts einbringt. Laßt nur den Thomas seine Konzerte von Spohr, seine Polonaisen von Mayseder spielen. Ich trete nachher auf. Ich stimme ein ganz einfaches Thema, etwas Bekanntes, Volksmäßiges an: den lieben Augustin oder den Vetter Michel. Das freut schon die Leute; denn wer findet nicht gern einen alten Bekannten wieder? Dann gehe ich gleich in eine Variation über, Sprünge, Triller, Staccato mit einem Finger durch die halben Töne, zartes Flageolett, Quinkeliren am Steg, Doppelgriffe, alle diese Dinge werden durchgemacht. Die Zuhörer verwundern sich und meynen, ich sey etwas Rechtes. Jezt Geige und Bogen auf den Rücken, dann über den Kopf, dann unter den Beinen durch, endlich mit dem Instrument auf dem Bogen, und so den lieben Augustin und den Vetter Michel durcheinander gehaspelt, gekrazt, gewüthet — Bravo! Bravissimo! ruft's von allen Seiten, und die Batzen fallen wie Regentropfen bei einem Gewitterschauer. Man nennt mich Scheller, den

Wiederauferstandenen, oder gar Paganini — Teufel! daß ich den nicht gehört habe! Die Glockengeschichte machte ich ihm gewiß auch bald nach! Wenn Ihr's mich aber so nicht wollt treiben lassen," sezte er ruhiger, indem er trank, hinzu, „so stehe ich für nichts, für keinen Heller Profit, nicht einmal für die Reisekosten!" (Die Forts. folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., December.

(Beschluß.)

Bei dieser Veranlassung wollen wir einige Worte über eine neue Erfindung des Freiherrn v. Drais aus Mannheim sagen, die derselbe bei seiner lezten Anwesenheit produzirte und die uns Beachtung zu verdienen scheint, weil sie von praktischem Nutzen zu seyn verheißt. Es betrifft diese Erfindung, welche schon vor mehreren Jahren die Aufmerksamkeit der brasilianischen Regierung erregte, bei welcher Hr. v. D. dasmit debütirte, eine Schnellschreibmaschine, deren Hauptcharakter darin besteht, daß durch einen leichten Fingerdruck ganze Buchstaben und durch einen Taktschlag der Hände ein Wort ausgedrückt wird. Ihrer Form nach stellt die Maschine ein hölzernes Kästchen von der Größe eines Kubikfußes dar, auf dessen Oberfläche sich in der Mitte eine Oeffnung von vier Zoll im Quadrat befindet. Um nun Buchstabe um Buchstabe darzustellen, darf der Schreiber, der sizend die Maschine auf dem Schooße oder zwischen den Beinen hält, nur die mit den verlangten Buchstaben bezeichneten Tasten der Reihe nach leicht niederdrücken, um auf einem in dem Innern der Maschine befindlichen Papiere den entsprechenden Abdruck zu bewirken. Schon auf diese Weise kann man eine große Schnelligkeit erreichen, zumal wenn man die Fingerfertigkeit eines geübten Klavierspielers besizt, da man gleichsam nur Punkte, statt ganzer Buchstaben, zu machen braucht. Indessen hat Hr. v. D. noch eine andere Methode erdacht, welche, auf die Kombination der Zahl 4 sich gründend, es möglich macht, jeden der verlangten Buchstaben des Alphabets auf jedem ¼ der 16 Tasten auszudrücken. Durch die Befolgung dieser zweiten Methode, wodurch ganze Wörter dargestellt werden, wird es möglich, so schnell oder noch schneller zu schreiben, als man sprechen kann, indem Taktschläge mit den Händen in eben so kurzer oder in noch kürzerer Zeit zu bewirken sind, als Wörter ausgesprochen werden können. — Der praktische Nuzen der hier allerdings nur in flüchtigen Zügen und daher sehr unvollkommen skizzirten Erfindung möchte sich, was die erste Methode betrifft, vornehmlich bei Blinden bewähren; sodann dürfte dieselbe auch Personen, die undeutliche Handschriften schreiben, sehr zu empfehlen seyn. Die Anwendung der zweiten Methode würde vornehmlich beim Nachschreiben parlamentarischer Verhandlungen mit Vortheil angewendet werden; auch könnten, meint der Erfinder, sehr schnell denkende Schriftsteller sich ihrer bedienen, um eine desto größere Menge ihrer Geistesprodukte zu Tage zu fördern, was denn freilich nur ein relativer oder doch sehr bedingter Gewinn für das Publikum seyn möchte.

Unsers anmuthigen Erzählers G. Dörings Phantasiegemälde für das Jahr 1830 sind so eben ein Gemeingut der Lesewelt geworden. Sie zeichnen sich vorzüglich durch die Haltung der Charaktere aus, die, sind sie auch Schöpfungen der Phantasie des Dichters, doch so aus dem gesellschaftlichen Leben, wie es wirklich ist, gegriffen sind, daß der Leser nicht selten dieses oder jenes ihm bekannte Individuum mit den treffendsten Zügen darin geschildert zu finden glaubt.

Haben wir auch keine Neujahrsmesse, wie Leipzig, so entschädigt uns dafür doch unser um so reichlicher ausgestatteter Weihnachtsmarkt. Derselbe ist jezt in vollem Flor und das Gedränge um die schön geschmückten Kaufläden ein Schauspiel, das den Liebhaber von dergleichen Volksscenen fast die strenge Winterkälte des 50sten Breitegrades, unter dem wir leben, vergessen läßt. Will man sich aber überzeugen, wie weit es unsere Handelsindustrie in wohlgeordneter Auswahl und Anhäufung geschmack- und kunstvoller Festgeschenke gebracht hat, so darf man, unter mehreren andern, nur das so herrlich damit ausgestattete Lokal des Hrn. Albert besuchen. Dasselbe ist in der That das vollständigste Museum in seiner Art, das selbst schon demjenigen Befriedigung gewährt, der es lediglich in der Absicht betritt, um sich an den Fortschritten zu vergnügen, welche die technischen Künste in Erzeugung der mannigfaltigsten Gegenstände, von den kostspieligsten mechanischen Instrumenten an bis zu den geringsten Kinderspiel-Werkzeugen herab, gemacht haben.

Newyork, November.

(Fortsetzung.)

Ein Gegenstand, der, wie Alles in dem neuen und außerordentlich schnell aufblühenden Lande der Vereinigten Staaten, das übelwollende oder ungründliche Urtheil kurzsichtiger Reisenden erfahren hat und über den namentlich Engländer sehr viel Oberflächliches gesprochen haben, ist die englische Sprache, wie sie von den Amerikanern gesprochen wird. Es ist etwas so durchaus Neues, etwas so Interessantes, dieselbe Sprache von zwei großen, freien und in sich thätigen Nationen sprechen zu hören, daß einige Bemerkungen über Amerikanismus nicht unwillkommen seyn werden. Wir entheben sie dem im ersten Bande der Encyclopaedia Americana (herausgegeben von unserm Landsmann Dr. Franz Lieber), welcher so eben erschienen ist, enthaltenen Artikel Americanism. Die Abweichungen der Amerikaner vom englischen Sprachgebrauche in der Sprache des gewöhnlichen Lebens wurden schon lange von Zeit zu Zeit von einigen ihrer eigenen Schriftsteller und von den Kritikern des Mutterlandes gerügt. Unter den amerikanischen Schriftstellern, die darauf aufmerksam machten, war der bedeutendste Franklin, der selbst sehr rein und in einem korrekten Styl schrieb und die Irrthümer, in welche das Volk mehrerer Staaten fortwährend, sowohl in Hinsicht „des Ausdrucks als der Aussprache" verfalle, in scharfen Worten tadelte. Diese Bemerkung wurde vor vierzig Jahren gemacht, zu welcher Zeit Franklin selbst einige Worte besonders hervorhob, die er als unzulässige Neuerungen in unserer parlamentarischen Sprache bezeichnete, wie z. B. die Zeitwörter to notice, to advocate and to progress, von denen er das lezte, als das plumpste und abscheulichste von den dreien, gänzlich verwarf. Das Wort opposed, fügte er hinzu, wird, obgleich es kein neues Wort ist, doch in einer neuen Bedeutung gebraucht, z. B.: The gentlemen who are opposed to this measure, to which I myself have been opposed. Die englischen Schriftsteller haben sich bis vor sehr kurzer Zeit in strengen Bemerkungen über die Abweichungen von der englischen Regel, wie sie bei den amerikanischen Schriftstellern vorkommen, gefallen, obgleich sie in einzelnen Fällen gerade die Worte, die sie früher verdammten und verwarfen, gebrauchten. Von den Wörtern, die die Engländer nun selbst gut heißen, wurde das Zeitwort to advocate noch im Jahr 1793 als eines angeführt, welches die Amerikaner „ohne scheinbaren Grund erfunden, und das die Engländer anzuerkennen ganz und gar verweigert hätten." Aber dieses unglückliche Wort ist schon, wie man neuerlich entdeckt hat, von Milton gebraucht worden, dessen vorzügliche Prosa bis auf die neueste Zeit über der Herrlichkeit seiner poetischen Diktion vergessen worden war. (Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 4.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 5. Januar 1830.

Wohlauf! noch getrunken
Den funkelnden Wein! —
Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus;
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus!

Justinus Kerner.

Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

„Er hat leider recht!" sagte Herzlieb. „Die thörichte Welt will es nicht besser haben, und wer in ihr sein Fortkommen sucht, muß sich nach ihr bequemen." — „Für solche Dinge überlasse ich ihm auch gerne den ersten Platz," ließ sich Thomas in einem bittern Tone vernehmen; „hält Bendix sich nicht zu gut, einen Hanswurst abzugeben, so ist das seine Sache. Aber akkompagniren werde ich zu diesen Gaukeleien durchaus nicht. Ich ehre die Kunst nicht um der Menschen, ich ehre sie um ihrer selbst willen." — „Ich ehre sie des Geldes wegen, das sie einbringt!" fiel Bendix ein. „Aber, Herzensschatz, Goldthomas, Du sollst auch gar nicht Deine vornehme Geige zu meiner gemeinen Fidel erklingen lassen! Mein Clärchen krabbelt dazu auf der Harfe herum, und das ist alles, was ich brauche." — „Wenn Ihr's haben wollt, Vater, so muß ich wohl gehorchen," sagte Clara in einem verdrießlichen Tone. „Aber gern thu' ich's nicht. Thomas hat ganz recht," fuhr sie mit einem freundlichen Blicke auf diesen fort. „Wie schwer ist mir's nicht gefallen, ehe ich ein Paar Passagen auf der Harfe klimpern konnte, und welche unsägliche Mühe hat es mir nicht gekostet, ehe ich es so weit brachte, wie ich jezt bin. Nun soll ich die Frucht meines Fleißes zu solchem schnöden Spielwerk hergeben! Ich werde nur mit Widerwillen spielen, und unter einer Bedingung: wenn wir nach Cassel kommen, so müßt Ihr's dahin bringen, daß ich mit Madame Spohr eine Doppelsonate spiele. Das ist das Höchste, was ich mir vorgesezt habe." — „Fiat!" rief in einem pathetischen Tone der Vater, der einmal durch die lateinische Schule gelaufen war. „Im Uebrigen steht den Weibern keine Stimme im Rathe zu, sie müssen pausiren, während wir konzertiren, das heißt mit einander streiten. Der Punkt wäre wiederum abgethan, und nun kommt der Hauptpunkt an die Reihe."

Severin und Therese, die indessen leise mit einander über die Reize der Gegend gesprochen hatten, wurden durch diese bedeutungsvolle Vorbereitung wieder zur Aufmerksamkeit auf die statthabenden Verhandlungen bewogen. Thomas sah mit einem finstern, argwöhnischen Blick nach ihnen hin. Sie bemerkten es nicht. „Wer soll das Geld einsammeln?" hob Bendix mit erhöheter Stimme an. „Dieses ist die Frage, sagt der Prinz in der Komödie, und ich beantworte sie mit einem einfachen Ich! Am besten wären die Mädel dazu, aber sie haben es schon früher rund abgeschlagen und ich fühle auch so etwas von Vaterpflicht und wunderlicher Tugend hier unter dem dritten Knopfloch, das mir verbietet, darauf zu dringen. Herzlieb ist Direktor und darf schon deßhalb nicht mit dem Teller oder mit dem Notenblatte herumgehen, Thomas würde lieber den Chimborasso ersteigen und dort ein Solo spielen, als seinen

Rücken krümmen zum erheischenden Komplimente, Severin wäre im Stande, einem Gesichte, auf dem sich die Freude über unser Spiel ausdrückte, die Zeche gar zu schenken. Es bleibt also Niemand übrig, als ich. Ich bin weder stolz noch großmüthig, und wenn ein lustiger Patron meinen frazzenhaften Bückling sieht, den ich mir als eigener Tanzmeister einstudirt habe, so thut er ein Uebriges und greift seinen Säckel über Noth an. Meine Ehrlichkeit bezweifelt hoffentlich Niemand." — „Nein, nein!" rief lachend Severin. „Ihr seyd so ehrlich, als gutmüthig, und wäret im Stande, noch aus Eurer eigenen Tasche darauf zu legen, wenn Euch einmal die Einnahme zu gering schiene und Ihr nämlich selbst etwas in der Tasche hättet. Ihr seyd also der Kassirer, Ihr spielt diese Parthie Solo, in Euch verehren wir unsern Finanzvirtuosen." — „So wäre denn Alles in bester Ordnung!" sagte Bendix und rieb sich vergnügt die Hände. Er sprang mit einer komischen Gebärde, die besonders durch die rasche Bewegung der linken, etwas höckerichten Schulter ins Groteske fiel, vom Rasen auf. „Den lezten Rest Melniker auf eine glückliche Wanderschaft, auf Einigkeit in Noth und Ueberfluß, obschon ich glaube, daß wir für den lezten Fall nicht sehr zu sorgen brauchen!" fuhr er dann fort. „Nun eingepackt, Ihr Mädel! Aufgepackt, was noch aufzupacken ist, und dann frisch und fröhlich in's neue Leben!"

Die Männer erhoben sich, während Therese und Clara seinem Geheiße Folge leisteten. Herzlieb starrte wieder in die böhmischen Ebenen hinab, Severin war an seine Seite getreten. Die Blicke, mit welchen der alte Mann an dem dämmerigen Streifen Landes hing, sprachen aus, wie schwer es ihm bei allem Leiden, das ihm die Heimath bereitet, falle, sich von ihr zu trennen. Hatte er doch, nach dem Laufe der Natur, nur eine schwache Hoffnung, diesen Boden je wieder zu betreten, da sein Haupt schon das Silber zeigte, das mit dem Himmelsglanz, der über die Bahre hereinbricht, so nahe verwandt ist. Thomas ordnete indessen etwas an seinem Instrumente, Bendix war hinter einem benachbarten Gebüsche verschwunden, ohne daß es die Uebrigen bemerkt hatten. Die Mädchen schafften und packten, und waren bald mit ihrem kleinen Geschäfte zu Stande gekommen. „Vater Herzlieb," wandte sich indessen Severin in einem traulichen Tone zu dem schwermüthigen Greise; „es ist nicht wohlgethan von Euch, daß Ihr den Sinn für die Gegenwart, die Hoffnung auf die Zukunft ganz und gar einer trüben Vergangenheit opfert. Alles hat sein Recht, auch die wandelbaren Gestalten der Zeit verzichten nur zu des Menschen Nachtheile auf das ihrige. Gebt den hingegangenen Tagen ihre Thränen, der Gegenwart eine freudige Theilnahme, der Zukunft ihre Hoffnungen. Ihr habt eine treue und liebevolle Hausfrau verloren, aber Ihr steht doch nicht ganz allein, und das Leben bewahrt auch noch Freuden für Euch." — „Sie war der Engel meines Daseyns!" sagte Herzlieb mit gepreßter Stimme, indem er die Hand des jungen Mannes drückte. „Jezt ist es Therese," fiel Severin feurig ein. „Was Ihr verloren habt in einem trefflichen Weibe, das findet Ihr in der Tochter wieder. Und dann, Herzlieb, das Leben ist so reich an herrlichen Gaben, daß wir wohl eine, die wir liebgewonnen hatten, missen können auf eine Zeit lang. Erdenschmerz und Erdenfreude sind vergänglich nach der ewigen Ordnung der Dinge, nur das schwache Menschenherz will das oft in seinem Trotze und seiner Verzagtheit nicht anerkennen." Auch Therese war herzugetreten und sah bittend zu dem Vater hinauf. Dieser ahnete wohl, daß Severin mit seinen Empfindungen auch die der Tochter ausgesprochen hatte. Er drückte beiden die Hände und sagte dann, tief Odem holend, mit dem Wesen eines Menschen, der endlich einen schweren Entschluß gefaßt hat: „Ja, Kinder, ich will mich bemühen, zu vergessen. Ich kehre ja dem Vaterlande den Rücken, um in der Fremde Vergessenheit zu finden. Habt nur Geduld! Laßt mich nur erst weit, weit seyn, laßt erst Berge und Ströme zwischen mir und der Stätte meiner Leiden liegen, dann sollt ihr sehen, wie ich ein anderer werde, wie ich auch wieder das Gute des Lebens und vielleicht seine Freuden empfinde."

In diesem Augenblicke rauschte aus den nahen Büschen ein leiser Akkord, wie das Tönen einer sanft angeregten Aeolsharfe. Schwellend wuchs der Akkord und ging über in einen vierstimmigen Choral. Es klang nicht wie Saitenspiel, nicht wie Harmonie von Blasinstrumenten, nicht wie gedämpfter Gesang menschlicher Stimmen. Es war ein melodisches und harmonisches Säuseln, wie wir uns aus Mährchen und Sagen eine Idee von den magischen Gesängen der Elfen bilden. Severin sah mit glänzenden Blicken in den grünen Wald. Er wußte recht gut, woher die wunderbare Musik komme und wie es sich mit ihr verhalte; aber er gab sich gern süßen, lieblichen Träumen hin. Das waren die jungen Frühlingsblätter an den Zweigen, die sich melodisch bewegten, das war die Felsenquelle, das waren die summenden Käfer, die harmonisch einstimmten: es war der Abschiedsgruß der langbewohnten Heimath an die scheidenden Wanderer. Alle lauschten schweigend; selbst Thomas, der die Art, eine solche Wirkung hervorzubringen, verachtete, fühlte sich dennoch von ihr ergriffen. Der Choral rauschte fort in schmelzenden und schwellenden Akkorden. Es war, als wollte er eine kleine Gemeinde zum Gottesdienste versammeln. Die Mädchen kannten den Gesang. Von den nämlichen Empfindungen und Gedanken angeregt, stimmten sie leise ein, Severin und Thomas folgten ihrem Beispiele, und die Trennungsstunde vom Vaterlande wurde zu einer Andachtsstunde, die tief in aller Herzen drang. Die Akkorde aus dem Gebüsche verhallten, die Sänger schwiegen. Hinter den Bäumen, die

ihn verborgen hatten, sprang Bendir hervor. „Das war der versprochene Choral mit der Schnupftabaksdose, das war etwas Rührendes nach meiner Façon!" rief er, indem er hastig Geige und Bogen in die Ledertasche schob. „Aber jezt fort! Keinen Augenblick länger verweilt! Die Rührung möchte sonst mehr um sich greifen, als nöthig. Fahre hin, Vaterland! lebe wohl, Böhmen!" Er schwang sich beweglich gegen den Bergrand hin, der nach jenseits ablief. „Lebe wohl, Böhmen!" riefen auch die andern. Alle stiegen langsam, jeder seinen besondern Betrachtungen hingegeben, in das Wiesenthal hinab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829. Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

(Fortsetzung.)

Ich entsinne mich eines kleinen Festes aus jenen Tagen, bei welchem eine Dame, über die Blüthezeit hinaus, dabei sehr hager und außerordentlich bleich, sonst von schöner, regelmäßiger Gesichtsbildung und ganz schwarzem Haar, in dem Todtenhemd der Johanne Gray mit einem veralteten Maltheserritter schottisch tanzte; und zwar so, wie die Mode jenen natürlichen, volksthümlichen Tanz umgewandelt, nämlich den rasch zufahrenden und eben so abstoßenden Takt der Schritte in ein gewisses balletartiges Hüpfen und Trippeln verkehrt hatte. Der ritterliche Gefährte, ebenfalls hager, noch dazu sehr braun, von dunkler Hautfarbe, übertrieben elegant und französirt, nahm sich in der rothen Uniform so frappant neben dem Schatten der englischen Königin aus, daß mir vielleicht gerade deßhalb jenes Kostüm beifiel, um den schwankenden Geschmack eines Zeitmomentes anschaulich zu machen, von dem nur durch Thatsachen ein charakteristisches Bild gegeben werden kann.

Mitten in diesem Hin- und Herschwanken, diesem Wollen und nicht recht Wissen was, lößte ein neuer Lebenswechsel den Schmetterling aus der Puppe. Die französisch-griechischen Frauen streiften mit einem Male die verschrumpfte Hülle ab, und tauchten so aus dem Strome der Zeit verjüngt, unkenntlich, meist sehr reizend unter uns auf.

Erstaunen, Tadel wie Bewunderung begrüßten sie. Nachahmend folgten Alle. Nur sehr Wenige fanden ihre Rechnung nicht dabei; die meisten leidlich hübschen und jungen Personen nahmen sich in der einfachen, idealen Tracht gut aus. Einmal erschien Jede in dem kurz gegürteten, lang ausfallenden Kleide größer, ferner durch das Anschmiegen verschwimmender Falten schlanker. Die natürliche Grazie der Bewegungen, durch keine Rücksicht auf Crévées, Puffs und Krausen gehemmt, entwickelte sich eigenthümlich. Es war nicht mehr die gleiche Sorge vor Zerknittern, Verschieben und Eindrücken, welche Alle gleich stehen, gehen, sitzen, sich drehen und wenden ließ. Der Kopf, der Nacken, die Arme und Füße durften sich in angeborner Form zeigen. Keine Toilettenregeln bestimmten ihre Bewegungen. Diese, nur von der größern oder geringern Harmonie des Körpers abhängig, ließen der Seele Zutritt und gewannen wieder Charakter. Das ganze Wesen der Frauen ward unwillkührlicher, und dadurch, daß sie wirklich viel weniger gezwungen wurden, immer und immer auf das Gerüst ihres Putzes zurückzukommen, auch wärmer, lebendiger. Kurz, sie standen unerwartet im Widerscheine eines Frühlings, wie er der Welt längst untergegangen war. Aber gerade das Naturgemäße jeder einzelnen Persönlichkeit, das an sich Nothwendige in ihrem Erscheinen, das forthin durch keine fremde Zuthat unterstützt, noch auch gehindert werden mochte, war, wie der Reiz, so auch die Klippe der gewonnenen Freiheit: der Reiz, weil man sich unleugbar bewußt werden mußte, das leichte Gewand, die einfache Form desselben, das zusammengewundene Haar sey nur ein negativer Putz, er leihe nichts, er gestatte aber, daß die Vollkommenheit der schönen, die Grazie der reizenden Gestalt sich reiner entfalte; die Klippe findet sich von selbst hierin: wer so viel zu leisten vermochte, wollte mehr thun dürfen, wem nichts durch sich gelang, wollte erborgen. Beide störten den Einklang, auf dem eben alles beruhete.

Es konnte nicht anders kommen; aber es war schade, daß die zarte Grenze des Schicklichen überschritten ward, ehe sich noch das Auge mit dem wahrhaft Schönen vertraut gemacht hatte. Es geschieht ja auch sonst wohl, daß der Strom Goldkörner ausspült, die nächste Welle aber das kostbare Metall vom Gestade wegschwemmt und es der Fluth wiedergibt. Der Mensch verweilt nur selten bei einem Dinge so lange, bis er es versteht und sich zu eigen macht. Der Wechsel ist einmal sein Element, und so sieht er denn mit neuen Gedanken und neuen Empfindungen die Sonne untergehen, während er sie eben erst beim Aufgange jauchzend begrüßte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Newyork, November.

(Fortsetzung.)

Die Abweichungen der Amerikaner von der englischen Sprache können folgenderweise klassifizirt werden: 1) Ganz

neue Wörter, deren Zahl außerordentlich klein ist, z. B. caucus; von dieser geringen Zahl aber sind die meisten nothwendig und aus dem veränderten Leben hervorgegangen, z. B. boatable, was der Amerikaner zum Unterschied von navigable gebraucht; „a river is boatable“ heißt, er ist mit Booten und Flößen schiffbar, nicht aber mit Dampfbooten, Schoonern oder andern Kielschiffen. Dieser Unterschied ist, wie man sich leicht denken kann, in den flußreichen Ländern Nordamerika's, wo dem neuen Ansiedler so viel darauf ankommt, inwiefern er den Fluß, an welchem er sich vielleicht niederläßt, benutzen kann, höchst wichtig. 2) Wörter, welchen die Amerikaner eine andere Bedeutung als die Engländer gegeben haben, z. B. clever, das in England geschickt, tüchtig, in Amerika brav, redlich heißt; daher man in den höhern Cirkeln Amerika's, wenn das Wort clever gebraucht wird, nicht selten die Frage hört: the american clever or english clever? oder to girdle, gürten, das beim amerikanischen Ansiedler bedeutet: die Rinde des Baumes mit dem Bast in einem Ringe am Stamm des Baumes nahe an der Wurzel entfernen, um dadurch den Baum zum Absterben zu zwingen. Man wendet diese Art, ein Land zu entwalden, an, um den hohen Arbeitslohn des wirklichen Fällens zu ersparen. 3) Wörter, deren ursprüngliche Bedeutung in Amerika beibehalten wurde, während die Engländer ihnen eine neue gegeben haben; deren gibt es nicht wenige. 4) Provinzialismen, welche ursprünglich von verschiedenen Gegenden Englands durch die ersten Auswanderer nach Nordamerika verpflanzt wurden und jezt noch hier gebraucht werden, gerade wie sie auch noch in dem Mutterlande fortdauern; diese Klasse von Wörtern ist gänzlich auf die Sprache des Umganges beschränkt. 5) Wörter, welche in England veraltet und außer Gebrauch, in Amerika aber noch ganz gangbar sind, z. B. to tarry. So trifft man überhaupt in Amerika manche biblische und Shakespeare'sche Wörter noch in täglichem Gebrauch, welche sich in England in die poetische Sprache zurückgezogen haben, z. B. yonder. Indeß muß hier auch bemerkt werden, daß manches dieser Wörter und gerade das angeführte yonder, was kein Londoner mehr gebrauchen wird, noch in manchem englischen Shire in der Umgangssprache fortlebt. Bei allen diesen Klassen darf jedoch nicht vergessen werden, daß sehr viele der angedeuteten Wörter theils nur an einigen Orten gebraucht werden, theils technisch, theils gemein sind, oder von einzelnen Schriftstellern aufgenommen werden, deren Eigensinn oder affektirter Styl von der Nation im Ganzen durchaus nicht nachgeahmt wird. Der erste Versuch, eine Sammlung aller Amerikanismen zu veranstalten, war der des Hrn. John Pickering, welcher sie, in einem Wörterbuch zusammengestellt, in den Memoiren der amerikanischen Akademie im Jahr 1809 bekannt machte. Es ist ein Verzeichniß von ungefähr 500 Wörtern und Redensarten, welche alle sorgsam geprüft und sämmtlich auf den englischen Ursprung zurückgeführt sind. Es sey uns noch erlaubt, des Lesers Aufmerksamkeit auf den Umstand zu richten, daß England und die Vereinigten Staaten von Amerika das erste Beispiel zweier großen, freien und thätigen Nationen in der Geschichte sind, welche täglich neue und charakteristische Züge entwickeln, in sehr großer Entfernung von einander leben und doch eine gemeinsame Sprache und gemeinsame Literatur haben.

(Der Beschluß folgt.)

Chambery, December.

Es ist bereits über ein Jahr, daß ich Ihnen nichts von unserer kleinen savoyischen Hauptstadt berichtet habe. Ich kann nun einen artigen Vorrath inländischer Memorabilien zusammenfassen und Ihnen über die Berge in ein Land schicken, wo man zwar weniger ißt und trinkt, als bei uns, aber dafür freier athmet. Es scheint, mit dem Athmen wird es jezt immer schlimmer, je weiter man nach Süden kommt. Aber in der Gazette Piemontaise und unserm Journal de Savoie ist alle Tage zu lesen, daß wir das glücklichste Volk von Europa sind und daß uns die andern beneiden müssen. Dieß wird auch Jeder glauben, der unsere großen und kleinen Gesellschaften, mit heitern, immer vergnügten Frauenzimmern, wer ihre Windmühlenhüte und Faßärmel sieht, wer sie mit den Herren lachen und schäkern hört. Nirgends in der Welt geht es lustiger zu, als bei uns. Ein Ball drängte vorigen Winter den andern. Unsern schönen und jungen Savoyerinnen geht aber gutes Essen und Trinken noch über Tanz und Spiel. Das Theater zog auch viel Leute an, zumal der Logenverkehr hier schon ganz italienisch ist. Uebrigens sage mir keiner etwas über unsere Damen, denn über Tanz und Lust vergessen sie nicht, daß Andere nicht tanzen und lustig seyn können. Sie sammeln oft für die Armen und arbeiten wohl gar manchmal für sie, so wenig sie auch sonst die Hände anders bewegen mögen, als um Handschuhe aus- und anzuziehen, mit dem Fächer zu spielen und Messer, Gabel und Glas zu manipuliren. Bei alle dem fehlt es ihnen nicht an Geist, der den Männern fast ganz abgeht, die Jüngern müßten ihn denn versteckt halten. Mit den Aeltern, die früher in Frankreich gedient haben, läßt sich eher ein Wort reden.

In geselliger Beziehung hat Aix den größten Einfluß auf uns, denn unser Sommer wäre wohl, wie in allen Nachbarstädten von einiger Bedeutung, arm an Unterhaltung, wenn wir Aix nicht hätten, das uns so angenehm ist, wie Wiesbaden den Frankfurtern und Hanauern. Ich habe ein recht artiges Buch vor mir liegen, das den Grafen de Fortis zum Verfasser hat; es heißt: Amélie, ou voyage à Aix-les-Bains et aux environs. 2 Vol. Chambéry 1829. Es enthält in ziemlich anmuthigen Aufsätzen beiläufig Alles, was den Fremden über dieses Bad anziehend und wichtig seyn kann, und da dieß Werkchen wohl schwerlich über die Landesgrenze hinaus kommen wird, so will ich Einiges ausziehen, was bei Ihnen Interesse haben dürfte. „Von allen Seiten kommt man jezt nach Aix, aus Savoyen, der Schweiz, Frankreich, Deutschland, Italien, ja selbst von Polen, Rußland und Nordamerika. Hier, wie in andern bedeutenden Badeorten, trifft der Kranke mit dem Gesunden, Kräftigen und Lebenslustigen, der steinreiche Fürst mit dem Armen, der Diplomat mit dem reichen Bankier zusammen. An den Spieltischen, im Theater und auf Spaziergängen mischt sich das Ungleichartigste: junge Männer, die mit frohem, hoffendem Blick in die Zukunft schauen und genußsüchtig an der Gegenwart hängen, Greise, die nur von Erinnerungen zehren, junge Frauen mit zarten, sehnsüchtigen Nerven, alte mit haltbaren, Kriegsleute, die dem Tod nur mit Narben und Wunden entgangen sind. Für Alle ist gesorgt, und eine reiche, grandiose Natur in Nähe und Ferne empfängt die Gäste. Durch seine örtliche Lage ist Aix leicht für die Nachbarländer und Städte, für Lyon, Grenoble, Marseille, Paris, Genf, Lausanne, Bern, Turin, Genua und Mailand zugänglich, und von daher kommen auch die mehrsten Badegäste.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 5.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 6. Januar 1830.

— In bewegter Zeit
Muß sich das Leben rasch und bunt gestalten.

F. Müller.

Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829. Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

(Fortsetzung.)

So lange Maaß und Sitte die Entfaltung des erwachenden Geschmackes hüteten, bewahrte sich dieser in seinem Streben. Die größte Einfachheit blieb eine Weile unzertrennlich von dem gewonnenen Begriff der Harmonie. Diese durfte nicht unterbrochen werden, wollte man den Vorbildern der Antike einigermaßen ähnlich bleiben. Und das wollten die Coryphäen der neuesten Mode in diesem Augenblick. Nicht umsonst war man es inne geworden, wie sehr das Ebenmaaß, die Feinheit und Fülle der Formen in der duftigen Verhüllung überraschten, wie eine Hand erst jezt schön genannt zu werden verdiene, seit das Auge sie in richtigem Verhältnisse zu dem fast unbedeckten Oberarme würdigen gelernt, was der lebendige Ausdruck des Gesichtes durch freiere Bewegung des Kopfes, durch gefälliges Wenden des Halses und den unentstellten Abfall der Schultern gewinne. Niemand war gleichgültig gegen die Aufmerksamkeit der Künstler, die den weichen Wellenlinien des Nackens, der Biegsamkeit und geschmeidigen Anmuth der Glieder ihre Bewunderung zollten. Der Gedanke kam wohl Einzelnen, allmählig werde entwickelte Bildung festhalten, was vergängliche Mode vorübergehend gebracht hatte. Deßhalb ward einen flüchtigen Augenblick lang alles verbannt, was im Geringsten *zu viel* scheinen mußte und der *Würde* des Schönen nicht entsprach.

So sah man die gefeiertsten Heldinnen des Tages in weißem, oder doch einfarbigem, ganz ungarnirten Kleide, mit goldnem Gürtel und einen Pfeil von gleichem Metall durch das aufgewundene Haar gesteckt, auf Bällen den Preis des guten Geschmackes davon tragen. Höchstens ward der Putz noch durch einen Blätterkranz erhöht, der dem Oval des Kopfes weiter keinen Eintrag that.

Vielleicht geht es andern wie mir. Aus dem ganzen Chaos verwirrter Zeitbilder wird dieser einzige, flüchtige Abdruck des Unvermischten und Idealen unvergänglich in meiner Erinnerung bleiben. Allein es zeigte sich sehr bald, daß die ruhige Begränzung des Beschlossenen weder aus dem Leben selbst hervorgegangen war, noch mit dessen unstätem Laufe in Uebereinstimmung gebracht werden mochte. Die weniger Beglückten und Begabten, von denen immer ein bedeutender Theil dem sogenannten schönen Geschlechte angehört, konnten bei aller Selbsttäuschung doch keinen sonderliches Gefallen an dem Bloßstellen ihrer Mangelhaftigkeiten finden. Sie mußten diese verstecken, ersetzen, so gut es gehen wollte. Dadurch kam gleich von Anfang etwas Komponirtes in ihre Toilette. Der Reiz der Einfachheit fiel für sie weg, und da man einmal zu fremden Hülfsmitteln gezwungen war, sollten diese auch in die Mode kommen und dem Einerlei ein Ende machen. In diesem lezten Punkte trafen sie selbst mit denen zusammen, die noch kurz zuvor bei Athen und dem Praxiteles schworen. Sie gingen einen Schritt weiter und wurden mit römischem Luxus vertraut. Diademe, Ohrgehänge, Tunica,

und was zu stattlicherem, prunkhafterem Erscheinen gehört, verdrängte sehr bald eine Simplizität, die nunmehr dürftig gefunden ward.

Auf einer andern Seite konnte es denn nicht ausbleiben, daß mit dem, was der Kunstsinn für den persönlichen Schmuck gewann, nicht auch durchaus neue Lebensanforderungen Raum gefunden haben sollten. War die Hausfrau zur Aspasia umgewandelt, mußten Gemächer, Verzierungen, Geräth, alles antik seyn. Becken, Kannen, Schüsseln und Becher wurden nach Zeichnungen in Bronze gegossen oder in Gold und Silber angefertigt. Geschweifte Sessel, Ruhebetten mit drapirten Ueberhängen zeigten die Schöne in ihrem Boudoir, die Leier neben sich, lässig auf weichen Kissen liegend, von sapphischen Liedern träumend, die sie nicht kannte. Diese Revolution folgte der frühern ebenfalls zuerst in Frankreich. Sie war nicht minder eine gesellige wie jene. Ihr Einfluß erschütterte die Grundsätze des sittlichen, wie die Bedingungen des physischen Daseyns, wenn sie anderweitig den Gesichtskreis mit dem Maaße der Bedürfnisse erweiterte, Verfeinerung und Widerspruch in das Leben brachte, kurz alles das Gute und Böse herbeiführte, was gewonnener Erkenntniß im Fortgange der Bildung stets folgt. Dieß offenbarte sich früh genug. Andere Anschauungen, andere Begriffe. Die Gesinnung bleibt nicht zurück, wenn sie in ein ausgedehnteres Feld nach Außen gezogen wird. Unterstützt nun vollends, wie hier, erhöhete Feinheit des Geschmacks das Bewußtseyn gewonnener Bildung, geht die Kunst einen rasch vorschreitenden Gang, nehmen Poesie und Philosophie dreistern Flug, so mag die Mode über kurz oder lang immerhin in der Form auf's Neue wechseln, das innere Motiv jener vorerwähnten Schöpfungen einmal zur Sprache gekommen, wird nicht aufhören, Resultate hervorzubringen.

Es war denn auch nicht zu streiten, es sah bald anders in der Welt aus: jedes Neugeformte trug das Gepräge edlern Styls, freierer Zeichnung. Die viergekanteten, geradbeinigten Tische, die kastenähnlichen Schränke wurden mehr und mehr verbannt. Man sah gerundete Marmorplatten auf dem Haupte einer Charyatide ruhen, Sessel von Greifen getragen, Schaalen und Trinkgefässe in campanischer Form, antike Basreliefs, Vasenzeichnungen der Hetrurer auf Tapeten, auf Porzellan und in Schnitzwerk von Holz nachgebildet. Wohlgelungene Abgüsse berühmter Bildsäulen, hie und da wirkliche Antiken zierten mehr und mehr elegante Zimmer. Das Auge löste sich aus der bisherigen Unbeholfenheit heraus, es öffnete sich dem Edlern, bald dem Vortrefflichsten. Immer mehr ward es Bedürfniß, sich durch die nächsten Umgebungen zu bilden, das Beste wurde zu diesem Zwecke gesucht, oft theuer erschwungen, Trieb und Fertigkeit dadurch genährt, und in dieser Wechselwirkung, die in dem Augenblicke wirklich noch frei von luxurieusen Nebenbeziehungen, ihrem Ideale nachstrebte, die Gegenwart verschönert. Wie es denn aber in dem, worin sich der Mensch genug zu thun glaubt, nie an einer gewissen Ironie des Geschickes fehlt, so blieben die mannigfachsten Karrikaturen des Zeitgeschmacks auch hier keinesweges aus.

Von einer Seite lieferten hierzu Frauen den Stoff, welche durch Alter und Gewohnheit mit der frühern Mode verwachsen waren, und doch die neuere nicht gleichgültig an sich vorübergehen lassen konnten. Sie behielten daher jene zur Hälfte bei, und suchten dieß durch theilweise Annahme der andern vor sich und der Welt zu beschönigen. So ließen sie denn von dem lang hinuntergehenden Schnürleibe so wenig, wie von den gefalteten, dicken Unterröcken, den Taschen und allem, was diese zu stündlichem Gebrauche füllte. Sie behielten alle diese Toilettenartikel bei, und zogen das dünne, kurzgegürtete Gewand getrost darüber, ohne ein Arg daraus zu haben, daß sich dasselbe, trotz des Bandes unter der Brust, dicht an die festgeschnürte Taille anschmiegte und sie genau bis an die Hüften bezeichnete, dann aber über die dicke Taschen und Röcke, in unförmlichem Umfange, bauschicht herabfiel, was den allerwidersinnigsten Kontrast bildete. Zu dieser karrikirten Griechheit gehörte denn nun noch frisirtes, oft gepudertes Haar, ein Kopfzeug von Flor, dreieckige Umschlagetücher und alle die kleinen und großen Accessorien, welche schwindende Jugend, klimatischer Einfluß, wie Bedürfniß geschwächter Natur nothwendig machten: ein Gemisch, das, wie zum Hohne der Neuerer, die Unstatthaftigkeit ihrer Bestrebungen für das wirkliche Leben an den Tag legte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

2.

Am Fuße einer schönen, waldbedeckten Hügelkette, und von dieser, wie von zwei weit in die Ebene auslaufenden Armen umschlossen, lag das neu und geschmackvoll erbaute Landhaus des Grafen von Werben. Vor dem Landhause dehnte sich ein großer, sanft gewölbter Rasenplatz, unter Scheere und Walze glatt wie ein feines Tuch gehalten und in saftiger Frische ergrünend, nach der Ebene hin. Der Springbrunnen, der in der Mitte des grünen, die Augen erquickenden Raumes unerschöpflich plätscherte und sprudelte, belebte das anmuthige Bild, dessen Hintergrund durch duftige blaue Berge, die natürlichen Grenzen eines nicht fernen Flußgebietes, geschlossen wurde. An die Hintergebäude des schloßartigen Landhauses stieß ein freundlicher Park, er stieg an den Hügeln empor und verlor sich endlich in die dichter werdenden Waldgänge.

Der edle Besitzer hatte dieses Gut, zu dem ein ansehnlicher Theil der Umgegend gehörte, erst vor einigen Jahren an sich gebracht. Das ganze, von dem frühern Eigenthümer vernachläßigte Besitzthum war von dem Grafen umgestaltet und nach seiner eigenen Anordnung in den gegenwärtigen Verhältnissen, die jeden geistvollen Besucher entzückten, angelegt worden. Man fand hier nicht jene, der Natur aufgedrungene und eingeprägte Künstlichkeit, welche die englischen Parks nachahmen soll, indem sie ihrer spottet; es fügte sich alles freundlich in einander, Niemand bemerkte Absichtlichkeit, und wo die Kunst überwiegend hervortrat, geschah es gewiß, um die gerade an dieser Stelle stiefmütterlich verfahrende Natur zu ersetzen.

Der Graf war ein noch immer rüstiger Herr zwischen fünfzig und sechzig. Seine Gemahlin hatte er frühe verloren, und von diesem Augenblicke an widmete er seine ganze Zärtlichkeit einer einzigen Tochter. Von den Landleuten seines kleinen Gebietes wurde er wie ein Vater verehrt. Seine Hand war nie dem Bedürftigen, sein Mund nie dem Rathlosen verschlossen. Aber auf seiner Stirne schwebte immer eine trübe Wolke, die nur seine Tochter Emilie durch liebevolle Sorgfalt und leisen Scherz manchmal zu verscheuchen vermochte. Er liebte die Einsamkeit, allein die herzliche Gastfreundschaft, welche er allen, die ihn besuchten, erwies, machte die Nachbarn und Bekannten glauben, er wünsche und verlange Zerstreuung, und so kam es, daß auf seinem Landhause immer ein Ab- und Zuströmen von Gästen stattfand. Es war an einem der lezten Abende des schönen Maimonats, als der Graf im Kreise einiger Freunde und Freundinnen auf dem Balkon seines Landhauses saß, und sich über die Reize der vor ihnen liegenden Aussicht, über die malerischen Lichteffekte, welche die neigende Sonne in die Landschaft brachte, aussprach. Nur einige von den Männern hatten Sinn für diese Unterhaltung und sezten sie fort, während andere die Neugierde der Damen durch authentische Nachrichten über die Freuden und Feste, welche diesen Winter in der Residenz an der Ordnung gewesen, befriedigten; ein junger, sehr fein und geschmackvoll gekleideter Mann nahm weder an dem einen, noch an dem andern Gespräch Theil. Er stand nachläßig mit dem Rücken an das Eisengeländer des Balkons gelehnt und blickte durch einen hier aufgestellten Tubus in die Ferne. Seine Haltung verrieth den feingebildeten Mann, seine Gesichtszüge waren zart und regelmäßig gezeichnet; allein um seinen Mund zeigte sich ein Ausdruck von Uebermuth, in seinen Augen ein unstätes Feuer, das den beobachtenden Menschenkenner auch auf die Unstätigkeit des Gemüthes schließen lassen konnte. Manchmal flog ein leises spöttisches Lächeln über sein Antlitz. Die Unterhaltung der Stadtherrn mit den Landfräulein mochte ihn ergötzen, seine Blicke wandten sich aber von dem Fernrohre nicht ab.

Der Graf brachte es bald durch seine Gewandtheit dahin, daß ein und derselbe Gegenstand die bisher getrennte Theilnahme fesselte. Die Badesaison war nahe, einige der Anwesenden hatten sich mehr zu ihrem Vergnügen, als durch ein Bedürfniß bewogen, vorgenommen, irgend einen berühmten Heilquell zu besuchen. Da war ein und das andere Fräulein, das sich mit der Hoffnung schmeichelte, der Vater werde sie mitnehmen, und schon in Gedanken ihre Garderobe zu dem wichtigen Schritte in die große Welt musterte; da waren die meisten jener Reiselustigen mit sich selbst noch nicht einig, welches Bad ihnen für das wenigste Geld das größte Vergnügen bieten dürfte. Graf Werben erklärte, er werde mit seinem künftigen Schwiegersohne, Baron Lingen — dem jungen Manne vor dem Tubus — ein rheinisches Bad besuchen, um dort wieder mit seiner Tochter Emilie zusammenzutreffen, die schon, wie es den Gästen bekannt war, sich seit einigen Monaten zu Besuch bei ihrer in den Rheingegenden lebenden Tante befand. Jezt wurde der Graf mit Fragen nach Comtesse Emilie bestürmt. Er hatte die besten Nachrichten, er bedauerte nur, daß durch ihre Abwesenheit die Damen vielleicht manche Bequemlichkeit, so wie den Wechsel in der Unterhaltung entbehren würden.

„An diesem wird es bald nicht fehlen!" rief der Baron von seinem Tubus herüber. „Ehe eine Viertelstunde vergeht, so haben wir nur zu wählen zwischen Ball und Konzert, und wenn die gnädigen Damen das bereits feierlich begangene Leichenbegängniß des Signor Karneval zu vergessen geneigt wären, so könnten wir es bis zu einem Maskenball treiben, zu dem uns Graf Werben gewiß die Garderobe seines ehemaligen Privattheaters öffnen wird. — „Mit Vergnügen," sagte der Graf. „Aber lassen Sie die Damen nicht länger auf eine nähere Erklärung warten, lieber Lingen. Sprechen Sie, was sehen Sie, was hat Ihr Scharfblick ausspionirt?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, Dezember.

(Fortsetzung.)

„Seit einigen Jahren finden sich auch Engländer ein, denn diese großen Travellers scheuen den kleinen Umweg von den Faucigny-Gletschern hierher nicht, da sie um Air eine weniger kolossale, aber üppigere und lachendere Berg- und Pflanzennatur finden. In der Stadt selbst ist gastlich für Fremde aller Art gesorgt, für den Reichsten, wie für den Aermsten. Der große Herr, dem große elegante Wohnungen mit Ställen und Gärten unentbehrlich sind, findet sie eben so gut, als der unbemittelte Mann, der nur an ein kleines Stübchen denken kann. Aber auch dieß ist reinlich und nett, und der Eigenthümer schließt es ihm mit der Höflichkeit und

Freundlichkeit auf, die an den Savoyarden gerühmt werden müssen. So ist's auch mit dem Tisch. Man kann zu allen Stunden und zu allen Preisen essen, von 65 Centimen bis zu 6 Franken. Im Sommer 1781 waren nur 260 Badegäste in Aix, 1829 dagegen 2400. Bedeutend haben sich die Fremden besonders seit der Zeit vermehrt, wo hier der Cercle besteht, ein Gesellschafts- und Leseinstitut, wo man sich vereint, um in einigen Sälen der Conversation und dem Spiel, in andern der Lektüre zu pflegen. Dazu werden mehrere französische Tagesblätter und Zeitschriften, jedoch keine liberalen, gehalten. Die Badesaison, die im März beginnt, dauert bis Ende Septembers. Zwischen dem 15. Juli und dem 15. August ist der größte Zufluß von Fremden. Zu den neuern Entdeckungen über die Wirkung unserer Heilquellen gehörten mehrere interessante Fälle von Starrsucht und Somnambulismus, die hier mit dem glücklichsten Erfolg behandelt worden sind. Eine solche Kranke, ein junges Mädchen aus Grenoble, hatte früher ohne sichtlichen Erfolg die Sturzbäder in Aix gebraucht. Sie verfiel später völlig in somnambülen Zustand, und wir theilen aus dem Briefe ihres Vaters an einen hiesigen Arzt eine Stelle zum Beweis mit, daß die Somnambülen im südlichen Frankreich gerade so sprechen, wie im südlichen Deutschland. „Von heute an werde ich sechs Wochen ohne alle Anfälle bleiben, hernach aber werden sie wieder kommen und zwar stärker, als die in meiner großen Krankheit, wenn man dieß nicht verhindert und ihnen nicht durch das Mittel zuvorkommt, das ich jezt angeben will. Nur eiskalte Sturzbäder können mich heilen; so viel als möglich, vier bis sechs täglich, oder auch noch mehr, denn sie können mir nicht schaden. Diese heftigen Erschütterungen, diese schnellen Uebergänge von fieberhafter Wärme zu Eiskälte können allein die glühenden Kohlen löschen, die mir im Magen brennen. Jedes andere innerliche Mittel ist unnütz und vermehrt nur meine Leiden. Meinen Aeltern werde ich aber nie etwas von diesem Heilmittel sagen; lieber will ich noch jahrelang leiden und endlich unterliegen, als ihnen noch mehr Kosten verursachen. Meine Krankheit wird sehr lang seyn, wenn man mir nicht wieder die kalten Sturzbäder gibt, die mir der Hr. Doktor D. in Aix verordnete. Er allein kannte mein Uebel und das Mittel dagegen.“ Der Vater brachte also das Mädchen dieses Jahr noch einmal nach Aix, ließ sie die eiskalten Sturzbäder nach ihrer eigenen Angabe nehmen, und sie verließ nach einiger Zeit den Badeort gesund und wohl. — Da hätten wir also auch eine kleine Seherin von Prevorst. In unserer Gegend, und dieß ist ziemlich merkwürdig, haben die Aerzte und Physiologen viel mehr Glauben an thierischen Magnetismus, Somnambulismus und deren wundervolle Erscheinungen, als in Frankreich und in dem benachbarten Genf, wo die klügsten Aerzte darüber lachen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Newyork, November.

(Beschluß.)

Dieses Verhältniß muß früher oder später einen entscheidenden Einfluß auf die Sprache haben, die beiden Nationen mit gleichem Rechte zugehört; denn wer möchte den Amerikanern, einem in frischem Leben fortschreitenden Volke, das vollkommen gleiche Recht auf seine Sprache mit dem Engländer absprechen? und keine Sprache ist so festgestellt, daß sie nicht fortwährendem Wechsel, der ja eben das Wesen alles Lebens ist, unterworfen wäre. Autorität mag in Hinsicht der Sprache weit gehen, aber sie kann nie und soll nie auf lange Zeit dem Lebenseinflusse eines unabhängigen, schaffenden und denkenden Volkes widerstehen. Wenn das Leben in den Vereinigten Staaten, welches in mancher Hinsicht nach so ganz andern Prinzipien als in England fortschreitet, Veränderungen der Sprache erzeugt, dieß Wort im edelsten Sinne genommen, so muß sich ein denkender Engländer weit eher darüber freuen, als eine solche Erscheinung nur nach seinem Leben und seinem Maßstabe beurtheilen. Spanien und Portugal stehen zwar zu den unabhängigen Völkern Südamerika's in einem in mancher Hinsicht analogen Verhältniß, aber dort wird Zwiespalt in der Sprache in dem Verhältnisse langsamer eintreten, als in den Mutterländern weniger Kraft und Thätigkeit herrscht, und die Staaten, die erst vor Kurzem ihre Fesseln abwarfen, in Künsten und Wissenschaften langsamer fortschreiten.

In dem Wochenblatte The Rights of All (die Rechte Aller), welches hier von Negern geschrieben wird, befindet sich in der Nummer vom 2. Oktober 1829 ein Artikel des schwarzen Redakteurs, in welchem mehrere in Philadelphia von „schwarzen Herrn“ (black-gentlemen) gefaßte Beschlüsse gepriesen werden. Er ist nach Inhalt und Form nicht uninteressant. Der Neger schreibt so: „Kaum vermögen wir auszudrücken, welche Freude uns die Beschlüsse gewährt haben, die von einer zahlreichen und respektablen Versammlung unserer farbigen Brüder (of our coloured bretheren) in Philadelphia gefaßt worden sind. Ja, von dieser alten Stadt Penns, Franklins und Rushs erwarteten wir die ersten Strahlen des Lichtes; möge jede Stadt, jeder Ort in unserer Union sich zu diesen Grundsätzen bekennen und möge der Geist allgemeiner Verbesserung sich verbreiten, bis die ganze farbige Bevölkerung Amerika's zu dem ihr gebührenden Standpunkte unter ihren Mitbürgern von hellerer Farbe (of a lighter hue) erhoben ist. Der Mensch, der, sein Name und Stand sey, welcher er wolle, öffentlich oder privatim behauptet, daß die farbige Bevölkerung der Vereinigten Staaten in diesem Lande nie zu ihren Rechten gelangen, sondern immer ein unterdrücktes Volk bleiben soll, ist ein Deist, ein Mensch, der an das Wort und die Weltordnung Gottes nicht glaubt. Er sollte als ein Feind seines Vaterlandes betrachtet, seine Lehre sollte als allen Grundsätzen von Tugend und Republikanismus zuwiderlaufend bezeichnet werden. Aber laßt unsere Leute allgemein einig seyn, laßt den Trieb zum Lesen und zur Untersuchung (disposition for reading and inquiry), mit einem Worte, laßt Verbesserungen in Wissenschaft, Moral und Religion sich ausbreiten, und die Macht der Tyrannei und Unterdrückung kann den Sieg unserer Rechte nicht länger streitig machen. Laßt dasselbe Gefühl in den Herzen aller unserer Leute leben, das in den Herzen unserer Philadelphischen Freunde lebte, laßt die Maßregeln, welche aus diesem Gefühle entsprangen, allgemein angenommen werden, und die Verbesserung unserer Lage, die Entwickelung unserer Rechte muß selbst die kühnsten Hoffnungen übertreffen und die Herrn, die so weise seyn wollen (would be wise-men), mit Scham erfüllen.“ — Hierauf folgt der Bericht über jene Versammlung in Philadelphia, wobei die Weißen genau kopirt sind. Dieß alles geht hier ganz ruhig vor sich; keine Polizei schreitet ein, kein Flugblatt ruft „Gefahr,“ kein Minister unterdrückt.

Beylage: Literaturblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 6.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 7. Januar 1830.

Und allen Harfnern war er hold,
Die ihre Kunst verstanden:
Drum viele Ruhm und Ehrensold
An seinem Hofe fanden.

A. F. E. Langbein.

Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

„Ein wanderndes Orchester!" fuhr der Baron fort. „Jezt übersehe ich die ganze Gesellschaft, sie steigt eben die Anhöhe herauf, gerade nach unserer Villa her. Vorn ein alter Mann mit der ehrenwerthen Baßgeige, ein anderer neben ihm, der seinen Höcker hüpfend durch die Welt trägt, eine Karrikatur in Callot-Hoffmannscher Manier; der Hals einer Geige ragt über die niedrigere der beiden Schultern hervor; dann zwei junge Leute, und neben diesen — wahrhaftig! meine gnädigen Damen, ich sage nicht zu viel, wenn ich Ihrem Wohlwollen die zwei Graziengesichtchen empfehle, die dort unter zierlichen schwarzen und goldgestickten Häubchen heraufblicken. Gewiß sind es böhmische Musikanten, und wenn die Leutchen nur einigermaßen ihre Sache verstehen, so kann sie ihr Geschick nicht glücklicher geführt haben, als unter das gastfreie Obdach unseres gütigen Wirthes, der ihre Kunst liebt und zu beurtheilen vermag."

Der Baron überließ zögernd den Platz vor dem Fernrohre einigen ältern Damen, die zu ihm getreten waren, und die Absicht, ihn zu verdrängen, deutlich genug an den Tag legten. Sie sahen und sahen, aber die Personen, nach denen sie forschten, waren indessen näher gekommen, der Standpunkt des Tubus paßte nicht mehr, und so kam es, daß sie, statt der angekündigten Grazien, ein Paar Butterweiber erblickten, die ihre Schritte nach einem tiefer liegenden Dorfe richteten. Getäuscht traten die Damen zurück. Man machte dem Baron Vorwürfe, man beschuldigte ihn einer Mystifikation. Er verbeugte sich lächelnd, aber ein bedeutungsvoller Blick, den er dem Hausherrn zuwarf, sagte diesem, daß die Sache allerdings ihre Richtigkeit habe, und daß es nicht seine Schuld sei, wenn die Damen sich betrogen glaubten. Die Unterhaltung nahm eine andere Wendung. Ein Theil der Gesellschaft trat in den Salon zurück, um hier in den aufgelegten Mappen mit köstlichen englischen Kupferstichen zu blättern. Der Graf, der Baron und einige junge Frauenzimmer waren auf dem Balkon geblieben und sahen nach dem fernen westlichen Horizont, wo ein Gewitter sich zu bilden schien. Die Strahlen der sinkenden Sonne legten einen glühenden Saum um das dunkle Gewölk. Ein seltsames Purpurlicht erhellte das Gebirg, an dem die Gewitterwolken aufstiegen. Dieses Schauspiel zog die Aufmerksamkeit des Grafen und seiner Gäste von dem ab, was in ihrer Nähe vorging. Nur Lingen bemerkte die Ankunft der wandernden Musiker, die er vorläufig angekündigt hatte. Er sah, wie sie sich unter dem Balkon aufstellten, er hörte sie, mit leiser Berührung der Saiten, stimmen, was von den Uebrigen nicht wahrgenommen wurde. Aber nicht das Interesse an ihrer Kunst war es, was die besondere Theilnahme des Barons auf sie lenkte. Die Schönheit des einen Mädchens hatte einen tiefen Eindruck auf sein leicht empfängliches Herz gemacht. Er war gewohnt, dieses immer in Beschäftigung zu erhalten. Die Reise seiner Braut

hatte eine Leere in ihm hervorgebracht, die einige leichte Tändeleyen mit den unbedeutenden Fräulein aus der Nachbarschaft nicht ausfüllen konnten, er hoffte nun in der schönen Böhmin einen, wenn auch nur flüchtigen Ersatz für die Abwesende zu finden. Der erste vollstimmige Akkord, den unsere musikalischen Freunde und Freundinnen — es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß wir hier dem alten Herzlieb mit seiner Gesellschaft wieder begegnen — anstimmten, machte sogleich dem Gespräche auf dem Balkon ein Ende und rief die übrigen Gäste aus dem Salon. Der Graf beugte sich weit über das Geländer und schien sich ganz dem Genusse hinzugeben, der ihm hier in einer, seine Erwartung weit übersteigenden Weise geboten wurde. Er kannte das Meisterwerk, welches die Musiker aufführten. Es war jenes herrliche Sextett von Beethoven, in welchem der Meister alle wunderbare Romantik seiner reichen Schöpferkraft erschlossen hat. Thomas hatte es, in richtigem Verständniß der Sache, für sich und seine Gefährten arrangirt, sie trugen es mit Empfindung und mit der genauesten Uebereinstimmung vor. Das Beispiel des schweigenden und in einer wahren Verzückung lauschenden Grafen wirkte auf die andern. Lingen allein hörte wenig auf die Musik. Er sah hinter dem Rücken der Damen durch seinen Operngucker so auffallend nach Theresen, daß diese es bemerken mußte, erröthete und sich abwandte.

Das erste Stück der Komposition war geendigt und reicher Beifall hatte den Spielenden gelohnt. „Nein!“ sagte Graf Werben, indem er sich aufrichtete und seinen Kammerdiener aus dem Salon heranwinkte. „Diese ausgezeichneten Künstler dürfen nicht wie gewöhnliche herumziehende Musikanten behandelt werden, die ihre Talentlosigkeit zur Maske der Tagdieberei machen. Sie sollen heraufkommen, sie sollen uns ein Konzert aufführen.“ — „Und nachher ein Tänzchen, lieber Graf!“ bat eine der Damen. Es war die Wittwe eines ehemaligen Reichstagsgesandten. Schönheit und Jugend machten wenig Ansprüche mehr an sie, die Wittwe aber desto mehr noch an die Freuden des Lebens. „Excellenz haben zu befehlen!“ erwiederte der Graf. „Zwar fürchte ich sehr,“ fuhr er mit leichtem Achselzucken fort, „daß diese Künstler schwerlich geneigt seyn möchten, zum Tanze aufzuspielen, aber im Nothfalle finde ich selbst noch einen oder den andern Walzer auf dem Pianoforte heraus, und mein Kammerdiener akkompagnirt mit dem Cello gar nicht übel.“ Die Excellenz biß sich in die Lippen und wandte sich zu dem Baron. Indessen waren die Musiker in den Saal getreten. Der Graf ging ihnen entgegen. Er musterte sie mit rasch überfliegenden Blicken, die aber plötzlich an Severin haften blieben. Dieser allein von den Männern zeigte jenen ruhigen und edlen Anstand, der die Bekanntschaft mit den Formen des höheren, geselligen Lebens verräth. Seine Haltung war zwanglos, er sah ohne Blödigkeit und dennoch bescheiden den Grafen an, während Herzlieb, von Alter und Mißgeschick gedrückt, in einer tiefen Verbeugung harrte, Bendir in verlegener Beweglichkeit nicht wußte, was er thun sollte, und Thomas, im übermäßigen Bewußtseyn seines Künstlerwerthes, trotzig den Boden anstarrte. Die Mädchen standen im Schatten hinter ihren Begleitern, so daß man nur wenig von ihnen wahrnehmen konnte.

Der Anblick Severins schien auf den Grafen einen sonderbaren Eindruck zu machen. Die Rede, die er eben an ihn richten wollte, verstummte auf seinen Lippen. Er blickte ihn scharf an, Befremdung sprach aus seinen Zügen, ein Seufzer wollte sich aus seiner Brust drängen, aber er bekämpfte ihn und war sichtlich bemüht, eine trübe Erinnerung, die durch seine Seele ziehen mochte, zu entfernen. Freundlich und in einer Weise, die selbst dem spröden Thomas schmeichelte, sprach er nun seinen Wunsch aus, und zugleich das Verlangen, die Gesellschaft möge es sich einige Tage auf seinem Landhause gefallen lassen, um ihm dann ungestörter die Kunstfreuden zu gewähren, die er in seiner Einsamkeit so lange entbehren müssen. Der Graf war in seiner Jugend bei einer Gesandtschaft in Wien attachirt gewesen. Er hatte Mozart und Haydn persönlich gekannt. Die Begeisterung für Musik, die ihn in jenen schönen Tagen, unter Umgebungen, die einen reinen und edlen Kunstsinn besaßen, ergriff, war in ihm lebendig geblieben. Seine Reisen in Frankreich und Italien machten ihn mit den ersten Künstlern bekannt, sein frühe gebildeter Geschmack reinigte sich immer mehr, und die theoretischen Kenntnisse, die er im eifrigen Studium mit jenem vereinigte, befähigten ihn allerdings zu einem Urtheile. Nichts war ihm verhaßter, als das beliebte Absprechen derjenigen, welche unklare Gefühle, von denen sie sich keine Rechenschaft zu geben vermögen, zu einer kritischen Stimme erheben wollen. Er selbst sprach sich bei seiner richtigen Empfindung, bei seiner vollkommenen Kenntniß der Sache, immer nur sehr bescheiden und gegen Künstler frageweise, als suche er Belehrung, aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829
Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

(Fortsetzung.)

Bewirkte der Matronen Doppelkostüme so viel, durfte die junge Schöne eigentlich gar nicht daran denken, in ihrer idealen Tracht zu altern, so durchkreuzten vollends die Männer jede Annäherung an die alte Welt. Ihre Fracks, Pantalons und kleine Westchen ließen an keine Vermittlung mit dem Peplos und Chiton denken. Und doch woll-

ten sie sich auch erneuern. Sie flüchteten zu dem Uebertriebenen, weil sie schon längst dem Edlen und Reichen früherer Tracht den Abschied gegeben hatten. Nicht mehr die Genies, die Incroyables im Militär und Civil waren es jezt, die das Haar kurz geschoren, à la Caracalla, oder kurz gelockt, en Titus, trugen. So nach Büsten zugestuzt, legten sie eine dicke, mit Fischbein gesteifte, mit Watte gefütterte Cravate um den Hals, sezten einen unförmlich großen, dreieckigen Hut hinten nach dem Genicke zu, so daß die eine Spitze vorn über der Stirn auf dem antik frisirten Kopf in die Höhe stand, trugen Pantalons von weißem oder leichtgeröthetem Seidentrikot, welche mit den Strümpfen zusammengewoben, den Schein völligen Unbekleidetseyns gewährten, und hingen nun den kurzen, engen, abgeschnittenen Uniformsrock oder den Civilfrack darüber. Man wird versucht, hierbei an Wilde zu denken, denen die europäische Soldatenjacke über das allzunatürliche Volkskostüme gezogen ward. Damals nahm man so wenig Aergerniß daran, daß vielmehr eine schöne Gestalt Gefahr gelaufen wäre, unbemerkt zu bleiben, hätte sie es verschmäht, sich durch die allerengste und anschließenste Bekleidung vortheilhaft zu produciren. Ja man ging hierin bald noch weiter. Das Knappe konnte nicht knapp, das Natürliche nicht natürlich genug ausfallen. Deßhalb wurden jene Trikotpantalons feucht angezogen, damit sie sich gewissermaßen mit der Haut des Körpers amalgamirten.

Pariser Modeblätter aus jenen Tagen müssen noch genug Abbildungen aufweisen, welche meine Beschreibung rechtfertigen. Sie sind schwer von den Karrikaturen zu unterscheiden, die Witz und Laune unmittelbar darauf folgen ließen. Auf diesen fand sich der bewaffnete wie der unbewaffnete Badaud, wie sie die Straßen großer Städte bald überall füllten, mit den monströsen Hüten, den Cravaten, die nichts als lange Nasen und hohle Augen heraus sehen ließen, klapperdürren Beinen im Seidennetz, und der hinten angehängten Uniform; dazu ringelten sich dann zwei ganz dünne, lang ausgezogene Haarlocken, unter dem Namen tire-bouchons der damaligen eleganten Welt sehr bekannt, von den Schläfen über den Backenknochen und die Halsbinde herunter. Der moderne Alcibiades hielt den Faden eines Joujou de Normandie, das er weit auswarf, um es wieder an sich zu ziehen, in der Hand, und führte an der andern ein schwach verhülltes Frauenzimmer, der Künstlerwerkstatt eines Atheniensers mehr als der sittlichen Welt angehörend, in durchsichtigen Musselin und ebenfalls in röthlichen Trikot gekleidet, um den kleinen Fuß die Sandale geschnürt und, in Barbarei und Rohheit ihrem Begleiter einigermaßen zu gleichen, die feinen Zehen mit Ringen besteckt.

Nicht Paris allein hatte dergleichen aufzuweisen. Die beringten Zehen abgerechnet, füllten sich deutsche Badeorte mit Damen, deren lustige Tracht sie mit den Nymphen des Brunnens verwechseln ließ, und Männer gingen einher, dem dreistesten Zerrbilde Hohn sprechend.

Nirgends fiel das Neuerungswesen im Militärkostüm mehr auf, als in Potsdam, diesem steinernen Feldlager des großen Friedrich. Kam es freilich dort niemals zu völliger Ausartung, wußte eine alte, strenge Disciplin die Regimenter auf der Wachtparade und dem Exerzierplatz in der gewohnten Ordnung zu erhalten, so kamen doch einzelne Obere, Offiziere aus der Adjudantur und dem Gefolge des hochseligen Königs, leichter mit dem durch, was sie aus dem französischen Kriege, von der Grenze der Republik und den revolutionirten deutschen Städten mitbrachten. Solch Beispiel findet überall Nachfolge. Von nun an unterwarf sich die Jugend nur widerstrebend der steifen Vorschrift. Vorzüglich war der fatale Zopf Jedem ein wahrer Dorn im Auge. So lange der königliche Dienst Gehorsam heischte, fügte sich Jedermann gern oder ungern. Allein nach der Parade, im Besuchzimmer, auf Bällen prunkten die Meisten, wenn auch nicht mit rund geschornen Köpfen, doch, so gut wie Andere, mit dicken Hälsen und fleischfarbenen Beinen; ein Bewußtseyn, in welchem sie mehr schwelgten, als in dem, altpreußischem Pli (wie man es damals nannte) getreu geblieben zu seyn.

Es trat bald darauf eine Epoche ein, wo es zur Bedingung der Elegance wurde, sich die Uniform so oft und so gründlich als möglich abzustreifen. Wenn früher nur aus Nothwehr gegen allzustrenges Versagen des Urlaubs der geehrte Rock momentan gegen einen weniger schimmernden und prächtigen vertauscht ward, der Offizier sich auch gewissermaßen dadurch herabzusetzen glaubte, und es manchen gab, der, wie der Straus denkend, nur den Kopf in einen runden Hut versteckte, während Stiefeln, Sporen und Ueberrock den Militär verriethen, so ward nunmehr Alles daran gesezt, die Spuren sklavischer Abhängigkeit, so gut es sich thun ließ, zu verstecken. Bei Landpartien, bei vertrauten Zusammenkünften in der Stadt mußten Degen, Federhut, die Uniform mit goldenen oder silbernen Treffen, und was sonst wohl dem jugendlichen Stolz schmeicheln, die hübsche Gestalt herausheben mochte, dem schimmerlosen Rock von Nankin oder hellfarbigem Tuche, dem buntem Gilet und der ungepuderten Titusfrisur weichen. So ward auf Promenaden geschlendert und Genuß in dem Gedanken gefunden, hier wenigstens von Ketten befreit, menschlich dem Menschen nahe zu stehen. Gleichwohl dünkte es doch den Meisten, der weltbürgerlichen Gesinnung zum Trotz, einigermaßen unbequem, im Gewühl der Menge, der sie sich beimischten, ganz unbewaffnet einherzugehen. Vorzüglich vermißten sie bei nächtlichen Ritten und Fahrten den abgelegten Degen. Diesen zu ersetzen, ward der leichte

Spazierstock mit dem darein versteckten Stilet erfunden. Nur eines Fingerdruckes bedurfte es, um im Nothfalle die heimliche Vertheidigungswaffe zur Hand zu haben. So zwang sie denn das wache, empfindliche Ehrgefühl zu verborgenen und verbotenen Auskunftsmitteln, indem sie aus Bequemlichkeit und Irrthum den offenen, natürlichen entsagten.

Beunruhigt uns nun gewissermaßen das historische Quodlibet, das sich in jenem Zeitmoment so grillenhaft und bizarr zusammenstellt, finden wir hier nichts als eine nachgiebige Oberfläche, der die possenhafte Mode bei jedem Schritt ihre Spur eindrückt, so gereicht es zu doppeltem Trost, von einer andern Seite, und gleichsam in einer andern Region, den ernsten Gang innerer Bildung zu begleiten.

Erwägen wir es, welche Meisterwerke uns Goethe und Schiller bereits gegeben hatten, werfen wir einen Blick in ihre Korrespondenz, übersehen wir auch nur historisch, was die literarische Welt damals Alles umfaßte, was wirklich geleistet, was vorbereitet wurde, welch ein Geist sich in so Vielen regte, wie groß die Schätze waren, die wir zum Theil unbewußt besaßen, so müssen wir eingestehen, daß Irrthum und Wahrheit im Leben vorwärts treiben, und durch das Labyrinth der Thorheit ein Faden läuft, der freilich gesucht seyn will, doch auch gefunden werden kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, December.

(Fortsetzung.)

In Ameliens Reise nach Aix findet sich ein komisches Fragment aus einem alten Buch über die Aixer Heilquellen vom Jahr 1724, und eine medizinische Consultation über deren Gebrauch. Die Hauptperson dabei spielt der Doktor Cabias, Arzt in Aix, in goldbesetztem Kleid, einer großen Perrücke und einem langen Stock mit silbernem Knopf. Angekommen sind eben Herr und Madame Coquet, sehr ehrsame bürgerliche Tuchhändler aus Lyon, welche sich folgendermaßen vernehmen lassen: Mad. C. Da sehen Sie, werthester Herr, in welchem jämmerlichen Zustand mein armer Mann, der Herr Coquet, ist. Zwar gewinnt man ein hübsches Geld in der Stadt Lyon, man holt sich aber auch Schnupfen, Husten und Gliederflüsse genug. Ich weiß ein Wort davon zu reden. — Dr. C. Ich kurire Sie, ich kurire Sie, werthe Madame C., verlassen Sie sich darauf. Nichts geht über die Wundereigenschaften der Aixer Gewässer, und nur diejenigen wissen sie recht zu erkennen und zu preisen, die elend und krüppelhaft und voll böser Krankheiten hierher kommen, hier lagern wie am Teiche Bethesta und dann gesund und wohl wieder fortgehen. Dergleichen habe ich Unzählige kurirt, z. B. die gar ehrsame und tugendhafte Demoiselle von Chateaufort, die an Verstopfung litt, Frau von Poligny, Nichte des Herrn Grafen de la Fare, Gouverneurs des Arsenals von Grenoble, den Herrn von Grammont, General des St. Antoniusordens u. s. w., deßgleichen tausende von gemeinen Leuten ohne Stand. Sie, Hr. C., müssen Schwefel-Sturzbäder nehmen, und Sie, Frau C., müssen wegen Ihres veralteten und eingewurzelten Hustens in dem Gemeinbassin baden, wo der große Heinrich (Heinrich IV.) sich eine Stunde lang zur großen Ergötzlichkeit der Menge badete und wusch. — Herr und Madame C. Sehr verbunden, Herr Doktor, für Ihren guten Rath; das Herz geht uns ganz wieder auf. Wir werden Ihrer Verordnung genau nachkommen. Haben wir denn aber nichts weiter zu beobachten? wegen Essen und Trinken? — Dr. C. Ja, allerdings. Zuerst machen Sie einen kleinen Spaziergang, sowohl vor, als nach dem Mittagessen, besonders nach dem arbre de l'appétit.... Ihr Mittagsmahl nehmen Sie zwischen zehn und eilf Uhr; aber ja mäßig: weiches, wohl ausgebackenes, etwas gesalzenes Brod, Hühner, Kapaunen, junge Tauben, Hammel- und Kalbsfleisch, ferner Rebhühner, Fasanen, Haselhühner, Kramsmetsvögel, Drosseln, Wachteln, Lerchen, ferner Forellen, Aeschen, Aalraupen, Barsche, Seeforellen oder Krebse; nach Tisch und Abends beschäftigen Sie sich lediglich mit angenehmen und unterhaltenden Dingen, Gesprächen, lustigen und fabelhaften Erzählungen, kurz, was zur honetten Rekreation dient. — Herr und Madame Coquet befanden sich nicht übel bei diesem Badeleben; deßhalb mag der Hr. Dr. C. ganz Recht gehabt haben, als er in sein über die wunderbar geheilten Kurgäste gehaltenes Buch Folgendes eintrug: „Hr. Coquet aus Lyon gebrauchte die Gewässer mit so wundersamen Erfolg, daß er in vierzehn Tagen ganz hergestellt war, da er vorher acht Monate lang weder gehen, noch stehen konnte, zum großen Staunen der Herrn Medici in Lyon.“

Der Verfasser der Amelie spricht auch von den Cretins in einigen Alpenthälern. „Auf meinen vielen Wanderungen habe ich die Cretins von Wallis, von Savoyen, von Piemont und im Thal von Aosta mit einander vergleichen können. Ich fand nicht die geringste Verschiedenheit unter ihnen. Die mehrsten sind stumm; einige bringen nur unverständliche, andere klagende Töne und unartikulirtes Geheul hervor. Man sollte glauben, bei dem unglücklichen Zustand dieser Wesen wäre ihr Leben, zumal in den ärmern Familien, höchst elend. Dem ist aber nicht so. Es herrscht in jenen Gegenden ein religiöser Glaube, dem zufolge diese armen Menschen ihrer Unschuld — eigentlich Dummheit und Beschränktheit — halber hoch bei Gott angeschrieben stehen und gewiß einen Platz im Himmel finden. Daher hält es auch die ärmste Familie für ein Glück, wenn sich in ihr ein Cretin findet. Diese Unglücklichen werden sehr sanft und menschlich behandelt und man betrachtet sie mit einer Art von verehrender Scheu. Einen Cretin mißhandeln, hieße Gott beleidigen, und man hat daher kein Beispiel davon. Oft mußte ich dieß fromme Mitleid bewundern, das tief in den Gemüthern jener Thalbewohner gewurzelt ist. Sieht man die Milde und Sorgfalt der Geschwister für diese unglücklichen hülflosen Wesen, so kann man sich der Rührung nicht enthalten und muß die Kraft der christlichen Religion preisen, wodurch dieß Alles möglich wird. Was würde doch aus diesen armen Geschöpfen werden, wenn es gelänge, an die Stelle der christlichen Religion die vagen Grundsätze der Menschenliebe zu setzen?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 7.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 8. Januar 1830.

Es wird bald dieß, bald jenes aufgeregt,
Ein jeder sieht, was er im Herzen trägt.
Noch sind sie gleich bereit, zu weinen und zu lachen,
Sie ehren noch den Schwung, erfreuen sich am Schein;
Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar seyn.

Goethe.

Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829.
Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

(Fortsetzung.)

Es ist zu bemerken, daß, wie es den Zeitgenossen selten recht klar wird, was ihre Gegenwart im Wesentlichen hervorbringt, auch in jener Periode nur Wenige mit liebevoller Theilnahme auf die Leistungen begabter und tieferer Geister achteten. Die Lauheit, welche Zeitenweise in Deutschland gegen Literatur, vorzüglich aber gegen den poetischen Theil derselben, eintritt, wird gemeiniglich nur durch Bezügliches im Leben überwunden. Es muß etwas geschehen, das nach dieser Richtung hin den Anstoß gibt. Bis dieß der Fall ist, zwingt die Muse ihre Schützlinge, einen Kreis um sich zu ziehen, innerhalb welches sie dann ungekannt, unbekümmert um zeitliche Geringschätzung, unwillkürlich höherer Aufforderung folgen. In dieser dünnern Luftschicht bewegen sich nun gar manche, die dem Rade der Zeiten Umschwung geben, ohne daß die Umgetriebenen eine Ahndung davon haben.

Ich wüßte nicht, daß bis zur Erscheinung des Musenalmanachs von Schiller, seiner in der eleganten Welt anders als bei Gelegenheit der Aufführung des Don Karlos gedacht worden wäre; und auch dann gab es unter den Zuschauern gewiß unzählige, welche den Verfasser des Gedichtes nicht kannten, sich auch im Mindesten nicht darum kümmerten. Die Periode der Räuber war vorüber. Man betrachtete das Stück als ein ziemlich rohes Jünglingsprodukt. Mit Kabale und Liebe ging es nicht besser. Die Thränen, welche einst Luise und der Major gekostet, verstand Kotzebue leichter hervorzulocken. Gewohnt, bei diesem zu schwören, fiel es so leicht keinem Menschen ein, an etwas Interessanteres (ein Lieblingsausdruck der Zeit) zu glauben. In dieser gewöhnlichen Stimmung erhielt sich die Jugend wie das Alter eine Weile, ohne merklich von der Stelle zu rücken.

Vielleicht war es die Langeweile, welche, hierdurch erzeugt, zuerst neugierig, dann aufmerksam und plötzlich lern- und wißbegierig machte. Schon die Horen fanden willige Aufnahme. Die Unterhaltungen der Ausgewanderten zogen wegen des politischen Meynungsstreits an, hernach ward es das Leichtfertige, später das Räthselhafte in ihnen, zu dem sich ein unbeschäftigtes Gemüth so leicht hinneigt, was für sie entschied. Da nun das Interesse einmal gefesselt war, durften sich trockenere Abhandlungen über abstrakte Begriffe auch hervorwagen. Das Analysiren geschah ganz im Geschmack einer Schulübung, und da sich das Publikum kaum auf der untersten Stufe fremden Denkens befand, so sagte das seinem Bedürfnisse zu. Es war nun schon ein geistigerer Ton angeschlagen. Der Musenalmanach gab diesem Klang und Schwingung. Die Ideale trafen mit dem ersten Erheben der Phantasie, just als diese, die Erde hinter sich lassend, einem leeren Himmel entgegenflog, zusammen. Das merkwürdige Gedicht lieh der wehmüthigen Verzweiflung mancher schönen Seele Worte, die um so erschütterndern Eindruck machten, als sie aus dem Innern Aller gesprochen zu seyn schienen.

Freier und froher Gesinnte ergözten sich dagegen an Goethe's Elegieen. Auch sie glaubten zu finden, was sie suchten. Der höchst unbefangene Epicureismus, der sich so überaus warm und menschlich aussprach, gefiel den Muntern in der Gesellschaft. Sie hatten es um so weniger hehl, als sie darin eine erwünschte Vermittlung zwischen alter Gewohnheit und neuer Bildung zu finden glaubten.

Es ist sehr leicht, daß sich die Menge bei den ersten, unsichern Schritten auf ungekannter Bahn über deren Ziel täuscht. Jeder Durchgangspunkt gilt in der Regel dafür. So hatten denn auch hier ungefähre Anschauungen der Vorwelt, Uebersetzungen des Homer, viel Gespräch darüber, und besonders die herrschende Mode des antiken Wesens, dem kühnen Dichter durch die Elegieen weit eher Eingang verschafft, als die hohe Iphigenia ihm jemals gewinnen konnte.

Eine andere Seite, bei welcher der Mensch zu jeder Zeit leicht zu fassen ist, mußten die dreisten Xenien unmittelbar zu treffen. Wahrscheinlich würde nichts anderes augenblicklich so ergözt haben, als diese stachlichten Gastgeschenke; denn gilt es nur, die Fehler andrer zu verhöhnen, verstanden oder unverstanden, der Witz hat den Lacher stets für sich. Die Erschütterung ist unwillkührlich; sie geht voran, das Begreifen der Ursache folgt nach. Wenigstens liegt immer einigen daran, sie zu kennen. Auf solche Weise kam auch hier vieles in Umlauf, was den Meisten sonst fremd geblieben wäre. Muthwille und heilsame Kritik beschworen auch das Dunkelste aus dem Versteck der Unwissenheit oder Vergessenheit hervor. Es schmeichelte jedem, auch ein Urtheil, eine Meynung darüber zu haben. Es wurde aus dem Grunde mit größerer Aufmerksamkeit viel und vielerlei gelesen. Altes und Neues kam den Leuten zu Handen, sie erfuhren, daß es eine deutsche Literatur gebe, und nach und nach verlor sich Alles in die Labyrinthe des Denkens und Beurtheilens.

Hat sich der Mensch einmal weiter und höher gefühlt, so spannt er die Schwungkraft gern über das eigene Vermögen hinaus, er fällt dann platt zu Boden, oder er flattert doch eine Weile unsicher in den heimathlosen Räumen, von jedem Lustzuge getrieben, bis er sich selbst gefaßt und die Richtung gefunden hat.

Jean Paul hatte zunächst den Ruhm, die Lesewelt zu beherrschen; obgleich gewiß der allerkleinste Theil seiner Anhänger vorbereitet genug war, um ihn zu verstehen, so entzündete doch der krause Witz, das arabeskenartige der Zusammenstellungen, die Sentimentalität, mehr noch als das unermeßliche Gefühl und der Shakespearsche Humor, junge anspruchsvolle oder empfindsame Geister. Je schwieriger es war, diesem leuchtenden Kometen auf seiner abweichenden Bahn zu folgen, je dringender entstand die Aufforderung, sich das Ansehen zu geben, als vermöge man dieß. Jean Paul ward wie die Goldwage des Verstandes, des Erhebungsvermögens, der Gefühle, in den Händen seiner Schüler getragen; wer hier zu leicht befunden ward, dem stand sein Urtheil geschrieben. Vorzüglich priesen ihn die sogenannten gebildeten, oder der Bildung beflissenen Frauen mit aller Emphase, welche Erregung und Erweichung einflößen. Auf sie wirkten hier besonders, wie so häufig in der belletristischen Region, die schönen Stellen, die einem elektrischen Schlage ähnlich, das Innere erbeben lassen, und es dann in ein Dunkles, Dumpfes, Unnennbares versenken. Deutlich empfanden sie in ihrer Bewunderung weder sich noch den Dichter, denn schwerlich möchten sie es diesem sonst verziehen haben, wie schlimm er im Allgemeinen einem Geschlechte mitspielt, das er entweder als ein ephemeres Produkt der Materie, abhängig von ihren zufälligen Launen, selbst launenhaft und haltungslos darstellt, oder die Gefeierten zu feuchten Nebelmeteoren macht, in keiner Gestalt, in keinem Verhältnisse denkbar, zerfließend und verschwebend ohne andere Heimath als die des Gedankens. Wie fern überhaupt der unergründliche, phantastische Rhapsode Frauen steht, kann vielleicht nur eine Frau beurtheilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

Es konnte nicht fehlen, daß die gütige, ehrenvolle Einladung des Grafen, und die Aeußerungen über Kunst, welche er an diese knüpfte, den vollen Beifall unserer Reisenden erhielten. Severin führte das Wort für die kleine Gesellschaft, er pries sie glücklich, an den Wohnsitz eines so freundlichen Kenners und Gönners der Tonkunst gelangt zu seyn, er versicherte, daß sie Alles aufbieten würden, ihn und seine Gäste zu erfreuen. Der Graf schien besonderes Gefallen an der Unterhaltung mit dem jungen Manne zu finden. Während die Bedienten beschäftigt waren, in der Nähe des Flügels, der den Salon zierte, Musikpulte aufzustellen, befragte er Severin um seine Heimath und ließ sich von ihm mit den übrigen Mitgliedern des kleinen Orchesters bekannt machen. Theresens Schönheit und edler Anstand schienen auch dem alten Herrn zu imponiren. Er verbeugte sich vor ihr, als wäre sie seinesgleichen. Auf eine Antwort des von ihm befragten Thomas, aus welcher der erfahrene Menschenkenner sogleich das reizbare Gemüth des selbstbewußten Künstlers erkannte, bemerkte er lächelnd: „Sie haben recht, mein junger Freund! Der Künstler kann sein Streben und sein Ziel nie zu hoch anschlagen."

Mit einem Vergnügen, wie sie es während ihrer bisherigen Wanderung noch nicht empfunden hatten, traten die Musiker zu den aufgestellten Pulten. Therese nahm bescheiden ihren Platz hinter ihrer Freundin Clara, die sich ohne Verlegenheit mit ihrer Harfe niedergelassen hatte, und sich mit ungezwungenen Blicken an dem mannigfachen Putze der Damen erfreute. Indessen hatte der Baron Stühle für diese setzen lassen, der edle Wirth selbst führte jene tanzlustige Excellenz zu dem Ehrenplatze, und der Stille, welche jezt eintrat, folgte nach wenigen Augenblicken die Fortsetzung des Beethovenschen Meisterwerks.

Thomas übertraf sich heute selbst in dem Vortrage seiner Parthie. Er glaubte zum ersten Male vor Zuhörern zu spielen, welche eine künstlerische Leistung zu würdigen verstanden, indem er den Grafen als Repräsentanten der ganzen Gesellschaft ansah. Die Tiefe seiner Empfindung quoll in einem reichen Tonstrome klar und lebendig aus dem gesangreichen Instrumente, er fühlte sich bald der Gegenwart entrückt, er war mit sich und der Schöpfung, die er ins Daseyn rief, allein. So hatte ihn Severin noch nie spielen hören, Clara warf oft begeisterte Blicke zu ihm empor, sie bewunderte den so gern, dem sie eine geheime Neigung widmete. Dennoch wurde Thomas nur von dem Grafen ganz gewürdigt. Die Damen achteten lieber auf den schönen, blondgelockten Flötenbläser, der leicht und zierlich seine Solostellen hinwarf, und durch seine ruhige, sichere Haltung mehr bestach als der Geiger, dessen finstere Züge sich nie erheiterten, der es nicht der Mühe werth zu finden schien, einige Sorgfalt auf den äußern Anstand zu verwenden. Clarens blühende Wangen, ihr lebhaftes Auge, der freundlich lächelnde Mund erregten dagegen die Aufmerksamkeit der Herrn, so wie ihr Spiel die Theilnahme einiger jungen Fräulein, die selbst ein wenig auf der Harfe zu klimpern vermochten. Nur Lingen hatte weder Auge noch Ohr für die Spielenden. Er stand an ein Pfeiler gelehnt und suchte mit angestrengten Blicken die Züge Theresens aus dem Schatten, in dem sie saß, herauszufinden. Beugte sie sich manchmal vor, um ihrer Freundin das Notenblatt umzuwenden, und fiel nun der volle Strahl des Lichtes auf das reizende, edel gebildete Angesicht, so mußte er sich gestehen, nie ein weibliches Wesen gesehen zu haben, das so sehr, wie dieses, geeignet sey, ihn für die Langeweile des Landlebens und die abgeschmackten Besuche, die sich hier häuften, zu entschädigen. Und welche Schwierigkeit konnte sich ihm in der Eroberung eines Mädchens entgegenstellen, das sich einem herumschweifenden Leben ergeben hatte, das für Geld vor den Häusern und in Gasthöfen sang? Beinahe verdroß es ihn, daß die Annehmlichkeiten, die er sich von dieser Bekanntschaft versprach, nicht durch den Reiz des Widerstandes erhöht werden sollten. Die Art, wie die Spielenden ihre schwere Aufgabe lösten, konnte ihm keine besondere Achtung einflößen, da er von Musik eben so wenig verstand, wie die Meisten der Anwesenden, die nur aus Gefälligkeit für den Grafen sich den Schein der Theilnahme gaben. Sein Herz war seit lange in den mannigfaltigsten Genüssen des Lebens erkaltet und abgestumpft worden. Die Parthie mit Comtesse Emilie sagte ihm zu, weil diese so hübsch war, daß er sie eben so gern zu seiner Freundin, wie zu seiner Gemahlin gemacht hätte, weil die Güter des Grafen an die seinigen grenzten, und überhaupt das ansehnliche Vermögen, welches die Braut zu erwarten hatte, gar nicht zu verachten war. Im Uebrigen hielt er sie auch für sanft und gefällig genug, auf seine etwaigen Schwächen und Verirrungen kein großes Gewicht zu legen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, December.

Der diesjährige zwanzigste, den Zeitraum vom Christmonat 1828 bis dahin 1829 umfassende Bericht der Zürcherschen Blinden-, und seit zwei Jahren nun auch Taubstummenanstalt ist schon dadurch erfreulich, daß er, wie in frühern Jahren, eine immer fortschreitende Theilnahme des Publikums am Gedeihen dieses Privatinstitutes beweist; denn noch nie stiegen die Geschenke und freiwilligen Beiträge, wie dießmal der Fall war, auf fast dreihundert Louisd'or. Die Jahreseinnahme betrug 6016 fl., die Ausgabe 4785 fl. und der Reservefonds der Anstalt hob sich von 21.971 auf 23,232 fl. In zwei gleichgroßen Abtheilungen der Blinden und Taubstummen befinden sich gegenwärtig dreißig Zöglinge in der Anstalt, und es ist Raum für mehrere in der durch die sich mehrenden Hülfsmittel stets sich erweiternden Stiftung. Hinsichtlich ihrer Blinden dehnt die Schule die Sorge auch noch auf jene aus, welche, von derselben entlassen, in ihre Heimath zurückgekehrt sind, indem sie theilweise, aber in bedeutendem Maße, für Absatz und Verkauf ihrer Arbeiten Bedacht nimmt. Mit dem Arbeitsunterricht in vollem Maße gepaart, erweist sich aber die Geistesentwickelung und die sittliche Veredlung der Kinder höchst wohlthätig, denen für die eine, wie für die andere ungewöhnliche Bahnen mußten geöffnet werden, und der Berichterstatter konnte mit vollem Rechte sagen: „Wir wünschen, daß unsern Lehrstunden diejenigen beiwohnen möchten, welche behaupten, Taubstummenlehranstalten seyen eben nicht besonders nöthig, da jeder verstandesgesunde Taubstumme ohnedieß zur Arbeit angeleitet werden könne. Wahrlich, hätten sie gesehen, mit welcher Aufmerksamkeit, Andacht, Rührung, mit welch' tiefem Ernste die Taubstummen solche Belehrungen auffassen, hätten sie bemerkt, wie sie voll heiliger Freude über die Hoffnung eines künftigen Lebens sich äußerten; wie sie ihren Abscheu vor allen Lastern und ihren festen Entschluß treuer Pflichterfüllung in Worten und Geberden ausdrückten; wahrlich, jene einseitigen Beurtheiler würden sich eines solchen Gemeinspruches geschämt haben.“ Wenn es noch eines Beleges zur vorstehenden Behauptung bedürfte, so fände sich derselbe am Beispiele eines achtjährigen Baslerknaben (Jakob Krebsers), von welchem erzählt wird: „Bei seinem Eintritte im vorigen Jahr geberdete er sich wie rasend; er wollte durchaus nicht im Hause

bleiben, schlug auf Jeden, der ihn zu halten suchte, rücksichtslos, stampfte und knirschte, warf zornig seinen neuen Hut zu Boden und wollte die Kleider zerreißen. Eben dieser Knabe, dem damals noch jeder Begriff von Sprache mangelte, der weder einen Buchstaben kannte, noch schreiben konnte, ist nun nach einem einzigen Unterrichtsjahre im Stande, mit einer fast unbegreiflichen Fertigkeit gesprochene Sätze von den bewegten Organen abzulesen und eben so schnell deutlich niederzuschreiben. Er weiß eine große Menge Gegenstände zu benennen, deren Beschaffenheit, Gebrauch u. s. w. in kurzen Sätzen anzugeben und einfache Fragen schriftlich oder mündlich zu beantworten." Wir setzen noch einen andern Zug her, wie deren der Bericht mehrere enthält. Ein Taubstummer, der bei mittelmäßigen Anlagen sich durch Fleiß und rühmliches Betragen auszeichnet, erzählte eines Morgens und schrieb dann in sein Tagebuch, ohne daß der kleine Aufsatz wäre verbessert worden, was folgt: „Am Montag, den 26. Jenner 1829. Ich träumte, ich bin gestorben. Als der Bruder Kaspar mich wecken wollte, erwachte ich nicht. Er sah und weinte. Er sagte meinem Vater, daß ich gestorben sey in dem Schlafzimmer. Meine Eltern und Geschwister trauerten über mich und weinten. Als der Schreiner einen Sarg gehobelt hatte, kam er und brachte ihn. Mein Vater sagte, daß viele Menschen in drei Tagen kommen. Zwei Jünglinge trugen den Sarg, in welchem ich war, auf der Tragbahre. Die Menschen hatten schwarze Röcke und reichten meinem Vater und Kaspar'n die Hände. Sie gingen in den Kirchhof, man legte den Sarg in die Erde. Ich komme in Himmel. Jesus sagte zu mir: Höre und ich hörte. Ich erwachte."

In einigen über den Unterricht in der Zürcherschen Taubstummenanstalt dem Bericht angehängten Mittheilungen des trefflichen Lehrers, J. Th. Scherr, wird zunächst von den großen Vortheilen gesprochen, welche der in jener Anstalt angewandte Tonsprachunterricht bei der Sprachbildung des Taubstummen überhaupt und für dessen geselliges Leben unter andern Menschen insbesondere gewährt. „Es klingt widersprechend," sagt Scherr unter anderm, „beim Unterrichte der Taubstummen die Tonsprache als Lehrfach anzugeben. Da ist jedoch wohl zu beachten, daß der Taubstumme nicht eigentlich stumm ist, sondern bei Lachen und Weinen Töne von sich gibt, wie die Hörenden, auch in besondern Affekten verschiedene Laute ausstößt. Seine Redeorgane sind in der Regel gesund und vollkommen. Er redet nicht, weil er die Tonsprache nie hörte und dieselbe also nicht nachahmen lernte. Verböte man, vor einem vollsinnigen Kinde jemals zu reden, es würde ebenfalls stumm bleiben. Das Hervorbringen der Töne erregt Erschütterungen, welche auch von Andern durch den Tastsinn an Brust, Stirne, Backenknochen wahrgenommen werden können; die zur Aussprache bestimmter Töne nothwendigen Stellungen der Organe kann das Auge beobachten. Den Taubstummen zu diesen beiden Arten der Wahrnehmung und zur Nachahmung des Gefühlten und Gesehenen veranlassen — das ist das ganze Geheimniß dieses Tonsprachunterrichts."

Chambery, December.

(Fortsetzung.)

„Wenn die Cretins," fährt der Verfasser der Amelie fort, „nicht auf dem Lande und zwischen den Gebirgen, in der Heimath einfacher und frommer Sitte, sondern in großen Städten geboren würden, so hätten sie nichts von reichen und wohlhabenden Aeltern und Verwandten zu hoffen, als die Stelle in einem Pflegehaus, und der Staat entzöge vielleicht die Armen den Händen fühlloser Angehörigen. Was finge man aber auf dem platten Lande mit ihnen an, wenn sie die Religion nicht schützte? Sie würden umgebracht oder mit gebundenen Händen im Lande der Civilisation ausgesezt." In Savoyen, zu St. Jean de Maurienne, sah der Verfasser einen Cretin, der keinen Kropf hatte, auch sonst äußerlich nicht entstellt war. Im gewöhnlichen wachen Zustand war er stumm. Er verfiel aber oft in einen schlafwachen Zustand, ohne äussere Veranlassung, und darin sprach er sehr bestimmt, deutlich, ordentlich und mit Geist. Er war in ein Mädchen verliebt, das mit ihm erzogen worden. In dem schlafwachen Zustand sprach er sehr lebendig und schön zu ihr und hielt dabei gewöhnlich eine nicht angezündete Lampe in einer Hand, in der andern aber Blumen oder Früchte. Er hat zur großen Zufriedenheit beider Familien das Mädchen geheirathet.

Das üble Wetter des vergangenen Sommers benahm dem Aufenthalt in Aix viel von seiner Annehmlichkeit. Es war mißlich, weite Spaziergänge in die reizenden Umgebungen und die Umgegend vorzunehmen, und auch auf die Heilkraft des Bades hatte der graue Himmel, deßgleichen die kühlen Abende und Morgen, nachtheiligen Einfluß. An diesen trüben Tagen war der neue Cercle von großem Nutzen, denn Viele, die verdrießlich und übelgelaunt hineingegangen waren, kamen heiter wieder heraus. Unter den dießjährigen Badegästen waren der Kardinal Clermont-Tonnère, Erzbischof von Toulouse, der Minister Laferronnais, der Fürst Tscherbatof und seine Gemahlin aus den höhern Ständen merkwürdig. Das gesellige Leben war im Ganzen einförmiger und gespannter als sonst, wozu wohl die türkischen Angelegenheiten Manches beitrugen, wiewohl Schumla, Varna und Adrianopel eben nicht nahe bei Aix liegen.

Ein edler Mann, der Engländer Haldimann, der schon seit mehreren Jahren Aix bewohnt und da viel Gutes stiftete, hat eine bedeutende Summe zum Ankauf und zur Einrichtung eines Hauses hergegeben, wo arme Kranke die Badezeit hindurch für ein ganz Geringes aufgenommen, verpflegt, verköstigt, gebadet, ärztlich behandelt und mit Arzneien versehen werden. Für 75 Centimen oder 18 Kreuzer rhein. täglich wird außer Obigem früh eine gute Suppe, deßgleichen eine Suppe und eine andere nahrhafte Speise um Mittag, Abends wieder eine Suppe und den ganzen Tag über Brod nach Belieben verabreicht. In dieser Anstalt werden keine Einheimischen, sondern nur Fremde aufgenommen, die mit Zeugnissen ihrer Obrigkeit und der kirchlichen Behörde ihre Armuth beweisen. Die Pflege der Kranken besorgen Nonnen, genannt Schwestern des heiligen Joseph.

So einförmig und fast möchte ich sagen einfältig unser Leben in Savoyen ist, so vielgestaltet und unruhig zeigt sich die Natur. Sie darf es seyn; ihr kann Niemand das Geringste anhaben, nicht einmal die Gensd'armen, Douaniers und geheimen Polizeileute. Da zog einmal gegen Abend ein helles, lichterfülltes Meteor gerade über die Stadt weg. Es war ziemlich groß, länglich und sprühte Funken wie ein Schwärmer. Im Herbst, wo die starken, unaufhörlichen Regengüsse fielen, schwoll die Aisse fürchterlich an und sezte einen guten Theil der Stadt unter Wasser. Glücklicherweise stieg sie nicht weiter, und wir kamen mit der Angst davon. Im Oktober folgte acht Tage lang ein heftiges Gewitter dem andern. Die heftigsten Blitze und Donnerschläge wechselten mit Hagel, und am Morgen waren alle Höhen dick beschneit. Gewiß ein gar sonderbarer Paroxismus der Atmosphäre!

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 8.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 9. Januar 1830.

Das wärmste Leben
Die Farbe haucht,
Wenn Amor in sie
Den Pinsel taucht.

Quinault.

Der Maler.

Ein Maler bin ich, laß es mir nicht nehmen;
Mir gab's der Gott, ich sag' es stolz und frei.
Drum darf ich mich vor keinem Meister schämen,
Wie groß und hochberühmt er immer sey.
Kein Mensch hat mir den Pinsel übergeben,
Die Farb' und ihn holt' ich vom tiefsten Leben.

Will ich in reines Weiß den Pinsel tauchen,
Meynst Du, es sey in Milch, in Schnee am Rain?
Und sollte mir ihr Weiß die Lilie hauchen,
Sein Weiß der Schwan — nicht wollt' ich es; o nein!
Es ist der Hals, es ist die blanke Stirne
Von meiner vielgeliebten zarten Dirne.

Soll glühend Roth auf dem Gemälde brennen,
Ist's das der Kirsche an dem vollen Baum?
Willst du der Pfirsichblüthe Roth mir nennen?
Des Apfels Wang', des Abendrothes Saum?
O nein, die Lippe ist's, die süße, lose
Von meiner aufgehauchten lieben Rose.

Soll duft'ger Hauch in dem Gemälde zittern,
Glaubst du, es sey der elfenseid'ne Flor,
Aus welchem freudebebend nach Gewittern
Die Zauberlandschaft bräutlich schaut hervor?
O nein, es ist der Augen feuchtes Glimmen,
Wenn sie im süßen Schmerzensthaue schwimmen.

Soll süße Wehmuth alles überschweben,
Die dich ergreife wie mit Allgewalt:
Es ist das ahnungvolle Heimwehbeben,
Das mich ergreift nach ihrer Huldgestalt,
Es ist um sie das tiefe inn'ge Sehnen,
Bethaut mit nieversiegten bittern Thränen.

A. Henne.

Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

Das Musikstück ging zu Ende. In den Schlußakkord stimmte das Bravorufen und Beifallklatschen des Grafen ein, dem sich die Uebrigen anschlossen. Er trat zu Thomas und sagte diesem so viel Lobendes und zugleich richtig Erkanntes, daß sich der junge Mann gestand, noch nie so wahr und scharfsinnig beurtheilt worden zu seyn. Der Graf sprach über die Schwierigkeit des Violinspiels, über die Führung des Bogens, über Schule und Vortrag mit vollkommener Kenntniß der Sache. Thomas war entzückt. Die Güte des Grafen löste das sonst so feste Band seiner Zunge. Diese floß über vom Preiße seiner Kunst in einem gewaltigen Strome, so daß der Graf, der Rücksichten für seine Gäste hatte, sich genöthigt sah, diesem Einhalt zu thun, indem er dem jungen Mann freundlich auf die Schulter klopfte und in einem gütevollen Tone sagte: „Ein anderes Mal, mein Freund! Wenn wir allein

und ungestört sind, wollen wir dieses Thema, das mich allerdings sehr interessirt, wieder aufnehmen." Thomas trat finster und verstimmt zurück. Er glaubte sich in dem Grafen geirrt, er glaubte sich durch seine Offenheit lächerlich gemacht zu haben.

Die Damen hatten indessen Claren umringt und sie mit vornehmer Kennermiene belobt. Bald aber mußten sie den interessanten Flötenbläser, wie sie Severin unter sich nannten, in's Gespräch zu ziehen. Sie waren nicht wenig erstaunt, in diesem eine Bildung, eine Ungezwungenheit des Benehmens zu finden, als habe er von jeher sich in den Cirkeln der großen Welt bewegt. Er nahm jeden Gegenstand der Unterhaltung, der ihm geboten wurde, mit Ruhe auf, er sprach darüber leicht und geistvoll, ohne nur einen Augenblick die Formen zu verletzen, welche ihm der höhere Rang der ihm Gegenüberstehenden zu beachten gebot. Zu Theresen war Baron Lingen getreten. Das Mädchen, dem seine zudringlichen Blicke schon zur Last gefallen waren, hätte ihn gern vermieden, aber es war nicht wohl auf eine unscheinbare Weise zu thun. Nur bei seiner ersten Annäherung befiel sie einige Verlegenheit. Als er im Tone einer affektirten Herablassung sie anredete und die Hoffnung äußerte, nun ihr Talent bewundern zu dürfen und überhaupt schöne Genüsse, er legte einen besondern Nachdruck auf dieses Wort, durch ihre Gegenwart auf dem Landhause zu finden, sah sie ihn ernst und ruhig an und erwiederte, es sei ihr eine angenehme Pflicht, durch ihr unbedeutendes Talent etwas zu dem Vergnügen eines so würdigen Herrn, wie Graf Werben, beizutragen. Er wollte seinem Zwecke näher kommen, allein der Graf machte in diesem Augenblicke jeder Unterhaltung ein Ende, indem er seine Gäste ersuchte, den weitern Leistungen der Künstler ein geneigtes Gehör zu schenken. Herzlieb führte seine Tochter zum Flügel. Von einem großen Theile der Gesellschaft war Therese bis jezt übersehen worden, ihre unerwartete Erscheinung machte deßhalb einen um so größeren Eindruck. Unter den Herrn wurden Stimmen der Bewunderung laut, ein zweideutiges Flüstern ging durch die Reihen der Damen. „Wunderschön! Herrlich! Eine raphaelische Madonna!" hieß es bei jenen; „affektirt! koquett! sonst ein erträgliches Lärvchen!" bei diesen. Sie selbst sezte sich an's Instrument. Weder Schüchternheit noch Dreistigkeit zeigte sich in ihrem Wesen. Kein verführerisches Lächeln, kein schmachtendes Augenspiel warb um die Gunst der Zuhörer. Sie that, als sey sie allein, als nehme sie zu ihrem eigenen Vergnügen irgend ein Gesangstück vor. Nun war der erste Akkord des Flügels verhallt, nun ertönte ihre volle, aus der Tiefe der Brust klagende Stimme. Es war ein einziger Ton, aber das bebende Anwachsen dieses Tons, sein tönendes Erz in seiner vollkommenen Stärke, sein schmelzendes Abnehmen und Hinsterben — der Graf war außer sich. Er stand auf, er schlich leise näher, hinter die Sängerin. Jezt entfaltete sich ein zartes Cantabile, auf Wellen getragen, zum Himmel sich drängend und wiederum in die Tiefe des Herzens hinabsteigend. Süße und schmerzliche Erinnerungen aus frühern Zeiten wurden in der Seele des Grafen wach. Sein ganzes Innere löste sich in Wehmuth. Es war ihm, er müsse einen Freund suchen, der ihn in diesem Drange der Gefühle aufrecht halte. Er griff um sich, er faßte eine Hand. Wie ein elektrischer Schlag durchbebte ihn die Berührung dieser Hand. Er sah auf: Severin stand neben ihm, und die betroffenen Blicke des Jünglings begegneten den seinigen. Fast ohne zu wissen, was er that, schloß er die ergriffene Hand fester in seine Rechte und lauschte nun wieder dem wunderbaren Gesange. Es war ein sehr einfach gehaltenes Tonstück, ganz berechnet auf die Macht der Stimme, auf die Würde des Portamento, auf das Leben des Gefühls, ohne jene leichtfertigen und flatternden Verzierungen, die selbst einer bedeutungslosen Stimme den Beifall der Menge gewinnen können, die wahrscheinlich auch den Gästen des Hauses mehr behagt haben würden, als diese edle Leistung, die sie in ihrem Innern für steif und geschmacklos erklärten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829.
Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

(Fortsetzung.)

Es könnte auffallen und fast unerklärlich scheinen, daß in dieser Periode Wilhelm Meister nicht größern Effekt machte, und das Buch niemals Mode ward. Doch war es wirklich der Fall. Man ging daran hin, wie in gewissen Gemüthsstimmungen der ungleich bewegte, schwer in sich arbeitende Mensch von dem hellen, reinen und klaren Tagesscheine weg, dunklen Schatten entgegengeht. Je verwickelter die Labyrinthe sich zusammenschieben, durch welche er hindurch muß, je lebhafter fühlt er sich selbst in ihnen, und da er meist nur das will, so wärmt er sich nicht so gern an der Sonne, als er im Schatten friert, wenn ihm jene eine Welt erhellt, in welcher er sich verliert. Das Einzige, wodurch das vorliegende Werk einem nachspührenden, stets auf Ergründen ausgehenden Geschlecht Interesse einflößte, war, daß es sich berechtigt glaubte, hinter so einfacher Darstellung etwas Verborgenes und darunter Verstandenes zu suchen. Das Geschichtliche an sich, das Thun und Treiben der handelnden Personen mußte etwas bedeuten. Um Schauspielerschicksale, um die damals wenig berücksichtigte Bühne konnte sich ein Werk von dem Umfange nicht blos drehen. Tiefer liegende Zwecke glaubte jeder halbwegs denkende Mensch dabei voraussetzen zu dürfen. Allein welche waren es? Die Scenen im

Thurme, die geheime Gesellschaft, der angedeutete Ordensverband, der Geist während der Vorstellung des Hamlet — es waren eben so viel ausgeworfene Fäden, an welchen sich eine ungeheure Mystifikation der damaligen Glaubensverwirrungen anknüpfen und die moralisch-politische Tendenz des ganzen Planes entwickeln ließ. Einmal hierauf gerichtet, ward alles bezüglich, und deßhalb der Nachforschung um so mehr ein erwünschter Gegenstand, als wirklich ein sehr lebhaftes Intriguenspiel die verschiedenen Partheyungen in Europa bewegte, und die größere oder geringere Theilnahme an den öffentlichen Vorgängen Jedermann auf deren Motive zurückführte. Es ist indeß aus eben dem Grunde begreiflich, wie eine Dichtung in solchem Zustande der Gemüther nur so lange beschäftigen konnte, als in ihr dasjenige gesucht ward, worüber sie an sich niemals Auskunft geben konnte. Je mehr man wissen wollte, je mehr griff man in die Luft. Die Konfusion ermüdete, man ließ fallen, was man nicht im Stande war festzuhalten. Während auf solche Weise der Roman in Vergessenheit gerieth, lebte Mignons Gestalt in der Phantasie der Leser fort. Sie und der Harfner wurden mythische Personen, deren Gesänge in rührenden Tönen von den Lippen Unzähliger flossen, ohne daß diese den Quell anzugeben wußten, aus dem sie geschöpft waren.

Ueberhaupt ist es bemerkenswerth, daß Goethe sehr oft lange Zeit in vertraulicher Nähe zu der Welt stehen kann, ohne daß diese weiß, wer es ist, der sie berührt. So hörte ich in meiner Kindheit die lieben, kleinen Liedchen alle singen, die seitdem Volkslieder geworden sind, ohne daß man des Dichters dabei erwähnt hätte. Wir nehmen auf ähnliche Weise im Frühlinge Sonnenlichter und Blumenschmelz hin, wärmen und erfrischen uns, athmen den vollen Strom neuen Lebens ein, ohne wohl sogleich dem Naturgeiste die Ehre zu geben, der Sichtbares und Unsichtbares schafft. Es braucht immer einige Zeit, ehe das Gefühl in's Bewußtseyn tritt.

Dieß leise Wirken, die ungekannten Regungen drängte Schiller jezt, mit unläugbarer Gewalt, in starke, entschiedene Gefühle zusammen. Er hatte die tragische Seite des Lebens erfaßt und mit dem Kampfe zwischen Schicksal und Willensfreiheit alle angerührten Töne des menschlichen Innern heraufgerissen. Einzelne Romanzen und Balladen erschollen zuerst, wie ein Ruf an das verweichlichte, schwankende Geschlecht. Die Erscheinung Wallensteins gab dem erwachenden Sinne einen Gegenstand. **Heldengröße** war bisher Contrebande gewesen. Da war nun wieder ein Held, ein wahrer, lebendiger, schuldvoll und doch groß, tragisch durch den ganzen Lauf seiner Bahn, der Bewunderung so werth, wie der Strafe.

Es möchte schwer seyn, einem kritischen und zergliedernden Geiste, wie dem unserer Gegenwart, einen Begriff von der willenlosen Hinnahme, der Begeisterung, dem unbegrenzten Beifall zu geben, mit welchem die Piccolomini, das Lager und Wallensteins Tod auf der Bühne aufgenommen wurden. Jede Brust, in der noch die Lebenspulse für ungewohnte Größe schlugen, öffnete sich mit lang entbehrtem Entzücken dem neuen, Alles beherrschenden Eindrucke. Der kriegerische, wie der Freiheit Geist, der das Lager beseelt, sprach besonders an. Er rüttelte die schlummernde Thatkraft wach, er hob über beengende Lebensordnung hinaus. Das war es, was man längst gewollt: aus der Unthätigkeit fort in den Krieg, mit einem Feldherrn, kühn, herrlich, groß und glücklich, wie dieser es lange Zeit gewesen! Durch ganz Deutschland, glaube ich, gab es keine Armee, die nicht mit des Friedländers Schaaren gesungen, gejubelt, den Kopf stolz empor getragen hätte. Des Wachtmeisters bedächtige Art, die noble Weise des Kürassiers, der andern Muthwille, die soldatische Dressur — erkannte sich doch jeder darin wieder, lernten doch alle dem Geringfügigsten Bedeutung geben. So ward Schiller das Ideal der kräftigern Jugend, der Pilot ihrer wogenden Phantasie, der Sänger der Heere, unsterblich für die Geschichte wie für die Kunst.

Unter meinen noch lebenden Zeitgenossen ist gewiß keiner, welcher den Genuß vergessen hat, den ihm der Schauspieler Fleck in Wallensteins Tod gewährte. Ein begeisterter Held in Blick und Anstand, war er für die Rolle geboren, die er, durch das seltene Zusammentreffen solcher Bedingungen, zu vollständiger Wirklichkeit erhob. Schon das beherrschende, majestätisch ruhige Auge, die natürlich hohe Haltung des Kopfes, der stolze Nacken und ein Lächeln, so fein, so doppelsinnig, daß es halb durch Güte bestach, halb durch Spott verwirrte — dieß zusammen, und dazu noch der Heldengang, das tiefe, erschütternde Organ, voll von der Melodie des Schmerzes und dem ehernen Klange der Begeisterung — der Wallenstein, in seiner kalten Fassung, seinem verachtenden Zermalmen, stand da, man bebte vor ihm zurück, und ein einziges Wort, mit jener beseelenden Gewalt gesprochen, führte ihm alle Herzen wieder zu.

Aus den Saaten, welche die schöne Dichtung in offene Herzen streute, entwickelte sich die Fähigkeit, den Dichter in höherer und reinerer Region zu begleiten.

Wie aus den wilden, blutigen Kämpfen des Alterthums die Ritterzeit hervorgeht, sehen wir die **Jungfrau von Orleans** jener Trilogie des Wallenstein folgen. Unbeschreiblich, und mit nichts Anderm in der Folge zu vergleichen, war der Eindruck des phantastisch-romantischen Trauerspiels bei dessen erstem Erscheinen. Wohl kann man sagen, der Vorhang einer neuen Welt ward aufgezogen. Wenn der spätern romantischen Schule ohnstreitig das Verdienst zugeschrieben werden muß, die Richtung nach dem Idealen ausgebildet zu haben, so darf es nicht vergessen werden, daß die Jungfrau von Orleans

das erste vollständige Kunstwerk war, welches diese Richtung allgemein gab: **allgemein**, insofern das lebendigste Interesse augenblicklich für ein Uebersinnliches aufflammte, das der bisherigen Gesinnung, den politischen und philosophischen Ansichten, der poetischen Stimmung, wie sich diese in der Mehrzahl kund gab, völlig entgegen war. Unmöglich könnte der bloße Klang der Worte, die Vertrautheit mit denselben, die einmal begründete Vorliebe für den Volksdichter, dieß Wunder bewirkt haben, wäre es nicht gerade **ihm** beschieden gewesen, den Funken anzuschlagen, von dem wir sagen dürfen, er sey der Verkünder eines wahrhaft innern, lebendigen Feuers geworden. Zauberhaft wirkte der Anblick des begeisterten Heldenmädchens. Bis zu der untersten Klasse der Zuschauer wußten Alle ihre Worte auswendig. Man hörte sie in den Logen wie im Parquet neben sich flüstern, noch ehe die Schauspielerin sie sprach, und die bangen Athemzüge ließen sich zählen, als sie endlich durch höhere Macht die Ketten zerriß und wie der Engel des Herrn zu den Ihrigen zurückkehrte. Bald forderte, bald wollte man nichts sehen als dieß fremde, phantastische Trauerspiel, und war das auch Effekt der Mode, so beweist dieß nur, daß diese niemals unabhängig von dem Zustande geistiger Bildung ist.

(Beschluß des zweiten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, Dezember.

(Fortsetzung.)

Zu den auffallenden Erscheinungen gehörte auch der Abbé Demazures, der vom April bis Oktober eine Reihe Predigten bei uns gehalten hat. Ich erinnere mich, im Colliseum zu Rom oft einem Kapuziner zugehört zu haben, dessen kräftige, natürliche, ganz auf die römische Volksnatur berechnete Beredtsamkeit aller Aufmerksamkeit werth war, auch Alt und Jung hinriß. Die Predigten des Abbé Demazures haben mich sehr an jenen Kapuziner erinnert, der mir aber doch noch lieber ist, als Demazures mit seinen Reden gegen Denk- und Preßfreiheit, über die Schädlichkeit philosophischer Bücher, die Sündhaftigkeit religiöser Diskussionen u. s. w. Es war ein Glück für den Mann, daß er nach langem Aufenthalte aus dem gelobten Land kam und zur Unterstützung der Wächter des heiligen Grabes aufforderte. Wenn einer von dorther kömmt, aus dem Lande des türkischen Despotismus, so braucht man sich nicht zu wundern, daß ihm alle höheren Ideen europäischer Civilisation fremd sind, und daß er sich gegen Alles stemmt, was den Leuten fatal ist, mit denen er lebt und die seine Predigten bewundern. Dabei haben wir es aber auch bewenden lassen, und außer einigen Gaben für das heilige Grab hat man sich zu nichts verstanden, und Alles ist beim Alten geblieben. Seine Predigt über die bösen Bücher dürfte auch in Deutschland nicht ohne Interesse seyn, darum will ich hier Einiges daraus bemerken. Demazures betrachtet die bösen, d. h. die über Philosophie, Geschichte des Christenthums, Geschichte des Pabstthums, Volksrechte, Verfassung u. s. w. sprechenden Bücher wie eine Giftquelle, die den Verstand verkehrt, das Herz verderbt, Ordnung und öffentliche Ruhe untergräbt und zerstört. Er bewies sonnenklar, daß die bösen Bücher größeres Unheil, größere Zerstörung im Reich Jesu Christi und bei dem ganzen Menschengeschlecht angerichtet haben, als die blutigsten Kriege. Ihm nach haben allein die bösen Bücher alle Unruhen, Empörungen und den Umsturz der Regierungen veranlaßt, zumal die französische Revolution. „Diese Umwälzung ist, sagte der Redner, Gottlob schon ferne von uns; wir müssen sie aber immer vor Augen haben, um uns vor ähnlichem Unheil zu bewahren. Sehet auf den Areopag von Athen, auf den römischen Senat, auf die Kaiser Konstantin und Theodos, deßgleichen auf manche andere treffliche Fürsten und Könige; was thaten sie? sie ließen die bösen Bücher verbrennen, die gegen öffentliche Ordnung, Moral und Christenthum stritten, ja sie begnügten sich nicht damit, sondern ließen auch deren Verfasser aus dem Land jagen.“ Hierauf versuchte der Redner, die fürchterlichen Folgen der Preßfreiheit auf das bürgerliche, moralische und religiöse Leben darzustellen. Dann wandte er sich mit einer Art von Verzückung an den König Carl Felix. „Erlauchter Sohn der Amadeus,“ rief er, „unvergänglicher Dank sey dem Geber alles Guten dafür gesagt! durch Deine mächtigen Gesetze ist in Deinem Reiche ein mächtiger Damm gesezt gegen solche mörderischen Erzeugnisse, gegen solche böse Bücher, die den Glanz Deiner Krone und das Glück Deines Königreichs bedrohen, gegen die höllischen Erfindungen, die den Zorn Gottes erregen und verhindern, daß der wohlthätige Thau des Himmels auf die Gipfel von Gelboé falle. Angebeteter Monarch! die geistlichen, bürgerlichen und militärischen Behörden Deiner treuen Stadt Chambery sind voll Eifer und werden es immer seyn, Ewr. Majestät weisen Gesetzen nachzukommen, die Ihnen Gott selbst eingegeben hat.“ ... Daß bei uns Bücher **aller** Art aus der Fremde verboten sind, daß deßhalb an den Grenzen und in den Städten die heftigsten Verfolgungen vorgenommen werden, daß diesem Verbot auch Fremde unterworfen sind, deren Bücher man nicht einmal von einer Grenze zur andern plombiren will, sondern sie konfiscirt, das nennt der Zelot ein weises, von Gott eingegebenes Gesetz! Welche Vorstellung muß er sich von diesem Gott machen? — Doch zurück zu Demazures Predigt. Am Schlusse derselben ermahnte er seine Zuhörer dringend, bei sich nachzusehen, ob sie keine bösen Bücher hätten, um sie schnell in die Hände ihrer würdigen Pfarrer und Beichtväter abzuliefern. „Die göttliche Vorsicht wird Euch nicht ohne treffliche Unterrichtsbücher lassen. Euer verehrungswürdiger Erzbischof ist jezt für Euch eine sichtbare Vorsehung. Er hat mir den ehrenvollen Auftrag gegeben, Euch zu verkündigen, daß er eine Büchersammlung ausgewählter Schriften angelegt hat, wo Ihr täglich wie an einer reinen Quelle schöpfen könnt.“

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 2:
A. B. C.

Räthsel.

Ein Jeder hat's in seinem Haus,
Ein Mancher scheuet überaus,
Und weiß warum, das böse Wort;
Geküßt wird's nur an Einem Ort.
Geh' hin und küsse, frommer Christ,
Doch weh! wenn du darunter bist.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 9.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 11. Januar 1830.

Die Menge macht den Künstler irr und scheu:
Nur wer Euch ähnlich ist, versteht und fühlt,
Nur der allein soll richten und belohnen.

Goethe.

Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

Dem Grafen standen Thränen in den Augen, als Therese endigte. Er wandte sich ab, um sie zu verbergen. Ein lautes Bravo aus dem Munde Lingens wurde von den Männern wiederholt; die Damen zeigten eine Gleichgültigkeit, auf welche Therese, die mit sich selbst zufrieden war, keinen Werth legte. „Wie wär's," sagte jezt Bendix zu Severin, indem er diesen bei Seite nahm, „wenn ich nun die hochadeliche Gesellschaft mit einigen erheiternden Variationen zu bedienen suchte? Gerührt ist sie hinlänglich, und um den Appetit zum Abendessen zu erwecken, wäre etwas Lustiges ganz an seinem Platze." — „Hier durchaus nicht!" versezte mit ungewöhnlicher Bestimmtheit Severin. „Wir würden die Achtung des Grafen verscherzen, und die ist mehr werth als aller Beifall der Uebrigen." — „Was Achtung!" murrte Bendix, während er sich verdrießlich zurückzog; „sein Geld ist die Hauptsache, und wenn wir seine Gäste gut unterhalten, so bezahlt er uns gut."

Die Damen hatten sich erhoben und besprachen sich über geringfügige Dinge. In einzelnen Pausen trillerte die Gesandtenwittwe halblaut eine Walzermelodie für sich hin, die sie mit einem mahnenden Blick nach ihrem Wirthe begleitete. „Meine Freunde," redete indessen Graf Werben die Musiker an, „es ist genug für dieses Mal! Nehmen Sie meinen aufrichtigen Dank, nehmen Sie den Zoll meiner Bewunderung der ausgezeichneten Talente hin, die Ihre kleine Gesellschaft in sich vereinigt. Ich gestehe Ihnen offen, daß eine Fortsetzung Ihrer trefflichen Leistungen mich zu sehr angreifen, mich in eine Stimmung versetzen könnte, die ich heute vermeiden muß. Lassen Sie es sich wohl gefallen in meinem Hause, sehen Sie sich als meine Gäste an, theilen Sie unser geselliges Vergnügen, wenn Sie nicht etwa vorziehen, nach einer vielleicht ermüdenden Wanderung der Ruhe zu pflegen." Nach diesen Worten wandte er sich zu den Damen. Bald war Alles zu der erwünschten Tanzparthie geordnet, der Graf nahm den Platz am Flügel ein, sein Kammerdiener sezte sich mit dem Violoncello ihm zur Seite. Severin erkannte die zarte Schonung, mit der er und seine Gefährten behandelt wurden. Unaufgefordert ergriff er in der Hälfte des Tanzes die Flöte und fiel in die wohlbekannte Melodie ein; Herzlieb und Bendix hielten es ohnehin für ihre Schuldigkeit und zugleich für eine Ehre, den Herrn Grafen begleiten zu dürfen. Sie folgten ohne Säumen dem Beispiele des jüngern Genossen. Nur Thomas, finster vor sich hinblickend, und die zwei Mädchen standen, wie ein schüchternes Kleeblatt verirrter Tauben, in einer Fenstervertiefung zurückgezogen. Zu ihnen gesellte sich nach einiger Zeit der Baron, der, ohngeachtet es an tanzfertigen Herrn fehlte, sich nicht versucht fühlte, mit einer der anwesenden Damen zu tanzen. „Es scheint nicht," sagte er in jenem vornehmen und nachläßigen Tone, der auf den Geringern stets empörend wirkt, zu

Thomas, „daß Sie Vergnügen finden, den Herrn Grafen in seiner Bemühung, die Gesellschaft zu erheitern, zu unterstützen?“ Thomas fühlte sich in seinem Künstlerbewußtseyn tief verlezt; aber er bezwang sich, er blickte den Fragenden kalt an und entgegnete: „Ich spiele nie zum Tanze, das ist Grundsatz bei mir.“ In der That hatte er sich auch bisher von jeder Theilnahme an diesem Zweige ihres Wanderlebens fern gehalten. „Bettlerstolz!“ sprach der Baron halblaut, aber doch verständlich genug für sich hin, indem er jenem den Rücken wandte. „Narrenforderung!“ sagte ebenso Thomas, und seine Wangen erglüheten. Lingen that, als habe er das beleidigende Wort nicht gehört. Er kniff die Lippen zusammen, er beschloß, diese Frechheit dem trotzigen Musikanten nicht ungerügt hingehen zu lassen. Er hatte wohl bemerkt, daß seine Blicke oft mit einem leidenschaftlichen Ausdrucke an Therese hingen, er hoffte, in der Erreichung seiner Wünsche auch zugleich das Ziel seiner Rache zu finden. Nach beendigtem Tanze stand der Graf auf. Er dankte den Musikern für ihre bereitwillige Unterstützung, er fügte hinzu, daß es nun auch ihm eine angenehme Obliegenheit sey, sie in den Kreis der allgemeinen Freude zu ziehen. Seine Nichte, ein Mädchen von dreizehn Jahren, mußte den Platz am Flügel einnehmen. Er fühlte sich so froh bewegt, fast begeistert, daß er nicht Anstand nahm, sich über manche gesellige Rücksichten, die er sonst gewissenhaft beobachtete, hinauszusetzen. Nicht allein der überraschende, schöne Kunstgenuß war es, der ihn aus seinen gewöhnlichen Verhältnissen rückte; nein, es dünkte ihn auch, als übe eine magische, unerkennbare Gewalt ihren Einfluß auf ihn, die besonders in Severins Nähe ihn wunderlich ergriff und belebte. Er sprach einige Worte flüsternd mit der Gesandtenwittwe. Die Dame schien Anfangs erstaunt über deren Sinn, dann lächelte sie, dann nickte sie dem alten Herrn freundlich zu. Nun trat er zu Theresen und bat sie um den ersten Tanz. Ihre bescheidenen Einwendungen wußte er auf die gütigste Weise zu beseitigen, in den nächsten Augenblicken waren auf seine Veranstaltung auch die Uebrigen gepaart; Clara mit dem gefällig herbeikommenden Lingen, Thomas mit einer entfernten Verwandten des Hausherrn, einem guten blöden Mädchen, Severin mit der Excellenz, die ihre Nachbarin versicherte, bei einer Fête champêtre müsse man es nicht so genau nehmen.

Die allgemeine Betroffenheit der Damen löste sich nach und nach in eine frohe Theilnahme an dem erhöheten Vergnügen auf. Die Gesandtin mußte sich gestehen, daß sie selbst auf den glänzendsten Hofbällen keinen bessern Tänzer gefunden habe, als Severin; sie sah sich von ihm in den Ruhepunkten so angenehm und zugleich ehrfurchtsvoll unterhalten, daß sie ganz bezaubert von ihm wurde. Freilich wußte sie nicht, daß Severin die Feinheit seiner Bildung in den ersten Cirkeln der Hauptstadt Böhmens gewonnen, in die ihm sein Talent und gefälliges Betragen Eingang verschafft hatten. Deßhalb nahm sie eine romantische Erklärung zu Hülfe. Severin mußte ein verkappter Edelmann seyn, wie der Maler Schweizer in Wagners reisenden Malern, der sich aus Liebhaberei, Kaprice, vielleicht aus einer Neigung zu einer der zwei Harfnerinnen, der Musikantenbande angeschlossen hätte. Sie war am Schlusse des Tanzes so fest hiervon überzeugt, daß sie, zu ihren Freundinnen zurückkehrend, diesen ihre Vermuthung als eine Gewißheit mittheilte, und von nichts sprach, als von dem mysteriösen Flötenbläser.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Fest der Epiphanie und die Akademie in der Propaganda.

Zu den Merkwürdigkeiten des neuen Roms gehört die von Gregor XV. im Jahr 1622, und von Urban VIII. 1627 zu Verbreitung des christlichen Glaubens und Ausrottung der Ketzerei gegründete Kongregation de propaganda fide, und der Tag, an dem sie sich in ihrem vollen Glanze zeigt und ihren Charakter äußerlich am auffallendsten entwickelt, ist das Fest der Erscheinung. Wir theilen daher eine kurze Beschreibung dieses Festes, wie es in der Kirche der Propaganda gefeiert wird, mit den Worten eines Theilnehmers mit.

* * *

Das Fest der Epiphanie, der Erscheinung des Herrn, ist das Hauptfest der Kirche der Propaganda als Privat- oder Kollegialkirche, und mit Recht haben es dazu die Stifter der Anstalt eingesezt. Die Weisen des Morgenlandes führte ihr glücklicher Stern nach der armen Hütte in Bethlehem, auf daß sie den neugebornen Heiland anbeteten in den Armen der Gottgesegneten, die die unbegreifliche Liebe der Gottheit zu den Menschen schon vor der Zeiten Anfang dazu bestimmt hatte, den Erlöser des ganzen gefallenen Geschlechtes Adams zu gebären. Die heil. Schrift meldet uns nur noch die Rückkehr der glücklichen Könige; aber es ist gewiß, daß sie in ihrem Vaterlande die ersten Apostel der Ankunft des Herrn wurden. Wenn also die Propaganda, als Missionsanstalt, die nach dem ganzen Sinne der Sendung des Heilandes in alle Welt ihre Jünger schickt, allen Völkern und allen Kreaturen das Evangelium zu verkünden*), das Fest der Epiphanie als das Hauptfest ihrer Kirche feiert, so hat sie immer den einen hohen Zweck vor Augen, der die ganze Tendenz ihres kräftigen, rastlosen Wirkens umfaßt. Daher erinnert auch Alles daran, was die Kirche an äußerem Schmucke besizt, und das große schöne Bild des Hauptaltares

*) Matth. 28, 19. Marc. 16, 15.

kann gleichfalls allein darauf zurückführen. Es gewinnt auch die Feier dieses Festes in der Propaganda etwas Großartiges und Auszeichnendes; und wie der Herr bei Malachias durch den Mund des Propheten von dem großen Sühnopfer spricht, das der Messias einsetzen solle, das heilige Meßopfer nämlich: vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange ist mein Name groß unter den Völkern, und aller Orten wird meinem Namen ein reines Opfer entrichtet und dargebracht *), so sieht man diese seit mehr denn achtzehn Jahrhunderten schon in Erfüllung gegangene Weissagung an dem Morgen des Festes der Epiphanie in der einen Kirche der Propaganda, an einem und demselben Orte wunderbar verwirklichet, und man kann nicht umhin das gläubige Auge dankbar emporzuheben gen Himmel, den Herrn zu loben und zu segnen, und zu bekennen, daß groß seine Macht ist und seine Verheißungen wahrhaftig. Priester der verschiedensten Nationen, aus den verschiedensten Gegenden der Welt, in den verschiedensten Sprachen und in dem verschiedensten Ritus sieht man hier das heilige Meßopfer verrichten. — Die Kirche der Propaganda ist nicht von bedeutender Größe; sie hat nur vier Seitenaltäre nebst dem Hauptaltare; aber an dem Tage des Festes ist sie merkwürdiger als jede andere. Während an dem einen Altare das heil. Meßopfer in syrischem Ritus und syrischer Sprache dargebracht wird, geschieht es an einem andern auf Chaldäisch, an einem andern auf Koptisch, an einem andern auf Armenisch, wieder an einem andern auf Griechisch, und so wechselt es immer ab; bald sieht man hier einen lateinischen Priester lateinisch, dort einen Maroniten syrisch, einen Malachiten griechisch und arabisch, einen Polen russisch u. s. w. die heil. Messe lesen. Dabei ist der Anzug und der Ritus eines jeden so verschieden, als es nur immer die Sprachen selbst seyn können. Kein Fremder, der davon Kunde hat, versäumt es, an dem Tage sich in der Kirche einzufinden; sie werden nicht müde zu schauen und zu bewundern, und verlassen die Kirche nicht wieder, bis mit dem Mittage endlich die Messen aufhören; auch wissen sie gewöhnlich nicht, welchem der Celebranten sie ihre Aufmerksamkeit ganz schenken sollen, denn sie möchten dieselbe gerne einem jeden zuwenden.

Es wäre hier freilich der Ort, über die verschiedenen Ritus, Anzüge u. s. w. etwas weitläufiger zu seyn, aber etwas der Art muß man selbst sehen, um einen richtigen Begriff davon zu erhalten. Der Priesteranzug der Orientalen ist sehr reich und prächtig, und der lange Bart, den sie tragen, scheint die Würde des Amtes, das sie verwalten, nicht wenig zu erhöhen. Namentlich der Messe des syrischen Patriarchen muß man beiwohnen. Ich habe mehrere orientalische Bischöfe und Patriarchen zugleich in der Propaganda die heil. Messe in ihrer Sprache, in ihrem Ritus lesen sehen. Am seltsamsten nimmt sich aber ein Abyssinier aus, der die heil. Messe auf Koptisch liest; aus dem langen silbernen Meßgewande, das den ganzen Körper bedeckt, sieht man nichts hervorstechen als das kohlschwarze Gesicht und die Hände. Dieser Abyssinier ist gleichfalls ein Alumnus der Propaganda.

*) Malach. 1, 11.

Am Vorabende des Festes hält ein Bischof die Vesper; die Zöglinge der Anstalt, jezt sehr zahlreich, bilden den Chor und psalmiren; es sind unter ihnen einige recht gute Sänger, denn unter der Leitung des wackern Singlehrers Lorenzo Berti haben sie in dem gregorianischen Gesange große Fortschritte gemacht. Mit der Vesper und dem h. Segen mit dem Hochwürdigsten endigt auch wieder am Abende des Festtages die Feierlichkeit des Gottesdienstes, bis am ersten Sonntage in der Oktave desselben die Akademie gehalten wird. — Ein ziemlich großer Saal wird festlich ausgeschmückt und Alles darin für die Akademie angeordnet; die Zöglinge der Anstalt nehmen auf den amphitheaterartig geordneten Bänken Platz; in der Mitte steht ein Tisch, vor welchem der sizt, welcher den Prolog (wovon weiter unten) zu halten hat. Gegenüber sind die Sessel für J. J. Em. Em. die Kardinäle der h. Kongregation de propaganda fide aufgestellt, hinter diesen nehmen die Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten Platz, welche der Akademie beiwohnen, und endlich füllt eine Menge Stühle und Bänke den ganzen übrigen Theil des Saales für ein zahlreiches Auditorium, das aber gewöhnlich so groß ist, daß der Saal es nicht mehr zu fassen vermag.

In der Anstalt befinden sich Egypter, Syrer, Perser, Chaldäer, Melchitische Griechen, Iberer, Maroniten, Araber, Armenier, Bulgaren, Thrazier, Illyrier, Albaneser, Servier, Epiroten, Abyssinier, Amerikaner, Irländer, Schottländer, Griechen von fast allen Inseln des jonischen und ägeischen Meeres, Deutsche, Holländer, Flammänder ꝛc.

Die Akademie wird wegen des Festes der Epiphanie gehalten, und besteht deßhalb auch in nichts, als in der Deklamation von Gedichten über diesen Gegenstand, gewinnt aber großes Interesse durch die Mannigfaltigkeit der Sprachen, in welchen deklamirt wird, und weil die Deklamatoren meist in ihrer eigenen Muttersprache auftreten. Ein kurzer Prolog in lateinischer Prosa, gewöhnlich über die Ankunft der Magier, ihr Vaterland oder sonst einen ähnlichen Gegenstand, in dem Style einer akademischen Disputation, eröffnet die Akademie. Sodann folgt eine lateinische Ecloge, ein Dreigespräch unter drei Hirten, und sonach die übrigen Gedichte, auf Hebräisch, Chaldäisch (Schrift- und Volkssprache), Griechisch (Neu- und Altgriechisch), Syrisch, Arabisch (Schrift- und Volkssprache), Persisch, Armenisch (Schrift- und Volkssprache), Illyrisch, Ethiopisch, Georgisch, Albanesisch, Bulgarisch, Wallachisch, Servisch, Amarisch, Kurdisch, Türkisch, Englisch, Schottisch, Deutsch, Italienisch, Flammändisch,

Holländisch, Irländisch, Französisch, Spanisch, Russisch, Polnisch ꝛc.

Daß es ein ganz eigenes Interesse hat, dieser Akademie beiwohnen zu können, läßt sich leicht denken, wie kurz auch dieselbe von mir beschrieben ward, und der allgemeine Beifall, den man den Deklamatoren schenkt, ist der sprechendste Beweis der allgemeinen Zufriedenheit.

Jean Baptiste Berger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Vor nicht gar langer Zeit hatte Paris eine Wiederholung im Kleinen der bekannten Anekdote des Müllers von Sanssouci, welcher Friedrich II. seine Mühle nicht verkaufen wollte und gegen den König die Gerechtigkeit ansprach. Was der deutsche Müller gegen die preußische Regierung that, wiederholte ein hiesiger Bürger gegen die Pariser Stadtobrigkeit. Es sollte nämlich der Boulevard zwischen der Porte St. Denis und der Porte St. Martin erweitert werden, was um so nöthiger war, da dieser Theil des Boulevards der am meisten befahrene und doch der engste war. Alle Eigenthümer, deren Häuser oder Gründe an diesen Boulevard grenzten, fanden sich leicht mit der Obrigkeit ab; nur ein einziger widerstrebte, und da man ihn nicht zwingen konnte, so blieb sein Haus stehen, indeß die andern zu beiden Seiten schon abgebrochen waren. Zum Unglück für ihn war sein Haus aber sehr schmal und dabei außerordentlich hoch, so daß es wie ein Wartthurm aussah. Dennoch wollte der starrköpfige Besitzer dieses thurmähnlichen Hauses, das allen Vorübergehenden ein Stein des Anstoßes war, sein Eigenthum nicht veräußern, und einmal ließ er sogar mit großen Buchstaben auf ein Aushängeschild die Verse oder die Worte setzen:

Ma maison est à moi,
Comme la France au Roi.

(Nach den Versen des Prof. Andrieux in seiner schönen Erzählung: le moulin de Sanssouci.) Allein die Witzlinge bemerkten, es sey mehr rime als raison in diesen Versen, denn Frankreich gehöre dem Könige nicht zu in dem Sinne eines Eigenthumes; er sey König über Frankreich, vom Grunde und Boden gehöre ihm aber nicht mehr, als seine Privatdomänen. Die Leute gingen murrend vor dem schmalen und hohen Hause vorüber, welches ihnen den Weg versperrte und sie zwang, einen kleinen Umweg zu machen. Mit der Zeit hat aber der trotzige Eigenthümer angefangen, Betrachtungen anzustellen: wie, wenn einmal bei starkem Winde sein Thurm ihm über dem Kopf zusammenfiele und sein Grabmal würde? denn so ohne alle Stützen konnte sich der leichte Bau unmöglich lange halten. Wäre es also nicht besser, ein gutes Stück Geld daraus zu ziehen und sich ein festeres anzukaufen, das Niemand Anlaß zum Murren geben könnte? So soll der Mann in sich gegangen seyn und sich geneigt bewiesen haben, mit der Obrigkeit in Unterhandlung zu treten. Vor der Hand bleibt das Haus aber immer noch da stehen. Ein eben so trotziger, wiewohl nicht begüterter Mann, wie jener Hauseigenthümer, ist der berüchtigte Duclos, von dem ich schon einmal gesprochen habe, welcher ein besonderes Vergnügen daran findet, seine Zerlumptheit unter den Bogengängen des Palais royal neben den von Gold, Silber und Edelsteinen glänzenden Waarenlagern zur Schau zu stellen und mit Fingern auf sich weisen zu lassen. Neulich ist wieder eine Lebensgeschichte desselben erschienen, die aber vielleicht nicht viel mehr Wahrheit enthält als die erste, und worin denn wieder seiner ehemaligen Verbindungen mit dem Grafen Peyronnet und andern Exministern gedacht wird. Auch der jetzige Polizeipräfekt Mangin hat den Duclos schon seine Macht wollen empfinden lassen. Er ließ ihn nämlich vor einiger Zeit einziehen und verlangte zu wissen, warum er so zerlumpt einhergehe und sich der Gefahr aussetze, als ein Landstreicher und Bettler behandelt zu werden. Duclos hat aber immer dieselbe Antwort: er verlange von Niemand etwas und wünsche einherzugehen, wie's ihm beliebe. Da nun kein Gesetz vorhanden ist, welches den Leuten verbietet, den Diogenes zu spielen, so hat man denn auch Duclos wieder loslassen müssen, bis etwa ein neuer Polizeipräfekt ans Ruder kommt und eben so neugierig ist, wie die vorigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Chambery, December.

(Beschluß.)

Von hier ging der Abbé Demazures in die benachbarten savoyischen Städtchen Conflans, l'Hopital, Annecy, Thonon und Evian, wo sich der bescheidene Mann von der beschränkten Menge wie einen Heiligen verehren ließ. Von da wandte er sich nach Freiburg, Bern und Genf. Ueberall sammelte er reichliche Spenden für das Hospiz des heiligen Grabes zu Jerusalem, das der Missionär recht klug mit dem Hospiz auf dem großen St. Bernhard verglich, denn dadurch machte er sich alle Gutdenkenden in der Schweiz geneigt, die seine Predigten vorher zurückgestoßen und gegen einen Mann eingenommen hatten, dem Menschenrechte und Menschenwürde ganz unbekannte Dinge schienen. Wahrhaftig, man sollte nicht glauben, daß der Mann aus Jerusalem, der Wiege des herrlichen Christenthums, daß er von Golgatha kommt, wo man, meine ich, den Sinn für irdische Herrlichkeit und Schimmer in der lebendigen Erinnerung an den verliert, dem alle Erdenkronen werthlos waren. — Bei so gestalteten Dingen begreifen Sie, daß es mit unserm Unterrichtswesen nicht gut steht. Keinem Lehrer ist unter irgend einem Vorwand erlaubt, auch nur für Einen Tag in das benachbarte Frankreich, oder gar in das kalvinische Genf zu reisen, in dessen Religionsleben doch nichts mehr an Kalvin erinnert. Damit meint man, Licht und Klarheit abzuhalten. Man irrt sich. Es leben auch bei uns Schulmänner, die nach Guizot, Cousin und Villemain hinüberschielen und ihre gedruckten Vorlesungen, so wie manches andere Literarische aus Frankreich auf Wegen bekommen, die ich hier nicht verrathen will. Da auf dem Lande bei uns große Unwissenheit herrscht, und ganze Gemeinden ohne irgend einen Lese- oder Schreibekundigen auskommen müssen, so haben mehrere gutdenkende Männer auf ihre Kosten Dorfschulen anlegen, einrichten und dotiren wollen. Dieß wurde aber lange nicht erlaubt, bis die Männer erklärten, ihre Absicht sey nur, Schulen für den religiösen Unterricht zu gründen. Von Lesen und Schreiben durfte nicht mehr die Rede seyn; es wird aber doch wohl nebenher getrieben werden. Kirchen und Klöster erheben sich überall, wo auf einem Fleckchen noch keine standen. Aus unserer öffentlichen Bibliothek können Nichtgelehrte nur mit Mühe Bücher erhalten. Durch Geschenke ist diese Sammlung und das mit ihr verbundene Museum nicht unbedeutend bedacht worden, besonders was Naturwissenschaften und Alterthümer betrifft.

Alterthümer werden häufig bei uns gefunden; besonders viele Gräber mancherlei Gestaltung, allobrogische, mit großen Steinplatten ausgelegt, und römische mit Münzen und Waffen. Von ersterer Art wurden ganz vor Kurzem Gräber bei dem Gehöft Mandala in der Provinz Genevois entdeckt. Die beschränkten Bauern zerstörten aber Alles, und man konnte nicht einmal herausbringen, ob Skelette in den Gräbern gelegen oder nicht.

Beylage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 10.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 12. Januar 1830.

— Ein jeder Ort und Flecken
Hat seine Lust für sich. Zwar Welschland, gibt man zu,
Ist aller Erden Zier, des welschen Landes du.

Opitz.

Frascati und Tuskulum.

Ob es gleich jezt recht angenehm in Rom ist, so war das Wetter doch zu schön, um es nicht zu einem kurzen Ausflug in die Nachbarschaft zu benutzen, wenn auch keine förmliche Villegiatur daraus werden sollte. Ich hatte die Wahl zwischen Albano und Frascati, und entschied mich für lezteres, weil ich Albano schon einigermaßen kenne. Die Entfernung ist dieselbe, zwölf Miglien, nur ist der Weg nach Albano besser. Es hat mich auch keineswegs gereut, ihm den Vorzug gegeben zu haben, ob ich gleich hierin der Mode nicht gefolgt bin, die ihre Herrschaft auch hier bis über die Villegiaturen erstreckt hat. Wie berühmt war nicht sonst Frascati, wie viel erzählte man nicht davon, und wer hatte nicht davon gehört! Es machte Tivoli den Rang streitig, und man konnte es eben so gut wie dieses in Paris antreffen, wo es wohl noch jezt auf dem Boulevard sich befindet. Wer erinnert sich nicht noch der lieblichen Oper la Frascatana, durch die dieser Name überall bekannt wurde? Jezt ist das alles ganz anders; Frascati ist aus der Mode gekommen. Gegen Hunderte, die nach Albano wandern, ziehen kaum einzelne nach Frascati, und wenn jezt jene Oper geschrieben würde, müßte sie die Albanerin heißen. Vieles mag dazu beigetragen haben, daß Albano, auf der großen Straße nach Neapel gelegen, mehr Bequemlichkeit darbietet als Frascati, aber immer bleibt es ungerecht, dieses so ganz zu vernachläßigen, denn es ist ein gar lieblicher Ort. Doch wir sind noch nicht da, und um hin zu kommen, müssen wir erst durch die Wüste der Campagna di Roma. Ich habe nie eine Wüste gesehen, wenn man nicht etwa die Lüneburger Heide für eine solche will gelten lassen, aber ich glaube, daß es nicht leicht eine interessantere gibt als diese, so sehr man auch beklagen muß, daß sie auf diesem Fleck liegt. Es gehen täglich mehrere Wagen nach Frascati, und eines Nachmittags nahm ich auf einem derselben für vier Paoli (11 Gr.) Platz.

Sobald man zum Thor St. Giovanni beim Lateran herauskommt, läßt man den Weg nach Albano rechts, und kommt links bald an einen antiken Aqueduct, der restaurirt noch jezt Rom ein köstliches Wasser, man nennt es aqua felice, zuführt. Man fährt darunter hin, gerade an der Stelle, wo die zerstörte Wasserleitung des Claudius sich mit dieser kreuzt. So weit das Auge reicht, kann man von jener die oft unterbrochenen Ruinen der Bögen durch die ganze Campagna verfolgen. Eine solche Ruine steht dicht vor dem Schwibbogen der noch jezt dienenden Wasserleitung, durch welchen der Weg geht. Ueber und über mit Epheu dicht bewachsen, hält man sie von weitem für einen ungeheuer dicken Baum von sonderbarer Form, bis man, nahe herankommend, den Irrthum bemerkt. Troz der Einförmigkeit der Campagna, schien mir der Weg doch angenehmer, als der nach Albano. Freilich sieht man hier, so wie dort, auf der ganzen Strecke von zwölf Miglien, etwa drittehalb deutschen Meilen, nur ein einziges bewohntes Haus, ein Wirthshaus, das selbst vielleicht nicht einmal beständig bewohnt wird, Torre di mezza via genannt,

weil es auf dem halben Wege liegt. Dicht dabei befinden sich sehr ansehnliche Ruinen, die einen großen Platz einnehmen. Von der nach Rom zugekehrten Seite dieses ehemaligen Pallastes hat sich sogar noch ein Theil des zweiten Stockwerkes erhalten, von dem noch drei Fenster vorhanden sind. Das Ganze wird, sonderbar genug, Roma vecchia genannt, und nicht etwa blos vom gemeinen Manne, sondern es findet sich im Kataster mit demselben Namen bezeichnet. Daher kam es auch, daß der verstorbene Banquier Torlonia, welchem das Land umher gehörte, und der sich, wie man sagt, vom Facchino (Lastträger) bis zum Herzog emporgeschwungen hatte, unter seinen Titeln auch den sehr hochklingenden eines Conte di Roma vecchia zählte. Man weiß übrigens weiter nichts von diesen Ruinen, als daß sie einem großen Landhause, aus den Zeiten der Kaiser, etwa, wie man meint, des zweiten Jahrhunderts, angehörten. Sie sind auch deßwegen merkwürdig, weil sie durch ihr Daseyn, gerade mitten in der Campagna, unwidersprechlich beweisen, daß man auf derselben Stelle, wo jezt im Sommer eine pestilenzialische Luft herrscht, ehemals die beste Luft suchte und fand. Die sinkende Abendsonne beleuchtete auf eine wahrhaft magische Weise das interessante, gerade vorliegende Albaner Gebirge, als wir uns Frascati näherten, und dieser Anblick allein war schon die Reise werth. So wie bei Tivoli, sieht man auch hier große Gehölze von Olivenbäumen, doch keinen so schönen Wald davon als den, durch welchen man nach dem lezteren Orte gelangt, wenn man an der Villa des Hadrians vorbei, den Berg hinansteigt.

Gleich am Thore befinden sich die beiden einzigen Wirthshäuser von Frascati, wenn man sie mit diesem vornehmen Titel beehren will; das erste, die Trattoria del Pepo genannt, soll noch viel schlechter seyn als das zweite, die Trattoria del Sennese, wo ich abstieg, welches aber von dem Namen der Wirthin schlechtweg bei der Mariuccia genannt wird. Hierin hat Albano offenbar den Vorzug, wo man unter mehreren, nicht ganz schlechten Wirthshäusern die Wahl hat, auch in Privathäusern ein besseres Unterkommen findet als hier. Doch wenn man nur genügsam ist, kann man sich auch in Frascati recht gut bei der Mariuccia behelfen, wo man wenigstens alles beisammen findet, Kaffee- und Speisehaus.

Die ganze Geschichte der Entstehung der Stadt Frascati liegt in ihrem Namen. Als nämlich König Heinrich VI., Barbarossas Sohn, nach Rom kam, um sich krönen zu lassen, hatte er die Schwachheit, den Römern, welche es zur Bedingung machten, die ihm treue Stadt Tuskulum aufzuopfern, welche darauf jene in der Nacht des 1. Aprils 1191 überfielen und von Grund aus zerstörten, um sich wegen mehrerer, von den Einwohnern erlittenen Niederlagen zu rächen. Vielleicht wären die lezteren diesem Ueberfall, geschüzt durch die feste und vortheilhafte Lage ihrer Stadt, glücklich entkommen, wenn nicht die deutsche Besatzung, wir müssen es mit Schaamröthe eingestehen, anstatt sie, wie es ihre Pflicht war, zu vertheidigen, sich zu den Angreifenden geschlagen und so alle Rettung unmöglich gemacht hätte. Was nicht niedergehauen wurde, flüchtete sich auf die Berge, in die Wälder oder in die nahen Ortschaften. Nach einiger Zeit erhielten die Uebriggebliebenen die Erlaubniß, zurückzukehren. Aber nicht auf den Ruinen der unglücklichen Stadt durften sie sich wieder ansiedeln, nur weiter unten am Abhange des Berges wurde es ihnen erlaubt. Hier von allen Hülfsmitteln entblößt, und nur durch Liebe zu dem väterlichen Boden gefesselt, erbauten sie einstweilen armselige Hütten von Baumästen (Frasche); daher der Name Frascati, und so entstand allmählig die gegenwärtige Stadt.

Kaum war ich in die Thüre des Gasthauses getreten, als mir schon ein Cicerone seine Dienste anbot, die ich auch ohne viel zu handeln annahm, und ihn des andern Morgens nach Sonnenaufgang bestellte, um mich nach Tuskulum und in die ganze Umgebung zu führen. Er stellte sich auch pünktlich mit seinem Asinello ein; so nannte er gar zierlich, was hier allgemein ein Sommaro heißt. Ich gab im Ganzen sieben Paoli; er hätte sich auch mit weniger begnügt. Ich war sehr zufrieden mit ihm und kann ihn allen denen, welche hieher kommen, empfehlen. Er hatte so ziemlich alles gelesen, was über Tuskulum geschrieben worden, und das Gelesene gut im Gedächtniß. Ueberdieß ist ja die Entdeckung von Tuskulum unter seinen Augen vorgegangen. Er heißt Vincenzo Ferretti, und war im lezten Kriege sogar in Rußland. In Berlin, wo er auch war, hat es ihm besonders gefallen.

Die Sonne war kaum aufgegangen, als ich mich mit Vincenzo auf den Weg machte. Der Tag war schön und nicht zu heiß. Wir stiegen den Berg hinan und kamen bald an ein großes Kapuzinerkloster, welches Frascati und die ganze herrliche Gegend zu seinen Füßen liegen hat. Es ist schwerlich bloßer Zufall, daß diese Klöster auf den reizendsten Punkten liegen. Nachdem man etwas weiter den Berg hinauf gestiegen ist, kommt man durch ein stattliches Thor in die Villa Ruffinella, und stößt sogleich auf das Landhaus, welches mitten im Garten liegt. Diese Villa wurde von einem Kardinal Ruffino erbaut, den Jesuiten vermacht, dann von der Regierung eingezogen, und von dieser an Lucian Bonaparte verkauft. Um mit ihrer Geschichte geschwind fertig zu werden, setze ich hinzu, daß lezterer sie an die Duchesse de Chablais verkaufte, nach deren Tode sie ihr Bruder, der König von Sardinien, ihr gegenwärtiger Besitzer, erbte.

Es war für alle, die an Alterthumskunde Antheil nehmen, ein sehr glückliches Ereigniß, daß diese Villa in die Hände von Lucian Bonaparte kam, denn ihm verdankt man die Entdeckung des alten Tuskulums, von dem

man vorher nicht einmal wußte, wo es gelegen hatte, indem viele es weit von seiner wahren Stelle versezten. Er hat sich dadurch wirklich ein wahres und bleibendes Verdienst erworben. Schade daß ein unglücklicher Vorfall ihn verhinderte, sein Werk zu vollenden. Ich meyne den Ueberfall des Räuberhauptmanns de Cesari mit seiner Bande vor vierzehn oder fünfzehn Jahren. Bis zu jenem Zeitpunkt war er fast beständig hier und leitete selbst die Ausgrabungen (Scavi); nach jenem Ueberfall aber, welcher ihm den Aufenthalt daselbst verleidet hatte, betrat er die Villa nicht mehr und verkaufte sie bald nachher, was sonst wohl nicht geschehen wäre. Bekanntlich entkam er damals glücklich den Räubern, indem er sich durch den Garten und das Gehölze nach Frascati rettete, und sie konnten blos einen bei ihm wohnenden jungen französischen Maler fortführen, der beinahe vierzehn Tage unter ihnen auf den Bergen und in den Schluchten zubringen mußte, bis er ausgewechselt wurde. — Drollig genug erzählten ganz kürzlich fast alle Pariser Blätter diesen Vorfall, als ob er sich so eben ereignet hätte.

(Der Beschluß folgt.)

Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

Die Damen waren nun ganz und gar versöhnt mit der Veranstaltung des Grafen. „Es ist nur eine Fête champêtre, und da braucht man es nicht so genau zu nehmen!“ war das Paßwort, das von Mund zu Mund ging. Man hatte zwei gute Tänzer gewonnen, und wenn Baron Lingen auch gegen die Dehors verstoßen, indem er zuerst mit der Harfenspielerin getanzt, so konnte er sich doch nun nicht wieder ganz von der Theilnahme am Tanze zurückziehen. Seine Bemühungen, mit Theresen in die Reihe zu treten, mißglückten. Sie saß immer am Flügel, wenn er, in der Absicht sie aufzufordern, sich ihr näherte, und lehnte bald jedes fernere Ansinnen ab, indem sie Neigung zum Schwindel vorschüzte. Die Liebenswürdigkeit des edlen Wirthes, die Kunst, mit der er das gesellige Band immer inniger zu knüpfen verstand, fesselte die Gesellschaft bis nach Mitternacht. Die nahewohnenden Gäste fuhren nach Hause; die übrigen blieben bei dem Grafen und nahmen die Zimmer in Besitz, welche ihnen angewiesen wurden. Auch bei dieser Vertheilung wurde die Vorsorge des Hausherrn fühlbar. Therese theilte ein artiges Zimmer, nebst einem anstoßenden Kabinet, mit Clara, Herzlieb war mit Bendir, Severin mit Thomas zusammen logirt.

„Ein tolles Treiben in der sogenannten großen Welt!“ sagte der Leztere, als er sich mit seinem Pflegebruder allein befand. „Nichts ist Wahrheit, Alles nur Schein, gleißende Hülle, die die innere Leere verdeckt.“ — „Nun,“ erwiederte Severin erstaunt, „ich denke, heute hattest Du nicht Ursache, unzufrieden zu seyn. Wie hätten wir nur eine bessere und ehrenvollere Aufnahme wünschen können? Welche Zuvorkommenheit des Herrn vom Hause, welche zarte Schonung und herrliche Anerkennung! Galten wir doch der ganzen Gesellschaft als ihres Gleichen, wurden wir doch beachtet und bedient, wie jeder andere Gast.“ — „Diesen Grafen lasse ich mir zur Noth gefallen,“ antwortete Thomas, „obschon seine Scheu, sich am Kunstgenuß zu überladen, etwas Lächerliches für mich hat. Aber die Uebrigen? Du nimmst einen gefärbten Sechser für ein Goldstück an, Severin, allein mich täuscht man nicht. Ihre Herablassung ist Hochmuth von der allerschnödesten Farbe. Sie wollen sich einmal gemein machen, weil es die Gelegenheit nicht anders mit sich bringt, sie sind zufrieden, sich zu blamiren, weil sie sich unter sich befinden und weil sie überzeugt sind, daß gewiß keiner den andern verräth. Bei vielen steht's hinter der Herablassung noch weit schlimmer aus. Hast Du wohl den dürren Baron bemerkt mit der Brille auf der Nase und dem Operngucker vor der Brille? Der Hasenfuß hat's auf Theresen abgesehen. Aber ich passe ihm auf, und wenn er eine einzige Unverschämtheit wagt, so soll ihn —“ — „Keine Uebereilung, Thomas!“ fiel Severin ein. „Therese ist selbst verständig und besonnen genug, um jede Zudringlichkeit in ihre Schranken zurückzuweisen. Sie allein hat auch ein Recht dazu und nur, wenn sie in einem solchen Falle unsern Beistand anspricht, müssen wir ihn leisten. Eher noch, als wir, ist ihr Vater ihr natürlicher Beschützer. Aber nichts dieser Art darf uns verleiten, die Achtung, die Güte des Hausherrn mit Undank zu bezahlen. Alle Dinge, selbst die schlimmsten, können durch eine vorsichtige, leichte Behandlung gefällig beendet werden.“ — „Meinst Du?“ fragte mit einer seltsamen Betonung der Pflegebruder. Severin wartete vergebens auf eine weitere Rede, welche diese Frage näher bestimmen möchte. Mit großen Schritten ging Thomas im Zimmer auf und nieder, seine Blicke hafteten am Boden, sein Mund blieb verschlossen. Endlich schien er Zweifel, die in seinem Innern herrschten, beseitigt und einen Entschluß gefaßt zu haben. Er trat vor seinen Freund, der sich indessen niedergelassen hatte, und begann: „Severin, es liegt etwas Heimliches zwischen uns beiden, das einmal zur Sprache kommen muß, und eben um dieser Nothwendigkeit willen, je eher, je lieber. Wir sind wie Brüder zusammen erzogen worden, und wenn wir auch meist in unsern Neigungen und Ansichten uns von einander trennten, so hat doch nie das gegenseitige Wohlwollen darunter gelitten. Jezt macht endlich eine und dieselbe Neigung ihre Macht über uns geltend: es ist die zu Theresen. Sage mir nichts darüber, Severin; ich weiß, daß Du sie liebst, aber ich liebe sie auch und finde keinen

Grund, vor Dir zurückzutreten. In Deinem Wesen liegt etwas Freundliches, Gefälliges, das ich nicht besitze. Ganz natürlich erwiedert das Mädchen Deine entgegenkommende Freundlichkeit, allein ich erkenne darin kein Geständniß ihrer Gegenliebe. Du sollst mir eben so wenig weichen. Ich verlange nur, daß Du ihr Zeit lässest, auch mich näher kennen zu lernen; dann treten wir zusammen vor sie hin und unterwerfen uns ihrer Entscheidung. Antworte mir jezt nicht. Bedenke Dich erst. Willigst Du in meinen Vorschlag ein, so bedarf es überhaupt keiner Antwort. Gute Nacht, Severin. Ich bin müde, ich gehe schlafen."

Severin konnte leicht sich in den Willen seines Pflegebruders fügen. Er liebte wirklich Theresen schon seit längerer Zeit, und hatte bereits auch die Versicherung ihrer Neigung erhalten. Was ihm Thomas entdeckte, kam ihm unerwartet. Dieser war in der Regel zu verschlossen, und Severin selbst zu wenig scharfer Beobachter, als daß eine Ahnung von der Gemeinschaftlichkeit ihrer Liebe in der Seele des Leztern hätte aufkeimen können. Er glaubte vielmehr, daß Thomas die Neigung, welche Clara bei jeder Gelegenheit gegen ihn an den Tag legte, erwiedere. Er blieb noch lange in Gedanken verloren bei dem niederbrennenden Lichte sitzen. Er mußte den Pflegebruder bedauern, der ein Herz, das sich ihm liebevoll näherte, nicht erkannte und zurückwies, indem er nach einem andern begehrte, das ihm nicht werden konnte. Erst gegen den Anbruch des Tages suchte und fand er Ruhe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Im Grunde muß man über den komischen Kerl (Duclos) lachen, welcher es sich zum Grundsatze gemacht hat, mitten unter der Ueppigkeit des Pariser Bazars eine abschreckende Kleidernoth zur Schau zu tragen, und einen schneidenden Kontrast zwischen den kostbaren Waarenlagern, in denen er sich selbst ehemals versah, und seiner jetzigen Armseligkeit darzustellen. Man behauptet, er thue dieß, um die ehemaligen Minister, die ihn vernachlässigt oder gar abgewiesen haben, nachdem sie lange Zeit hindurch seine Freunde und Genossen gewesen waren, dadurch zu beschämen. Ist dieß wahr, so muß man gestehen, daß der Mann viel Beharrlichkeit hat und sich mehr Mühe gibt, als man zu thun pflegt, um Jemanden zu ärgern. Denn dieß Einhergehen mit dem struppigten Barte und den zerfezten Hosen, das allen Vorübergehenden, den Damen besonders, ein Gräuel ist, dauert nun schon beinahe zwei Jahre so fort, ohne daß Hr. Peyronnet oder andere seiner ehemaligen Freunde davon Notiz zu nehmen scheinen. Sie rollen in ihren Kutschen vorüber, indeß der arme Schlucker die Geduld hat, ihnen zum Troze den Diogenes zu spielen. Höchstens nimmt sich dann und wann ein Journal die Mühe und belehrt das Publikum, daß der berüchtigte Duclos, der ehemalige Freund des Grafen Peyronnet und anderer im mittäglichen Frankreich gebornen Staatsminister (diese Gegend ist sehr fruchtbar an Ministern), noch beständig im Palais royal einherspaziere und eben so zerlumpt aussehe, als zuvor. Die Herren thun, als ob sie nichts von der Sache wüßten; aber ein Herr von altem Adel, den man in einer Biographie des Duclos mit ihm auf eine eben nicht ehrenwerthe Art in Verbindung gesezt hatte, hat die Sache ernsthaft genommen und dem Biographen einen Injurienprozeß angehängt, den er denn auch gewonnen hat. Duclos läßt über sich schreiben und sprechen, wie man will; wofern man ihm nur seinen Gang freiläßt, so will er auch gern Andere ruhig gehen lassen.

Herr Ouvrard.

Wenden wir uns zu einem sonderbaren Manne anderer Art, von welchem auch schon mehrmals in diesen Berichten die Rede gewesen ist; ich meine den berüchtigten Ouvrard, der nun schon so lange eine Rolle in Frankreich spielt, und sicher der lustigste und geistreichste Lieferant ist, den Frankreich je gesehen hat. Der Mann ist der Republik, dem Kaiserthum und dem Königthum nöthig, ja fast unentbehrlich gewesen, und jezt soll er aus dem Schuldenverhafte los kommen und gleich darauf wieder Hauptlieferant werden. Daß er fünf Jahre lang im St. Pelagiegebäude festgesessen, verdankt er bekanntlich seinem lieben Freunde Seguin, der ehemals sein Mitlieferant war, die gewonnenen Millionen mit ihm theilte, nicht so viel Geist hatte, als Ouvrard, aber dagegen mit dem Gelde etwas besser hauszuhalten verstand und daher zum Gläubiger des Hrn. Ouvrard wurde. Da dieser nun aber nicht zahlen konnte oder vielleicht nicht wollte, so fand es der liebe Freund Seguin für gut, Ouvrard, welcher an Pracht und glänzenden Festen mit ihm gewetteifert hatte, als Schuldner einstecken zu lassen. Zum Glücke ist Ouvrard ein Mann, der sich überall zu belustigen weiß, und dem ein Schuldengefängniß beinahe eben so wohl gefällt, als ein schönes Landgut. Auch war er seinem Gegner immer noch überlegen, denn Seguin mußte zu St. Pelagie für Ouvrards Unterhalt zahlen, dieser aber hatte seinem Gläubiger den Streich gespielt, daß er sein schönes Landgut neben Paris auf den Namen eines andern Eigenthümers geschoben und so der Beschlagnahme von Seiten seines Gläubigers entzogen hatte. Erst spät kam Seguin dahinter und witterte den Betrug aus. Unterdessen hatte sich Ouvrard in seinem Gefängnisse schön, ja fast prächtig eingerichtet. Die besten Zimmer zu St. Pelagie hatte er gemiethet und möbliren lassen, gab Gastmahle und Audienzen, schrieb witzige Memoiren, und es heißt, er soll auch zuweilen die Erlaubniß erkauft haben, sich des Nachts wegbegeben zu dürfen. Außer der Forderung Seguins ward noch eine ungeheuer große von Seiten der Regierung wegen der Lieferungsangelegenheiten in dem Kriege wider die spanischen Cortes an ihn geltend gemacht, wogegen Ouvrard behauptete, nicht er sey der Schuldner der Regierung, sondern die Regierung sey seine Schuldnerin, so daß man also statt des Ouvrard die Regierung zu St. Pelagie hätte einsperren müssen. Da dieß aber nicht wohl thunlich und, wie es scheint, die Forderung der Regierung einleuchtender war, als die Gegenforderung Ouvrards, so wurde dieser und nicht die Regierung zum Zahlen verurtheilt, oder, im Nichtzahlungsfalle, zum Verhafte. Das Zahlen hat sich aber, wie man sagt, Ouvrard bei dem vielen Wühlen unter Millionen Geldes dergestalt abgewöhnt, daß er nicht einmal die Rechnung eines Tischlers oder Maurermeisters, der für ihn eine kleine Arbeit geliefert hat, bezahlen soll, wofern er nicht dazu gezwungen wird; wogegen er sich aber im Verhafte sehr wohlthätig in Hinsicht armer Gefangener bewiesen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 11.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 13. Januar 1830.

Selbst ein Räthsel, schwer zu lösen,
Bin ich mir.

Müllner.

Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

3.

Am andern Tag war es still auf dem Landhause. Die Gäste, welche hier übernachtet hatten, waren in der Frühe des Morgens abgereist, und nur Lingen, der schon seit längerer Zeit anwesend war, blieb bei dem Grafen zurück. Das schöne Sonnenlicht, das mit den Wipfeln der Baumgruppen im Park anmuthig spielte, lockte Theresen hinab. Sie bat ihre Freundin, sie zu begleiten, allein Clara hatte sich vorgenommen, eine neue Sonate einzustudiren, und schlug es ab. Sie wandelte erst kurze Zeit in den schattigen Gängen, als Severin mit strahlendem Angesichte sich zu ihr gesellte und sagte: „Es gefällt mir hier überaus wohl. Alles heimelt mich an, und es ist mir, als ob ich diese Bäume, diese Rasenplätze und Blumengruppen schon seit lange kennte, obschon ich recht sehr überzeugt bin, zum ersten Male diese Gänge zu durchschreiten. Der Mensch wird oft von sonderbaren Gedanken ergriffen. So ist mir nun schon seit der Stunde, da ich hier spazieren gehe, zu Muthe, als sey es eigentlich meine Bestimmung, an einem solchen Orte zu walten und zu leben, wie es mir meine Gesinnungen eingeben, und die Musik als eine Liebhaberei etwa nebenbei zu treiben.“ — „Das möchte freilich ganz angenehm seyn!“ erwiederte lächelnd Therese, indem ihr großes schmachtendes Auge das Vergnügen, den Freund ihres Herzens an ihrer Seite zu sehen, hinlänglich aussprach. „Ich verstehe Dich wohl. Das Loos des alten Herrn, der uns so gütig aufgenommen, sein Vermögen, Gastfreiheit zu üben und Freude zu verbreiten, scheint Dir beneidenswerth; Du würdest Dich bereden lassen, den Stand eines wandernden Flötenspielers mit dem eines Grafen zu vertauschen?“ — „Freilich!“ versezte Severin mit einem komischen Seufzer. „Wie dieser Graf sich leicht und anständig in den Schranken seines Ranges zu bewegen versteht, könnte mir das Edelmannsleben wohl gefallen, und ich muß gestehen, daß ich noch nie einen so entschiedenen Beruf dazu gefühlt, wie heute.“ — „Da lerne ich Dich ja von einer ganz neuen Seite kennen,“ scherzte Therese; „das hätte ich wohl dem Thomas zugetraut, aber nicht Dir.“ — „Der hat andere Sorgen!“ sagte fast zu ernst Severin. „Er hat auch nicht so viel Hoffnung wie ich, nicht so große Aussichten.“ Das Mädchen maaß ihren Freund mit einem seltsamen Blicke. „Du siehst mich groß an?“ fuhr dieser fort. „Weißt Du denn nicht, daß ich nur Thomas Pflegebruder, daß ich ein sogenanntes Findelkind bin, und daß mir folglich die weite Welt, jeder Stand und Rang offen steht für meine Aussichten?“ „Kein Wort!“ versicherte befremdet Therese. „Ich kenne Dich nun schon sechs Jahre, aber nie ist zwischen uns die Rede davon gewesen.“ — „Bendir hätte Dir's sagen können, der weiß Alles,“ sprach Severin. „Ich liebte meinen Pflegevater, wie einen eigenen, und gefiel mir darin, mich für sein wirkliches Kind anzusehen. Deshalb

erwähnte ich nicht gern dieser Sache. Jezt aber, liebe Therese, da eine Zeit gekommen ist, in der wir keine Geheimnisse mehr für einander haben dürfen, mußt Du erfahren, was noch aus Deinem Zukünftigen und Dir selbst werden kann, nämlich alles Mögliche.“ — „Severin!“ sagte Therese in einem zärtlichen Tone; „ich kann mir nicht denken, daß Du in einer so ernsten Sache scherzest, und dennoch — Du scheinst mir aufgeregt, überspannt —“ „Keinesweges!“ fiel lebhaft Severin ein. „Hier zum ersten Male in meinem Leben fühle ich mich recht wohl, recht zu Hause und frei, wie mir immer seyn müßte, und nur weil Dir das natürlicherweise als etwas Neues erscheint, so hälst Du mich für exaltirt. Höre mich an, Liebe! Ich will Dir mein frühestes Lebensschicksal berichten, nicht wie ich mich dessen selbst erinnere, sondern wie man es mir erzählt hat. Eines Abends saß der alte Thomas mit seiner Ehehälfte beim spärlichen Lichte. Er schrieb Noten, sie strickte und das Söhnlein schlief schon. Da trat der Soldat Veit, ein Bekannter des Alten, herein. Sie sahen sich seit lange zum ersten Male wieder, denn Veit kam aus dem Kriege zurück. Was aber den Thomas und seine Frau am meisten in Erstaunen sezte, war meine etwa dreijährige Wenigkeit, die Veit auf dem Arme trug. Der Soldat jammerte und klagte sehr. Er war während seiner Abwesenheit Wittwer geworden, er hatte sich so sehr auf das Wiedersehen gefreut, und fand nun die begraben, die seine Freude theilen sollte. Die Verstorbene hatte sich immer nach einem Kinde gesehnt, aber der Himmel ihr diesen Wunsch versagt. Nun hatte mich Veit, er wollte nie sagen, wie und von wem, im Kriege erbeutet, mit unsäglicher Mühe heimgebracht, um — jezt nicht zu wissen, was er mit mir anfangen solle. Da nahmen Thomas und seine Frau sich meiner an und beschlossen, mich mit ihrem eigenen Knaben zu erziehen. Veit verließ bald darauf den Dienst, ging in die Fremde, und man hat nie wieder etwas von ihm gehört. Das ist alles, was ich von meiner Herkunft weiß, liebe Therese, und Du mußt gestehen, daß ich eben so viel Recht habe, mich für einen verkappten Grafen zu halten, wie für etwas anders.“ Therese lachte, dann fiel sie in die Arie Figaros ein:

„Will der Herr Graf ein Tänzchen machen,
Ey so mag er's nur sagen, ich spiele ihm auf.“

„Gewiß, Theuerste!“ unterbrach sie liebkosend der junge Mann, „Niemand anders soll den Takt meines Lebensganges ordnen als Du, und wenn auch die weite Aussicht, die mir in meinen frühern Jahren eröffnet worden ist, aus nichts anderem als einem ungeheuren Irrgarten besteht, so wird doch Deine Hand mich zu einem glücklichen Ziele führen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Frascati und Tuskulum.

(Beschluß.)

Die Villa Ruffinella umfaßt das ganze alte Tusculum. Sobald man bei dem Hause vorbei ist, steigt man in einer schmalen Allee den Berg hinan, biegt dann links ein und kommt auf die ausgegrabene alte Straße.

Man erlaube mir hier eine vorläufige Bemerkung, durch die ich gern ein- für allemal mein Gewissen erleichtern möchte. Beim Anblick dieser Ruinen muß man es wahrlich bedauern, daß jezt so wenig für fernere Ausgrabungen geschieht, die eine so reiche Ausbeute versprechen. Viele Bildsäulen, vorzüglich von Bronze, wurden hier von Lucian gefunden, unter andern ein sehr schöner Jupiter, dem aber ein Arm fehlt und der jezt zu Canino ist. Ich sahe nur ein paar Arbeiter, die die Fortsetzung der alten Straße aufzuräumen beschäftigt waren. Aber die zum Theil aufgedeckten Monumente lagen noch alle so da, wie sie Lucian verlassen hatte. Wenn auch nicht so interessant, wie Pompeji und Paestum, da das Meiste zerstört worden, könnten diese Ruinen doch vielleicht den dritten Rang einnehmen, wenn sie ganz zu Tage gefördert würden. Sie scheinen mir das ganz eigene Interesse darzubieten, daß man hier eine erst vor sechs und einem halben Jahrhundert zerstörte Stadt finden würde, in der sich Manches aus dem höchsten Alterthume sehr wohl erhalten hatte, und wo man also dieses mit dem aus dem Mittelalter Übriggebliebenen beisammen antreffen würde. Tusculum gehört bekanntlich zu den ältesten Städten Italiens. Doch wir wenden uns nun nach der Stelle, die diese alte Stadt eingenommen hat. Nachdem man einige Zeit auf der engen, aber wohlerhaltenen alten Straße fortgegangen, sieht man links eine ovale, regelmäßige Vertiefung; es ist, oder war vielmehr, das Amphitheater. Man trifft kaum einige Spuren von Substructionen an und sieht deutlich, daß es ein Amphitheater seyn mußte, sonst aber auch nichts. Es lag noch außerhalb der Stadt, denn etwas weiterhin, immer links, hat man ein Columbarium aufgegraben, welche bekanntlich außerhalb lagen, das wohl erhalten ist, und an dem man die Einrichtung derselben, die ausgehöhlten Plätze für die Urnen u. s. w. noch deutlich erkennt. Man betritt nun den Boden der eigentlichen Stadt, indem der Eingang noch an den Resten der alten Mauer kenntlich ist. Wieder links, denn rechts liegt noch alles verschüttet, hat man ein Haus, oder vielmehr die Area desselben ausgegraben, denn die Mauern sind bis auf einige Fuß von dem Boden demolirt, auf welchem man Fragmente von Mosaik sieht. Bruchstücke von den gemalten Kalkwänden liegen auf einem Haufen gesammelt bei einander. Die dunkelrothe Farbe herrscht hier wie in Pompeji vor, und überhaupt schien mir dieses Haus, obgleich wahrscheinlich aus dem eilften oder zwölften Jahrhundert, doch in seiner Kleinheit und Niedlich-

keit eine unverkennbare Aehnlichkeit mit denen zu haben, die ich in Pompeji gesehen hatte. Weiterhin ist zwar die Straße aufgedeckt, aber nichts an beiden Seiten von den Häusern, und doch wäre dieß leicht, da an den meisten Stellen das Erdreich, mit Gesträuch bewachsen, etwa nur Manushoch über der Straße erhaben ist. So geht es durch die ganze ehemalige Stadt hindurch, bis man an das entgegengesezte Ende derselben gelangt, welches nach dem Berge zu liegt, auf welchem die Citadelle stand. Hier findet man das Theater, welches Lucian Bonaparte angefangen hat ausgraben zu lassen. Sechs bis acht Reihen der obersten amphitheatralischen Sitze liegen zu Tage, so daß man die ganze Form desselben deutlich erkennen kann. Diese Sitzreihen sind so wohl erhalten, daß sie ganz neu zu seyn scheinen, und dieß und alles andere läßt vermuthen, daß, wenn man die Ausgrabungen fortsezt, man hier eines der am besten erhaltenen alten Theater finden würde. Mit ein Paar hundert Thalern wäre es abgemacht. Leider hat es aber nicht den Anschein, daß eine so erfreuliche Aussicht sobald in Erfüllung gehen werde, und doch ist der Besitzer ein König! Dicht an diesem großen Theater hat man ein anderes ganz kleines, gleichsam ein Miniaturtheater aufzudecken angefangen, dessen Bestimmung schwer einzusehen ist; sollte es vielleicht zu Proben gedient haben? Die Reihe der Ausgrabungen beschließt eine große Piscina oder ein Wasserbehältniß, nahe beim Theater, welches bis auf den Boden nebst seinen vielen Pfeilern aufgedeckt ist. Bis hieher hoffte man auf der andern Straße, die man um den Berg herum verfolgte, aber an der, wie gesagt, nur ein Paar Mann beschäftigt waren, sich durchzuarbeiten.

Wenn man von dem Theater nach dem schroffen Abhang des Berges, nach Grotta ferrata zu, sich wendet, wird man gewahr, daß er unter den Füßen hohl ist. Steigt man den Abhang hinunter, so sieht man an demselben eine Menge tiefer Grotten angebracht, oder vielmehr großer Säle, vor denen in der ganzen Länge ein Portikus herlief, wie man aus den Ueberresten von Säulen und Mauerwerk erkennt. Es mußte eine herrliche Wohnung hier seyn, wo man zugleich der größten Kühle und der schönsten Aussicht auf die Campi di Hannibale nach dem Albaner See hin genoß. Dieß ist höchst wahrscheinlich das Tuskulanum des Cicero, obgleich andere es nach Grotta ferrata verlegen wollen, meines Erachtens zu weit von Tuskulum weg, ob es auch dann gleich noch in seinem Gebiet lag. Hier ist noch viel zu suchen, und vielleicht auch viel zu finden, und es verlohnte wohl der Mühe, auch hier die Schaufel anzusetzen. Aber wann wird dieß geschehen?

Ich bestieg nun den Hügel, auf dem die Citadelle gelegen hat, den höchsten Punkt über Frascati, um der ganz einzigen Aussicht zu genießen. Rechts und links und vorwärts liegt das herrlichste Panorama vor dem entzückten Blick ausgebreitet, nur hinterwärts beschränken noch höhere Berge die Aussicht. Da liegt vom Monte Cavo (der höchsten Spitze des Albaner Gebirges, 2920 Fuß hoch), herab: Rocca del Papa, Castel-Gandolfo, Marino, Grotta ferrata, Frascati und Monte Porzio, welches an den unsterblichen Cato erinnert, der hier wahrscheinlich ein Landhaus hatte, alle im Vordergrunde und auf dem Albaner Gebirge oder an seinen Abhängen gelegen; dann die Campagne, in deren Hintergrunde man Rom und über dasselbe hinaus das Meer sieht. Rechts der Soracte und die Sabiner Gebirge, ihren höchsten Gipfel, den Monte Gennaro, sonst Mons Lucretilis, an der Spitze; (er ist bedeutend höher als der Montecavo). Dann Palombera, Castel S. Angelo und Monticelli, alle drei sehr malerisch auf schroffen Hügeln des Vordergrundes liegend. Eins davon soll Collatia seyn, so berühmt durch Lucrezia geworden. Dann das liebliche Tivoli, und in der Ebene zwischen den beiden Bergketten der Sabiner und Albaner Gebirge, außer mehreren Oertern zwei kleine Seen, der Lacus Regillus, in der römischen Geschichte so berühmt, wo A. Posthumius die Tarquinier in einem blutigen Treffen schlug; jezt heißt der See Lago di S. Prassede, und der von Gabii, in dessen Nachbarschaft also diese, auch so oft in der Geschichte erwähnte Stadt lag, von der aber nichts mehr vorhanden ist. Beide Seen sind, jezt wenigstens, sehr klein, doch ist der von Gabii noch viel größer als der andere; so schien es wenigstens von oben herab gesehen. Noch weiter rechts über Palestrina, das alte Präneste, hinaus, das man aber wegen des Vorsprungs der Berge nicht sehen konnte, und fast im Rücken liegen die hohen Gebirge der Abbruzzen, unter denen der höchste Berg im Festlande von Italien, wenn man Savoyen und die italienische Schweiz davon ausschließt, der Gran Sasso d'Italia (nach einigen 8255 Fuß hoch, nach andern sogar 8950, also nur 1300 Fuß niedriger als der Aetna) sehr deutlich mit seinem Schneehaupte hervorragt. Doch ich breche ab, denn ich fühle leider selbst zu deutlich, daß ich anstatt eines der herrlichsten Naturgemälde, nichts als eine leere und trockene Nomenclatur gebe.

Die ältern Reisebeschreiber können, wenn sie auch Frascati erwähnen, natürlich nichts von Tusculum sagen, da dieses erst vor ohngefähr einigen zwanzig Jahren entdeckt worden ist; aber auch bei neueren, die seitdem hier waren, wie z. B. W. Müller (der aber, der Mode folgend, nach Albano ging), habe ich nichts darüber gefunden. Vielleicht dürfte daher dieser kleine Beitrag mit dem, was früher schon davon bekannt geworden, nicht ganz unwillkommen seyn. —r.

Ueber strenge Winter in Europa.

Bei strenger Kälte kommt immer, und so auch dieses Jahr, das Kapitel der harten Winter zur Sprache; wir glauben daher, daß folgende kurze Uebersicht der strengsten Winter, welche Europa heimgesucht haben, als Beitrag zur Unterhaltung darüber nicht unwillkommen seyn wird.

Im J. 60 nach Christus herrscht außerordentliche Kälte in ganz Europa. — 558 ist das schwarze Meer zwanzig

Tage lang gefroren. — 605 und 670 sehr strenge Winter. — 763 außerordentliche Kälte im Orient; das schwarze Meer friert 30 Ellen tief und 100 Meilen weit zu. — 1234 und 1236 strenge Kälte in Deutschland, Italien und Frankreich. — 1323 ist das mittelländische und das baltische Meer sechs Wochen lang völlig mit Eis bedeckt. — 1305 und 1407 sehr strenge Winter. — 1408 ausserordentliche Kälte in Deutschland, England und Frankreich; das Meer wirft auf die Küsten der Bretagne eine so ungeheure Menge von Fischen aller Art, daß der Geruch, als sie in Fäulniß übergehen, die Einwohner eine Zeitlang völlig verjagt. — 1420 strenger Winter in Deutschland und Frankreich; große Sterblichkeit in Paris; die Stadt stirbt beinahe aus, die Wölfe zehren die Leichname auf. — 1422 und 1433 außerordentliche Kälte in Deutschland. — 1434 friert es zu Paris vom 31. December an, 2 Monate 21 Tage lang. — 1570 große Kälte in ganz Mitteleuropa. — 1580 sehr strenge Kälte in ganz Europa. Das Vieh stirbt im Stalle, alles Wildpret in den Wäldern und auf dem Felde. — 1621 ist das baltische Meer theilweise mit dickem Eis bedeckt. — 1658 allgemeiner Frost in Europa; das baltische Meer fror so fest zu, daß Karl X. von Schweden auf dem Eis an der Spitze eines Heeres von 20,000 Mann über den kleinen Belt zog, um die Dänen anzugreifen; das Eis brach während des Marsches und mehrere Eskadrons ertranken. — 1684 — 1695 strenge Winter in Mitteleuropa. — 1709 großer Frost in ganz Europa; das adriatische Meer ist völlig zugefroren; allgemeine mörderische Hungersnoth; ungeheure Preise der ersten Lebensbedürfnisse. Sehr reiche Erndte im folgenden Jahre. — 1724 — 33 und 40 außerordentlich strenge Kälte in Europa. — 1748 fällt zu St. Petersburg der Thermometer auf 30°. — 1788 fällt zu Paris am 30. Dec. der Thermometer auf 18¾° (größte zu Paris beobachtete Kälte); das Eis ist zu Versailles am 22. Dec. 12¼ Zoll dick. — 1794 bis 99 sehr strenge Kälte. — 1812, durch die Niederlage der großen Armee in Rußland berühmter Winter; am 15. und 16. November stand der Thermometer auf 16 — 18° unter 0, was übrigens im Norden Europa's eben nichts Außerordentliches ist. — 1820 strenger Winter in Europa; am 10. Jan. zu Berlin 20°, zu Toulouse am 11. Januar 10¼°, am 12. Jan. zu Paris 12°. — Im vorigen Jahre war im December zu Warschau eine Kälte von 20°.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Herr Ouvrard.

(Beschluß.)

Es scheint, daß Ouvrard nicht gezahlt hat und also achtzehn bis zwanzig Monate Verhaft von Seiten der Regierung ausstehen mußte, indeß er immerfort noch behauptete, er sey nicht der Schuldner, sondern der Gläubiger der Regierung; wie weit er hierin Recht hatte, würde schwer zu entscheiden seyn; denn die berüchtigte Lieferungsgeschichte in jenem spanischen Kriege ist so verworren, daß Niemand bis jezt klug daraus geworden ist, und der Minister Villèle hatte Ursache genug, um vor den Kammern diese Angelegenheit so schnell als möglich abzufertigen, damit die Leute der Sache nicht auf den Grund schauen möchten, indem hier Hofränke, schändliche Verschwendungen, politische Staatsstreiche und dergleichen gehässige Erscheinungen zusammentrafen. Ouvrard hat in seinen Memoiren den Schleier, welcher dieselben bedeckt, etwas gehoben; allein ganz hat er ihn nicht entfernt; er mochte seine guten Ursachen dazu haben, obgleich er Anfangs den Ministern gedroht hatte, er werde Alles sagen. Dieß Versprechen hat er aber bis jezt nicht erfüllt, und da nun eine neue Laufbahn für ihn beginnen soll, indem er Hauptlieferant des französischen Heeres werden soll, wie die Zeitungen sagen, so hat er noch einen Beweggrund mehr, als zuvor, die spanischen Lieferungsangelegenheiten im Dunkeln zu lassen. Um aber wieder als großer Lieferant auftreten zu können, mußte Ouvrard erst in Freiheit gesezt seyn; allenfalls hätte er auch zu St. Pelagie seine Befehle ertheilen können; allein so etwas läßt sich doch besser in einem Hôtel, als in einem Verhafte thun, so bequem man sich auch daselbst mag eingerichtet haben. Nach den vier Spezies gerechnet, waren die fünf Jahre, während welcher der theure Freund Seguin den Ouvrard festzuhalten berechtigt war, am 24. December abgelaufen; allein der verwünschte Seguin wollte sich mit diesen fünf Jahren noch nicht begnügen, sondern behauptete, da Ouvrard achtzehn oder zwanzig Monate im Namen der Regierung festgesessen, so müßten diese achtzehn oder zwanzig Monate davon abgerechnet werden; er, Seguin, habe also noch eine solche Frist zu Gute und könne seinen ehemaligen Kollegen noch so lang festhalten. Im Grunde war die Forderung recht; denn wenn Ouvrard die achtzehn Monate im Namen der Regierung festgesessen, warum hatte man denn zugegeben, daß Seguin die Kost für ihn bezahlte, und diese Zahlung hätte auf Rechnung der Obrigkeit kommen sollen, die ihn zum Verhafte verurtheilt hatte. Bei den Kriminalgerichten ereignet es sich zuweilen, daß die Angeklagten auch von mehreren Gerichten zum Gefängnisse verurtheilt werden; aber alsdann pfropft man nicht, wie bei Ouvrard, eine Verhaftung auf die andere, sondern läßt den armen Sünder eine Schuld nach der andern abtragen. Es gibt Verbrecher, die mehr als hundert Jahre Gefängniß auf ihrer Rechnung haben, und als Schuldner der Regierung aus der Welt gehen, ehe sie die Hälfte ihrer Schuld abgetragen haben. Bei den Geldschuldnern scheint man aber, wie billig, milder verfahren zu wollen; wenigstens verwarf das Gericht den Antrag des Hrn. Seguin, und als dieser an ein höheres Gericht appellirte, ward sein Gesuch auch dort abgewiesen. Die Gerichte mögen denken, für einen Spaß (denn im Grunde ist der Streit zwischen den beiden Lieferanten doch nur ein Spaß) seyen fünf Jahre genug. Auch ist schon in mehreren Tageblättern über die ungebührliche Befugniß der Gläubiger, ihre Schuldner fünf Jahre lang der Freiheit zu berauben, geklagt und auf Einschränkung derselben gedrungen worden. Ist der Schuldner ein Fremder, so hat der Gläubiger ein noch weit größeres Recht; denn er kann alsdann den Schuldner so lange in St. Pelagie beköstigen, bis dieser seine Schuld abträgt. Vor nicht gar langer Zeit saß ein Amerikaner fest, der schon zwanzig Jahre lang von seinem Gläubiger festgehalten und beköstigt wurde, und noch neulich sprach die hiesige englische Zeitung die Engländer um Beiträge zur Erlösung eines ihrer Landsleute an, der wegen einer Schuld von 1200 Franken fest sitze und so lange sitzen bleiben müsse, bis er dieselbe abgetragen habe. Kurz, Ouvrard kommt endlich in diesen Tagen wieder los und wird sich einen neuen Wirkungskreis eröffnen. Das Memoirenschreiben wird einstweilen aufhören; aber vielleicht hören wir wieder Thaten von ihm, welche es verdienen, in Memoiren aufgezeichnet zu werden.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 12.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 14. Januar 1830.

Die ihn erzogen, Mütter-Aeonen —
An eurem Busen, sprechet, wie lange lag
Der Säugling Weisheit lallend? Wie lange ging
Der Menschengeist durch Regionen,
Völkerumwälzungen, Licht und Dunkel,
Von Schritte zu Schritte?

Herder.

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

Was die Wissenschaft Cuvier zu verdanken hat, ist allbekannt. Er ist der Repräsentant der Naturwissenschaften in Frankreich, er vor Allen hat aus dem zerrissenen und verblichenen Koder der Urwelt die Geschichte derselben skizzirt, ja ganze Kapitel wirklich gelesen. Seit zehn Jahren hat dieser Mann in der Hauptstadt seines Vaterlandes keinen öffentlichen Vortrag mehr gehalten, sondern nur durch einen Suppleant, eine Art von Famulus, zu der lernbegierigen Jugend gesprochen. Am 15ten December des vorigen Jahrs aber eröffnete er eine Vorlesung über die Geschichte der Naturwissenschaften. Auch diesen Gegenstand, der ihn nicht selten in die Tiefen der Gelehrsamkeit führt, weiß sein Genie mit regem Leben zu durchdringen, und die Eigenschaften, die, wie viele seiner gelehrten Landsleute, so namentlich ihn auszeichnen, die Schärfe des Urtheils und die Klarheit, machen sich auch hier geltend. Der Trieb zum positiven Wissen, zur Belehrung, namentlich im Gebiete der Naturgeschichte, der mit dem Gang unserer Kultur innig zusammenhängt, äußert sich bei uns, wie in Frankreich, immer lebendiger, und so glauben wir den gebildeten Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir Cuviers interessanten Vorlesungen in gedrängter Kürze folgen.

* * *

Mit drei kostbaren Geschenken: dem Trieb zur Geselligkeit, der Sprache und dem Abstraktionsvermögen, hat die Natur dem Menschengeschlechte nicht allein seine Existenz gesichert, sondern dasselbe zu immer weiterer Entwicklung und Vervollkommnung bestimmt. Von seiner Wiege an zwang den Menschen Bedürfniß und Neugier zur Beobachtung der Natur und ihrer Kräfte; er entdeckte Mittel, er erfand Werkzeuge, um vorher Unmögliches zu wirken; so wurden in der Reihe langer Jahrhunderte nach und nach die Bearbeitung der Metalle, die Schiffahrt, die Sternkunde, der Ackerbau, die Magnetnadel, das Pulver, die Buchdruckerkunst, die Dampfmaschine erfunden. Welch unermeßlichen Einfluß haben diese Künste alle auf das Geschick des Menschengeschlechts gehabt; und die neuste Erfindung, die Dampfmaschine, muß der Welt eine andere Gestalt geben.

Beobachten wir den Gang, den der Menschengeist in seiner Entwicklung, von den ältesten bis auf die neusten Zeiten, genommen hat, so lassen sich drei große Perioden unterscheiden: die religiöse, die philosophische, und die der Theilung der Arbeit, die eigentlich wissenschaftliche.

Im ersten dieser Zeiträume wohnte die Wissenschaft allein in den Tempeln, war ausschließliches Eigenthum der Priester, die dem Volk ein Geheimniß daraus machten, oder sie ihm blos unter der Hülle der Sinnbilder vor Augen stellten. Sie beginnt und schließt sich im Orient.

Der zweite Zeitraum tritt ein, als die Wissenschaften, deren Keime aus Egypten herrührten, nach langer Zeit in Griechenland zu regerem Leben sich zu entwickeln begannen. Von Stunde an trennten sie sich völlig von der Religion und wurden nicht mehr von Priestern, sondern von Weisen gepflegt, welche die Früchte ihrer Forschungen ohne Rückhalt mittheilten. Jeder begabte Mann der Art umfaßte aber das ganze Gebiet des menschlichen Wissens; der Philosoph war Alles: Metaphysiker, Sittenlehrer, Mathematiker, Physiker.

Die dritte Epoche beginnt mit der Trennung der verschiedenen Zweige der Wissenschaft. Von nun an wurde jeder Zweig von Männern bearbeitet, die sich ihm ausschließlich widmeten, und durch diese Theilung der Arbeit erlangte man Resultate, von denen die frühere Welt keine Ahnung hatte. Leicht hätte der große Aristoteles den Eintritt dieses Zeitraums beschleunigen können; aber leider hatte er keine Nachfolger, die an dem von ihm entworfenen Gebäude mit Geist fortgebaut hätten, und so trat jener Zeitpunkt erst nach dem langen Mittelalter zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts ein. Methodisch werden also die Wissenschaften erst seit etwa drei Jahrhunderten betrieben.

Versuchen wir nun, den Gang des menschlichen Geistes auf dem Wege der Erfindung und der Wissenschaft in der ersten der angegebenen Perioden zu bezeichnen, so drängt sich zuerst die Frage auf, wo wir diese Periode zu beginnen haben, d. h. wie alt das gesellschaftliche Band der Menschen auf Erden ist, eine Frage, die mit der nach dem Alter des Menschengeschlechts überhaupt zunächst zusammenhängt. Die Menge der Thatsachen, an die man sich bei Lösung dieser Frage halten kann, ist allerdings sehr gering, und nur durch fortwährende Vergleichung der Geschichte der Menschheit mit der Geschichte der Erdrinde, deren Urkunden sich gegenseitig berichtigen und bestätigen, ist es möglich, zu einem etwas befriedigenden Resultate zu gelangen. Es erzählen die Sagen aller Völker von einem mächtigen Ereigniß, das die Gestalt der Erdoberfläche verändert und das Menschengeschlecht beinahe völlig vernichtet habe; die Erdkunde dagegen weist darauf hin, daß die lezte der Umwälzungen, welche der Erdboden zu erleiden hatte, auffallend mit der Zeit zusammentrifft, in welche man die Sündfluth sezt. Wir beobachten überall auf der Erde gewisse Bildungen, welche unmittelbar nach der lezten Umwälzung der Erdoberfläche sich anzusetzen beginnen mußten, und deren Wachsthum bis auf unsere Zeit ganz regelmäßig fortgeschritten ist. Hieher gehören die Anschwemmung an den Mündungen der Flüsse, die Steinwälle am Fuß der Gebirge, die sich aus den von den Gipfeln der Berge herabstürzenden Trümmern bilden. Da sich der jährliche Zuwachs dieser Bildungen beobachten läßt, so kann man rückwärts berechnen, wie viele Zeit sie gebraucht haben, um die gegenwärtigen Dimensionen zu erreichen. Man hat diese Berechnung am Fuße der Gebirge angestellt und überall 5—6000 Jahre herausgebracht; man hat sie an den Flußanschwemmungen gemacht und dasselbe Resultat erhalten. Kurz, die Angaben der Traditionen haben sich immer und überall bestätigt, und diese Traditionen selbst stimmen unter einander aufs Merkwürdigste zusammen. Die Genesis sezt die Sündfluth auf das Jahr 2349 vor Christus; die Indier lassen das vierte Weltalter, das jetzige, im Jahr 3012 beginnen, die Chinesen im Jahr 2384. Nach Confucius Lehre läßt der erste König Yao die Wasser des Oceans, welche sich bis zu den Gipfeln der Berge erhoben hatten, wieder abfließen und macht den dadurch angerichteten Schaden wieder gut.

Sicherlich erst lange nach dieser Zeit begannen die Keime der Wissenschaften sich unter den Menschen zu entwickeln. Von der Sternkunde findet man am frühesten Spuren, und sie scheint in verschiedenen Ländern zugleich sich zu entwickeln. Die erste Sonnenfinsterniß wurde erwiesenermaßen von den Chinesen i. J. 776 v. Ch. beobachtet. Die älteste Beobachtung der Chaldäer zu Babylon ist vom Jahr 747. Von den Thierkreisen, welche man auf den Wänden verschiedener egyptischer Tempel findet, wollte man den Beweis hernehmen, daß die Astronomie in Egypten seit den ältesten Zeiten bekannt gewesen sey. Welche Deutung man aber auch jenen Thierkreisen geben mag, so viel weiß man jezt nach Champollions Forschungen, daß jene Tempel weit jünger sind, als man glaubte; namentlich der zu Denderah wurde unter Tiber gebaut, und führt Neros Namen; ein anderer ist aus Domitians Zeit. Man kann also ziemlich sicher annehmen, daß die Wissenschaften erst im achten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung zu einer gewissen Entwicklung gelangt sind, und doch lebten bereits mehrere Jahrhunderte vorher große Völker auf mehreren Punkten der Erde. Etwa 1500 Jahre vor Christus finden wir besonders vier: Indier, Chinesen, Babylonier, Egypter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

Therese und Severin wandelten noch einige Zeit scherzend durch die reizenden Boskets. Dann erinnerte sich Severin, daß ihm die Schuldigkeit gebiete, dem Hausherrn seine Aufwartung zu machen. „Es ist ein vortrefflicher Herr,“ sagte er beim Abschiede. „Er scheint mir so lieb und befreundet, wie alles hier. Ich wollte, er behielte uns den Sommer über bei sich. Das Leben könnte mir schon gefallen.“

Therese sah ihm freundlich nach. In Gedanken

verloren, vertiefte sie sich immer weiter in die Gänge, die nach dem Walde führten. Dem weiblichen Scharfblicke war Thomas entstehende und zunehmende Neigung nicht entgangen. Die glühenden Blicke, die er, wenn er sich unbemerkt wähnte, nach ihr gesandt, hatten ihr Alles entdeckt. Von Claren war sie schon längst zur Vertrauten ihres Geheimnisses gemacht worden. Wie wehe that es ihr, daß gerade sie es seyn mußte, die unschuldigerweise den Wünschen und Hoffnungen der Freundin im Wege stand! Aber sie gab noch nicht alles verloren, eine glückliche Wendung der Sache schien ihr nicht ganz unmöglich. Clara ging so eifrig, mit so ganzer Seele in alle Ansichten, in die Empfindungsart des Mannes, den sie liebte, ein, sie fing an, so auffallend nach denselben Grundsätzen, welche ihm eigen waren, in ihrer künstlerischen Thätigkeit zu verfahren, daß nothwendig er selbst dieses bald bemerken und in dieser Veränderung ihres ganzen Wesens die ihm geltende, tief gewurzelte Neigung entdecken mußte. So schöne Voraussetzungen erheiterten Theresen wieder. Alles wird dann wie es seyn muß, dachte sie weiter; Thomas und Clara, Severin und ich und die beiden Väter sind durch ein einziges Band vereinigt, und wenn unsere Reise gesegnet wird, so lassen wir uns still und friedlich in der Heimath nieder und leben in Liebe und Freundschaft. Unter diesen Gedanken bemerkte sie nicht, daß sie den Wald betreten hatte, und die Grenze des Parks hinter ihr lag. Sie empfand wohl das Anmuthige des dichten Schattens, den Reiz des Waldaufenthaltes, aber sie lebte in diesem Augenblicke zu sehr in ihrem Innern, um von den äußeren Umgebungen sich zu einiger Aufmerksamkeit veranlaßt zu fühlen. Mit einem Male stand Baron Lingen im Jagdanzuge vor ihr. Sie mußte die unangenehme Empfindung, die sich ihr bei diesem Zusammentreffen aufdrängte, zu verbergen. Der Baron schien freudig überrascht. Der Ernst, mit dem Therese am gestrigen Abende seine Annäherung erwiedert hatte, war gerade das, was er wünschte. Er sah ihn für das Vorspiel eines stärkern Widerstandes an, beides aber für Kunstgriffe, die sich bei einem bestimmten, soliden Antrage von seiner Seite, in ihr Nichts auflösen würden. Lachend und unbefangen redete er das Mädchen an. Sie laufe Gefahr, meinte er, sich in das Jagdrevier des Grenznachbars zu verirren, von diesem als eine schöne Beute eingefangen und so dem gräflichen Landhause, dessen Besitzer mit ihm untröstlich seyn würde, entzogen zu werden. Dieser unfeine Scherz machte Theresen erröthen. Der Baron bemerkte es mit Vergnügen. Er fing an zu glauben, daß er sich in ihr geirrt habe, daß er da der Unschuld und Unerfahrenheit begegne, wo er Intrigue und Verstellung vorausgesetzt hatte. Diese Entdeckung gab der Eroberung, die er sich vorgenommen hatte, einen erwünschten Reiz und einen höhern Werth. Er nahm, ohne daß es gerade auffallend erschien, Theresens Arm und sagte, indem er sich mit ihr, die jezt erst ihre unabsichtliche Entfernung aus dem Park gewahrte, nach diesem umwandte: „Erlauben Sie mir, schöne Therese, daß ich Sie auf den rechten Weg bringe, nach dem Ziele, für das Sie die Natur, für das Sie selbst die Kunst bestimmt hat.“ — „Sie verbinden mich, mein Herr!“ erwiederte in demselben Tone ruhigen Ernstes, den er schon vernommen hatte, das Mädchen. „Im Uebrigen verstehe ich Sie nicht. Das Landhaus des Herrn Grafen ist mein Ziel, und wenn auch die Kunst mich zufällig jezt dahin verweist, so hat doch, wie mir scheint, die Bestimmung der Natur nichts hiermit zu thun.“ — „Sie verkennen sich selbst!“ entgegnete verbindlich Lingen. „Wem könnte die Natur größere Ansprüche gegeben haben, ein freies und schönes Loos, statt des sklavischen, wechselvollen Wanderlebens zu finden, als Ihnen? Sie sind geschaffen, als Herrin einen solchen Landsitz zu bewohnen, Freude zu verbreiten, die Kunst zu beschützen und nicht ihr zu fröhnen.“ — „Ich wünsche das nicht, was mir unerreichbar ist,“ versezte Therese, der nur die Schmeicheleien des Barons zur Last fielen, ohne daß sie die Planmäßigkeit seines Verfahrens geahnt hätte. „Ich bin mit meinem Schicksale zufrieden; Ansprüche auf ein höheres kenne und nähre ich nicht.“ — „Unerreichbar wäre Ihnen ein solches Loos?“ sprach lebhaft der Baron und ergriff dabei die Hand Theresens, die auf seinem rechten Arm ruhte. „Glauben Sie das nicht, Liebenswürdige. Alles ist zu erreichen, was wir fest und bestimmt erstreben, ob es uns auch das Opfer einiger alter Vorurtheile, einiger vielleicht liebgewordener Gewohnheiten kostet. Was der Mensch will, das kann er.“ Therese erinnerte sich einer ähnlichen Behauptung ihres Freundes Thomas, als er sie einst überreden wollte, bei ihm Unterricht auf der Violine zu nehmen. Unwillkührlich lächelnd sagte sie: „Wenn das in der That so wäre, Herr Baron, so sollte es gewiß nicht an mir liegen, den Erwerb durch die Kunst gegen den Genuß der Kunst in einem freien, sorgenlosen Verhältnisse zu vertauschen.“ — Lingen legte diesen Worten eine Erklärung unter, die seinen Wünschen entsprach. Sein früherer Plan, mit Theresen nur eine flüchtige Verbindung während ihrer Anwesenheit auf dem Landhause zu knüpfen, wich dem keimenden Verlangen, sich ein so reizendes Wesen auf längere Zeit, als eine anmuthige Gefährtin auf dem Seitenpfade seines künftigen Ehelebens zu sichern. Er drückte innig ihre Hand, die sie erschrocken, aber vergebens zurückzuziehen bemüht war. „O, Sie verstehen mich, himmlisches Mädchen,“ rief er, indem er dem Tone seiner Worte einen Anstrich von Begeisterung zu geben suchte, „Sie sind erhaben über die beschränkten Meinungen der Alltagsmenschen, Sie streben nach jener Freiheit, in der sich

allein der Kunstgenius entfalten kann. Ja, Therese, ich brauche nicht mehr in vorsichtigen Andeutungen, ich kann offen zu Ihnen sprechen. Werden Sie meine Freundin, Theuerste, sehen Sie ein Landgut, das ich an der Grenze besitze, für Ihr Eigenthum an. Dort soll unsere verborgene Liebe das Glück meines Lebens machen, dort sollen Sie gebieten, dort mich als Ihren ersten Sklaven" — „Genug, mein Herr!" fiel mit zitternder Stimme das empörte Mädchen ein, das plötzlich einen Abgrund von Schändlichkeit vor seinen Füßen aufgethan sah. „Wären Sie nur der Baron Lingen," fuhr sie dann fester fort, „so würde ich mich begnügen, Sie zu verabscheuen, so aber sind Sie auch der Bräutigam von Comtesse Werden, und ich muß Sie verachten." Mit aller Anstrengung, deren sie fähig war, riß sie sich los und floh durch die Gänge des Parks, den sie betreten hatte, dem Landhause zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Ueber Spanien.

Grund und Boden gehört in Spanien zum größten Theil dem Adel, der Kirche und den Städten oder Körperschaften. Der Ackerbau befindet sich im Allgemeinen in kläglichem Zustande. In den Königreichen Leon und Kastilien, in Estremadura und Andalusien gibt es keine oder fast keine Einfriedigungen, was von der Sorglosigkeit der Eigenthümer, von ihrer Armuth und den Privilegien herrührt, nach welchen die Besitzer der großen Heerden dieselben von Nord nach Süd treiben dürfen, um sie Winters weiden zu lassen. Die Mesta (die Verordnungen über das Wandern der Heerden) ist sicherlich eines der drückendsten und schädlichsten Gesetze auf Erden. Es verbietet, irgend ein Eigenthum einzufriedigen, und erst im Jahr 1788 erhielten gewisse Individuen, welche im Besitz von privilegirten Ländereien waren, die Erlaubniß, Gemüsegärten und Weinberge zu umzäunen. Namentlich Estremadura hat darunter sehr zu leiden gehabt. — Die Bauerngüter sind meist sehr klein und die Bauern in der größten Dürftigkeit. Trotz des niedern Preises der Renten und der Wohlfeilheit des Lebensunterhalts, können sie nicht das Mindeste auf Verbesserung ihres Gutes verwenden, und wenn sie Geld brauchen, sehen sie sich meistens gezwungen, ihre Erndte zu verpfänden. Der Boden erträgt im Durchschnitt höchstens 1½ bis 2 pCt., außer in den Königreichen Biskaya, Murcia und Valencia, wo das Grundeigenthum mehr vertheilt oder in kleineren Stücken verpachtet ist. Die Nutznießer müssen den Zehnten, los premicios, los frutos civiles etc. bezahlen, worauf ihnen kaum die Hälfte des reinen Ertrags übrig bleibt, um sich mit dem Grundeigenthümer abzufinden, und Gesinde und Familie zu ernähren. Die Ackerwerkzeuge sind mit wenigen Ausnahmen in ganz Spanien noch ganz so, wie man sie zu Philipps IV. Zeit hatte.

Es gibt in Spanien sehr wenige große Grundeigenthümer, die man reich nennen kann. Sogar die Herzoge von Medina-Celi, Alba, Altamira, Ossuna, Montellana, Frias, Benavente, del Infantado, San-Carlos ꝛc., deren Revenüen zwischen 500,000 und 1,000,000 Dollars betragen, stecken in Schulden. Die Landessitte legt ihnen nicht nur die Verbindlichkeit auf, für sich selbst ein Heer von Dienern zu halten, sondern auch sämmtlicher Dienerschaft ihrer verstorbenen Verwandten Unterhalt zu geben; da ihnen das Herkommen gleichfalls verbietet, alle diese Menschen zum Anbau ihrer Güter zu verwenden, so ergibt sich von selbst, daß ihre Einkünfte zu nichts dienen, als einen trägen, unnützen Haufen zu ernähren.

Der Transport der Früchte aus dem Innern Spaniens an die Küsten findet große Schwierigkeiten. Diese Schwierigkeiten rühren nicht von Verboten der Regierung her, die seit 1820 und 1823 ihrem Prohibitivsystem entsagt hat, sondern einzig von den Transportkosten, welche durch den erbärmlichen Zustand der Straßen und den Mangel an Kanälen zu beträchtlich werden. Ein Zug, welcher die spanischen Regierungen aus mehr als einer Zeit charakterisirt, möge hier eine Stelle finden: Unter der Regierung Karls II. erbot sich eine Gesellschaft holländischer Kapitalisten, den Manzanares von Madrid bis zu seiner Vereinigung mit dem Tajo, und den Tajo von da bis Lissabon schiffbar zu machen. Der Rath von Kastilien nahm den Vorschlag in Erwägung und that nach langer Berathung folgenden Ausspruch: Hätte es Gott gefallen, die beiden Flüsse schiffbar zu machen, so hätte er dazu menschlicher Hülfe nicht bedurft; da er es nun nicht gethan, so wollte er offenbar, daß es nicht seyn solle. Man würde also, wollte man es unternehmen, dem Willen der Vorsehung zuwider handeln.

Die Bevölkerung beträgt nach Minnano und Balbi auf 14 Millionen Seelen; seit Beginn des Jahrhunderts hat sie sich um mehr als 3 Mill. vermehrt, und doch fallen in diesen kurzen Zeitraum zwei Restaurationen und drei Invasionen, wenn anders die lezte auf die Bevölkerung Einfluß gehabt hat.

In fast allen etwas bedeutenden Städten Spaniens gibt es zahlreiche Anstalten zur Versorgung der Armen, die von milden Gaben der Privaten unterhalten werden. Sie bestehen in Hospitälern für Dürftige und Findelkinder, und in Kosthäusern, wo arme Kinder genährt und erzogen werden. Sie stehen größtentheils unter der Aufsicht der Weltgeistlichen. Die Klöster ernähren auch eine gewisse Zahl von Armen; im Allgemeinen verwenden aber die religiösen Körperschaften nur einen sehr unbedeutenden Theil ihrer Einkünfte darauf; und sonderbar! die Bettelorden, die Franziskaner, Dominikaner und Kapuziner, zeichnen sich ganz besonders durch Werke der Barmherzigkeit aus; freilich sind die Bettelorden die reichsten auf der ganzen Halbinsel. Das Bettlerhandwerk (wir meinen die gemeine, weltliche Bettelei) gilt in den Provinzen, die der Krone Kastilien gehorchen, durchaus nicht für schimpflich; noch ziehen Schaaren von Studenten in den Ferien durch das Land und erbetteln sich die Mittel zu Fortsetzung ihrer Studien. In einem Lande, wo das Elend so groß und so allgemein ist, wo das Cölibat unumgängliche Bedingung für Jeden wird, der gerne am öffentlichen Gute, das größtentheils in den Klöstern vergraben liegt, seinen Theil haben möchte, in einem solchen Lande muß die Zahl der unehelichen Kinder sehr groß seyn; man wird sich daher nicht wundern, daß das Verhältniß derselben zu den ehelichen wie 1 zu 4 angegeben wird. — In Madrid wurden vom Jahr 1724 bis zum November 1826 aus dem Fegefeuer 1,030,395 Seelen für den Preis von etwa 20,000,000 fl. erlöst; vom 1. November 1826 bis ebendahin 1827, 11,402 Seelen für etwa 175,000 fl. Die Zahl der dazu erforderlichen Seelenmessen war 548,921⅓ auf jede Seele kommen also $1\frac{7}{10}$ Messen und etwa 19 fl.

Beylage: Kunstblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 13.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 15. Januar 1830.

Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz,
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts.

Schiller.

Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

„Das sollst Du mir büßen, Musikantendirne!“ rief der Baron, indem er ihr einen wüthenden Blick nachsandte. Auf neue Entwürfe sinnend, lenkte er wieder in das Dickicht des Waldes. Diese Zurückweisung war doch selbst für seinen Wunsch nach Wiederstand etwas zu stark und die Beschimpfung, die ihm widerfahren war, reizte, ohne daß er daran dachte, sie verdient zu haben, seine ganze Rachsucht, während sein Verlangen nach dem Besitze Theresens sich nicht verminderte.

Diese war odemlos in der Nähe der Wohnung des Grafen angelangt. Beim Ausgange des Parks trat ihr Thomas mit Bendir entgegen. „Um Gotteswillen, was ist Ihnen begegnet?“ rief Thomas, als er das glühende, verstörte Mädchen erblickte; sein Verdacht fiel sogleich auf Lingen; „sollte sich Jemand erfrecht haben, Sie zu beleidigen? Beim Himmel!“ — „Nein, nein!“ unterbrach ihn Therese, die seine Heftigkeit scheute und aus Achtung vor dem Grafen den häßlichen Auftritt zu verschweigen beschlossen hatte. „Ich bin nur sehr erschrocken. Ich glitt aus und wäre beinahe in das Gartenbassin gefallen. Das ist Alles.“ Sie eilte vorüber. Thomas schüttelte ungläubig den Kopf. „Beleidigen!“ sagte Bendir, indem er ihn fortzog. „Was fällt Dir ein? Wir sind hier auf dem charmantesten Schlosse von der Welt, wo Jedermann Liebes und Gutes gegen uns im Sinne trägt, von dem charmanten Grafen an, bis zu dem charmantesten Küchenjungen herab. Ja, Söhnlein, ich sage Dir, ich habe, während Ihr alle in den Federn laget, das wahre lustige Leben auf diesem Landhause recht kennen gelernt. Wie haben nicht Köche und Küchenmägde, Lakaien und Hausjungfern und alles, was Beine hat, nach meiner Geige getanzt, bis Glocke sechs diesen Morgen! Aber wie ist auch die Kunst belohnt worden von Küchen- und Kellermeister, mit denen ich Brüderschaft getrunken in trefflichem Rüdesheimer, bei den köstlichsten Leckerbissen! Ja, Junge, so war's; inkognito und verborgen im abgelegenen Hintergebäude! Ein wahres Schlaraffenleben! Meinetwegen bleibe ich ein Jahrhundert auf diesem Schlosse, wenn der charmante Graf damit zufrieden ist.

Herzlieb gesellte sich zu den Männern. Zum ersten Male war seine Stirn weniger bewölkt als gewöhnlich. Die gütige Aufnahme des Grafen, der Eindruck, den der ruhige Genuß einer reizenden Umgebung, eines ungewohnten behaglichen Lebens auf ihn machte, hatten ihn seiner trüben Stimmung enthoben. Während Bendir in froher Laune das lustige Treiben seiner durchwachten Nacht näher ausmalte, durchschritten sie den Park, dessen verständige und geschmackvolle Anlage selbst diese Layen in der Gartenkunst wohlgefällig ansprechen mußte.

4.

In den Salon, der die reizende Aussicht in die Ferne bot, wurde die musikalische Gesellschaft zum Mittagsmahle

eingeführt. Der Graf empfing sie auf das Verbindlichste. Theresen fiel eine Centnerlast vom Herzen, als sie den würdigen Herrn allein sah, als sie vernahm, daß Baron Lingen noch nicht aus dem Walde zurückgekehrt sey. Sie war unruhig und scheu in den Saal getreten, aber wenige Augenblicke reichten hin, ihr die vollkommenste Unbefangenheit wiederzugeben.

Der Graf wußte ohne Zwang das Gespräch auf Böhmen, auf die nähern Verhältnisse der Reisenden zu lenken. Man hatte keine Ursache, diese zu verbergen, man sprach sich gegen den freundlichen Mann ohne Zurückhaltung aus. Thomas und Severin waren selbst unter ihren Bekannten immer für Brüder gehalten worden. Der Vater des erstern hatte das so gewollt, und diese langjährige Gewohnheit brachte es denn auch mit sich, daß sie vor ihrem gütigen Wirthe als solche auftraten. Diese aus der Unterhaltung ganz natürlich hervorgehende Erklärung schien eigentlich das zu seyn, was er mit der Berührung des Gegenstandes beabsichtigt. Er ließ nun dieses Gespräch fallen, er gedachte der schönen Gegenden, welche die kleine Gesellschaft durchwandert haben müsse, er kam bald und gern auf Musik zu sprechen. Die Allgemeingültigkeit dieses Themas unter den hier versammelten Personen machte in kurzer Zeit die Unterredung sehr lebendig. Nur Herzlieb, in seine gewöhnliche Schwermuth zurückgefallen, und Bendix, der sich dem Grafen gegenüber unbehaglich und nicht an seinem Platze fühlte, nahmen keinen Theil daran.

„Ich meinerseits," begann der Graf nach einigem Hin- und Herreden, „halte die dramatische Musik für die lezte und höchste Aufgabe des schaffenden Künstlers. Was die Schöpfung, was das Leben, in Gestalt und Gefühl, was die Phantasie an geheimnißvollem Reichthum in sich schließt, alles kann hier in der wunderbaren Sprache der Töne, als eine neue Schöpfung, als ein edleres Leben, als ein reineres Gefühl, in einer noch unendlich reichern Phantasie wiedergeboren werden. Die bloße Instrumentalmusik spielt mit Empfindungen; diese können in einem reizbaren Gemüthe umgekehrt auch mit ihr spielen, und nach Lust und Belieben mehrfache Deutungen unterlegen. Der dramatische Komponist bestimmt dagegen das Warum und das Wie der Gefühlserregung. Er ist wie eine höhere Macht, in deren Hand die Gewalt über das innere Schicksal von Tausenden, nicht blos auf die Stunden des Zuhörens, nein! auf Jahre der Erinnerung niedergelegt ist. Himmel und Hölle, diese zwei Endpunkte moralischer und mit diesen verbundener poetischer Begriffe, was sind sie nach der Bedeutung des gewöhnlichen Lebens? Wie großartig erhaben aber werden sie nicht schon durch die dichterische Metamorphose, die Klopstock und Dante mit ihnen vornehmen, und wie bleibt alles Streben des Dichters und seiner Sprache hinter dem zurück, was Händel in seinem Oratorium und Mozart in dem Don Juan über jene Begriffe offenbaren!" — „Händel in seinem Oratorium?" wandte Therese halblaut und schüchtern ein. „Mich dünkt, Sie wollten nur von der dramatischen Musik sprechen." — „Sie haben ganz Recht," sagte lächelnd der Hausherr. „Aber ich habe mich dennoch nicht verplaudert und gestehe offenherzig, daß nach meiner Ansicht die Kirchenmusik mit der dramatischen auf den nämlichen Grundsätzen beruht, in den nämlichen Elementen sich bewegen und gleiche Wirkung hervorbringen soll." Diese Behauptung hatte im ersten Augenblicke, besonders für die Frauen, etwas Widersinniges und Ketzerisches. Sie waren in der katholischen Religion erzogen worden. Die ungeheure Kluft zwischen Kirche und Theater sollte nun mit einem Male nicht vorhanden, sie sollte ausgefüllt seyn durch das, worin eben wieder eine Trennung, die sich nach jener zu richten schien, obwaltete. Sie sahen betroffen vor sich nieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

(Fortsetzung.)

Die Chinesen blieben von jeher völlig isolirt, ihre Fortschritte kamen nur ihnen zu gut und hatten keinen Einfluß auf die allgemeine Civilisation; man kann sie also in einer Geschichte der Naturwissenschaften fast ganz übergeben. Die drei andern Völker aber zeigen so viele Uebereinstimmung in ihren übersinnlichen Vorstellungen, ihren religiösen Sinnbildern, ihrer Verfassung und ihren Bauwerken, daß sie einst nothwendig in Verbindung gestanden haben müssen. — Da der Trieb zur Erkenntniß des Uebersinnlichen allen Völkern gemein ist und von allen nach denselben ewigen Gesetzen des menschlichen Geistes befriedigt wird, so ließe sich wohl erklären, wie jedes für sich auf dieselben religiösen Vorstellungen kommen konnte; auch die Uebereinstimmung in der Wahl der Symbole könnte man begreifen, weil der Mensch ja immer die Naturkörper, die ihn gewöhnlich umgeben, dazu ausersieht. Wie läßt sich aber die Uebereinstimmung in den Verfassungen anders als durch einen Verkehr zwischen den Völkern erklären? Wir kennen die heutige gesellschaftliche Verfassung der Indier; sie ist noch jezt ganz so, wie sie vor der christlichen Zeitrechnung war. Dieses seltsame Kastensystem nun, das allein das Werk eines großen, gewaltigen Geistes seyn konnte und dessen Einführung, auch nur bei einem Volke, gewiß ganz besondere Mittel und Wege erforderte, findet sich Punkt für Punkt in Egypten wieder. Niemand wird wohl ein solches Zusammentreffen dem Zufall beimessen wollen. — Noch auffallender, weil die Gegenstände noch weit willkührlicher sind, ist die Aehnlichkeit zwischen den drei Völkern in ihrer Architektur. Die Säu-

lenarchitektur hätte allerdings in den künstlichen Höhlen Oberegyptens und in den unterirdischen Pagoden Indiens sich zumal entwickeln können, weil der Gedanke, durch Pfeiler, die man stehen ließ, die Decke der künstlichen Höhlen zu stützen, sich von selbst darbot; aber bei den Bauwerken über der Erde kann die Aehnlichkeit der Formen nicht von der Anwendung desselben Materials herrühren. In Assyrien wurden statt Granits und Sienits blos Backsteine angewandt; aber an den wenigen Tempeltrümmern dieses Landes erkennen wir, daß ihre architektonischen Formen im Großen dieselben waren, wie in Indien und Egypten.

Ein weiterer Punkt, in dem die drei Völker mit einander übereinstimmen, ist die geographische Lage ihrer Länder. Alle drei hatten sich in der Nachbarschaft großer Ströme niedergelassen, in Ländern, wo zahlreiche natürliche Kanäle die Schiffahrt im Innern begünstigten. Die Indier treffen wir nach der Geschichte zuerst auf den großen Ebenen des Ganges; die Babylonier wohnten auf dem Delta des Euphrats, die Egypter den Nil entlang; alle drei Länder lagen an der Hauptstraße eines ungeheuren Handelsverkehrs, der unter dem Schutze der Religion stand.

So wenig auch die Art der Mittheilung, welche in dieser ganzen ersten Periode, die wir die religiöse genannt haben, herrschte, der Entwicklung des menschlichen Geistes förderlich seyn mochte, so hätten doch wohl die Wissenschaften in diesen drei Ländern, die man als ihre Wiege betrachten kann, eine bedeutende Stufe der Vollkommenheit erreicht, ohne einen Umstand, der auch alle drei betraf, nämlich die Einfälle der Barbaren.

Die von den Babyloniern, Chinesen und Indiern bewohnten Länder bilden gleichsam einen reichen, weiten Gürtel um einen ausgedehnten Landstrich, der größtentheils aus sandigen Hochebenen besteht, die blos Hirtenvölker nähren können. Völker der Art können nie die Kulturstufe der ackerbauenden, noch weniger die der handeltreibenden Völker erreichen; aber sie sind mäßig, muthig, unternehmend, hängen nicht sehr am Boden, sie treten leicht als Eroberer auf und sind, so oft ein unternehmender Mann sich an ihre Spitze stellt, stets bereit, in unzählbaren Heeren über ihre reichen Nachbarn herzufallen. So sehen wir überall in der Geschichte, wie die kultivirten Völker bald die Nomadenvölker zurückdrängen, bald von ihnen unterjocht werden. China wird zu verschiedenen Malen von Tartaren überschwemmt und unterjocht, Indien von Mongolen, Babylonien von Assyrern und später von Persern. Auch in Egypten fielen zu verschiedenen Zeiten Nomaden ein. Zum ersten Male wurde es von den sogenannten Hirtenkönigen ums Jahr 1750 v. Chr. erobert; das Land blieb zweihundert Jahre lang besezt. Während dieser Zeit war der Priesterstand völlig niedergehalten und die Entwicklung der Wissenschaften gehemmt. Der zweite Einfall war der der Meder und Perser unter Cambyses; nach unserer Zeitrechnung kamen die Sarazenen und zulezt die Türken. Die Eroberung zu Alexanders Zeit rechnen wir nicht; sie hatte nichts weniger als einen nachtheiligen Einfluß auf die Kultur, weil die Griechen damals weiter waren als die Egypter.

So kam es, daß die Wissenschaften, im Orient durch die ewigen Einfälle der Barbaren immer wieder in ihrer Entwickelung gehemmt und zurückgeworfen, erst dann ein besseres Erdreich fanden, als sie, von den Egyptern auf die Griechen und von da auf ganz Europa übergehend, in das Abendland verpflanzt wurden.

Indien trug zu unserer Kultur unmittelbar nichts bei; ja erst seit kurzer Zeit ist überhaupt der wissenschaftliche Verkehr mit diesem Lande wieder hergestellt, und doch müssen wir, Allem nach, in Indien den Ursprung der Wissenschaften suchen. In jenem Lande mußten sich die der lezten Ueberschwemmung entkommenen Menschen niedergelassen haben; in den Bergketten des Himalaya in Tibet hatten sie Zuflucht gefunden; am Fuße derselben Berge trafen sie das erste fruchtbare Land. Babylonien mußte zu jener Zeit noch ein Sumpfland seyn; Egypten war noch unter Wasser. Ganz Niederegypten ist, wie die Priester Herodot sagten, ein Geschenk des Nils; der Fluß sezt jedes Jahr eine neue Lehmschichte ab; zählt man nun die Schichten, die leicht zu unterscheiden sind, so kann man sehen, um wie viel sich der Boden in einer gegebenen Zeit erhöht hat; auf diese Weise bringt man durch eine einfache Rechnung heraus, daß 2000 Jahre vor Ch. Niederegypten noch gar nicht existirte. Das verhältnißmäßig höhere Alter der Indier wird ferner durch Traditionen bestätigt, auf die man bisher nicht gehörig geachtet hat. Aus mehreren Stellen des Diodor und Manethon geht nämlich hervor, daß die ersten egyptischen Priester eine äthiopische Kolonie, und daß die äthiopischen Priester, wie die chaldäischen Priester in Babylon, indischen Ursprungs waren.

(Die Fortsezung folgt von Zeit zu Zeit.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden bei Wien, im Monate Juli.

Es wird vielleicht Interesse für Sie haben, etwas von dem hiesigen Badeleben zu erfahren; über die Wirkungen der Bäder selbst, die von den Römern schon gekannt waren, kann man sich leicht in den Beschreibungen der Bäder des östreichischen Kaiserstaates unterrichten, aber die reizenden Umgebungen, das frohe Treiben unter allen Klassen, das einfache Leben der kaiserlichen Familie, das überhaupt den Großen dieses Landes ganz eigen ist, dieß ist im Auslande viel weniger gekannt, als es sollte. Seit Jahren hatte ich Baden nicht gesehen, und erstaunte über die vortheilhafte Veränderung; Palläste und Häuser sind entstanden und öde Pläze sind in reizende

Gärten verwandelt; die Stadt selbst scheint sich ausgedehnt zu haben und ist mit freundlichen Landhäusern umgeben. Ich sehe aus meinem Fenster das Waldschloß des Helden von Hohenlinden vor mir, das zarte Gartenliebe Weilburg genannt hat; der großartige Bau desselben scheint wunderbar die Geburtshäuser der hohen Bewohner zu verkünden, denn das Erhabene des Pallastes Pitti in Florenz ist mit dem Romantischen der schönen Rheinufer innig verbunden. Der reich bekränzte Felsenberg im Hintergrunde hebt die schön geformten Massen des Pallastes heraus, und man glaubt in dieser ganzen reichen Umgebung ein Zauberschloß aus der Mährchenwelt zu sehen. — Unter den neuesten Verschönerungen kann man mit Recht das Schloß von Guttenbrunn erwähnen, das seit einigen Monaten das Eigenthum des Freiherrn von Kutschern ist. Mit zarter Schonung des alten Bestehenden, hat er das Anmuthige der neuern Zeit zu vereinen gesucht; der Garten wird nach seiner gänzlichen Vollendung bald der Sammelplatz der schönen Welt seyn; ich besuche ihn oft, und die hohen Kastanienbäume erinnern mich an die Zeit, in der sie gepflanzt wurden: es war die der Allonge-Perrücken und Reifröcke. Ich gestehe, diese jezt verlachte Zeit ist mir um Mancherlei willen ehrwürdig; es war eine geregelte Großartigkeit, wenn auch steif. — Unter die besuchtesten Pläze gehört der Park in der Stadt, der mit seinen schattenreichen Gängen ein Schuzort gegen die Mittagssonne ist, und es gehört zum Ton, zur Mittagszeit dort zu erscheinen. Nachmittags besucht die schöne Welt das liebliche Helenenthal und die beiden Krainerhütten; einfache Pläze, wo man Milch und Erfrischungen erhält, die aber durch den wunderschönen Wald, durch den der Weg führt, durch die Nähe der Felsen und Bäche, einen magischen Reiz gewinnen. Die Ruinen der Schlösser Rauhenstein und Rauheneck vermehren das Interesse. — Unter meine liebsten Spaziergänge gehören die Anlagen der nun verstorbenen Gräfin A., einer gebornen Polin, die seit Jahren nahe bei Baden in einem einfachen Dorfe lebte und Schöpferin dieser verschönerten Gegend war; wenn man die Menschen nach ihren Werken beurtheilen kann, so hatte diese Dame das feinste Gefühl, den wahren Schönheitssinn, denn der Felsenberg, auf dem diese Gärten angelegt sind, hat eine beträchtliche Höhe und der Raum ist durch benachbarte Gärten ziemlich beschränkt; troz diesem aber ist Alles mit so viel Geschmack vertheilt, daß das Ganze durch die Natur und nicht durch Kunst hervorgebracht zu seyn scheint; auf welchem Punkte man immer steht, genießt man der entzückendsten Aussicht: hier hohe Berge und Waldbäche, dort freundliches, bebautes Land; zwei gut erhaltene Wege, durch den nahegelegenen Wald führend, beschließen diese herrliche Schöpfung. Am interessantesten ist Sonntags ein Mittagspaziergang im Park; man sieht da die elegantesten Einwohner von Wien, die Verwandte und Bekannte zu besuchen kommen; der geschmackvolle Puz der anmuthigen Wienerinnen zeigt sich da im hellsten Lichte; die erlauchten Prinzen des Kaiserhauses, unter ihnen den Herzog von Reichstadt, der in seinen Gesichtszügen die liebliche Bildung seiner erlauchten Mutter mit dem Adlerblick des Vaters vereint, Gesandte, Fürsten und schlichte Bürger sieht man da in bunten Gruppen. Das nämliche frohe Gewimmel erneuert sich Nachmittags beim Spazierenfahren, und oft beschließt das Theater, das hier nicht übel ist, den froh durchlebten Tag. Bälle — es müßte nur für einen wohlthätigen Zweck geschehen — werden nicht gegeben; die Wohnungen sind hier so eingerichtet, wie man es von der Nähe der glänzenden Kaiserstadt erwarten kann, die Speisen gut und billig. Dieß sind ungefähr die Hauptumrisse des hiesigen Badelebens. Hazardspiele werden hier und im ganzen Kaiserreiche nicht geduldet, und manche **Nichtkranke** wollen Baden, wegen dieses moralischen Vorzuges, den der Ort vor den Bädern des Auslandes hat, etwas langweilig finden.

Paris, 1. Januar.

Ein herber Frost hat die Pariser dießmal früher als gewöhnlich überfallen, ehe noch die Winterlustbarkeiten alle eingerichtet waren; der eigentliche Winter pflegt erst im Januar zu beginnen, allein dießmal kam er früh im December, da noch bei weitem nicht alle Soirées im Gange waren, womit man in Paris die Winterabende so angenehm zubringt. Nur die Schauspiele haben sich nicht überraschen lassen, sondern alle waren bereit, den Winter, wie gewöhnlich, mit vielen Neuigkeiten zu empfangen; übrigens haben die Schauspiele zu jeder Jahrszeit einen Beweggrund zur Thätigkeit, im Sommer, damit die in Paris zurückgebliebenen Bewohner sich nicht verleiten lassen, einen Spaziergang im Grünen und Freien einer Schauspielvorstellung vorzuziehen, und im Winter, damit die vielen in Paris anwesenden Familien ihren Abend nicht anderswo, als im Schauspiel zubringen. Indeß behalten sie doch manche Neuigkeiten auf den Winter vor, weil den Verfassern sehr daran liegt, ein größeres Publikum zu haben, daher es denn auch jezt beständig neue Stücke gibt. Scribe, der außer seinem Ruhm als erster Vaudevilledichter Frankreichs auch noch dem eines guten Lustspieldichters, wie Picard oder Collin d'Harleville, nachstrebt, hat am Théâtre français ein lustiges Stück: „Die Untröstlichen," gegeben, welches aber den Fehler hat, daß der Stoff, nämlich die baldige Stillung des Schmerzes einer jungen Wittwe, auf der Bühne leider allzusehr abgenuzt ist. Scribe hat sich auf seinen Geist und seine heitere Darstellungsgabe verlassen, um den alten Stoff der Matrone von Ephesus zu verjüngen; allein dießmal hat ihn sein Talent nicht hinreichend unterstüzt. Eine untröstliche Wittwe, die sich ein Landgut neben Paris gemiethet hat, um einsam weinen zu können, aber hier noch keine hinlängliche Einsamkeit findet, ein junger und reicher Mann, der kürzlich eine Geliebte verloren hat, dieselbe beweint, ein Landgut sucht, und da die junge Wittwe gerade das ihrige gegen ein entfernteres vertauschen will, dasselbe besieht, um es zu miethen, mit der jungen Wittwe zusammentrifft, mit ihr weint, sich mit ihr tröstet und zulezt in sie verliebt wird: alles dieses oder etwas Aehnliches ist schon mehrmals dargestellt worden; daher das Publikum das Scribe'sche Lustspiel bei der ersten Aufführung mit Murren aufnahm, besonders da man vielleicht etwas Originelleres von ihm erwartet hatte; auf der kleinern Bühne des Théâtre de Madame wäre ein Vaudeville Scribe's desselben Inhalts wahrscheinlich eben so gut durchgegangen, wie so manche andere leichte Stücke von ihm; allein am Théâtre français hatte er es mit einem strengeren Publikum zu thun; hier fordert man schon mehr, als einen lustigen Schwank; indessen ist das Lustspiel doch auch nicht durchgefallen; nur bewährt sich immer mehr, daß Scribe für das höhere Lustspiel, oder, wie die Franzosen sagen, für die haute comédie wenig Anlagen hat und daher besser thut, sich an die Vaudevilles und Operetten zu halten, die ihm, wo nicht alle, doch meistentheils sehr wohl gelingen. Bayards „Marie Mignot" ist eines derjenigen Stücke, die in der lezten Zeit am meisten Beifall erhalten haben. Eine Parodie dieses Stückes wird unter dem Titel Marie Mignonne auf dem Variétésthеater gegeben, in welchem die Handlung gerade wie in dem Vaudeville Marie Mignot, aber in einer untern Sphäre vorgeht. Die Dichter der Parodie haben aber dieser burlesken Nachahmung keinen recht komischen Geist einhauchen können.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 14.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 16. Januar 1830.

Seyd willkommen, edle Gäste,
Jedem ächten deutschen Sinn;
Denn das Herrlichste, das Beste,
Bringt allein dem Geist Gewinn.

Goethe.

Drei Gedichte von Victor Hugo,

aus dem Französischen übersezt

von

Ludwig Robert.

Wenn man jene Unbeweglichen ausnimmt, die nicht im Stande sind, sich von der Petrifikation einer konventionellen Poetik loszumachen, so stimmen alle französischen Kunstrichter darin überein, daß Victor Hugo im Gebiete der lyrischen Poesie sich neue und glänzende Bahnen eröffnet hat. Ihrem Urtheil zufolge hat dieser junge Dichter, in seinen früher erschienenen Oden, sich nicht nur als Meister dieser Gattung bewiesen, er war auch, wie sie behaupten, der Erste, der, in ächter Wesenheit, pindarische Gesänge in französischer Sprache anstimmte. Seine kürzlich herausgekommene Sammlung orientalischer Gedichte *) sollen hier keineswegs beurtheilt, es soll nur hingewiesen werden auf die Affinität dieser Poesien mit deutscher Art und Kunst. So wie wir einen Divan, einen Spiegel des Hafis und Griechenlieder besitzen, so erhielten die Franzosen in den Orientales eine Reihe von Gedichten, die sich auf bestimmte Nationalität und Umgebung beschränken. Enger aber hat sich der französische Dichter seine Grenzen nicht gezogen, noch gar die Kette sklavischer Nachahmung sich aufgebürdet, die nur in demselben Kreise sich wiederholend zu drehen erlaubt. Weder spricht hier einzig nur ein wirklich persischer, türkischer, oder sonst orientalischer Sänger, noch immer wieder ein für Freiheit entbrannter und nach Osmanenblut lechzender Neugrieche; wohl aber versezt der Dichter sich und uns in diese und die verschiedensten Stimmungen und Verhältnisse der gewählten Umgebung, und gibt so in seinen lyrischen Ergüssen ein objektives Gemälde des heutigen Orients. Landschaftliche Bilder südlicher Natur wechseln mit örtlichen Gräuelscenen, religiöse Erhabenheit mit orientalisch-erotischer Liebe; zum gemessenen Ruderschlag singen Korsaren, muhametanische Schlachtlieder ertönen, Griechenhelden beseelen zu Muth, und Ali-Pascha beschenkt lächelnd den Dervisch, der ihm, mit strafenden Worten, seine Grausamkeit vorhielt. Das Lob des Weines finden wir nicht, vielleicht weil es der Dichter nicht für charakteristisch unterscheidend hielt; aus entgegengesezter Ursache, weil es nämlich unserer Sitte zu sehr widerstrebt, tritt auch kein schöner Schenke auf; so wie wohl deßhalb keine Sprüche der Weisheit ertönen, weil solche aphoristische Didaktik nicht in den Kreis dieser bewegten Lebensbilder gehört.

Die drei Gedichte, die ich aus dieser Sammlung übersezte, und von denen ich glaube, daß sie den neuen Aufschwung der französischen Lyrik und die Originalität des jungen Dichters darthun, sind keineswegs die vorzüglichsten, sie wurden nur wegen ihrer Kürze, wegen der Möglichkeit einer getreuen Uebertragung gewählt. Gerne hätte ich gezeigt, wie neu und wie glücklich Victor Hugo

*) Les Orientales, par Victor Hugo. Paris 1829.

auch hinsichtlich der Form ist, welches er am prägnantesten in dem Gedichte: „Les Djinns“ zeigt; aber dieses zu übersetzen, schien mir so weit über meinem Vermögen, daß ich es nicht einmal versuchte. Mögen indessen die folgenden Proben das Verlangen erregen, einen ächten Dichter in seiner Ursprache kennen zu lernen.

1.

Clair de lune.

La lune était sereine et jouait sur les flots, —
La fenêtre enfin libre est ouverte à la brise;
La sultane regarde, et la mer qui se brise
Là-bas, d'un flot d'argent brode les noirs ilots.

De ses doigts en vibrant s'échappe la guitarre.
Elle écoute . . . un bruit sourd frappe les sourds échos.
Est-ce un lourd vaisseau turc qui vient des eaux de Cos,
Battant l'Archipel grec de sa rame tartare?

Sont-ce des cormorans qui plongent tour-à tour,
Et coupent l'eau qui roule en perles sur leur aile?
Est-ce un Djinn qui là haut siffle d'une voix grêle,
Et jette dans la mer les créneaux de la tour?

Qui trouble ainsi les flots près du sérail des femmes?
Ni le noir cormoran, sur la vague bercé;
Ni les pierres du mur, ni le bruit cadancé
D'un lourd vaisseau rampant sur l'onde avec des rames.

Ce sont de sacs pesans, d'ou partent des sanglots.
On verrait, en sondant la mer qui les promène,
Se mouvoir dans leurs flancs comme une forme humaine. —
La lune étoit sereine et jouait sur les flots.

1.

Mondschein.

Klar steht der stille Mond, auf Fluthen spielt sein Schein, —
Das Fenster, endlich frei, ist offen frischem Winde;
Die Sultanin blickt aus, und eine Silberbinde
Schlingt, brandend dort, die See um schwarze Inselein.

Die Zitter, bebend noch, ist ihrer Hand entwichen.
Sie horcht . . . ein dumpfer Klang weckt dumpfen Wiederklang.
Ist es ein Schiff? aus Cos? und trifft, bei schwerem Gang,
Der Türken Ruderschlag das Inselmeer der Griechen?

Sind es Seeraben wohl, die, streifend hin und her,
Einschneiden in die Fluth, von der ihr Fittich träufet?
Ist es ein Nachtgespenst, deß grelle Stimme pfeifet,
Und das vom alten Thurm die Zinne wirft in's Meer?

Wer stört die See hier auf, so nah des Harems Zellen? —
Der Seerab' ist es nicht, der in die Wegen drang.
Auch nicht ein Stein vom Thurm, noch der gemessne Klang
Des schweren Ruderschiffs hinkreuchend auf den Wellen.

Nein, schwere Säcke sind's, draus tönt, dumpf, angstvoll Schrei'n.
Durchsuchte man das Meer, zu schau'n, was sie enthalten,
Bewegung sähe man von menschlichen Gestalten.
Klar steht der stille Mond, auf Fluthen spielt sein Schein.

Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

„Wenn ich schon anders über das Wesen der Instrumentalmusik denke,“ hob nach einer Pause, in welcher der Graf seine Gäste mit dem Ausdrucke gutmüthiger Ironie betrachtete, Thomas an, „so werden Sie mir wohl erlauben, auch meine Zweifel über die Gleichheit zweier so entgegengesezten Kunstzweige auszusprechen. Wie sehr sind sie nicht schon in Stoff und Form von einander verschieden.“ — „Das gebe ich gern zu, aber das liegt nicht an der Sache, sondern an denjenigen, die sich mit ihr befaßten,“ versezte der alte Herr. „Wenige Worte werden Sie über meine eigentliche Meinung aufklären. Wir wollen annehmen, der dramatische Tonsetzer habe ein Gebet zu komponiren, welches von irgend einem Individuum im Gefühle tiefen Leidens, das sich nach und nach zu Hoffnung und Gottvertrauen erhebt, zum Himmel gesandt wird. Soll er die Musik hier minder heilig, minder wahr sprechen lassen, als unter gleichen Verhältnissen in der Kirche, hier, wo noch überdem jenes Leiden mit seinen Ursachen zur Anschauung kommt?“ — „Gewiß nicht!“ antwortete Severin, der nun schon die Art, wie der Graf seinen Satz weiter ausführen würde, zu ahnen begann. „Wahrheit ist das innerste, eigentliche Leben der Kunst, sey es im Heiligthum oder auf der Bühne.“ — „Sie selbst haben Alles zu Gunsten meiner Behauptung gesagt, was zu sagen ist,“ erwiederte mit glänzenden Blicken der Hausherr. „Wahrheit ist die große Regentin des Alls, in der Natur wie in der Kunst. Wahr spricht sich die Gottheit in ihren Werken aus, und will der Mensch ihr ähnlich werden, was der einzige, seiner würdige Beruf auf Erden ist, so muß er vor allem wahr in den seinigen seyn. Und die Wahrheit ist nur eine, sie ist dieselbe auf dem Chore wie auf der Bühne. Empfindet

die Person des Oratoriums anders, als die der Oper?" Sollte der Makkabäer Händels anders charakterisirt werden müssen, als der, den wir in lebendiger Nachgestaltung auf dem Theater erscheinen lassen wollten? Wo ist ein einziges, auf die Kunst übergetragenes Naturgesetz, das eine solche Willkühr rechtfertigte? Jeder Stoff, welcher der Geschichte, sey es heiliger oder profaner, entlehnt wird, ist schon an sich durch die Gegen- und Zusammenwirkungen verschiedener Individuen ein dramatischer. Da, wo der Stoff einer Komposition für den Kirchendienst von dem Dichter selbst erfunden wird, finden immer Personifikationen statt, die an die Stelle jener Individuen treten, und das dramatische Prinzip ist wiederum das Obwaltende. Hierin ständen also die dramatische und die geistliche Musik einander gleich. Aber was die Aufgaben der ersteren weit bedeutender und schwieriger macht, deßhalb aber auch das Ziel lockender und ruhmvoller, ist jener wichtige Umstand, daß ihnen das Gebiet der Gefühle uneingeschränkt und grenzenlos offen steht, daß die wunderbarsten Wechsel der wirklichen und einer magischen, vom Dichter erschaffenen Welt durch sie herauf beschworen werden, Natur- und Zaubererscheinungen, mögliche und phantastische Ereignisse, kurz! eine neue Schöpfung, alle Tiefen der Seele ergründend und ein Wunderreich der Kunst eröffnend, das den Menschen über alle bisherigen Begriffe und Erfahrungen hebt." — „Warum aber," wandte Thomas, der nicht so leicht zu überzeugen war, ein, „hätte man von jeher jene Verschiedenheit des Kirchenstyls von dem dramatischen, deren ich schon gedachte, so gewissenhaft beobachtet, wenn der Geist der Sache selbst einer und derselbe wäre?" — „Das beantwortet sich schon, wie mir dünkt, aus dem Gesagten," versezte der Graf. „Diese Trennung kann nach den Ansichten, die ich aufgestellt habe, nur auf einem Irrthume, vielleicht auch auf dem bequemen Eigensinne einzelner Theoretiker, die, ohne die Weihe der Kunst erhalten zu haben, diesen Mangel durch die Form ersetzen wollten, beruhen. Nichts ist mir mehr zuwider, als jene unglückseligen Fugen und kanonischen Sätze in den Kirchenkompositionen, die meist am unrechten Orte stehen. Selbst die größten und trefflichsten Meister haben sich durch eine falsche Lehre hierzu verführen lassen. Ist es denn nicht geradezu lächerlich, wenn ein mächtiger Chor zum Preise des höchsten Wesens angestimmt wird, und nun mit einemmale die Melodien, wie toll geworden, hinter einander herlaufen, bis sie sich endlich erwischen und zur Ruhe geben? Je großartiger das Thema, desto ärgerlicher diese Jagd! Die Melodien geberden sich dann gleich Riesen, welche Haschemännchen spielen wollen. Ich will nicht läugnen, daß es Momente geben kann, wo sie an ihrer Stelle sind; aber diese finden sich weit eher auf der Bühne, als in der Kirche. Kampf und Streit, ein Entgegentreten sichtbarer Individuen, die durch ihre Gegenwart, durch ihre Stellung, durch Handlung und Geberde den Krieg der Melodien gegen einander unterstützen und versinnlichen, diese sind das eigentliche Element der Fuge und alles Dahingehörigen."

Der Graf war von seinem Gegenstande hingerissen worden. So wenig auch strenge Kenner der Kunst in Allem ihm beipflichten möchten, so ergaben sich doch seine Gäste in diese Ueberzeugung, die ihm theuer schien. Nur Thomas wollte das Recht und die hohe Bedeutung, die er der Instrumentalmusik beilegte, nicht so leicht fallen lassen. „Was Beethoven, Mozart und Haydn in ihren Symphonien geleistet haben," sagte er, „kann, meines Dafürhaltens, nach keinem andern Maßstabe, als nach dem, der sich in diesen Werken selbst vorfindet, beurtheilt werden, so wie denn überhaupt die Kunst um ihretwillen da ist, und nur in der Lösung ihrer höchsten Aufgabe ihr rechtes Ziel erreicht. Die Instrumentalmusik ist der reinste Erguß eines künstlerischen Gemüthes. Nichts von außen wirkt auf ihn ein, nichts bestimmt ihn. Er ist rein geistig und kein Irdisches ist mit ihm verwandt." — „Ich erkenne, daß einiges Wahre Ihrer Behauptung zum Grunde liegt," versezte nach einigem Nachdenken der Graf. „Sie werden hoffentlich mit mir zufrieden seyn, wenn ich die Instrumentalmusik — besonders in der Freiheit, der sie der herrliche Beethoven zugeführt hat — für die Romantik der Tonkunst erkläre, und ihr so gewiß einen würdigen und ehrenvollen Platz, den sie nur allein einnehmen kann, anweise."

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen ging die Tafel vorüber; der Baron war nicht erschienen. Man hatte ihn nicht vermißt. Für den Abend wurde eine musikalische Unterhaltung verabredet. Sie sollte ganz im Stillen genossen werden; der Hausherr wollte für etwaige Gäste nicht zu Hause seyn. Während der Mahlzeit schon hatte ein Gemälde, das ihr gerade gegenüber hing, zum öftern Theresens Aufmerksamkeit gefesselt. Es war in Oel gemalt und stellte eine Dame in mittlern Jahren vor. Therese war zu wenig Kennerin, um durch die Kunst, die diesem Bilde innwohnen mochte, angezogen zu werden. Eher gefiel ihr das Sanfte und Melancholische des Angesichtes. Der Hauptgrund ihrer Aufmerksamkeit aber war eine seltsame Aehnlichkeit, die sie, ungeachtet der Alters- und Geschlechtsverschiedenheit, in dem Antlitze der Dame mit den Zügen Severins finden wollte. Jezt trat sie zu dem Bilde und betrachtete es in der Nähe. Mit schwarzen Buchstaben stand auf der untern Goldleiste des Rahmens: „Mathilde v. Werden, geb. 1784, gest. 1822. Es war die verstorbene Gemahlin des Grafen. In der Nähe zeigte sich Theresen das Bild anders, als bisher. Die trüben Schatten der Stirn wurden auffallender, die Züge der Schwermuth um Mund und Wange erschienen bestimmter. Sie fand jezt durchaus keine Aehnlichkeit mehr mit dem

freundlichen, ungetrübten Antlitze Severins. Sie lächelte über ihre Befangenheit zu Gunsten des Freundes, die sie zu einer Selbsttäuschung verleitet hatte.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 1. Januar.

(Fortsezung.)

Am besten lassen sich schlechte Tragödien parodiren, weil das Ernsthafte, wenn es fehlerhaft ist, durch eine Travestirung, welche die Fehler ins Licht sezt, nothwendig komisch wird; allein ein Lustspiel ist schwer zu parodiren, besonders wenn es nicht von handgreiflichen Fehlern wimmelt. In Marie Mignot ist ein fehlerhafter Auftritt, der nämlich, worin der Marschall von Hopital Zeuge der alten Liebe zwischen Marie Mignot und ihrem verschmähten Liebhaber ist, und worin er die Rolle eines allzu gutmüthigen Ehemanns spielt; diesen Auftritt haben die Verfasser der Parodie auch am besten und witzigsten parodirt. Aus dem Walter Scott'schen Romane: „Die Braut von Lammermoor," hatte das Theater der Porte St. Martin schon vor zwei Jahren den Stoff zu einem Melodram gezogen, welches ziemlich vielen Beifall hatte, besonders wegen des lezten Auftritts, worin das wogende und brausende Meer schön dargestellt wurde, das die beiden Liebenden verschlingt und wieder ans Ufer wirft. Ein italienischer Dichter, Balschi, hat eben diesen Stoff zu einer italienischen Oper zugerichtet, und Caraffa, der bald für die welsche, bald für die französische Bühne sezt, hat die Musik dazu komponirt; dieses Stück hätte Rossini verfertigen sollen; allein der große Maestro ist über die Berge gegangen und hat seinen Nachahmern, wozu sicher Caraffa gehört, freien Spielraum gelassen. Caraffa hat einige ziemlich gute, oder wenigstens dem großen Publikum gefallende Operetten gedichtet, z. B. den Solitaire und den Masaniello; andere haben nur geringen Beifall erhalten; seine italienischen Operetten sind in Frankreich wenig bekannt und werden nicht gespielt. Auch seine Braut von Lammermoor wird nicht viel dazu beitragen, ihn auf dieser Bühne einheimisch zu machen, und wahrscheinlich wird er wieder zur französischen Operette zurückkehren müssen, wenn er in Frankreich sein Glück machen will. Man gesteht allgemein, daß, obgleich die italienischen Libretti oder Texte meistens nicht beachtet werden, der Text des Hrn. Balschi doch eine Auszeichnung verdient, da derselbe für den Tonkünstler sehr geschickt eingerichtet oder, wenn man lieber will, zugeschnitten war. Jezt spricht man von einer Oper Faust, die auf der italienischen Bühne einstudirt werden soll und deren Musik einer jungen Dame zugeschrieben wird. Seit der Mad. Gail, der geschiedenen Frau des bekannten Professors und Hellenisten Gail, hat sich keine Dame in der dramatischen Tonkunst auf den Pariser Theatern versucht, und auch die Mad. Gail hat nur Operetten und keine große Oper geliefert. Eine Operette, die besonderes Glück gemacht hat, ist die des jungen Halevy, eines Tonkünstlers israelitischer Abkunft, dessen Ruf bedeutend zunimmt und von dem man noch Größeres erwartet. Die Operette heißt: le Dilettante d'Avignon, und dreht sich um ein eben nicht neues Thema herum, nämlich um die leidenschaftliche Zuneigung eines Musikfreundes zur italienischen Oper; solch ein Musiknarr ist eben nicht schwer komisch zu behandeln; allein nicht jedem Tonkünstler gelingt es, eine lebhafte, geistreiche Musik dazu zu sezen; die des jungen Halevy hat mehrere merkwürdige Singstücke, und wird sich wahrscheinlich ziemlich lange Zeit auf der Bühne erhalten. Nicht so verhält es sich mit einer Operette des Hrn. Ebelard: la Table et le Logement, dessen Text so wenig als die Musik gebilligt worden ist, obschon man aus lezterer doch sieht, daß sie ein tiefsinniger Tonsezer verfertigt hat. Dieß ist aber nicht genug; man muß allgemein gefallen. Einige Theaterkritiker sind so hart, daß sie Hrn. Ebelard gänzlich die Anlage zum komischen Tonsezen absprechen; es kann seyn, daß dieser Künstler mehr Neigung zum Ernsthaften, als zum Komischen hat; indessen soll in Italien seine Operette: „Ein Haus zu verkaufen," doch Beifall gefunden haben. Hier hat er vor einigen Jahren seine musikalische Laufbahn mit einer großen tragischen Oper: „Macbeth," begonnen; aber auch diese hat sich nicht lange auf der Bühne gehalten, sondern ist nach einigen Darstellungen von derselben wieder verschwunden. Seitdem ist Ebelard nach Deutschland gegangen, wo sein musikalisches Talent besser als in Paris anerkannt worden seyn soll. Sein zweiter Versuch, sich den Parisern beliebt zu machen, ist ihm noch weniger gelungen, als der erste, obwohl die Aufgabe dießmal viel leichter schien; denn zu einer Operette in einem Aufzuge gehört doch wohl weniger Kunst, als zu einer tragischen großen Oper. Da nun die theatralische Laufbahn dem übrigens sehr verdienstlichen Tonkünstler wenig zuzusagen scheint, so ist er auf den Einfall gerathen, ein musikalisches Athenäum zu bilden, das heißt eine Anstalt zur Uebung angehender Tonkünstler. Es sollen den Winter hindurch mehrere Konzerte gegeben werden, wodurch diese jungen Künstler Gelegenheit bekommen, sowohl ihr Kompositionstalent, als ihre Fertigkeit im Ausüben zu zeigen. Der Präfekt des Seinedepartements hat ihnen zu diesen öffentlichen Uebungen einen Saal im Hôtel de ville geliehen, und hier haben sie bereits zwei Konzerte gegeben; diese hatten eben nichts Auffallendes, wenigstens für die Pariser, welche gewohnt sind, alle großen Talente Europa's nach und nach vor ihrem Parterre erscheinen zu sehen. Indessen läßt sich aus solchen ersten Versuchen nicht auf die Zukunft schließen, und es wäre möglich, daß in der Folge etwas Bedeutendes aus der Anstalt würde.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 8:

Pantoffel.

Räthsel.

Wer sind die Diener Eines Herrn,
Die Brüder, die von nah und fern
Dem Souverän von allen Dingen
Genau und schleunig Kunde bringen?
Fast jeder hat sein eigen Haus,
Wacht, schläft darin, geht nie heraus.
Der sizt im Labyrinth von engen,
In harten Fels gebau'nen Gängen;
Der zweite hat ein Zelt von Haut,
Mit lichter Kuppel überbaut.
Ein dritter haust in Bergesspalten,
Wo öfters böse Schwaden walten,
Ein andrer hinter'm Felsensaum
In einer Höhle weitem Raum.
Nur Einer, frei und ungebunden,
Wird stets an jedem Ort gefunden,
Schließt sich in keine Zelle ein.
Wer mögen wohl die Brüder seyn?

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 15.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. Januar 1830.

Desdemona. Sprichst Du vom Tödten?
Othello. Ja.
Desdemona. Dann, guter Himmel,
Erbarm' dich mein!

Shakespeare.

Drei Gedichte von Victor Hugo,

aus dem Französischen übersezt

von

Ludwig Robert.

2.

Le Voile.

La soeur.

— Qu'avez vous, qu'avez vous, mes frères?
Vous baissez des fronts soucieux.
Comme des lampes funéraires
Vos régards brillent dans vos yeux.
Vos ceintures sont déchirées;
Déjà trois fois hors de l'étui,
Sous vos doigts, à demi tirées
Les lames de vos poignards ont lui.

Le frère aîné.

N'avez vous pas levé votre voile aujourd'hui?

La soeur.

Je revenais du bain, mes frères,
Seigneurs, du bain je revenais,
Cachée aux regards téméraires
Des Giaours et des Albanais.
En passant près de la mosquée
Dans mon palanquin recouvert,
L'air de midi m'a suffoquée;
Mon voile un instant s'est ouvert.

2.

Der Schleyer.

Die Schwester.

Was ist Euch, was ist Euch, Brüder? In Schmerzen,
In Sorgen senket die Häupter Ihr.
Die Blicke sie leuchten wie Grabeskerzen
Aus Euren finstern Augen mir.
Zerrissen sind Euch die Gürtel am Kleide,
Und Eurer Dolche blizendes Licht,
Schon drei Mal halb entrückt der Scheide,
Kam drei Mal schon mir zu Gesicht.

Der älteste Bruder.

Zogst Du den Schleyer heut von Deinem Antliz nicht?

Die Schwester.

Vom Bad, Ihr Brüder, kam ich zurücke;
Ihr Herrn, zurück vom Bad ich kam,
Vor jedes Gauers frechem Blicke
Tief eingehüllt in Zucht und Schaam.
Nah der Moskee vorbeigetragen,
Ward in dem off'nen Palankin
Mein Schleyer nur wenig zurückgeschlagen,
Weil gar zu drückend die Sonne schien.

Le second frère.

Un homme alors passait, un homme en caftan verd?

La soeur.

Oui ... peut-être ... mais son audace
N'a point vu mes traits devoilés ... —
Mais vous vous parlez à voix basse,
A voix basse vous vous parlez.
Vous faut-il du sang? sur votre ame,
Mes frères, il n'a pu me voir,
Grace! tuerez-vous une femme,
Faible et nue en votre pouvoir?

Le troisième frère.

Le soleil était rouge à son coucher ce soir.

La soeur.

Grace! qu'ai-je fait? grace! grace!
Dieu! quatre poignards dans mon flanc!
Ah! par vos genoux que j'embrasse ...
O mon voile, ô mon voile blanc!
Ne fuyez pas mes mains qui seignent,
Mes frères, soutenez mes pas!
Car sur mes regards qui s'éteignent,
S'étend un voile de trépas.

Le quatrième frère.

C'en est un que du moins tu ne leveras pas!

Der zweite Bruder.

Ein Mann ging da vorbei? Ein Mann? der Kaftan grün?

Die Schwester.

Ja ... es kann seyn ..., doch unmöglicherweise,
Daß mich entschleyert der Dreiste sah ... —
Weh, aber was flüstert so heimlich, so leise,
So leise, so heimlich was flüstert ihr da? —
Muß Blut Euch werden? In diesen Nöthen
Schwör' ich zu Gott, nicht konnt' er mich seh'n!
Habt Gnade! Ihr wollt doch ein Weib nicht tödten,
Zu schwach, um Euch zu wiedersteh'n?

Der dritte Bruder.

Roth war die Sonne heut bei ihrem Untergeh'n.

Die Schwester.

Erbarmen! Was that ich? Erbarmen! Erbarmen!
Vier Dolche ... Gott! ... In die Brust hinein!
Laßt Eure Kniee mich umarmen ....
O mein Schleyer! mein Schleyer! so weiß, so rein!
Vor meinen blutenden Händen nicht fliehet!
Ich sinke ... helft! ... O grauses Geschick!
Weh mir! Des Todes Schleyer ziehet
Sich dunkel schon vor meinen Blick! —

Der vierte Bruder.

Nun diesen wenigstens schlägst Du nicht mehr zurück! —

3.

Extase.

J'étais seul près des flots, par une nuit d'étoiles.
Pas un nuage aux cieux, sur les mers pas de voiles.
Mes yeux plongeaient plus loin que le monde réel,
Et les bois et les monts et toute la nature
Semblaient interroger dans un confus murmure
Les flots des mers, les feux du ciel.

Et les étoiles d'or, legions infinies,
A voix basse, à voix haute, avec milles harmonies,
Disaient, en inclinant leurs couronnes de feu;
Et les flots bleus que rien ne gouverne et n'arrête,
Disaient en recourbant l'écume de leur crête:
— C'est le seigneur, le seigneur Dieu!

3.

Verzückung.

Ich blieb allein am Strand; die Nacht war sternenhelle;
Am Himmel kein Gewölk, kein Segel auf der Welle;
In's Daseyn schaut' ich weit, und über Welten fort.
Da schien vom Wald, vom Fels rings aus dem All der Dinge,
Als ob im Flüsterchor ein Fragen wirr erginge
Zur Meerfluth hier, zum Sternlicht dort.

Und die endlose Schaar der goldnen Sterne droben,
Die Stimmen leis' und laut in Harmonie verwoben,
Sie sprachen, neigend tief der Kronen Strahlenschein,
Und die bläuliche Fluth, unlenkbar, nicht zu hemmen,
Sie sprach, und bog den Schaum auf ihren Wogenkämmen:
— Gott ist es, Gott der Herr allein!

Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschaft zerstreute sich. Therese ging mit Claren in's Freie. Sie vermied den Weg, der nach dem Parke führte, um nicht etwa der unangenehmen Begegnung Lingens ausgesezt zu seyn. Die beiden Mädchen gingen den breiten Fahrweg längs dem Bowlinggreen hinab, der in das nahe Dorf, aber auch durch einige Seitenpfade nach dem Landhause zurückführte. Clara war ungewöhnlich still gewesen bei Tische. „Du bist ein rechtes Glückskind, Therese!" sagte sie jezt zu der Freundin mit einem tiefen Seufzer, der aus ihrem fast immer heiter lächelnden Munde seltsam klang. „Dein Herzensverhältniß mit Severin hat sich ganz natürlich und von selbst eingerichtet, während zwischen mir und Thomas nichts zu Stande kommen will. Er hat keine Augen für mich, und Ohren nur, wann ich Harfe spiele. Aber daß ich nur spiele, um ihm zu gefallen, daß ich die schwierigen Sachen von Spohr nur deßhalb Tag und Nacht eingeübt habe, um sie mit ihm vortragen zu können, um so, wenigstens eine nur zu kurze Zeit lang, einen gemeinsamen Haltpunkt — soll ich Dir es sagen? — einen künstlerischen Brautstand mit ihm zu haben, das ahnt er nicht." Clarens Stimme verrieth, daß ihr das Weinen sehr nahe sey. Therese ergriff ihre Hand und sprach tröstend: „Es wird wohl noch anders, Liebe! Du änderst Dich oder er. Gewöhne Dich lieber jezt schon, ihn mit vorurtheilsfreierem Blicke zu betrachten. Wer weiß, ob Du glücklich mit ihm würdest. Thomas ist ein finsterer, eigensinniger und mürrischer Mensch. Wie würde die Heiterkeit, die Dir doch einmal angeboren ist, sich in seinen düstern Ernst fügen?" — „Er ist gerade, wie ich ihn wünsche," versezte bestimmt und gereizt die Freundin. „Er wirft sich nicht weg, weil er seinen Werth kennt, er beharrt auf seinen Grundsätzen, weil er sie richtig findet, und das alles steht ihm so gut, daß es eben das ist, was ich an ihm liebe. Der Künstler darf keine Wetterfahne seyn, die sich nach jedem Winde dreht, sagt er, und ich bin ganz derselben Meinung." — Therese sah ein, daß es vergebens seyn würde, Clarens, ihr hoffnungslos scheinende, Neigung zu mindern. Diese war schon zur Leidenschaft geworden. Sie sah Alles an dem geliebten Gegenstande in einem günstigen Lichte. Sie unterwarf sich seinen Schwächen, indem sie sich nach diesen bildete. Aus der weitern Unterredung mit Claren erkannte Therese, daß die Hoffnung, den Geliebten zu gewinnen, keineswegs so erloschen sey, wie die erste Anrede vermuthen ließ. Bald kehrte des Mädchens natürliche Lebhaftigkeit zurück. Sie sprach mit Hoffnung von der Zukunft, sie rechnete in kindlichem Vertrauen darauf, daß, wenn sie einmal mit Madame Spohr Harfe gespielt, wenn diese und ihr Gatte, Meister Ludwig, den Thomas so hoch verehrte, ein günstiges Urtheil über sie gefällt hätten, der kaltherzige Freund sich dann gänzlich verändern und ihre Neigung erwiedern würde. „Wer nur erst in Cassel wäre!" schloß sie die trauliche Unterredung. „Ein Stündchen dort kann mein Glück machen, während alle Grafen und alle Herrlichkeiten in ihren Schlössern mir nicht helfen können." Diese Hoffnung auf den Aufenthalt in Cassel hatte so fest und innig Wurzel in Clarens Herz geschlagen, daß Therese, die ihr wehe zu thun fürchtete, nichts sagte, was ihren Wünschen entgegen gewesen wäre.

Als sie von dem Dorfe nach dem Landhause zurückkehrten, waren sie nicht wenig befremdet, den Grafen in einem Reisewagen rasch vorüberfahren zu sehen. Er bemerkte sie und grüßte flüchtig. Severin mit den Uebrigen kam ihnen entgegen und löste das Räthsel. Auf einem andern Gute des Grafen, nur wenige Stunden von diesem Landsitze entfernt, hatte der Andrang der ungewöhnlich stark sich ergießenden Bergströme einen Damm durchbrochen, so daß durch die einstürzende Fluth große Verwüstung angerichtet worden war. Ein Eilbote hatte den Grafen in Kenntniß von dem Unglücke gesezt. Seine Gegenwart schien unumgänglich nothwendig. Beim Abschiede hatte er Severin gebeten, mit den Freunden seine Rückkehr zu erwarten, die, wie er hoffe, im Laufe des künftigen Morgens stattfinden würde. Dieses unvorhergesehene Ereigniß verbreitete einigen Mißmuth über die kleine Gesellschaft. Man achtete den Grafen zu sehr, um nicht seinem Wunsche nachzukommen, während man des unangenehmen Verhältnisses gedachte, in das man zu dem Baron, der nun als Herr vom Hause angesehen werden mußte und dem Niemand besonders geneigt war, versezt wurde. Bendixens Vorschlag, sich, wie er es schon gethan hatte, mit der Dienerschaft des Hauses gemein zu machen und einen fröhlichen Abend zu verleben, fand bei Niemand Eingang.

Während sie noch überlegten, ob es nicht am besten gethan sey, sich still in ihre Zimmer zurückzuziehen, erschien Lingen in der Hausthüre und gesellte sich sogleich mit feinem und höflichem Anstande zu dem vor dieser versammelten Kreise. Sein Benehmen war gegen Alle ungezwungen und zuvorkommend. Therese war im höchsten Grade erstaunt. Es war zum erstenmale, daß ihr eine so geübte, den Uebrigen gänzlich unwahrnehmbare Verstellungskunst entgegentrat. Er äußerte die Hoffnung, man werde, ob er sich gleich bei weitem zu schwach fühle, die Stelle seines künftigen Schwiegervaters würdig zu vertreten, wenigstens seinen guten Willen freundlich aufnehmen und anerkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aachen, December.

Das sittliche Leben einer Grenzstadt, besonders einer solchen, die, wie Aachen, in einem kurzen Zeitraum so heterogene Veränderungen in ihrer Verfassung erlitten hat, ist selten selbstständig und selbst gebildet, und mehr oder weniger dem Einfluß nachbarlicher Staaten unterworfen und von diesen bedingt. Es ist stets von Interesse, die Fortschritte höherer Bildung, sey es auch auf einem verhältnißmäßig beschränkten Raum, zu verfolgen und die Anstrengungen zu untersuchen, mit denen Fanatismus, jesuitische Herrschsucht und eingebürgerte Dummheit gegen die freisinnigen Bestrebungen einer aufgeklärten Regierung, so wie überhaupt gegen die Anforderung der neuern zeitgemäßen Kultur noch immer ankämpfen. Das Absolute hat die zähen Wurzeln in tausend Spalten eingezwängt, daß es leider schwer wird, das Volk (was grau vor Alter ist, erscheint ihm göttlich) davon loszureißen. Da die trüben, weiten Kreise, die in das hiesige wirkliche Leben hinüber spielen, aber nur Fortsetzungen der konzentrirten Windungen eines fremden, namentlich des belgischen Unwesens sind, so dürften einige Erwähnungen und erklärende Hinweisungen auf jenes Königreich zuweilen nicht ohne Werth seyn. Was bei uns, in dem monarchischen Staate, nur im Geheimen den Obern unter der Hand durchschlüpft, tritt in einem konstitutionellen natürlich offener auf, im Verhältniß von Licht zu Schatten, wenn anders lichttödtendes Treiben diesen Vergleich verträgt.

Allgemeine Duldung war das Schild der Jesuiten, und dennoch es vorziehend, im Dunkeln zu graben, statt öffentlich zu lehren, erhoben sie und ihre Partbei einen allgemeinen Schrei gegen die Gewissensfreiheit, welche der Londoner Vertrag aussprach. Das Recht der Presse und des Kultus wurde mit Angriffen überschüttet und das ausschließliche Monopol des Unterrichts begehrt. Die Folge war die denkwürdige Petition der Vikare von Gent vom 8. Oktober 1814 an den Wiener Kongreß, welche die Wiederherstellung der alten ehrwürdigen Konstitution, oder wenigstens unmaßgeblich die der religiösen Verfassung mit allen Rechten und Vorrechten verlangte. Die Geistlichkeit sollte unabhängig von der weltlichen Macht, der Zehnte wieder eingeführt, dem Prinzen von Oranien zwar die Ausübung seines Kultus gestattet, allen übrigen Unterthanen aber die Errichtung eines nicht-katholischen Tempels untersagt werden. Zerriß auch dieses Mönchsgespinnst, so fehlte doch viel, daß der Geist unterdrückt war, und dieselben dumpfen Theorien krochen über das ganze Land und faßten auf Kanzeln und in Schulen immer festeren Fuß, namentlich aber in leztern; als daher die Regierung die von dem Grundgesetze ihr zuerkannte Sorge für den öffentlichen Unterricht ernstlich übernehmen wollte, gerieth die gesammte orthodoxe Ultrapartbei in Harnisch und versuchte die besten Maßregeln des Königs, der durch die Einrichtung der Athenäen, Kollegien und gemeinnützigen Vereine für den niedern Volksunterricht in Belgien das zu schaffen suchte, was in Holland längst bestand, durch Ermahnung in Beichtstühlen, Verweigerung des Abendmahls u. s. w. zu untergraben. Petitionen folgten auf Petitionen, Partheien bildeten sich und stellten sich offen einander gegenüber, Journale (der Courrier de la Meuse, als der Tummelplatz des Jesuitismus, opponirte dem verständigen Courrier Universel, dem Organe des Ministeriums) befehdeten sich, und eben die, welche früher das Monopol des Unterrichts für sich in Anspruch nahmen, verlangten jezt, da es ihnen nicht ungetheilt ward, die unbedingte Freiheit desselben. Ref. weist den, welcher Lust haben sollte, sich mit diesen traurigen Irrungen näher bekannt zu machen, auf ein Buch: „Die Freiheit des Unterrichtes, mit besonderer Rücksicht auf das Königreich der Niederlande und die gegenwärtige Opposition in demselben, von einem wahrheitsliebenden Schweizer. Bonn, bei Weber," als dessen Verfasser sich erst vor einigen Tagen der Professor und Staatsbibliothekar Münch angegeben hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, 1. Januar.

(Fortsetzung.)

Viel darf sich Chelard in Hinsicht des Erfolges seiner musikalischen Anstalt nicht versprechen; denn eine solche freie, von Niemand unterstüzte Anstalt wird schwerlich gegen das von der Regierung ziemlich reichlich besoldete Musikkonservatorium und gegen die von Choron gegründete Singschule, die sich auch einiger Unterstützung von Seiten der Regierung erfreut, aufkommen können. Nun hat Chelards Anstalt freilich den besondern Zweck, den jungen Tonsetzern Gelegenheit zu verschaffen, ihre Geistesprodukte hören zu lassen und zur Kenntniß des Publikums zu bringen. Allein dazu bieten auch die Konzerte und die sogenannten Soirées musicales ziemlich häufig Gelegenheit. Jedoch die Absicht des Hrn. Chelard ist löblich, und da für die komische Oper nur ein einziges Theater in Paris vorhanden ist, welches eifersüchtig auf sein Vorrecht wacht und den jungen Tonkünstlern zu wenig Gelegenheit gibt, sich bekannt zu machen, so wäre es allerdings zu wünschen, daß eine Anstalt emporkommen könnte, die den angehenden Tonsetzern ein Mittel an die Hand gäbe, sich als tüchtige Komponisten zu zeigen. Indessen ist es mit dem musikalischen Geschmacke der Pariser etwas Sonderbares; lange Opern, besonders ernsthafte, können nur mit vieler Mühe, sich auf dem Theater erhalten. Rossini's Moses, so viele Schönheiten er auch enthält, hat abgekürzt werden müssen, damit noch Zeit zu einem Ballette übrig bleibe, und von dem Wilhelm Tell desselben Meisters urtheilen die Nichtkenner ironisch, daß man, um dieses Stück recht zu würdigen, dasselbe nur das drittemal anhören müsse, womit sie auf die in mehreren Journalen gegebene Ermahnung anspielen, man müsse dem Stücke mehrmals beiwohnen, um es recht zu verstehen. Wie Mozarts Don Juan aufgenommen worden ist, als er zur Benefizvorstellung der Dlle. Sontag gegeben wurde, habe ich in einem frühern Schreiben erwähnt. Seitdem hat man dieses Meisterstück zum zweitenmale gegeben, aber mit besserem Erfolge; vermuthlich waren mehr Kenner und weniger großer Haufen im Saale. Dießmal erregten sogar einige Singstücke wahren Enthusiasmus, und Dlle. Sontag erhielt einen vollständigen Triumph. Es ist sonderbar, daß diese junge Virtuosin, die in italienischen Opern weit mehr Sängerin als Schauspielerin ist und wenig Gefühl verräth, in der Mozartschen Oper ganz anders erschien und hier wenig oder gar nichts zu wünschen übrig ließ, wogegen Mad. Malibran, die in Opern von italienischen Meistern nicht allein schön zu singen, sondern auch gut zu spielen pflegt, in Don Juan weit hinter ihrer Nebenbuhlerin stand. Dieß läßt sich jedoch daraus erklären, daß Dlle. Sontag von Kindheit an Mozarts Meisterstück kennt und damit aufgewachsen ist. Die deutsche Musik und das deutsche Theater muß ihr mehr zusagen, als das italienische, wiewohl sie manche italienischen Rollen gewiß besser durchführt, als diese oder jene Italienerin.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 16.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 19. Januar 1830.

> Fruchtlos spaltete Land von Land
> Ein versorgender Gott durch des Oceanus
> Scheidung, wenn den verbotnen Sprung
> Doch der frevele Floß über die Sunde wagt.
>
> Horaz.

Dampfprojekte.

Der Dampfschiffahrt verdanken seit geraumer Zeit viele Menschen ihr Brod; aber unmittelbar werden ihr erst jezt die armen Engländer ihr Brod zu danken haben. Dafür sorgt eine Bäckerkompagnie an der holländischen Küste; aus dem Ofen wird das Brod ins Schiff gebracht und vier- und zwanzig Stunden später an der Themse verzehrt, wenn es Käufer findet. Käufer aber können nicht fehlen, da es wohlfeiler ist als in England; die Kompagnie hat sogar an jedem Brod einen Nettogewinnst von zwei Pence, doch konnte ich nicht ausmitteln, wie viel Pfund ein solches Brod wiegt. Es läßt sich zwar annehmen, daß beim ersten Erscheinen eines fremden Brodschiffs die Londoner Bäckerzunft (wie man sich ausdrücken würde, wo es Zünfte gibt) sich zusammenrotten und daß mancher holländische Laib dabei Schaden nehmen wird, aber die Majorität der Hauptstadt, das heißt die Armen, erklärt sich offenbar für die Brode, welche ein Paar Pence weniger kosten. Bis jezt hatte die brittische Marine Zwieback von Hamburg bezogen; in einigen Wochen ißt John Bull frische holländische Semmeln, denn die Bäckerkompagnie wird wohl, ohne meinen Artikel zu lesen, auf den Gedanken kommen, daß sie eben so gut, oder gar besser, auf dem Dampfschiffe backen kann als auf dem Festland.

Ferner kann man vielleicht in Kurzem auf dem Festland fast eben so schnell fortkommen als zu Wasser; Dampfpropheten haben berechnet, es sey möglich, vierzig Stunden Wegs in der Stunde auf trocknem Boden zu machen. Sollte also auch Paris nicht eher einen Seehafen bekommen als Böhmen — bekanntlich hat ein Kommentator Shakespeards in achtzehn Seiten bewiesen, daß letzteres möglich sey — so braucht man doch bei folgender Bemerkung einer englischen Zeitung nicht die Achseln zu zucken. Die Times halten es für möglich, daß nächstens ein Epikuräer sein Mittagessen in Paris bereiten lassen und es in London verzehren könne, zumal wenn er, wie der selige Lord Ellenborough, das Essen lieber ein wenig kalt hat als heiß. Der Austausch von Leckerbissen, welcher durch solche Kommunikation herbeigeführt wird, mag vielen Leuten noch angenehmer seyn als der Ideenaustausch, welchen der schnelle Verkehr befördert, und wer sieht nicht den glücklichen Zeitpunkt voraus, wo Europa ein großes Sparta bilden wird, mit gemeinschaftlicher Küche?

Legen wir in Deutschland Eisenbahnen an, bauen wir noch mehr Dampfschiffe und heben Mauth und Zölle auf, wie man versprochen hat, so wird unter andern z. B. der Vortheil daraus erwachsen, daß man in München frische Austern, in Hamburg Wiener, in Wien Hamburger Backwerk zu billigem Preise kaufen kann. Aber dieß ist nicht Alles; weit über Europa hinaus erstrecken sich die Aussichten der Dampfunternehmer, und kaum haben die Amerikaner einige Schiffe um das Vorgebirge der guten Hoffnung gesandt, so sind sie schon auf folgenden Gedanken gekommen. Sie wollen von Amerika aus, über Europa durch das mittelländische und das rothe Meer Schiffe nach

Ostindien schicken. Der Plan eines Verkehrs über Suez ist uralt und blutjung. Die Räder des Dampfschiffes rollen durch das atlantische Meer in nicht ganz vierzehn Tagen nach Schottland, von Edinburgh bis Bombay sollen sie in zwanzig Tagen rollen; dazu braucht man natürlich zwei Schiffe, bis der Kanal vom Nil in den arabischen Busen vollendet ist; unterdessen macht man den Weg durch die Wüste zu Land. Die Unternehmer haben freilich in ihren sanguinischen Hoffnungen bedeutende Klippen übersehen, die sich ihrer Fahrt entgegensetzen können, ich meyne die Klippen und Sandbänke des arabischen Busens, an welchen die Schiffsräder leicht zerbrechen könnten. Jene Klippen sind noch wenig bekannt, aber sie sind vorhanden und scheinen eine der Ursachen zu seyn, weßwegen die Kommunikation mit Indien über Egypten nie recht gedeihen wollte. Bis zur Breite von Mecca gelangen die Fahrzeuge, durch Monsoons oder Dampf befördert, wie mit geschmierten Rädern, aber nördlich davon beginnt die Gefahr, und es ist doch nicht rathsam, daß die Karavane einen sehr weiten Weg zu Lande durch das Gebiet der Wechabiten zurücklege. Diese würden mehr Zoll verlangen, als die Fahrt um Afrika kostet. Ueberdieß ist es nicht wahrscheinlich, daß bei allen politischen Konjunkturen der zweitägige Landweg durch die Wüste von Suez offen bleibt. Peter der Große ließ bekanntlich seine Flotte trocknen Kieles über eine Landzunge bringen, und nun bitte ich die Mechaniker, vorläufig darauf zu sinnen, daß sich dasselbe Kunststück auf die nach Indien bestimmten Dampfschiffe ausdehnen lasse. Endlich beschwöre ich die Regierungen, vor allem einen Theil der überflüssigen Aerzte nach Indien fahren zu lassen, um sich mit eignem Leibe zu überzeugen, ob die dort herrschenden Krankheiten ansteckend sind oder nicht. Nehmen sie es in Gefahr mit der Pest auf, so müßte eine neue Quarantäne angelegt werden, wodurch die erwähnte Dauer der Fahrt, um zwanzig Tage, sehr verlängert würde. Ist aber einmal dieser Skrupel sammt den Klippen des rothen Meeres beseitigt, so erhalten wir die indianischen Vogelnester frischer als bisher und setzen uns in lebhaften Briefwechsel mit den Sanskritgelehrten; die Kashmirshawls werden wohlfeiler und die brittische Regierung erhält schneller Nachrichten über die Unruhen des Kompagniheeres; aber zu gleicher Zeit erhält der Weltverkehr eine andere Richtung, und die Länder um das Mittelmeer können, wie im Alterthum, wieder die Stelle einnehmen, welche Großbritannien so lange besezt gehalten hat. Kommen jedoch die erwähnten amerikanischen Dampfschiffe für jezt auch nicht zu Stande, so wird doch die Kommunikation zu Wasser gegenwärtig mit dem regsten Eifer betrieben. Ein Mann aus Boston, der nach einer Abwesenheit von hundert Tagen heimkehrte, war mittlerweile zwei Mal über das atlantische Meer gefahren, hatte sich sechszehn Tage in England aufgehalten, war von da über Hâvre nach Paris gereist, wo er mehrere Tage verweilte, hatte Brüssel, Antwerpen, Utrecht, Amsterdam besucht, und den großen Kanal von leztgenannter Stadt nach Harlem genau besichtigt.

Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

Der Abend ging leidlicher hin, als man erwartet hatte. Lingen schien es darauf angelegt zu haben, den üblen Eindruck, den sein bisheriges Benehmen hervorgebracht haben mochte, durch eine nach allen Seiten zuvorkommende Liebenswürdigkeit wieder zu vertilgen. Er zeigte den Frauenzimmern Achtung, den Männern Freundlichkeit. Alle, am meisten aber Bendix, der die trefflichen Weine, welche vorgesezt wurden, zu würdigen verstand, fühlten sich mit ihm gewissermaßen ausgesöhnt. Nur Thomas konnte seinen Argwohn, daß dieses ganze Wesen eine Larve sey, hinter der sich Selbstsucht und Bosheit verbergen, nicht unterdrücken. Er blieb wortkarg, er trank wenig und suchte eine baldige Trennung der Gesellschaft zu veranlassen.

Mit der Morgensonne des nächsten Tages verbreitete sich ein Geist der Heiterkeit über alle Mitglieder des künstlerischen Vereins. Jeder sah der baldigen Ankunft des Grafen froh entgegen, dessen Abwesenheit drückend, wie die Schwüle einer Wetterwolke, auf dem ländlichen Aufenthalte lag. Therese konnte sich ihren gewohnten Morgenspaziergang nicht versagen. Clara entschuldigte sich auch dieses Mal; jene mußte allein gehen. Das am gestrigen Morgen erlebte unangenehme Ereigniß schwebte ihr lebhaft vor der Seele. Sie vermied die schattigen Gänge des Parks, sie schlug denselben Weg ein, den sie Nachmittags vorher mit ihrer Freundin genommen hatte; aber der schöne Morgen lockte sie weiter, sie ging durch's Dorf, sie erfreute sich der regen Thätigkeit, die hier allenthalben vorherrschte. Ihr war, ohne daß sie es bemerkte, der Jäger des Barons, in einen grauen Oberrock gekleidet, gefolgt. Als er sie ins Dorf treten sah, schlüpfte er rasch hinter die Hecken der Gärten, die, nach dem offenen Felde hin, die ländlichen Wohnungen begrenzten. Therese ging ahnungslos weiter. Sie sah das lezte Haus des Dorfes, von den übrigen durch einen ziemlichen Raum getrennt, vor sich liegen. Es war fast ganz mit Weinreben bedeckt, neu und reinlich, und gewährte so einen höchst freundlichen Anblick. Als sie vor dem Häuschen stand, bemerkte sie ein wunderschönes, blond gelocktes Kind in einem Fenster des Erdgeschosses. Es mochte etwa drei Jahre alt seyn und rief und lachte so reizend nach Theresen hin, daß diese sich nicht versagen konnte, an das Fenster zu treten und mit dem anmuthigen Wesen zu

tändeln. Therese schien dem Kinde ungemein zu gefallen. In seiner artigen Plauderhaftigkeit bat es immer, die schöne Madame möchte doch zu ihm herein kommen und mit ihm spielen. Liebende Mädchen sind besonders weich und empfänglich für die Liebkosungen schöner Kinder. So ging es auch Theresen. Sie hätte der kleinen Schmeichlerin gern ihren Wunsch für ein Viertelstündchen gewährt, allein sie nahm doch Anstand, blos auf die Aufforderung eines Kindes in ein ihr gänzlich fremdes Haus zu treten. Da öffnete sich die Zimmerthüre, und eine junge Frau, mehr städtisch als ländlich gekleidet, trat herein. Sie hörte lächelnd die nun lauter geäußerten Bitten des Kindes, das sie Mutter nannte, und fügte diesen sehr freundlich auch ihre Einladung hinzu. Therese gab nach und trat in das Haus. Schon im Flure kam ihr die Frau mit dem Kinde auf dem Arme, das die Händchen nach ihr ausstreckte, entgegen. Die Frau bat Theresen, ihr in ein besseres Zimmer des obern Stocks zu folgen, wo sie einen anständigern Aufenthalt finden werde, als unten. Des Mädchens Einwendung, daß sie nur einige Minuten mit dem Kinde vertändeln wolle, schien sie zu überhören. Sie sprang rasch voran, die Treppe hinauf. Dem Kinde zu gefallen, folgte Therese. Die Frau öffnete eine Zimmerthüre und bat sie, voranzutreten. Therese that es arglos. Wie sehr aber fühlte sie sich betroffen, als sie sich plötzlich in einem kleinen Gemach sah, das völlig leer war. Ehe sie sich umwenden und eine Frage an ihre Führerin richten konnte, hörte sie die Thüre hinter sich zuschlagen, von Außen einen Riegel vorschieben und die Frau mit dem weinenden Kinde die Treppe hinabeilen. „Das ist ein Werk des Barons!“ war ihr erster Gedanke, als sie sich in dieser listig gestellten Falle gefangen sah. Sie rüttelte an der Thüre, diese wich nicht, sie rief laut nach der Frau, nach dem Kinde, alles blieb still und schweigend. Ein anderes Mädchen, als Therese, würde von tödtlicher Angst ergriffen worden seyn; sie blieb gefaßt und besonnen. Vor dem einzigen Fenster des Gemaches war ein Vorhang niedergelassen. Therese zog ihn auf und sah nun in einen weiten, umzäumten Gartenraum, hinter diesem in das freie Feld und auf die fernen Berge. Kein Mensch war zu erblicken. Der Garten hatte einen so ansehnlichen Umfang, daß sie nicht hoffen durfte, ihre Stimme werde, wenn sie auch nach Hülfe rufen wolle, über diesen hinaus vernommen werden. Sie öffnete das Fenster und blickte hinab. Der Raum bis zum Boden war beträchtlich. An ein Entkommen auf diesem Wege war nicht zu denken. Nachsinnend ging sie im Zimmer auf und nieder. Welche Besorgniß, welche Unruhe mußte nicht ihren Vater, die Freundin und die Gefährten befallen, wenn sie über die gewohnte Zeit ausblieb. Dieser Gedanke peinigte sie mehr, als der an ihre eigene Lage. Eine halbe Stunde schlich vorüber, ohne daß sich ihr ein Ausweg, ein Rettungsmittel gezeigt hätte. Sie hoffte, die Frau werde wiederkehren. Sie wollte sie zur Rede stellen, selbst Bitten und Versprechungen nicht sparen, um ihre Freiheit zu erlangen. Aber kein Geräusch verrieth die Annäherung eines menschlichen Wesens.

Therese trat wieder zum Fenster. Sie pflegte auf ihren Spaziergängen ein Taschenperspektiv mit sich zu führen, das ihr Severin während der Reise zum Geschenk gemacht hatte. Dieses nahm sie zur Hand und schaute in die Ferne, auf das Feld, das hinter dem Garten herlief. Sie erblickte zwei Gestalten, die eben von einer Anhöhe herab einen quer durch das Feld laufenden Fußpfad daherschritten. Ihre Kleidung war nicht die gewöhnlicher Landleute. Jezt wandten sie sich um die Ecke eines Feldstückes; Therese sah ihnen gerade ins Antlitz; sie erkannte Severin und Thomas. Beide schienen in friedlichem Gespräche mit einander und eine Ahnung von der Bedrängniß ihrer Freundin lag ihnen gewiß fern. Im ersten Augenblicke froher Ueberraschung rief Therese laut ihren Namen. Sie wurde nicht gehört; die Männer fuhren ruhig in ihrer Unterhaltung fort. Bald wehete ihr weißes Schnupftuch als eine Nothflagge in der Luft. Thomas und Severin schritten gerade auf den Garten und auf das Haus zu; es war nicht unwahrscheinlich, daß sie das Signal bemerken und seiner nähern Bedeutung nachspüren würden. Lange blieb Therese in quälender Ungewißheit. Schon waren die Männer bis an den Zaun des Gartens gelangt, schon waren sie im Begriff, einen Seitenweg zu nehmen, der sie abwärts führen mußte, als Severin plötzlich stillstand, seinen Begleiter zurückhielt und mit der Hand nach dem winkenden Tuche deutete. Therese sah es durch ihr Glas. Ihr Herz klopfte stürmisch. Wie leicht konnte diese Hoffnung noch vernichtet werden, wie leicht konnten die Freunde, ohne die Erscheinung weiter zu beachten, vorübergehen! Sie rief noch einmal mit aller Anstrengung den Namen Severins. Sey es, daß der Klang ihn wirklich erreichte, sey es, daß auch nur ein leiser Laut das liebende Herz mit Ahnung erfüllte, er nahm nun auch rasch sein Taschenperspektiv hervor und erkannte Theresen. Das sagten ihr seine lebhaften Bewegungen, dessen versicherte sie der nächste Augenblick, in welchem beide Freunde eilig die Hecke überstiegen und durch den Garten heranflogen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 1. Januar.

(Beschluß.)

Dlle. Heinefetter sang bei der zweiten Vorstellung des Don Juan wieder sehr gut und unterstüzte ihre Landsmännin recht brav; bisher ist dieß aber auch das einzige Stück, worin sie sich wahrhaft ausgezeichnet hat, und es steht zu befürchten, daß sie nie großen Ruf in Paris erhalten wird, wenn sie nicht fleißig arbeitet, um sich bis zur Vollendung auszubil-

den. An guten Sängerinnen ist in Paris eben kein Mangel; um Aufsehen zu erregen und eine Prima Donna zu werden, muß man mehr als gut singen, muß das Höchste in der Singkunst zu erreichen suchen. — Bei dieser Vorstellung klagten die Zeitungen wieder über die Zerrüttung des Orchesters der italienischen Oper, das vor einigen Jahren das beste in Paris war, jezt aber sehr mittelmäßig wird. Die Ursache davon ist nicht schwer zu errathen. Das italienische Theater ist eine theure Anstalt, die nur mit schweren Kosten unterhalten werden kann. Da im Sommer die reichen Familien aufs Land gehen, so hat sich der Unternehmer vor zwei Jahren genöthigt gesehen, die Darstellungen auf acht Monate im Jahr zu beschränken und folglich den Schauspielern sowohl, als den Tonkünstlern des Orchesters den Lohn zu verkürzen, ohne daß er zu gleicher Zeit den reichlichen Lohn der Prima Donna im Mindesten schmälern konnte. Dadurch sind ihm mehrere ausgezeichnete Tonkünstler abhanden gekommen, und diejenigen, die übrig geblieben sind, können nicht ihm allein ihre Zeit und ihren Fleiß widmen, sondern müssen sich noch nach andern Beschäftigungen umsehen. Diesen Winter kann sich der Direktor auch mit dem mittelmäßigen Orchester behelfen, denn er besizt zwei Prime Donne, welche das Publikum herbeiziehen, ohne noch diejenigen des zweiten Ranges zu rechnen, deren einige, z. B. die Pisaroni, aller Ehren werth sind; allein im Frühjahr werden ihm die beiden jungen Prime Donne, Sontag und Malibran, davonfliegen, und alsdann wird es Mühe kosten, das Publikum noch herbeizuziehen, zumal da Rossini nicht da ist, um etwas Neues zu schaffen; deßhalb soll er denn auch den guten Einfall gehabt haben, neue Opern setzen zu lassen, anstatt sich mit den aus Italien uns zugekommenen zu begnügen. Da wäre denn für die jungen Tonsetzer eine neue Laufbahn eröffnet, und hier könnten sich neue Talente entwickeln und sich einen Ruf verschaffen, besser, als in Ebelards Athénée musical. — Am Ende des Jahres pflegt irgend eines der kleinern Theater ein satirisches Stück aufzuführen, worin die Thorheiten und Modesachen des Jahres die Heerschau passiren müssen und in witzigen Liederchen durchgehechelt werden. Dieß geschah auch in dieser Woche. Man hat das Stück Revue de Paris genannt, als Anspielung, wie man behauptet, auf den Titel einer neuen Zeitschrift, die ziemlichen Beifall erhält, weil mehrere ausgezeichnete Schriftsteller darin Aufsätze einrücken; sogar Scribe, der sonst an keiner Zeitschrift Antheil nimmt, hat einige dramatisirte Sprüchwörter darin gegeben. Die Tagesbegebenheiten, welche in dem kleinen Stücke durchgehechelt werden, sind eben nicht bedeutend. Man sieht da den Inhaber einer Menagerie, Martin, welcher täglich dem Publikum seinen vertrauten Umgang mit Löwen und Hyänen zeigt, und von der guten Erziehung, die er den wilden Bestien gegeben, Proben ablegt; ferner den kurzbeinigen Zwergen Leach, welcher im Cirque olympique den verständigen Elephanten ersezt hat, den furchtbaren Springer und Stelzengänger Ravel und den unverbrennlichen Pompier von der Erfindung des Italieners Albini. Die freisinnigen Journale äußern, es seyen in diesem Jahre weit größere und lustigere Tagesbegebenheiten in Paris vorgefallen und es sey zu bedauern, daß die Verfasser sie nicht haben darstellen können; z. B. die drollichte Verordnung des kurz regierenden Ministers Labourdonnaye in Betreff der Hanswurstheater, welche der wachsame Staatsmann unter Aufsicht der Polizei gestellt und dadurch, wie die liberalen Blätter sagen, seine Ministerregierung verewigt hat; ferner den komischen Brevierprozeß, das heißt die Anmaßung des Erzbischofs von Paris, welcher behauptet, er habe das Vorrecht, Breviere und Meßbücher allein drucken zu lassen, welches Recht ihm aber von den Buchhändlern streitig gemacht wird, worauf es zu einem tüchtigen Prozesse gekommen ist, in welchem die Vertheidigungsrede des bischöflichen Anwalts sehr lustig anzuhören war, indem er ganz ernsthaft zu behaupten suchte, das Heil des Christenthums hänge von dem angemaßten Privilegium ab, und ohne dasselbe würde Frankreich Gefahr laufen, in lauter Ketzerei zu gerathen. Zu wie vielen andern satirischen Bemerkungen in einem Vaudeville würden alle die übertriebenen Ausfälle in den Reden der königlichen Anwälte vor den Gerichten, um die Verurtheilung der freisinnigen Tageblätter zu bewirken, Anlaß gegeben haben, wenn die Dichter sie hätten frei darstellen können? Indessen was in dem Vaudeville abgeht, haben die kleinern Journale ergänzt; das Publikum verliert also nichts dabei; auch ist jenes Vaudeville zu unbedeutend, als daß es sich lange auf der Bühne erhalten könnte. Einige witzige Couplets machen noch kein dramatisches Stück.

D g.

Aachen, December.

(Fortsetzung.)

Der verstorbene Graf Daru sagte: Jede Parthei, die sich auf die Menge stützen will und vernunftwidrig spricht, ist eine verlorne Parthei. Und doch ist eben dieß der Weg, den die Kongregation einschlägt. Es ist derselbe, der auch hier, wenn gleich durch die kräftige Hand der Regierung niedergehalten, momentan und stellenweise sichtbar wird. Trotz dem, daß sämmtliche Schulen unter dem unmittelbaren Einflusse einer königlichen Kommission stehen, sind doch Beispiele nicht selten, daß auch in diese sich der Geist einer falschen Frömmigkeit eingeschlichen hat, daß z. B. Kindern das Theaterbesuchen als eine der ärgsten Sünden geschildert wird. Was sollen Kinder von ihren Eltern halten, wenn sie diese in das Schauspielhaus gehen sehen? Etwas Aehnliches liegt mir in diesem Augenblicke vor, nämlich eine Korrespondenz aus Aachen, mitgetheilt in dem Religionsfreund des Dr. Benkert. Ich erlaube mir, statt aller Bemerkungen, einige Zeilen auszuheben, die auf den Geist des Verfassers schließen lassen: „Neulich wurden auch hier die Umtriebe einer gewissen Gesellschaft offenbar, welche nicht die Zustimmung der katholischen Geistlichkeit hat. Es wurden nämlich auf öffentlicher Straße Blätter und Büchelchen vertheilt, die nicht nach ächt katholischen Grundsätzen abgefaßt waren. Doch wurden diese antikatholischen Bemühungen durch die Wachsamkeit unserer würdigen katholischen Geistlichen in ihren schlimmen Folgen zurückgehalten. — Hier sah man wieder recht deutlich ein, daß in unserer Zeit ganz vorzüglich der evangelische Warnungsspruch: „wachet und betet,“ in Thätigkeit kommen muß. Denn die Tage des frommen Zeitalters sind ganz und gar verschwunden und unsere Tage huldigen einem Geiste, der moralisches Verderben zur Folge haben kann. Auch in unserer Stadt haben wir traurige Beispiele der hingeschwundenen ehemaligen Frömmigkeit. Wie man hier für die Religion gestimmt ist, mag man ungefähr daraus ersehen, daß auf dem Boden, wo einst das Kapuzinerkloster stand, jezt das Theatergebäude prangt, daß andere Kirchen und Klöster in Waarenlager umgeschaffen sind, daß man Geld genug besizt, um die Umgegend Aachens zu verschönern, aber keine Mittel, um nur die von Kaiser Ludwig dem Frommen erbaute Kapelle auf dem Salvatorsberge zu erneuern.“ Aehnliches konnte man, ehe der König selbst durch einen kategorischen Befehl der Sache ein Ende machte, auch hören, wo es allerdings von schlimmerem Einflusse seyn mußte, als in einem wenig verbreiteten Journale.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 17.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. Januar 1830.

> Ich sah in selbstgeschaffne Nacht
> Die Priester sich versenken,
> Mit des geheimen Wissens Macht
> Das äußre Triebwerk lenken;
> Wie aus der düstern Nacht hinauf
> Sie blickten nach der Sterne Lauf,
> Und in den Kreislauf droben
> Den irdischen verweben.
>
> Rückert.

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

(Fortsetzung von Nro. 13.)

Wir haben gesehen, daß Indien unstreitig, so wie das am frühesten von Menschen bewohnte Land, so auch die Wiege der Wissenschaften ist. Sollte man nun nicht glauben, bei den Indiern, welche die Wissenschaften zuerst pflegten, und die sich, trotz der verschiedenen Einfälle fremder Völker, so ganz gleich blieben, daß sie heutzutage gerade so sind, wie zu Alexanders Zeit, reichliche Aufschlüsse über die Geschichte der Wissenschaften zu finden? Dem ist aber durchaus nicht so. Zwar haben sie seit den ältesten Zeiten gar viel geschrieben, aber keine Geschichte. Es ist Lehrsatz bei ihnen, daß keine Geschichte geschrieben werden darf. Das vierte Weltalter, das unsrige, sagen sie, ist zu erbärmlich, was sich darin begibt, ist zu gering, als daß man versuchen dürfte, das Andenken daran zu erhalten. Wir suchen also bei ihnen vergeblich nach deutlichen Spuren des Kulturgangs, und es bleibt uns bei diesem Mangel an Annalen blos die Hoffnung, mittelbar in andern Büchern oder auf Denkmalen Aufschlüsse zu finden, Aber die Denkmale können uns hier nicht viel helfen; aus den Inschriften ist zwar ihr Alter nicht zu bestimmen, wir können aber dennoch sicher schließen, daß sie jünger sind als die Zeit Alexanders oder der Ptolomäer; denn wären sie damals schon vorhanden gewesen, so würde gewiß ein griechischer Schriftsteller ihrer erwähnen, da ihre riesenhaften Verhältnisse immer und Jedermann auffallen mußten. Man kann überdieß bis auf einen gewissen Grad ihr Alter nach den Sinnbildern schätzen, die darauf vorgestellt sind. Diese Sinnbilder sind sämmtlich der heutigen Religion entnommen; die mythischen Vorstellungen, auf die sie sich beziehen, sind aber erst in Büchern entwickelt, die jünger sind als die Vedas, denn die Metaphysik dieser leztern ist rein pantheistisch. Die uns bekannten Tempel sind also nicht so alt als die Vedas. Was diese in der Sanskritsprache geschriebenen heiligen Bücher selbst betrifft, so schließen wir auf ihr Alter mittelst eines, einer dieser Schriften angehängten Kalenders, der den Stand der Frühlings Tag- und Nachtgleiche angibt. Nach den bekannten Gesetzen des Fortrückens der Tag- und Nachtgleichen konnte man nun berechnen, in welchem Jahre jener Kalender geschlossen wurde; man bringt das Jahr 1500 vor Chr. heraus. Die Vedas handeln von der Religionsphilosophie der Indier; die Upavedas, die gleich alt sind, sind wissenschaftliche Abhandlungen über Musik, Medizin, Kriegskunst, Baukunst, Mechanik rc. Diese beiden Werke, so wie verschiedene Gedichte von sehr großem Umfang, sind in der Sanskritsprache geschrieben, die jezt nicht mehr gesprochen wird. Sie ist die regelmäßigste bekannte Sprache, und vorzüglich darum interessant, weil die Wurzeln der verschiedenen europäischen Sprachen, des Griechischen, des Lateinischen, Deutschen, Slavonischen darin enthalten sind, so daß es fast scheint, als ob man das Urwerkzeug aller Wissenschaft, die Sprache, wieder bei den Indiern

zu suchen hätte. Der astronomische Theil der Vedas enthält nur wenige Regeln; diejenigen, deren sich gegenwärtig die Indier zur Berechnung der Finsternisse bedienen, kommen in Büchern vor, die weit jünger sind.

Bekanntlich behauptete im vorigen Jahrhundert Bailli, die Indier haben ehemals eine sehr ausgebildete Sternkunde besessen, wovon die heutige blos ein schwacher Ueberrest sey. Aber ihre Formeln waren bei weitem nicht so vollkommen, als Bailli meint, und es ist sehr interessant, daß gerade die Mängel derselben dazu gedient haben, jene Meinung zu widerlegen. Die Indier rühmen sich nämlich, eine lange Reihe von Sternbeobachtungen zu besitzen, die bis 4000 Jahre vor Chr. hinaufreichen sollen, zu welcher Zeit eine Konjunktion sämmtlicher Planeten stattgefunden habe. Haben sie nun diese Konjunktion wirklich beobachtet, so sind wir im Stande, dieß mittelst der Rechnung zu bewahrheiten. Man hat dieß wirklich versucht und gefunden, daß diese Konjunktion nicht stattgefunden hat, zugleich aber auch, daß, wenn man sich statt der gegenwärtigen richtigen, der falschen Formeln der Indier bedient, man um die angegebene Zeit wirklich scheinbar eine Konjunktion herausbringt.

Aus diesen wenigen Bemerkungen ergibt sich hinreichend, daß die Indier weder in Astronomie, noch in Geometrie sehr weit waren. Was die Naturwissenschaften betrifft, so mußten sie wohl einige Begriffe davon haben, da der zu jener Zeit sehr blühende Handel eine Menge von Naturprodukten durch ihre Hände gehen ließ; diese Wissenschaften konnten aber bei ihnen nimmer große Fortschritte machen. Schon das Verbot, Leichname zu berühren, und ihr Abscheu vor der thierischen Haut machten dieß unmöglich. Kurz, die Indier konnten den Egyptern fast nichts überliefern als ihre Metaphysik, ihre Götterlehre und ihre bürgerliche Verfassung.

Wir gehen nun auf das alte Egypten über, und bemerken sogleich, daß sich in diesem Lande verschiedene Umstände vereinigten, welche die raschere Entwicklung der Wissenschaften, die nur im Keime hieher verpflanzt waren, begünstigten. Die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens ließ den Einwohnern viele Muße, um sich geistig zu beschäftigen, und die Unthätigkeit, zu der sie sich verdammt sahen, so oft sie der Fluß in ihren Städten einschloß, mußte die Neigung zum Nachdenken und zur Beschaulichkeit in ihnen wecken. Gerade jene jährliche Ueberschwemmung, die einerseits den Egyptern Bedürfnisse gab, die andern Völkern fremd waren, weckte andernseits ihre Geistesthätigkeit und führte sie auf eine Menge nützlicher Entdeckungen. Die Nothwendigkeit, nachdem der ausgetretene Fluß sich zurückgezogen hatte, die Grenzen des Grundeigenthums wieder zu finden, brachte sie auf die Feldmeßkunst; das Bedürfniß, dem Wasser das Abfließen zu erleichtern, lehrte sie die Kunst, Kanäle zu graben. Wohl schon frühe wurden sie auf die Beobachtung der Erscheinungen am Himmel, als das einzige Mittel geführt, die Bewegungen des Nils vorherzusehen, und da sie die ausnehmende Reinheit ihres Himmels dabei begünstigte, so eilten sie in der Sternkunde allen andern Völkern voraus. Auch in der Baukunst machten sie große Fortschritte, denn aus Gründen, wovon weiter unten die Rede seyn wird, verwandten sie ihren Reichthum großentheils auf Bauwerke und hatten dazu die trefflichsten Materialien zur Hand, die sie auf dem Flusse sehr leicht fortschaffen konnten.

Die Religion trat hier nicht, wie in Indien, der Wissenschaft hemmend in den Weg. Im Gegentheil war ihre Pflege dadurch gewissermaßen geboten; die Religion hatte eine große Zahl ihrer Sinnbilder aus dem Thierreiche entlehnt, und dieß mußte daher nothwendig zur Beobachtung aller derjenigen Thiere führen, die sie zu Gegenständen besonderer Verehrung gemacht hatte. Dieser Theil der egyptischen Religion ist lediglich nicht indischen Ursprungs; er stammt aus Aethiopien. Wahrscheinlich waren die Aethiopier, noch ehe die indische Kolonie einwanderte, Fetischanbeter, wie es im Allgemeinen alle Völker von der Negerrace sind, und sie mischten wohl in die neue Religion, die sie annahmen, manche ihrer alten abergläubischen Vorstellungen. Wie dem aber auch sey, so viel ist gewiß, daß die Priester jeder Gottheit zum wenigsten Ein Thier geweiht hatten: der Sperber war dem Osiris heilig, der Ibis und die Kuh der Isis, das Krokodil dem Saturn. In den Tempeln, wo diese Gottheiten verehrt wurden, hielt man mehrere dieser heiligen Thiere; man hatte also beständig Gelegenheit, ihre äußern Formen und ihre Sitten, ja ihren innern Bau genau zu beobachten, weil es Vorschrift war, sie nach ihrem Tode einzubalsamiren. In Egypten hatte man nicht den Abscheu vor Leichnamen wie in Indien. Man balsamirte nicht allein die heiligen Thierleichen, sondern auch Menschen ein, und die dieses Geschäft versahen, mußten doch von Gestalt und Lage der innern Theile Kenntnisse bekommen. Daher ist auch der Ursprung der Anatomie unzweifelhaft in Egypten zu suchen; hieher kamen die Griechen, um sie zu studiren, und Galen unternahm ausdrücklich eine Reise nach Egypten, um die Nachbildung eines menschlichen Skelets in Bronze zu sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

Thomas und Severin standen unten und konnten ihrem Erstaunen kaum Worte geben. Kurz und einfach erzählte Therese die Begebenheit. Ohne lange nach

einem Eingange des Hauses zu suchen, nahm Severin eine Leiter, die am Boden lag, und lehnte sie ans Fenster. Rasch stieg er hinauf, Thomas folgte ihm. Indem dieser noch auf der Brüstung des Fensters stand und Severin schon besorgt die Hand Theresens ergriffen hatte, ließ sich ein Geräusch an der Thüre vernehmen. Der Riegel wurde zurückgeschoben. Thomas sprang in das Zimmer, im gleichen Augenblicke erschien der Baron in der Thüre.

Es war eine Scene der seltsamsten Art. Die Ueberraschung, seine Gefangene in dieser Gesellschaft und unter dem Schutze zweier Männer zu finden, von denen der eine mit wüthenden Blicken, der andere mit einem Auge voll ernster Ruhe und Erwartung ihn maß, brachte Lingen außer Fassung. Er wurde bleich, seine arbeitenden Lippen brachten nur unartikulirte Laute, dann eine kaum verständliche Entschuldigung hervor. Hierauf zog er sich zurück und flog in großer Hast, wie vom bösen Gewissen getrieben, die Treppe hinab aus dem Hause. „Elender!“ rief Thomas und wollte ihm nach. „Laß ihn!“ sagte Severin, indem er den Pflegebruder zurückhielt. „Sein böses Werk ist vereitelt. Er verdient nur unsere Verachtung.“ — „Und Strafe!“ murmelte Thomas. Der Angriff auf Theresen entwürdigte in seinen Augen nicht nur diese, sondern auch sie alle und in ihnen die Kunst. Es dünkte ihm eine heilige Pflicht, diese zu rächen und ihr die gebührende Genugthuung zu verschaffen. Sein Entschluß war schon gefaßt. Mit heftiger Ungeduld sah er der Ausführung entgegen. Von der Frau und dem Kinde war nichts zu sehen, als sie das Haus verließen. In der Hoffnung, der Graf werde zurückgekehrt seyn, schlugen sie den Weg nach dem Herrensitze ein. Es wurde zwischen Theresen und Severin verabredet, man wolle den würdigen Mann durch eine Entdeckung der unangenehmen Sache nicht in seinem Frieden stören, dem Baron aber so begegnen, daß er immer in Furcht und Zweifel vor einer solchen Anklage gehalten werde. Auch Thomas versprach, gegen den Grafen zu schweigen, aber Severin bemerkte wohl, daß etwas in ihm arbeite, was nicht ganz mit ihrem Entwurfe übereinstimmte. Sein Blick war glühend und leidenschaftlich, er faßte Theresens Hand einmal so stark, daß diese einen Wehlaut ausstieß und sie rasch zurückzog.

Von allen Zweifeln, von jeder Besorgniß über ihre künftige Stellung auf dem Landhause schien sie die Botschaft, die ihrer harrte, mit einemmale zu befreien. Der Graf hatte geschrieben, daß der Zustand, in welchem er jenes Gut gefunden, seine Gegenwart auf mehrere Tage erheische, daß er, obgleich mit großem Bedauern, deßhalb hiermit Abschied von seinen musikalischen Freunden nehmen und sie von der Fortsetzung ihrer Reise nicht abhalten wolle. Dem alten Herzlieb war von dem Haushofmeister ein sehr ansehnliches Geldgeschenk überreicht worden, und jedes Mitglied der Gesellschaft empfing noch außerdem irgend ein artiges Kleinod zum Angedenken. Unter den obwaltenden Umständen konnte die Katastrophe nicht besser gelöst werden. Man begab sich sogleich ans Packen der wenigen Gegenstände, welche die böhmischen Wanderer mit sich führten, Bendix eilte ins Erdgeschoß, um sich seinen Freunden in Küche und Keller beim Valettrunke zu empfehlen, und in einer Stunde waren alle reisefertig, gerüstet zum Auszuge, wie sie gekommen waren. Da fehlte Thomas. Indem einer hier, ein anderer dort etwas herbeiholte, hatte man seiner nicht geachtet. Herzlieb entsann sich, daß er während dieser ganzen Zeit nicht zum Vorschein gekommen sey. Nur Severin, der irgend eine Gewaltthätigkeit gegen den Baron von Seiten seines Pflegebruders befürchtete, fühlte sich durch diese Abwesenheit beunruhigt. Plötzlich trat aber der Vermißte mit ungewöhnlich heiterer Miene herein. Er schien sehr zufrieden, daß die Anstalten zum Ausbruche schon so weit gediehen seyen, und man stand nun auch keinen Augenblick länger an, diesen ins Werk zu setzen.

Indem sich Severin von dem Landhause entfernte, konnte er ein wehmüthiges Gefühl, das sich aus seiner Seele empordrängte, nicht bewältigen. Es war ihm jezt erst, als ob er von der Heimath scheide. Bei der Abreise aus Böhmen hatte er wenig Rührung empfunden, er war im Gegentheil mit Heiterkeit auf die Wanderung gegangen und eine unerklärliche Sehnsucht hatte ihn in die Ferne gezogen. Jezt dünkte es ihn anders. Jeder Schritt, der ihn weiter von dem gastlichen Landsitze trug, vermehrte seine schwermüthige Stimmung, und er mußte mit Schmerz daran denken, daß er den würdigen Grafen wohl nie wiedersehen werde.

So hatten sie etwa eine halbe Stunde zurückgelegt, als Thomas mit einemmale erklärte, er habe etwas vergessen, ein ihm sehr wichtiges musikalisches Manuscript, und müsse nothwendig wieder zurückkehren, um es zu holen. Er bat Severin, ihn zu begleiten. Man bestimmte ein nahgelegenes Dorf, durch das ihr Weg ging, wo man mit den Uebrigen wieder zusammentreffen wolle. „Severin,“ sagte der Geiger, als sie ein Weilchen zusammen gegangen waren, „wir kehren nicht nach dem Landhause zurück. Ich bedurfte nur eines Vorwandes, um von den Andern abzukommen.“ — „Weßhalb?“ fiel hastig Severin ein, dessen böse Ahnungen hinsichtlich des Barons sogleich wieder erwachten. „Du sollst es sehen!“ erwiederte ruhig jener. Er führte den Pflegebruder hinter ein Gebüsch von dem Wege ab. Hier nahm er unter Blättern und Zweigen, die ihn bedeckten, einen Degen hervor. „Diese Waffe ist bestimmt, den Elenden zu bestrafen, der Theresen, der uns, der die Kunst so tief erniedrigt hat,“ fuhr er in einem sehr entschiedenen Tone

fort. „Ich habe den Baron gefordert, er wird erscheinen und wir wollen dann sehen, ob das Glück bei dem Rechte bleibt.“ — Unmöglich!“ rief Severin voll Bestürzung. „Deine Reizbarkeit, Deine Hitze kann Dich verleitet haben, aber der Baron — er stellt sich Dir nicht. Das glaube mir.“ — „Ueberzeuge Dich selbst,“ versezte Thomas und überreichte dem Freunde ein Papier. „Hier ist mein Billet; die Antwort steht darunter.“ Severin las. Er fand des Pflegebruders Schreiben in gemäßigtern Ausdrücken abgefaßt, als er erwartet hatte. Die Antwort war kurz und enthielt in einer sehr unleserlichen Handschrift die Worte: „Ich kohme und pring' noch ein Kammrat mit.“ — „Das sollte der Baron geschrieben haben?“ sagte kopfschüttelnd der junge Mann, indem er das Papier zurückgab. „Er mag leichtsinnig, er mag bösartig und ränkevoll seyn, aber gewiß steht seine Bildung nicht so weit zurück, daß er nicht im Stande wäre, orthographisch zu schreiben. Sieh' Dich vor, Thomas! Gewiß lauert hier irgend ein hämischer Streich im Hinterhalte.“ — „Nein! nein!“ entgegnete heftig der andere. „Diesesmal ist Dein Argwohn ohne Grund. Dort bei dem Nußbaume ist der Platz, und dort geht schon mein Gegner mit seinem Sekundanten auf und nieder.“

Er eilte so rasch nach der bezeichneten Stelle hin, daß Severin sich anstrengen mußte, gleichen Schritt mit ihm zu halten. In der Gegend jenes Nußbaumes befanden sich in der That zwei Männer, die, als sie die Reisenden bemerkten, erwartungsvoll stillstanden. Severin sah bald, daß keiner von beiden der Baron sey. Thomas aber flog jezt so hastig voran, daß der Pflegebruder ihm seine Bemerkung nicht mittheilen konnte. Ein rohes Gelächter empfing beide unter dem Nußbaume. Jezt erst blickte Thomas auf. Der Jäger und der Bediente des Barons standen vor ihm. „Hier bin ich und hier ist mein Kamerad,“ sagte der erste, „und wenn Er will, so kann's jezt meinetwegen losgehen.“

Der Mensch hatte seinen Hirschfänger gezogen und nahm eine Stellung an, als erwarte er den Angriff eines gereizten Wildes. Einige Augenblicke stand Thomas wie versteinert. Seine Augen flammten, seine Wangen glühten, seine Hände ballten sich krampfhaft. Dann aber schien er plötzlich sehr gefaßt und sagte, indem er seinen Degen abbrach, so daß er nicht länger als der Hirschfänger des Jägers war, mit erzwungener Ruhe: „Es kann mir schon recht seyn, mich mit Euch zu schlagen, wenn es Euerm Herrn recht ist, daß Ihr in einem Ehrenhandel seine Stelle vertretet. Im Uebrigen gilt's auch gleichviel; der Knecht ist so schlecht, wie der Herr!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aachen, December.

(Beschluß.)

Das Beste, was sich in obiger Hinsicht von Aachen sagen läßt, gilt weniger im Verhältnisse zu übrigen deutschen, namentlich nordländischen Städten gleichen Ranges, als vielmehr im Verhältnisse zu seinem eigenen frühern Zustande; und dem Beobachter ist das Werdende eben so, vielleicht mehr noch bemerkenswerth, als das schon Feststehende und darum leicht Stagnirende.

Troz der von allen Seiten wiederhallenden Verdammung des Theaters, absorbirt doch dasselbe allein das ganze gesellige Leben, besonders seitdem der Thespiskarren hier nicht mehr wandernd ist, wie früher. In wiefern und ob überhaupt eine Bühne im Stande ist, auf die Verstandesbildung des Volkes zu wirken, gehört nicht hierher; daß aber dieser Einfluß, so weit er rein wohlthätig seyn soll, durch einen Privatdirektor, der die Stücke nach der Kasse zu messen hat, nicht sehr befördert werden kann, leuchtet ein. Es ist daher zu bedauern, daß die Bühne, welche, fast täglich spielend, die höhere Welt durch Abonnementszwang fesselt, zum Theil schuld ist, wenn die Gesellschaft aus Mangel an Zeit nicht auf den Standpunkt gelangt, den früher oder später die zunehmende Bildung überall verlangt. Der neue Direktor Fischer, der Gatte der rühmlichst bekannten Sängerin, wird mit Hrn. Roeckel, der von der obern Leitung zurückgetreten ist, in Gemeinschaft die Pariser Unternehmung betreiben. Wie es heißt, soll in der Salle Favart die hiesige Gesellschaft durch Mad. Devrient-Schröder, Dlle. Heinefetter, die Herren Dobler, Wächter und Haizinger verstärkt und außer einigen ältern Opern sollen auch die neuern: Räuberbraut von Ries, Bibiana von Pixis, Vampyr von Marschner, der Oberon, Faust u. a. dort in Scene gesezt werden.

Wissenschaftliche Vereinigung, literarische Blätter, vielleicht selbst den Sinn dafür wird der Fremde hier bald vermissen. Es ist das Theater und einzig das Theater, was uneingeschränkt die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Bereits ist in mehreren hintereinander folgenden Jahren der Versuch gemacht worden, ein Journal, zunächst für die hiesige Gegend bestimmt, zu gründen, aber jedes ist fast im Entstehen gescheitert. In diesem Sommer erschien wieder ein Blättchen, „die Lorgnette,“ aber auch dieses ist noch vor Winters Anfang erfroren; woran freilich mehr die kalten Spässe zweier Herausgeber schuld waren, die Persönlichkeiten mit Kritik verwechselt hatten, als die Kälte des Publikums.

Ich kann nicht schließen, ohne der Assisen zu gedenken, die in diesem Augenblicke noch beschäftigt sind und bereits über einen interessanten Fall entschieden haben, über ein junges Mädchen nämlich, das angeklagt war, ihren Vater mißhandelt und mit einem Messer sogar verwundet zu haben. Troz aller erschwerenden Umstände, gelang es dem Vertheidiger der Beschuldigten, die Frage so zu wenden und zu stellen, daß dieselbe von den Geschwornen freigesprochen ward. Der Gerichtssaal wird durch zwei Oefen erwärmt, auf denen Statuen der Themis prangen. Unwillkührlich drängt sich einem die Bemerkung auf, wie oft wohl hier der Gerechtigkeit eingeheizt worden seyn mag.

Ein anderer Fall, einen jungen taubstummen Menschen betreffend, der ebenfalls seine Eltern mißhandelt hat, wird in diesen Tagen gleichfalls vor die Assisen kommen und verspricht höchst interessant zu werden. In meinem nächsten Berichte hoffe ich, etwas Näheres hierüber mittheilen zu können.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 18.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 21. Januar 1830.

Steck ein! und fort! noch lief es gnädig ab.

Jonson.

Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

„Das soll Er erfahren!“ rief wüthend der Jäger, und fiel Thomas an; aber schon im nächsten Augenblicke sah er seine Waffe von der des Gegners, der mit seinem Freunde Severin gute Fechterstudien in Prag gemacht hatte, weit hinweggeschleudert, seine rechte Hand hing schlaff herab, und reichliches Blut strömte auf den Boden. Schreiend entlief der Bediente, der sich nun auch seinerseits vor der Rache des verhöhnten Künstlers zu fürchten begann. „Meine Empfehlung dem Herrn Baron!“ sagte dieser, den der Anblick des Blutes besonnener gemacht hatte. „Meldet ihm, daß es ihm ebenso und noch schlimmer hätte gehen können, wenn er Muth genug gehabt hätte, sich zu stellen. Da! nehmt dieses und laßt Euch kuriren!“ Er warf dem fluchenden Jäger einige Geldstücke hin. Severin nahm seinen Arm und zog ihn rasch in der Richtung fort, nach welcher die Uebrigen ihren Weg genommen hatten. „Deine Unbesonnenheit hat keine so schlimmen Folgen gehabt, als ich fürchtete,“ sprach Severin, indem sie schnell fortgingen. „Aber ich bitte Dich, Thomas, laß Dich von Deiner Hitze, Deinem falschen Ehrgefühle nie wieder zu etwas ähnlichem hinreißen! Nur der klugen, der hier sehr richtigen Ansicht des Barons haben wir zu verdanken, daß dieser Handel, der uns allen verderblich werden konnte, nur mit dem unbedeutenden Nachtheile eines Menschen vorübergegangen ist, der eine solche Züchtigung wohl verdienen mochte.“ — „Wie?“ versezte bitter Thomas. „Höre ich recht? Du preisest diesen Baron noch wegen dieser neuen Beschimpfung, hinter der sich doch nur seine Feigheit verbirgt?“ — „Ich halte ihn nicht für feige,“ erwiederte der Pflegebruder; „allein den Zweikampf halte ich für eine so abgeschmackte Sache, daß ich denjenigen lobe, der sich ihm entzieht, wenn nur irgend die gebräuchlichen Ansichten von Ehre ihm einen Vorwand dazu leihen; diesen fand er leicht, da Du ihm nicht ebenbürtig warst. Den schlechten Spaß mit dem Jäger hätte er unterlassen können, doch sind beide hinlänglich dafür gestraft.“

Die Eile, mit der sie, nicht ohne Besorgniß, von dem Schlosse aus verfolgt zu werden, ihren Weg fortsezten, verhinderte sie an weitern Betrachtungen über diesen Gegenstand. Bald sahen sie das Dorf vor sich liegen, wo sie mit ihren Freunden und Freundinnen wieder zusammentreffen wollten. Thomas warf den Degen, der ihm so gute Dienste geleistet, und den er von einem Diener des Grafen erkauft hatte, in ein Gebüsch. Am Eingange jenes Dorfes trat ihnen die harrende Gesellschaft entgegen. Diese empfing sie ohne Ahnung des Abentheuers, das die beiden Freunde gehabt hatten. Thomas und Severin ließen keine Sylbe darüber laut werden. Unter heitern Gesprächen, in denen man der mit dem Grafen verlebten frohen Stunden gedachte, wanderten die Böhmen jenen blauen Bergen zu, welche am Horizonte herliefen und die Aussicht von dem Landhause anmuthig begrenzten.

Der Tag war sehr schön. Seine Heiterkeit mußte sich jedem Gemüthe mittheilen, das sie nicht etwa übelwollend und absichtlich zurückwies.

5.

Wir finden unsere musikalischen Freunde in einem reizend gelegenen Badeorte wieder, und zwar zu der Zeit, wo Mode und Bedürfniß das Gedränge Lebensfroher und Heilungsuchender herbeiführen. Manches hat sich verändert in der Stellung der einzelnen Personen gegen einander. Es war Claren gelungen, was sie so sehr wünschte. Sie hatte mit Madame Spohr in Cassel gespielt, sie war von dieser und deren trefflichem Gatten hoch belobt worden, sie hatte die Erlaubniß erlangt, mit Thomas eine der Harfensonaten mit Geigenbegleitung, die Meister Ludwig für sich und seine Gattin gesezt, in dessen Gegenwart aufzuführen. Der Meister hatte in seiner ruhigen und würdigen Weise seine Zufriedenheit geäußert, und Thomas gestand nachher gern, daß diese Beifallsäußerung ihm die theuerste gewesen von allen, welche er jemals empfangen. Von diesem Augenblicke an ging eine Verwandlung in seinen Gesinnungen gegen Claren vor. Sie hatte in seiner Meinung an künstlerischer Bedeutung gewonnen, unmerklich nahm sie in dieser Hinsicht die Stelle über Theresen bei ihm ein, und als er nun auch wahrnahm, daß Clara in ihren Ansichten, in ihrem Benehmen fast ganz mit ihm übereinstimmte, fing ihr Bild an, die Züge Theresens, die bisher in seinem Herzen geherrscht hatten, nach und nach zu verdrängen. Severin bemerkte es mit Vergnügen, er erkannte noch überdem, daß sein Pflegebruder, seit dem Aufenthalt in Cassel, viel von seiner Reizbarkeit verloren hatte und gegen die Kunstmißverständnisse der Menge duldsamer geworden war. In Clarens Betragen zeigte sich jezt eine seltsame, fast belustigende Erscheinung. Die Entdeckung, sich von Thomas geliebt zu sehen, erfüllte sie mit Freude und gab ihr die natürliche Heiterkeit ihres Charakters, ihre geistige Lebhaftigkeit zurück. Zugleich aber fühlte sie recht wohl, daß ihr ernstes, sinniges Wesen in der lezten Zeit mit beigetragen habe, ihr des jungen Mannes Wohlwollen zu erwerben. Nun wäre sie gern noch immer so gewesen, um sich die gewonnene Neigung zu erhalten, allein gar zu oft vergaß sie sich und fiel in den heitern neckischen Ton, der ihr eigentlich am besten anstand, da er ihr von Herzen ging.

Es war am Abende eines trüben, regendrohenden Tages, als sich die Musiker auf dem Wege zu dem Salon befanden, in dem sich die schöne Welt des Bades bei ungünstiger Witterung zu versammeln pflegte. Das Bad lag in einem schmalen Thalgrunde, durch den ein nicht unbedeutender Fluß im raschen Falle strömte, um sich einige Stunden weiter mit dem königlichen Rheine zu vereinigen. Hohe Berggipfel ragten an beiden Seiten des Flusses empor. Die Lage des Ortes brachte es mit sich, daß schon am ersten Tage seiner Ankunft jeder Badegast, wenn er anders nicht das Zimmer hüten wollte oder mußte, den übrigen begegnete, so in kurzer Zeit Bekanntschaften machte und in das schon vorhandene gesellige Verhältniß trat. Auf diese Weise bildete sehr bald die ganze Badegesellschaft eine große Familie, die ihre Vergnügungen mit einander verabredete, und insbesondere der kleinen, trefflichen Gesellschaft böhmischer Musiker eine ausgezeichnete Gunst zuwandte. Diese wurde daher, als sie im Gesellschaftssaale erschien, wohlwollend und traulich aufgenommen. Therese und Clara hatten es schon längst für schicklich erkannt, ihre heimathliche Volkskleidung mit einem einfachen, aber sehr anständigen Anzuge zu vertauschen, der nur durch seine Anspruchlosigkeit sich von den Kleidungen der übrigen Damen unterschied. Die Zurückgezogenheit, in der sie lebten, der Umstand, daß sie mit ihren Gefährten nur auf ergangene Einladung sich in geselligen Kreisen hören ließen, legten ihnen eine gewisse Bedeutsamkeit bei, daher sie von den anwesenden Damen als ihresgleichen angesehen wurden.

Auch die Stunden dieses Abends gingen, wie die früherer Abende, von einem heitern Kunstgenuß belebt, vorüber. Das gesellige Band wurde dadurch enger gezogen, daß mehrere der Frauen und Fräulein sich mit den Musikern zu größern Aufführungen aus den besten Opern vereinigten, die Severin am Flügel akkompagnirte. Als die Gesellschaft im Begriffe war, sich zu trennen, trat eine junge Dame von ausgezeichneter Anmuth und Liebenswürdigkeit zu Theresen. Oft schon hatten die Blicke der Sängerin auf diesem lieblichen Wesen, das sich durch Sanftmuth und Freundlichkeit des Betragens gegen Jedermann empfahl, sinnend geruht. Es war Theresen, als spreche sie etwas Bekanntes, Vertrautes und ihrem Herzen Theures aus diesen ruhigen und milden Zügen an. Bei dieser Vorliebe konnte nun Theresen nichts Erfreulicheres begegnen, als daß die junge Dame den Wunsch aussprach, unter ihrer Leitung sich, während ihres noch etwa vierwöchentlichen Aufenthalts, im Gesange vervollkommnen zu können. Man war bald über die Stunden des Unterrichts einig, die junge Dame nannte die Nummer ihrer Wohnung im großen Badehause, und schon am Morgen des nächsten Tages sollte die erste Zusammenkunft stattfinden.

Als sie nach Hause gingen, sprach sie ein alter Bettler mit einem Stelzfuße um eine Gabe an. Sie traten gerade unter den erleuchteten Bogengang, der die Hauptgebäude des Badeortes vereinigte. Jezt erst konnte sie der Bettler erkennen. Ehe noch Clara, die beschäftigt war, ein Geldstück hervorzusuchen, ihm dieses reichen konnte, hatte er sich mit einer raschen Bewegung umgedreht, und

war wieder in dem Dunkel der Schattengänge, aus denen sie kamen, verschwunden. „Ein seltsamer Kauz!“ sagte Bendix. „Das ist nicht der erste närrische Streich, der mir mit ihm begegnet. Ich erinnere mich nicht, dieses braune, narbenvolle und runzliche Gesicht jemals vor unserer Ankunft im Bade gesehen zu haben, und doch nimmt er im Prestissimo Reißaus, wenn er mich nur in der Ferne erblickt. Ich muß ihm einmal nachgehen in seine Spelunke oder Kneipe und dort ihm mit der Prima Sorte Wein oder Fusel auf den Zahn fühlen. Ein Geheimniß steckt dahinter, und der beste Löseschlüssel aller Geheimnisse ist der Feuergeist, der in allen Spirituosen lebt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

(Fortsetzung.)

Was die Körper aus dem Mineralreich betrifft, so lagen sie gleichsam offen zur Beobachtung da, denn sie sind in Egypten nicht, wie in den meisten andern Ländern, tief in der Erde vergraben. Auch kannte man sie nicht allein nach ihren äußern Merkzeichen, sondern auch, wie wir jezt sagen, nach ihren chemischen Charakteren; ja das Wort Chemie selbst kommt von Chim her, dem alten Namen Egyptens. Die sogenannte egyptische, hermetische Kunst aber, die Kunst der Verwandlung der Metalle in einander, ist eine Träumerei des Mittelalters; das ganze Alterthum wußte davon nichts. Die vorgeblichen Bücher des Hermes sind offenbar unterschoben und rühren von Griechen aus den spätern Jahrhunderten des römischen Reichs her.

Sämmtliche Bücher der Egypter sind verloren gegangen; wir haben also, um die Geschichte der Wissenschaften bei ihnen zu verfolgen, vielleicht noch weniger Hülfsmittel, als bei den Indiern. Clemens von Alexandrien hat uns das Verzeichniß der heiligen Bücher des Hermes aufbehalten, die ein Gegenstand hoher Verehrung waren und bei religiösen Festen feierlich umhergetragen wurden. Diese Bücher handelten vom Gottesdienst, von den Künsten, der Heilkunde und mehreren andern Wissenschaften; aber merkwürdigerweise ist keines darunter, das von Geschichte handelt, so daß es fast scheint, als ob die egyptischen Priester vor der schriftlichen Aufzeichnung der Begebenheiten in ihrem Lande dieselbe Abneigung gehabt hätten, wie die Braminen. Geschichtsbücher besitzen wir also nicht; Eusebius und andere haben uns aber verschiedene Verzeichnisse ihrer Könige aufbehalten. Diese Verzeichnisse stimmen ziemlich schlecht überein; sie können aber doch nützlich werden, wenn man nicht aus den Augen läßt, woher wahrscheinlich diese Verwirrung rührt. Es scheint nämlich, als ob in alter Zeit Egypten in mehrere unabhängige Staaten getheilt gewesen sey. Die Namen der Beherrscher aller dieser kleinen Königreiche sind nun auf uns gekommen; statt sie aber in Reihen neben einander zu ordnen, hat man sie in Einer Linie fortlaufen lassen, als wären alle wirklich einer auf den andern gefolgt. Dieser Umstand hat verschiedene neuere Schriftsteller irregeleitet und sie veranlaßt, den Ursprung des egyptischen Volkes viel zu weit zurück zu verlegen.

Beim Einfall der Hirtenkönige wurden alle diese kleinen Monarchien aufgelöst, und Egypten kam unter Ein Scepter. Nach der Verjagung der Eroberer war wiederum die siegreiche Dynastie allein Meister, und von da an blieb das Ganze vereinigt. Erst durch diese Vereinigung ward Egypten wahrhaft mächtig und erst von dieser Zeit an konnte es große Bauten unternehmen. Champollions neue Forschungen beweisen dieß unumstößlich. Es ist ihm gelungen, die Namen der Beherrscher, die in Hieroglyphenschrift auf den Denkmalen stehen, zu lesen; er konnte aber keinen auffinden, der älter gewesen wäre, als die siebzehnte und achtzehnte Dynastie, d. h. eben die Dynastien, unter welchen die Nomaden wieder verjagt wurden. Noch dazu sind diese Gebäude, an welchen die Namen dieser Fürsten stehen und die wohl ihnen zu Ehren errichtet wurden, wahrscheinlich erst lange nach ihrem Tode gebaut worden.

Da wir, in Ermanglung von Schriften, uns vorzüglich an die Bauwerke halten müssen, so ist es von Wichtigkeit, wenigstens ihr relatives Alter auszumitteln. Dazu führt uns die Vergleichung des Baustyls, der in den ältern Zeiten einfach und roh war, aber mit der Zeit immer zierlicher wurde. Jene Prunkmahle, die Pyramiden, gehören sichtbar der Kindheit der Kunst an und sind unzweifelhaft älter als die Gebäude mit Säulen und von zierlichen Verhältnissen; nun wurden aber diese Pyramiden, nach Manethons Bericht, erst nach der Regierung des Sesostris, des Besiegers der Nomaden, erbaut. Gewiß ist wohl, daß sie zur Zeit der Auswanderung der Juden noch nicht bestanden, denn die heilige Schrift erwähnt ihrer nicht. Ja die Egypter scheinen zu jener Zeit sich der Backsteine zu ihren öffentlichen Bauten bedient zu haben, weil sie die Juden eine so ungeheure Menge davon fertigen ließen. Die Pyramiden standen auch noch nicht, als Cecrops und Danaus auswanderten, denn die Griechen ahmten diese architektonische Form niemals nach. Die erste Anspielung auf die prächtigen Gebäude Egyptens findet sich bei Homer: er spricht von Theben mit den hundert Thoren, und meynt damit ohne Zweifel die gigantischen Propyläen vor den zahlreichen Tempeln dieser Stadt. Die meisten der uns bekannten Gebäude müssen vom Jahr 1000 vor Ch. bis ums Jahr 550, um welche Zeit die Perser einfielen, gebaut worden seyn. Dieß war der Zeitraum der höchsten Blüthe Egyptens. Man würde übri-

gens von der Macht dieses Landes eine übertriebene Vorstellung bekommen, wollte man blos die Anzahl und Pracht der auf uns gekommenen Bauwerke zum Maßstab nehmen. Man darf nicht vergessen, daß sie sich im Laufe von Jahrhunderten angehäuft haben; denn unter einem ewig reinen Himmel dauern aus Granit errichtete Werke so lange, bis man sie absichtlich umstürzt. Auch muß man bedenken, daß Egypten durch seine Lage den afrikanischen Handel in Händen hatte, daß es dadurch ungeheure Schätze erwarb und allen diesen Reichthum auf das Nilthal verwenden mußte, weil weiterhin nichts als Sand war. Es konnte sein Gebiet nicht vergrößern, so bedeckte es denn dasselbe mit Pallästen. Ganz so verhielt es sich auch mit Palmyra. Palmyra ist eine grüne Oase mitten in der Wüste; es besaß einige Quellen, und mehr brauchte es nicht, um alle Karavanen, die vom Euphrat den Weg zum Mittelmeer nahmen, hierher zu ziehen. Diese Caravanen führten die kostbaren Erzeugnisse des Morgenlands, und bei ihrem kurzen Aufenthalt in der Oase ließen sie viel Gold zurück, das den Bewohnern zu nichts gedient haben würde, wenn sie es nicht größtentheils auf Errichtung von Tempeln und Pallästen verwandt hätten. Genua, gleichfalls durch den Handel reich geworden und durch das Meer und den Apennin eingeengt, hat uns in der neuern Zeit die Wunder Palmyras und Egyptens gewissermaßen wieder vor die Augen geführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Boston, December.

Die Nachricht vom Frieden zwischen Rußland und der Pforte erreichte Boston am 13. November Abends gegen 6 Uhr mit der Post von Neuvork. Ich befand mich mit etwa 400 Menschen in dem Hörsale des Athenäums, um eine Vorlesung des Hrn. Everett anzuhören. Er hatte bereits den Lehrstuhl bestiegen, als ein Kaufmann zu ihm hinaustrat und ihm etwas in das Ohr flüsterte, worauf er begann: „Meine Herren, so eben wird mir gesagt, daß der Friede zwischen der Türkei und Rußland geschlossen sey. Der uns allen wohl wichtigste Artikel des Friedens ist die Anerkennung der Unabhängigkeit Griechenlands.“ Nun erhob sich ein so lautes Beifallklatschen und Fußstampfen, was hier, wie in England, auch ein Beifallzeichen ist, daß wohl 10 Minuten vergingen, ehe die Vorlesung beginnen konnte.

Vor wenigen Wochen stieß mir wieder ein Beispiel des unermüdlichen, ewig rastlosen Unternehmungsgeistes der Amerikaner auf. Noch lange, ehe die Nachricht vom Frieden zwischen den beiden kriegführenden Mächten in Europa hierher gelangte und ehe von den Friedensbedingungen spezieller die Rede war, stand in einer Neuvorker Zeitung, dem **Newyork American**, der Vorschlag, ein Paketboot von Neuvork nach Konstantinopel und dem schwarzen Meere einzurichten, falls die freie Schiffahrt durch die Dardanellen ein Ergebniß der russischen Siege seyn würde, und Tags darauf, nachdem die Friedensnachricht in Boston angekommen war, hörte ich Kaufleute von einer Expedition nach dem schwarzen Meere sprechen. Das heiße ich bei der Hand seyn.

Washington wurde, nachdem er sich einen Namen in beiden Hemisphären erworben hatte und der Feldherr und Präsident seiner Nation gewesen war, von seinen nächsten Mitbürgern zum Friedensrichter des Orts gewählt und diente als solcher mit Freuden. Später saß der große Mann einmal als Geschworner mit eilf andern Mitbürgern zu Gerichte. John Adams verbesserte als Exprässident sein kleines Landgut und diente treulich bei Abfassung der neuen Konstitution von Massachusetts. Jefferson war bis zum Tode thätig und half mehrere Gesellschaften stiften. Monroe und Madison, die Krieg geführt und Frieden geschlossen, sitzen jetzt in der Versammlung Virginiens, welche die Konstitution revidirt und umgearbeitet, wenigstens saßen beide dort; indeß ist Monroe von seinen Konstituenten, den Mitbürgern seines Kreises, abgerufen worden, weil seine Ansicht über einen wichtigen Punkt, das Repräsentationsprinzip in einem Staate, wo Sklaven existiren, von der seiner Konstituenten ganz abwich. Adams, der jüngere, endlich soll im Sinne gehabt haben, als Kandidat für die Gouverneurschaft von Massachusetts aufzutreten, nachdem seine Nichtwiedererwählung zum Präsidenten entschieden war; indeß hatten ihn seine letzten Briefe über mehrere der geachtetsten Bürger in seinem Vaterstaate so unpopulär gemacht, so daß er gewiß nicht gewählt worden wäre. — Hat das republikanische Rom schönere Züge aufzuweisen?

Ein Neger, Namens David Jones, lebte seit langer Zeit als Diener in Neuvork und erwarb sich das Wohlwollen seiner Herrschaft in hohem Grade. Er legte sich etwas Geld zurück und sah sich zuletzt im Stande, zu heirathen. Er zog nach Philadelphia und lebte anständig und zufrieden mit seiner Familie, da kommt vor einiger Zeit ein Sklavenbesitzer aus Virginien nach jener Stadt, erkennt David als einen von seiner Plantage entlaufenen Sklaven und läßt ihn im Schooße seiner Familie festnehmen. Vor Gericht gestand der arme Neger sogleich mit bittern Thränen, daß er wirklich der entlaufene Sklave sey. Menschlicher als der Virginier waren die Zuschauer. Einer von ihnen fragte, was David denn koste? Der Eigenthümer verlangte 600 spanische Thaler; indeß ließ er 100 ab, eine Subskription von 500 spanischen Thalern ward sogleich zu Stande gebracht und David unter lautem Freudejauchzen der Versammelten von dem Gerichtshofe emanzipirt. Ohne ein Wort zu sagen, schrieb David nach Neuvork, wo er ein Sümmchen in der Sparkasse hatte, ließ sich dieses senden und brachte sie dem Menschenfreunde, der die Subskription eröffnet hatte.

In Neuvork soll zweimal wöchentlich eine Zeitung erscheinen unter dem Namen: **The Triglot**, weil sie Aufsätze und Mittheilungen in drei Sprachen, englisch, spanisch und französisch, enthalten soll. Eine Neuvorker Zeitung sagt: Warum sollte das Blatt nicht guten Fortgang finden in unserer Polyglotten-Stadt? Und es ist wahr; Neuvork ist darin gewiß einzig in der Welt. Nirgends befinden sich wohl in einer Stadt von 200,000 Menschen so viele Fremde, als hier. Man kann nicht hundert Schritte in Broad-Way, der lebendigsten Straße Neuvorks, machen, ohne französisch oder spanisch, oft auch deutsch zu hören. In den Kaffeehäusern ist es vollends auffallend. Es ist immer, als wenn Pfingsten wäre, wo in allen Zungen gesprochen ward.

Beylage: Kunstblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 19.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 22. Januar 1830.

Früh übt der junge Aar die Schwingen,
Die ihn der Sonn' entgegen bringen.

Cramer.

Gustav Adolph der Schlangentödter.

Von Adolph Stöber.

Wer hüpft dort auf dem Wiesenplan
Und klettert keck den Berg hinan,
Und springt von Fels zu Felsen?

Es ist ein Knäblein zart und jung,
Heißt Gustav, ist im wilden Sprung
Der Königsburg entlaufen.

Es klimmt hinauf, da steht es bald
Vor einem dichten finstern Wald
Und hört die Bäume rauschen.

Die Amme sieht's, vor Schrecken bleich,
Sie rennt durch Wiesen und Gesträuch
Und winkt dem losen Knaben.

„Halt an! halt an! Du kleiner Schelm!
Hast ja kein Schwert und keinen Helm,
Zu kämpfen mit dem Drachen.

Geh' ja nicht in den Wald hinein,
Da lauern Schlangen im Gestein,
Die beißen Dich zu Tode."

„So gieb mir eine Ruthe schnell,
Ich will erschlagen auf der Stell'
Die bösen, bösen Schlangen."

Das wilde Knäblein alsobald
Hüpft munter in den finstern Wald,
Mit einem langen Stecken.

Es sucht und raschelt hin und her,
Hat keine Schlange funden mehr,
Sind alle fortgeschlichen.

Das Vöglein im Gezweige lauscht,
Der Wind nur in den Aesten rauscht;
Darüber weint der Knabe.

Und wo man sprach von Drachenbrut,
Da schwang es zornig seine Ruth:
„Will euch zu Tode schlagen."

Es ward ein frommer Königssohn;
Schon ruhte Schwedens alte Kron'
Auf seinen goldnen Locken.

Und als er einst im hohen Saal
Den Becher schwang am Festesmahl,
Da kam viel schlimme Kunde.

Wohlauf! wohlauf! Du junger Held!
Im Felsgeklüft, in Wald und Feld
Die Natter zischt und rasselt.

Wohlauf mit Deinem guten Schwert,
Entfleug, entfleug auf raschem Pferd
In's deutsche Land hinüber!

Der König hüllte sich in Stahl,
Und ritt wohl über Berg und Thal
Mit seinen treuen Mannen.

Er flog die Felder aus und ein,
Und brach hervor wie Nordlichtschein
In allen deutschen Landen.

Und ob der falschen Schlangenbrut
Hat er oft frisch die Eisenruth'
Zu Gottes Ehr' geschwungen.

Bis ein' ihn in die Ferse stach,
Da sank er von dem Rosse jach,
Der kühne Schlangentödter!

Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

Severin und Therese waren ausgegangen. Neben ihnen rauschte der Fluß durch die ruhige Nacht hin, der Mond brach durch Wolken und legte seine Silberstreifen auf die hüpfenden Wellen, die Berggipfel sahen finster und majestätisch herab. „Therese," begann Severin, „es gestaltet sich Alles schöner und freundlicher, als wir hoffen durften. Die irrende Neigung unseres Freundes hat die Richtung genommen, in der sie eines beglückenden Zieles sicher ist, der Schmerz Deines Vaters ist ruhiger geworden, und ich denke, daß er, wenn wir einmal als liebende Gatten ihm das Leben verschönern können, auch für dessen Freuden wieder empfänglich wird. Warum aber sollen wir diesen schönen Augenblick noch länger verschieben? Alles begünstigt uns. Ein Wort von Dir, und wir verlassen als glückliche Eheleute diesen Ort, den wir als Liebende betraten." — „Laß uns erst eine bleibende Stätte finden, Severin!" erwiederte Therese. „Ein häusliches Glück will in Stille und Friede genährt seyn, und das unruhige Wanderleben schließt es aus. Wir haben ja unsern Plan entworfen und besprochen. Irgend eine große Stadt bietet Dir reichliche Beschäftigung und Erwerb. Du findest vielleicht Anstellung bei einem Orchester, auch ich gebe Unterricht im Gesange." — „Gib acht, Therese, fiel Severin ein, „es macht sich Alles ganz anders, als wir gedacht haben; es begibt sich eine plötzliche Veränderung, die unsere bescheidenen Entwürfe vereitelt. Ich muß es Dir nur gestehen: ich bin hochmüthig geworden seit unserer Reise, und besonders seitdem wir hier im Bade sind. Lach mich nur aus, Liebe, ich erlaube es Dir, denn ich thue es ja selbst! Thomas ist herabgestiegen von seinem Notenpapiernen Künstlerthrone, während ich bald einen andern zu besteigen wähne von Pergamenten und Stammbäumen. Ja, Theuerste, diese Baronen und Grafen, mit denen ich täglich umgehe, haben mich wahrscheinlich angesteckt mit ihren adelichen Gesinnungen. Ich träume in jeder Nacht, jedes Mal aber auf eine andere abentheuerliche Weise, daß das Geheimniß meiner Geburt entdeckt sey, zwei unerkennbare Nebelgestalten umarmen mich als Vater und Schwester, und an Deiner Seite halte ich meinen feierlichen Einzug in ein herrliches Schloß, während Bendix mit wunderlichen Sprüngen vorantanzt und den Marseillermarsch dazu krazt." — „Ich kann nicht glauben, daß Deine Rede mehr als Scherz ist?" versezte mit einem leichten Tone das Mädchen. „Du kommst zwar jezt sehr oft auf diese Ideen zurück, aber wir können uns auch sehr leicht von einem Scherze gefangen nehmen lassen und am Ende seine Gaukelei für eine ernste Wahrheit nehmen."

„Beim Himmel," entgegnete Severin mit einer seltsamen Aengstlichkeit, „ich bin unschuldig an der ganzen Sache. Auf dem Landsitze des Grafen Werben sind mir die vornehmen Gedanken zum ersten Male gekommen, und ich kann sie seitdem nicht los werden, so sehr ich auch dagegen arbeite. Wie herrlich ist doch so ein Grafenleben gegen unser miserables Treiben!" Das Zwiegespräch wurde durch die Ankunft der Uebrigen an der Thüre ihrer Wohnung, wo Therese und Severin bereits harrten, unterbrochen. Therese hätte Ursache gehabt, sich über die Sinnesänderung ihres Freundes beunruhigt zu fühlen, wenn ihr nicht seine Liebe, seine große Herzensgüte die Versicherung gegeben hätten, daß in einem minder bewegten Verhältnisse, in dem Verein mit ihr, seine frühere Genügsamkeit und heitere Lust an der Uebung der Kunst sich wiederfinden würden.

Am nächsten Morgen suchte sie in der Badeliste den Namen ihrer jungen Gönnerin, den sie, da ihr die Nummer der Wohnung bekannt war, leicht auffand. Zu ihrem nicht geringen Erstaunen las sie: Emilie, Gräfin von Werben. „Mein Himmel!" rief sie lebhaft, so daß die Uebrigen, die beim Frühstücke saßen, erwartungsvoll nach ihr hinblickten; „die junge Dame, der ich Unterricht geben soll, ist keine andere, als die Tochter unseres Freundes, des Grafen, die Braut des Baron von Lingen!" „Schade um das liebliche Wesen!" sagte Thomas unmuthig; „ich hätte große Lust, mich zwischen diesen Brautstand und die Hochzeit zu legen und der jungen Gräfin eine Geschichte zu erzählen." — „Warum nicht gar!" fiel Bendix ein. „Spiel ihr's auf der Geige vor, und wenn sie's dann begreift, so ist's gut. Im Uebrigen laß Deine Zunge in Ruhe. Mit vornehmen Leuten ist nicht gut Kirschen essen."

Severin war nachdenklich in's Freie gegangen und hatte den Berg über dem Ort bestiegen. „Severin, ich habe Dir etwas mitzutheilen," sprach auf einmal eine krächzende Stimme, und Bendix schaute ihm über die Schulter. „Sage mir, Sohn, hast Du jemals etwas von den griechischen Komödien gehört, in denen das Orakel

eine Hauptrolle spielt, und wenn das Stück nicht fort will, es mit einem tüchtigen Ruck vorwärts schiebt?" — „Was soll die sonderbare Frage?" erwiederte Severin, aus seinen Träumen erwachend. „Vorbereiten soll sie Dich wie der Sextquarten-Akkord die Kadenz," versezte Bendix. „Dein Leben ist nichts anders als ein solches griechisches Theaterstück. Ein Stelzfuß ist Dein Orakel, und ich bin dessen Priester." — „Laßt Eure unzeitigen Späße, Bendix!" sagte der Jüngling verdrießlich. „Ich bin jezt nicht in der Laune, auf solche Scherze einzugehen." — „Larifari!" brummte Bendix. „Wenn einem ein Glück geboten wird, muß man immer in der Laune seyn, es anzunehmen. Jene Griechen waren genöthigt, kostspielige Gesandtschaften an's Orakel zu schicken; Du hast's wohlfeiler, das Orakel kommt zu Dir. Du hast's auch schon gesehen. Gestern Abend, als wir ihm ein Almosen unterm Bogengange geben wollten, ging es durch, als hätte es ein böses Gewissen." — „Wie?" sprach sich erinnernd Severin, „der hinkende Bettler?" — „Eben der," fiel Bendix ein. „Sieh, Junge, das ist Dein Delphischer, aber nicht auch der belvederische Apoll. Zum leztern fehlt ihm außer einem ganzen Bein noch alles Uebrige. Diesen Morgen bekam ich ein Gelüst nach einer Appetit erweckenden Morgenpromenade. Bald war ich am lezten Bauernhause. Ein Fenster des Erdgeschosses stand offen, ich schaue hinein und erblicke meinen durchgegangenen Stelzfuß vom gestrigen Abende, in einem Lehnstuhle schlafend. Ich könnte nicht gerade rühmen, daß sein Schlummer auf eine besonders melodische Weise mein Gehör berührt hätte. Die beste Gelegenheit aber war da, den alten Burschen, der sich immer vor mir flüchtig macht, genau zu betrachten. Ich lehnte mich in's Fenster und sah ihn lange an. Meine alten Bekanntschaften rief ich eine nach der andern mir ins Gedächtniß zurück, ich suchte aus den braunen, tiefgefurchten Zügen des Alten herauszubuchstabiren, wie der Mann wohl vor vielen Jahren ausgesehen haben möchte, da kam mirs erst wie eine dunkle Erinnerung, dann wurde sie heller und heller, mit einem Male hatt' ich's. „Veit!" rief ich aus, „bist Du denn wahrhaftig noch am Leben, und welcher Zufall führt Dich hierher?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

(Fortsetzung.)

Während seiner ganzen Blüthe war Egypten den Fremden unzugänglich gewesen; aber um das sechste Jahrhundert vor Christus brachen Unruhen, endlich ein Bürgerkrieg aus, der schwächere Theil sah sich nach fremder Hülfe um, und Psammetich ließ aus Kleinasien Hülfstruppen kommen. Erst jezt konnten sich die Griechen die egyptische Kultur zu Nutze machen, erst jezt suchten Thales und Pythagoras, und vielleicht noch andere Weise, Belehrung in der Schule der Priester.

Betrachten wir nun, um schätzen zu können, was die Griechen bei diesem Verkehr gewinnen mochten, den Stand der Kenntnisse der Egypter zu jener Zeit.

Sicher hatten wohl die Egypter Kenntnisse in der Hydraulik, denn sie verstanden Kanäle zu graben, in der Mechanik, denn ohne sehr wirksame Maschinen hätten sie nie ihre Obelisken errichten, nie so ungeheure Steinblöcke, wie wir häufig an ihren Bauwerken sehen, aufheben können. Sicher waren sie ziemlich gewandt in der Stereometrie, was die Genauigkeit, mit der ihre Bausteine geschnitten sind, beweist. Wir wissen ferner, daß sie geschickte Feldmesser waren. Nach alle dem könnte man glauben, sie seyen in der theoretischen Kenntniß der Mathematik ziemlich weit gewesen. Ist es aber anderseits wahr, daß Thales zuerst die Priester nach der Länge des Schattens die Höhe einer ihrer Pyramiden messen lehrte, ist es wahr, daß Pythagoras erst nach seinen Reisen den Satz vom Quadrat der Hypothenuse, den sogenannten Pythagoräischen Lehrsatz, entdeckte, so müssen wir annehmen, daß die Geometrie sich bei den Egyptern noch in ihrer Kindheit befand, oder wenigstens durchaus blos praktisch war.

Zur Zeit, wo die Auswanderungen nach Griechenland stattfanden, stand die Astronomie in Egypten noch auf ziemlich niedriger Stufe, denn sie kannten blos das Mondjahr. Da aber, wie schon erwähnt, diese Wissenschaft den Egyptern von großem Nutzen war, so legten sie sich sehr eifrig darauf und machten rasche Fortschritte darin, so daß sie, als unter Psammetichs Regierung die Verbindung mit den Griechen wiederhergestellt wurde, bereits das Sonnenjahr von 365 vollen Tagen angenommen hatten. Ja kurze Zeit darauf sezten sie einen Vierteltag zu und kamen so der wahren Jahresdauer sehr nahe. Dieses verbesserte Sonnenjahr wurde für die bürgerlichen Verhältnisse angenommen. Da aber das gottesdienstliche Jahr früher festgesezt war, so ließ man es bei seinen 365 vollen Tagen und änderte nichts daran. So kam es, daß die Feste allmählig sich verrückten und nicht mehr auf dieselben Sternzeiten, wie bei ihrer Einsetzung, fielen; sie mußten, um wieder darauf zu fallen, nach und nach alle Jahrszeiten durchlaufen haben. Der Zeitraum nun, nach dessen Ablauf alles wieder sich im ursprünglichen Stande befand, war das große oder Syriusjahr. Wahrscheinlich fanden die Egypter blos durch das Hervortreten der Hauptsterne aus den Sonnenstrahlen oder das Verschwinden in denselben annähernd die wahre Länge des Jahrs; denn ihre Mittel der Beobachtung waren höchst mangelhaft, und sie hatten, wie man glaubt, kein Werkzeug, die Sonnenhöhe zu messen, als den Sonnenzeiger.

Man wäre versucht, den Egyptern in der allgemeinen Physik sehr wenige Kenntnisse zuzutrauen, wenn es wahr ist, daß sie das Feuer für ein Thier hielten, das die ihm dargebotenen Körper verzehrt. Es war dieß aber wohl blos Glaube des Volks und nicht der gelehrten Kaste.

Die Egypter hatten von der Geologie manche sehr richtige Begriffe; sie hatten die Gesetze der Aufschwemmung ganz gut beobachtet, und wir erklären uns heutzutage die Bildung des Delta gerade so, wie man sie zu Herodots Zeit erklärte. Die Eigenschaften der Mineralien wurden recht fleißig und gut beobachtet; das Land bot ja die Mittel dazu in reichster Fülle. Die Berge, welche die Seiten des Nilthals bilden, ließen verschiedene Gebirgsarten in ihrem vollen natürlichen Schimmer zu Tag erscheinen: unten den Kalkstein, weiter oben den Sandstein, endlich gegen Syene zu Porphyr und Granit. Egypten war, so zu sagen, ein förmliches Mineralienkabinet. Man mußte die kleinen Thäler durchreisen, welche zum rothen Meere führen, und entdeckte hier andere Mineralien, die nicht in so großen Massen vorkommen; in einem derselben fand man namentlich die Smaragdmine, aus der sämmtliche Smaragde des Alterthums kamen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 24. December 1829.

Vorgestern wurde auf dem Königstädtischen Theater zum ersten Male aufgeführt: „Das Pfefferrösel, oder: die Frankfurter Messe im Jahre 1297," ein Gemälde der Vorzeit, von Charlotte Birch-Pfeiffer, der in Deutschland rühmlich bekannten Schauspielerin. Vor dem Richterstuhl einer philosophischen Aesthetik, die in jedem dramatischen Werke einen lebendig-quillenden Centralpunkt (eine Grundidee) verlangt, dürfte dieses Stück kaum Gnade finden; eben so wenig vor andern Kunstrichtern, die nur das absolute Trauerspiel, das absolute Lustspiel, doch keine Mittelgattung statuiren. Dennoch hat dieses Drama bereits in Wien, Prag, Hamburg und nun auch hier in Berlin einen ungetheilten und wahrlich nicht alltäglichen Beifall erhalten. Der Stoff kann, durch schlagende Neuheit, diesen Eindruck nicht bewirkt haben; denn Rettungsgeschichten und Entlarvung und Bestrafung eines Bösewichts, und schüchterne und siegende Liebe sind hundert Mal unbeachtet auf den Brettern vorübergegangen. Auch die Charaktere sind es nicht, die das Stück tragen und heben; zwar kann man sie nicht verzeichnet nennen, vielleicht aber nur deßhalb, weil ihre Umrisse verschwimmen; sie sind überdieß weder neu und prägnant, noch durch Leidenschaft und inneren Kampf hervorgehoben. Noch weniger hat der äußere Glanz das Glück dieses Schauspiels gemacht. Die Direktion des hiesigen Privattheaters hat zwar ihr Mögliches zu würdiger Ausstattung des Ganzen gethan; aber die Frankfurter Messe auf dem Königstädtischen Theater konnte unmöglich ein Publikum begeistern, das ja auf der königlichen Bühne nicht nur den prächtigen Markt von Neapel, nein! selbst den Ausbruch des flammenspeienden Vesuvs, dieses non plus ultra der heutigen Schaubühnenkunst, sah und also (ich finde keinen deutschen Ausdruck) so blasé ist, daß es nur der wirkliche bengalische Untergang der ganzen bunten Bretterwelt einigermaßen reizen könnte. — Wenn nun dieses Stück weder durch tiefe, innere Kraft anzieht, noch durch äußerlichen Glanz besticht, so entsteht wohl die Frage: wodurch es sich die allgemeine Gunst erwirbt? — Die wohlfeilste Antwort wäre: „Es gefällt eben der Menge!" Aber obwohl man unter dem Ausdruck: „die Menge," gewöhnlich eine ungebildete Masse, im Gegensatz eines kleinen kunstsinnigen Publikums versteht, so hat heut zu Tage das kunstsinnige Publikum so um sich gegriffen, es besteht aus einer so zahllosen Anhäufung von ästhetischen, gelehrten und anticipando kritischen Köpfen, daß sich der obige Gegensatz umgekehrt hat: das activ-kritische Publikum ist die größere Menge geworden, während die ehemalige, dem Kunstwerk passiv sich hingebende Menge so zusammengeschmolzen ist, daß man Gefahr läuft, sie für das kleinere und bessere Publikum zu halten. Jene Antwort also ist nicht abweisend, wie sie es doch seyn will, nein! ganz im Gegentheil! ein Stück, das heut zu Tage der Menge gefällt, gefällt dem kritischen Zeitgeist in Person, und was dazu gehört, das weiß er selbst nicht. Daher, wenn dieses Drama nur der vorzüglich ausgezeichneten Menge gefallen hätte, würde ich, über die Ursache auch nur nachzudenken, mich gewiß nicht erdreistet haben; so aber hat es allgemein gefallen, und da überhebe ich mich denn wohl nicht, wenn ich das „Wie so?" aufzufinden suche.

Eine Unterscheidung, auf die ich längst schon in diesen Blättern, und vielleicht zuerst, scharf und streng hinwies, die Unterscheidung eines dramatischen Gedichts und eines theatralischen Drama's, eines dramatischen und eines Bühnendichters — man hat sich von vielen Seiten dagegen erhoben, hat sie durchaus nicht wollen gelten lassen. Auf dem Standpunkt, wohin sich meine Gegner stellten, waren sie durchaus nicht zu bestreiten; es war jener höchste, wo das dramatische Gedicht auch den Forderungen der möglichen theatralischen Darstellung und ihrer bedingten Effekte genügt; wo der bretterkundige Autor, der für die reale, ja für eine bestimmte Bühne schreibt, zugleich ein gehaltvoller, tiefsinnig-dramatischer Dichter ist. Von diesem höchsten und nur von dem seltenen Genius erreichten Standpunkt hatte ich aber, mit vollem Bewußtseyn, abgesehen, und nicht von dem Ideal, was da seyn soll, gesprochen, sondern von der Wirklichkeit, die da ist. In diesem Gebiete entscheidet die Thatsache; die Thatsache aber ist, daß unter zwanzig dramatischen Werken, die in Deutschland geschrieben werden, nur ein einziges darstellbares ist, und unter zwanzig solcher darstellbaren Stücke sich wieder nur ein einziges befindet, das die nothwendigen Bedingungen der theatralischen Oekonomie und Gedrängtheit, der Fernmalerei, der Lichteffekte, prägnanter Situationen, kurz alles das erfüllt, was — nicht etwa eine ideale — sondern unsere in der Wirklichkeit existirende Bühne, sammt ihrem Publikum, verlangt. Es fehlt unserer jüngsten Zeit keineswegs an talentreichen dramatischen Gedichten, die den Leser fesseln und erfreuen; aber selbst die vorzüglichsten dieser Dichtungen, die auf der Bühne versucht wurden, sind, trotz aller Empfehlung achtbarer Kritiker, spurlos vorübergegangen; denn es fehlte ihren Autoren jene Bretterkenntniß, die selbst der genialste Dichter sich erst erwerben muß, und die keine Theorie, kein einsames Studium, sondern nur die Bühne selbst und der eigene Versuch lehren. Die faktische Verschiedenheit eines dramatischen und eines Bühnen-Dichters ist also nicht zu bestreiten. Kotzebue, in dem werthlosesten seiner Kalenderstückchen, ist Bühnendichter; Ludwig Tieck, in der genialsten seiner dramatischen Dichtungen, ist es nicht, oder hat es vielleicht zu seyn verschmäht.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 20.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 23. Januar 1830.

— Diese vergöttern
Ein Krokodil, die zittern dem schlangengemästeten Ibis. —
Katzen allhier, dort Fische des Nilstroms betet man an. —

Juvenal.

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

(Fortsetzung.)

Die Art, wie die Egypter die harten Steine, den Porphyr, den Granit, bearbeiteten, beweist, daß sie sehr scharfe Werkzeuge hatten und folglich sich auf das Härten wohl verstanden. Zwar hat man in ihren Städten und Gräbern nur wenig Eisen gefunden; dieß kömmt aber daher, daß sich dieses Metall so leicht zerstört. Man findet überdieß verschiedene andere Metalle, unter andern Bronze und Gold von seltener Reinheit. Sie kannten all unser Schmelzwerk, unser Porzellan; sie verstanden die glänzendsten, dauerhaftesten Farben zu bereiten, sogar Ultramarin, kurz, in allen chemischen Kenntnissen waren sie ohne Vergleich weiter, als es Griechen und Römer je gebracht haben.

Wir erwähnten bereits, daß der Gebrauch, heilige Thiere in den Tempeln zu halten, die Egypter in Stand setzte, ihre Sitten und ihren Bau genau zu beobachten; die gemalten oder in Stein gehauenen Abbildungen derselben sind aber auch vollkommen getreu. Wir finden auf ihren Monumenten mehr denn fünfzig Thierarten so treffend dargestellt, daß man sie, selbst wenn die Figuren in kleinem Maaßstabe und blos im Umrisse gezeichnet sind, auf den ersten Blick erkennt. So sehen wir auf ihren Bildwerken die große Antilope, den Orix, die Girafe, den langohrigen Hasen, den Sperber, den Geier, die egyptische Gans, die Wachtel, den Kibitz, den Ibis u. s. w. Gau gibt in seinem Werke über Egypten die Abbildung von einem Gemälde, das den Triumph eines egyptischen Königs vorstellt; man sieht darauf die besiegten Völker dem Eroberer die Thiere, die ihren Ländern eigen sind, huldigend darbringen; man bemerkt darunter den Jägertieger, den wir in Europa erst seit etlichen und dreißig Jahren kennen, die Natter, (Coluber haje) das Krokodil u. s. w. Jeder Naturkundige erkennt sicher jedes Thier, sogar Insekten und Fische. Auf einem Bildwerk bei Caillaud, das einen Fischfang vorstellt, sieht man über fünf-und-zwanzig Arten von Fischen; Welse, Karpfen, andere, Egypten eigenthümliche, sonderbar gestaltete Fische sind so treu dargestellt, daß man sie augenblicklich erkennt.

Es läßt sich wohl schwerlich annehmen, daß ein Volk, das die Natur so fleißig und mit solchem Erfolg beobachtete, dabei stehen geblieben seyn sollte, einzelne Beobachtungen zu sammeln, ohne einen Versuch zu machen, sie durch Theorie zu verknüpfen und sich zu Grundsätzen zu erheben. Man darf wohl sicher voraussetzen, daß zu einer gewissen Zeit die Priester, außer den philosophischen und gottesdienstlichen Lehren, auch im Besitze von eigentlich wissenschaftlichen Theorien waren, und diese sind wohl erst in Folge des Drucks, unter welchem die Priesterkaste zur Zeit der persischen Eroberung seufzte, verloren gegangen. Den Häuptern der aus Egypten auswandernden Kolonien mochten wohl im Allgemeinen nur wenige

der Kenntnisse eigen seyn, in deren Besitz jene bevorrechtete Kaste war; sie nahmen nur die Praxis mit sich. Ganz anders aber verhielt es sich mit dem Gesetzgeber der Juden; er war von den egyptischen Priestern erzogen worden, und kannte nicht allein ihre Künste, sondern auch ihre philosophischen Lehren. Viele Spuren in den Büchern Mosis beweisen, daß er über manche höchst wichtige Punkte der Naturphilosophie sehr richtige Begriffe hatte. Besonders ist seine Lehre von der Schöpfung der Welt, rein wissenschaftlich betrachtet, höchst merkwürdig, denn die Ordnung, in der er die verschiedenen Wesen geschaffen werden läßt, ist genau dieselbe, auf welche die Geologie führt. Nach der Genesis wurden, nachdem Himmel und Erde geschaffen und es Licht geworden war, zuerst die Pflanzen, dann die Wasserthiere, dann die Landthiere, und am lezten von allen der Mensch geschaffen. Ganz dasselbe lehrt uns die Geologie. In den ältesten, und folglich am tiefsten liegenden Gebilden der Erde findet man keine Spur von organischen Wesen, die Erde hatte noch keine Bewohner. Weiter nach oben zu aber erscheinen auf einmal Ueberreste organischer Körper, und zwar zuerst Muscheln und Fische, dann, je näher die Erdschichten der Oberfläche rücken, große Reptilien, endlich Knochen von vierfüßigen Thieren. Menschliche Gebeine aber findet man blos im aufgeschwemmten Land, in Höhlen und Felsenspalten, zum Beweise, daß der Mensch erst nach allen übrigen Thiergeschlechtern auf der Erde erschienen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

Severin war aufgesprungen. Er sah den erzählenden Bendix entsezt an. Die Entdeckung, daß seine Ahnungen mehr seyn könnten, als eine Täuschung irrender Gefühle, machte fast einen Eindruck auf ihn, als erblicke er ein Gespenst. „Habe ich recht gehört?" sprach er gepreßt. „Veit, jener Soldat —" — Dein zweiter Vater," unterbrach ihn Bendix, „der Dich dem dritten, dem alten Thomas, übergab. Mein Ruf hatte ihn erweckt. Er fuhr ängstlich empor, er starrte mich an mit Blicken, die Schreck und Entsetzen aussprachen. „Bendix, verrath mich nicht!" schrie er in dem alt bekannten Tone. Gleich darauf aber raffte er sich empor, schlug das Fenster zu, das von innen mit einem dichten Vorhange bedeckt war, und ließ mich stehen. Ich lief an die Hausthüre; sie war verschlossen. Ich schrie und machte Lärm, Niemand antwortete mir. Da beschloß ich, erst Dich aufzusuchen, um Dir die seltsame Geschichte mitzutheilen. Dich geht sie am nächsten an, Du bist der Held des Stücks, Du hast das Orakel aufzusuchen, damit es Dir sagt, wer Du bist, was in der That an Dir ist, und ob Deine eigentliche Persönlichkeit die Mühe lohnt, aus dem bisherigen Inkognito hervorzutreten."

Severin nahm den Vorschlag des Gefährten, nach dem Bauernhause zu neuen Versuchen zurückzukehren, sogleich an. Er fühlte sich stürmisch bewegt. Er dachte nicht mehr an eine Standeserhebung, die ihn betreffen könne, er dachte nur an Theresen, wie diese sich in eine Wendung der Dinge, sey sie welche sie wolle, finden werde. Es war ihm, als stehe er jezt vor der verschlossenen Pforte seiner Zukunft, die sich nun aufthun müsse, hinter der aber eben so wohl ein Ungeheuer, als ein beglückender Genius lauern könne. Mit hastigen Schritten eilte er den Berg hinab. Bendix holte ihn erst am Fuße desselben ein. In der nächsten Minute standen sie vor dem Bauernhause. Die Thüre war offen. Auf dem Flure fanden sie eine junge Bäurin mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt. Auf ihre Frage nach dem Bettler mit dem Stelzfuße, berichtete diese, der arme Mann wohne allerdings bei ihr, sie habe ihn aber am heutigen Morgen nicht gesehen, da sie frühe im Felde zu thun gehabt und bei ihrer Rückkehr ihn nicht mehr zu Hause angetroffen habe. Seinen Namen kannte sie nicht. Seit dem Anfange des Sommers ungefähr, theilte sie ferner mit, befinde er sich hier, und berichtige immer pünktlich die wöchentliche Miethe, was er auch recht wohl vermöge, da die Badeherrschaften großes Mitleid mit ihm hätten und ihn reichlich beschenkten. Er erzähle gern und viel aus seinem frühern Kriegsleben. Uebrigens treibe er sich den Tag hindurch im Bade umher, wo er allerlei kleine Kommissionen übernehme, und kehre erst Nachts zurück. Severin und Bendix sahen ein, daß sie sich bis dahin gedulden mußten, wenn nicht etwa ein günstiger Zufall ihnen den Invaliden entgegenführte. Sie gaben der Bäurin ein Stück Geld, und empfahlen ihr, den Miethsmann nichts von ihrem Besuche und ihren Erkundigungen merken zu lassen. Das Weib lächelte verschmitzt. „Sie wollen ihn sicherlich mit einer Wohlthat überraschen," sagte sie, indem sie die Männer über die Schwelle begleitete. „Ich verrathe gewiß nichts. Wenn Sie befehlen, will ich Sie diesen Abend um zehn Uhr still einlassen." — „Ganz richtig!" antwortete Bendix. „Wir haben etwas Gutes mit ihm im Sinne, aber er darf's nicht vorauswissen. Thu Dir Gewalt an, Frau, und sey verschwiegen. Auch Dein Schade soll's nicht seyn. Punkt zehn Uhr sind wir da."

Sie trieben sich bis zum Mittage in den Promenaden und an den Orten umher, wo sie den lahmen Bettler zu finden hoffen durften. Ihre Mühe war vergebens. Seine auffallende Gestalt trat ihnen nirgends entgegen, und sie mußten sich unverrichteter Sache nach Hause verfügen, wo sie die übrigen beim Mittagstische versammelt fanden.

Therese konnte nicht fertig werden, die Güte der jungen Gräfin, ihre Freude zu schildern, als sie erfahren, daß ihre Lehrerin auf dem Landsitze des Vaters glückliche Stunden verlebt habe. Sie fragte nach Allem, sie ließ sich jede einzelne Person, die an dem Konzert- und Ballabende auf dem Schlosse gegenwärtig gewesen, genau beschreiben, sie erkannte sie wieder und ergötzte sich in unbefangenem Frohsinn an diesem Rathspiele. Die innigste Liebe und Verehrung gegen den würdigen Grafen leuchtete aus Allem, was sie sagte, hervor. Nach Baron Lingen erkundigte sie sich nur flüchtig und zerstreut. Sie schien Theresens ausweichende Antwort zu überhören, ihre Verlegenheit nicht zu bemerken. Ihren Vater erwartete sie gegen das Ende der Badezeit, wo er versprochen habe sie abzuholen. So große Liebe auch bei jeder Aeußerung, die diesen betraf, der Ton ihrer Stimme, der Blick ihres Auges an den Tag legte, so deutete doch ein unwillkührlicher Seufzer, als sie der Heimreise erwähnte, auf ein still gehegtes, mächtiges Gefühl, das dieser widerstrebte. In ihrer Gesellschaft befand sich nur eine bejahrte Kammerfrau. Diese schien großen Einfluß auf die junge Dame zu üben, und wurde von ihr wie eine ältere Freundin, nicht aber wie eine Dienerin behandelt. Als die Unterrichtsstunde zu Ende ging und Therese sich eben entfernen wollte, trat ein junger Mann herein, den Gräfin Emilie Cousin nannte. Er war der Sohn der Tante, bei der die Comtesse einige Monate zugebracht hatte, und vor einigen Tagen von dem Gute seiner Mutter herübergekommen, um nach der lieblichen Verwandtin zu sehen. Sein ganzes Aeußeres, sein Benehmen, seine Sprache hatten etwas sehr Zartes, doch nichts Süßliches und Unmännliches. Ein Zug von sanfter Schwermuth verlieh dem feinen Antlitze einen besondern Reiz, und jede seiner Bewegungen zeugte von einem richtigen und tiefen Gefühl für alles, was Anstand und Sitte geboten. Therese bemerkte mit weiblichem Scharfblicke, daß Emilie bei dem Eintritte ihres Cousins erröthete, daß ihre Brust sich höher hob und ihre Hände von einem leisen Zittern befallen wurden. Nun konnte sie sich jenen Seufzer erklären, nun erkannte sie, daß ihn die Abneigung gegen die Verbindung mit Lingen, aber nicht der Widerwille gegen die Heimreise veranlaßt habe.

Man sprach noch am traulichen Mittagstische über diese Dinge und Thomas stellte die Behauptung auf: man müsse der jungen Gräfin zu Hülfe kommen und dem Grafen die Augen öffnen über Lingens Schlechtigkeit, als an die Zimmerthüre geklopft wurde und jene Kammerfrau Emiliens, deren Therese gedacht hatte, hereintrat. Sie blieb wie versteinert auf der Schwelle stehen und sah mit starren Blicken nach Severin, welcher der Thüre gerade gegenübersaß. Ihre Betroffenheit dauerte so lange, bis Therese aufgestanden war und ihr mit der Einladung, sich niederzulassen, entgegentrat. Nur mühsam und nach und nach vermochte sie sich zu fassen. Sie stammelte eine Entschuldigung, daß sie störe, und verlangte für ihre junge Gräfin ein Musikstück, von welchem diese am heutigen Morgen mit Theresen gesprochen hatte. Während das Mädchen nach den Noten suchte, kehrten die Blicke der Botin immer auf Severin zurück, der zu sehr mit sich selbst beschäftigt war, um die Aufmerksamkeit, die man ihm widmete, zu bemerken. Ihm lag immerwährend der Stelzfuß im Sinne, und die Offenbarungen, die er von der Zusammenkunft am heutigen Abende erwartete, peinigten ihn mit den wunderlichsten Zweifeln. Er und Bendix hatten den Uebrigen die Ereignisse dieses Morgens verschwiegen. Sie wollten erst zu irgend einer Gewißheit kommen, und dann den ehemaligen Soldaten Veit bei den Landsleuten einführen und ihn selbst sprechen und erzählen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Entdeckungen und Versuche in Indien.

Der Reisende, Kapitän Herbert, dem man schon viele Nachrichten über die Kette des Himalayagebirges verdankt, ist voriges Jahr in diesem Gebirge bis über den Paß Oota-Dhoora vorgedrungen, der auf der Grenze der chinesischen Tartarei liegt und nach Gertokh führt, wo der größte Markt weit und breit gehalten wird. Dieser Paß liegt 17,780 Fuß über dem Meer; es hatte ihn bisher noch kein Europäer betreten. Die Straße, die dadurch führt, ist blos zwei Monate im Jahr gangbar, die zehn übrigen mit Schnee verschüttet. Sie läuft eine ganze Tagreise lang über Gebirgsrücken, die sich noch mehr als tausend Fuß über die Grenze erheben, von wo an kein Strauch mehr wächst. Die tartarischen Kaufleute benutzen diese Straße, so lange sie von Schnee frei ist, und schaffen darauf gegen 180,000 Pfund Salz und Borax auf etwa 7000 Schaafen fort, den einzigen Lastthieren, die man im Himalaya kennt.

Die englischen Gelehrten forschen in den neuen Provinzen des brittischen Reichs in Indien aufs Eifrigste nach Naturprodukten, die in Europa für Gewerbfleiß, Künste und Ackerbau von Nutzen werden können. Vor Kurzem wurde ein botanischer Garten zwischen dem Ganges und der Jumna für Gewächse, die sich vielleicht mit Nutzen nach Europa verpflanzen ließen, eingerichtet. Man hat dazu einen 6500 Fuß hohen, nördlich gelegenen Punkt gewählt, wo mitten in Hindostan eine Temperatur wie etwa im Süden unsers Kontinents herrscht. Unter den Ge-

wachsen, die daselbst gezogen werden, befindet sich eine Art Seidelbast (daphne cannalima), woraus im Nepal Papier bereitet wird; ein Strauch (symplocus racemosa), dessen Rinde einen Farbstoff liefert; eine Weizenart, die aus der asiatischen Central-Hochebene kommt, wo sie auf der Grenze der chinesischen Tartarei, in der Höhe von 10,600 Fuß, gedeiht, und eine Gerstenart (hordeum celeste), die man im Himalayagebirge auf Feldern erndtet, welche 12,000 Fuß über dem Meer liegen, also beinahe so hoch, als die Gipfel der Alpen, z. B. die Jungfrau. Diese Früchte werden im Oktober gesäet und reifen zu Ende Aprils.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 24. December.

(Beschluß.)

Es ist hier der Ort nicht, um zu zeigen, wie innig die seltene Erscheinung eines Bühnendichters in obigem Sinne mit unserer Nationalität zusammenhängt, und wie das Theater überhaupt ein fremdes, ein südlicheres Gewächs ist, dem weder die einsame Innerlichkeit, noch die kalte Betrachtung des Nordens zusagt. Genug, wenn auf die Thatsache hingewiesen wird, daß wir — nach einer schönen und leider nur zu kurzen Pause — uns wieder zu den Franzosen hinwenden, oder, wenn man will, hinwenden müssen, um das Repertorium unserer Bühne zu erneuen. Hat sich nun in einer solchen Periode der allgemeine Geschmack, einerseits zu dem Flüchtigen und Skizzenhaften, anderseits zu der süßen träumerischen Glanzwelt der Oper hingewendet, vermag man in diesen Sphären den überreizten Sinn nicht mehr zu befriedigen, wie sehr man sich auch überbietet, wie weit auch Alles herkommt: so wird in dem Publikum eine Stimmung sich einfinden, eine unbewußte Sehnsucht nach wesentlichem Inhalt, ein Heimwehgefühl nach eigener Art und Kunst. — Dieses Gefühl eines lang hintangestellten und unbefriedigten Bedürfnisses ist es nun, welches dem bühnengerechten Drama der Mad. Birch-Pfeifer die Pforten des freudigen und allgemeinen Beifalls eröffnete. Ich sage: das bühnengerechte Drama. Wie viele beliebte französische Neuigkeiten verdanken ihr Glück nur diesem Verdienst, wie viele größere deutsche Dramen scheiterten nur deßhalb, weil sie nicht bühnengerecht waren! Das Drama der Mad. Birch-Pfeifer ist es im vollsten Maße, beweist aufs Neue den Werth und die Unentbehrlichkeit der Bretterkenntniß für den dramatischen Dichter, und verdient, schon in dieser Hinsicht allein, die Beachtung und Anerkennung der strengsten Kritik. Lebendigkeit und Gedrängtheit, natürliche Entfaltung einer Scene aus der andern, bei klarer Motivirung der Begebenheiten, richtige Eintheilung der fünf Akte, rasches Fortschreiten der Handlung ohne Stillstand und Breite, und eine neue, sehr effektreiche Situation (es ist wahrlich leichter, dagegen zu deklamiren, als sie zu erfinden!) zeichnen dieses Drama vor vielen andern rühmlich aus. Wahrhaft poetisch ist die Exposition, oder vielmehr der erste Akt, der ein Vorspiel bildet und sich zu den folgenden — man darf ja dem Kleineren das Größere vergleichen — ungefähr wie „Wallensteins Lager" zu jener grandiosen Tragödie verhält. Wie dort das Lager, so gibt uns hier die bewegte Frankfurter Messe ein Bild, das den Zuschauer in jene Zeit versetzen soll, in welcher die folgenden Begebenheiten sich zutragen, deren Fäden hier schon angeknüpft werden, und deren Hauptpersonen hier schon vorübergehen. Gerade diesen Akt nun tadelt eine hiesige politische Zeitung schlechthin; dagegen ist nichts zu sagen, denn warum sollte ein individuelles Mißfallen sich nicht aussprechen dürfen? Aber wenn da weiter gedruckt steht, daß dieser Akt „nicht recht Effekt machen wollte, die Zuschauer nicht besonders ansprach," so ist diese Behauptung ein Druckfehler, indem das Stück sogleich die Aufmerksamkeit der Zuhörer fesselte, gleich mitten in den Schauplatz der Begebenheiten versezte, und auch nicht einen Moment lang jene Stimmung eintrat, die, wenn ein Stück weitschichtig wird, ich möchte sagen in der Atmosphäre, drückend wie Gewitterluft, zu fühlen ist. Auch hat wohl jene Zeitung nur sagen wollen, daß die Intention dieses Vorspiels großartiger ist, als dessen Ausführung, und hiermit fand ich kunstverständige Freunde nicht nur einverstanden, sondern, ihrer Ansicht zufolge, würde dieses Stück zu den würdigsten seiner Gattung gehören, wenn ihm nicht überhaupt eine lezte Vollendung der Ausführung fehlte. Dieser Mangel wird besonders in den unbestimmten Umrissen und der blassen und eintönigen Färbung der Charaktere bemerkbar, die — mit Ausnahme der Heldin, welche auf eigene Weise naiv ist — sämmtlich Schärfe und Individualität entbehren. Auch in der Sprache, die, unstät, weder dem Vers, noch der Prosa sich bequemt, wird dieser Mangel an künstlerischer Ausführung fühlbar. Würden vielleicht alle Personen in jambischen Versen und nur die Heldin in bald naiver, bald sich erhebender Prosa sprechen, so wäre in der äußern Form auch die hier treffliche Intention der Künstlerin erreicht worden. Dessen ungeachtet bleibt dieses Drama, als das Werk einer bühnenkundigen Schauspielerin und im Gegensatz so mancher undarstellbarer dramatischen Dichtungen, höchst beachtungswerth; der Beifall aber, den es sich in dieser Zeit der Uebersättigung und der verwirrtesten Anforderungen erwarb, eine hoffnungsreiche Erscheinung, ein Phänomen, welches auf einen vielleicht nahen Frieden zwischen dem Publikum und dem rezitirenden Schauspiel deutet. Die löbl. Direktion des Theaters zu Frankfurt am Main wird sich hoffentlich dieses vaterstädtische Drama nicht entgehen lassen, um so weniger, als es eine bekannte Erzählung des Hrn. Dr. Döring zur Quelle hat.

Ludwig Robert.

Auflösung des Räthsels in Nro. 14:

Die Sinne.

Räthsel.

Ich bin ein leichtes, flücht'ges Wesen;
Ins Ungemeßne geht mein Drang;
Läßt du mich frei, leb' ich nicht lang,
Gleich bin ich, was ich erst gewesen.

Doch werd' ich klug im Bann gehalten,
Sträub' ich mich furchtbar, und es schafft
Ein Wunder die gezähmte Kraft,
Das einst die Welt wird umgestalten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 21.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 25. Januar 1830.

Seht die Schaar der horchenden Entzückten,
Mitleiden Sänger, Virtuosen,
Kunstliebhaber, Musen-Nachrichtgeber!

Herder.

Eine Stimme aus Italien über Paganini.

Rom, im Januar 1830.

Ganz Rom, ja, wie ich höre und lese, ganz Italien schwimmt in Entzücken wegen des ungemessenen Beifalls, den Paganini im Auslande, besonders in Deutschland, erhält. Alles triumphirt, als wenn es bisher noch keinen italienischen Geiger gegeben hätte, der außer Italien mit Beifall gehört worden. Daß es Italiener sind, welche die Geigenkunst erfunden, ausgebildet und bis zu demjenigen Gipfel der Vollkommenheit, welche der wahren Kunst, nicht dem Charlatanismus, erreichbar ist, emporgehoben haben, daß es Italiener sind, welchen Europa die Erfindung der Instrumentalmusik, insbesondere des Quartetts, zu verdanken hat, ja, daß vielleicht ohne Boccherini der große Haydn selbst nicht geworden wäre, was er war, dieß und viele andere dergleichen musikalische Dinge weiß, vielleicht mit Ausnahme eines Einzigen von Zehntausenden, die heutige italienische Generation nicht. Dieser Unwissenheit in der älteren musikalischen Geschichte Italiens ist es zuzuschreiben, daß sich die Italiener vom Beifalle, welchen Paganini im Auslande erhält, auf eine Weise geschmeichelt fühlen, als würde er ihnen selbst ertheilt. Sie wähnen nun die vermeintliche Schmach, als habe Italien bis jezt noch keinen großen Instrumentalisten aufzuweisen gehabt, von sich abgewaschen zu sehen. Eins nur können sie nicht begreifen, nämlich die großen Einnahmen, welche Paganini in Deutschland hat; in Italien hat man ihm, wie allen andern Künstlern, um mit Figaro zu sprechen, molto onore, poco contante gegeben; ja es ist ihm so schwer gefallen, von seinen Konzerten mehr als den allermäßigsten Ueberschuß zu haben, daß er, während seiner lezten Anwesenheit vor drei Jahren, eine junge, sehr artige Neapolitanerin mit sich brachte, welche ihn mit ihrem Gesange unterstützen mußte, und die ihn, so hieß es allgemein, in derselben Absicht in's Ausland begleiten sollte. Wenn er schon in Italien vermöglich gewesen ist, (was ich nicht weiß, denn der Vorwurf des Geizes, den er hier, wie überall, über sich ergehen lassen mußte, wird oft selbst den ärmsten Teufeln gemacht) so haben ihn sicher seine Konzerte nicht dazu gemacht. Ueberdem hat er von 1815 bis 1822 zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in Neapel gelebt, ohne, so viel ich weiß, ein einziges Mal öffentlich aufzutreten. Die deutschen Kenner haben ihren Charakter nicht verläugnet: sie sind ob der nie gehörten Kunstfertigkeit Paganinis bis in den dritten Himmel entzückt worden. Der eine will sein Künstlerleben, der andere sogar seine Kunst, die Geige zu spielen, schreiben, und ein dritter hascht nach Anekdoten aus seinem Privatleben; alle aber kommen darin überein, daß Paganini der größte Künstler sey, den bis jezt die Welt erblickt. Ich gehe noch weiter, mir scheint er nicht nur für Einen, sondern für tausend Künstler zu gelten, oder mit andern Worten, mir scheint er ein Tausendkünstler zu seyn. Ist ihm oder seinen blinden Verehrern dieß Lob um die Hälfte zu groß, so hängt es nur von ihm ab, es um eben so viel

zu verkürzen; er braucht nur vor einer Auswahl wahrhafter Musikkenner, nicht vor berauschten Enthusiasten, ein *fremdes* Konzert ohne alle außerwesentliche Beimischung, das heißt ohne zerhackendes Staccato, ohne trommelstockartiges Tanzen des Geigenbogens, ohne Fistelflageolett, ohne mit dem Daumen gekniffene Baßnoten, und wie sonst noch die bewunderten Eigenthümlichkeiten seines Spiels heißen mögen, aber mit wahrer Virtuosität vorzutragen, das heißt im einfachen, würdevollen Style, mit haarscharfer Abwägung des qualitativen und quantitativen Werths jeder einzelnen Note, mit vernünftiger Vertheilung von Licht und Schatten (worunter ich etwas anderes verstehe, als die beliebte Laternamagika-Manier, welche ohne alle Gradation auf die tiefste Finsterniß der Mitternacht die blendendste Helle des Mittags folgen läßt), vorzüglich aber mit jener Haltung und Bildung des Tons, welche diesen anspinnt, ausspinnt und ihm die gehörige Rundung und Prallheit zu geben weiß, ohne ihn jeden Augenblick abzureißen und wieder anzuknüpfen — er braucht nur, sage ich, ein *fremdes* Konzert auf diese Weise vorzutragen, und augenblicklich soll er aus einem *Tausendkünstler* wieder zum *Künstler* werden, ja ich will ihn aus den Cardinalibus in die Ordinalia versetzen, und ihn nicht *einen*, sondern den *ersten* Künstler nennen. So lange er sich aber dieser Probe nicht unterzogen haben, so lange ihm noch seine Hexensonate das Non plus ultra des Ausdrucks auf der Geige und das Sprechen zum Zwergfelle verdienstlicher als das zum Herzen scheinen wird, so lange dürfte der deutsche Enthusiast wohl daran thun, seine *Paganinische Geigenkunst* ungeschrieben zu lassen, um sich nicht zum Hehler einer musikalischen Taschendieberei zu machen. Wenn übrigens indiskrete Freunde auch in Paganinis Privatleben, wenn sie ihm sogar *in den Mund geschaut* haben (eine Neugierde, welche in der That naiver ist, als sie auf den ersten Blick scheint), so ist ein solches Benehmen ein neuer Beweis von der alten Wahrheit, daß man in Deutschland stets de omnibus rebus et de quibusdam aliis spricht. Erklärt Paganini das Gerücht, er habe wegen Vergiftung seiner Gattin, Theilnahme an hochverrätherischen Umtrieben, oder aus ähnlichen Ursachen eine Gefangenschaft von mehreren Jahren ausgestanden, für Verläumdung, so thut er wohl daran, denn hätte ersteres Grund, so wäre leztere entehrend für ihn. Scheint es ihm aber rathsam, überhaupt den Verhaft zu läugnen, so heißt dieß für einen Italiener con poca politica handeln. Tausende in Italien wissen, daß er um 1811 — 1813 über zwei Jahre im Gefängnisse zugebracht hat. Die wahre Ursache will Niemand kennen; darin kommen aber alle überein, daß eine *Frau* die Veranlassung dazu gewesen ist. Ob er im Verhafte auf einer oder auf vier Saiten gespielt hat, weiß ich nicht; wohl aber, daß er sich dort unablässig auf der Geige geübt hat. Ueber die Art, diese zu stimmen, sind in Italien, und, wie ich lese, jezt auch in Deutschland, die lächerlichsten Gerüchte verbreitet worden; man staunt es wie ein Wunder an, daß er auf einer verstimmten Geige spielt. Seine Geige ist aber nicht *verstimmt*, sondern im Gegentheile mit großem Fleiße *gestimmt*, und zwar auf eine Art, wie sie von ihm ausgesonnen und seit einem Dutzend von Jahren, Behufs eines oder des andern Stücks, eingeübt worden ist. In Rom hat er, um das Taschenspielerstückchen unter die Leute zu bringen, den Kunstgriff gebraucht, in der Probe während des Spiels mit Fleiß eine Saite von der Geige zu reißen und dann ein Orchestermitglied zu bitten, sie ihm wieder aufzuziehen. Als die Saite saß, wollte sie natürlich mit den übrigen keine Quinte stimmen, und der erstaunte Musiker verkündete seinen Gefährten, Paganini spiele auf einer verstimmten Geige.

Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

Die Kammerfrau hatte indessen mit *Bendix* und *Claren* eine Unterhaltung angeknüpft. Diese betraf ihren Aufenthalt auf dem Gute des Grafen *Werben*, die Hoffnung der Gesellschafterin *Emiliens*, bald dahin zurückzukehren, indem sie äußerte, eine erfreuliche Ueberraschung liege ganz in des alten Herrn Art, und sie erwarte jeden Tag, ihn ankommen zu sehen, obschon Comtesse *Emilie* diese Hoffnung nicht mit ihr theile. Als ihr *Therese* die verlangte Musik eingehändigt hatte und sie schon zum Fortgehen aufgestanden war, wandte sie sich plötzlich zu *Severin* und sagte: „Verzeihen Sie, mein Herr, wenn ich frage, ob auch Sie von böhmischer Abkunft sind? Ich kann es mir kaum denken. Ihr ganzes Aeußeres verräth den Nordländer." Es lag der Ausdruck einer seltsamen Spannung in den Gesichtszügen der Frau, als sie diese Worte sprach. „O mein Gott!" fuhr *Severin* wie aus einem Traume auf; „weiß ich denn selbst, woher und was ich bin? So viel ist gewiß, daß ich mich in meinem vierten Jahre in *Böhmen* befand und es seitdem nicht verlassen habe, bis vor einigen Monaten." Die Kammerfrau schwieg. Sie sah noch einmal nachdenklich den jungen Mann an, dann entfernte sie sich mit einer geheimnißvollen Miene, die jedoch nur von *Bendix* bemerkt wurde. Dieser stand jezt auf, trat hinter *Severin* und flüsterte ihm in's Ohr: „Courage, mein Junge! ehe dieser Tag sein Solo durchgespielt hat, wissen wir mehr. Das hinkende Orakel muß beichten. Wahrscheinlich heißest Du heute zum lezten Mal *Severin* und morgen — ja! wer kann das wissen? *Alexander*, *Ferdinand*, *Theodorich* — kein Name ist zu gut, daß er nicht der Deinige werden könnte."

Severin hatte keine Ruhe in seinem Zimmer. Er lief hinaus ins Thal und auf die Berge, er war unzufrieden mit sich, daß er die Ruhe und Heiterkeit seines Gemüthes von chimärischen Hoffnungen hatte verdrängen lassen. Wer war ihm Bürge, daß, wenn er nun seine Geburt, Eltern und Verwandte kennen lernen würde, mit dieser Erfahrung nicht Verhältnisse verknüpft seyn könnten, die seine Verbindung mit Theresen bedroheten? Für die Geliebte war er jedoch entschlossen, Alles aufzuopfern, Allem zu entsagen. Er warf sich auf einen Felsenüberhang nieder, der einen der Berge krönte. Das Thal mit dem Badeorte lag offen zu seinen Füßen. Die Abendsonne begrüßte es mit ihren schrägen Strahlen. Es dünkte ihn, als summten aus der Tiefe harmonische Töne herauf, durch sein Fernrohr erblickte er in einem Garten seine Freunde, von einer ansehnlichen Gesellschaft umringt. Jetzt fiel ihm ein, daß auch er von der Parthie hätte seyn sollen; aber es wäre ihm heute unmöglich gewesen, Musik zu machen. Er sah in die Abendröthe und lauschte der flüsternden Musik. „Dein bleib ich ewig, himmlische Kunst!“ sprach er immer horchend für sich hin. „Du hast den Jüngling genährt und Deinen blühenden Kranz auf sein Haupt gedrückt, Du hast ihm das ewige Einverständniß, die Harmonie alles Lebenden erschlossen, die von dem großen Weltgeiste ausgeht. Ja,“ schwärmte er weiter, „Alles ist Musik, die sichtbaren Schöpfungen der Natur, die unsichtbaren Empfindungen aller Wesen; das Gebot: es werde Licht! war der gewaltige Akkord, der durch alles Erschaffene strömte und fortrauscht in alle Ewigkeit. Thörichter Glaube, der da sagt, die Musik habe keine Heimath, der Ton, der verklungen, kehre nie wieder! Freilich ist sie nicht irdischer Natur, und ihr himmlisches Wesen wird nur von wenigen erkannt. Aber alle Töne sind auf jenes große Gebot zugleich erschaffen worden und leben fort im All und verkündigen sich, wenn sie von dem Vertrauten gerufen werden.“

Er sah so lange ins Thal, bis es dämmerig wurde. Die Musik dauerte noch. Langsam stieg er hinab. Der Friede, der in der Natur herrschte, hatte sich auch seiner Seele mitgetheilt. Als er bei seiner Wohnung anlangte, waren die Uebrigen noch nicht zurückgekehrt. Er setzte sich auf eine Bank vor dem Hause nieder und sah über die Straße hin in die Wipfel der großen Lindenalleen, die der Schein des Mondes anfing mit seltsamen Lichtern und Schatten zu schmücken. Ein Reisewagen rollte vorüber in den Hof des großen Badehauses, das auch Comtesse Emilie bewohnte; Severin dachte an die Aeußerung der Kammerfrau. „Wenn es der Graf wäre?“ sagte er zu sich selbst. „Und wenn auch,“ fuhr er nach einer augenblicklichen Pause fort, „wie bin ich doch so thöricht, in Allem wunderliche Beziehungen finden zu wollen!“ — Nach einem Weilchen kam Bendix odemlos herbei. „Ich habe mich fortgeschlichen,“ sprach er. „Die Leute können heute nicht satt Musik bekommen, und Thomas ist so entzückt über allen Beifall, den er erhalten, daß er gar nicht aufhören mag. Jetzt laß uns gehen, Severin. Es ist Zeit, das Abentheuer zu bestehen. Auf den Nothfall habe ich eine Flasche Wein zu mir gesteckt, um das Orakel redselig zu machen.“

Schweigend schritt der junge Mann neben Bendix her. Die alte Unruhe regte sich wieder in ihm, sein Gang wurde, während Bendix mancherlei Erinnerungen aus seiner frühern Bekanntschaft mit dem Soldaten Veit hervorrief, immer eiliger. Beide bemerkten nicht, daß sie von zwei dunkeln Gestalten verfolgt wurden, die sie nicht aus den Augen ließen. In der Thüre des Häuschens trat ihnen die wartende Bäurin entgegen. „Er ist schon seit Mittag zu Hause,“ flüsterte sie. „Eine Unpäßlichkeit hat ihn befallen und er liegt zu Bette. Tretet leise ins Zimmer. Eine frohe Nachricht wird ihm gerade recht kommen in diesem Zustande.“

Das kleine Gemach war von einer düster brennenden Lampe nur wenig erhellt. Im Hintergrunde stand die Lagerstätte des Invaliden. Sie hörten ihn beten. Unaufhörlich wiederholte er die Worte: „Herr, vergieb mir meine Schuld!“ Sie traten näher. Bendix stellte sich so, daß Veit, wenn er die Blicke erhob, ihn sehen konnte. „Guten Abend, Alter!“ sagte er jetzt vernehmlich. „Viele Grüße aus der böhmischen Heimath.“ — „O weh, Du bist es, Bendix!“ stöhnte der Invalide. „Ich wußte wohl, daß es so kommen würde, aber ich konnte Dir nicht entfliehen, denn ich bin krank geworden. Jetzt hast Du mich, nun liefere mich aus ans Kriegsgericht als einen Deserteur, dessen Bild schon am Galgen darauf wartet, von ihm abgelöst zu werden.“ — „Dummes Zeug!“ erwiederte ärgerlich Bendix. „Wer denkt an so etwas? Eine Flasche Wein habe ich mitgebracht. Trink einmal, Alter, das wird Dir gut thun.“

Veit fühlte sich durch diese Erklärung sehr beruhigt. Der Schreck über Bendix Erscheinung am heutigen Morgen, die ihn immer quälende Furcht vor der Strafe, die ihn im Vaterlande erwartete, waren die eigentlichen Ursachen der Schwäche, welche ihn befallen. Er that einen starken Zug aus der Flasche. Sein Auge fiel jetzt auf Severin. „Wer ist der Fremde, der Dich begleitet?“ fragte er argwöhnisch. „Warum bist Du nicht allein gekommen?“ — „Kein Fremder, Veit!“ entgegnete der Musiker. „Du kennst ihn besser, als er sich selbst. Es ist Severin, der Knabe, den Du dem alten Thomas zurückgelassen. Er ist nun ein Mann geworden und verlangt von Dir zu wissen, wo seine eigentliche Heimath ist und wo er seine Eltern, wenn er deren noch hat, oder seine Verwandten aufsuchen soll?“ — „Severin!“ fuhr der Invalid lebhaft empor und richtete sich mit dem Oberleibe auf. „Der schöne Knabe, den ich Monate lang auf meinem

Rücken fortgeschleppt habe, um meinem Weibe, das keine Kinder gebahr und sich doch so sehr darnach sehnte, eine erfreuliche Beute mitzubringen?“ — „Ich bin Severin, der Pflegesohn des alten Thomas,“ sagte mit gepreßter Stimme der Jüngling, indem er dem Soldaten die Hand reichte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

Die Kommission, die zur Untersuchung unserer Industrie und unsers Handels (wodurch jährlich achtzig Millionen Franken in Umlauf kommen) aus hiesigen Fabrikanten und Arbeitern niedergesezt worden ist, hat nun ihren Bericht an das Ministerium des Handels erstattet. Er ist mit großer Gründlichkeit und Sachkenntniß abgefaßt, und darin redet einseitiges Interesse und Leidenschaft kein Wort. Es ist zu erwarten, daß für unser Gewerbssystem ein großer Nutzen daraus entstehen, und daß es sehr vervollkommnet werden wird. Männer, wie unser Debergue, Heitmann und Guigo, werden bald mit ihrem mechanischen Genie neue vereinfachte Maschinen für die Seidenweberei erfinden, denn über kurz oder lang muß sie sich den andern Webereien nähern, deren fast an das Wunderbare grenzende Leistungen kein Geheimniß mehr sind. Wir wissen, daß in einer elsäßischen Stadt dreihundert mechanische Webstühle täglich dreitausend Ellen Baumwollenzeug weben, und daß in einer andern zweihundert vierzig Webstühle fast eben so viel hervorbringen. Schon jezt ist die Rede davon, durch passende Vorrichtungen den bisherigen Preis des sogenannten Gros de Naples von 3 Fr. 75 C. oder 4 Fr. auf 2 Fr. 50 C. die Elle zu verringern. Geschieht dieß, so werden 80.000 Webstühle nicht hinreichen, um allein Frankreichs Bedarf zu liefern, und Lyon muß dann doppelt so viel Arbeiter haben.

Von großer Bedeutung für unsern Handel wird auch die Dampfschiffahrt auf der Rhone seyn, die Church und Mathieu mit ihrem neuen Dampfschiff, le Pionnier genannt, diesen Sommer so glücklich begonnen haben. In den ersten Tagen des Julius fuhr der Pionnier um 4 Uhr Morgens von hier ab, ging um 2 Uhr Nachmittags unter dem Pont St. Esprit weg, um 4 Uhr kam er in Avignon und Abends 5 Uhr in Arles an. Von dieser dreizehnstündigen Fahrt müssen noch drittehalb Stunden für den Aufenthalt in Beaucaire abgerechnet werden, an dem das Schiff nicht schuld war. Von Arles bis Lyon, den reißenden Strom aufwärts, hat der Pionnier sieben Tage gebraucht. Wenn auch diese Fahrt nicht mit den englischen Dampfwagen verglichen werden kann, so ist sie doch außerordentlich. Auch geriethen alle Uferbewohner, besonders in den Städten Arles, Avignon und Valence, in Entzücken über das pfeilschnell an ihnen vorüberbrausende Schiff, und begrüßten es mit unausgeseztem Jubelruf. In der That ist dadurch eine Reise vom Genfersee an die Küste des mittelländischen Meers zur Spazierfahrt geworden. Dazu ist aber ein Dampfschiff nöthig, denn auf unsern verdorbenen und gefährlichen Wegen kann man nicht fortkommen. Bei den großen Summen, die wir jährlich für deren Unterhaltung zahlen, ist es unbegreiflich, wie sie die Behörden so in Verfall gerathen lassen können. Auch hier heißt es wieder: Alles für die Hauptstadt, so wenig als möglich für die Provinz, die dem zahlen muß, wie Paris.

Nicht nur im südlichen Frankreich, in Montpellier, Perpignan, Nismes und Marseille, sondern auch in dem benachbarten Grenoble und St. Etienne sind zwar mit bedeutenden Kosten, aber mit dem glücklichsten Erfolge Artesische Brunnen gegraben worden. Nach vielem Hin- und Herreden bei unserm Conseil municipal kam es endlich auch bei uns dazu. Zehntausend Franken wurden zu einem Versuch bestimmt, zwei Brunnen auf dem Bellecourplaz nach dieser Art zu graben. Gelingt dieser Versuch, so soll unsere an Brunnen so arme Stadt auf diesem Wege reichlich mit Wasser versehen werden. Unendlich dürfte dadurch Lyon an Reinlichkeit und Gesundheit gewinnen. Dreißig bis sechsunddreißig Artesische Brunnen sollen das Wasser für hundert bis hundert und zwanzig größere öffentliche und zweihundert kleinere Brunnen an den Straßenecken liefern. Jene sollen 180 Kubikmeter Wasser in 24 Stunden geben. Unter der Erde weg sollen Röhren gelegt werden, die das Wasser in alle kleinen Straßen leiten. Zu diesem Zwecke ist man schon mit der Compagnie de Sondage in Paris in Verbindung getreten. Es läßt sich von den Versuchen auf dem Bellecourplaz günstiger Erfolg hoffen, da Lyon in einem Thal von Kalkstein und angeschwemmtem Erdreich liegt, dessen Grundlage gneisartiger und sienitischer Granit und Porphyr ist. Es ist wahrscheinlich, daß man zwischen der ersten Lage und dem festen Grund auf Flächen fließenden Wassers stoßen wird, vielleicht ohne tief zu graben. Das Brunnengraben hat überdieß in unserer Gegend einen goldenen Boden. Ein Bauer fand neulich bei Genas mehrere tausend römische Silbermünzen aus den Zeiten Kaiser Albins, der mit Sever um den Thron stritt. Ihr Kronstreit wurde bekanntlich im Anfange des zweiten Jahrhunderts entschieden; Albin unterlag in einem Treffen nahe bei Lyon, das sich für ihn erklärt hatte und deßhalb von Sever sehr streng behandelt wurde.

Sehr merkwürdig sind die Erfolge der Gesellschaft, die sich hier für die Beförderung des Elementarunterrichts gebildet hat. Sie fing voriges Jahr mit 4000 Fr. freiwilliger Beiträge an und besizt jezt ein Kapital von 175.000 Fr. Damals waren nur 200 Schüler vorhanden, jezt 1050. Nicht allein Kinder, sondern auch viele Erwachsene sizen in den ihnen angewiesenen Klassen. In einer eigenen Abtheilung der Normalschule bereiten sich fünfzig Lehrer und Monitoren zu ihrem Amt vor. Darunter sind mehrere Unteroffiziere aus den hier garnisonirenden Regimentern. Es wurden acht neue Schulen in der Stadt gebildet und man bemüht sich, jezt die Methode Jacotot dem gegenseitigen Unterricht anzupassen. Es ist merkwürdig, daß die Regierung dieses Bestreben gar nicht gern sieht. Bei einer feierlichen Prüfung der Kinder, die nebst der Preisvertheilung statt hatte und wo einige Kinder recht rührende kleine Reden hielten, waren alle gutdenkenden Lyoner gegenwärtig, aber Niemand von den königlichen Civil- und Militärbehörden. — Ueber die angenommene Methode Jacotot wird viel hin- und hergestritten, aber nur Wenige wissen, worin sie eigentlich besteht. Es ist vielleicht für Deutschland nicht ohne Interesse, wenn ich hier ein Wort darüber sage. Während in Frankreich die Professoren der lateinischen Schulen oder Kolleges nach dem Befehl der Universität, ihre Schüler mit Exerzitien und Versionen plagten, lebte Jacotot in der Fremde, beschäftigte sich mit Unterricht, dachte dabei über den Stufengang der menschlichen Intelligenz nach und kam der Wahrheit näher, als irgend einer vor ihm. Seine Methode schreibt nur Zweierlei vor: täglich in irgend einem verständlichen Buch einige neue Stellen lesen, und täglich über das früher Gelesene Bemerkungen anstellen. Dadurch wird zugleich fortgeschritten und wiederholt. Eins darf nicht vom Andern getrennt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 22.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 26. Januar 1830.

— Die Verwirrung end' ich,
Die Wunderdinge wend' ich
Zum Schluß, der schön sich fügt.
Acht müssen Hand in Hand
Hier knüpfen Hymens Band,
Wenn nicht die Wahrheit lügt.

Shakespeare.
Wie es euch gefällt.

Die Böhmen.

(Beschluß.)

„Ich hatte Dich — ich hatte Sie gestohlen, aber der Himmel strafte mich bald dafür, denn ich fand mein Weib, für die ich es gethan, daheim todt und begraben,“ sprach Veit, im Tone reuiger Zerknirschung. „Sie haben mir viel zu verzeihen! durch mich sind Sie einem glücklichen Verhältnisse entrissen worden, und ich kann es Ihnen nicht wieder geben. Es war am Tage nach der Schlacht von Regensburg. Wir zogen uns vor den übermächtigen Franzosen durch ein brennendes Dorf zurück. Wir thaten unsere Schuldigkeit, wir vertheidigten jedes Haus, jedes Gemäuer. Endlich verwandelte sich unser Rückzug in eine völlige Flucht. Da sah ich einen umgestürzten Reisewagen auf der Straße vor dem Dorfe liegen, ein vornehm gekleideter Herr mit einer Dame am Arme, und von einem Jäger gefolgt, eilte zu einem Offizier, wahrscheinlich um ihn um Hülfe anzusprechen. Ein wunderschönes Kind war mit seiner Wärterin bei dem Wagen stehen geblieben. „O wenn das Dein Kind wäre!“ dachte ich. „Der Böse, der mich an einem Haare gefaßt hatte, hatte mich bald ganz. Die Abenddämmerung brach eben ein. Indem die Wärterin ängstlich nach dem brennenden Dorfe sah, riß ich ihr mit einem Male das Kind von der Hand, sie schrie und wollte mir nach, ich stieß sie zurück, so daß sie auf die Erde fiel. Ehe sie sich wieder aufraffen konnte, war ich mit dem weinenden Kinde, das bei dem Getöse nicht gehört werden konnte, hinter Büsche und Hecken gekrochen, von da in den nahen Wald, wo ich meine Kameraden mit den Weibern des Regiments fand. Die Weiber wetteiferten mit einander in der Pflege des lieblichen Kindes. Ich ließ mir aber nicht nehmen, es auf meinem Rücken zu tragen. Wir irrten lange in Wäldern und unwegsamen Gebirgen umher. Die Feinde hatten uns von der Armee abgeschnitten und umschwärmten uns allenthalben. Erst als der Friede schon geschlossen war, fanden wir uns zu den Unsrigen und kehrten zu unsern Regimentern zurück. Den Knaben brachte ich glücklich heim, mit ihm eine Sünde, die mein Gewissen drückte und mich aus dem Vaterlande trieb.“ — „Und weiter wüßtet Ihr gar nichts von mir?“ rief in heftiger Bewegung Severin. „Ihr hättet kein Zeichen, Ihr bewahrtet keine Erinnerung, die eine nähere Auskunft geben könnte?“ — „So viel erinnere ich mich,“ versezte sich besinnend der Soldat, „daß Sie durchaus nicht mit dem Namen Severin, den ich Ihnen, einem Bruder meiner Frau zu Ehren, und um mein Verbrechen sicherer zu verbergen, beilegte, zufrieden waren. Sie weinten und behaupteten, Sie heißen Eduard, bis Sie nach einigen Wochen das vergaßen und sich geduldig Severin nennen ließen. Dann seh ich auch noch das Wappen der umgestürzten Kutsche lebhaft vor meinen Augen: es war ein Eberkopf auf blauem Grunde, von vier Sternen umgeben, und über dem Wappen prangte eine Krone.“

„Und erkennst Du mich auch wieder, Kinderdieb!“ rief in diesem Augenblicke eine kreischende Weiberstimme durch die offene Thüre. Es war die Kammerfrau der Comtesse

Emilie. Sie stürzte zugleich in das Zimmer, an das Lager des Invaliden, rüttelte ihn heftig am Arme und schrie weiter: „Ich war es, der Du das Kind entrissen. Du hast auch noch andere Zeichen, die feinen Kleider des Knaben, die goldene Halskette mit dem Achatkreuze.“ Veit erstarrte. Zwanzig Jahre hatten die Frau sehr verändert, aber er sah denselben Blick des Auges, der damals ihn entsetzlich getroffen, er vernahm dieselbe Stimme, die bei jener Frevelthat ihm entgegengetönt hatte.

Indessen sah sich Severin — so wollen wir ihn noch nennen — von den Armen eines Mannes umschlossen, in dem er überrascht und voll froher Ahnung den Grafen Werben erkannte. „Mein Sohn, mein Sohn!“ rief dieser im Tone freudiger Rührung. „So ist denn kein Zweifel mehr, so habe ich Dich wieder gefunden! Jetzt weiß ich, was mich betroffen machte, als ich Dich zum ersten Male erblickte! es war die große Aehnlichkeit mit Deiner verstorbenen Mutter, der diese Freude nicht mehr werden sollte, es war das eigene Blut, das zu mir sprach. O was habe ich nicht gelitten, wo habe ich nicht geforscht deinetwegen, aber Alles war umsonst, und ich mußte mich in die trostlose Ueberzeugung ergeben, Du seyst ein Opfer des mörderischen Kriegsgetümmels geworden!“

Der junge Mann stand wie betäubt. Er erwiederte die Liebkosungen seines Vaters, aber er vermochte nichts zu denken, er erschien sich selbst fühllos. Bendix tanzte und jubelte wie unsinnig im Zimmer herum. Während dieser Zeit hatte Veit emsig unter seinem Kopfkissen gesucht und aus einem ledernen Beutel, den er hier verwahrt gehalten, etwas hervorgeholt. „Hier ist die goldene Kette mit dem Kreuze,“ sprach er nun und reichte sie der Kammerfrau. „Ich bin recht oft in großer Noth und Versuchung gewesen, sie zu veräußern, aber es war immer, als rufe eine innere Stimme mir zu: Du sollst nicht stehlen! und dann trug ich wiederum lieber das größte Elend, als daß ich die Kette verkauft hätte.“ — „Sie ist es und sie mußte es seyn,“ sagte die Kammerfrau. „Als ich den jungen Herrn heute Mittag zum ersten Male sah, meinte ich doch nicht anders, als der hochseligen Frau Gräfin Angesicht zu erblicken; da fiel es wie ein Blitz in meine Seele: das ist unser verlorner Eduard. Sehen Sie, gnädiger Herr, daß ich mich nicht getäuscht habe, daß es wohlgethan war, gleich nach der Ankunft den jungen Herrn aufzusuchen und ihm hierher zu folgen.“ Thränen erstickten ihre Stimme. Sie ergriff die Hand des noch immer wie in einem Traume schwebenden Jünglings und drückte sie an ihre Lippen.

„Ich habe noch ein Kind,“ sagte der Graf, und Freudethränen schwammen in seinen Augen. „Ich habe Emilie noch nicht gesprochen. Welches Wiedersehen, welche Freude für sie, die noch nichts ahnt, die so oft mit mir geweint hat um Dich!“ Er zog den Sohn mit sich fort. Noch einmal wandte er sich in der Thür um. „Fürchtet nichts von mir!“ rief er dem Invaliden zu. „Bleibt ruhig in diesem Hause, denn ich bedarf noch Eures Zeugnisses. Für Eure übrigen Lebenstage werde ich sorgen, ich will Euch dafür belohnen, daß Ihr nicht schlimmer an meinem Kinde gehandelt habt, als Ihr gethan. Komm, mein Eduard.“

Der Jüngling schwankte am Arme seines Vaters fort. Er konnte noch nichts sprechen, seine Brust war zu voll; er drückte nur die Hand des Vaters, er küßte sie. Emilie, Therese, Lingen, Herzlieb tauchten in phantastischen Bildern vor seiner Seele auf. Therese! O das stand fest in dem Gewirre seiner Gedanken; sie verließ er nicht, ehe hätte er die Grafenkrone zurückgeschoben und nach Flöte und Wanderstab gegriffen!

Die Comtesse war nicht allein. Lingen, der mit dem Grafen gekommen, stand, wie es schien, verstimmt in einer Fensternische, der Cousin vom Rhein ebenso in einer andern. Emilie flog dem Vater entgegen, aber die Entdeckung, welche ihr nun ward, vermochte sie nicht sogleich zu begreifen. Ihr Vater und die Kammerfrau mußten die Sache mehrere Male wiederholen, erst dann sank sie weinend an die Brust des Bruders, der von seinen Gefühlen bewältigt, seine Thränen mit den ihrigen vereinigte. Nun war ihm besser. Er konnte wieder sprechen, er mußte sich zu Vater und Schwester setzen und ihnen erzählen aus seiner Jugendgeschichte. Der Cousin hatte ihn als einen lieben Verwandten willkommen geheißen, Lingen, der Böses ahnte, sich mit einer trockenen Verbeugung begnügt. Mit freudiger Bewegung sprach der Jüngling von seinen musikalischen Freunden, mit Begeisterung von Theresen. Der Vater wurde aufmerksam. Lingen dachte indessen über die Veränderung der Verhältnisse nach. Der größte Theil von des Grafen Vermögen bestand aus Lehngütern, die, bei dem Mangel eines männlichen Erben, einer etwaigen Erbin zufielen, und hierdurch war Emilie eine wünschenswerthe Parthie gewesen. Jetzt aber stand sie auf dem leidigen Pflichttheile, sie war gewissermaßen abhängig von einem Bruder, der ihm nicht wohlwollen konnte, sein Entschluß war gefaßt: er wollte brechen, ehe der Bruder, der sich so sehr für die schöne Therese interessirte, sein Abentheuer mit dieser offenbart haben würde. „Herr Graf,“ sagte er, indem er seinen Hut ergriff und trotzig vortrat, „Alles was ich höre, scheint mir so mährchenhaft, daß ich nicht daran glauben kann. Sie will ich nicht in Ihrer Seligkeit stören, aber verzeihen Sie, wenn ich unter diesen Umständen Sie Ihres Wortes und Comtesse Emilie jeder Verbindlichkeit gegen mich entledige. Die gnädige Gräfin wird sich zu trösten wissen, wie ich glaube,“ setzte er mit einem bedeutenden Blick auf den Cousin hinzu. Der Graf war außer sich. „Wohin?“ rief er mit Donnerstimme und trat ihm in den Weg. „Lassen Sie ihn, mein Vater!“ sagte Severin-Eduard und hielt ihn zurück. „Emilie kann nur gewinnen, wenn sie ihn verliert.“

Lingen verschwand mit einer flüchtigen Verbeugung. Alles klärte sich nun auf. Der Graf erfuhr die Schändlichkeit Lingens, er erfuhr noch mehr; die gerührte Tochter warf sich an seine Brust, der Cousin ergriff seine Hand; beide gestanden ihre Liebe. „Deßhalb waren Deine Briefe immer voll von ihm!“ sagte der Vater und fügte ihre Hände zusammen. Da öffnete sich auch des Sohnes Herz und strömte über vom Lobe Theresens, von Liebe zu dem Mädchen, von dem Glücke, das ihm ihre Gegenliebe gewähre. Er verschwieg nichts, der Augenblick war gekommen, wo die zweite, die wichtigste Entscheidung seines Schicksals ausgesprochen werden sollte.

Emilie nahm den Arm des unentschlossenen Vaters. Sie führte ihn zur Seite, sie sprach dringend und angelegentlich mit ihm. In diesem Augenblicke ertönte eine sanfte Musik unter dem Fenster. Es waren die böhmischen Freunde, Bendix hatte dem bisherigen Kameraden ein Abschiedsständchen bereitet; Severin-Eduard horchte mit klopfendem Herzen. Therese war nicht dabei. Plötzlich fühlte er sich von den Armen des Vaters umschlungen. „Sie werde die Deinige, sie ist Deiner würdig!“ sagte Graf Werben zu dem entzückten Sohne. „Und nun herauf,“ rief er zu dem geöffneten Fenster hinaus, „alle herauf, meine Freunde! Das Glück ist bei mir eingekehrt. Ihr sollt es mit mir theilen!“ — „Und Therese?“ sagte der Sohn, von mächtiger Sehnsucht ergriffen; „sie ist nicht bei ihnen.“ — „Wir holen sie selbst,“ erwiederte der Graf und führte ihn aus dem Zimmer.

* * *

Nach wenigen Wochen wurden auf dem Landsitze des Grafen Werben nicht weniger als drei Hochzeiten gefeiert. Thomas hatte von Meister Spohr einen ehrenvollen Ruf erhalten, der seine und Clarens Zukunft sicherte. Jezt fand er, in dem Gedanken, unter dem großen Meister zu wirken, seinen höchsten Stolz. Bendix wollte gleich nach der Hochzeit mit den Kindern ziehen. Der Cousin vom Rheine stand mit Emilie vor dem Altare; in die Wonne der jungen Gräfin mischte sich nur der bittere Tropfen des Schmerzes, daß sie sich von dem Vater trennen mußte. Therese hatte sich bei der Aussicht, eine Gräfin zu werden, gar nicht verändert; das aber erfreute sie, daß Vater Herzlieb in leichten ländlichen Beschäftigungen nach und nach eine Heiterkeit gewann, wie sie sie noch nie an ihm gekannt hatte.

Als sich nun der festliche Tag der dreifachen Vermählung zu Ende neigte, und die reich besezte Tafel die glücklichen Paare und die theilnehmenden Freunde vereinigte, da stand der Graf von seinem Sitze auf und rief, den Pokal, mit edlem Weine gefüllt, erhebend: „Preis und Ehre der Kunst! Ich habe sie geliebt und genährt mein Lebelang; aber sie hat mir auch reich gelohnt; ihr verdanke ich mein Glück, ihr verdanke ich diesen Tag!“

Alle stimmten ein, am herzlichsten die jungen Gatten. Sie erkannten, daß die Schöpferin so vieler Freuden sie doch ganz besonders zu ihren Schooßkindern erkoren habe.

Die römischen Lottospieler.

Der positive, natürliche Verstand der Römer, der, allen Chimären abhold, sich blos an die Wirklichkeit hält, hat bis jezt das römische Volk vor allen Marktschreiereien von neuen Erfindungen, wohlfeilen Verkäufen u. dgl. bewahrt. Seit einigen Jahren laufen zwar auch hier eine Menge Lotterbuben herum, welche allerlei Zeuge unter dem Viertel des Preises, welchen sie, wären sie brauchbar, bei jedem ehrlichen Handelsmanne kosten würden, ausbieten; aber an ihren eingefallenen Wangen und schlotternden Beinen merkt man, daß das Handwerk seinen Mann nicht nährt. Dasselbe gilt von den Fleckkugelnverkäufern, Zahnausreißern und Leichdornschneidern, wenigstens was ihre Handthierungen auf dem öffentlichen Platze betrifft. Ob diese Menschen noch andere Geschäfte treiben, wovon sie den Aufwand für sich und ihre Familien bestreiten, will ich weder behaupten, noch verneinen. Wie dem auch sey, so bleibt ausgemacht, daß Rom keineswegs das Land der Marktschreierei im Handel und Wandel ist. Freilich ist keine Regel ohne Ausnahme, so auch hier: nicht von Zeugen unter dem Preise, nicht von Fleckkugeln, noch von andern solchen Dingen lassen sie sich anlocken, aber von Nummern. Wer Lotterienummern hat, das heißt, wer im Geruche steht, sie als Kabalist mit der gehörigen Ceremonie berechnen zu können, der ist ein geborgener Mann, wenigstens am Freitage. Seine Freunde reißen sich um ihn; an keiner Kneipe wird vorübergegangen, wo er nicht sein Garofolato und eine Foglietta Wein fände, bis er die ersehnten Nummern von sich gegeben hat. Aber auch jedes andere Individuum wird am Freitage um Nummern angegangen, vorzüglich wenn es ein Nummernträumer ist. „Hast Du Nummern?“ wird er von allen Seiten befragt. Er, sich wichtig machend, zögert; man dringt in ihn, dann zieht er langsam und mit großer Vorsicht ein schmutziges Papierstück aus der Tasche, auf welchem in Drei-, Vier-, Fünf-, Sechs- und Achtecken, ja in Pyramiden sogar, die neunzig Nummern nach allen Richtungen verzeichnet stehen, und zeigt die fünf an, welche in der nächsten Ziehung herauskommen müssen. Wer keine Träumer unter seinen Bekannten hat, oder sonst nicht im Stande ist, sich für ein Garofolato und eine Maß Wein Nummern zu verschaffen, der stellt sich vor ein Lotteriebureau, wo am Freitage viele Dutzende von Quinternen auf hölzernen Staffeleien aufgeschichtet stehen und Abends sogar erleuchtet werden. Hier hat der Beobachter Gelegenheit, den Menschen zu studiren. Da stehen sie und gaffen die verhängnißvollen Nummern an;

der Athem stockt ihnen, die Augen starren unbeweglich, der Mund öffnet sich weit, einige rufen ziemlich vernehmlich, andere leise ihren Schutzheiligen um Beistand an; alle aber befinden sich in einer Aufregung, die dem hitzigen Fieber ähnlich ist. Die Individuen, welche keine Nummern lesen können, sind übel daran; in jedem andern Falle, wie z. B. um eine Hausnummer zu finden, brauchten sie nur den ersten besten Vorübergehenden zu fragen und würden Bescheid erhalten; aber am Freitage vor dem Lotteriebureau läßt sich Niemand stören. Wie die armen Teufel den Leuten im eigentlichen Verstande um den Bart gehen, ihre Physiognomien studiren und eine mit der andern vergleichen! Haben sie dann, ihrer Meinung nach, die humanste ausgefunden, so zeigt dennoch der Erfolg nicht selten, daß (was ja bekanntlich sogar dem großen Lavater mehr als einmal begegnet ist) sie sich getäuscht haben; denn auf ihre höfliche, vor Furcht mit fast zitternder Stimme ausgesprochene Anrede: Faccia grazia, mio caro Signore, quali sarebbero questi cinque numeri? (verzeihen Sie gefälligst, mein lieber Herr, wie würden wohl diese fünf Nummern heißen?) erhalten sie ein: Andate al diavolo! (geht zum Teufel!) in einem Tone zur Antwort, den man sonst wohl gebraucht, um einen Hund fortzujagen. Man sollte glauben, daß sie sich vorzugsweise an die dastehenden Priester wendeten; aber diese bleiben verschont; denn was ein schwarzes Mäntelchen auf dem Rücken hängen hat, schickt freilich Niemanden zum Teufel, wenigstens nicht laut, aber gibt gar keine Antwort. Die Leser werden staunen, daß ich auch Priester unter die Nummernsüchtigen vor das Lotteriebureau stelle. Ja, sie stehen da und machen nicht selten die größere Hälfte des Trosses aus. Wissen sie sich auch von außen zu mäßigen, so sieht man sie doch im Innern von denselben Regungen gepeinigt, wie die Uebrigen. Interessant ist es, zwei von ihnen mit einander über die Wahrscheinlichkeit des Herauskommens einer oder der andern Nummer verhandeln zu hören. Dieß geschieht mit einem Ernste, mit einer Emsigkeit, daß man glauben sollte, sie disputirten über einen dogmatischen Lehrsatz mit einander. Nicht selten geht die Diskussion in wahren Streit über: man erhizt sich, man erzürnt sich, ja man sagt sich sogar Beleidigungen, wie etwa folgende: Si vede bene, che non intendete niente dalla Cabala! (man sieht wohl, Sie verstehen nichts von der Cabala!) Jemanden sagen, er verstehe nichts von der Cabala, ist die ärgste Beleidigung, welche man einem Römer anthun kann; so armseligen Verstandes ein Individuum auch seyn und es willig eingestehen mag, wer ihn der Unwissenheit in der Cabala beschuldigt, hat es mit ihm zu thun. Mönche stehen nur selten und meistens nur von fern vor den Lotteriebuden, unter diesen vorzüglich Dominikaner, als die herzhaftesten, zuweilen auch Kapuziner. Einen Orden aber sieht man nie dort; nie habe ich auch aus dem Munde eines Mitglieds desselben die Worte: Numeri, vincita, giuocare, lotto, botteghino etc. vernommen; dieser Orden ist der der Jesuiten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

(Fortsetzung.)

Ferner will Jacotot die Beobachtung gemacht haben, daß die Intelligenz des Menschen nie an einem Fehler oder Mißgriff schuld sey, sondern immer nur das irrende Gedächtniß und der Willen. Daher sollen die Kinder unbegrenztes Zutrauen in ihre Fähigkeit zu lernen, in ihre Intelligenz haben, aber mißtrauisch und sehr streng gegen ihren Willen seyn. Nach dieser Methode kann Jeder allein und von sich selbst lernen; die Lehrer sollen nichts erklären und erläutern, sondern den Schüler nur ermuntern, seinen Willen rege erhalten und seine Intelligenz aneifern. Jacotot nimmt an, daß alle Schüler gleiche Fähigkeiten haben. Dieß ist wohl irrig, der Grundsatz im Munde des Lehrers hat aber das Gute, daß er die vielen Schüler, die bisher nichts lernten, weil Lehrer und Mitschüler ihnen täglich wiederholten, sie hätten keine Anlagen, aufrichtet, der Faulheit entreißt und ihnen Muth macht. Bei allen frühern Lehrmethoden ist der Lehrer Hauptsache und Muster, die Zöglinge lernen und üben sich nur durch ihn, sie werden so zu sagen durch den Durchschlag des Herrn Professors getrieben. Daher bekommt ihr Geist und die Masse des Erlernten bei ihnen fast dieselbe Form. Diese kann an sich, bei dem Lehrer, gut seyn, bei den Schülern aber ist sie nachgeahmt, eng, befangen. Daher gibt Jacotot den Rath, lediglich der Natur beim Unterrichte zu folgen. Wie lernt das Kind gehen und reden? Es versucht, es wagt erst einen Schritt, dann zwei, dann drei, dann mehrere, erst unsicher und schwankend, dann mit mehr Festigkeit; bald darauf läuft und springt es und bedarf keiner Aufsicht mehr. Wenn sich das Kind so bemüht, hüte man sich wohl, ihm zu sagen, daß es fallen werde, das würde ihm den Muth nehmen; im Gegentheil, man muß ihm Muth machen; fällt es, so wird es auch wieder aufstehen, und bald wird es mehr Fertigkeit und Stärke haben, als die Kinder, auf deren erste Schritte große Sorgfalt und Aufmerksamkeit verwendet worden ist. Will man diese Grundsätze auf den Sprachunterricht anwenden, so hüte man sich, das Kind mit Hauptwörtern, Zeitwörtern, Adjektiven u. s. w. zu plagen. Es spricht, und mit seiner schwachen, kaum beginnenden Intelligenz lernt es doch seine Sprache in einigen Monaten besser, als erwachsene Ausländer mit allen möglichen Grammatiken und Wörterbüchern in ihrem ganzen Leben. Um aber die Methode recht in Anwendung zu bringen, muß der Lehrer dafür sorgen, daß das Kind Beharrlichkeit behält und muß sein Denkvermögen immerfort beschäftigen, auf daß es immer nachdenke und vergleiche, was es weiß und was es nicht weiß, auf daß es das Bekannte auf das Unbekannte anwende. Das Geschäft des Lehrers ist hier nicht, für seine Zöglinge zu denken, sondern sie zum Selbstdenken aufzuregen; er soll ihnen keine ganz fertigen und ausgebackenen Grundsätze beibringen, sondern sie aufmuntern, sich selbst welche auszudenken. Darin besteht die ganze Methode. Ihre Anhänger behaupten, in einigen Monaten könne man durch sie eine fremde Sprache so vollständig lernen, als der Verfasser, dessen Buch man gelesen, sie selbst verstehe. Dieß ist eine arge Uebertreibung; denn es ist ein himmelweiter Unterschied, ob einer eine Sprache blos verstehen und zur Noth schreiben, oder sich darin wie ein genialer Mensch ausdrücken kann. Auf jeden Fall wird aber diese Methode in Frankreich, wo bisher der Volksunterricht so vernachlässigt war, von großem Nutzen seyn und zu bedeutenden Resultaten führen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 23.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 27. Januar 1830.

Am schönsten ist des Lichtes Schein,
Strahlt's in die Finsterniß hinein;
Mehr Freud' ein Flämmchen bei der Nacht
Als selbst bei Tag die Sonne macht.

Ungenannter
epigramm. Blumenlese.

Die Staats-Zeitung des Vicekönigs von Egypten.

Gott ist groß und Mahomet ist sein Prophet! Unerachtet wir nur die Hälfte dieses Satzes als wahr anerkennen, müssen wir doch gestehen, daß die Kultur im Orient unläugbar rasche Fortschritte macht; und Manche, die am Erfolge der weitaussehenden Plane und Neuerungen des Sultans zweifeln, haben wenigstens zum Vicekönig von Egypten einiges Vertrauen und meynen, die jungen Egypter, die er in Frankreich studiren läßt, müßten eine Menge Sämereien für die künftige geistige Kultur des Landes heimbringen. Diese besonders werden sich freuen zu hören, daß seit einiger Zeit im alten Vaterlande der Wissenschaften eine Presse besteht; zwar nur Eine und eine der Regierung gehörige; den Nachkommen der Sarazenen dürfen wir aber, so lange andere Leute sie nicht haben, nicht zu rasch Preßfreiheit und unabhängige Schriftsteller wünschen. Ein Volk, das größtentheils nicht lesen kann, hat dringendere Bedürfnisse. Wozu benuzt nun der kluge Eigenthümer vorläufig dieses kostbare Werkzeug? — Er läßt eine offizielle Zeitung, ein Regierungsblatt erscheinen. Schon das Wort offiziell wird bei Vielen Mißtrauen erregen: ein Despot sollte seine Handlungen öffentlich machen? die Willkühr scheut das Licht, und gesezt auch, die Nachrichten seyen wahr, kann der Zweck dabei ein guter, uneigennütziger seyn? Ohne uns auf diese Fragen einzulassen, die bei der unendlichen Verschiedenheit jenes Volkes von unserem Charakter und unsern Sitten sich nicht so leicht entscheiden lassen, betrachten wir das egyptische Zeitungsblatt selbst näher.

Seit etwa zehn Monaten erscheint diese Zeitung zu Boulac, dem Hafen von Kairo. Das Format ist ein mäßiger Bogen, jede Seite hat zwei Kolumnen, welche dieselben Nachrichten türkisch und arabisch enthalten. Das Türkische ist in Egypten die Sprache der Sieger, d. h. der Regierung und der vornehmsten Beamten, das Arabische die Sprache der Besiegten, des Volks und der untergeordneten Beamten. Das Blatt ist also, wohlgemerkt, für Alle bestimmt. Man liest die Zeitung von hinten herein, wie alles in orientalischen Sprachen Gedruckte. Die Vignette, die natürlich auch hinten ist, stellt eine schwerfällige Pyramide vor; rechts davon steht die Palme, die Linné den Fürsten des Pflanzenreichs nennt, mit ihrem edlen Wuchse, ihrem zierlichen Schafte, ihrer weiten, wenig schattenden Krone, links sieht man eine strahlende, bald noch hinter der Pyramide versteckte Sonnenscheibe. Vorn auf der Pyramide steht der Titel des Blatts; er heißt wörtlich: Begebenheiten Kairos. Weder im Türkischen noch im Arabischen gibt es ein Wort für Journal oder Zeitung. Wir dürfen aber nach diesem Vorgange hoffen, daß das Wort Journal bald in den Sprachen der Völker, die sich zum Islamismus bekennen, das Bürgerrecht erhalten wird. Ferner sind vorne der Tag, das Datum, der Druckort und die barometrischen Beobachtungen vom vorigen Tage zu lesen. Ueber der Pyramide steht die Nummer des Blatts.

Diese Zeitung enthält im Allgemeinen die Befehle und

Entscheidungen des Vicekönigs, die Hauptbegebenheiten in den Provinzen, Nachrichten über öffentliche Bauten, über den Bau von Kriegsschiffen, den Abgang und die Ankunft der Handelsfahrzeuge, die Versuche zu Einführung der Wunder europäischer Kunst, ja sogar Nachrichten aus fremden Ländern.

Wir führen einige Artikel als Beispiele an. 1) Mehemmet-Ali verfügt die Einführung des französischen Rechnungswesens in ganz Egypten, und befiehlt den verrechnenden Beamten, es zu erlernen. 2) Von nun an sollen die Stellen von Einnehmern, Rechnungsbeamten u. s. w. blos Eingeborne bekommen, welcher Sekte sie auch angehören mögen. Sie waren bisher in den Händen von Armeniern, Juden und Griechen. 3) In der Citadelle von Kairo sey ein großes Gebäude errichtet worden, das als Archiv für die öffentlichen Finanzregister dienen solle; es habe etwa 100,000 Gulden gekostet. (Nr. 47.) 4) In Kairo sey eine Schule für praktische Amtsführung gegründet worden; aus ihr sollen die Memurs (Präfekten) und Moavyts (Unterpräfekten) genommen werden. An der Spitze der Anstalt steht ein Direktor und ein Cheyk-el-beled (Aeltester), der in der praktischen Landwirthschaft und der landwirthschaftlichen Statistik der Provinzen Unterricht ertheilt. 5) Am 18ten des Monats Ramazan des vorigen Jahrs seyen von einem englischen Ingenieur, Galloid, in Anwesenheit vieler vornehmen egyptischen Herrn, des englischen Konsuls und mehrerer fränkischen, in Egypten lebenden Familien, in seinem Garten Versuche mit der Gasbeleuchtung angestellt worden. Der Vicekönig habe diesen Versuch erlaubt, damit sein Volk sehe, wie weit es die europäische Kunst gebracht habe, und fühle, welche Vortheile daraus für andere Länder erwachsen können, die so verständig seyen, Entdeckungen, die so viel Mühe und Geld gekostet, für sich zu nutzen. Jener Versuch habe allgemeine Bewunderung erregt und der Engländer sich erboten, den königlichen Garten von Choubra, Alles eingerechnet, für 30,000 Fr. zu beleuchten. — Eine andere Nummer gibt eine interessante Beschreibung vom Arsenal von Alexandrien, das jezt ganz auf französischen Fuß eingerichtet ist. Eine Beilage zu einer andern Nummer enthält eine Preisliste aller zu Alexandrien aus den Staaten des Großherrn ankommenden Waaren. Sie dient als Grundlage des Zollansatzes. In verschiedenen Nummern sind über Civil- und Militärbeamte verhängte Strafen zu lesen. Der Thatbestand ist angegeben und die Gründe der Strafe werden ausgeführt. Eine Nummer endlich verkündet, daß die Todesstrafe in Egypten für alle Verbrechen abgeschafft sey, ausgenommen für politische Vergehen und im Fall ein Kopte, der ein hohes Staatsamt bekleidet, sich einen Diebstahl zu Schulden kommen ließe. Selbst auf Mord und Falschmünzerei steht nicht mehr der Tod; es tritt dafür zehn bis dreißigjährige, oder lebenslängliche Zwangsarbeit im Arsenal von Alexandrien ein.

An diese Nachrichten aus Afrika lassen sich wohl manche sehr interessante Betrachtungen anknüpfen. Mancher Leser wird denken: wir haben in Europa politische Blätter genug, die just so viel und nicht mehr enthalten, als der Moniteur Mehemmet-Ali's; was aber bei uns gar wenig ist, ist in Egypten sehr viel.

Hauptredakteur des Blattes war Anfangs Aziz-Effendi, der erste Gelehrte des Landes und zugleich Geheimschreiber des Divans, dessen Verhandlungen auch in die Zeitung gerückt werden; man mußte ihn aber dieses Amtes aus einem Grunde entheben, der wohl noch keinem Redakteur eines deutschen Regierungsblattes seine Stelle gekostet hat. Er hielt es nämlich als Poet und Literator für seine Schuldigkeit, die Sprache so blühend als möglich zu machen, ja sogar Verse einzustreuen. So kam es, daß namentlich bei den Debatten des Divans der Sinn häufig unter dem Pomp des orientalischen Styls verloren ging, und der Raum des Blattes überhaupt beschränkt wurde. Man sah sich genöthigt, den poetischen Redakteur abzusetzen und seine Nachfolger streng an die schlichte Prosa zu weisen.

Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829.
Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.
Dritter Artikel.

Wir haben am Schlusse des vorigen Artikels gesehen, was in der Mitte der neunziger Jahre Deutschland erzeugte, was die Deutschen lebhaft beschäftigte. Alles dieses, von Goethes und Schillers Schöpfungen an bis auf das Wechselspiel der Mode in unserem Vaterlande, blieb dem Auslande damals größtentheils fremd, oder ward doch nicht von ihm beachtet. Dort, vorzüglich in Frankreich, zog die kürzlich gewonnene Bekanntschaft mit dem Morgenlande wissenschaftliche Bestrebungen, wie Kunstfleiß dahin. Sprach- und Alterthumsforscher fanden eine ganz neue Bahn eröffnet; die Expedition nach Egypten führte sie zur Urwelt zurück. Gelehrte, welche den Feldherrn begleiteten, schöpften aus dieser Quelle; große, überraschende Anschauungen ließen auch weniger Unterrichtete nicht gleichgültig. Bald erwuchs daraus für die Meisten der Trieb, sich auf klassischem Boden orientiren zu lernen. Es kamen andere Begriffe in Umlauf, der Maßstab, welcher sich ergab und ganz unwillkührlich an das Aeußere im Leben angelegt ward, mußte sich verändern. Der bloße Anblick der Pyramiden konnte Niemanden gleichgültig lassen, die fast unkenntlichen Spuren der versunkenen Memphis, das ehemalige, allem geistigen Streben geweihte Alexandrien, Syrien endlich und Palästina faßten eine Welt in sich, in der weiter vorzudringen sich jeder versucht fühlte.

Das wunderbare, fabelhafte Unternehmen hatte in diesem Sinne einem ganz andern Zwecke entsprochen, als in dem Gedanken seines Urhebers lag. In dem Hauptplane

waren die muthigen Segler gescheitert, aber sie brachten mit so vielem neuen Material auch frischen Trieb zu dessen Bearbeitung mit. Es waren jenseits der Meere Schätze gesammelt worden, die, dem Vaterlande mitgetheilt, großes Interesse erzeugten, der Wissenschaft Schüler gewannen, und die realen Kenntnisse in dem Maaße erweiterten und vielseitiger verzweigten, als bei uns ein immer höherer Aufflug in rein geistige Regionen fühlbar ward. Auf sehr verschiedenen Wegen also, durch entgegengesezte Aufforderungen in die Vorzeit zurückgezogen, und hier Wegweiser für die neuen Wanderungen suchend, trachteten die Franzosen das Alterthum zu ergründen, wenn wir aus der schönen Mittelzeit menschlicher Strebungen den verlornen Glauben, die kindliche Phantasie, die poetische Begeisterung wieder erringen, die Welt heiligen wollten, während jene sie aufzuräumen, zu verschönern bemüht waren.

Gemeiniglich ergänzt das Leben, was Vorurtheil oder einseitige Abgeschlossenheit getrennt halten. Wir sahen damals ein wenig vornehm auf die Franzosen herab, sie sahen uns dafür gar nicht. Gleichwohl benuzten wir ihre Kunstschätze. Gelehrte, Studirende, Künstler, Offiziere, alle suchten in Paris, was sie in ihrer Ausbildung fördern möchte. Es bewahrte sich daher von selbst jene Gemeinschaft, auf welche man nie verzichten sollte, wie verschieden der Gang auch sey, welchen ein jeder zu gehen hat.

Freilich sahe es außer dem, was für unsere Zwecke paßte, damals nicht darnach aus, als könne es jemals zu irgend einer Verständigung unter uns kommen. Die Poesie insbesondere, auf die einmal der entfesselte Sinn des Deutschen in jener Epoche ausschließend gestellt war, sank in Frankreich zur dienenden Magd politischer und wissenschaftlicher Zwecke herab. Entweder ward sie zum Erlernen oder Erwerben benuzt. Das manierirte Wesen, die steife Korrektheit konnten uns nicht zusagen, wir verachteten, was in diesem Fache geleistet ward. Mit den Versuchen in der bildenden Kunst wollte es ihnen bei uns nicht besser gelingen. Zum Theil kannten wir nicht eben viel davon, und andrerseits schwebte uns das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten vor Augen; wir trauten den Franzosen kein Genie zu freien Hervorbringungen zu. Ueberdem war es Mode, französische Bildung zu verwerfen. Mit der Achtung, die wir für uns selbst gewonnen, verschloß sich momentan die Empfänglichkeit für fremde Vorzüge. Und doch war es gerade der neuere Kunstsinn in Frankreich, der uns unfreiwillig im Außenleben gefangen hielt, denn wie dieser mit dem geistigen auch einen sinnlichen Einfluß auf die Zeitgenossen übte, so drückte sich das in der Art und Weise des Erscheinens aus. Je mehr sich nun der bildende Künstler auf Nachahmungen der Antike beschränkte, je mehr neigte die Mode, im Gefolge vorherrschender Richtungen, dorthin, und wir, einmal von dieser Seite an eigene Erfindungen nicht gewöhnt, blieben in Form und Kleidung griechisch, während wir längst im Innern einer andern Zeit angehörten.

Wirklich sehen wir, daß sich eine ganze Reihe von Jahren hindurch die eine Tracht vorherrschend bewahrte. Freilich geschahe es nicht ohne mannigfache Beimischungen, wodurch die Einheit des Geschmackes sehr viel zu leiden hatte. Ueberhaupt rief das Durcheinander alter und neuer Sitte den Zeitpunkt der Geschichte zurück, der in Rom fremde Gebräuche, angenommene Gewohnheit und veraltete Nationalität zusammenströmen ließ, ohne daß Wahl und Wille dabei zu unterscheiden waren. Hier, wie dort, siegte römischer Luxus über das einfach Schöne. Eben deßhalb bekamen wir mannigfache Bedürfnisse, in die sich die Ansprüche auf Elegance mehr und mehr verzweigten. Diese beschränkte sich nicht allein auf modische Kleidung, sie umfaßte so ziemlich alles, was zum irdischen Daseyn gehörte.

Die Pracht der Könige und Kaiser blieb ehemals, selbst den Reichen, ein Glanz, nach dem sie nicht strebten. Es war eben königlich. Und wenn auch die Einrichtung, der Zuschnitt vornehmer Häuser, die Toilette des Hausherrn und der Dame sich in diesem Style behaupteten, wenn sie durch Stoff und Gattung demselben nahe kamen, so fanden sie doch in der Begränzung der Räume, in der verringerten Anzahl der Gegenstände, von selbst gezogene Schranken. Zudem gab es für ein, oft mehrere Menschenleben keinen Wechsel hierin. Was wohl gewählt, gut gearbeitet, reich verziert, sich unter dem Vater darstellen konnte, das gereichte auch dem Sohne noch zur Ehre. Er hatte keine Aufforderung, daran zu rühren. Er hätte es auch nicht gewollt, aus Furcht, dem Rufe begründeter, solider Wohlhabenheit Schaden zu thun. So begnügte man sich denn und blieb, wie man eben war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

(Fortsetzung.)

Nun auch Einiges von unsern Lyoner Literaturerzeugnissen, so wenig deren auch sind; denn Alles geht nach Paris. Dort sizt ein Conseil des batimens civils, bei dem wir anfragen müssen, ob unser Schauspielhaus ausgebessert oder abgerissen werden soll. Die dermalige Administration des ponts et chaussées müssen wir entscheiden lassen, ob bei uns in einer Straße das Pflaster ausgebessert werden soll oder nicht. Dort sizt auch ein corps literaire, das behauptet, Herr und Gebieter über den Geschmack in ganz Frankreich zu seyn, und dem König Bittschriften vorlegt, auf daß er Aristoteles Charte unverlezt und bei Kräften erhalte. In den Wissenschaften und in den schönen Künsten gibt es dort immer einige wohl- oder übelberüchtigte Namen, die über uns — das servum pecus — Herrschaft und Gewalt üben. Gleiche Bewandniß hat es mit unserm Buchhandel. Das gelehrte und literarische Frankreich ist heut zu Tage nur in Paris.

Wir Lyoner sind verpflichtet, alle Werke, die von den dortigen Genies erscheinen, zu lesen und zu bewundern. Wir fügen uns auch darein, denn wir sind consommateurs — consumere nati. — Indessen fügt es sich doch zuweilen, daß sich einer der Unsrigen untersteht, Produkteur zu werden, wenn es auch der Lyoner Buchhandel wohl nie wieder so weit bringt, wie im 16ten Jahrhundert, wo er dem Pariser fast zur Seite stand. Solches ist von einer geistreichen Lyonerin, von Mad. Louise Maignaud, zu rühmen, deren Roman: la femme du monde et la dévote, zu unsern besten Erzeugnissen dieser Art gehört, und wenn auch nicht Alles daran neu ist, doch einen Gegenstand behandelt, der jezt bei uns vielseitige Beziehung hat. Die glücklich erfundene Fabel des Romans gehört ganz der Frau Maignaud an.

Noch lieber nennen wir Mérimée, den Verfasser der Jacquérie, der Chronique de Charles IX. und des Théâtre de Clara Gazul. Unsere Unabhängigkeit und Freiheit ist das Wesen, die Lebensluft dieses Schriftstellers, aber glücklicherweise nicht die Unabhängigkeit und Freiheit Voltaire's, die eigentlich ein höhnisch-stolzes Wesen, eine Art Kriegserklärung gegen die Menschheit war. Mérimée ist ganz Herr seines Talents. Mit umfassendem, festen Urtheil ergreift er auf einmal die ganze Handlung, die er darstellen will. Nur dann wird er warm oder leidenschaftlich, wenn seine Leute warm und leidenschaftlich werden, gerade so, als wenn die Handlung wirklich vor seinen Augen geschähe und er dabei nur der Stenograph wäre. Darum frage man ihn auch ja nicht, warum diese Leute so und nicht anders handeln, warum sie so unmoralisch und revolutionär sind? denn er würde ganz derselben Meinung seyn und den Frager lediglich an die Leute selbst verweisen und ihn bitten, ihnen den Text zu lesen, dieweil ihr Seyn und Treiben ihn gar nichts angehe und lediglich ihre Sache sey. Mir scheint, sein Talent liege besonders in der unausgesezten Reihe von Illusionen und Phantasmagorien, die sich durch seinen Kopf treiben. Hat er sich einmal vorgenommen, eine Empörungsscene aus der Feudalzeit zu schreiben, so steht auch gleich Alles da, was in ihr lebte und webte, alte Ritter mit ihren Harnischen und Panzerhemden, den Falken auf der Faust, oder mit eingelegter Lanze, ihre Fähnlein oder Panner, ihr Gefolge, alles zieht vor ihm vorüber und spricht auf seine eigenthümliche Weise. Wir sehen diese Ritter stolz und doch großmüthig, unwissend, aber zuverlässig, despotisch und tapfer. In ihnen mischen sich Tugend und Laster, sie erscheinen so gut und so bös, als sie bei dem damaligen Stand der Dinge, bei ihrer Erziehung und ihren Lebensverhältnissen seyn konnten. Dabei aber, und das ist ein großes Verdienst, entschlüpft dem Dichter keine Aeußerung, kein Gefühl aus unserer Zeit, keine deklamatorische Verschönerung, keine politische, keine nach Royalismus oder Liberalismus schmeckende Phrase. Von seinen persönlichen Ansichten und Empfindungen merkt man nichts. Wie der wahre Maler kennt Mérimée nichts als seine Schöpfung. Unter ihrem Einflusse ist er ganz Wahrheit und sieht wirklich, was er bei seiner Dichtervision zu sehen meint. Er weiß nicht, ob er weint oder ob er lacht. Trocknet er sich Thränen ab, so geschieht es, ohne daran zu denken. Und was ist die Folge davon? Sein keusches Sparen aller Betrachtung, alles Gefühls bereitet dem Leser einen großen Genuß. Es erweckt eine eigene Empfindung, die nichts weiter ist, als der Reflex der Dichtung. Manchen mögen seine raschen Uebergänge ohne alles Verweilen und Betrachten unangenehm seyn, besonders denen, die es gern haben, daß ihnen der Dichter alles hübsch vorsagt, was sie fühlen oder denken sollen. Manche meinen daher, der Dichter lasse sie auf halbem Wege stehen. Wäre es, so ließe sich auch darin ein wahres Bild des Lebens sehen. Werden nicht auch in ihm unsere süßesten Hoffnungen getäuscht? Manche gehen in Erfüllung, manche bleiben unvollendet, wie zerrissene Handschriften. Wenn diese flüchtigen, unstäten und unabhängigen Gemälde des Lebens Manchen wohlthun oder mißfallen, so beweist dieß nur, daß der Dichter ihr Gemüth mächtig ergriffen hat oder daß sie es sich nicht gefallen lassen wollen, wenn er mit seinen Schöpfungen nach eigenem Gutdünken umgeht und sie nicht dreht und wendet, wie sie es haben wollen. Mérimée ist durchaus Dichter und steht immer nicht über, sondern mitten in seinem Gegenstand. Es brauchte einige Jahre, ehe man ihm Geschmack abgewinnen konnte und ehe er der Nation zu Herzen drang. Im Anfang hieß es: „Seht den Barbaren! man sollte seine Bücher verbieten und auf den Index setzen; bei ihm ist ein Held nichts weiter als ein Mensch, und wenn er ihn nicht mehr braucht, ist er im Stande, ihn umkommen zu lassen, wie den ersten besten Spitzbuben, und zwar mit einer Kälte, daß es einem durch Mark und Bein geht!“ So betrachteten die klassischen Leute unsern Mérimée wie den Währwolf der Literatur. Das Schreien hat sich nun gelegt und dafür ist gerechte Anerkennung seines Talents eingetreten. In der neuen französischen Literatur, deren erste Strahlen jezt hereinbrechen, wird er gewiß eine ausgezeichnete Stelle einnehmen. Möge er sich nur immer selbst treu bleiben und der Geschichte mit seiner Wärme, Klarheit und Gedrängtheit aufhelfen! Leztere zumal sticht so trefflich ab gegen die breite Affektation der Préfaces und Discours préliminaires, die uns seit einiger Zeit zu ersticken drohen. Seine Jacquérie ist wahrhaftig die Wiedererweckung eines Kapitels, das fast ganz aus unserer Geschichte verschwunden ist. In der Chronique de Charles IX. steht die gräßliche Zeit mit furchtbarer Wahrheit und mit allen ihren Farben da. Sein Théâtre de Clara-Gazul ist ein wahres Compendium voll dramatischer Versuche, eine dramatische Poetik voll trefflicher Lehren, die sich unsere Literatoren hinter das Ohr schreiben sollten.

(Der Beschluß folgt.)

Tübingen, 19. Januar.

Jede Thatsache hat etwas Unüberwindliches in sich, nämlich, daß das Geschehene nicht mehr ungeschehen gemacht werden kann. Dem Urtheile darüber stehen nur zwei Richtungen zu Gebote: eine, welche den Thatbestand läugnet und geradezu sagt: es ist nicht oder es ist nicht so, wobei der Streit sogleich zu Ende geht, — die andere, welche den Thatbestand anerkennt und ihre Folgerungen nach den vorliegenden Materialien zieht, welche zwar bei Jedem verschieden ausfallen können, wo aber doch eine Uebereinstimmung oder gemeinschaftliche Ueberzeugung erzielt werden kann.

Diesen Standpunkt suchte ich in der jüngst erschienenen Beleuchtung der Menzelschen Einwürfe über die Seherin von Prevorst (s. Extrabeil. z. Morgenbl. Nr. 312) festzustellen. Wer nun fernerhin die Wirklichkeit des Geschehenen läugnet, der mag sich in dem weiten Tummelplatze des Möglichen oder Unmöglichen umhertreiben, er geht uns nichts mehr an. Wer die Wirklichkeit zugesteht, dem überlassen wir, aus dem Gegebenen seine Ueberzeugung selbst zu bilden, er braucht uns nicht dazu. Ueber die schiefen Urtheile, d. h. solche, welche an dem Thatbestand vorbeigehen, werde ich daher kein Wort mehr verlieren; aber über die giftigen Urtheile, welche den Freund verwunden (s. Literaturbl. Nr. 6 u. f.), kann und darf ich nicht schweigen. Ich habe daher meinen Freund Kerner, mir die Rechtfertigung oder, wenn man will, Abfertigung allein zu überlassen, die ich nun vorläufig ankündige.

Eschenmayer.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 24.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 28. Januar 1830.

Will sagen von der Treu' beherzter werther Helden,
Die mehr ihr Vaterland als ihre Haut geliebt,
Und mit Beständigkeit sich haben ausgeübt.

Opitz.

Diplomatische Scenen aus dem siebenzehnten Jahrhundert.

Um die im siebzehnten Jahrhundert für die alte schweizerische Eidgenossenschaft erzielte Anerkennung der Unabhängigkeit durch alle europäischen Staaten, hat der Bürgermeister von Basel, Johann Rudolph Wettstein, sich unvergängliche Verdienste erworben. Als nämlich kurz vor dem westphälischen Frieden die Reichskammer zu Speyer sich über mehrere eidgenössische Stände eine besondere Gerichtsbarkeit anmaßte und, als diese von den in ihren wohlerworbenen Rechten und Freiheiten dadurch gekränkt sich fühlenden Schweizern nicht geduldet werden wollte, zu Thätlichkeiten schritt, die Waaren der Basler Kaufleute mit Arrest belegen ließ u. s. w., da ward im Jahr 1646 der Bürgermeister von Basel, welcher bereits bei gesammter Eidgenossenschaft in großem Ansehen stand, von dieser auf den Friedenskongreß zu Münster und Osnabrück abgesandt, um die Rechte der Schweiz geltend zu machen und bleibende Abhülfe jener Unbilden und Kränkungen zu verlangen. Der glücklichste Erfolg krönte die beharrlichen Bemühungen des einsichtsvollen Mannes, und dem Friedensinstrumente ward die feierliche Anerkennung der völligen Befreiung der schweizerischen Eidgenossenschaft vom deutschen Reiche einverleibt. Hauptsächlich hatten die Gesandten Schwedens und Frankreichs den Abgeordneten der Schweiz unterstützt.

Zur Charakteristik der Zeit und des langen Kongresses, der Europa die Gestalt gab, die es 150 Jahre lang beibehalten hat, aber auch des edlen Schweizers, der zu einer Zeit, wo man sich, wie er selbst sagt, mehr durch überflüßige Pracht als durch Raison zu überwältigen suchte, durch einfache Würde und die Kraft des Geistes sein Vaterland geehrt und ihm die wesentlichsten Vortheile zugewandt hat, mögen folgende, seinem Tagebuch enthobenen Züge dienen.

„Wir sind Gott sey Dank in Münster glücklich angekommen. Hier muß ich mich in einem kalten Gemach aufhalten (er wohnte bei einem Wollweber) und werde mit schlechten, meist kalten Speisen und ungesalzener Butter versehen, und mit saurem Bier. Hans schaut's mit gräulichem Gesicht und ganz trostmüthig an. Er hat sich wollen des Kochens unterfangen, die erste Mehlsuppe fiel aber so jämmerlich aus, daß ihm das Handwerk niedergelegt und nur das Eiersieden überlassen worden. Für ein abgelegenes schlechtes Losament, nebst drei Betten, sechs Tischtüchern und zwölf Handtüchern fordert man monatlich fünf-und-zwanzig Reichsthaler, Speiß und Trank nicht inbegriffen. Der Wirth tröstet mich, mir in wenig Tagen ein warm Gemach zu verschaffen. Ich werde nichts Ueberflüssiges anwenden, die Unkosten sind aber groß. Da man jedoch auf Tagsatzungen, die uns nicht eigentlich berühren, Tags zehn Thaler verzehrt, wird's hier mit dem Halben nicht über die Schnur seyn. Von Wesel bis Münster hat's für einen Karren und ein Paar Ackergäule zwei-und-dreißig Thaler gekostet."

Wettstein meldet dann von der Reise nach Osnabrück,

die er im Februar unternahm: „So bin ich mit meinen Leuten in dem Namen Gottes gegen 10 Uhren zu Münster aufgewesen, ich und der Quartiermeister zu Pferd, Ruodi, Fritz und Hans, sammt der Bagage, auf einem langen Wagen oder Karren mit einem grünen alten Wachstuch, so alles trefflich brav zusammen gesehen, aber hat man dabei sowohl zu Münster, als in dem Eintritt zu Osnabrück abnehmen mögen, daß es nicht gar des stattlichsten Gesandten einer seyn müsse. Die größte Kommlichkeit, so ich von solchem gehabt, ist gewesen, daß ich mich wegen Ausweichens mit den Kutschen und wer auf der linken oder rechten Hand bleiben solle, nicht viel erzanken dürfen.“ — „Ein Bürgermeister oder Zunftmeister von Basel (so drückt sich ein anderes Schreiben aus) wird hier wenig geachtet; sonderlich wenn er zu Fuß im Koth herumtappen und oft etliche Stunden, ja etliche Tage aufwarten muß, ehe er zur Audienz gelangen mag.“ — Aber unerwartet sah er sich einmal selbst im Fall, eine Audienz zu geben, und beschreibt sie folgendermaßen: „Gestern hat Hr. Salvius, der schwedische Gesandte, zu mir geschickt und begehrt, mich zu besuchen. Hab's vermeint abzubitten und ihm zuvorzukommen; ist aber unmöglich gewesen, maßen er gleich darauf in zwo mit roth carmoisin Sammet ausgefütterten und ganz vergoldeten Kutschen, mit etlich und zwanzig Aufwärtern und Livreebedienten erschienen, welchen ich mit meinem ansehnlichen Comitat empfangen und in des Wollwebers Stüblein, das vor etlichen Wochen noch ein Ställchen gewesen, begleitet habe. Daselbst hab' ich ihn vermahnt, niederzusitzen auf einen Sessel, so nebenzu nur eine Lehne (wäre ich nicht übereilt worden, so hätte ich sie zu Erhaltung der schweizerischen Reputation auch weggebrochen) und ein blau alt schmutzig Kissen, dadurch die Flocken und Federn herausgeschaut, aufgehabt, welchen Apparat er ziemlich ins Gesicht gefaßt, vor und ehe er sich bequemen wollte, darüber ich auch meine Stelle auf einem Sesselchen mit drei Beinen untenher eingenommen. Dieser Gesandte ist dick und schwer bei Leib, und ist sehr übel auf seinem Sitz gesessen, wie er denn denselben etliche Mal gerutscht, aber weil der Boden mit eichenen Brettern belegt und uneben und gebuckelt war, so hat es sich nirgends schicken wollen und sind nie mehr als zwei Füße vom Sessel auf den Boden zu bringen gewesen, so daß er halb sitzen und halb schweben müssen. Zwar hat er mich, als ich in Aengsten war, ziemlich wieder getröstet, denn als ich mich wegen schlechten Losaments, und daß Ihro Excellenz so übel akkomodirt seye, entschuldigen wollen, hat er etwas schmollend gesagt: Er wisse wohl, daß man die Losamenter nicht mitführen könne; das ist: wenn nur der Sitz besser akkomodirt wäre, fragte er nichts nach köstlichen Zimmern.“

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829
Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

(Fortsetzung.)

Seit das Königthum in Frankreich durch unzählige kleine Könige gestürzt war, ging das Vorrecht, den Ton anzugeben und andere nach diesem Tone zu lenken, in solche Hände über, die sehr natürlich das Vergangene verwischen, Neues an dessen Stelle setzen mußten. Es gelang ihnen Anfangs, wie wir gesehen, über Erwarten damit. Das Zusammentreffen vieler und besonderer Umstände zwang sie auf eine Richtung, der sie vielleicht nur folgten, weil sie so fremd war. Allein die Natur aller Neuerer ist, zu viel für den Genuß der Gegenwart zu wollen, aus dem Grunde die eignen Schöpfungen zu durchkreuzen, sich zu überhäufen oder zu zersplittern, überhaupt Alles zu vermischen. Wir werden wohl Gelegenheit finden, uns noch jezt auf diesen fortlaufenden Irrwegen zu finden. Für den damaligen Augenblick genügt es, hier eine Modezeichnung hinzuwerfen.

Wir finden im Anfange dieses Jahrhunderts die Frauen mit dem Haarputz der Faustina, das heißt, aufgewundenen Flechten oder großen liegenden, mit Perlen und Geschmeide durchzogenen Locken, die auf dem Wirbel zusammengestochen waren und sich mehr nach hinterwärts herabneigten, fast wie der griechische Knoten, doch voller, höher, römischer. Hierzu gehörte ein Diadem von Perlen oder Steinen, zuweilen thürmte sich hinter diesem eine Blätter- oder Blumenkrone; ebenso das egyptische Schleiertuch, in der Form, wie es die Sphinxköpfe umwindet. Vertraulich fand dieses mit der Tunica der Römerin an einem Tage auf einem Körper Platz. Diese Tunica, ein kurzes, bis an die Knie reichendes farbiges Unterkleid, eigentlich den Mantel erfordernd, durchschnitt offenbar die Gestalt, indem sie da einen Absatz bildet, wo das weiße Untergewand hervortrat. Man trug es nur zum Tanze, durch welchen Zweck es, bei einiger Kenntniß antiker Sitte, entadelt worden wäre; aber darauf bedacht, fremde Mittel zu einheimischer Gewöhnung zu benutzen, sorgte man nur dafür, daß jenes zur Ballrobe umgewandelte Ueberkleid, von leichtem Stoffe gewählt, reich gestickt, oft mit Blumenkränzen eingefaßt, ganz seiner Bestimmung entsprach. Dieß hatte denn zur natürlichen Folge, daß auch das weiße darunter befindliche Gewand bordirt, garnirt wurde, und vollends der Rest edler griechischer Harmonie verloren ging, indem es sich nicht selten zutrug, daß zu dem Tanzkostüme der Kopfputz einer Cleopatra, Agrippina u. s. w. gesellt ward. Für das Urtheil kam das auf Eins heraus, für den Effekt war es frappanter.

Wir sehen hiernach nicht sowohl Eins in das Andere übergehen, als vielmehr Unzähliges ineinander fließen und den Zeitgeschmack in ein Chaos wechselnder Begriffe

verwickeln, von denen kein einziger zu wirklicher Entfaltung kommt. Beim ersten Beginnen der griechischen Tracht beabsichtigte die feinere Toilettenkunst, Schönheit und Anmuth der Gestalt, gleichsam verschleiert durch die Hülle weicher, verschwimmender Falten, herauszuheben; bald genügte das nicht. Diese anschmiegenden Falten schienen selbst noch zu viel. Man ließ sie bald ganz weg; einmal, weil es schwer war, sie in der Bewegung so zu bewahren, wie sie das plastische Vorbild uns zeigte, andrerseits, weil allerdings die Formen des Körpers sich noch schärfer in der dicht anliegenden Bekleidung auszeichneten. So schnitt man denn ein Blatt nach dem andern aus den Röcken heraus. Zuletzt klemmte sich solch ein modernes Gewand wie ein Futteral über die ganze Person, und zeigte uns diese unförmlich oder dürftig in verletzender Wahrheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lieder von Theodor von Sacken.

1.

Der Traum.

Gleich dem Sohn des Patriarchen
Lag ich unter Baumes Schatten;
Junges Blut und Mittagswärme,
Schlummer drückt mein Auge zu.

War's ein Wunder, waren's Träume?
Was ich sah, hab' ich gesehen:
Gold'ne Sproßen, Himmelsleiter,
Engel stiegen auf und ab.

Und sie reichten sich die Händchen,
Eine schöne gleiche Kette,
Die Geliebte, mir am nächsten,
Reichte mir die liebe Hand.

Und sie hob mich von dem Rasen,
Half von Sproße mir zu Sproße,
Mit den Händen, mit dem Herzen, —
Offner Himmel über mir.

Bin ich's noch, der ich gewesen?
Waren's Träume, war's ein Wunder?
Was ich sah, hab' ich gesehen,
Und vergessen werd' ich's nicht.

2.

Das Erdbeerengeschenk.

Die rothen Beeren, die Wiesenfrucht
Hab' ich, mein Liebchen, für dich gesucht;
Und so viel Hundert ich gepflückt,
So vielmal hab ich mich gebückt,
Und bückt' ich mich, so dacht' ich dein,
Und dacht', es könnte nicht anders seyn;
Das Körbchen flocht ich selber auch
Aus frischen Reisern vom Weidenstrauch;
Zuletzt schmückt' ich das Ganze nur
Mit Blumen des Gartens, mit Blümchen der Flur.

So streut Natur es reich umher,
Ein freundlich, liebes Ungefähr;
Es kommt das Herz und sammelt's ein,
Da muß es gleich was Ganzes seyn. —
Nun ist das Körbchen dein Haargeflecht,
So zart verschlungen, so kunstgerecht;
Die Rosen, um den Rand gestreut,
Sind deiner Wangen Lieblichkeit;
Und halb versteckt, halb offenbar,
Vergißmeinnicht dein Augenpaar;
Inmitten ruhen die Beeren drein,
Wie deiner Lippen Purpurschein; —
Ach! Liebchen, nimm die Beeren von mir,
Und gib mir deine Lippen dafür!

3.

Bekenntniß.

Gute Weine hab' ich niemals
Auszuschlagen mich vermessen,
Lieben Kuß von lieben Lippen
Hab' ich auch noch nicht verfessen.

Aber wenn an Wein und Liebe
Sich die Seele hat geweidet,
Ist's ein Wunder, daß in Lieder
Die Gedanken sich gekleidet?

Und so wag' ich's ohne Bangen,
Und auch ohne Eitelkeiten,
Mich zu schließen an die Reihen
Aller Dichter aller Zeiten.

Denn sie konnten ohne Liebe,
Konnten ohne Wein nicht leben,
Alles And're mag sich finden,
Aber das ist Dichterleben.

Und zuletzt ist das die Meinung:
Liebe hält sich still verborgen;
Doch der Wein wird gleich in Liedern
Für die Offenbarung sorgen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

(Beschluß.)

In Macon, unserer Nachbarstadt, hielt die Société d'agriculture, sciences et belles-lettres im Anfang Septembers ihre Jahressitzung. Ihr ausgezeichnetstes Mitglied ist Alphonse de Lamartine, der in der Nähe jener Stadt schöne Weinbesitzungen hat. Er las ganz hinreißend ein Gedicht über das Glück der Verborgenheit, voll innigen Gefühls, Tiefe des Gemüths und Kühnheit. Aus allen Strophen sprach der Dichter der ersten Meditationen. Gar sehr stach dagegen das Gemälde ab, welches Lacretelle von der griechischen Insurrektion gab, und das zu seiner Geschichte der Restauration gehört, wovon vor Kurzem die beiden ersten Bände erschienen sind. Darin kamen viel Phrasen, viel Schimpfen und Klagen über Oestreichs und Englands Politik in Beziehung auf die Griechen vor. Der Herzog von Wellington, der Fürst Metternich, Ali Pascha, Navarin, Don Miguel und die Gloire von Frankreich traten auch an den obligaten Stellen auf. Es ist unglaublich, wie die Franzosen dergleichen Sachen ihren Beifall zollen mögen.

Wir haben Nachrichten von einigen Mitgliedern der wissenschaftlichen französischen Kommission in Morea, unter andern von Vietty, der ein geschickter hiesiger Bildhauer ist. Er schrieb vor Kurzem von den Ruinen Sparta's: „Ich will Ihnen nach meinem Versprechen von Lacedämon selbst schreiben; nicht von Mistra, eine Meile von hier, wo ich wohne, sondern mitten aus Sparta's Theater. Mir gegenüber liegt der herrliche Taygetus mit seinen Schneestreifen, links die grünen Hügel von Amyclea und die Ufer des Eurotas. Dieß ist nun meine siebente Wanderung in die Trümmerstätte der Heldenstadt, und ich werde noch oft dahin gehen. Kommen Sie her in dies herrliche, wunderreizende Land, das ein schöneres Grün deckt, als unsere Normandie. Es würde Ihnen schwer werden, sich auf den Trümmern Sparta's der Thränen zu enthalten. Ich sitze hier unter einem mächtigen Nußbaum, von Platanen und Lorbeerrosen umgeben, am Ufer des Thiason, der in malerischen Fällen von den Schneebergen herabkommt. Mauern weißen Marmors, 500 Fuß hoch, schützen mich gegen den Wind. Oben stehen große Tannen, die aber von unten wie Heidekraut aussehen; unten um den Marmorbruch ziehen sich Oliven- und Granadenhaine herum und bilden ein sehr malerisches Bild. Die Nachtigallen schlagen hier wie in Frankreich; die Orangenbäume sind so dick wie unsere Eichen. Ich sage Ihnen dieß nur im Allgemeinen. Es gibt französische Schriftsteller, z. B. der Abbé Fourmont, die behaupten, dieß Land sey arm, trocken und unfruchtbar; sie sind entweder gar nicht da gewesen, oder sie waren des süßen Weines voll. Ich erkläre, daß ich das Pamisusthal, die Ebene von Sthenielaros und überhaupt das Eurotasthal, deßgleichen die Umgebungen von Sparta und Amyclea wenigstens eben so mit Holz bewachsen und so grün finde, wie irgend eine Gegend in Frankreich, selbst die Normandie nicht ausgenommen. Ueber Alles aber ist eine tausendmal malerischere und poetischere Farbe ausgegossen. Mit dieser Gegend verglichen, verlieren unsere schönsten Provinzen unendlich, so wie unsere kleinen Orangenbäume auf den Hieren, die ich früher so sehr bewundert habe. Die Griechen sind die besten Leute von der Welt. Oft war ich ganz allein gegen zehn oder eilf Uhr im Gebirge, und nie ist mir das Geringste widerfahren; nur muß man ihre Frauen, deren es sehr schöne gibt, nicht zu nahe betrachten, auch Geld, Geldeswerth, Kleider, Wäsche u. s. w., worauf sie schrecklich versessen sind, nicht in ihrem Bereich lassen; denn in solchen Fällen stehe ich für nichts. Außerdem sind sie sehr gefällig und dienstfertig und helfen dem Fremden, wo sie nur wissen und können. Vor den Schakals und den Hunden muß man sich aber sehr in Acht nehmen; ich war schon dreimal gezwungen, den Säbel gegen diese Thiere zu ziehen. Die spartanischen Hunde sind noch eben so wild, wie ehemals."

Die königliche Zeichen- und Kunstschule vertheilte im August eine Menge Preiße: goldene Lorbeerkränze, Zweige mit goldenen Blättern, goldene und silberne Medaillen; dazu kommen noch einige zwanzig ehrenvolle Erwähnungen. Nach deren Zahl zu urtheilen, sollte man glauben, daß es trefflich mit dieser Kunstschule stehe; dem ist aber nicht so; im Gegentheil, Malerei und Bildhauerkunst sind in Verfall; Manier herrscht überall, nirgends Wahrheit und Einfalt. Preiße müssen aber nun einmal in Frankreich gegeben werden, und es ist dabei ganz einerlei, ob sie verdient sind oder nicht. Es wäre eine große Schande für eine Lehranstalt, wenn darin nicht so viel Preiße als möglich ausgetheilt worden wären. Daniel Bourrit erhielt den goldenen Lorbeer der Malerei. Was könnte man Raphael mehr geben, als einen goldenen Lorbeer?

Dresden, 6. Januar.

Das neubegonnene Jahr dürfte leicht ein sehr wichtiges für Sachsen werden, denn heute ist die Eröffnung des Landtages. Nur von sechs zu sechs Jahren findet in der Regel ein solcher statt, und dieses ist der erste unter der Regierung unsers jetzigen Königs. Von seinen landesväterlichen Gesinnungen, dem regen Eifer der Behörden und der Einsicht der Abgeordneten zu der Ständeversammlung läßt sich da gewiß sehr viel Heilsames und Ersprießliches erwarten. Neuerdings hat in den Denkwürdigkeiten, welche zugleich mit dem Dresdener Anzeiger ausgegeben werden, über Landtäge in Sachsen ein sehr gründliches und belehrendes Wort gestanden; möchte in dieser Hinsicht immer mehr eine wohlthuende Oeffentlichkeit eintreten, die das Band zwischen Fürsten und Unterthanen nur noch mehr befestigen kann.

Das verflossene Jahr war für Dresdens Bevölkerung wenig günstig und gewährte ein von einer langen Reihe früherer Jahre völlig abweichendes Resultat. Statt daß nämlich in diesen stets die Zahl der Gebornen die der Beerdigten überstieg, waren diesesmal einige Personen mehr gestorben, als geboren; denn die Zahl der Getauften betrug 1963 und die der Beerdigten 1978. Merkwürdig ist auch das Verhältniß hinsichtlich des Geschlechts bei den Beerdigten. Man zählte 303 Ehemänner unter ihnen und nur 192 Ehefrauen. Kein Wunder also, wenn dagegen die Zahl der verstorbenen Wittwen 234 und die der Wittwer nur 104 betrug, und ein Beweis, wie schwer Wittwen aus diesem Stande wieder in den ehelichen treten.

Bei dem Jahresberichte, den die Armenkommission wie gewöhnlich auch am Schlusse des vorigen Jahres abstattete, zeigte sich leider ein Anwachsen des Bedürfnisses von 3500 Thlr. durch vermehrte Zahl der Armen, gegen eine um mehr als 1500 Thlr. geringere Einnahme, und es ward daher dringend gegen Privatalmosenvertheilungen ohne Kenntniß der Empfänger gewarnt, und dagegen zu reichlicherer Spendung an den allgemeinen Armenfonds ermahnt. Die Gesammteinnahme betrug mit Zurechnung des Kapitalvermögens 92,934 Thlr., die Ausgabe aber 86,248 Thlr.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 25.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 29. Januar 1830.

Die Gestalten gehn vorüber,
Masken scheinen sie zu seyn. —

Goethe.

Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829. Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

(Fortsetzung.)

Es konnte Niemand in diesem knappen Modezwang vortheilhaft erscheinen. Auch liefen die genialen Erfindungen des Augenblicks bald darauf hinaus, dem verschnittenen Rocke anderwärts wiederzugeben, was man ihm im Ganzen genommen hatte. So ward ihm denn eine zwei Ellen lange Schleppe bewilligt, die nun, da über den Hüften nichts verändert werden durfte, wie eine lange, faltenlose Zunge ausfiel und einem Schlangenschweife nicht unähnlich war. So trug man sich selbst im täglichen Leben, aller Unbequemlichkeit, die damit verbunden war, zum Trotz. Die große Toilette erforderte noch eine Zugabe. Es ward demnach, ganz nach Art der ehemaligen Turque, ein Kleid von schwerem Stoff, mit langer Schleppe, über das schleppende Unterkleid gezogen, was sich wohl ausnahm, doch mehr an Kairo und Konstantinopel, als Athen erinnerte. Dieß verschlug nun weiter nichts, da nur Wohlunterrichtete hierin die Harmonie der neuen Tracht vermißten, im Allgemeinen jedoch die Farbe und Physionomie des Orientes beibehalten ward. Aber zu dreist schien es doch fast, als Mylord Spencers schooslose Reitjacke von Tuch oder Casimir, anfänglich blau, mit schwarzem oder rothem Kragen, über das griechische Gewand gezogen ward, und die allzu südlich entblößten Arme und Nacken durch solch ein Stück moderner Männergarderobe vor den Einflüssen rauherer Klimate Schutz suchten.

Dieß kurze Kamisol, Spencer, nach dem Schöpfer dieser Grille benannt, machte sich bald auf Promenaden und Spazierfahrten der schönen Welt unentbehrlich. Unzählige artige Figürchen, bald Nymphe, bald Amazone, denn auch das Caskef mit Federn durfte nicht fehlen, sahe man so in den Straßen, ohne daß gelehrte und ungelehrte Zeitgenossen einen Anstoß daran nahmen. Sehr begreiflich blieb die leicht zu erschwingende Bedeckung kein Vorrecht höherer Stände. Was so wohlfeilen Kaufs Nutzen und Bequemlichkeit verschaffte, fand augenblicklich Nachahmer. Selbst am Küchenherde wärmte der Spencer die rüstigen Glieder der Berliner Magd, während sie mit männlicher Begeisterung Stellen aus der Jungfrau von Orleans deklamirte, und vielleicht an das Casket einer Reichern denkend, ausrief: „Mein ist der Helm!"

Der gemeinnützigen Erfindung folgte bald eine andere, nicht weniger frappant·, der Schanzloper, ein bis zum Knie reichender Ueberwurf von Tuch oder von Seidenstoff, mit Watte gefüttert. Der vertraut und doch ein wenig platt klingende Name wies nach dem Gränzlande hinüber. Er gehörte der mantelartigen Bekleidung der Schanzarbeiter in Holland und den Niederlanden, späterhin dem österreichischen Militär, wenn der Dienst den Soldaten in die Schanzen rief. So einfach die Tracht an sich war, so fand der Luxus bald Mittel, einen Gegenstand kostbarer Elegance daraus zu machen. Schanzloper

und Spencer zeichneten sich unter den Vornehmern bald durch Stoff, durch Stickerei und Posamentarbeit aus, so daß beide zu halber Toilette, auch außer der Promenade, in den Zimmern mit vielem Succeß getragen wurden. Hierzu gehörte nun noch ein Hut, dessen Kopf die Form gewöhnlicher Frauenmützen hatte, wie solche in den untern Klassen getragen wurden. Der daran befindliche Schirm, erst von den Schläfen anhebend, ging hoch in die Höhe, war an den Seiten kaum zwei Finger breit, maß aber in der Mitte über einen Fuß. Solcher Hut hieß „un merveilleux." Wenn dergleichen bizarre Widersprüche in dem Anzuge der Damen auffallen konnten, so läßt sich fast kein Bild von dem verkrüppelten, karrikirten Aeußern der Männer in jener Epoche entwerfen.

Nicht allein, daß sie um den Vorzug eines ungemessen breiten Rückens stritten, sie wetteiferten auch um die Ehre des möglichst kurzen Leibes. Deßhalb steckten sie sich, wie in einen Sack, in Pantalons, die unmittelbar unter der Brust gegürtet wurden, zogen ein Gilet an, das just nur so lange war, um jenen Gurt zu bedecken, und ließen die Taille des Rocks damit übereinstimmen. Wenn diese auf solche Weise nun vorn ganz heraufgeschoben war, so legte sie sich dafür über die Schulter breit auseinander, so daß die Schöße des Rockes ganz ohne Falten, flach und eckig, ohngefähr von der Mitte des Rückens herabfielen und alle Proportionen des Körpers auf das Häßlichste verschoben. Hierzu kam noch, daß der englische Kragen des Fracks wattirt, gesteppt und folglich verdickt, an dem Nacken herauf ging, und die Kravate, mehrmals um den Hals gewunden, wie ein Kissen hervorsah, so daß der Kopf tief in der Schulter zu stecken schien. Um aber das Lächerliche der Erscheinung zu vollenden, trugen die modischen Elegants das Haar nicht sowohl verschnitten als verschoren; nur in der Mitte, von der Stirnwurzel bis etwas über den Wirbel, nach hinten herüber, blieb ein schmaler Streif Haar stehen, der gekräuselt, aufwärts tapirt und gestrichen, wie ein Hahnenkamm in die Höhe stand. Wenn schon der wohlgewachsene, schlanke Jüngling, hierdurch verunstaltet, allen Ansprüchen auf feinen Wuchs entsagte, so war der Mann von mittlern Jahren, von Natur schon gewöhnlich breiter und häufig zum Fettwerden geneigt, höchlich in dem entstellenden Kostüme zu bedauern, denn keines konnte ersonnen werden, in welchem er sich schlechter ausgenommen hätte.

Und in diesem Aufzuge wallfahrtete doch Alt und Jung nach den Vorlesungen von August Wilhelm Schlegel in Berlin, wo sie dem Schönen und Wahren aufrichtig huldigten, sich willig über die Irrthümer der Zeit hinaus leiten ließen, ohne dem Irrthume der Mode zu entsagen. War nun freilich die Schaale, in welcher die wißbegierigen Geister steckten, sonderbar genug, war hier auch keine Ahndung des bessern Geschmackes fühlbar, ja, mußte man selbst an völlige Barbarei desselben glauben, so regte sich dagegen innerlich ganz ungewöhnliche Theilnahme für das Neue, oder doch nur wenig Gekannte, was diese denkwürdigen Vorlesungen an das Licht riefen.

Die Xenien, frisch und bunt, wie sie der Fittig des Genius im raschen Fluge verstreuete, fielen vormals hier und dorthin. Es mochte sie fassen wer es konnte. Ihr weiteres Gedeihen war der Zeit anheim gestellt. So wirbelt ja wohl ein muthwilliger Frühlingswind Blüthenstaub und abgerissene Blättchen durcheinander, verwehet und treibt zusammen, wie es sich eben trifft. Dem Hauche von oben gehorcht er nur, und was dieser befruchten, was er keimen und reifen lassen will — kommende Zeiten werden es der Welt sagen. Die Wirkung der Xenien war daher ihrer Natur nach fortgehend, doch im Einzelnen keineswegs auffallend. Das Athenäum, welches ihnen folgte, hatte es schon bestimmter mit den herrschenden Richtungen der Gegenwart zu thun. Mit scharfem Pflugeisen riß es den trocknen, harten Boden auf, den bis dahin die Menge bequem betrat. Jezt zögerte der Fuß bei jedem Schritt. Es war überall uneben und voll übereinander geworfener Schollen. Es mußten wieder Pfade gezogen, Wegweiser gefunden werden. Die Gärten der Poesie waren verheißen. Doch wie dahin gelangen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Diplomatische Scenen aus dem siebenzehnten Jahrhundert.

(Beschluß.)

Als Seitenstück zu dem Empfang des schwedischen Gesandten, mag das Mittagsmahl dienen, welches Wettstein bei dem französischen Gesandten, dem Herzog von Longueville, einnahm. „Den 20sten August, um sieben Uhr morgens, ist einer von des Herzogen Leuten gekommen, der mich zum Mittagmahl invitirt. Um zwölf Uhr bin ich zum Herzog gegangen, der eben von den niederländischen Visiten im Losament angekommen. Ist mir bis unter die Thüre entgegen gegangen, und hat sich sehr freundlich erzeigt; hat mich sobald auf die Seite genommen und allerhand, bis man das Essen aufgetragen, mit mir konferirt, hernach bei der Hand genommen und gegen den Tisch geführt, allwo wir die Hände mit einem nassen Tuch, so sehr wohlriechend gewesen, gewaschen und hernach am halben Theil desselben, so noch trocken war, getrocknet; sobald hat er sich zum Tisch verfügt und mich in einen Sessel gegen ihm über gesetzt, allwo sehr köstlich und so traktirt wurde, daß auch den König selbst zu traktiren nicht wäre köstlicher an einem solchen Orte möglich gewesen. Man hat viermal, und allezeit nicht mehr als acht

Platten (denn der Tisch nicht mehr fassen können) zumal aufgestellt, aber lauter Fleisch die drei ersten Gänge und letztlich das Konfekt. Der erste Gang war beinahe von eitel französischen Suppen, da ich allein in der, so vor mir gestanden, achtzehn junge Tauben, so klein wie Wachteln gewesen, gezählt; der andere Gang war von etwas Hammelfleisch, Kapaunen, Rebhühnern und allerlei Geflügel in Saucen; der dritte von eitel gebratenem Geflügel, in einer Platte vier Kapaunen, in der andern sechs Rebhühner, in der dritten fünfzehn Wachteln, in der vierten zwei junge Häslein, in den übrigen Tauben, junge Hahnen, Artischoken, alles, sonderlich das Gebratene, so zierlich gespickt und gebraten, daß es anzusehen verwunderungswerth gewesen. Hernach war der Nachtisch über alles und sonderlich das Zuckerwerk von Barillen und anderm so vortrefflich von Geschmack, als wenn man die frische Frucht vom Baum im Munde hielte. Der Herzog, so allein verschnitten und mir vorgelegt, war sehr freundlich. Allein kommts einem fremd vor, der niemals dabei gewesen, bei solchen großen Herrn einzig an einem Tisch zu sitzen, und solches Volk, die auf alles Achtung geben, und gleichsam einem in den Mund schauen, um sich zu haben. Der Herzog hatte seinen Mantel an und den Hut aufbehalten, welches auch mir gebühren wollen. Ihm haben am Rücken aufgewartet sechs mit Feuerrohren und zwei Hallebardirer. Hart an ihm ist einer gestanden, so ihm frische Teller gereicht und die Platten geruckt, welches auch bei mir gewesen. Der Edelleute, so neben dem Fleeico, und alle in Mänteln aufgewartet, waren über zwanzig. Der erste Trunk, so Ihro Altezza gethan, war auf Gesundheit gemeiner löblichen Eidgenossenschaft, stehend und mit entblößtem Haupt, der auch so lang gestanden, bis ich Bescheid gethan; der andere gleich darauf, und ehe ich michs versehen, war, mit gleichen Ceremonien, die Gesundheit der Stadt Basel. Weil nun diese beiden Gesundheiten vorgegangen, hat mir bedenklich fallen wollen, Ihro Majestät Gesundheit erst hernach anzufangen, habe alsobald hernach Ihro fürstliche Gnaden stehend gebeten, mir zu erlauben, daß derselbigen Gesundheit ich auch trinken möchte; wie geschehen, und Altezza ihr Glas auch lassen einschenken, mit Vermelden, wolle dieses zu Bezeugung der Dankbarkeit austrinken. Als man wieder eine Weile gesessen und das Obst schon aufgetragen gewesen, habe ich mir noch ein Glas reichen lassen und ihr Altezza nochmals um Erlaubniß gebeten, auf Dero Frau Gemahlin und ganzen fürstlichen Hauses Gesundheit zu trinken, der sobald sich auch das Glas einschenken lassen, mit Vermeldung, er wolle es zur Danksagung auf meine Gesundheit austrinken, bei welchem es hernach verblieben und der Herzog bald hernach aufgestanden, nachdem er gleichwohl, welches sonst seine Gewohnheit nicht ist, über anderthalb Stunden sich bei der Tafel aufgehalten. Sobald wir aufgestanden, so haben Ihr Durchlaucht mich bei der Hand genommen und sind mit mir in das Nebenhaus in sein Kabinett gangen. Der Diskurs über der Tafel war erstlich von unserer Stadt, warum solche nicht fortifizirt oder wenigstens nur mit Gräben versehen sey. Ich sagte, man habe zwar etwas fortifizirt, habe aber das Erdreich nicht bequem dazu gefunden. Unsere beste Fortifikation sey Gott und unsere guten Freunde; die Gräben aber gingen ringsumher und gefüttert, welches er lang nicht glauben wollen. Hernach hat er begehrt zu wissen, unter welchem Climate wir liegen und wie viel Volk wir an Stadt und Land vermögen. Ich sagte ihm, ich verstehe mich nicht sehr viel auf des Himmels Lauf, oder wie die Gelehrten alles ausrechnen; dieß weiß ich aber wohl, daß wir itzt viele Jahre unter einem unglückhaften, gefährlichen Climate gelegen, und für Andere viele Kosten und Ungelegenheit haben müssen erleiden und ertragen. Er lachte darauf und sagte: ob ich vermeinte, daß meine Herren zu Stadt und Land ein Mann 8000 aufbringen können? Ich sagte, es haben zwar Krieg und Sterbend viel Mannschaft hinweggenommen, glaube aber doch, es möchte auf solche Summa kommen. Hernach fing er an, von den Speisen zu reden, wie trefflich gut solche in Basel seyen, in Gleichem wie plaisant der Ort; fragte mich unter anderm, welches wir für die besten Fische hielten? Ich sagte ihm, die Sälmlinge oder junge Salmen, darinnen er mir gleich beigefallen. Hernach kam er auf die Gesundheit, fragte mich, wie ich die Luft befinde, was ich trinke, wie lang wir uns gemeiniglich bei der Tafel aufhalten; nachdem ich ihm nun über das eine und andere Bericht und gebührenden Bescheid gegeben, und unter anderm auch des Tabaks gedachte, wehrte und dissuadirte er mir solchen heftig, vermeldend, seye nichts nutz. Ich sagte, es seye gleichwohl auf der Menschen Komplexion hierin nicht wenig zu sehen u. s. w. Allein ich befand, daß er dem Gestank eben gar nicht gewogen war.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 6. Januar.

(Beschluß.)

Sehr interessant ist der Jahresbericht über die neu errichtete Korrektionsanstalt für Kinder, welcher dem Berichte der Armenkommission angehängt ist. Es befinden sich in derselben neun Knaben und fünf Mädchen. Meist sind es Diebstähle, worunter welche von nicht geringer Bedeutung waren, weßhalb die Kinder in diese Anstalt gebracht worden, und der berichtende Lehrer versichert doch, daß schon bei den meisten sich Spuren der Besserung, wenigstens der Rührung und Reue zeigten, wobei er nur den sehr gegründeten Wunsch ausspricht, daß sich Personen finden möchten, die zu Wiedereinführung der Gebesserten ins bürgerliche Leben hülfreiche Hand böten. Dann erst kann freilich die Wohlthätigkeit einer solchen höchst zweckmäßigen Anstalt in das vollste Licht treten. Der Lehrer trägt Bedenken, in Hinsicht auf den verschiedenen Cha-

rakter der Kinder einzelne Züge mitzutheilen, wie er sagt, um der Kinder selbst willen, hat aber darin Unrecht. Er brauchte allenfalls nur keine Namen zu nennen, würde aber dadurch auf die Anstalt und die bessern Individuen darin nur noch aufmerksamer machen und bald die Früchte davon spüren.

In diesen Tagen fand eine große Tauffeierlichkeit von Seiten der Stadtpolizei statt. Sie betraf nicht Juden oder Türken, sondern etwas noch bei weitem Populäreres, nämlich Straßen und Plätze. Besonders wurden die in Folge der Demolition der Festungswerke neu angelegten Alleen, Rundtheile, Plätze u. s. w. getauft. Daß man zu Benennung einiger derselben die Namen der Prinzen des königlichen Hauses nahm, wer möchte das tadeln? aber hätte man dieß nicht auch auf andere verdiente Männer ausdehnen und ihre Namen auf diese Weise auszeichnen können? Allerdings würde man Anfangs viel darüber glossirt und gekrittelt haben, aber ich weiß doch nicht, ob eine Schillerstraße, ein Luthersweg, ein Reichardsplatz sich nicht eben so gut würden ausgesprochen haben, als ein Annenweg, eine Stallstraße, ein Dippoldiswaldaerplatz u. s. w. Ich weiß wohl, daß die Wahl der Namen nicht ohne Schwierigkeiten würde gewesen seyn, aber um so größer auch das Verdienst. Und wie selten findet sich für uns Deutsche die Gelegenheit, unsern großen Volkslehrern, Dichtern u. s. w. ein Denkmal zu setzen, das unsere Achtung und Dankbarkeit laut und öffentlich der Nachwelt verkündete! Bei dieser Gelegenheit hat man auch die ominöse Lochgasse in eine Badergasse, und die Entenpfütze in einen Freibergerplatz umgetauft.

Unser Kunstverein hatte am 21. December seine dießjährige zweite Hauptversammlung im Saale des Gasthauses zur Stadt Wien. Es wurden zweiundzwanzig verschiedene Kunstgegenstände, welche im laufenden Jahre angekauft worden waren, verlooset. Die Zahl der Aktien, zu 5 Thlr. jede, betrug bereits 532, und außerdem gibt der König noch einen jährlichen Beitrag von 500 Thlrn., ohne Ansprüche an einen Aktiengewinn zu machen. Von sämmtlichen angekauften Gegenständen werden Zeichnungen gemacht, diese in Kupfer gestochen und an die Mitglieder unter dem Namen einer Bilderchronik des sächsischen Kunstvereins vertheilt. Diese Chronik wird für 1829 wenigstens achtzehn Blätter betragen, und an und für sich schon eine Gewinn-Nummer für alle Aktieninhaber seyn. Hr. von Quandt ist Vorstand dieses Vereins und Hofrath Winkler (Theodor Hell) Sekretär und Kassirer desselben. Auch Auswärtige können daran Antheil nehmen. Derselbe Verein hat auch von der Gnade des Königs einen schönen Saal im Akademiegebäude eingeräumt erhalten, wo er Sonntags seine Versammlungen hält. Künstler stellen dort ihre Arbeiten aus, Kupfer und Lithographien liegen vor, die Unterhaltung betrifft Kunst und ihr verwandte Literatur, und die geschmackvolle Einrichtung des Saales selbst, so wie die herrliche Aussicht, welche man von dort auf beide Elbufer genießt, machen ihn gewiß zu einem Versammlungsorte, wie es deren in Deutschland wenige geben dürfte. Am 3. Januar ward er zum erstenmale geöffnet.

Baltimore, December.

(**Washingtons Denkmal.**) Im November d. J. wurde Washingtons Statue auf der hohen Säule aufgestellt, die sich rasch ihrer Vollendung nähert. Diese Säule ist dorisch, aus großen Blöcken aufgebaut; sie steht auf einem großen Sockel und oben krönt sie ein rundes Piedestal, auf welchem jezt die Statue steht. Der Sockel hält 50 Fuß im Quadrat und ist 25 Fuß hoch; die Säule hat 20 Fuß im Durchmesser und ist mit ihrem Untersatz 130 Fuß hoch. Das Kapital hat 20 Fuß im Geviert; die Statue ist 15 Fuß hoch und die ganze Höhe des Monumentes vom Straßenpflaster an bis zur Spitze der Statue beträgt 170 Fuß. Da das Monument auf einem Hügel steht, der 100 Fuß hoch ist, so erhebt sich dieß edle Denkmal 270 Fuß über das Wasser. Es besteht aus weißem, etwas geädertem Marmor. Vier Straßen kreuzen sich auf dem Platze, wo es steht. Dieser Platz ist zwar nicht sehr groß, indeß auch nicht klein zu nennen. Um das Denkmal sollen Gesträuche gepflanzt, und dasselbe von einem eisernen Geländer umgeben werden, das 350 Fuß im Umfang hält. Noch ist das Monument nicht ganz vollendet. Auf jeder der vier Seiten der Basis soll eine große Marmortreppe zu den Thorwegen führen; zum Theil sind diese Treppen schon vollendet; ein breiter Fries läuft um die Basis, dicht unter dem Karnieß, mit einer Reihe von Bürgerkränzen geschmückt. Jeder dieser Kränze umgibt einen Stern; die Sterne bedeuten die verbündeten Staaten. In der Mitte des Frießes, über den Thorwegen, sind große Marmortafeln mit dem Namen Washingtons. An jeder Seite der Basis sollen Inschriften in Bronze die bedeutendsten Ereignisse der Revolution, die sich an Washingtons Namen knüpfen, in lateinischer und englischer Sprache enthalten. Unter den vorgeschlagenen Inschriften finden wir unter andern folgende stolzrepublikanische:

„Sein Ruhm ist unsterblich; er nahm sein hohes Amt an und entsagte ihm nach dem Willen des Volks."

Unten an der Säule sollen dreizehn kolossale Schilde von Bronze angebracht werden, auf welchen die Wappen der dreizehn Staaten vorgestellt sind, die zuerst den Bund schlossen. Ueber diesen Schilden werden vier große amerikanische Adler in Basrelief angebracht; sie halten Kränze in den Klauen, von welchen dicke Eichengewinde um die ganze Basis herumlaufen. Die Statue selbst zeigt den großen Mann, dem dieses Denkmal gewidmet ist, in dem Augenblicke, da er das Amt, mit welchem ihn sein Volk bekleidet und das er mit Ehren verwaltet hatte, wieder in die Hände des Volks niederlegt, nachdem er das große Werk, die Freiheit und Unabhängigkeit des Bundes, vollendet hat.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 20:
Dampf.

Charade.

Erste und zweite Sylbe.

Ich mit meinen Kameraden
Bin dir, Leser, wohl bekannt.
Hast mich ja schon in der Schule
Oft geschrieben, oft genannt;
Steh' ich vorn, so bin ich wichtig,
Steh' ich hinten, ziemlich nichtig;
Dir helf' ich die Kasse führen,
Und vergäßest du mich je,
Würdest Du viel Geld verlieren.

Dritte Sylbe.

Bald roth auf grün, bald schwarz auf weiß
Entfärbt mein Körper sich;
Ich bin des Winds, der Finger Spiel,
Das Schicksal wendet mich.

Das Ganze.

Ich bin ein glattes Feld, auf mir
Geh'n zwei Pedanten auf und nieder;
Sie messen ein Geschenk dir zu,
Das brauche schnell! es kommt nicht wieder.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 26.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 30. Januar 1830.

Hoch sey der Tag des Heils gesungen,
Der neu verklärt den Kaiserthron;
Ihm tönt entflammt von tausend Zungen
Der Herzen Jubelton. —

J. H. Voß.

Skizzen aus Rußland.

Die Feier des Rückzugs der großen Armee. — Rostopschin. — Religiosität der Russen.

Ich war im Jahr 1828 in **Moskau**, und wohnte der religiösen Ceremonie bei, durch welche man daselbst seit 1812 den Jahrestag des Rückzuges der französischen Armee zu feiern pflegt. Es war an diesem Tage viel Schnee gefallen, und allenthalben zeigten sich die traurigen Vorboten eines strengen Winters. Die Droschken hatten den Schlitten Platz gemacht und die Umgebungen der Stadt ihren lachenden Anblick gegen einen düstern und finstern Horizont vertauscht. Um zehn Uhr Morgens versammelten sich die Bewohner der Stadt in Menge, nicht weit von dem heiligen Thore des Kremlin's. Auch ich nahm, zitternd vor Kälte, daselbst meinen Platz, um die Procession vorüberziehen zu sehen. Weiter als bis zu jenem Thore zu gehen, wäre nicht räthlich gewesen; denn wer immer durch dasselbe in das Innere des Kremlin's dringt, muß entblößten Hauptes bleiben, mag die Witterung noch so streng seyn. Einige Personen beobachten diesen Brauch zum Andenken an das Wunder, welches den Kremlin von einem Angriffe der Tartaren befreite; andere leiten diesen frommen Gebrauch von der Zeit her, wo die Pest zum lezten Male Moskau verheerte. Die Procession begann um halb eilf Uhr und bestand aus dem ganzen Klerus von Moskau, welchem beinahe die gesammte untere Klasse der Bewohner folgte. Die Kirchen wetteiferten, ihre Reichthümer zur Schau zu tragen; die priesterlichen Gewänder, besonders der Schmuck der hohen Geistlichkeit, übertrafen an Glanz alles, was ich in der Art bisher gesehen. Die Glieder der niedern Geistlichkeit gingen mit entblößtem Haupte, und ihre langen Haare flatterten im Winde. Die Banner der Kirchen und ihre ungeheuren Kruzifixe, die zahlreichen Bataillone und die ganze unermeßliche Menschenmenge, auf einen Punkt zusammengedrängt, bildeten ein wahrhaft neues, imposantes Schauspiel.

Der Jahrestag des Rückzuges **Napoleons** ist für die Russen ein hoher Festtag. Man opfert an diesem Tage den Heiligen eine außerordentliche Menge Wachskerzen. Mehr Kerzen als alle Seligen des Paradieses zusammen empfängt der Heilige, dessen Bild über dem heiligen Thore steht, und heute in wenigen Stunden wenigstens eben so viele Kniebeugungen und Bücklinge, als während des ganzen übrigen Jahres. Dieser Heilige ist derselbe, welcher bei Verbrennung des Kremlin's 1812 seine Wunderkraft so sehr bekundete, indem er die Glaskugel, welche sein Haupt bedeckte, unversehrt erhielt. Die Weiber waren in ihrem besten Putze, und manche schienen, troz ihrer kleinen, zu weit von einander entfernten Augen, hübsch und anziehend. Tartaren, Perser, Engländer, Deutsche fanden sich unter der Menge, welche die Procession um die Mauern des Kremlin's geleitete. Die-

ses Schauspiel, verbunden mit den Erinnerungen an den denkwürdigen Rückzug, ließ mich Kälte und Ermüdung gänzlich vergessen.

Man zieht es gegenwärtig nicht mehr in Zweifel, daß die Russen Urheber des Brandes von Moskau waren. Die Brandlegung war, vom Beginne der französischen Invasion an, ihr vorzüglichstes Vertheidigungsmittel, und hätten die durch Rostopschin angefachten Flammen Moskau, wie man wollte, ganz verzehrt, so wäre wahrscheinlich Napoleon Alexandern in die Hände gefallen. Rostopschin war wohl der fähigste Mann, einen solchen Auftrag zu vollziehen. Will man dem Zeugnisse der heutigen Russen glauben, so war er nicht nur ein wackerer und geschickter Feldherr, sondern auch ein aufgeklärter Mann von der besten Erziehung. Folgende Anekdote mag indessen als Beitrag zur Kenntniß seines wahren Charakters dienen.

Ein junger Franzose, der Lehrer in der Familie eines russischen Großen war, und jene großmüthige und gastfreie Aufnahme gefunden hatte, welche die Russen immer den Fremden widerfahren lassen, ließ sich einfallen, den Vater der seiner Erziehung anvertrauten Zöglinge in einem kleinen Gedichte, betitelt: der Dickbauch, lächerlich zu machen; der russische Edelmann war nämlich in hohem Grade wohlbeleibt. Die Satire war gut geschrieben, sie gelangte richtig an ihren Mann und beleidigte empfindlich den Stolz jenes Mannes, der übrigens dem Dichter nur Gutes erwiesen hatte. Ganz Moskau wußte in kurzer Zeit die Verse des jungen Franzosen auswendig. Dieser war froh, seinen Paß zu erhalten, welchen ihm die russischen Behörden ohne Umstände auslieferten. Allein im Augenblicke seiner Abreise von Moskau wurde er festgenommen und zwei Tage im Gefängnisse gehalten, worauf er seine Freiheit und folgenden Brief von Rostopschin erhielt, den wir in seinem rohen Styl getreu wiedergeben: „Ich kenne Euch nicht, und will Euch nicht kennen; Ihr verbindet mit der französischen Unverschämtheit die schöne Tugend, das Land zu verachten, wo man thöricht genug ist, Euch Gastfreundschaft zu erweisen. Warum habt Ihr den Stand eines Erziehers gewählt? Etwa, um die Unerfahrenheit und Einfalt zu mißbrauchen? Und wer seyd Ihr denn? Ich kenne Eure Mutter, und nur aus Rücksicht für ihr Alter bin ich nachsichtig gegen Euch; denn sonst würde Euer Gedicht Euch die Thore des Nordens geöffnet haben. Ihr müßt eine eherne Stirne haben, um mit dem Namen Franzose zu prahlen, welcher mit Straßenräuber gleichbedeutend ist. Denket reiflich über Eure Handlungen nach, und wenn Ihr in Zukunft nicht umsichtiger seyd, so werdet Ihr ein schlechtes Ende nehmen. Der großmüthige Alexander überliefert manchmal die treuen Diener des Schurken Napoleon der Gerechtigkeit.“ Diesem bizarren Briefe war ein in Gedanken und Styl so rohes Postscriptum beigefügt, daß wir dasselbe unmöglich abschreiben können.

Alle Reisende haben sich über die abergläubischen Gebräuche der Russen verwundert, und dieß nicht ohne Grund. Jeder Fremde, welcher Moskau durchstreift, wird über die Masse von Verkäufern einer und derselben Art erstaunen, die, so zu sagen, auf einander gepreßt sind. In diesem Bezuge gleichen die Straßen Moskaus den Bazars von Konstantinopel, und jedem, der diese beiden Städte gesehen hat, muß diese Aehnlichkeit auffallen. So wohnen alle Goldschmiede in demselben Stadtviertel beisammen, die Schuster, die Kupferstichhändler in einem andern, jede Profession, von dem schlauen Geldwechsler an bis zum Spitzbuben, der schlechtes Pelzwerk für Gold auswiegt, hat einen eigenen Platz. Aber das einträglichste Gewerbe von allen ist das der Künstler, welche kleine Heiligenbilder verfertigen. Man sieht tausende von Buden mit diesen mehr oder minder plumpen Bildern angefüllt. Tritt ein Russe in eine solche Bude, so wird er zuerst unter den Heiligenbildern allen, jenes aussuchen, von dem er weiß, daß es der Hausherr als eine Art Schutzgeist ansieht, und wird nicht ermangeln, vor demselben, nebst dem Zeichen des Kreuzes, eine tiefe Verbeugung zu machen.

Mag man auch noch so religiös seyn, man muß sich alle Gewalt anthun, um nicht zu lachen, wenn man so viele Kniebeugungen und Bekreuzungen vor dem ersten besten Sudelbilde machen sieht, vor welchem ein einfältiger Kerl ein Wachslicht angezündet hat. Selten kommt man vor dem Thore des Kremlins vorbei, ohne ein oder das andere alte Weib aus dem Volke, der Wagen ungeachtet, im blinden Andachtseifer eine Stunde lang ihr Haupt gegen das schmutzige Pflaster stoßen zu sehen. Wie oft sah ich nicht einen langbärtigen Heuchler eine Reliquie einer armen jungen Dirne zum Küssen reichen, welche fest glaubte, ein frommes Opfer von einigen Kopecken könne ihren Geliebten oder ihren Vater vor den mörderischen Streichen der Türken sichern. Kein Droschkenkutscher ermangelt, sein Kreuz zu schlagen, wenn er vor irgend einem Heiligen an einer Straßenecke vorbei kommt, und selbst der Kaufmann vergißt nicht, sich zu bekreuzen, ehe er dich betrügt und dir das Geld stiehlt. Aber vor allem fällt in den Kirchen das Lächerliche dieses Mißbrauches der Kniebeugungen und frommen Bücklinge auf. Stelle dich neben den Altar, wenn du die wahrhaft komischen Bewegungen aller dieser Rücken, die sich krümmen, aller dieser Köpfe, die sich nach dem Takte neigen, beobachten willst. Alte und Junge, Männer und Weiber, Andächtige mit grauem Barte und ohne Bart, alle folgen mit bewundernswerther Fertigkeit dieser religiösen Cadenz. Glaube übrigens nicht, wenn du so viele Kniebeugungen und Bekreuzungen siehst, daß die Andacht der Russen immer aufrichtig ist. Ich kenne einen jungen Engländer, dessen Taschen in der Casankirche

zu Petersburg geleert wurden, und der Dieb war einer dieser Andächtler, die mit sichtbarem Vergnügen ihr Haupt auf das Pflaster stießen. An den Thoren aller russischen Kirchen findet man Leute, die den Vorübergehenden Wachskerzen verkaufen, welche die frommen Seelen den Heiligen zu opfern pflegen. Diese Krämer machen ebenfalls unaufhörlich das Zeichen des Kreuzes, und hören damit nur auf, um das Geld in die Tasche zu stecken, welches ihr Handel ihnen einträgt. Das gebräuchlichste russische Gebet scheint sich auf zwei Worte zu beschränken: „Gospodi eomelui," Herr, habet Erbarmen mit uns. In der Kapelle des Galitzinschen Spitals, bei Moskau, macht der Gesang dieses Gebetes einen wundervollen Effekt. Ich erinnere mich nie in meinem Leben Menschenstimmen gehört zu haben, die auf mein Ohr und mein Herz einen tieferen und süßeren Eindruck gemacht hätten. Die Sänger sind so geschickt gewählt, daß jeder nur die vier oder fünf besten Noten seiner Stimme gibt. Der Baß wird von Männern, die hohen Noten von Kindern gesungen. Jeder Reisende hat wohl in der kaiserlichen Kapelle zu Petersburg diese in ihrer Art wahrhaft einzige Musik bewundert; allein die Kenner geben der Kapelle des Galitzinschen Spitales noch bei weitem den Vorzug vor der kaiserlichen Kapelle.

Man findet zu Moskau religiöse Gebäude aller Art; es befindet sich unter andern daselbst eine Kirche, (denn nach dem Charakter ihrer Bauart kann man sie nicht eine Moschee nennen) die dem tartarischen Kultus geweiht ist. Eines Samstags ging ich zur Betstunde hin; der Iman saß davor rittlings auf einer Mauer und rief mit lauter, schleppender Stimme: „Allah ist Gott! kommt zum Gebete, kommt zum Gebete! Es ist besser zu beten als zu schlafen!" Als ich mich näherte, öffnete man mir die Thüre; allein da ich nicht geneigt schien, meine Pelzstiefeln auszuziehen, weil an diesem Tage der Thermometer zehn Grad unter Null stand, so ließ man mich gegen eine andere Bedingung eintreten, nämlich, nicht auf den Boden zu spucken. Damit war ich gern zufrieden, und man ließ mich auf eine Bank in einem Winkel der Kirche sitzen. Wenn ein Tartar eintrat, so legte er sogleich seine Stiefeln ab und sezte sich auf einen Teppich, das Gesicht gegen Mekka gekehrt; dann machte er dreimal einen Fußfall; manche sezten jedoch ihre Kniebeugungen ungefähr zehn Minuten lang fort; sie legten dann ihre Hände auf ihre Augen und Ohren und kreuzten sie endlich auf der Brust; sie blieben dann in schweigender Andacht stehen; mit jenen beiden Bewegungen wollten sie, wie ich vermuthe, aus ihren Augen und von ihren Ohren alle weltlichen Gegenstände und alles Geräusch entfernen. Sie hatten immer das Gesicht gegen Mekka gekehrt und veränderten ihre unbewegliche Stellung nur, um nochmals einen Fußfall zu machen oder ihre Augen gegen den Himmel zu erheben. Der Mollah, der, wie die Uebrigen, fast eine halbe Stunde lang stillschweigend im Gebete verharrt hatte, sezte sich endlich auf eine kleine Erhöhung und hielt nun, auf ein Rohr gestüzt, eine Rede, deren Inhalt mir dunkel blieb. Am Ende dieser Rede forderte der Priester alle Anwesenden auf, sich nochmals nach Mekka zu kehren; sie verbeugten sich darauf tief vor ihm und wiederholten wie im Chore: bis Millah. Sie stellten sich dann wie Soldaten in Reihen, wobei der Iman sich viel Mühe gab, dieses Bataillon in guter Ordnung zu halten, und hierauf zerstreute sich die ganze Versammlung. Alle schienen aufrichtig religiös; meine Gegenwart hatte ihnen sichtbar nicht mißfallen, und sie grüßten mich, als sie die Kirche verließen.

Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829. Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

(Fortsetzung.)

Niemand wird es läugnen, daß uns die Gebrüder Schlegel, wie das Zwillingsgestirn den Argonautenschiffern, auf der ungekannten Bahn vorausleuchteten. Wer insbesondere die junge vornehme Welt in Berlin aus jenen Tagen vor Augen behielt, wird es nicht in Abrede stellen, daß gerade sie aus dem gewöhnlichsten Hin- und Hertreiben zu einem Bewußtseyn, einem Willen und Streben erwachte, welches alle die Regsamkeit entzündete, die noch zur Stunde den geistigen Verkehr der Zeit dort in einen glühenden Brennpunkt zusammendrängt. Die eleganten Cirkel aus allen Klassen reiheten sich in Kurzem um den liebenswürdigen Redner, der sowohl durch Vortrag als Gegenstand das lebhafteste Interesse zu erhalten verstand. So sehr es zu bedauern ist, daß nur noch Bruchstücke aus jenen Stunden in der Zeitschrift Europa gerettet wurden, so reichen diese doch vielleicht hin, einen Begriff von dem Eindrucke zu geben, welchen Anschauungen einer, bis dahin völlig mißverstandenen, durch entstellende Schilderungen herabgewürdigten Vergangenheit auf lebhaft erregte, offene, freie Gemüther machen mußten. Werden sich ähnliche Empfindungen beim Wiederlesen jener Fragmente schwerlich verlängnen, so denke man, wie erst das Gesagte durch Anmuth des Organs, durch eingemischte Satire und humoristischen Scherz für die Zuhörer gewinnen mußte. Wirklich fühlte sich der Geist wie auf den leichten und glänzenden Schwingen der vollendetsten Redekunst mühelos in das Zeitalter der Ehre, des Muthes, der zartesten Liebe und wahrhaftesten Frömmigkeit zurückgetragen. Es ist genugsam bekannt, daß von jener Epoche an der Umschwung fühlbar ward, der schon lange

auf mannigfache Weise vorbereitet, Ansicht und Erkenntniß nach Innen wendete. Es entstand die neue romantische Schule.

Im Anfang blieb ihr Einfluß auf die äußern Formen des geselligen Lebens ganz unmerklich, ja man konnte hier durchaus in nichts auf veränderte Gesinnung zurückschließen. Das Historische der intellektuellen Bildung unserer Tage hatte ohngefähr denselben Gang genommen, wie die Weltgeschichte selbst. Von der Antike gelangten wir ins Mittelalter. Der Idealismus in der Philosophie, die Mystik in der Naturwissenschaft, das Vermittelnde neuerer Sprachen, tieferes Forschen nach der Wurzel gemeinsamen Ursprunges, Poesie, Geschichte, alles zusammen bildete eine Welt für sich, eine, in welcher man durch Vergessen der Gegenwart einheimisch werden konnte. Studium, Lektüre, Kunst und Wissenschaft führten dahin, nichts in dem täglichen wirklichen Leben. Dieses fand sich auf natürliche Weise von jenem geschieden, und beide getrennte Regionen bestanden daher für sich, so daß in der einen das geweckte Bewußtseyn durch Erkenntniß und Absicht thätig war, in der andern die Natur unwillkührlich der Gewohnheit folgte. Auf diese Weise entstand eine neue Literatur, eine nachahmende Kunst, eine veränderte Bühne, umfassendere Begriffe über diese, Ahndung ächter Religion und endlich Sinn und Fähigkeit, das Höchste zu erschwingen, während andererseits Mode und Sitte nach wie vor unter dem Pariser Scepter standen.

Dort entfaltete der neue Kaiserhof alle Pracht, alle Ueppigkeit, deren eine werdende Dynastie bedarf, um durch Uebermaß von Schimmer die Frage über ächt und unächt zu verdrängen. Auch bot die abendländische Hauptstadt, wie einst Rom, Mittel und Vorbilder zu Allem dar, was, in Nachahmung der Cäsarnfamilien, das überraschte Europa bewundern sollte. Es bewunderte nicht gerade, aber es beschäftigte sich doch mit dem vielen Neuen, es griff darnach, und Deutschland, obgleich im Innern den vollständigsten Gegensatz von Frankreich bildend, widerstand im Aeußern so wenig der Verlockung von daher, daß im Gegentheil der moderne Luxus mächtig überhand nahm. Dabei lernte man spanisch und italienisch, las die Dichter beider Nationen, brachte den Shakespeare auf die Bühne, hörte und sprach von Minneliedern, von den Nibelungen, stritt über altdeutsche und altitalienische Kunst, erwarb sich wirkliche Kenntnisse über beide und veranlaßte Architekten, Maler und Bildhauer zur nähern Bekanntschaft mit vaterländischen Kunstschätzen.

Fand sich das Interesse schon damals so getheilt, so werden wir weiterhin noch mehr Ursache haben, über den Widerspruch in den Bestrebungen einer und derselben Zeit nachzudenken.

(Schluß des dritten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baltimore, December.

(Beschluß.)

Zu dem Piedestal der Statue Washingtons gelangt man auf einer Treppe von 228 Marmorstufen, welche sich innerhalb der Säule hinaufwindet. Bis jezt ist es noch in der Säule durchaus finster, aber in Zukunft soll sie mit Gas beleuchtet werden. Die Aussicht von der Säule auf die Umgegend ist sehr schön, nicht so auf die Stadt selbst, die zu sehr in raschem Verschreiten begriffen ist, als daß sie einen ruhig schönen Anblick gewähren könnte. Dieß ist nun das dritte bedeutende Denkmal, welches dem erhabenen Manne in diesem Lande gesezt wird. Bekanntlich befindet sich in Raleigh, der Hauptstadt Nordkarolina's, eine Statue Washingtons von Canova und in Boston eine von Chantrey. Chateaubriand sagt: das ganze Land mit seinen Tausenden von neuen Städten und Millionen von neuen Bürgern ist Washingtons großes Denkmal; aber wenn die Dankbarkeit seiner Mitbürger ihm einmal steinerne Denksäulen setzen will, so könnte wohl kaum ein schicklicherer Ort dazu ausersehen werden, als dieser Punkt, wo der Held eine Stadt überschaut, die noch zu seiner Zeit ein kaum genanntes Dorf war, und jezt schon ihre Schiffe über das Meer weithin nach allen Welttheilen sendet, eine Stadt, die mittelst eines der größten Werke, die je von Menschenhand vollendet wurden, durch ihre merkwürdige Eisenbahn, sich mit dem tiefen Westen in Verbindung sezt. Wie groß ist der Unterschied zwischen einem Denkmale, das ein Monarch zu bauen befiehlt, und einem, das Republikaner erbauen! Hier ist es das Zeichen dankbarster Anerkennung einer ganzen Gemeinde, wozu jeder Einzelne sein Schärflein beitragen muß; und welcher Menschenfreund wollte sich nicht herzlich freuen, wenn er die Dankbarkeit eines ganzen Volkes sich so herrlich bethätigen sieht? Ich kann diese Mittheilung nicht schließen, ohne den Umstand zu berühren, daß man Washingtons Bildniß oder seinen Namen fast allenthalben in den Vereinigten Staaten sieht oder hört. Unzählige Amerikaner heißen Washington, fast jede Stadt hat eine Washington-Straße. Tausende von Gasthöfen führen ihn, und wenn auch im entstelltesten Konterfei, im Schilde, Assekuranzkompagnien, Kanäle und was sonst noch alles heißen nach ihm. Manche Reisende haben sich darüber beklagt und meinen, es gehe bis zum Eckel; ich kann dieß nicht finden. Geschieht nicht Alles aus freiem Willen? Ist etwas der Art mit dem N und andern Chiffern zu vergleichen? Ein Held, ein Dichter, oder sonst ein großer Mann und Wohlthäter des Volkes muß schon sehr hoch gestiegen seyn, wenn er wieder zum Wirthshausschilde herabsteigt. Wer freut sich nicht, wenn er England durchreist und den großen Shakespeare oder Nelson als Tavernzeichen, wenn er in Preußen den grossen Friedrich auf tausend schlechten Tabakspfeifen findet? Washington ist ganz Nationalheld. Mit jedem Jahre streift sich, was menschlich an ihm war, mehr ab, und was göttlich in ihm war, tritt glänzender hervor. Wie dort auf dem beschriebenen Denkmale, steht er erhaben über alle Partheien, verehrt von jedem Bürger, als der erste Wohlthäter des Landes und ein herrliches Vorbild republikanischer Tugend.

Auflösung der Charade in Nr. 25:

Zifferblatt.

Beilagen: Intelligenzbl. Nr. 3. u. Monatsreg. Januar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Vier und zwanzigster Jahrgang.

1830.

Februar.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände" enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus grössern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt" Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts" für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt" in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts" eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt" bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt." — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Erzählungen und Romane.

Geschichte.

Länder- und Völkerkunde.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Reisen.

Naturgeschichtliches.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 9.

Nro. 10.

zu dem Artikel: Herkules Zeghers, Kunstbl. Nr. 18. 19 und 32. 1829. — Die Bulla am Halse des Nero, ein numismatisches Anomalon.

Nro. 11.

Ueber Glasmalerei. — Neue Kupferstiche. Große Landschaft, von F. Schröder zu Paris in Kupfer gestochen und von J. A. Schlosser herausgeg. — Nekrolog. Eveline Stading. — Kupferstich- und Holzschnittkunde. Zusätze zu J. Hellers Leben und Werke A. Dürers.

Nro. 12.

Die Kunst- und Industrie-Ausstellung in Carlsruhe 1829. — Professor Vogels Sammlung von Bildnissen ausgezeichneter Künstler, rc. — Kupferstich- und Holzschnittkunde. (Forts.)

Nro. 13.

Altdeutsche Baukunst. Darstellung des alten schwäbischen Klosters Bebenhausen, von J. H. Graf. — Rom. — Kupferstich- und Holzschnittkunde. (Forts.)

Nro. 14.

Holzschneidekunst. Ueber die sogenannte Biblia pauperum. — Nachrichten von einigen verdienten Künstlern von Konstanz. — Kupferstich- und Holzschneidekunst. (Forts.)

Nro. 15.

Holzschneidekunst. (Beschluß.) — Nachrichten von einigen verdienten Künstlern von Konstanz. (Beschluß.) — Dresden. — Berlin.

Nro. 16.

Beiträge zu vorbereitenden Studien für Künstler, welche in Italien reisen; von F. Förster. — Kupferstich- und Holzschnittkunde. (Forts.)

Literatur-Blatt.

Nro. 12.

Vermischte Schriften. Gesammelte Schriften von L. Börne. (Beschluß.)

Nro. 13.

Aesthetik. K. W. F. Solgers Vorlesungen über Aesthetik.

Nro. 14.

Geschichte. Lettres sur l'histoire de France, pour servir d'introduction à l'étude de cette histoire par A. Thierry. — Altdeutsche Literatur. Ein schoen und kurzweilig Gedicht von einem Riesen, genannt Sigenot, durch Meister Seppen von Eppishusen.

Nro. 15.

Geschichte. Geschichte des osmanischen Reichs, von J. v. Hammer.

Nro. 16.

Geschichte des osmanischen Reichs. (Beschluß.) — Biographie. Thomas Morus, von Dr. G. T. Rudhardt.

Nro. 17.

Erziehungswesen. 1) Blicke in das Wesen der weiblichen Erziehung, von Rosette Niederer.

Nro. 18.

Erziehungswesen. Blicke in das Wesen rc. (Forts.) — Seelenkunde. Jahrbücher für Anthropologie und zur Pathologie und Therapie des Irreseyns, von Dr. Fr. Nasse.

Nro. 19.

Erziehungswesen. (Beschluß.) 2) Bildersaal deutscher Dichtung durch A. A. L. Follen.

Nro. 20.

Romane. — Dichtkunst. Einhundert Epigramme, von O. Graf v. Haugwitz.

Nro. 21.

Romane. (Forts.) 1) Die Liebesgeschichten. Novelle von Posgaru.

Nro. 22.

Romane. (Forts.) 2) Die Ehelosen, von Therese Huber. — 3) Selbstopfer, von Leontine Romainville. — 4) Der Schloßberg bei Töplitz. Eine Geschichte des siebzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, von Wilhelmine Lorenz. — 5) Alban und Nanny. Ein Roman von Penseroso.

N°. 27.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 1. Februar 1830.

— Das ersehnte Glück
Zieht mir, gefesselt kaum, des Schicksals Neid zurück.

Delavigne.

Der Graf von Greyers.

Von Ludwig Uhland.

Der junge Graf von Greyers, er steht vor seinem Haus,
Er sieht am schönen Morgen weit ins Gebirg hinaus,
Er sieht die Felsenhörner verklärt im goldnen Strahl
Und dämmernd mitten inne das grünste Alpenthal.

„O Alpe, grüne Alpe! wie zieht's nach dir mich hin!
Beglückt, die dich befahren, Berghirt' und Sennerin!
Oft sah ich sonst hinüber, empfand nicht Leid noch Lust,
Doch heute dringt ein Sehnen mir in die tiefste Brust."

Und nah und näher klingen Schallmeien an sein Ohr,
Die Hirtinnen und Hirten, sie ziehn zur Burg empor,
Und auf des Schlosses Rasen hebt an der Ringeltanz,
Die weißen Aermel schimmern, bunt flattern Band und Kranz.

Der Sennerinnen jüngste, schlank, wie ein Maienreis,
Erfaßt die Hand des Grafen, da muß er in den Kreis.
Es schlinget ihn der Reigen in seine Wirbel ein:
„Hei! junger Graf von Greyers, gefangen mußt du seyn!"

Sie raffen ihn von hinnen mit Sprung und Reigenlied,
Sie tanzen durch die Dörfer, wo Glied sich reiht an Glied,
Sie tanzen über Matten, sie tanzen durch den Wald,
Bis fernhin auf den Alpen der helle Klang verhallt.

Schon steigt der zweite Morgen, der dritte wird schon klar:
Wo bleibt der Graf von Greyers? ist er verschollen gar?
Und wieder sinkt zum Abend der schwülen Sonne Lauf,
Da donnert's im Gebirge, da ziehn die Wetter auf.

Geborsten ist die Wolke, der Bach zum Strom geschwellt,
Und als mit jähem Strahle der Blitz die Nacht erhellt,
Da zeigt sich in den Strudeln ein Mann, der wogt und ringt,
Bis er den Ast ergriffen und sich an's Ufer schwingt.

„Da bin ich! weggerissen aus eurer Berge Schooß,
Im Tanzen und im Schwingen ergriff mich Sturmgetos;
Ihr alle seyd geborgen in Hütt' und Felsenspalt,
Nur mich hat fortgeschwemmet des Wolkenbruchs Gewalt.

Leb' wohl, du grüne Alpe, mit deiner frohen Schaar!
Lebt wohl, drei sel'ge Tage, da ich ein Hirte war!
O! nicht bin ich geboren zu solchem Paradies,
Aus dem mit Blitzesflamme des Himmels Zorn mich wies.

Du frische Alpenrose, rühr' nimmer meine Hand!
Ich fühl's, die kalte Woge, sie löscht nicht diesen Brand.
Du zauberischer Reigen, lock' nimmer mich hinaus!
Nimm mich in deine Mauern, du ödes Grafenhaus!"

Das Reußthal und die Gotthardstraße.

Erster Brief.

Du verlangst von mir, lieber Freund, daß ich, wie ich Dir verflossenes Jahr eine Schilderung des Rigi gegeben, nun eine ähnliche von dem Reußthale und der vielbesprochenen Gotthardstraße entwerfen soll, und führst als Hauptgrund Deines Wunsches an, daß Du wegen mancher Unwahrscheinlichkeiten, die Du in öffentlichen Berichten gelesen, eine getreue Darstellung eines Augenzeugen lesen möchtest, und diese könnest Du von mir erwarten, da ich seit mehreren Jahren jeden Sommer ein, ja einige Mal jenes berühmte Thal besucht habe. Gut! ich will gern auch diesen Wunsch erfüllen, und verlange abermals nichts in Deinen Händen, als die bekannte Kellersche Karte. Um der Leichtigkeit der Darstellung willen, verbinde ich übrigens meinen Bericht mit einer Reisebeschreibung, meiner lezten Reise nämlich, die ich in Gesellschaft meines Bruders, Professor in B., seines ältesten Knaben und des jungen Herrn v. Fenner, Sohn des Kurarztes in Schwalbach, machte.

Am 25sten Juli (1829) verließen wir den Rigi, nachdem wir denselben Morgen das rosenfarbene Alpenglühen (es gibt bekanntlich zwei Arten dieses Phänomens, das rosenfarbene und purpurrothe Glühen der Alpen) vor Sonnenaufgang in unbeschreiblicher Pracht gesehen hatten, und stiegen dann längs der dunkeln Schlucht des Aabaches zu dem Schauplatz der Verwüstung hinab, der sich da, wo ehemals das blühende Goldau gestanden hatte, mit allen seinen Schrecken ausbreitet. Nach dem, was ich voriges Jahr gehört hatte, hoffte ich, neben der Kirche und dem Wirthshause, den zwei einzigen Gebäuden, die bis jezt an das alte Goldau erinnern, mehrere neue Menschenwohnungen zu finden. Aber keine Spur von Anbau! Auch wäre in der That jede Ansiedlung auf dieser ungeheuren, von wilden Gewässern durchströmten Masse von Schutt und Felstrümmern eine wahre Tollheit. Ein Jahrhundert wird vergehen, ehe von dieser Steinmasse so viel verwittert ist, daß Menschen darauf hausen können. Von da gingen wir, längs den dunkeln, tiefbeschatteten Seiten des Rigi zur Rechten, und der stillen Fläche des Lowerzersees zur Linken, nach Seeven, einem schönen Dorfe am Ende des Sees, zu unserem bekannten Hospes, Herrn Abeg, im weißen Kreuz. Wer ein Freund von Reinlichkeit, Ordnung, Gefälligkeit und Wohlfeilheit ist, dem rathe ich, bei seinen Wanderungen durch dieses schöne, und in der Geschichte so bedeutungsvolle Schwyzerthal, sein Quartier hier aufzuschlagen. Auch Bäder findet man hier, und hat er Lust, eine Molkenkur zu gebrauchen, auch dazu alle Anstalten. Denn seit den lezten Jahren pflegen häufig Patienten, ehe sie zu jener Kur in der stahlkräftigen Atmosphäre des Rigi schreiten, hier in den Vorhallen der Hygieia sich vorzubereiten. Auf einer kleinen Anhöhe, etwa fünf Minuten von Seeven, hast Du einen herrlichen Ueberblick über das ganze Schwyzerthal, eine, zwischen hohen Gebirgen eingeschlossene, etwa vier Stunden lange Ebene. Ein prächtiges Thal! Der nördliche Ausgang desselben, eng und düster, zwischen dem Roßberg und Rigi, stößt an den Zugersee. Früh am Nachmittag wirft schon der Rigi seinen dunkeln Riesenschatten in die melancholische Tiefe hinab, wo still und feierlich der Flecken Arth mit seinen hohen Thürmen und weißen Klostermauern ruht. Der südliche Ausgang, am Vierwaldstättersee, mit dem Flecken Brunnen, ist heiter, klar und lieblich; mit Entzücken schweift der Blick über die schöne Fläche des Sees, und ruht gegenüber auf den grünen, freundlichen Höhen des Seelisberges und der schimmernden, fichtenumkränzenden Kapelle auf der Stirne des Berges. Längs der Westseite des Thales laufen zwei hohe Bergrücken, mit grünen Triften und Wäldern, der Yberg und Sattel, berühmt durch Morgarten; zwischen beiden ragen gespensterartig zwei ungeheure, kegelförmige Felsen, mit grauem, völlig nackten Gestein, der Haggen und Mythen, noch höher als der Rigi in die Lüfte. Spitz und fast senkrecht sich erhebend, stehen sie mitten in der grünen Gebirgswelt wie zwei kolossale, unverhüllte Statuen. Wenn das Abendgold der Sonne auf diesen grauen Spitzen glänzt, so macht es einen malerischen Effekt, der nur von dem Alpenglühen übertroffen wird. Mit ungeheurer Anstrengung haben mehrere Büßende, um ihre Seelen zu retten, drei Kreuze auf die Spitze des Mythen, des höchsten der beiden Felsen, geschleppt und in das Gestein gesenkt; aber der Sturm, erzürnt, daß Menschenhand in sein geweihtes Gebiet sich wage, hat zwei dieser Kreuze bereits zertrümmert; das dritte wankt gleichfalls schon. Die Westseite des Thales begrenzen die triften- und fichtenreichen Abdachungen des Rigi bis nach Brunnen hin. In der Mitte dieses Thalkessels liegt, mit seiner Felsinsel Schwanau, der Lowerzersee, ohne sichtbaren Zufluß, aber mit einer reichlichen Abströmung von Wasser; das Dorf Seeven am Ende dieses Sees, das Dorf Steinen am Fuße des Sattels, mit dem kleinen Häuschen, das Stauffacher bewohnte, der schöne Flecken Schwyz, mit seinen weit in den Matten zerstreuten Häusern, und nördlich, gegen Arth zu, die Felstrümmer des Roßbergs auf dem Grabe von Goldau. In einem südlichen Winkel des Thals braust die reißende Muotta aus einer tiefen Schlucht hervor und stürzt sich in den Waldstättersee. An der Seite dieses wilden Bergstroms windet sich das schmale, Anfangs nur einen Steinwurf breite, jedoch allmählig mehr sich erweiternde finstere Muottathal gegen den Glarnisch hinauf. In diesem finstern Winkel endigte sich der abentheuerliche Zug Suwarows in der Schweiz, wovon ich Dir in der Folge noch mehr erzählen werde. Wenig Bewegung und Leben

ist in diesem an Erinnerungen hoher Thaten so reichen Thale von Schwyz; kein Gewühl von Handel und Gewerbe, kein Geräusch arbeitender Fabriken, selten sogar ein Stückchen Ackerland; dagegen überall die stille Ruhe des Hirtenlebens, nur unterbrochen von dem Geläute irrender Heerden und dem Gesang des sorglos unter den Schatten gelagerten Hirten. Diesem schönen Thale droht von den Felsen des Mythen her ein zweiter Bergsturz, wie ich von mehreren Geognosten gehört habe; vielleicht erst nach einem Jahrhundert und noch länger; aber die rastlosen Kräfte der Natur arbeiten immer. „Das heißt doch ab ovo anfangen!“ höre ich Dich rufen; „Du hast mir eine Beschreibung des Reußthales und der Gotthardstraße versprochen, und da beginnst Du mit einer weitläuftigen Schilderung des Schwyzerthales.“ Geduld, Freund! Wir befinden uns hier in den Propyläen der Alpen, und diese mußt Du erst kennen lernen, ehe ich Dich auf der Gotthardstraße in die majestätische Säulenordnung der Alpenwelt selbst führe. Auch kann ich Dich nicht, wie ein deus ex machina, mit einem Zauberschlage auf die Gotthardstraße versetzen, Du mußt zuvor die Bahnen kennen lernen, die zu ihr führen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Diogenes und Aristipp.

Ungedrucktes Fragment von Paul Louis Courrier.

Eines Tages reinigte Diogenes Wurzeln und Kräuter zu seinem Mahle im Troge der Neun-Brunnen, und Aristipp trat, zierlich geputzt, von Wohlgerüchen duftend, aus seinem Hause, um sich zum Gastmahle bei Sosikrates zu begeben. Er lachte, als er den Cyniker sah; dieser runzelte die Augbraunen und sprach: „Könntest Du von Kräutern leben, wartetest Du den Großen nicht auf;“ „und wüßtest Du,“ entgegnete Aristipp, „den Großen zu gefallen, lebtest Du nicht von Kräutern.“ Da blieb ein Vorübergehender stehen und sagte: „Sprich aufrichtig, Diogenes, wenn Dich Nachts Sturm und Regen in Deiner Tonne heimsuchen, kommt es Dir da nicht zu Sinn, Du würdest besser in einem gut verschlossenen Zimmer wohnen, besser in einem guten Bette schlafen? Als es diesen Winter so kalt war, fühltest Du Dich da nicht versucht, zu meynen, ein Mantel sey manchmal gar bequem, wenn auch durchaus nicht nothwendig? und eben jezt, wüßtest Du, daß Dich Niemand sähe, ließest Du nicht gerne Deine schlechten Bohnen liegen, wenn ein korinthischer Schinken oder eine Pastete von Sycion daneben läge? Bist Du aufrichtig, so wirst Du nicht behaupten wollen, daß Dir nie dergleichen Gedanken in den Sinn kommen, und dann — wozu willst Du es läugnen? — möchtest Du gerne ein Schmarozer seyn, wie dieser hier, wäre es Dir nicht um die Schande und hießest Du nicht Diogenes. Und Du, wenn Dich vor Dionys Pallaste der Thürhüter stehen läßt und Philoxenes einzutreten bittet; wenn ein Lieblingssklave Dich schief ansieht oder gar nicht ansieht; wenn Galatea Dich am Barte nimmt und Dich vor den Gästen tanzen läßt, kommt Dir da Dein Essen nicht gar theuer und Dein Handwerk gar hart vor? Hat aber der Tyrann ein Komplott gegen sein Leben entdeckt, ja argwohnt er es blos, siehst Du, wie diese zum Tode, jene zur Folter geführt werden, und sagt Dir dann ein guter Freund vom Hofe ganz leise ins Ohr: sieh Dich vor! ist da eines Bettlers Loos so kläglich, daß Du ihn nicht beneidetest? Was habt ihr beide euch vorzuwerfen? ist nicht einer so elend als der andere, der auf dem Stroh, der andere im Purpurkleid; seyd ihr nicht beide Narren, der auf dem Markte, der andere am Hofe? Hört einmal, ich will euch einen Gefallen thun, und wenn ihr den Verstand nicht ganz verloren habt, so folgt ihr mir: sagt Valet, Du der großen Welt, Du dem Auswurf der Menschheit! Aristipp, fort mit Deinen Wohlgerüchen, Deinen gekräuselten Haaren, Deinen schönen Schuhen! Diogenes, zieh Kleider an! komm mit mir zu Telonides, dem Zollpächter im Pyräus, er ist ein Freund von mir, er stellt Dich an, und wenn Du nur arbeiten willst, so kann etwas aus Dir werden. Ist dieß doch immer besser, als hier zu betteln, oder falschzumünzen, wie Du, wie ich höre, zu Hause hie und da gethan. Aber Du, Aristipp, Du sollst mir ein gutes Gasthaus auf dem Fischmarkt haben. Das ist etwas für einen Gutschmecker wie Du; statt Gastmahle zu erschleichen, sollst Du Andere gastiren. Ihr lacht, Bursche? ihr verdient nicht, was ich für euch thun will. Ich sehe schon, guten Freunde, ihr seyd zu sehr Philosophen, als daß ihr etwas Gutes wollen könntet, ihr seyd zu sehr an Grimassen gewöhnt, als daß ihr je wieder aussehen könnt, wie ehrliche Leute. Diogenes, schlafe Du immerhin auf der Straße; ehe Du es aufgibst, geh lieber zu Grunde; und Du, predige forthin Weisheit unter Buhlerinnen und Freiheit vor Tyrannen. Drei Viertheile der Zeit ist euch erbärmlich zu Muthe, aber man bewundert euch ja. Was braucht man glücklich zu seyn, wenn man nur berühmt ist.“

„Und wer bist denn Du, der so trefflich zu sprechen weiß?“ fragte Aristipp. „Ich bin,“ war die Antwort, „Strato von Phalerä, Schiffsherr, Tochtermann Cleons, des Gerbers. Ich besitze dreißig Talente an Gütern in der Gegend von Chalcis, und habe fünfzehn Talente bei den Bergwerken am Berge Parnetes stehen. Damit mache ich den Tyrannen nicht den Hof, denn ich habe keine Lust, sie kennen zu lernen, und bin froh, wenn sie mich nicht kennen. Ich werfe mein Geld nicht weg, lasse auch meine Blöse nicht sehen, damit die Leute von mir sprechen; aber ich lebe zufrieden im Kreise der Meinigen, lustig mit mei-

nen Freunden, in Frieden mit der Welt, und lache die Philosophen aus.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, Januar.

Wer aus der Schweiz und aus Savoyen über das Gebirg herüber zu uns nach Piemont kommt, dem fällt Manches unangenehm auf und er gibt, wenn er sie je gehabt, bald die Meinung auf, als sey bei uns viel zu loben. Fallen ihm am Tage nicht die vielen schlechten Gesichter auf, die auf den Landstraßen hin- und herziehen und einem jeden Spaziergang verkümmern, so wird er sie wahrscheinlich des Nachts zu seinem Schrecken gewahr, denn in dem erzmilitärischen Königreich Sardinien wimmelt es von Dieben und Straßenräubern. Im Innern Savoyens muß man freilich keine Reinlichkeit suchen, aber der Schmutz wird dort durch die freundliche, rechtliche und sittliche Armuth der Leute erträglich. Ihr gastlicher Sinn in dem Innern von Faucigny, Chablais, Maurienne und Tarentaise, hat etwas Religiöses und höchst Poetisches bei ihrer Entblößung von Allem, was dem Wohlstand alltäglich ist. Jenseits des Simplon, des St. Bernhard und des Montcenis zeigt sich keine Spur mehr davon, und die Leute werden immer häßlicher und verdorbener, je mehr man in die Fläche hinunter und in die Nähe unserer Hauptstadt kommt, an der nichts gerade und hell ist, als die Straßen. Die Unreinlichkeit, ich mag sie nicht bei ihrem Thiernamen nennen, ist in Piemont ungefähr so, wie in Itry und in Fondi, und es scheinen darüber selbst die großen, schwarzen, langbeinigen Käfer zu staunen, die da auf Wänden und Tischen ab- und zugehen, manchmal verwundert stehen bleiben und nicht wissen, wo aus noch ein. Die Leute haben nichts Savoyisches, sondern ein recht gemeines französisch-italienisches Wesen. Wo möglich noch widriger, als die schmuzigen Wirthe, ihre schwarzen Küchen und die Straßenräuber, sind die jungen Geistlichen, zumal in den Landstädten. Von ihrer Anmaßung und Unsittlichkeit wäre viel zu erzählen. Es genügt ihnen nicht, ihr Wesen in Kellern und Kammern der frommen Beichtkinder zu treiben, sie scheuen sich nicht, es in Gaststuben und Küchen zu wiederholen, als ob das so seyn müßte. Da sind doch die Brieger Jesuiten in Wallis ganz anders; die schlagen kein Auge auf und reden kein lautes Wort vor fremden Leuten. Auf meiner lezten Reise in Wallis kam ich wohl fünfmal an dreien vorüber, die langsam hinter einander gingen und sich in jedem Dorfe etwas aufhielten. Fünfmal grüßten sie mich durch Abnehmen der Hüte, wenn ich an ihnen vorüberging, zweimal versuchte ich es, sie zum Sprechen zu bringen, es war aber immer vergebens. Ich kann dieß meinem staubigen Reisekittel und Tornister nicht zuschreiben, denn von alle dem sahen sie nichts; sie gingen wie drei schwarze Todtenhähne hinter einander her. Bei Alessandria sah ich in einer unweit der Stadt befindlichen Kneipe einen ziemlich ältlichen Geistlichen mit drei lustigen Mädchen aus der liederlichen Soldatenstadt an Einem Tische trinken und singen. Unsere Offiziere sind fast anständiger, wenigstens die alten. Bei uns herrscht noch immer die Sitte des droit d'ainesse, wornach der älteste Sohn der Familie die Güter erhält und die andern im Militär und in der Geistlichkeit, die Mädchen aber in Klöstern untergebracht werden, wenn ihre Schönheit nicht hoffen läßt, daß man sie mit ganz geringer Mitgift heirathen werde. Dieß Alles zusammengenommen macht einen sonderbaren Eindruck auf Alle, die aus der südwestlichen Schweiz oder aus Frankreich zu uns kommen, wo dergleichen auch auf das gesellige Leben nachtheilig wirkende Erscheinungen Gottlob nicht mehr gefunden werden, so sehr sie auch eine Parthei zurückwünscht.

Hierher gehört vorzüglich die erste Industrieausstellung in der Hauptstadt, die allerdings einen günstigen Einfluß auf unser Gewerbs- und Handelsleben äußern wird. Sie soll alle drei Jahre statt haben, um der Industrie Zeit zur Entwickelung zu lassen. Die Preiße bestehen in goldenen, silbernen und kupfernen Medaillen, zu denen auch noch die Ehrenerwähnung kommt, so daß kein Producent leicht ganz leer ausgeht. Die Ausstellung war im königlichen Schloß Valentin, das dadurch zum Gegenstand lebhafter Wanderungen der Turiner und Turinerinnen wurde, die viel Antheil an der Sache nahmen. Es war allerdings interessant, hier zu sehen, daß unsere Landesindustrie seit einigen Jahren auffallend zugenommen hat. Ich bin zwar nicht gleicher Meinung, wie die hiesige Gazette Piemontaise, die in ihren Trompeterstückchen behauptet, unser Gewerbsfleiß habe bereits den der Schweizer und Franzosen erreicht, und es sey eine große Thorheit, Tücher, Baumwollen- und Seidenzeuge mit großen Kosten von dorther kommen zu lassen. Ich glaube sogar, daß man bei uns nie so gute Tücher, wie in Frankreich und in den Niederlanden fabriziren wird, weil uns das seifenartige Wasser von Sedan und Louviers fehlt, auch keine so guten Seidenzeuge wie in Lyon, weil wir keine französische Seide verwenden können. Demungeachtet ist es vorauszusehen, daß die Tuchfabriken von Chambery, die sich am meisten auszeichnen, bald ein gutes Fabrikat liefern werden. Gleiches läßt sich von den dortigen Gaze- und Strohhutfabriken voraussagen. Bis aber dieß Alles recht in Gang kommt und man mit den Nachbarn Preis halten kann, werden noch Jahre hingehen, und die Douanen dürfen keinen Augenblick von ihrer entsezlichen Strenge nachlassen, welche überdieß doch nicht immer hilft. Davon nur Ein Beispiel. Die Einführung aller fremden Zeuge ist streng verboten; an Konfiskation und schweren Strafen fehlt es nicht. Die Savoyarden in der Nähe von Genf können alle Zeuge viel besser und wohlfeiler in dieser Stadt, als in Chambery kaufen, das ihnen überdieß allzufern liegt; in den savoischen Landstädtchen Annecy, Cluses, Sallenches, Bonneville, Thonon und Evian haben sie aber keine Auswahl. Was thun sie nun? Sie kommen bei guter Zeit nach Genf, kaufen dort das erforderliche Zeug, schneiden und nähen es, dann ziehen sie es über ihre andern Kleider an und gehen damit ungekränkt durch die Zollinien in ihre Heimath zurück. Die Douaniers wissen und sehen es, können es aber nicht hindern, denn, wenn die Ihrigen etwas dieser Art zu kaufen haben, machen sie es selbst so. Ganz Gleiches trägt sich an der französischen und der Schweizergrenze zu. — An unserer Ausstellung, die vorzüglich zur Aufmunterung des Ackerbaues, des Gewerbsfleißes und Handels im Lande dienen soll, hatte auch die schöne Kunst Theil. Man sagte, die Maler, Kupferstecher und Bildhauer hätten sich zu der Ehre gedrängt, ihre Werke neben Hutmachern, Kleinnern und Mützenfabrikanten auszustellen. Dem ist aber nicht so. Da die Kunst in Turin so wenig Freiheit hat, wie alles Andere, so wurde ihnen von Oben angedeutet, sie möchten sich ungesäumt anschließen. Dieß war allerdings nicht schwer, denn fast Alle sind Professoren, Schüler oder Gevattern der Akademie, die ganz vom Hofe abhängt. Unabhängige Künstler haben wir hier so wenig, wie unabhängige Gelehrte und Schriftsteller.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 28.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienstag, 2. Februar 1830.

Gott sah mit Wohlgefallen auch,
Wie sich die trüben Dünste
Des Tempeldiensts vom sanften Hauch
Erheiterten der Künste;
Und wie zulezt im schönsten Sieg
Ein Glanzbild aus dem Dunkel stieg,
Voll Schönheit und voll Milde,
Auf Griechenlands Gefilde.

Rückert.

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

(Fortsetzung von Nro. 20.)

Griechenland. Wir gehen nun von den bisher betrachteten Urvölkern der Erde auf ein Volk über, bei dem sich die schönsten Blüthen der Menschheit entfalteten und in dessen auf uns gekommenen Schriften wir die allmähliche Entwicklung der Wissenschaften, wenn wir seine erste, halb fabelhafte Zeit ausnehmen, Schritt vor Schritt verfolgen können. — Nicht alle ihre Wissenschaft überkamen die Griechen von den Egyptern; sie standen in der ältesten Zeit mit den Phöniziern, wahrscheinlich auch mit den Babyloniern in Verbindung, sicher aber mit den Völkerschaften in Colchis und im Kaukasus, und von diesen leztern bekamen sie von den egyptischen gar sehr abweichende Religionsgebräuche. Doch diese ferne Zeit ist ganz dunkel, und einigermaßen genaue Nachweisungen finden wir erst von der Zeit an, wo Cadmus das phönizische Alphabet nach Griechenland brachte. Von da an aber gründet sich die Geschichte der Wissenschaften auf eine ununterbrochene Reihe schriftlicher Urkunden.

Als die Wissenschaften einmal auf griechischen Boden verpflanzt waren, wurden sie forthin weder von Einfällen der Barbaren, noch von der Selbstsucht einer bevorrechteten Kaste in ihrer Entwicklung aufgehalten. Indien, Assyrien, Egypten waren, wie erwähnt, offene, schutzlose Länder; Griechenland aber, das in der Mitte ganz gebirgig ist, konnte einen Einfall mit Leichtigkeit abwehren. Sämmtliche kleine, zum Lande gehörige Inseln waren gleichfalls schon durch ihre Lage vertheidigt und im Stande, sich unabhängig zu erhalten. Daher blieb auch Griechenland nie lange in Einem Staatsverband, und diese Umstände, die mit der Gestalt des Landes selbst zusammenhangen, konnten sogar noch den gegenwärtigen Plan, das Land unter Einen Scepter zu bringen, vereiteln. Die griechischen Niederlassungen auf den Küsten von Kleinasien und Italien waren allerdings nicht so leicht zu vertheidigen. Wurden sie aber feindlich überfallen, so flüchteten sich die dortigen Gelehrten mit ihrem Wissen häufig in das Mutterland, und so beschleunigte der Verlust der Kolonien die Kultur des Mutterlandes, statt sie zu hemmen.

Im ganzen Orient waren die Priester zugleich die Gelehrten des Volks, in Griechenland aber nahm man blos die äußern Formen der morgenländischen Religion an, ohne den unter den Symbolen versteckten Sinn zu verstehen; die Priester waren daher im Allgemeinen nicht unterrichteter als das Volk, sie bildeten keine Kaste. So waren die Wissenschaften bei ihrer Wiedergeburt in Griechenland völlig von der Religion getrennt, und also frei in ihrer Entwicklung; während sie in den Ländern, wo man ihnen göttlichen Ursprung zuschrieb, stehen bleiben mußten, weil man, ohne sich zu versündigen, an einer Lehre, die ein Ausfluß der Gottheit selbst war, nichts ändern konnte.

In der Geschichte der Wissenschaften im alten Griechenland lassen sich deutlich vier Perioden unterscheiden. Die erste umfaßt die Zeit von der Einwanderung der Pelasger bis zur Ankunft der egyptischen Kolonien im vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert vor Christus. Die zweite geht von der Ankunft der Egypter bis zur Zeit der griechischen Niederlassungen auf der kleinasiatischen Küste, ums Jahr 1100 vor Chr.; die dritte von dieser Zeit, bis der Verkehr mit Egypten wieder hergestellt wurde, ums Jahr 600. Die vierte endlich beginnt mit Thales Reise nach Egypten und umfaßt die blühendste Zeit Griechenlands.

Die Geschichte der Griechen, ehe Cadmus ihnen die Buchstaben brachte, ist ganz fabelhaft; man weiß nur, daß vor seiner Einwanderung die Pelasger keine völlige Barbaren waren, sondern bereits verschiedene Künste verstanden. Diese Pelasger stammten aus Indien; die vielen Sandkritwurzeln in ihrer Sprache lassen darüber keinen Zweifel. Sie drangen wahrscheinlich über die Gebirge Persiens bis in den Kaukasus vor, schifften sich hier auf dem schwarzen Meere ein, und stiegen endlich an der griechischen Küste ans Land. Sie bauten hier mehrere Städte, und man findet noch an den Stellen, wo sie sich zuerst niederließen, bei Thorinth, Mycenä u. s. w. Reste ihrer Bauwerke, die man cyklopische Mauern nennt. Schon zu Pausanias Zeit wußte man, daß diese Bauten bereits vor der Einwanderung der egyptischen Kolonisten bestanden hatten; man wußte, daß gewisse riesenhafte Werke, z. B. die Schatzkammer des Minias und die durch den Berg Ptous gegrabenen Kanäle, um das Wasser des Sees Copais abzuleiten und Böotien vor der Ueberschwemmung zu bewahren, von den Pelasgern herrühren. Die Religion der ersten Pelasger war weit einfacher als die spätere griechische; sie bestand wohl blos in Vergötterung der Naturkräfte.

Die Unruhen in Egypten im vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert vor Chr. veranlaßten häufige Auswanderungen. Nach Griechenland wandten sich vorzüglich Cekrops, Danaus und Cadmus. Cekrops brachte ums Jahr 1556 die Mysterien der Isis oder Ceres nach Attika, Danaus 1585 die Thesmophorien, Cadmus endlich 1493 das Alphabet, das schon durch die Form der Buchstaben und die Benennungen, die ihnen blieben, seinen Ursprung aus dem Orient verräth. Die Kolonien waren stark genug, um sich im Lande der Pelasger niederlassen und ihre Kultur verbreiten zu können. Aber wie wir schon oben erwähnt, hatten die Führer der Kolonien die egyptische Wissenschaft wohl nur zur Hälfte inne, sie brachten blos die äußere Form der Religion mit, mit der sie keine übersinnlichen Begriffe verbanden. Somit erschienen nun ihre Gottheiten, obwohl sichtbar dem egyptischen Gottesdienste entlehnt, in rein menschlicher Gestalt, und dieser Anthropomorphismus war für die bildenden Künste ausnehmend günstig. Denn was wäre wohl aus der Bildhauerkunst der Griechen geworden, wenn sie jene symbolischen Scheusale, in denen nach der Priesterlehre ein Attribut der Gottheit personifizirt war, wenn sie einen vierköpfigen und hundertarmigen Gott wie in Indien, einen Gott mit Wolfs- oder Sperberkopf wie in Egypten, ewig hätte darstellen müssen?

Der besondere Stamm der Hellenen, der später nicht allein die Pelasger, sondern auch die eingewanderten Kolonien beherrschte, gab endlich seinen Namen dem ganzen Lande. Dieser Volksstamm, der sich unter der Anführung des Deukalion am Parnassus niederließ, kam vom Norden, wahrscheinlich aus dem Caukasus, weil nach der poetischen Sage Prometheus, Deukalions Vater, im Caukasus angeschmiedet war. Sicher aber hatten die Völkerschaften des Caukasus durch ihren Verkehr mit Colchis, das lange Zeit gleichsam der Stapelplatz für den Handel war, den sie auf den europäischen Meeren trieben, Kenntniß von den indischen Lehren. Von allen Völkern Griechenlands waren die Hellenen die am frühesten kultivirten; ihnen verdankt man den Dienst des Apollo und die Einführung der Künste.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Reußthal und die Gotthardstraße.

(Fortsetzung.)

Von Brunnen aus gibt es bis jezt nur eine Verbindung mit Flülen im Kanton Uri, wo die Gotthardstraße beginnt, nämlich auf dem Vierwaldstättersee. Bis nach Brunnen existirt aber eine zweifache Kommunikationslinie mit der übrigen Schweiz; die eine zu Wasser, die andere zu Land. Die leztere wird vermittelt durch eine Chaussee, die von Brunnen durch das eben geschilderte Schwyzerthal nach Arth lauft; von da theilt sie sich in zwei Straßen. Die eine zieht sich um die Nordseite des Rigi über Küßnacht nach Luzern, sie wird das nächste Jahr vollendet; die andere läuft an den lieblichen Ufern des Zugersees durch Kastanien- und Buchenwäldchen, über freundliche Matten und zwischen Rebengeländen nach Zug, wo Chausseen von Bruck, Arau und Zürich sich vereinigen. Die andere Verbindung mit Flülen wird durch die Wasserstraße von Luzern über den Vierwaldstättersee nach Brunnen, und von da nach Flülen bewerkstelligt. Ich habe vorhin bemerkt, daß von Brunnen aus noch keine Landstraße nach Flülen vorhanden ist. Gleichwohl soll eine solche im Werk seyn; sie würde sich über die steilen, ja an manchen Orten fast senkrechten Halden des Arenbergs hinziehen, ein dem Anschein nach beinahe unausführbarer Entwurf. Gleichwohl haben Ingenieurs, die kurz vorher, ehe wir den See befuhren, die Oertlich-

keiten untersuchten, erklärt, daß das Unternehmen keineswegs so schwierig sey, als es aussehe. Sollte es ausgeführt werden, so würde in ihm die menschliche Kunst einen neuen Triumph über die wildesten, dem Anschein nach unbezwingbarsten Elemente der Natur feiern.

Wenn der sonderbare Ausdruck: „ästhetische Chaussee," den ich einmal gelesen habe, irgendwo anwendbar wäre, so möchte er bei den beschriebenen Straßen (zu Wasser sowohl als zu Land) passend seyn. Prachtvollere Dekorationen hat wohl keine Chaussee in der Welt.

Die Wasserstraße ist unstreitig kürzer und bequemer, indem der Verkehr seine Hauptrichtung von Basel über den Hauenstein, über welchen die neue Chaussee vollendet ist, nach Luzern nimmt; gleichwohl fehlt es noch gar sehr an den erforderlichen Zurüstungen für einen so lebhaften Verkehr, wie der über den Gotthard unfehlbar werden wird, weil diese Straße die Hauptkommunikationslinie mit Italien für den Handel eines großen Theiles der Schweiz, Frankreichs, Deutschlands ꝛc. bildet. Noch fehlt es an großen Frachtschiffen, an regelmäßig gebauten Marktschiffen und Diligencen, wie sie auf den deutschen Strömen sind. Auch würde ein Dampfschiff, wenn auf irgend einem Schweizersee, gewiß auf diesem, nach dem Urtheil der Kunstverständigen, an seiner rechten Stelle seyn. Durch ein Dampfschiff allein könnte die Gewalt des Föhns (oder Südwindes), dem bis jezt kein anderes Schiff gewachsen ist, gebrochen werden. Dieser berüchtigte Wind ist nach der gemeinen Meinung der Sirocco Italiens, der durch die hohen Alpenschluchten, vorzüglich des Gotthard, in die Schweiz hereinbricht; nach der Meinung eines der ausgezeichnetsten Naturforscher der Schweiz (des Dr. Ebel in Zürich) entsteht er aber auf der hohen Wetterscheide der Alpen, wo natürlich die Kräfte der Atmosphäre ganz eigne Erscheinungen hervorbringen müssen. Er hat bei seinen Reisen nach Italien öfter bemerkt, daß zu derselben Zeit, wo der Föhn in der Schweiz wehte, ganz andere Winde in Italien bliesen. Er ist im Sommer drückend heiß, im Winter lau warm, und allein im Stande, im Frühjahr die Schneemassen in den hohen Gebirgsthälern (wie im Tametscher-, Reuß-, Aarthal u. s. w.) in wenigen Tagen zu schmelzen; ohne ihn widerstehen sie noch lange den Strahlen der Sonne. Auf den animalischen Organismus wirkt er abspannend und erschlaffend, hat aber die eigenthümliche Kraft, eine auffallende Stärke und Klarheit der Sensationen des Gesichts- und Gehörsinnes zu vermitteln. In außerordentlicher Schönheit und Bestimmtheit stellt, mit den schärfsten Umrissen, sich die Kette der Alpen dem Auge dar, und das Ohr vernimmt deutlich das ferne Läuten der Kapellen, das sonst nie gehört wird. In der Regel wechselt er mit dem West (wie diesen ganzen Sommer hindurch) oder Nord, äußerst selten mit dem Ost. Anfangs deckt ein bleifarbener Ueberzug den Horizont und Wolkenstreifen ziehen am hohen Himmel von Süden nach Norden. Allmählig breitet sich jener Ueberzug über den ganzen Himmel und schwere Wetterwolken umlagern die Spitzen der Berge. Meistens hält er sich mehrere Tage, zuweilen sechs bis acht, in den höhern Regionen, während in den untern noch der West oder Nord weht. Oefter habe ich auf dem Rigi bemerkt, daß er schon zwei Tage selbst auf diesen Voralpen tobte, indessen der See in der Tiefe noch in friedlicher Ruhe da lag. Endlich bricht er mit schrecklichem Ungestüm durch die hohen Gebirgsschluchten Graubündtens, des Oberlands und besonders Uri's in die Thäler am Fuße der Alpen, oder, wie sich der Gemsjäger auf dem Rigi in seiner personifizirenden Natursprache ausdrückte, „er fällt ins zahme Land." Sein geweihtes Revier ist der Vierwaldstättersee, vorzüglich der Theil, welcher der Urnersee heißt, von Brunnen bis Flülen. Zwischen den hohen Alpenketten, die das Reußthal bekränzen, zusammengepreßt, stürzt er mit wüthender Gewalt in den See und bringt Aufruhr und Empörung über die friedliche Fläche; hier, von himmelhohen Felsen eingeschlossen, gewinnt er noch neue Stärke, bis er gegen Luzern hin die Schranken geöffnet findet und über das flache Land hin sich austoben kann. Um diese Zeit darf in Altdorf, Flülen, Brunnen, Gersau, Schwyz u. s. w. kein Feuer angezündet werden und in allen Küchen tritt Waffenruhe ein; eigene Wächter, Föhnwächter genannt, gehen bei Tag und Nacht in den Straßen und Häusern umher, um über die Befolgung dieses Gesetzes zu wachen. Der Grund ist, weil das Feuer, wenn der Föhn weht, höchst gefährlich und jede Feuersbrunst unbezwingbar ist. Auch sind die meisten der obengenannten Orte während Föhnstürmen bis auf den Grund abgebrannt. Das ist der „graue Thalvogt," dessen Herannahen Schiller in seinem Wilhelm Tell so trefflich geschildert hat:

> Mach hurtig, Jenny, zieh die Naue (Nachen) ein,
> Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Firn (Eisfirste),
> Der Mythenstein zieht seine Haube an
> Und kalt her bläst es aus dem Wetterloch, *)
> Der Sturm, ich mein', wird da seyn, eh' wir's denken.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieser eine Zug ist falsch; nie bläst es kalt beim Föhn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, Januar.

(Fortsetzung.)

Die Vertheilung der Preiße für unsere Ausstellung in der schönen Rotunde der Gallerie Beaumont geschah mit vielem Anstand und großer Feierlichkeit vor zahlreicher und glänzender Versammlung. Unser Factotum bei Hofe, der Marquis und Oberkammerherr Alfieri von Sostegno, war vom König

zu dem Aktus beauftragt worden. Er übergab in Gegenwart der Industrie- und Handelskammer und nach einer den Gegenstand betreffenden Rede die goldenen, silbernen und kupfernen Medaillen, der Sekretär las die Ehrenerwähnungen. Nachher hatte ein Festmahl statt, zu dem der Hr. Marquis den Vizepräsidenten und die Mitglieder der Handels- und Gewerbskammer zog. Hiermit schloß sich ein lobenswerther Versuch unserer Regierung, dem Lande in industrieller und kommerzieller Beziehung aufzuhelfen.

Eben so erfreulich ist die Gründung eines neuen Irrenhauses in Turin, wodurch endlich einem sehr fühlbaren Mangel bei uns abgeholfen ist. Es ist wirklich auffallend, wie spät man allerwärts auf Asyle und Heilanstalten für diese Unglücklichen gedacht hat. Zwar verbreitete sich das Christenthum über alle Theile von Europa; mit dem Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften schritt auch die Kultur und die Civilisation immer vorwärts, nicht aber die Menschlichkeit, der die unglücklichen Irren und Wahnsinnigen näher hätten am Herzen liegen sollen. Endlich, und unter allen öffentlichen Hülfsanstalten am lezten, dachte man auch an Irrenanstalten und fühlte die Pflicht, den Irren ärztliche Sorgfalt und Hülfe angedeihen zu lassen. Spät genug wurde auf die Verbesserung ihres Zustandes gedacht, denn man fing ja sogar an, die Lage der Verbrecher zu verbessern, ihnen gesundere Gefängnisse, bessere Nahrung, Unterricht in Sittenlehre und Religion zu geben, sie zu nüzlichen Arbeiten zu verwenden u. s. w. Bei uns in Piemont bewieß zuerst Dacquin, daß es möglich sey, durch ärztliche Mittel auf Wahnsinnige und Irren zu wirken, und daß vor Allem auf die Ursachen ihres Zustandes zurückgegangen werden müsse, die so gut moralisch, als physisch seyn konnten. Nun wurde auch bei uns mehr Sorgfalt auf sie verwendet, sowohl in ihren Familien, als in Krankenanstalten. Im übrigen Italien waren große Anstalten für Irren gegründet worden, z. B. in Aversa bei Neapel, zu Florenz, zu Mailand und zu Reggio. Bei uns in Piemont hatte zuerst Victor-Amadeus II. auf die bessere Versorgung und Verpflegung der Irren gedacht; die Brüderschaft des heiligen Schweißtuchs und der gebenedeiten Jungfrau Maria von den Gnaden hatte sich freiwillig zu deren Pflege erboten; dazu wurde ihr ein eigenes Gebäude in Turin eingeräumt; dieß Hospital konnte aber nur fünfzig Irren fassen, darum wurde es zu verschiedenen Zeiten vergrößert und erweitert, jedoch immer nur stückweise und ohne umfassenden Plan. Durch die Vergrößerung der sardinischen Staaten stieg die Zahl der Irren beiderlei Geschlechts über dreihundert; nun konnten die Männer nicht mehr von den Frauen getrennt, die Eintheilung in Klassen nicht gehörig beobachtet werden. Der König wurde daher um Unterstüzung zu einem ganz neuen großen Irrenhause angegangen. Er bewilligte 135,000 Livres aus der Staatskasse und behielt sich vor, auch aus eigenen Mitteln dazu beizusteuern; eine Privatsammlung trug überdieß eine bedeutende Summe ein. Es wurden bei der neuen Anstalt ein Arzt und ein Chirurg angestellt; die barmherzigen Schwestern wurden Krankenpflegerinnen. Ihre unermüdliche und immer gleiche Sorgfalt, ihre Milde und Geduld wirkt auffallend günstig auf die Wiederherstellung der Irren; alle heftigen Maßregeln gegen sie sind durchaus verbannt. Das Haus kann sechshundert Kranke fassen, es hat alle möglichen Bequemlichkeiten und einen großen Garten. Um nichts zu versäumen, was in dieser Beziehung in neuerer Zeit mit glücklichem Erfolg angewendet worden ist, reiste der Graf Portala nach Frankreich und England und untersuchte da mit Fleiß alle vorzüglichen Irrenanstalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Januar.

Die Kälte war hier über eine Woche lang so streng, daß selbst in dem künstlich warmen Dunstkreise Londons der Schnee liegen blieb, alle Kanäle und Teiche überfroren und selbst die Themse, troz des beständigen Hin- und Herwogens ihres Gewässers, an manchen Stellen mit einer festen Eiskruste bedeckt war. Die Leidenschaft der Londoner für das Schlittschuhlaufen, welche die jungen Leute niemals warten läßt, bis das Eis sicher ist, kostete denn auch wieder, troz der Bemühungen der menschenfreundlichen Gesellschaft, Unglück zu verhüten und Verunglückte zu retten, Mehreren das Leben. Die Witterung hat sich aber auf einmal geändert, und Schnee und Eis schmelzen bei einer trüben, feuchten Luft schnell dahin. Diese Unannehmlichkeiten haben denn nebst dem allgemein fühlbaren Geldmangel das Ihrige dazu beigetragen, unsere Weihnachtszeit trübseliger und langweiliger zu machen, als sie sonst zu seyn pflegt, wenigstens in Privatkreisen. Die Schauspielhäuser werden indessen meistentheils stark besucht: Miß Kemble, welche einmal die Woche in „Romeo und Julia“ und zweimal im „Geretteten Venedig“ und zwar mit immer zunehmendem Beifall spielt, füllt Coventgarden, so wie Kean, obgleich nicht in demselben Grade, Drurylane, und der Elephant die Adelphi. Dazu kommen jezt die Pantominen mit ihren Kunststücken und prachtvollen Dekorationen. Unter andern sieht man in Drurylane ein bewegliches Panorama von Windsor und der Umgegend, und in Coventgarden eine Darstellung der Expedition nach dem Nordpol. Die Wirksamkeit der neuen Polizei war in diesen Tagen besonders sichtbar, indem sich Niemand zu erinnern weiß, die Straßen um die Weihnachtszeit so still und leer von Betrunkenen gesehen zu haben. Auch verliert sich das Vorurtheil gegen diese Anstalt täglich mehr, und ich zweifle nicht, daß dieselbe in wenig Jahren nicht nur in ganz London, sondern auch in allen übrigen großen Städten eingeführt seyn wird.

Es ist noch nicht entschieden, wer Präsident der königlichen Akademie an der Stelle von Sir Thomas Lawrence werden wird. Lawrence soll eine ungeheure Menge Porträts und andere Gemälde unvollendet hinterlassen haben, zum großen Leidwesen der Schönen, die durch seinen zauberischen Pinsel noch verherrlicht zu werden hofften. Wir haben gar manchen vortrefflichen Porträtmaler, aber keinen, der dem verewigten Präsidenten gleich käme; er wußte seinen Gemälden einen über alle Beschreibung idealischen Reiz zu geben; man steht besonders vor seinen Frauenbildern wie angefesselt, und wer einmal Gemälde wie die von Miß Crocker und Mrs. Peel gesehen hat, vergißt dieselben nie wieder.

Wir haben jezt auch eine Foreign Literary Gazette, von den Eigenthümern der Lit. Gazette unternommen und ganz in demselben Geschmacke ausgeführt, d. h. ohne alle Ansprüche auf höhere Kritik, gutmüthig gegen fast alle Schriftsteller, und auf die Unterhaltung der Leser durch anziehende Auszüge und gute Miszellen bedacht. Die zwei ersten Stücke enthalten nichts über deutsche Literatur, als eine kurze Nachricht von Hrn. v. Hammers Geschichte des osmanischen Reichs; ein Umstand, über den man sich um so mehr wundern muß, da der Hauptstifter, wo nicht der Redakteur des Blattes, nicht nur ein Bewunderer, sondern auch ein Kenner der deutschen Literatur ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 29.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. Februar 1830.

> Dieß stolzumthürmte Land, gleich Tempes Flur,
> Mit jedem Reiz der Schöpfung übergossen!
> Dieß Wunderwerk der göttlichen Natur,
> Von Schönheit, wie von Glanz die Sonn', umflossen.
>
> Matthisson.

Das Reußthal und die Gotthardstraße.

(Fortsetzung.)

Der erste Paroxysmus des Föhnsturms, der an Stärke sehr ungleich ist, dauert gewöhnlich nicht länger als vier- und zwanzig Stunden, zuweilen jedoch länger. Immer aber, entweder sogleich bei seinem Einbruch ins Thal oder einige Tage später entladet er sich in schweren Gewittern, und tritt dann die Herrschaft im Reich der Lüfte wieder an den West- oder Nordwind ab. Wehe dem Schifflein, das er auf den Wellen erwischt! Kann es nicht schnell einen der Schirmorte am Arenberg gewinnen, so ist es verloren. Jedoch haben kühne Schiffer es versucht, in größern Schiffen mit dem Wind (denn gegen ihn ist unmöglich) von Flülen nach Brunnen zu fahren; schneller als ein Pferd im stärksten Galopp flog das Fahrzeug über die Wellen; immer ein großes Wagestück! Du siehst, daß dieser „graue Thalvogt" eine höchst respektable Person ist, die bei dem Handelsverkehr über den See eine ehrfurchtsvolle Berücksichtigung verdient. Sachverständige glauben, durch ein eigens konstruirtes, festes Dampfschiff, das auf jeden Fall treffliche Dienste leisten würde, könnte die menschliche Kunst auch diesem finstern Thalvogt imponiren.

Nach dieser Episode, welche Dir keineswegs zweckwidrig scheinen wird, reisen wir nun weiter von Brunnen nach Flülen, drei Stunden. Du hast nun, bis wir nach Flülen kommen, keine detaillirten Schilderungen mehr zu fürchten; ich will Dir nur kurz die Gruppirung der Gebirge bezeichnen, welche den, in den Heldensagen der Schweizer so berühmten Urnersee umgeben. Links von Brunnen aus erhebt sich zuerst die hohe Frohnalp *) mit ihren herrlichen grünen Seiten und dem schönen Dörflein Sissigen an ihrem Fuße; dann der gewaltige, bis nach Flülen reichende Arenberg, an seinem Fuße die Tellsplatte mit einer schöngebauten Kapelle, an deren Wänden historische Gemälde mit religiösen vermischt sind; einige sind sehr gut gelungen. Rechts zuerst, Brunnen gegenüber, der schon oben erwähnte liebliche Seelisberg mit seiner freundlichen Kirche, und weiter oben den unter Fichten hervorschimmernden weißen Mauern einer Eremitage; weiterhin der lezte Vorsprung der Surenen, an seinem Fuße das Grütli, eine einsame, unter Bäumen versteckte Wiese; endlich gegen Altdorf die Abdachungen des Uri-Rothstocks, dessen ferndhinragende Gipfel von ewigem Schnee glänzen. Zwischen diesen beiden Gebirgsstöcken erhebt sich das reizende Isenthal, wie ein hellgrünes Band über die Berge gezogen. Vor sich erblickt das Auge die ungemein malerisch sich darstellenden, schimmernden Thürme von Flülen und tief im dunkeln Hintergrunde des Reußthals die leuchtenden Eisspitzen des Bristenstocks und der Windgalle. Meiner Gewohnheit nach fuhr ich auch dießmal an der Tellsplatte und dem Grütli an; da dir aber diese historischen Denkmäler schon bekannt sind,

*) Das Wort Alp bezeichnet in allen ächten schweizerischen Benennungen nie einen Eisberg, sondern hohe Viehweiden.

wenn auch nur aus Schiller, so unterlasse ich eine weitere Schilderung; nur das Eine will ich erwähnen, daß auch auf dem Grütli, wie an so vielen andern Erinnerungsmalen, eine kleine Brandschatzungsanstalt für die Fremden sich befindet. Ueber den drei Brünnlein, wo die Häupter der drei Urkantone bei dem Schwur sollen gestanden haben, ist ein Schutzdach erbaut; unter demselben befindet sich ein Fremdenbuch, wo die Reisenden die Ehre haben, sich gegen einige Batzen zu verewigen. Lange blätterte ich in diesem Buche. Ein bunterer Gedankenquark und trüberer Gefühlsqualm ist mir noch nie vorgekommen. Liberale und Obskuranten, Radikale und Aristokraten, Schweizer, Deutsche, Engländer und Franzosen, haben sich hier in politischen Bemerkungen, poetischem Schwulst und dunkeln Visionen entladen. „So wird die Stätte der Helden entweiht.“

Der Charakter der Umgebungen des Vierwaldstättersees ist schauervoll erhaben und prächtig, aber mit den Zügen des Lieblichen vermischt. Die wilde Größe ist nirgends nackt, sie ist überall durch den Reiz der Anmuth gemildert; die erhabene Pracht überall mit dem Zauber des Romantischen und Geheimnißvollen vermählt. In dieser Hinsicht kommen keine Scenerien der Schweiz denen, welche dieser See darbietet, gleich. Wenn Lord Byron sie den kolossalen Ausdruck einer großen Gedankenwelt nannte, so faßte er nur die eine Seite derselben auf, wodurch die Phantasie erregt wird; die andere Seite, welche das Gemüth so tief ergreift, hat er nicht bezeichnet. Auch gemeine Seelen, so lange sie in den heiligen Hallen dieses Sees verweilen, werden zu edlern Empfindungen gezwungen, sogar einen Juden hab' ich einmal dahin gebracht, einer armen Fischerfrau, die zwei Waisen an Kindesstatt angenommen, sechs Batzen zu schenken; geweihtere Seelen aber fühlen in diesem Heiligthum mit allen Schauern des Entzückens die geheimnißvolle Gegenwart des erhabenen Naturgeistes, der sich in diesen Wundern verherrlicht.

Auf dieser Reise, wie schon früher, verglich ich die Scenerien in Schillers Wilhelm Tell mit der Wirklichkeit, und konnte die treffliche Uebereinstimmung von beiden nicht genug bewundern. Sie ist um so bewundernswürdiger, da, wie bekannt, Schiller nie in der Schweiz gewesen ist. Hat ihn ein Freund in der Schweiz unterstützt, oder hat er blos durch die Kraft der Phantasie, nach genauen Karten, sich jene Scenen gebildet? *)

*) Eine Hauptquelle für Schiller war ohne Zweifel Joh. Müllers Schweizergeschichte. Wir sehen aber im Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, daß Goethe bei seiner zweiten Anwesenheit in der Schweiz auf den Gedanken gekommen war, die Sage vom Tell episch zu behandeln, und darum die klassischen Orte genau ins Auge gefaßt hatte. Dieser Plan wurde bekanntlich nicht ausgeführt, aber ohne Zweifel theilte Goethe, als Schiller das Sujet dramatisch bearbeitete, demselben die gewonnenen Anschauungen mit. D. R.

Wir steigen in Flülen ans Land und nun sind wir im Reußthal. Ich muß zuerst eine allgemeine Idee davon geben. Von dem Mittelpunkt der Hochalpen, dem mächtigen Gebirgsknoten, welchen der Gotthard, Gallenstock und Feudo, nahe aneinander gedrängt, darstellen, laufen zuerst nach Süden und Südwest die Walliser und Berner Alpen (jene vom Feudo, diese vom Gallenstock aus); dann nach Osten in vielfachen Verzweigungen die Rhätischen Alpen vom Gotthard aus. Diese beiden Ketten gehen uns hier nichts an. Eine dritte Kette läuft nördlich in zwei Reihen. Die eine geht vom Gallenstock aus und dehnt sich durch den Susten mit seinen herrlichen Gletschern und gewaltigen Hörnern (wie das Sustenhorn und der Titlis), und dann durch die an die Sustenkette geschlossenen Surenen bis an den Vierwaldstettersee fort; die lezten gewaltigen Eisberge sind der Urirothstock am See und der Wallenstock in Unterwalden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

(Fortsetzung.)

Die griechische Religion konnte Anfangs ihren indischen und egyptischen Ursprung nicht verläugnen. Orpheus führte in Thrazien gottesdienstliche Gebräuche ein, die sehr an die morgenländischen erinnern. Dieser Orpheus war Priester und Dichter in einer Person. Man schreibt ihm eine Sammlung von Hymnen und verschiedene Werke zu, in denen manches über Pflanzen und Steine, aber blos in magischer Hinsicht, vorkommt. Ungefähr zur selben Zeit beobachtete schon, der Sage nach, Chiron die Naturkörper, um sie als Arzneimittel anzuwenden. Chiron und Orpheus gehören zu den Helden, die unter dem Namen der Argonauten nach Colchis zogen, um das goldene Vließ zu erobern. Wahrscheinlich ist mit diesem Zug nicht eine einzige Unternehmung, sondern bildlich der Handel gemeint, der über das schwarze Meer mit den Völkerschaften des Caukasus getrieben wurde. Ja Orpheus und Chiron könnten gar leicht blos poetische Sinnbilder der ersten Versuche zu Erfindung nützlicher Künste seyn. Dem sey wie ihm wolle, unbestreitbar ist, was die Familie der Asklepiaden geleistet hat, deren Ursprung fast eben so hoch, nämlich 1300 Jahre vor Chr. hinaufreicht.

Ein Jahrhundert später fällt der berühmte trojanische Krieg. Aus den Gedichten Homers, die ums Jahr 950, etwa 200 Jahr nach dem Kriege, verfaßt seyn mögen, sehen wir, daß die Künste zu jener Zeit schon bedeutende Fortschritte gemacht hatten; man verstand schon Metalle zu schmieden und zu härten, Waffen zu ziseliren und zu

vergolden, zu weben, die Gewebe glänzend zu färben; bereits waren Bildhauerkunst und Malerei erfunden. Die Vergleichungen mit Naturgegenständen, welche bei Homer so häufig vorkommen, beweisen, wie richtig man die Sitten der Thiere damals schon beobachtet hatte. Wenn der Dichter einen von gemeinen Kriegern verfolgten Helden mit einem Löwen vergleicht, der von Chakals angefallen wird, so ist seine Schilderung der Bewegungen der leztern so treu, als großartig schön. **Hesiod** kann man, dem Charakter seiner Werke nach, als Homers Zeitgenossen betrachten; in seinem Buch **von den Werken und Tagen** prägt er den Menschen die Nothwendigkeit der Arbeit ein, und gibt ihnen verschiedene Verhaltungsregeln: er spricht vom Bau des Getreides, von der Zeit, wo man ackern, wo man säen soll u. s. w. Es ist bemerkenswerth, daß er die Zeit zu diesen Geschäften immer nach dem Hervortreten eines Sterns aus den Sonnenstrahlen bestimmt, zum Beweis, daß, wenn auch das Mondjahr in Griechenland bereits eingeführt war, man wenigstens im gemeinen Leben nicht darnach rechnete, weil es seiner Eintheilung nach unbequem seyn mußte. Hesiod führt in seinem Buche eine gewisse Anzahl von Pflanzen auf und gibt ihre Eigenschaften an. So war im Ganzen der Stand der allgemeinen Kenntnisse in Griechenland im neunten Jahrhundert vor Chr.

Zwischen dem trojanischen Krieg und Homers und Hesiods Zeit hatten die Auswanderungen nach der Küste von Kleinasien Statt, und zwar in Folge der Unruhen, welche die Eroberung des Peloponnes durch die Heracliden herbeiführte. Jonier, Dorier, Aeolier wanderten aus und gründeten in Asien eine Menge Städte, von denen mehrere, wie Smyrna, Ephesus, Milet, in kurzer Zeit sehr mächtig und blühend wurden. Dadurch, daß nun zu beiden Seiten des ägeischen Meeres griechische Niederlassungen waren, erhielt der Handel neuen Schwung, und bald zog er die Schätze des Orients in seinen Kreis. Etwas über zweihundert Jahre nach der Eroberung des Peloponnes durch die Heracliden, wurde Griechenland der Schauplatz neuer Unruhen, in deren Folge das Königthum fast überall abgeschafft wurde. Dieß veranlaßte von Neuem Auswanderungen, und dießmal in entgegengesezter Richtung, nach der Küste von Italien, nach dem sogenannten Groß-Griechenland. Auch diese Kolonie wurde für das Mutterland bald eine reiche Kulturquelle.

So kommen wir endlich auf eine Zeit, in der zwei Ereignisse eintraten, die auf die Fortschritte der Wissenschaften mächtigen Einfluß äußerten; wir meinen einmal die Herstellung des Verkehrs mit Egypten, als Psammetich Griechen aus Kleinasien zu Hülfstruppen nahm, und dann den Krieg der Perser mit den Griechen, die Eroberung der kleinasiatischen Kolonien und den Einfall in Griechenland selbst, der zum Glück nicht gelang.

Etwa 600 Jahre vor Ch. hatte sich Cyrus Mediens bemächtigt; sein Sohn Cambyses überschwemmte Egypten, unterwarf das Land und unterdrückte die Landesreligion aufs grausamste. Gleich schwer lastete das persische Joch auf den griechischen Kolonien in Kleinasien, nachdem sie Darius, Cambyses Nachfolger, erobert hatte. Die Künste und die Poesie wurden hier, wie in Egypten die Lehren der Priester, unterdrückt; aber in Folge von Darius Einfall kamen eine Menge Auswanderer nach Griechenland zurück und brachten die in Egypten erworbenen Kenntnisse mit. Denn kaum hatte Psammetich die Pforten dieses Landes geöffnet, so hatten Thales, Pythagoras und andere Weise in der egyptischen Priesterschule Belehrung gesucht. Wenn also das Waffenglück der Perser Griechenland beunruhigte, so beschleunigte es andernseits seine Kultur, statt sie zu hemmen. Xerxes, der Nachfolger des Darius, griff Griechenland selbst an; sein Angriff wurde aber abgeschlagen, und mit dieser Zeit beginnt der Zeitraum der höchsten Blüthe Griechenlands. Die zuerst in Kleinasien, dann in Großgriechenland gepflegte Philosophie schlug endlich zu Athen ihren Hauptsiz auf und gelangte in Kurzem auf eine hohe Stufe von Vollkommenheit.

Die griechische Philosophie ist nicht aus Einer Wurzel emporgewachsen; zwar stammt sie auf verschiedenen Wegen von der alten egyptischen Philosophie; aber die Weisen, die an dieser Quelle schöpften, modelten die alten Lehren jeder nach seiner Weise und bildeten verschiedene Schulen. Die älteste, die jonische Schule, wurde von Thales um 600 vor Ch. gestiftet; sie zählte eine Menge Anhänger in Kleinasien. Anaxagoras führte sie in Athen um 500 v. Ch. ein. Die zweite ist die Schule des Pythagoras, der um 550 blühte. Er wich weniger von den egyptischen Lehren ab, als Thales. Ja er versuchte ihre Verfassung einzuführen; er stiftete in Croton geheime Gesellschaften, die bald Unruhen veranlaßten, in denen seine Anhänger größtentheils niedergemacht wurden. Die dritte, die eleische Schule, wurde von Xenophanes gestiftet. Er scheint nichts von den Egyptern entlehnt zu haben, ja seine Lehre erinnert an die indische. Es ist die Lehre der Einheit, des reinen Idealismus. Gerade das Gegentheil davon war die vierte, die atomistische Schule, von Leucippus gestiftet. Sie war durchaus materialistisch; sie sah im Weltall nichts als Materie und Bewegung.

Neben diesen vier rein spekulativen Sekten bestand die Familie der Asklepiaden, welche die Wissenschaften rein praktisch betrieben. Sie hielten sich vornämlich an die Beobachtung, ihre Methode diente später als Muster und förderte gar sehr die Entwicklung der positiven Wissenschaften.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, Januar.

(Fortsetzung.)

Eine andere, aber weniger lobenswerthe Anstalt ist unsere Universität, nicht eben wegen der Lehrer und Studenten, sondern wegen der Herren, die dabei ein lautes Wort reden und jede etwas frei aufstrebende Aeußerung, jeden ungewöhnlichen und noch nicht approbirten Gedanken bei Hofe verläumden und anschwärzen. Käme einer unmittelbar aus Cousins, Villemains oder Guizots Hörsaal oder aus Schellings Auditorium in eine Turinsche Universitätsvorlesung, so würde er meinen, es liegen einige Jahrhunderte dazwischen. Will ein Lehrer höher hinaus und hören ihn die Studenten gern, so wird gleich sein Hörsaal geschlossen, er selbst aber wird kassirt und verwiesen, oder man suspendirt gar eine ganze Fakultät, wie voriges Jahr mit der philosophischen geschah. Man würde aber doch sehr irren, wenn man glaubte, daß die jungen Piemontesen und Savoyer darum im Dunkeln tappten; sie wissen und denken mehr, als denen lieb ist, die der jungen Generation das Wissen und Erkennen mit der Goldwage zumessen möchten. Es ist wirklich unbegreiflich, wie die jungen Leute ohne Nationalliteratur, ohne allen literarischen Verkehr mit dem Ausland, ohne Buchhandel und bei einer höchst mißlichen Korrespondenz mit den hellen Ländern auf den Punkt des Denkens, Hoffens und Wollens gelangt sind, auf dem sie, aller Quarantaine-Anstalten ungeachtet, stehen.

Durch einen ganz besondern Kanal hatte ein hiesiger Buchhändler die Erlaubniß zur Herausgabe seiner Bibliothèque française erhalten, worin nach und nach die besten neuen, der Jugend nützlichen und ganz unschädlichen, weder Altar noch Thron angreifenden französischen Werke mit gehörigen Modifikationen abgedruckt werden sollten. Nun ist aber der Herausgeber ein Schalk und hat seine günstige Stellung dazu benuzt, um französische Schriften abdrucken zu lassen, die unsern Geistlichen unmöglich gefallen können. Sie griffen daher die Sammlung und ihren Geist an. Die Art, wie sie sich dabei aussprechen, dürfte bei Ihnen in Deutschland, an der Wiege der Buchdruckerei, nicht ohne einiges Interesse seyn. „In einer Zeit, wo die Ausartung in den Sitten der Gesellschaft mit neuem Unglück droht, und mehr denn je eine beunruhigende Zukunft ankündigt, müssen Alle, die dem Thron und dem Altar wahrhaft und treu ergeben sind und über ihre Rechte wachen, alle Gutdenkenden müssen laut aufseufzen über das unsägliche Unglück, das durch schlechte Bücher bereitet wird. Alle wahrhaft guten Bürger und tugendhaften Aeltern zittern für ihr Vaterland und ihre Familie, wenn sie an die Sündfluth von gottlosen Büchern und verderblichen Romanen denken. Von dem Contrat social bis zu dem Garçon sans-souci Pigault-Lebrun's, von einem Scribe'schen Vaudeville und einem Beranger'schen Lied bis auf Cousins abstrakte Metaphysik herrscht nichts als Gotteslästerung in Frankreich. Alles verbreitet Zweifel und Sophismen. Alles geht nur auf Irreleitung des Geistes und Verderben des Herzens aus. Ehemals waren die Bücher seltener, die Studien aber desto gründlicher und tiefer, die Sitten reiner und strenger. Geistreiche Männer dachten mehr als sie lasen, daher brachten sie unsterbliche Werke hervor, die der Nachwelt zum Muster dienen sollen. Bossuet, Racine, Pascal, Lafontaine konnten nur wenige Schriften der Alten lesen."

(Der Beschluß folgt.)

London, Januar.

(Fortsetzung.)

Endlich haben wir eine Lebensbeschreibung von Lord Byron, wie sie die Welt lang gewünscht hat, und von dem Manne, welcher wohl allein der Aufgabe gewachsen war, von Thomas Moore. Es sind zwei dicke Quartbände aus dem Prachtverlage Murrays, voll Leben und Jugendfrische; die Sprache ist Moore's, des Meisters des englischen Styls, vollkommen würdig. Das Buch heißt: Letters and Journals of Lord Byron, with notices of his life. Bis jezt ist nur der erste Band erschienen. Moore hat mit unermüdetem Fleiße von allen noch lebenden Personen Erkundigungen eingezogen, mit welchen Byron je in Verbindung gestanden. Der Verfasser gibt die so erhaltenen Nachrichten meistentheils mit den eigenen Worten der von ihm befragten Personen (worunter auch manche Briefe an und über Byron), was dem Werke nur noch mehr Mannigfaltigkeit gibt. Das Ganze schildert uns den außerordentlichen Mann wie er war: kindlich mild und teuflisch heftig, lenksam und unbiegsam, herablassend und hochmüthig, beständig in der Freundschaft, wankelmüthig in der Liebe, arbeitsam und träge, wohlthätig und rachsüchtig, eitel, eigensinnig, satirisch — kurz ein Mensch von den vortrefflichsten Naturanlagen, sowohl im Sittlichen als Geistigen, aber verdorben und verkehrt durch die schlechte Erziehung einer charakterlosen Mutter und einer verhätschelnden Welt. Schon im Flügelkleide verrieth sich jene furchtbare Heftigkeit, die er nachher als Schriftsteller gegen seine Kritiker blicken ließ. Als ihn seine Wärterin eines Tages zankte, weil er ein neues Kleid, das man ihm eben angezogen, zerrissen oder beschmuzt hatte, verfiel er in jene „stille Raserei," wie er es selbst nannte, ergriff das Kleidchen mit beiden Händen, zerriß es von oben bis unten und blieb dann in trotziger Stille stehen. Aber troz solcher ungezogenen Streiche, wozu er nur zu sehr durch das Beispiel seiner Mutter ermuntert ward, welche, wie man versichert, es oft mit ihren Mützen, Kleidern u. s. w. eben so trieb, lag in seinem Gemüthe, nach dem einstimmigen Zeugnisse seiner Wärterinnen, Lehrer und andern Personen, die um ihn waren, ein unwiderstehlicher Zug von liebevoller Milde, der es damals, so wie in seinen spätern Jahren denjenigen, welche ihn genug liebten und verstanden, um zu gleicher Zeit sanft und fest zu seyn, leicht machte, ihn zu lenken. Moore betrachtet es als ein Unglück für ihn, daß er so frühe den Adelstitel erlangte. Hätte er sich, bemerkt er, zehn Jahre länger als Georg Byron durchzuschlagen gehabt, so wäre wohl sein Charakter in mancher Hinsicht besser geworden. Sein Ahnenstolz war immer sehr groß und war ihm ohne Zweifel von seiner Mutter eingepflanzt, die, obgleich fünf Erben zwischen ihm und dem Familientitel standen, sich einmal in den Kopf gesezt hatte, ihr Sohn werde ein großer Herr werden. Er war sechs Jahre alt, als der einzige noch vor ihm stehende Erbe des Titels starb, und als im Jahr 1797 ein Freund der Familie scherzweise zu dem neunjährigen Knaben sagte, er hoffe, bald seine Reden im Unterhause zu lesen, erwiederte er: „Ich hoffe nicht; wenn Sie Reden von mir lesen, so sind sie im Oberhause gehalten worden." Im folgenden Jahre starb der alte Lord, Großonkel unsers Helden, ein Mann von schlechtem Charakter und ungeselliger Gemüthsart, welcher sich so wenig um seinen künftigen Erben bekümmerte, daß er nicht anders von ihm sprach, als von „dem Knaben, der zu Aberdeen wohnt." — An dem wichtigen Morgen, wo sein Name zum erstenmale in der Schule mit dem Titel Dominus aufgerufen ward, blieb er, unfähig, die gewöhnliche Antwort: adsum, vorzubringen, unbeweglich vor seinen erstaunten Schulkameraden stehen und brach endlich in Thränen aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 30.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 4. Februar 1830.

— Wenn der Geist
Seine Schwingen entfaltet,
Sinkt der Leib zumeist
Nieder und erkaltet.

Rückert.

Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829.

Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

Vierter und lezter Artikel.

Wir haben im vorigen Artikel gesehen, daß der Widerspruch, in dem gewöhnlich das innere Leben mit dem äußern steht, wohl nie schroffer hervortrat, als im Anfang dieses Jahrhunderts; wir kommen aber jezt auf eine trübe Periode, in der sich ein einziges Mal das Innen- und Außenleben in der Erscheinung übereinstimmend darstellte.

Die kalte Dunkelheit in den geplünderten, unterjochten Städten, das Gefühl der Knechtschaft oder Entwürdigung durch Beitritt, der Verlust aller Selbstständigkeit auf eine oder die andere Art, Armuth in jedem Falle, Abscheu und Trauer schlossen das Auge vor der Welt zu. Der gepreßte, eingeengte Geist blizte in der Reibung unaussprechlicher Gefühle heller auf. Er verbreitete einen Schein in der Seele, der, je länger, je mehr an Umfang wuchs. Der Bekümmerte entdeckte hier Schätze, die ihm die eingebüßten Güter mit Wucher ersezten. Hierher, das wurde er sich mit Stolz bewußt, hierher reichten die Machthaber der Erde nicht mit ihrer Gewalt. In dieser Region blieb der Mensch, troz Umwälzung der Verhältnisse, troz Waffenglück und Unglück, freier Herrscher. Bald trat das, was verachtet werden mußte, um es entbehren zu können, ganz in den Hintergrund, und eine völlig der Wirklichkeit entgegengesezte, phantastische Welt wurde die Heimath des jugendlichen Geschlechtes, das sich gewissermaßen äußerlich tödten mußte, um über der Bürde des Daseyns noch ein Leben zu finden.

Es ist etwas sehr Gewöhnliches, daß man sich in der jüngsten Vergangenheit zu gering schäzt. Der Einzelne sowohl wie ganze Geschlechter sehen mit eben dem Mitleiden hinter sich, wie sie voll Zuversicht den Blick auf die Bestrebungen der Gegenwart richten. In dem Sinne fehlt es jezt nicht an Spott über die Phantasiespiele jener Tage des Druckes und der Erhebung. Die luftigen Umzüge der Muse durch die Nebel der Romanze und den Farbenglanz der Mährchen erscheinen uns kindisch. Wir schätzen nur, was uns Bedürfniß dünkt. Die Zeit hat uns schnell aus der harmlosen Willkühr der Fabel in die strenge Nothwendigkeit der Geschichte zurückgeführt. Damals suchten wir eine andere Wirklichkeit als die unsere, wir lernten uns eine solche schaffen. Alles produktive Vermögen im Menschen nahm eine ideale Richtung, nicht allein in der Literatur und Kunst, in dem erhöheten irdischen Daseyn selbst. Es war ein anderes Prinzip in dasselbe gekommen; der Begriff des Opfers lag jedem näher; sinnliche Entbehrungen wurden dadurch geweiht, die schwere Aufgabe der Selbstverleugnung heiligte und verklärte den Zweck der Gegenwart. Der größere und freiere Geist, welcher diese durchdrang, prägte sich den äußern Formen ein. Sie mußten durch Bedeutung ersetzen, was sie an Elegance und Reichthum verloren. Die christlich-romantischen Formen gingen daher auf alle Arten neuer Schöpfungen über.

Kopieen altdeutscher Maler, meist aus der heiligen Geschichte oder Legende genommen, ein schön gearbeitetes Kruzifix, verzierten die Zimmerwände, das Geräth im gothischen Geschmack verdrängte antike Sessel und Tische, kampanische Vasen und Tassen. Eichenholz, Gußeisen, die Komposition von Holzspahn ersetzten das Mahagoni und die Bronze. Der neu geweckte Sinn übte sich darin in mannigfach zierlichen und bedeutsamen Hervorbringungen. Und wenn alles das auch Mode ward, so darf man doch behaupten, daß diese, in Uebereinstimmung mit dem, gleichsam umgekehrten Menschen, bescheiden und mehr begleitend als herrschend, im Gefolge gewonnener Erkenntniß, dem Augenblick eine Dauer liehe, statt ihn in stetem Wechsel fortzureißen. Man werfe mir nicht einzelne Uebertreibungen, gezierte Gesuchtheit, Prunken mit romantischem Wesen und dergleichen ein. Es ist überall nicht vom Einzelnen, sondern allein von dem Impuls, der Solches erzeugen, und von dem Charakter der Zeit, der das Erzeugte ins Leben rufen konnte, die Rede.

Diese Zeit faßt die sieben magern Jahre in sich, welche den Genüssen eines unendlich verfeinerten und ausgedehnteren Lebens vorangingen. Wir dürfen sie vom Frieden von Tilsit bis zu dem von Paris im Jahre 1814 annehmen. Vielleicht ist es manchem peinlich, auf die Prüfungstage zurückzusehen. Ich erwähne sie indeß, um an die Saaten zu erinnern, die sie ausstreuten, und denjenigen Abschnitt in der neuern Geschichte herauszuheben, in welchem die herrschende Art und Weise unmittelbarer Wiederschein der innern Richtung war.

Eitelkeit und Selbstgefühl hatten uns indessen, außer dem höhern, noch so manchen schmeichelnden Genuß bereitet, der den Ansprüchen der Jugend einigermaßen genügen mochte. Bestand freilich der Schmuck dieser Jugend meist nur in der Jugend, so bewegte sich diese doch nur um so leichter und lustiger in dem weißen Kleide von Percale, dem gelockten, kaum etwa mit einer Blume durchflochtenen Haare. Man lernte bald den Bildnern aus der altdeutschen Schule Schnitt und Form des Kleides, der Verzierungen ab, und machte sie zum Gegenstande hübscher Arbeiten, wobei das ganze Reich der Vorzeit sich den Leselustigen aufthat. Die Phantasie führte weiter; Träume stiegen auf; es lebte sich bequem darin fort.

So blieb denn wirklich Deutschland, ja das übrige Europa, eine Weile von dem intellektuell bestimmenden Einflusse Frankreichs frei; denn während wir gleichsam auf dem lustigen Bogen schwebten, den Sonnenschein und Nebel zwischen Erde und Himmel ausspannen, hatten Glück, Ueberfluß und Ueppigkeit Paris zu dem Sitze der höchsten Licenz und des ausschweifendsten Luxus gemacht. Die römisch-griechische Tracht diente nur dazu, jenem glanzvollen Sinnenrausche Vorschub zu leihen. Ihrer Bestimmung gemäß, forderte sie Pracht wie höchste Verfeinerung. Die Gewebe von Caschmir konnten demnach nicht weich, die von Brüssel und Alençon nicht zart genug seyn. Goldarbeiter und Juweliere mußten sich in neuen Erfindungen überbieten, die Fertigkeit der Handwerker in Modearbeiten reichte kaum hin, allen den tausend Bedürfnissen zu genügen, welche täglich erhöhete Lebensanforderungen heischten. Das Feld des Wetteifers und der Intrigue war weiter als je eröffnet. Erwerb, Besitz, Genuß, darum dreheten sich Talent und Genie; sie brachten in allen Fächern, in allen Abstufungen neue Schöpfungen hervor, so daß an keinem andern Orte der Erde das Materielle der Existenz in dem Grade zu einer Kunst des Lebens erhöhet ward.

Nach allem diesem läßt sich kein schärferer Gegensatz der Richtungen denken, als in jenem Augenblicke Frankreich und Deutschland zu erkennen gaben. Um so auffallender mußte es seyn, daß nach der Einnahme von Paris die erste, wieder zu uns kommende Mode ein chinesischer Kopfputz war: ein unschönes, hohes, spitzes Lockengebäude, das ganz oben auf dem Wirbel anhob, und vielleicht als Symbol bisheriger und künftiger Modeverwirrung an den babylonischen Thurm erinnerte. Und wirklich zeigte sich auch von dem Augenblicke an eine sehr auffallende Vermischung des Einheimischen und Fremden, die jene Trennung zwischen gewonnener Erkenntniß und gewohntem Thun und Seyn auf's Neue hervorrief. Zwar rettete sich noch der romantische Geschmack zu altdeutschem Kleiderschnitt, zu hohen Kragen und Krausen, zum Baret und dem geringelten Haar; allein Paris schickte wieder kurze Taillen, die recht zum Hohne des geschnürten Gurtes und Halbleibchens so hoch heraufgingen, daß der Rücken krumm und die ganze Gestalt verwachsen aussah.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Reußthal und die Gotthardstraße.

(Fortsetzung.)

Die zweite Reihe der nördlichen Kette läuft vom Gotthard aus; Anfangs gerade nördlich, wie die erste Reihe, mit den pyramidalischen oder abgerundeten Eisbergen des Badus, Crispalt, Brickenstocks, Scheerhorns und der Windgälle. Von da zieht sich die eigentliche Linie der Schneeberge östlich (in mehreren Zweigen, z. B. dem breitrückigen Tödi, Glarnisch u. s. w.); die nördliche Richtung dieser Reihe behält aber der Fortsatz von Voralpen, die bis nach Schwyz sich hinziehen und schon mehrmals erwähnt wurden, die Sihlisalp, Gyppleralp, der Arenberg und die Frohnalp.

Zwischen diesen beiden nördlichen Reihen erhebt sich das Reußthal, allmählig aufsteigend, bis zum Urkern der Hochalpen, und endet zwischen dem Gotthard und Gallenstock.

Wir reisen nun aufwärts, und ich will versuchen, Dir die einzelnen Parthien zu schildern.

Von Flülen eine halbe Stunde bis Altdorf, und von da etwa noch eine gute halbe Stunde weiter, ist das Thal am breitesten. Die Breite mag wohl eine halbe Stunde, und unten bei Flülen noch mehr betragen. Das Thal ist hier himmlisch schön; es war im Julius, als wir es durchwanderten. Ruhig, fast bewegungslos gleitet die Reuß durch den bunten Wiesenschmuck dahin. Die Wärme der Sonnenstrahlen, durch die hohen Berge zusammengehalten und bis zur italienischen Hitze steigend, entfaltet den ganzen Reichthum der üppigsten Vegetation. Die mannigfaltigsten Blumen in reizender Pracht und Fülle decken die Matten in der Tiefe und die Alpweiden am Abgang der Berge. Am lieblichsten ist die Lage von Altdorf: links die Abdachung des Arenbergs und die blühende Gysleralp, mit herrlichen Buchen-, Arven- und Eichwäldern und einsamen, romantischen Thalgewinden; rechts die fast senkrechten, mit düstern Wäldern bedeckten Seiten der Surenen, schon bald nach Mittag in tiefes Schattendunkel gehüllt, während auf den gegenüberliegenden Hügeln der Gysleralp bis spät in den Abend hinein die Sonnenstrahlen spielen. Altdorf liegt zwischen schönen Gärten, Kastanien- und Nußwäldchen versteckt; Schade, daß man überall in dem Flecken noch auf so viele Spuren des oben erwähnten Brandes trifft. Ueber dem ganzen lieblichen Thalgelände und seinen anmuthigen Dekorationen ragen majestätisch des Urirothstocks und Bristenstocks Eispalläste, deren vergoldete Kuppeln noch lange nach Sonnenuntergang in das Abenddunkel des Thales herableuchten. Dieß ist der Schauplatz, welcher zu der schönen Unterredung zwischen Tell und seinem Knaben, in der dritten Scene des dritten Aufzugs von Schillers Wilhelm Tell, Veranlassung gibt. Noch an eine andere Kunstschöpfung erinnerte ich mich hier, die ich kurz vorher gesehen hatte: an das treffliche Gemälde von Herrn Vogel in Zürich (eines Schülers von Cornelius), welches Tell in dem Augenblicke darstellt, wo er Geslern den Pfeil überreicht, mit dem er ihn selbst zu erschießen gesonnen war, wenn er seinen Knaben getroffen hätte.

Eine Viertelstunde von Altdorf öffnet sich das schöne Schächenthal, ein Seitenast des Reußthales, der sich hinten an das Scheerhorn und den Scheibenstock anlehnt. Volkreiche Dörfer schmücken diese heerdenreichen, fruchtbaren Matten; das bekannteste ist Bürglen, Tells Heimath. Der wilde Schächenbach ergießt sich aus diesem Thale in die Reuß. In den Fluthen dieses Baches soll Tell, nach einer Volkssage, während er bemüht war, einen seiner Landsleute zu retten, seinen Tod gefunden haben. Von Bürglen zieht ein wilder Pfad, 5480′ hoch, über den Arenberg ins Muottathal. Diesen Weg nahm 1799 Suwarow mit seiner Armee. Als er nämlich die Reußstraße herabkam, erfuhr er erst in Altdorf — so groß war die Unkunde des Terrains — daß sie am See endige. Es blieb ihm also nichts übrig, als über die Berge zu steigen.

Dreiviertelstunden oberhalb Altdorf wird das Thal enger und nimmt allmählig den Charakter an, den es bis zum Gotthard behält. Links bietet die Sidlisalp Anfangs schroffe, seltsam gestaltete, oft senkrecht über 1000 Fuß sich erhebende Felsen, weiterhin aber noch einige schöne Wald- und Mattenabhänge bis zur Windgalle dar. Rechts läuft die unten beschriebene dunkle Wand der Surenen fort bis nach Amsteg. Eine Stunde von Altdorf steigt der berühmte finstere Paß über die Surenen, Waldnacht genannt, an dieser Wand in die Höhe. Auf beiden Seiten des Passes stehen die Fichtenwälder so dicht und hoch, daß nie die Sonne auf den Pfad scheint; daher der Name; weiter oben zieht er über die flachen Schneefelder nach Engelberg in Unterwalden. Nur unmerklich steigt das Thal von Altdorf bis Amsteg; ruhig fließt noch die Reuß in ihrem Bette; aber schon vernimmt das Ohr dumpf das ferne Brausen der empörten Fluthen. Der üppigste Wuchs von Blumen und Kräutern auf den Matten und Bergwaiden dauerte fort. Die Dörfer, unter denen Attinghausen das bekannteste ist, waren unter den trefflichsten Fruchtbäumen, nicht blos den gewöhnlichen, sondern auch Pfirsich- und Aprikosenbäumen versteckt. Je mehr der Abend sich neigte, desto frischer und belebender wurde die Luft. Nie wehte mir in einem Bergthal ein solcher balsamischer Kräuterduft entgegen wie in diesem. Der Prospekt ist überall begrenzt; jedoch ergötzt sich das Auge an den wunderbaren, bizarren Formen, welche die Spitzen der Surenen darstellen. An einer Stelle (etwa eine Stunde vor Amsteg) zählten wir vier-und-zwanzig pyramidalische Hörner, die, wie die Klippen eines Felsenriffs im Meere, in einer Reihe in die Lüfte ragten. Eine halbe Viertelstunde von Amsteg liegen die spärlichen Trümmer einer Burg auf einer kleinen Anhöhe. Der Tradition der Landesbewohner zufolge, sind dieß die Reste der berüchtigten Burg, Twing-Uri genannt; nach einer andern Meinung, welcher Schiller gefolgt ist, soll sie in der Nähe von Altdorf gestanden haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, Januar.

(Beschluß.)

„Gehen wir," fahren unsere Geistlichen fort, „in die Zeit Augusts und Perikles zurück, so finden wir immer weniger Bücher, aber mehr schöpferisches Genie, weniger Mittel, zu erzeugen, aber mehr Großes hervorgebracht. Zur

damaligen Zeit war die Wissenschaft ein Zweck, heut zu Tag ist sie nur noch Mittel; damals trieb man die Wissenschaften aus innerm Beruf, jezt sind sie ein Erwerbszweig. Man schreibt Bücher, wie man sie verkauft; beides aus Spekulation. In den ersten Jahren der christlichen Religion brauchten die Gläubigen nichts als die heiligen Bücher, einige andere fromme Werke und erbauliche Geschichten; aller Unterricht und alles Wissen bestand in der Kenntniß der Religion und im Studium ihrer Gebote. Dagegen aber sproßte die Buchdruckerkunst, dieser Giftbaum, auf, der das Gute um ein Geringes, alles Schlimme und Verächtliche aber unsäglich vermehrte. Eitle und schädliche Bücher kamen auf; indessen waren sie doch bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts noch nicht bedeutend unter die Leute gekommen. Nun aber begannen sie Henkersinstrumente in den Händen der Religionsfeinde zu werden. Es entstanden immer mehr Bücher, um alle Klassen der Gesellschaft zu verderben. Ich brauche nicht zu sagen, was weiter geschehen ist, denn Jederman weiß es. Wenn man aber erwägt, daß die Druckerpresse seit der Revolution immer mehr und immer schrecklichere Mißbräuche erzeugt, was soll man von der Zukunft denken? Ja, Unglück über Unglück, Jammer über Jammer bereitet dieses encyclopädistische Jahrhundert, dieses Jahrhunderts des Lichts und der Aufklärung, das selbst Bibliotheken und Encyclopädien für die Kinder hat. Die Geschichte aller Völker und aller Jahrhunderte beweist sonnenklar, daß die Religion allein den Staaten Gedeihen gibt, und daß sie in Staub zerfallen, so wie sie diese erhabene Himmelstochter gering schäzen. Was sollen wir also hoffen, wenn wir diese tausend und aber tausend Bücher sehen, die wie durch Höllenzauber aus den Pressen hervorgehen, um die Religion zu bekämpfen und zu zerstören?" — In diesem Tone geht es fort, bis sich die Eiferer zu den einzelnen französischen Werken wenden, welche die Bibliothèque françoise nachdruckt. Da kommt zuerst Casimir Delavigne wegen seiner Epistel an Lamartine übel weg, weil er darin behauptet, die Verbrennung Johannes Hussens, die Gräuel der St. Bartholomäusnacht und die Ermordung Heinrichs IV. kämen aus Einer Quelle. Dagegen wird eingewendet: Das Constanzer Concilium beraubte den böhmischen Kezer nur seiner geistlichen Würde, die bürgerliche Gewalt that das Uebrige. Karl IX. ersann den Plan zur St. Bartholomäusnacht nur, um sein Leben gegen seine empörten und verschworenen Unterthanen zu schüzen, die ihn immer bedrohten. Heinrich IV. wurde aber, nach Sully's, Duplair, Péréfix und Cavets Zeugniß, nicht auf Antrieb der Jesuiten ermordet. Diesen Herren wird mit Maistre nachgerühmt: Sie führten den Pinsel in China, auf unsern Sternwarten hielten sie die Telescope, Orpheus Leier aber mitten unter wilden Völkern und hätten alle Männer des Siècle de Louis XIV. erzogen und gebildet. — Zschokke wird nicht mit Unrecht wegen der leidenschaftlichen Ausfälle gegen die katholische Kirche in seinen von Manget ins Französische übersezten Schweizergeschichten getadelt, nur irren sich die Turiner Herren, wenn sie meinen, die kirchliche Reformation, wenn ja eine nöthig gewesen, hätte müssen von den katholischen Geistlichen ausgehen, denen allein die Macht, zu binden und zu lösen, beiwohne, nicht von einzelnen elenden Häresiarchen: Huß, Luther, Zwingli und Calvin. Der Patriotismus und die Begeisterung für Freiheit und Unabhängigkeit in der Schweiz wird höchlich getadelt; denn „Freiheit" sey ein fanatisches Wort, den Heroen derselben gebühre keine ehrende Erwähnung, es sey sehr unrecht und gefährlich, gegen den Feudalzustand der vorigen Zeit, gegen die Barone und den Adel zu sprechen, denn dieß könne die Hizköpfe im Volk noch hiziger machen und die schäumende Jugend in unserm nach Unabhängigkeit ringenden Jahrhundert noch mehr aufregen; es wäre daher sehr unklug, dergleichen mordbrennerische Bücher in unserm glücklichen, ruhigen Land abdrucken zu lassen, ohne die verfänglichen und gefährlichen Stellen wegzustreichen. — Gleich sehr wird aus demselben Grunde die Aufnahme der Mémoires ou Souvenirs du Comte Ségur in die Bibliothek getadelt, denn der Mann redet auch von der Jammerzeit und den Mißbräuchen vor der französischen Revolution, von der Ausartung der damaligen Geistlichkeit und des Adels, von den schönen Momenten dieser Umwälzung, und vergöttert dabei Voltaire. Nichts bezeichnet wahrer und bestimmter unser ganzes öffentliches Seyn und Leben als obige Aeußerungen der Turiner Geistlichen; darum habe ich mich auch etwas lange dabei aufgehalten.

London, Januar.

(Fortsezung.)

Lord Byrons Biograph kann sich nicht des Verdachtes erwehren, daß er in dem Seminarium zu Harrow sich zu manchen Schulkameraden vorzüglich um ihrer Titel willen hingezogen gefühlt habe. Als Beleg erzählt er folgende Anekdote, die ihm von einem Mitschüler Byrons mitgetheilt worden. Dieser hatte als Monitor eines Tages Lord Delawarre zur Strafe aufgeschrieben; da Byron dieses hörte, ging er zu ihm und sagte: „Wildman, ich höre, Du hast Delawarre auf Deiner Liste; laß ihn doch nicht prügeln." — „Warum nicht?" — „Warum? ich weiß selbst nicht, außer, daß er auch von Adel ist; aber thu's doch nicht." Doch suchte er meistens, wie fast alle stolzen Leute, seine genauesten Freunde unter denen aus, welche ihm an Rang und Leibesstärke nachstanden, und die so gestifteten Freundschaften waren bei ihm von ungemeiner Dauer und fast romanhaftem Schwunge. Mehrere seiner in späterem Alter an Schulfreunde geschriebene Briefe machen seinem Herzen Ehre. Folgende Anekdote darf bei dieser Gelegenheit nicht übergangen werden: „Während Lord Byron und Hr. Peel sich zusammen zu Harrow befanden, wollte ein Tyrann, d. h. ein Schüler, der ein Paar Jahre älter war, den kleinen Peel zu einer Dienstleistung zwingen, welche Peel hartnäckig verweigerte. Sein Widerstand war aber vergeblich; der Tyrann überwältigte ihn; damit aber noch nicht zufrieden, beschloß er, den widerspenstigen Sklaven zu züchtigen, was er sogleich that, indem er dem Knaben eine Art von Bastonade auf den innern fleischigen Theil des Armes gab, der, um den Schmerz zu erhöhen, dabei auf kunstgemäße Weise gebogen ward. Während die Schläge fielen und der arme Peel sich unter denselben vor Schmerz wand, stand Byron da und fühlte das Leiden seines Freundes mit, und obgleich er wohl wußte, daß er nicht stark genug [illegible], um mit dem Tyrannen zu boxen, trat er doch mit zornflammendem Gesichte und mit Thränen in den Augen vor denselben und fragte ihn mit einer Stimme, die zwischen Furcht und Unwillen zitterte, ganz demüthig, wie viele Schläge er zu geben gedächte? — „Warum?" rief der Scherge, „Du kleiner Spizbube, was geht das Dich an?" — „Weil ich, wenn Sie es erlauben," erwiederte Byron mit hingehaltenem Arme, „die Hälfte übernehmen will." Mit Recht sezt der Verfasser hinzu: „In diesem kleinen Zuge liegt eine wahrhaft erhabene Mischung von Unschuld und Großmuth, und wie sehr wir auch über Knabenfreundschaften lächeln mögen, selten ist Männerfreundschaft der Hälfte solcher Großmuth fähig."

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 31.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 5. Februar 1830.

> Bringst du die Natur heran,
> Daß sie jeder nutzen kann,
> Falsches hast du nicht ersonnen,
> Hast der Menschen Gunst gewonnen.
>
> Goethe.

Ueber Sonnenflecke und ihren muthmaßlichen Einfluß auf die planetarische, und namentlich irdische Witterung.

Eine meteorologische Untersuchung

von

Dr. Nürnberger.

Die vorjährige Witterung mit ihren ganz besondern Anomalien, mit dem frühen Wärme- und Kälteeintritt, hat die allgemeine Aufmerksamkeit erregt. In den Gegenden, wo ich lebe, (etwa unter dem 53sten Grad nördlicher Breite) trat die größte Sommerhitze fast zugleich mit dem Sommersolstitium (um die Mitte des Juni) ein, eine Erscheinung, welche ich noch nie beobachtet habe, indem der Juli und August in diesen Breiten fast ohne Ausnahme die wärmsten Monate zu seyn pflegen. Es ist eine alte meteorologische Regel, daß die Wirkungen ihr Maximum nicht eher erreichen, als bis die Ursachen schon wieder anfangen abzunehmen; und da die Sonne nicht früher als am 22sten Juni in den nördlichen Wendezirkel tritt, wo sie unserm Scheitelpunkte am nächsten kommt, und von wo sie sich nun erst sehr langsam wieder zu entfernen anfängt, so scheint es in der Natur der Sache selbst zu liegen, daß die nördliche Halbkugel, im Allgemeinen, die höchste Temperatur erst mehrere Wochen später zu gewärtigen hat. Die merkwürdige Witterungsabnormität des verflossenen Sommers hat deßhalb die Hypothese derjenigen Astronomen und Meteorologen sehr begünstigt, welche die atmosphärische Wärme nicht blos vom Stande der Sonne, sondern auch von einer eigenthümlichen größeren oder geringeren Disposition der sie umgebenden Photosphäre oder Lichthülle, erhitzende Strahlen auszusenden, abhängig machen. Diese Modifikation in der Thätigkeit der Sonne, wovon also der Grad der Sonnenwärme nicht blos auf der Erde, sondern vielmehr auf allen Planeten unseres Systems abhinge, ist an gewissen Erscheinungen, die sich auf der glänzenden Sonnenoberfläche vollkommen deutlich beobachten lassen, sehr gut zu erkennen. Schon der große Astronom Herschel sagt (S. Bodes astronomisches Jahrbuch, Bd. XXXII. S. 127.): „Ich glaube jetzt, daß die Oeffnungen der Sonne (Sonnenflecke) mit großen Untiefen, Rücken, Nieren und Narben, ohne kleine Einschnitte, eine reichliche Aussendung erhitzender Strahlen erwarten lassen, und daß dagegen Poren, kleine Einschnitte, kurz ein ärmliches Ansehen der Sonnenlichthülle, auch einen ärmlichen Erguß solcher Strahlen verkündigen.“ Wir werden diese Erscheinung der Sonnenflecke zuerst genauer untersuchen, und hiernächst zeigen, wie viele Gründe vorhanden sind, der Meinung des englischen Astronomen beizustimmen.

Um die glänzende Oberfläche der Sonne, Behufs der Wahrnehmung dieser Flecke, zu beobachten, ohne die Augen zu gefährden, bedient man sich gemeiniglich stark gefärbter Plangläser, die man vor das Augenglas des Teleskops schraubt. Dergleichen gefärbte Gläser hat schon

Scheiner, dem man, wie wir gleich sehen werden, die erste Entdeckung, oder doch wenigstens gründliche Beobachtung der Sonnenflecke zuschreibt, angewendet, und seinem so eingerichteten Fernrohre den Namen Helioskop gegeben. Mit einem solchen Helioskop sieht man sehr häufig an dem linken oder östlichen Rande der Sonne dunkle Flecke eintreten, welche sich nach dem westlichen Rande bewegen, wo dieselben (wenn sie überhaupt so lange dauern), etwa dreizehn Tage nach ihrem ersten Erscheinen wieder verschwinden. Dieß ist ungefähr der allgemeine Charakter des Phänomens.

Der eben erwähnte Pater Scheiner, Jesuit und Professor der Mathematik zu Ingolstadt, beobachtete die Sonne im März 1611, als sie hinter dünnen Wolken stand, und ward zu seinem großen Erstaunen dergleichen Flecke auf derselben gewahr. Weil man aber nach den Grundsätzen der damaligen aristotelischen Physik die Sonne für den vollkommensten Körper und das reinste Feuer hielt, so traute er Anfangs seinen eigenen Augen nicht und sezte seine Beobachtungen mehrere Tage in der Stille fort, wobei er sich, vor Anwendung des oben beschriebenen Helioskops, bloßer blauer Plangläser bediente. Bald aber ward er seiner Sache so ganz gewiß, daß er die Erscheinung einem Kollegen, dem Pater Cysatus, und nachher auch noch andern Ordensbrüdern zeigte. Indeß wünschte der Provincial des Ordens, Theodor Busäus, aus den angeführten Gründen, daß bei Bekanntmachung dieser auffallenden Entdeckung mit Behutsamkeit verfahren werde; und so begnügte sich Scheiner, die Nachricht dem gelehrten Patricier Markus Welser zu Augsburg, in drei Schreiben vom 12ten November, 19ten und 26ten December desselben Jahres 1611, mitzutheilen. In diesen Schreiben unterzeichnet sich Scheiner aus Vorsicht: Apelles latens post tabulam, und Welser ließ sie unter dem Titel abdrucken: Tres epistolae de maculis solaribus scriptae ad M. Velserum Aug. Vindel. 1612. Man sieht, daß die Gelehrten aller Zeiten Vorurtheile zu schonen hatten.

Indeß ward Scheiner nach Rom berufen, wo er seine Beobachtungen der Sonne mit noch größerem Eifer fortsezte, und endlich, dreister gemacht durch allseitige Beistimmung, sein großes und schönes Werk: Rosa Ursina *), sive sol ex admirando facularum et macularum suarum phaenomeno varius, a Christophoro Scheiner, e Societate Jesu. Bracciani 1630. herausgab, in welchem über 2000 mit dem größten Fleiße gemachte Beobachtungen der Sonnenflecke abgebildet sind. Die neuere Zeit hat, was diese Genauigkeit der Beobachtung betrifft, kaum weiter gehen können, und Scheiner gibt für die Darstellung des merkwürdigen Phänomens noch heut einen unverwerflichen Führer ab.

Die meisten Sonnenflecke erscheinen nach diesen Beobachtungen in der Mitte schwarz, am Rande mit einem bräunlichen oder weißgrauen Nebel umgeben. In dieser Gestalt heißen sie Kernflecke. Oft aber zeigen sich die Nebel auch ohne jenen schwarzen Kern, als bloße Schattenflecke, wo sie denn von den Astronomen mit den Flecken verglichen worden sind, die der Hauch aus dem Munde auf einem Spiegelglase hervorbringt. Dergleichen Schattenflecke breiten sich oft in sehr großen Flächen aus, und man hat deren beobachtet, die einen bedeutenden Theil des Sonnendurchmessers einnahmen. Zuweilen lösen sich die Schattenflecke auch in einzelne Kernflecke auf. Alle diese komplicirten Erscheinungen lassen sich indeß aus dem, was unten über die physische Natur des Sonnenkörpers und seiner Hüllen vorkommen wird, ganz leicht erklären. Unter Sonnenfackeln endlich versteht man im Gegentheil solche Punkte und Stellen der Sonnenscheibe, welche sich durch einen helleren Glanz vor den übrigen auszeichnen. Eine Gattung derselben zeigt sich zwischen und selbst auf den oben beschriebenen dunkeln Flecken und Nebeln; eine andere besteht aus einzelnen Lichtflecken auf der reinen Sonnenscheibe, welche in Gruppen bei einander liegen, und sich dem überraschten Blicke wie Landschaften von Berg und Thal, oder, vielleicht noch besser, wie ein mit Lichtwölkchen belegter Himmel darstellen. Auch diese Erscheinung, wie sehr sie zuerst auffällt, wird unten eine leichte Erklärung finden.

Alle diese Flecken der Sonne sind äußerst veränderlich, und die neueren Beobachtungen haben in dieser Hinsicht nur bestätigt, was Scheiner mit so bewundernswürdiger Genauigkeit auseinander gesezt hat. Er sah die Flecken ihre Gestalt verändern, er sah sie wachsen, abnehmen, sich in Nebel und Schatten, oder, wie schon oben bemerkt ist, umgekehrt, aus Nebel und Schatten in Kernflecke verwandeln und auch ganz verschwinden. Auch hat man schon verschwundene Sonnenflecke an derselben Stelle wieder entstehen sehen; jedoch findet sich kein Beispiel eines Fleckens, dessen Erscheinung überhaupt länger als siebzig Tage gedauert hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der Name Rosa Ursina, dieses, in der Astronomie noch jezt für klassisch geltenden Werkes kommt daher, weil dasselbe einem Herzoge von Bracciano aus dem Hause Ursini zugeeignet war, der eine Rose in seinem Wappen führte.

Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829.
Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

(Fortsetzung.)

Gaben sich die Frauen eines Theils auf solche Weise gefangen, während sie nur die altdeutsche Haube und den gothisch gestickten Kragen festhielten, so traten die Männer dafür desto entschiedener auf die andere Seite über.

Es war, als gebe ihnen das Bewußtseyn, durch kühne Selbsthülfe die Freiheit wieder errungen zu haben, auch das Recht, eine *selbstgeschaffene* Zeit an die Stelle der wirklichen zu setzen.

Es bildet sich der Mensch oft ein künstliches Daseyn, aus dem er entweder sehr bald wieder heraus, oder in das er hinein wächst. In dem ersten Falle befindet er sich in einer Durchgangs- oder Verwandlungsepoche, der man völlige Zeit gönnen mag. Im zweiten wird die Gewohnheit allmählig zur andern Natur. Es ist dann wohl nicht eben sonderlich viel an der eingebüßten verloren, da sie wahrscheinlich auf ähnliche Weise jeder zufälligen Oberherrschaft gehuldigt und niemals daran gedacht hätte, sich selbstständig zu behaupten. Auf keine Weise aber kann man sogleich sagen, wo dergleichen Mummerei hinaus will. Zuweilen will sie gar nichts, als eben nur *wollen dürfen*. Der Stachel treibt jeden. Was Wunder also, daß die umgeformte Welt eine etwas frappante Physionomie annahm.

Während der ganzen Zeit, da die romantische Poesie ihre wärmsten, lebendigsten Strömungen durch uns hinleitete, war es den guten deutschen Jünglingen nicht eingefallen, diese anders als in dem Bereiche der Kunst und Wissenschaft äußerlich zu produciren. Jetzt mit einem Male sahen wir die Kravate verbannt, den Hals nackt zwischen dem Hemdkragen heraus ragen, das Haar unverschnitten, lang über die Schultern flattern, statt des Hutes ein breites Baret auf die eine Seite des Kopfs und der Stirn gedrückt, den ärgerlich verschnitzten, hinten spitz zulaufenden Frack durch den langen, vorn zusammenschlagenden altdeutschen Rock verdrängt, und Bärte, wer dergleichen aufzuweisen hatte, um Kinn, Lippe und Wange herumlaufen. Nun, es nahm sich wahrhaftig so übel nicht aus. Und auch ältere Männer, hätten sie anders den Hals verdeckt und das Haar sorgfältiger geordnet, kleidete es meist gut. Doch nahmen diese billig Anstand, sich allzuschnell einer Schuljugend anzuschließen, die ja von jeher auf den Universitäten das Vorrecht der Besonderheit geltend machen durfte. Mir sind die wunderlichen Gestalten aus meiner Kindheit noch ganz erinnerlich, denen ich in Halle, Frankfurt und Leipzig begegnete, und schicklicher dünkte mir doch bei weitem die ritterliche Maske, als die des brutalen Post- und Reitknechtes, wie sie damals die Straßen der genannten Städte überfüllten. Der Willkühr schmeichelt es zu jeder Zeit, sich selbst zu überbieten, während die Ordnung des Daseyns nichtsdestoweniger still nach Wiederherstellung ringt, der Stunden, wie der Tage Lauf nach ewigen Gesetzen regelt, den Menschen mit seiner Zeit ins Geleise bringt und Morgen Morgen, Abend Abend seyn läßt. War uns doch wirklich ein neuer Morgen angebrochen, und das köstliche Lebensgefühl mochte sich wohl in den Lebendigen durch etwas ungleiche Sprünge und Töne Luft machen. Der arbeitsvolle, drückende Tag wird schon wieder Stille hineinbringen.

Ein wenig bunter mischte es sich damals allerdings untereinander, als wir es jetzt auf den Straßen, in Theatern und Konzertsälen wahrnehmen. Der schwarze und immer nur schwarze oder dunkelblaue, zipflichte Frack ward doch auch einmal durch ein frischeres, muntereres Farbenspiel verdrängt. Das Auge verlor nichts dabei, so wenig als die Eitelkeit, und hätte ein einfacher, unbefangener Schönheitssinn der Spielerei zu Grunde gelegen, es möchte seyn, daß die Folge etwas Zeitgemäßes daraus würde gebildet haben. Allein das Motiv war wohl so wenig erkannt, als auf irgend etwas gegründet.

In Kurzem wich diese Mode einer andern. Das stärkere Geschlecht that es dem schwächern gleich. Dieses hatte gewissermaßen leichteres Spiel. Es brauchte sich keines so entschiedenen Widerspruchs schuldig zu machen. In Paris eilte man durch Annahme, Verpflanzung und zeitige Kultur des gothischen Geschmackes die Herrschaft der Mode wieder geltend zu machen. Man verstand es dort, der Hinneigung zu jener Periode der Geschichte zu schmeicheln und en caprice du tems so kapriciös auf- und umzustutzen, daß diese eine Grille mit unzähligen andern zusammenfloß.

(Der Beschluß folgt.)

Das Reußthal und die Gotthardstraße.

(Fortsetzung.)

Endlich langten wir in *Amsteg* an, wo das Reußthal eine kleine südliche Biegung macht und sich stark zu erheben beginnt. *Amsteg* ist ein schönes Dorf; hier, wie schon weiter unten, sind die Häuser alle, nach der in den Bergländern üblichen Bauart, aus Holz errichtet. Auch an guten Wirthshäusern fehlt es nicht, unter welchen sich der *goldene Hirsch* in jeder Rücksicht auszeichnet. Aber welch ein düsterer, melancholischer Winkel! Nur der vollendetste Hypochondrist könnte sich hier behaglich fühlen. Auf der linken Seite (nach Osten) liegt in halbkugelförmiger Gestalt die sturmvolle *Windgalle*, mit ungeheuern nackten Felsen auf dem Gipfel und einer kleinen Schneekrone; neben ihr, Thal aufwärts, starrt, fast senkrecht, pyramidalisch der *Bristenstock* mit seiner eis- und schneebedeckten Spitze in die Lüfte und mehrere Gletscher steigen an seinen Seiten in die Fichtenwälder herab; beide sind gegen 10,000' hoch. Zwischen ihnen liegt Amsteg, am Ausgang einer dunkeln Schlucht, aus welcher mit gewaltigem Getöse die *Mader* hervorstürzt und sich mit den rauschenden Fluthen der Reuß vermischt. Auf der rechten Seite drängen die Abdachungen des *Titlis* ganz nahe an die gegenüberstehende Alpkette und schließen das Thal in ein ganz enges Räumchen ein. Nur

wenige Stunden des Tags, selbst mitten im Sommer, scheint die Sonne in diese finstere Tiefe. Nahe bei Amsteg fanden wir noch die Reste einer ungeheuern Lawine, Erdschutt mit Schnee vermischt. Beständig stürzen im Winter Schneemassen von der Windgalle und dem Bristenstock herab; Amsteg ist aber durch die Waldungen geschüzt.

Die eben erwähnte dunkle Schlucht, aus welcher die Mader (auch Gerstelenbach genannt) hervorstürzt, bildet den Ausgang des lezten schönen Seitenthales (die andern sind rauh und abschreckend) der Reuß, des Maderanerthals, das ich im vorigen Jahre besuchte. Ein schmaler, gewundener Pfad führt den Wanderer hinein; hinter diesem wilden Eingang öffnet sich ihm ein breites, über vier Stunden langes Thal, auf beiden Seiten mit kleinen Seen und spärlichen Hirtenwohnungen, rings umschlossen von den gewaltigen Eisfirnen des Bristenstocks und Dödi, der Windgalle und des Scheerhorns. Es ist weniger fruchtbar, als das Schächenthal, aber immer noch mit reichem Graswuchs und Blumen geschmückt, weniger schauervoll, als das Reußthal, die Wände sind sanfter gesenkt, aber ein tiefer, feierlicher Ernst ruht auf dieser gleichsam geweihten Stätte des beschaulichen Lebens, besonders wo das Gotteshaus, eine Kaplanei für die Hirten, sich in der einsamen Stille des Thals erhebt und das Auge überall Eis- und Schneefelder erblickt, welche die grünen Wände bekränzen. Nirgends fühlte ich inniger die Worte Pope's:

In these deep solitudes —
Where heavenly-pensive contemplation dwells
And ever-musing melancholy dwells.

(In dieser tiefen Einsamkeit —
Wo himmel-schauende Betrachtung wohnt
Und immer-sinnende Melancholie verweilt.)

(Schluß des ersten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Je nuar.

(Fortsezung.)

Da von Hrn. Peel die Rede war, kann ich nicht umhin, Byrons Urtheil über diesen Staatsmann von der Schulzeit her mitzutheilen: „Peel, der Redner und Staatsmann, saß auf derselben Bank mit mir. Wir standen in gutem Einverständniß, aber sein Bruder war mein besonderer Freund. Wir hegten immer große Hoffnung von Peel, sowohl Lehrer als Schüler, und er hat sie nicht getäuscht. An Gelehrsamkeit war er mir weit überlegen; als Deklamator ward ich ihm gleich gehalten; außer der Schule war ich immer in lose Streiche verwickelt und er niemals, und in der Schule wußte er immer seine Aufgabe und ich selten; aber wenn ich sie wußte, so wußte ich sie fast eben so gut, als er. An Belesenheit in allgemeinen Fächern, Geschichte u. s. w., glaube ich, war ich ihm, so wie den meisten Knaben derselben Klasse, überlegen.“ Der Verfasser nimmt hier Gelegenheit, manchen strengen Tadel gegen das englische Unterrichtssystem auszusprechen, das jezt überhaupt mannigfaltig angegriffen wird. Byrons frühester Unterricht war durch seine Mutter sehr vernachläßigt worden, und dieser Mangel an der gewöhnlichen Schulzucht, so wie die eigenthümliche Lebhaftigkeit seines Geistes ließen ihn später in der eigentlichen Schulgelehrsamkeit immer zurückbleiben; aber während Lehrer und Schüler ihn für einen Dummkopf hielten, bereicherte der wilde Knabe seinen Geist durch die Lektüre der besten Geschichtschreiber und Dichter in seiner und der französischen Sprache, verdarb aber doch auch mitunter, da Niemand seine Wahl leitete, seine Zeit mit dem Lesen schlechter und verderblicher Bücher. Die Bibel hatte er nach Anleitung seiner frommen Wärterin schon sehr frühzeitig gelesen, und das alte Testament blieb immer eines seiner Lieblingsbücher. Er schrieb sehr viel, und schon im Jahre 1806, also im 19ten seines Lebens, ließ er zu Southwell, wo er seine Ferien bei seiner Mutter zuzubringen pflegte, Gedichte drucken, fürs erste nur für seine Freunde, die aber nachher größtentheils in den Hours of Idleness erschienen, die von dem Edinburgh Review so fürchterlich kritisirt wurden, welche Kritik zu der Satire Anlaß gab, die den Grund zu seinem nachmaligen Rufe gelegt hat, nämlich: English Bards and Scotch Reviewers. Wie reizbar und empfindlich Byron war, ist bekannt; ein Freund, der ihn gleich nach Erscheinung jener Kritik besuchte, fand den jungen Dichter in so furchtbarer Bewegung, daß er ihn fragte, ob er eine Herausforderung erhalten habe. Byron selbst sagt, er habe an jenem Tage drei Flaschen Franzwein getrunken, und sich erst besser befunden, als etwa zwanzig Zeilen von der beschlossenen Satire auf dem Papiere standen. Die Sorgfalt, die er bei dieser Gelegenheit zur Beruhigung seiner Mutter anwandte, die, ohne die Mittel zur Rache zu besitzen, die gegen ihren Sohn gerichteten Beleidigungen eben so stark empfand als dieser selbst, machen ihm um so mehr Ehre, da ihm diese Mutter nur wenig Liebe, und gewiß keine Achtung einflößen konnte. Die Streitigkeiten, die er als Jüngling häufig mit ihr hatte, waren so heftig, daß, wie der Biograph meldet, einmal, nachdem sie sich im Zorn getrennt, Mutter sowohl als Sohn zum Apotheker liefen, sich ängstlich erkundigten, ob der andere Theil kein Gift gekauft habe, und den Mann baten, unter keinem Vorwande welches abzugeben. In demselben Jahre, wo er zu Southwell seine ersten Gedichte drucken ließ, hatte seine Mutter Feuerzange und Schüreisen nach ihm geworfen, und er mußte sich in eines Nachbars Haus flüchten, von wo er sich nachher nach London begab. Von dort schrieb er den folgenden, für ihn als Sohn eben nicht ehrenvollen Brief an seinen Freund Piggot. — Mein lieber Piggot, großen Dank für Ihre unterhaltende Erzählung von dem lezten Verfahren meiner liebenswürdigen Alecto, die nun anfängt, die Folgen ihrer Thorheit zu empfinden. Ich habe so eben einen reumüthigen Brief von ihr empfangen, worauf ich, aus Furcht vor ihrer Verfolgung, eine gemäßigte Antwort geschickt habe, mit einer Art von Versprechen, in vierzehn Tagen zurückzukommen, das ich aber (entro nous) niemals zu erfüllen gedenke. Ihr sanftes Getriller muß ihre Zuhörer sehr unterhalten haben, indem ihre höheren Töne besonders musikalisch sind, und sich in einer schönen Mondnacht besonders gut ausnehmen müßten. Wäre ich als Zuschauer dabei gewesen, hätte mir nichts angenehmer sevn können; aber als eine von den Personen des Drama's erscheinen zu müssen, bewahre mich St. Dominik vor einem solchen Auftritt! Im Ernst, Ihre Mutter hat mir eine große Verbindlichkeit auferlegt, und Sie und ihre ganze Familie verdienen meinen wärmsten Dank dafür, daß Sie mir geholfen haben, Mistriß Byron Furiosa zu entwischen u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 32.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 6. Februar 1830.

Wir eben alle sind dergleichen wandernde,
Bewegliche Seelen, die gelegentlich
Von einem Körper in den andern übergehn.

Goethe.

Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829. Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

(Beschluß.)

Wird die Toilette der Frauen an sich schon immer, durch einzelne Nebenbedingungen, als Gehalt und Natur, wie Farbe der Stoffe, an die Gegenwart gefesselt bleiben, so wußte man von dem Herde artiger Erfindungen doch jezt mehr Accessorien des Putzes, als nöthig, zu uns herüberzuschicken, um alle Abstufungen der Zeitfolge in der neuen Tracht zu verwirren.

Bilder, nach welchen diese zusammengesezt ward, lehrten die klugen Französinnen schnell, daß Altdeutsch eben so gut Altenglisch, wie Altitalienisch und Französisch sey, überhaupt dem Mittelalter angehöre. Eben so bemerkten sie, daß die Bekanntschaft mit dem Oriente einen Blick aus jenen Tagen dort hinüber zulasse. So griffen sie denn hier und dorthin, lehrten Shawl und Turban sich willig mit dem reichbefiederten Baret, dem indischen Blumenschmuck, dem römischen Diadem vertragen, machten aus dem Baret einen Hut, bogen, zerrten, drückten an diesem, bis er zur Toque ward, die dann bald spitz, bald flach, hoch, breit und schmal getragen ward, wie es der Modewechsel verlangte. Eben so erging es den hohen Kragen, der Halskrause, den gebauschten oder glatten Ermeln.

Doch vor allem mußte das Innere der Häuser, die Einrichtung der Zimmer, die deutsche Küche und das deutsche Theater große Veränderungen erfahren. Hier ward alles französisch, und bekam demzufolge, nach dem damaligen Anstriche dortiger Bildung, einen universellen Character, denn wirklich schien das Universum die Produktionen aller Epochen seiner Entwicklung und geistigen Fortschritte mit einem Male über uns ausgestreut zu haben. Selbst das Lallen barbarischer Kunst in grimmiger Verzerrung lieferte Heiligen und Götzenbilder aus Japan, der Tartarei und Kamtschatka, die neben guten Kopien aus der deutschen und italienischen Schule, neben Bronze und Alabaster, Perlemutter und Elfenbeinuhren, Klingeln, Schaalen, Vasen und Schreibzeug auf den Tischen der Damen standen und ein Haupterforderniß eleganter Zimmerverzierung ausmachten. Diese Tische, überfüllt, wie die Tafel mit Speisen, so mit allem erdenklichen Spielzeug weiblicher Grillen, erinnerten zu sehr an Boutiken, um dem Wohnzimmer oder dem Schreibkabinet angemessen zu seyn. „Man bewahre hier," hieß es, „eine Menge lieber Andenken." Wenn die Erinnerung indeß schon einen Wegweiser brauchte, um sich zurecht zu finden, so blieb das fremde Auge ganz verwirrt und sah eigentlich nichts, da es zu Vielem und zu Vereinzeltem begegnete.

Mit dieser prahlerischen Aufstellung von kostbaren Kleinigkeiten hing denn das nachfolgende Ueberladen und Zusammenpressen überflüßiger Meubeln in den Zimmern genau zusammen. Hierzu gehörten große Räume, und da sich diese in den wenigsten Häusern vorfanden, so entstand

ein gewisser Style de boudoir, dem es selten an sinnvoller Zierlichkeit, doch fast immer an edler Würde fehlt.

Es möchte hiernach natürlich scheinen, daß ein kleinlicher Geschmack an Künsteleien der Kunst Eintrag gethan habe; doch ward dieser vielleicht zu keiner Zeit mehr Raum gegeben, als von dem Jahre fünfzehn bis jezt, vorzüglich der bildenden und der Musik. Hierin trat ein freier, großer Charakter hervor, ganz unabhängig von dem, was der Zeitgeschmack in Poesie, Literatur und Dramaturgie fordert, und was er auf solche Weise hervorruft.

So finden wir denn die beiden entgegengesezten Richtungen in unsern Tagen auf's Neue ausgesprochen. Frei vom Einflusse der Mode, bilden sich Plastik, Architektur, Malerei und Musik tiefsinnig und ernst fort. Die Poesie verstummt, oder singt dem Höchsten im Geheim ihre Lieder. Wir lesen indeß Memoiren und Zeitschriften, haben Modejournale und Modebilder, bedürfen keiner Phantasie, die Wirklichkeit ist ja ganz wiedergewonnen. So stehen wir denn auch fest und steif in ihr da, schnüren uns ein, wie ehemals, geben dem Kopf unförmliche Breite und Höhe, spannen Fischbeinreife unter die unermeßlichen Ermel, falten die Kleider dick und kraus um die Hüften, schneiden den Rock so kurz, als es irgend der Anstand erlaubt, lassen ihn unterhalb tonnenartig abstehen, und arbeiten still nach der Bouffante und der Herissonfrisur hin. Paris ist und bleibt der Herd des guten Geschmacks, Theater und Salon reverberiren die Lichter von daher in tausendfachem Farbenspiel, indeß England Geldspekulationen leitet und fördert, Leihbibliotheken füllt, und selbst im französischen Salon geselliger Rücksichtslosigkeit das Nationalsiegel ausdrückt.

Vielleicht hat indeß das Jahr 1830 auch diese Mode schon wieder durch eine neue verdrängt.

Ueber Sonnenflecke und ihren muthmaßlichen Einfluß auf die planetarische, und namentlich irdische Witterung.

(Fortsetzung.)

Eben so verschieden — und dieser Umstand ist für unsere Ansicht ganz besonders wichtig — zeigt sich die Menge der Sonnenflecken in verschiedenen Jahren. Im Jahre 1611, eben dem Jahre ihrer Entdeckung, fand man die Sonne fast keinen Tag ohne Flecken, und Scheiner hat deren zuweilen auf einmal gegen funfzig gezählt. In andern Jahren dagegen gewahrt man wenig oder keine Flecken, wenigstens keine auffallenden, und die Sonnenscheibe hat ein ärmliches Ansehen, welchen so passenden Ausdruck, wie oben angeführt, der große Herschel für denjenigen Zustand gebraucht, in dem sich ihre Lichtsphäre alsdann befindet.

Eine der allermerkwürdigsten Folgerungen, die man aus der Beobachtung der Sonnenflecke gezogen hat, und deren wir hier, der Vollständigkeit wegen, erwähnen müssen, ist die Umwälzung der Sonne um eine Axe. Diese folgt nämlich unwidersprechlich aus der, allen Sonnenflecken gemeinschaftlichen Bewegung von dem östlichen Rande der Sonne nach dem westlichen, in welcher Richtung sie nothwendig und ohne Veränderung ihrer gegenseitigen Stellung, mit fortgeführt werden müssen, wenn sich der Sonnenkörper selbst, auf dem sie haften, unterdeß in der nämlichen Richtung umwälzt. Es ist dieß die Richtung der Rotationsbewegung aller übrigen Körper unseres Planetensystems, und die Analogie würde sich daher bereits für unsere Behauptung erklären, wenn dieselbe auch nicht durch den Augenschein bestätigt würde. Nun ist die Zeit der Sichtbarkeit eines Sonnenfleckens, d. h. seines Verweilens auf der uns zugewendeten Sonnenhalbkugel, oben zu etwa 13 Tagen angegeben worden. Eben so lange bringt derselbe also auch auf der von uns abgewendeten Sonnenhalbkugel zu, woraus demnach eine Dauer seiner ganzen scheinbaren Rotation von etwa 26-, oder genauer 27¼ Tagen folgt. Da sich aber die Erde indeß selbst in ihrer Bahn fortbewegt, so hat sich der Sonnenflecken, um von dem irdischen Beobachter wieder an derselben Stelle gesehen zu werden, eben so viel über eine volle Rotation fortbewegen müssen; und die Rechnung lehrt hiernach, daß die wirkliche Rotation des großen und prächtigen Sonnenkörpers um seine Axe etwa 25⅓ Tag dauert, oder, daß ein dortiger Tag mehr als fünf-und-zwanzig Mal länger ist, als ein Tag auf der Erde.

Was ist denn nun aber dieser herrliche Sonnenkörper eigentlich? Worin besteht seine Natur? Und wie können daraus endlich diejenigen Einflüsse abgeleitet werden, die wir durch Veränderungen auf der Sonnenscheibe für unsere irdische, gleichwie höchst wahrscheinlich für die Temperatur aller übrigen Planeten unseres Systems entstehen sehen? Diese Fragen müssen jezt unsere ganze Aufmerksamkeit erregen; besonders aber ist es die leztere Untersuchung, welche in den Händen der neuesten Astronomie ein Mittel zur gänzlichen Umgestaltung der Meteorologie zu werden verspricht.

Die älteren Weltweisen, und besonders die aristotelische Philosophie, hielten die Sonne für ein großes Feuermeer. Die Sonnenstrahlen erwärmen, sie zünden sogar, wenn sie in einem engen Raume vereinigt werden; dieß schien ein hinreichender Grund für jene Annahme der feurigen Beschaffenheit des Sonnenkörpers und der von ihm ausgesendeten Strahlen zu seyn. Allein abgesehen davon, daß die neueste Physik die kalte Natur des Sonnenlichtes an und für sich außer allen Zweifel gesezt, und

seine Kraft auf Erweckung der Wärmethätigkeit in der atmosphärischen Luft beschränkt hat, so hat die Durchführung des Satzes, daß die Sonne ein brennender Körper sey, auch sonst noch unüberwindliche Schwierigkeiten. Kein Brand, kein Feuer kann ohne Nahrung, ohne wirkliche Zersetzung eines brennbaren Stoffes gedacht werden. Welche Stoffe sollte der Sonnenbrand aber wohl verzehren, um sich Jahrtausende lang immer bei derselben Heftigkeit zu erhalten? Die Mittel, die man ausgedacht hat, um diesem ungeheuren Brande Nahrung zu verschaffen, z. B. Kometen in die Sonne fallen zu lassen, erscheinen zu abentheuerlich, um die mindeste Beachtung zu verdienen, und die Ansicht der älteren Philosophie von der Natur der Sonne stellt sich also als vollkommen unhaltbar dar. Dagegen ist das, was die neuere Astronomie, besonders auf den Grund der allersorgfältigsten Beobachtungen des unvergeßlichen Herschel, darüber vorträgt, allen unsern Vorstellungen von der Bestimmung und Herrlichkeit des Weltgebäudes und von der Güte seines allmächtigen Urhebers so vollkommen angemessen, daß an der Richtigkeit dieses Systems fast nicht mehr gezweifelt werden kann. Diesen Beobachtungen und daraus gezogenen Folgerungen gemäß, ist der Sonnenkörper selbst eine dunkle Kugel, ähnlich den Körpern der übrigen Planeten, und, gleich diesen, mit Ländern, Bergen und Meeren, thätigen und genießenden Kreaturen auf seiner Oberfläche versehen. Eingehüllt ist diese Sonnenkugel aber, gleich der Erde, zunächst in eine atmosphärische Hülle, über welcher sich, als zweite Hülle, jene Lichtsphäre verbreitet, die den unterscheidenden Charakter der Sonne, als des Centralkörpers, von den umkreisenden Planeten bildet, und deren Höhe über der atmosphärischen, die Sonne zunächst bedeckenden Schicht Herschel auf 500 deutsche Meilen schätzt. Dieser große Lichtocean nun, der über der ganzen Sonnenfläche wogt, öffnet seinen Wellenschooß in Folge von Umständen (mit deren Betrachtung, als meteorologischem Hauptpunkt, wir, unserm Plane gemäß, gegenwärtige Untersuchung schließen wollen) häufig, und bildet damit Risse oder Schlünde, durch welche das Auge des Beobachters hinab bis auf den dadurch entblößten, an und für sich dunkeln Kern der Sonne, seine Auen und Berge sieht. So entstehen denn die oben beschriebenen Kernflecke, welche also nichts sind, als Stellen des Bodens jenes Sonnenlichtmeeres, welche auf längere oder kürzere Zeit durch die Oeffnungen der Lichthülle hindurchschimmern. Zerreißt leztere Hülle dabei nicht bis auf den Grund, so wird die entsprechende Stelle des Sonnenkörpers auch nicht ganz so deutlich, sondern vielmehr nur schattig hervorblicken, und also auch nur „Schattenflecke," wie wir leztere Erscheinung oben genannt haben, bilden. „Sonnenfackeln," oder hellere Stellen der Sonnenlichtsphäre aber müssen nothwendig da entstehen, wo sich die, von den entstandenen Rissen zurückweichenden Lichtwellen höher aufthürmen und dadurch die Lichtintensität vermehren. — Die ganze Erscheinung der Sonnenflecke erhält dadurch, troz ihrer scheinbaren Komplikation, eine so einfache und naturgemäße Erklärung, daß es schwer seyn dürfte, etwas Befriedigenderes an die Stelle dieser, großentheils Herschel'schen Ansicht zu setzen.

Jene Revolutionen endlich in der Lichtsphäre der Sonne, die größere oder geringere unruhige Thätigkeit der Wellen des großen Sonnenlichtoceans, als angegebene Hauptursache einer stärkeren oder geringeren Ausstrahlung und somit der Temperaturverhältnisse des ganzen Systems, scheinen eben so sehr von regelmäßigen, als von außerordentlichen Ursachen, die sich mit einander verbinden und sich gegenseitig bedingen, abzuhängen. Zu jenen regelmäßigen Einflüssen gehört unzweifelhaft die schnelle Rotationsbewegung der Sonne. Obwohl nämlich die Sonne zur Ummälzung um ihre Axe mehr denn 25mal so viel Zeit braucht, als die Erde, so hat doch andernseits die Sonnenkugel eine so ungeheure Größe, daß ein Punkt des Sonnenäquators sich gleichwohl fast viermal schneller bewegt, als ein Punkt des Erdäquators. Welch großen Einfluß diese schnelle Rotation der Sonne auf die Veränderungen in ihrer Lichtsphäre habe, geht auch aus dem Umstande deutlich hervor, daß sich die meisten Sonnenflecke, als Folge jener Bewegung, in der Nähe des Sonnenäquators, wo die Rotation offenbar am schnellsten geschieht, bilden.

Die außerordentlichen Einflüsse dagegen, die das Sonnenlichtmeer erschüttern und sich mit jenen regelmäßigen Ebben und Fluthen der Rotation verbinden, scheinen unsern irdischen Orkanen verglichen werden zu können, wenn sie dieselben gleich an Geschwindigkeit unendlich übertreffen. Man hat wolkenähnliche Erscheinungen in der Lichtsphäre der Sonne beobachtet, von denen es schien, als wenn sie von dergleichen furchtbaren Sonnenorkanen vor sich her getrieben würden, und deren Weg auf der Sonnenoberfläche in der Sekunde 60 bis 80 deutsche Meilen betrug, eine Geschwindigkeit, die nur der des Lichtes nachsteht, und dagegen die Fortpflanzung des Schalles 1200= und die Geschwindigkeit unserer heftigsten Orkane 13,000mal übertrifft. Aus diesen Thatsachen läßt sich ein Schluß auf die ungeheure Gewalt der in der Lichtsphäre der Sonne vorgehenden Revolutionen machen. Unzweifelhaft aber tragen solche außerordentliche Umstände bei, um eine neue Thätigkeit in dem Sonnenlichtmeere zu erwecken, gleichwie wir die irdischen Meere durch unsere Stürme in größere Bewegung versezt sehen. Die Thätigkeitsäußerung der Sonnenlichtsphäre besteht aber zunächst in der Aussendung erhitzender Strahlen, und Herschels oben angeführte Behauptung, daß ein reiches Ansehn der Sonnenscheibe, als Folge großer, in ihrer Lichtsphäre vorgegangenen oder vorgehenden Revolutionen, auch einen reichen Erguß erhitzender

Strahlen und somit eine warme planetarische Witterung verkündige, ist daher, wie wir zu zeigen versprochen hatten, in der That auf sehr richtige Voraussetzungen gegründet.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Beschluß.)

Als Byron nach der Rückkehr von seiner Reise in der Levante seine Mutter, die bei all ihrer Heftigkeit ihn anbetete, plözlich verlor, empfand er die in seinem Leben entstandene Lücke aufs schmerzhafteste. Die Nachricht erreichte ihn in London, und er eilte sogleich nach Newstead, um für ihr Begräbniß zu sorgen. Die Nacht nach seiner Ankunft hörte die Kammerfrau der Mrs. Byron etwas in dem Zimmer, wo die Todte lag, ächzen, und sah, als sie hineintrat, zu ihrem Erstaunen Lord Byron in der Dunkelheit an dem Bette sizen. Da sie ihm vorstellte, wie schwach es sey, auf diese Weise dem Schmerze nachzuhängen, brach er in Thränen aus und rief: „O Miß, ich habe nur einen einzigen Freund in der Welt gehabt, und dieser ist dahin.“ Während aber in seinem Herzen sich so schöne menschliche Gefühle regten, zeigte er öffentlich eine Unanständigkeit in seinem Betragen, die ihn dem Tadel der Welt blosstellte. So wollte er die Leiche nicht selbst zu Grabe geleiten, sondern blieb an der Hausthüre stehen, bis der Zug sich entfernt hatte, zog hierauf die Boxhandschuhe an und fing an, sich mit einem jungen Menschen, Namens Ruschtan, herumzubalgen. Dieser bemerkte jedoch, daß es ein erzwungener Leichtsinn war, denn er redete kein Wort dabei, warf bald die Handschuhe weg und begab sich in sein Zimmer. Seine Empfindungen um jene Zeit waren von der bittersten Art. „In dem kurzen Zwischenraum von einem Monat,“ sagt er in einer Note zu Childe Harold, wovon damals gerade der erste Gesang gedruckt wurde, „hab' ich die verloren, die mir das Daseyn gab, und die meisten von denen, die es mir erträglich gemacht hatten.“ Besonders scheint ihn der Verlust seines besten Freundes Matthews geschmerzt zu haben, eines jungen Mannes von ungemeinem Geiste, welcher in dem Cam bei Cambridge das Leben verlor. Ein Brief, den er damals (am 7. August 1807) an seinen Freund Scrope Davies schrieb, ist, wie Hr. Moore sehr richtig bemerkt, wahrhaft herzzerreißend. „Mein liebster Davies! Irgend ein Fluch ist über mich und die Meinigen verhängt. Meine Mutter liegt eine Leiche in diesem Hause, einer meiner besten Freunde ist in einem Bache ertrunken. Was kann ich sagen, oder denken, oder thun? Vorgestern empfing ich einen Brief von ihm. Mein liebster Scrope, wenn Du Dir einen Augenblick abmüßigen kannst, komm hierher zu mir; ich bedarf eines Freundes. Matthews Brief war am Freitag geschrieben, und am Sonnabend hatte er aufgehört zu seyn. Wie klein erschienen wir alle gegen Matthews! Du lässest mir nur Gerechtigkeit widerfahren, wenn Du sagst, ich würde mein armseliges Leben daran gesezt haben, das seinige zu erhalten. Diesen Abend dachte ich an ihn zu schreiben, um ihn einzuladen, wie ich Dich jezt einlade, mich zu besuchen. Was wird unser armer Hobhouse empfinden? Seine Briefe reden von nichts, als von Matthews. Komm zu mir, Scrope, ich bin beinahe verlassen, beinahe allein in der Welt. Ich hatte nur Dich, H. und M.; laßt mich der Uebriggebliebenen genießen, so lange ich's noch vermag. Der arme Matthews spricht in seinem Briefe vom Freitag von seiner Absicht, sich um die Vertretung für Cambridge zu bewerben, und von einer baldigen Reise nach London. Schreibe oder komm.“ Ich sehe, ich habe mich ohne Ordnung und Plan mitten in den ersten Band hineingeschrieben. Bei der Masse des Inhalts und dem immer wachsenden Interesse weiß man nicht, wo man anfangen oder aufhören soll; ich wollte, ich könnte Ihren Lesern auf einmal das ganze Buch vorlegen. Ohne Zweifel aber werden sie es bald im Original oder in der Uebersezung haben. Ich schließe mit einem Auszuge aus einem Briefe Byrons, den er an seine Mutter von Griechenland aus schrieb und in welchem sich ein ächt sittliches Gefühl ausspricht, welches sein Biograph, weit entfernt, es für erheuchelt zu halten, für ächt erklärt; denn er glaubt, Byron sey selbst in seinen spätern Jahren noch solcher Empfindungen fähig gewesen, nur würde er es alsdann für Schwäche gehalten haben, dieselben einzugestehen. Moore ist überhaupt der Meinung, daß Lord Byron sich beständig für schlimmer ausgab, als er wirklich war. „Es ist meine Meinung (schreibt er in jenem Briefe), daß B. Miß R. heirathe. Unsere erste Pflicht ist, das Böse zu unterlassen; aber ach! das ist unmöglich. Unsere nächste ist, das Geschehene, wenn es in unserer Macht steht, wieder gut zu machen. Das Mädchen ist ihm ebenbürtig; wäre sie geringer als er, so würde eine Summe Geldes nebst der Versorgung des Kindes einigermaßen ein Schadenersaz seyn, obgleich nur ein armseliger. Wie aber die Sachen stehen, sollte er sie ehelichen; ich mag keine Verführer auf meinem Gute haben, und ich werde meinen Pächtern nichts gestatten, was ich mir selbst nicht erlaube, nämlich, daß sie einander die Töchter verführen. Gott weiß es, ich habe mich mancher Ausschweifungen schuldig gemacht; da ich aber den Entschluß gefaßt habe, mich zu bessern, und denselben neulich gehalten habe, so hoffe ich, dieser Lothario wird meinem Beispiele folgen und damit anfangen, das Mädchen der Gesellschaft wiederzugeben, oder, bei meines Vaters Bart! er soll von mir hören.“

Räthsel.

Es liegt noch tief im Schacht begraben
Und kostet Müh', es auszugründen;
Doch ist es erst zu Tag gefördert,
So hört man's freudiglich verkünden.

Im Schachte war sein Werth verborgen,
Am Lichte wird er offenbar;
Und hielt es erst die Feuerprobe,
So blinkt es auch ins Auge klar.

Doch sprecht mir nur nicht von Metallen,
Von Gold und Silber und sofort;
Es ist nicht alles Gold, was glänzet,
Und noch im Schachte liegt mein Wort.

Nicht Knappen sind es, welche suchen,
Es sind ja meistens schöne Frau'n;
Auch liegt der Schacht nicht in der Erde,
Er liegt in ihren Köpfen traun!

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 33.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 8. Februar 1830.

Hier dämmern schwarze Gründe,
Wo nie ein Blümchen lacht,
Dort bergen grause Schlünde
Des Chaos alte Nacht;
Und wilder, immer wilder
Schwingt sich der Pfad empor;
Bleich wallen Todesbilder
Aus jeder Kluft hervor.

Matthisson.

Das Reußthal und die Gotthardstraße.

Zweiter Brief.

Du hast mich im vorigen Briefe auf der alten, ziemlich mittelmäßigen, jedoch erträglichen Gotthardstraße bis Amsteg begleitet. Hier beginnt die neue Kunststraße an der Stelle der frühern, die an den meisten Orten nur für Saumthiere, nicht für Wagen geeignet war. Von hier an gewinnt das Reußthal immer mehr jenen schauerlich-wilden Charakter, der es von allen andern Schweizerthälern auszeichnet, und den es bis jenseits des Urnerlochs, fünf bis sechs Stunden lang, behält. Nicht jene prachtvoll-erhabenen Scenen, jene schönen, ruhigen Formen, jene zauberische Mischung des Großen, oft Furchtbaren mit dem Lieblichen, wie das Alles der Vierwaldstättersee in den herrlichsten Wechseln darbietet, darf der Wanderer erwarten; auf eine ungeheure, riesenhafte Wildniß, die immer trauriger, öder und grausenvoller wird, die immer gewaltiger das Bild der Zerstörung enthüllt, muß er sich hier gefaßt halten. Die Menschen, scheint es ihm, haben sich unter Furcht und Zittern in diese Wildniß hineingestohlen. Nur an wenigen Stellen, wo es kleine Kessel bildet, ist das Thal eine kleine Viertelstunde, meistens nicht über einen Flintenschuß, und an vielen Punkten nur einen Steinwurf breit *). Auf der linken Seite erheben sich die Abhänge des Bristenstocks, Crispalts und Pfaffensprungs, von Amsteg bis gegen die Steinmassen des Teufelsbergs am Urnerloch, fast senkrecht zu den Wolken; sie sind mit düstern Tannen- und Fichtenwäldern bedeckt, die immer dünner und kleiner werden, bis sie an starren, öden Felswänden gänzlich verschwinden; hier und da sind sie von ungeheuren Schichten von Steinmassen unterbrochen, die als loses Geröll an der Bergwand liegen; dann und wann erblickt das Auge in schwindelnder Höhe eine blendende Eisfirne über dem finstern Schatten dieser Wälder. Auf der rechten Seite ziehen die Abdachungen des Titlis und der Sustenkette, weniger steil als die gegenüberstehenden; doch werden auch diese immer wilder und nackter. Dräuend hängen die Schrecken der Natur auf den Häuptern dieser Berge; keine halbe Stunde geht der Wanderer, ohne Spuren und Reste von Lawinen zu sehen, die im Winter herabstürzen; auch mächtige Felsstücke rollen von Zeit zu Zeit herab und zerstören das Werk der Menschenhände. Vollendet wird diese Schreckensscene durch die Reuß, die vom Urnerloch bis nach Amsteg ihre Fluthen von Fels zu Felsen stürzt, oft gewaltige Felsblöcke mit sich reißt, und unaufhörlich diese Wildniß mit ihren Donnern erfüllt. Die Straße, die von Flülen bis Amsteg auf der linken Seite lauft, geht dort über eine, auf mehreren Bogen ruhende Brücke auf die rechte, wo sie gegen anderthalb Stunden bleibt, immer nahe der Reuß, aber hoch über dem Bette derselben; in einem Abgrund von 100 — 200 Fuß eilt der

*) Auf der Keller'schen Karte erscheint das Thal viel breiter, als es wirklich ist, eine Unbestimmtheit, welche diese sonst gute Karte in Betreff beinahe aller Alpenthäler entstellt.

Fluß schäumend das Thal hinab. Auf dieser Straßenlänge trifft man noch einzelne liebliche Parthien an, hin und wieder kleine, blumenreiche Matten, heimliche Thalwinkel, Gruppen von Nuß-, Kirsch- und Birnbäumen um Hirtenwohnungen, verstohlene Schönheiten, die in den Charakter des Ganzen nicht mehr passen. Auch ergözt sich das Auge an dem vielfach gewundenen Lauf des Flusses. Jenseits eines elenden Dörfchens (Gutnellen) geht die Straße über die zweite, in einem Bogen gesprengte Brücke, die zwei wilde Felsen verbindet, wieder auf die linke Seite und führt, gegen eine Stunde lang, durch einen dunkeln, melancholischen Fichtenwald, mit mehreren Kapellen, immer nah an den Katarakten des Stromes. Das Thal ist den ganzen Wald entlang nicht breiter, als das Bett des Flusses. Am Ende des Waldes ist ein ungeheures Lager wild durcheinander geworfener Felsenstücke, die wahrscheinlich durch die häufigen Lawinen von der Höhe herabgerissen wurden. Noch sahen wir die Trümmer einer gräßlichen Lawine, welche die Straße verschüttet und einen Theil derselben zerstört hatte; sie war aber wieder hergestellt. In der Mitte dieser wilden Scene ist ein kohlschwarzes Wirthshäuschen in einem Waldwinkel unter dichten Gruppen von Tannen, das in dieser schauerlichen Umgebung mehr einer Herberge des Teufels, als der Menschen gleicht. Indessen fand ich voriges Jahr in dieser schwarzen Barake wirthliche Zuflucht gegen Sturm und Ungewitter, die mich hier überfielen. Nicht weit von da führt die Straße über die dritte Brücke, die wohl nächst der Teufelsbrücke die merkwürdigste von allen ist, die das Thal enthält. Sie ist in einem Bogen erbaut, siebzig bis achtzig Fuß über der Reuß, die aus einem Felsgewölbe hervorbricht und mit gewaltigem Getöse sich über mächtige Steinmassen herabstürzt. Eine halbe Stunde weiter liegt Wasen, ein schönes Dorf in einem kleinen Thalkessel, mit einer großen, artigen Kirche und einem schönen, geräumigen Wirthshause. Noch wird hier einiger Gartenbau getrieben; die rauheren Gemüßarten gedeihen, aber spät reifen die Bohnen; sie waren eben erst in der Blüthe, am Ende des Julius. Auch wilde Kirschbäume sahen wir. Am meisten werden Kartoffeln gepflanzt. Da das Wiesenland, das ohnehin in dem schmalen Thalstriche sparsam ist, nicht bepflanzt werden darf, so benutzen sie jeden Fleck Erde, der sich darbietet, und häufig werden ihnen ihre Gärtchen von den Spitzen der Berge herabgesendet. Sie tragen nämlich Grund und Dammerde von den verfaulten Wurzeln der Tannenwälder auf die Oberfläche großer Felsstücke, die von den Bergen ins Thal gestürzt sind, und bepflanzen sie dann. Die artigsten dieser Felsgärtchen sahen wir in der Nähe der erwähnten schwarzen Herberge. Bei Wasen vereinigt sich der Meienbach, der von dem Susten herabkommt, mit der Reuß, und die Sustenstraße mit der Gotthardstraße. Sie geht längs dem Meienbach durch das wilde Meienthal in einer Höhe von mehr als 6000' über dem Meer über den Susten ins Berner Oberland, und endigt nicht weit von Meiringen in dem Haslithal. Früher war sie nur für Saumthiere brauchbar; im Jahre 1811 wurde sie auch für Fuhrwerke in Stand gesezt.

Die Entfernung von Wasen bis Geschenen beträgt anderthalb Stunden; zwei Brücken führen über die Reuß. Dieser Weg wurde uns beschwerlicher, als die ganze Wanderung vom Rigi bis nach Wasen. Es war ein Uhr, als wir diesen Ort verließen. Unerträglich heiß brannten die Sonnenstrahlen auf die nackten Seiten der Berge, die, wie das Thal, immer unfruchtbarer, trauriger und einförmiger werden. Die Vegetation stirbt allmählig ab; die Fichtenwälder schwinden zu verkrüppeltem Gesträuch, und nur seltene Streifen von Matten, mit ärmlichen Grashalmen und dürftigen Hütten, ziehen über die Felsen her. In einer dieser Hütten war ich voriges Jahr eingekehrt, um mir einen Träger für meinen Reiseranzen zu suchen, da ich von einem langen Marsch ermüdet war. Ich fand bei der Hirtenfamilie in einer Stube einige Ziegen und ein zahmes Gemsböcklein, das die Jungen gefangen hatten. Die älteste Tochter ging mit mir, den Ranzen auf den Rücken geschnallt. Da es zu regnen anfing, breitete sie ihren Regenschirm (ohne den auch die Aermsten in der Schweiz nicht gehen) über uns beide aus, und so wanderten wir, zur Belustigung aller Vorüberziehenden, das Thal hinab. Meine Begleiterin war eine muntere Schwäzzerin; ich fand in ihr die Eigenschaften aller Gebirgsbewohner, eine lebendige, aufgeweckte Imagination, scharfe Auffassungsgabe, religiösen Aberglauben und eine Masse von Gespenstergeschichten. Bei dem schwarzen Wirthshause brach ein Ungewitter los; wir kehrten ein, und ich fand, was ich nicht vermuthet hatte, trefflichen italienischen Wein. Ein Schneider von Amsteg, der gerade mit einem Bündel Kleider seine Kundschaften im Thale beging, vereinigte seine Weisheit mit der meinigen, um der Wirthin und meiner Begleiterin den Glauben an die Gespenster des Thales auszureden; aber unsere vereinigte Aufklärung wurde an den vielen Instanzen der Erfahrung, wo Augen und Ohren die Geister wahrgenommen hatten, gänzlich zu Schanden. Ich schied von meiner Begleiterin, wie die Wilden, wenn sie Gastfreundschaft geschlossen haben, mit wechselseitigen Geschenken; ich gab ihr ein Kreuzchen, das ich in Einsiedeln gekauft hatte, sie mir ein Gemshorn. Dießmal suchte ich wieder meine alte Bekanntschaft auf; die Bewohner der Hütte waren aber in den Gebirgen bei ihren Heerden.

Die Straße von Amsteg bis Geschenen ist durchaus vollendet, achtzehn bis zwanzig Fuß breit; das Gefäll ist nur an wenigen Orten acht bis zehn Prozent, meistens nur fünf bis sieben. Sie ist überall, wo sie an Abgründen herlauft, mit Geländern versehen. Außer den Hauptbrücken

über die Reuß, sind deren noch viele über die Schluchten der Seitenbäche, die von den Bergen herabstürzen. Aber

„Mit des Himmels Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten."

So fest und gut das Werk gebaut ist, so richten von Zeit zu Zeit die Lawinen oder Felsstücke, die von den Bergen rollen, Zerstörungen an, die aber sogleich wieder ausgetilgt werden.

Geschenen ist ein elendes Nest, auf der rechten Seite der Reuß in einem kleinen Thalkessel gelegen. Der Pfarrherr treibt dort einige, aber dürftige Wirthschaft. Diese Sitte, daß die Geistlichen die Wirthschaft besorgen, habe ich in vielen hohen Gebirgsgegenden der Schweiz gefunden. Seitwärts von Geschenen öffnet sich eine rauhe, steinige Schlucht, die zu den ungeheuren Eisfeldern führt, die von dem Gallenstock und Sustenhorn bis eine Stunde vom Dorfe herabsteigen. Nordwestwärts führt diese Schlucht zu einer wilden, rauhen und unfruchtbaren Alp (Matte), die aber doch von armen Hirten bewohnt ist und eine Filialkirche hat, in welcher ein hier wohnender Kaplan den Gottesdienst verrichtet. Diese Alp lehnt sich an einen hohen, mit Eis und Schnee bedeckten Gebirgsstock, eine Fortsetzung des Gallenstocks, Sandbalm genannt, in welchem sich eine berühmte, unter demselben Namen bekannte Krystallhöhle befindet. Sie liegt in einer dicken Quarzader, ist ziemlich geräumig, und lieferte den feinsten Quarzkrystall, ist aber jezt fast ausgeleert. Ich habe sie zweimal besucht und mich vergebens bemüht, die verwitterte Inschrift an ihrem Eingange zu entziffern; sie läßt vermuthen, daß diese Höhle schon lange bekannt ist. Bei Geschenen fällt ein wilder Gletscherbach in die Reuß; die prächtige Brücke über denselben sollte in diesem Jahre vollendet werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Sonnenflecke und ihren muthmaßlichen Einfluß auf die planetarische, und namentlich irdische Witterung.

(Beschluß.)

Ein neuerer Astronom *) hat die Richtigkeit der Herschelschen Ansicht durch vermehrte Beobachtungen auch noch weiter unterstüzt. Er fand, daß da, wo entweder alte Sonnenflecken sich erneuerten, oder neue entstanden, also in den Zeiten der durch diese Anzeichen verkündigten größeren Bewegung der Sonnenlichtsphäre, die Sonnenscheibe weit um diese Flecken herum viel heller als auf andern Punkten erschien, wodurch der Mangel des Lichtes auf dem Flecken selbst nicht nur ersezt, sondern sogar ein großer Ueberschuß von Helligkeit erzeugt wurde. Sonnenflecke, wie parador diese Behauptung auch auf den ersten Anblick scheint, vermindern also die Erleuchtungs- und Erwärmungsfähigkeit der Sonne nicht nur nicht, sondern vermehren dieselbe sogar. Hierher gehören als Beweise des Einflusses der Sonnenflecke auf die Temperaturverhältnisse nicht blos der Erde, sondern auch der übrigen Körper unsers Systems, zuerst einige sehr interessante Beobachtungen. In den Jahren 1820 und 1821 (während welcher die Sonne wenig Flecken zeigte und die irdische Witterung, in Folge davon, fast ununterbrochen kühl und unfreundlich war) traten die Schneeflecken des Mars auf eine höchst auffallende Weise hervor, und namentlich ward die Schneeregion um den Nordpol dieses Planeten so groß und glänzend, wie man sie vorher noch gar nicht gesehen hatte. Ferner weisen Biela und Capocci nach, daß die Kometenschweife in der Sonnennähe nur erst dann das schönste Licht zeigen, wenn die Sonnenlichtsphäre zugleich unruhig bewegt ist und sich daher viele Sonnenflecken bilden. Schon Cassini hat beobachtet, daß das Zodiakallicht nicht bemerkt wird, wenn wenig oder keine Sonnenflecke vorhanden sind, zum deutlichen Beweise, daß auch dieser Lichterguß der Sonne von der Aufregung der eigenthümlichen Thätigkeit in ihrer Lichtsphäre abhängig ist. Gruithuisen erwähnt ferner bestimmte Fälle von diesem Einflusse der Sonnenflecke auf die irdische Temperatur. So hat namentlich der von ihm angeführte heiße Sommer des Jahres 1825 einen fast handgreiflichen Beweis von der Richtigkeit unserer neuen meteorologischen Theorie geliefert. Indem sich während dieses Sommers die Sonnenscheibe mit immer neuen, immer auffallenderen Fleckengruppen bedeckte und solchergestalt den augenscheinlichen Beweis von großen, in ihrer Lichtsphäre vorgehenden Revolutionen lieferte, entstand durch die dadurch veranlaßte große Hitze der noch in unserer Erinnerung lebende, verheerende Waldbrand in Nordamerika; am Cap verbrannten die Saaten, die Ströme trockneten aus und die Chinesen in Peking klagten über unerträgliche Hitze. Während des Winters 18$\frac{2}{2}$$\frac{5}{6}$ zeigte die Beobachtung eben so augenscheinlich, daß bei zunehmender Menge und Größe der Flecken der warme Südwestwind den scharfen Nordostwind überwältigte, und wenn die Beobachtung der Sonnenflecke mit Rücksicht auf diesen Temperatureinfluß schon länger gleich sorgfältig betrieben worden wäre, so würden sich ganz gewiß noch viele andere Beispiele dieses Zusammenhangs zwischen denselben und der irdischen Wärme nachweisen lassen.

Was endlich das vorige Jahr mit seinen ganz besondern Witterungslaunen, namentlich seiner frühzeitigen Hitze, was den gegenwärtigen Winter, mit seinem früh eingetretenen und außerordentlich strengen Froste betrifft, so sind nur noch genauere Sonnenbeobachtungen zu erwarten, um auch hier einen ähnlichen Zusammenhang zwischen eigenthümlichen

*) Gruithuisen.

Zuständen der Sonnenlichtsphäre und der irdischen Temperatur darzuthun. Im Allgemeinen scheint aber bereits hinreichend festzustehen, daß, wenn einerseits zwar die Erscheinung des Winters und Sommers selbst allerdings vom Zenithabstande der Sonne abhängig ist, anderseits doch die Intensität und Individualität der Temperaturverhältnisse eines jeden Jahres durch solche Modifikationen im Verhalten der Sonnenlichtsphäre bestimmt werden, und daß man also den astronomischen Sommer und Winter, als abhängig von jenem Sonnenstande, vom physischen Sommer und Winter, als abhängig von diesen Modifikationen, sorgfältig zu unterscheiden habe. Der Zusammenhang zwischen den Sonnenflecken und der planetarischen, namentlich der irdischen Witterung, als der eigentliche Vorwurf unserer Untersuchung, wird also in einer künftigen, besser begründeten Meteorologie gewiß eine Hauptrolle spielen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Es ist eine Freude, sich in einer glänzenden Versammlung, in dem alle möglichen Bequemlichkeiten darbietenden Paris die Mühseligkeiten, Gefahren und Entbehrungen einer abenteuerlichen Seereise erzählen zu lassen, besonders von einem Manne, welcher so eben die Welt umschifft hat und dabei nicht blos eine handelnde Person gewesen ist, sondern an der Spize der Reisegesellschaft gestanden hat. Dieß Vergnügen hatten wir vor einigen Wochen, als der Schiffskapitän d'Urville in der öffentlichen Sizung der geographischen Gesellschaft ein Bruchstück aus seiner Weltumseglung vorlas. In Frankreich werden die Reisen um die Welt etwas gewöhnliches; kaum ist eine Fregatte heim gekommen, so wird auch schon eine andere zu ähnlichem Zwecke ausgerüstet. Für die Politik läßt sich von diesen Reisen wenig Gewinn hoffen. Die Zeit der Eroberungen ist nun beinahe vorüber, entfernte Kolonien verursachen so ungeheure Kosten und müssen während ihrer langen Unmündigkeit so lange vom Mutterstaate unterhalten werden, daß den europäischen Staaten so ziemlich die Lust vergangen zu seyn scheint, neue Kolonien anzulegen; die alten geben ihnen schon genug zu schaffen, und könnten sie dieselben mit Ehren los werden, ohne daß ein Nachbarstaat sie sich zu Nuze machte, so würden sie wahrscheinlich gern einwilligen. Höchstens mag Frankreich etwa wünschen, eine Botanybay, wie England, zur Aussezung seiner Verbrecher zu finden, und es wäre möglich, daß die Kommandanten der weltumsegelnden Fregatten den heimlichen Befehl erhalten hätten, einen tauglichen Ort zu einer solchen Zuchtkolonie aufzusuchen. Am handgreiflichsten und sichersten ist aber bei diesen Reisen der wissenschaftliche Gewinn; die leztern Fahrten der französischen Marine haben einen außerordentlichen Reichthum an Naturprodukten verschafft, welche bedeutende Lücken in den Naturalienkabinetten ausgefüllt haben. Außer den eigentlichen Naturforschern, welche sich einschiffen, mit dem Auftrage, für die Wissenschaft zu sammeln, herrscht die Neigung zu naturwissenschaftlichen Beobachtungen jezt auch bei den Seeoffizieren, und sogar bei den untergeordneten. Auf dem Schiffe l'Astrolabe war fast Jedermann, vom Kapitän d'Urville an bis zu den Steuerleuten, von Liebe zum Sammeln und Beobachten beseelt; 500 deutsche Meilen von Seeküsten sind aufgenommen worden, und der mitgebrachten Naturalien ist eine solche Menge, daß die Aufseher des hiesigen Museums beinahe wegen des Aufstellens so vieler Dinge verlegen sind. Jede der bisher unternommenen Reisen hat zu einem Prachtwerke Anlaß gegeben, worin eine Menge naturhistorischer Gegenstände beschrieben und abgebildet sind. Die Beschreibung der Reise des Astrolabe wird in dieser Hinsicht wohl eine der reichhaltigsten von allen werden. Hyde de Neuville, als dießmaliger Präsident der geographischen Gesellschaft, bemerkte in seiner Rede, daß es ihn freue, während seines Ministeriums diese Reise haben befördern zu können, und er kündigte mit sichtbarem Vergnügen die wichtigen Ergebnisse derselben an. Darauf trat Kapitän d'Urville selbst auf und las ein überaus interessantes Bruchstück aus der Beschreibung seiner Reise vor; es betraf die von ihm angestellte Untersuchung auf der Insel Vanicoro wegen der Ueberreste des gescheiterten Schiffes des berühmten Lapérouse. Ein Hauptzweck bei dieser Weltumseglung war gewesen, einige sichere Nachrichten über das Schicksal jenes Seefahrers einzuziehen. Schon vor zwanzig Jahren hatte d'Entrecasteaux diesen Auftrag erhalten, aber nichts ausgerichtet. Auch dem Kapitän d'Urville ist es nicht viel besser gegangen; denn er war schon in Port Jackson eingelaufen, mit dem Entschlusse, über Indien nach Europa zurückzukehren, ohne daß er die geringste Spur von Lapérouse's Schicksal entdeckt hatte. Hier in Port Jackson aber vernahm er zu seinem großen Erstaunen, daß ein englischer Kapitän, Dillon, der ohne Auftrag sich aufs Nachforschen gelegt hatte, viel glücklicher als er gewesen sey; denn er hatte ausgemittelt, daß Lapérouse durch Schiffbruch auf der Insel Vanicoro, welche Andere Manicolo nennen, umgekommen sey. Dieß mußte für einen Schiffskommandanten, welcher Ehre mit der Erfüllung seiner Pflichten einlegen will, um so unangenehmer seyn, da beständig eine große Eifersucht zwischen englischen und französischen Seeoffizieren herrscht; von einem englischen Schiffe in einer Entdeckung ausgestochen zu werden, ist etwas sehr Hartes für einen französischen Seefahrer. Hr. d'Urville drückte sich bei der Erwähnung dieses Umstandes auch etwas unzufrieden aus, und gestand, er habe um so weniger gewußt, was er von der Sache halten sollte, da Kapitän Dillon keines großen Zutrauens in der englischen Kolonie genossen habe; jedoch habe er so umständliche Auskunft hinterlassen, daß er, d'Urville, doch geglaubt habe, die Sache untersuchen zu müssen; er sey also unverzüglich nach der Insel Vanicoro abgesegelt, die bekanntlich zwischen Neu-Guinea und Louisiade liegt. Daß Kapt. Dillon dem französischen Kommandanten in der Bekanntmachung seiner Entdeckung zuvorteilen würde, daran konnte d'Urville innerlich wohl nicht zweifeln. Dillon segelte bald nach Europa, überreichte der französischen Regierung die von ihm mitgebrachten Ueberreste von Lapérouse's Schiffbruch, ward belohnt und kehrte zufrieden wieder nach England zurück. Unterdessen war die Fregatte l'Astrolabe bei der Insel Tricopia oder Ticopia angelandet. Hier suchte d'Urville einige Inselbewohner, wie auch den preußischen Soldaten Butschert durch Versprechung einer guten Belohnung zu bewegen, auf dem Schiffe als Lootsen zu dienen, um es nach Vanicoro zu leiten; alle weigerten sich und drückten durch eine liegende Stellung ihre Furcht aus, von den dort herrschenden gefährlichen Fiebern ergriffen zu werden. Nur ein englischer Deserteur, dem es auf dieser Insel unter den Wilden schon anfing unheimlich zu werden, ließ sich bereden, das französische Schiff zu leiten. So segelte man denn auf die Insel Vanicoro zu, die rundum mit Korallenklippen wie mit einem Gürtel umgeben ist, zwischen denen sicher hindurch zu steuern, große Vorsicht und Kenntniß erfordert.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 34.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 9. Februar 1830.

Ist dieß schon Tollheit, hat es doch Methode.

Shakespeare
Hamlet.

Die natürlichste Erklärung des Geistersehens und Geisterspucks.

Mitgetheilt von Justinus Kerner.

Die neuerlich ins Publikum eingeführte Theorie zur natürlichen Erklärung aller Geistererscheinungen und alles Geisterspuckes, die der magnetischen Ansteckung, wäre allerdings die geistreichste, witzigste, würde nicht eine kürzlich in England gemachte Entdeckung zu der allernatürlichsten, verständigsten Erklärung alles Geistersehens und Geisterspuckes führen, selbst zur Erklärung der in diesen Blättern noch vor nicht langer Zeit zur Sprache gebrachten Stimmen aus der Luft, eine Entdeckung, wodurch auch alle noch mögliche andere Theorien zur Erklärung dieser Sache in ein leeres Nichts verschwinden, und allen Geistersehern auf einmal das Genick gebrochen ist.

Unter der Aufschrift: Anatomie des Tones, enthalten die Times folgenden Artikel: „In unsrem skeptischen Jahrhundert wagt man kaum, die einfachste philosophische Wahrheit auszusprechen, aus Furcht, sich der Gefahr eines platten Widerspruches, oder einer verächtlichen Ironie blos zu stellen. Ein achtbarer Reisender behauptet, daß durch die Wirkung der Kälte die Töne in der Luft fest frieren. Man hat viel darüber gespottet, bis Kapitän Parry dasselbe Phänomen beobachtete und seine Richtigkeit außer Zweifel sezte. Eine ganz ähnliche Erscheinung wurde unlängst beobachtet und hat unter den, zu Exeter-Change arbeitenden Handwerkern nicht geringes Erstaunen erregt; als man nämlich mehrere alte Ställe einriß, vernahm man Töne, die ganz dem Brüllen und Wiehern glichen und aus den Mauern drangen, und bei dem Durchsägen von Brettern der slaughtered Charyden hörte man einige Töne, die wahrscheinlich während des Todeskampfes eines Menschen in diese Bretter gedrungen waren. Die Arbeiter machten diese Phänomene nur einen Augenblick stutzen, allein der, welchem wir diese Mittheilung verdanken, ein Mitglied des mechanischen Instituts, stellt nach vielen Erfahrungen als Faktum fest: daß häufig plötzlich bestimmte Töne sich den Bruchstücken oder Atomen von Körpern entwinden, was er dadurch erklärt, daß diesen Tönen das handelnde Prinzip fehlt, und sie daher in die erste Substanz, auf die sie treffen, sich niederschlagen und so lange darin bleiben, bis man auf sie wirkt, oder bis sie im Laufe der Zeit in kleine Theilchen sich zerstreuen.“ Also die Times. Entsetzliche Entdeckung! mit ihr ist auf ein Mal aller Geisterspuck in Häusern, Schlössern, Kirchen, Gewölben, unter Dächern und in Kellern unumstößlich und fest auf die geistreichste, witzigste Weise erklärt! All diese vermeintlichen Geistertöne (s. den zweiten Theil der Seherin von Prevorst) von Klopfen, Schlürfen, Werfen, Rollen wie mit einer Kugel, Seufzen, Sprechen u. s. w., was sind sie? Gar nichts sind sie, als Töne von Gehen, Klopfen, Seufzen, Sprechen, die ehemalige Bewohner unwillkührlich in jene Wandungen, Decken, Böden, Mauern und Dachsparren hineinbrachten, und die sich, müde des langen

Sitzens, nach und nach losmachen. Ganze Reden ehemaliger Bewohner der Häuser (so gut wie das Stöhnen in der Stunde ihres Todes, wie die Times angibt) können sich auf diese Art aus Mauern und Brettern entbinden, in die sie sich einst niederschlugen. Solche Töne werden dann bei ihrer Lösung von Menschen, die sich in magnetischem Zustande befinden, bei ihrer Exaltation und Reizbarkeit natürlich noch eher vernommen als von gesunden, reizlosen Menschen, daher auch jene mehr als diese Geister merken wollen. Vollkommen erklärt sich nun auch, warum in alten Häusern mehr Geister zu spucken scheinen als in neugebauten. In alten Häusern wurde natürlich mehr geschlürft, geklopft, gesprochen, geseufzt, als in neugebauten.

Der geneigte Leser fragt vielleicht nun aber: wie verhält es sich mit dem Sehen von Geistern, das die Theorie der Ansteckung so geistreich erklärt? So verhält sich's: so wahr Töne sich in solche Substanzen niederschlagen können, so wahr kann es auch Schatte und Licht, so wahr können es auch die Bilder von den Gestalten, die an ihnen so oft vorüberwandelten. Auch diese entwinden sich durch irgend eine Veranlassung, durch Temperatur, Erschütterung, Langeweile u. s. w. jenen Substanzen, und werden dann, besonders von magnetischen und andern nervenschwachen Menschen, die zu solchem subtilen Sehen mehr geeignet sind, als Menschen mit geistlosen Glasaugen, auch eher gesehen und irrigerweise für Geister gehalten. Diese, den Substanzen entwundenen Bilder und Töne schweben auch lange, bis sie sich irgendwo wieder niederschlagen, oder wie Seifenblasen in nichts zerplatzen, in alten Gängen, Zimmern und Gewölben umher, wie Irrlichter, und richten sich auch, wie diese, nach dem Athem der Menschen. Bald kommen sie dem Menschen nahe, bald entfernen sie sich von ihm, ganz wie die Geister jener vielbesprochenen Seherin von Prevorst. Daß zuweilen Menschen, z. E. in alten Schlössern, wie in jener Geschichte des Herrn Hofrath Hahns (s. den zweiten Theil der Seherin von Prevorst) mit Kalk, Sand und andern Gegenständen geworfen wurden und diese physikalische Kraftäußerung läppischer Weise für Geisterspuck hielten, das hat einzig darin seinen Grund, daß bei solchem Entwinden von Tönen und Gestalten aus Mauern und Wänden sich auch zugleich oft die Sand- und Kalktheile, in die sich jene Töne und Bilder niederschlugen, losmachen und durch Herrn Carovés physikalische Kraftäußerung oft weit hinausgeschleudert werden, als würden sie von unsichtbaren Händen geworfen.

Hört man in alten Häusern und Schlössern oft Gläserklingeln, wie bei fröhlichen Gelagen, Klirren von Schwerdtern und Sporen, sieht man Ritter und Damen, weiße Frauen und weiße Hunde durch Gänge und Gemächer schweben, was ist es? Kein Geisterspuck! Töne und Bilder sind es aus alter Zeit, die die ehemaligen Bewohner in dieselben brachten, und die sich nun lösten. Auch die Stimmen aus der Luft, die einmal in diesen Blättern zur Sprache kamen, sind nun erklärt, noch ehe die damals versprochene Erklärung abgegeben ward. Das Bellen der Hunde, das Weihern der Pferde, das Trommeln und Trompeten und andere Töne und Stimmen, die man oft, besonders im Odenwald, in der Luft und in Wäldern und Felsen hört, was ist es? Töne sind es von altem Kriegs- und Jagdlärm, die sich in Felsen und alte Eichbäume niederschlugen, und sich bei Bebauung von Steinbrüchen und dem Fällen und Zerstückeln alter Eichen entwinden. Dieses Losmachen von Tönen und Bildern aus Substanzen, in die sie sich niederschlugen, scheint hauptsächlich auch unter anderem von der Temperatur der Luft, vom Gefrieren und Aufthauen abzuhängen, und am ehesten scheinen sich solche Töne und Gestalten in der heiligen Zeit (um Advent und in den zwölf Nächten von Weihnachten bis Januar), zur Zeit, wo in den Häusern am derbsten eingeheizt wird, zu entbinden, daher auch um diese Zeit der häufigste Geisterspuck stattfindet. Völlig erklärt sich nun auch, warum die vermeintlichen Geister gemeiniglich so unwitzig, läppisch und albern sind. Sind sie ja doch weiter nichts als aufgethaute Schattenbilder und wässrigte Reden und Töne, in denen kein Geist und Verstand ist! Ueberdieß rühren diese Reden und Töne meistens von Menschen aus Zeiten her, in denen es noch keine gelehrte Tageblätter gab, die Geist und Witz in die Menschen brachten.

(Der Beschluß folgt.)

Das Reußthal und die Gotthardsstraße.

(Fortsetzung.)

Von Geschenen bis jenseits des Urnerlochs, etwa fünf Viertelstunden, geht man durch den grausenvollen Gebirgsschlund, die Schöllenen genannt, der an furchtbarer Wildheit nicht seines Gleichen hat. Alle Vegetation hört hier auf; kein Gesträuch mehr, keine Spur mehr von Matten; das Thal ist mit Geröll und Steinen angefüllt. Die organisch belebende Kraft der Natur scheint vor den Mächten der Zerstörung entflohen zu seyn; überall das starre Bild des Todes. Ganz nackte, bleiche, entsetzlich hohe Granitmassen umschließen bald näher, bald ferner von dem Strombett die ganze Thalhöhlung; einzelne Streifen von Schnee und Eis gehen von den ewigen Schneemassen auf den Gipfeln an diesen Felswänden herab, deren seltsam gestaltete Vorsprünge, Zacken und Spalten in der bizarren Mischung von Licht und Schatten den Sinnen und der Phantasie eine gräßliche, gespensterhafte Magie vorgaukeln. Wenn nicht die Industrie die Menschen hier versammelt, wie jezt bei der Straßen-

erheit, oder der Handel sie vorbeiführt, herrscht die tiefste Todesstille in dieser Einöde, die nur das schreckliche Getöse des Stromes, der mit seinen trüben Fluthen von einem Katarakt zum andern eilt, und im Winter durch den Donner der Lawinen, die hier ihr furchtbares Spiel treiben, unterbrochen wird. Am Ende dieses Gebirgsschlundes ist die Teufelsbrücke (ich rede hier von der alten), wo alle Schrecken dieser Wüstenei zusammengedrängt scheinen. Ein wunderbares Schauspiel! Kühn und leicht schwebt diese Brücke hoch über der Reuß an einer feuchten, dunkeln Stelle der überragenden Felsen, die nur wenige Stunden des Tags von der Sonne beschienen wird; rechts und links thürmen sich ungeheure Granitmassen in die Höhe, und vor sich erblickt der Wanderer den wüthenden Strom, gegen 120 Fuß hoch aus einer Felsenspalte, mit der das Thal geschlossen ist, sich herabstürzend. In dem Donner dieses Kataraktes verschwindet jeder andere Laut und die Brücke scheint beständig in einer zitternden Bewegung zu seyn. Eine dichte Wolke von Wasserstaub schwebt über dem Sturz der Wellen, weßwegen die Brücke den Namen der stäubenden erhielt, wie sie auch Schiller genannt hat. Auch den Beherztesten überfällt ein Grausen auf dieser Brücke, und nachdem er einen Augenblick dieses überwältigende Schauspiel betrachtet hat, eilt er auf die andere (linke) Seite. Etwa fünf Minuten von der Teufelsbrücke führt die Straße in einigen Wendungen, um das jähe Aufsteigen zu brechen, an die erwähnte Felsenspalte, durch welche die Reuß stürzt. Dieser Riß eines ungeheuren Granitfelsen, Teufelsberg genannt, welcher das Thal zuschließt, ist nur dreißig Fuß breit, der Strom erfüllt die ganze Breite, und die glatten Steinwände erheben sich senkrecht aus seinem Bette in die Höhe. Es war daher unmöglich, hier die Straße fortzuführen. Um jedoch eine Passage zu bewerkstelligen, war in frühern Jahrhunderten ein hölzernes Gerüst, wie eine Brücke, das in Ketten hing, um die schroffe Felswand gerade über dem Strom herumgeführt. Ueber diese halsbrechende Brücke gingen Menschen und Maulthiere. Im Jahr 1707 ließ ein italienischer Schweizer einen Durchbruch durch die Granitmassen des Teufelsbergs bauen, zwölf Fuß breit, fünfzehn Fuß hoch und 220 Fuß lang. Das ist das berühmte Urnerloch, ein finsteres, Nachts durch Lampen erhelltes Felsgewölbe.

Nach dem Glauben der Hirten dieses Thales beginnt mit einbrechendem Dunkel ein gräßlicher Spuck der Geister im Urnerloch und an der Teufelsbrücke, und mit höllischem Lärm ziehen sie die Schollenen auf und nieder. Nicht leicht wird es einer wagen, Nachts durch diesen Tummelplatz der Gespenster zu gehen, und ich muß Dir gestehen, daß ich, wiewohl ich nicht an Gespenster glaube, doch nicht ohne Grausen bei Nacht durch diese „Reiche des Todes" wandern würde.

Die neue Straße von Geschenen bis zum Urnerloch ist noch lange nicht vollendet. Sie ist ein riesenhaftes Unternehmen, weil sie meistens in Granitfelsen, die zum Theil senkrecht aufsteigen, gesprengt werden muß. Die Stützmauern mit ihren Durchlässen sind größtentheils fertig, auch einzelne Straßenstrecken vollendet. Drei Brücken sollen über die Reuß führen; sie werden das nächste Jahr (1830) gebaut, jedoch sollte das Gewölbe der obersten, der Teufelsbrücke, noch dieses Jahr geschlossen werden. Sie wird ein Meisterstück. Gerade über der alten, die man als Reliquie stehen läßt, erhebt sich der Bogen der neuen auf einem prächtigen Fundament von Quadersteinen, 24′ höher als jene, wodurch der ästhetische Eindruck der ganzen Scenerie ungemein vermehrt wird. Die Straße, die zu ihr führt, ist mehrere hundert Schritte gerade in den Granit gehauen, und während die eine Seite senkrecht in die Tiefe des Abgrundes geht, starrt auf der andern eine glänzend glatte Wand gegen 300′ senkrecht in die Höhe. Durch eine kühne Sprengung der Felsen, die von drei Bündtnischen Werkmeistern geleitet wurde, ist diese Wand entstanden. Auch die Gallerie des Urnerlochs wird erweitert und erhöht. Das Gefäll der Straße beträgt 7 — 10 pCt., ihre Breite 18′. In den Seitenmauern sind hin und wieder geräumige Nischen, in die der Wanderer beim Fall der Lawinen sich retten kann. Die Wendungen sind trefflich angelegt; große amphitheatralische Räume, mit Mauern eingefaßt, bilden die Umkehren. Die Direktion des ganzen Werkes ist dem Italiener Colombana, die spezielle Leitung dem Ingenieur Müller in Altdorf anvertraut; die Kosten werden sich über 300,000 Schweizerfranken belaufen. Ob es im Jahre 1830 vollendet wird, zweifle ich; wenn es aber vollendet ist, bildet es einen herrlichen Triumph menschlicher Kunst über die Gewalt der Elemente. Des vollen Gefühls der Bewunderung dieses Triumphes ist aber nur der fähig, welcher das Chaos gesehen hat, aus welchem das Werk hervorgegangen ist. Denn die Zerstörung, mit welcher die schaffende Kraft der Menschen beginnen mußte, um ihren Sieg über die Schrecken der Natur zu feiern, die zerrissenen Bergwände, eingestürzte Felsen, ungeheure Steinhaufen, das furchtbare Krachen der Pulverexplosionen durch die grausenvollen Schlünde — diese ganze neue Wildniß in der ursprünglichen Einöde boten in der That das schauderhafteste Bild der Verwüstung dar, das gedacht werden kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Es gelang den Franzosen endlich, durch eine der Engen zwischen den Klippen ohne unglücklichen Zufall hindurch zu se-

geln und sich der Küste von Vanicoro zu nähern. Hier trafen sie eine wilde Menschenraçe an, gegen welche sie die größte Vorsicht zu gebrauchen hatten. Diese Wilden wollten von Lapérouse und seinen Unglücksgefährten Anfangs nichts wissen und antworteten nichts auf die Fragen der Franzosen, obschon diese durch Dillons Berichte hinlänglich unterrichtet waren. Es war handgreiflich für die Seefahrer, daß die Inselbewohner fürchteten, man möchte an ihnen wegen des Betragens ihrer Väter bei dem Schiffbruche Lapérouse's Rache nehmen, und daß sie aus diesem Grunde auch nicht eine einzige Spur von dem Schiffbruche angeben wollten. Endlich ließ sich aber doch einer der Wilden durch das Anerbieten eines Stückes rothen Tuches verführen und entdeckte den Franzosen ein Korallenriff, auf welchem Kanonen, Kugeln, Blei und Anker von Lapérouse's Schiffe aufgehäuft, aber schon dergestalt von den Polypen überwachsen waren, daß es große Mühe kostete, diese Gegenstände loszumachen. Natürlich war dieser Fund für den französischen Kapitän sehr wichtig; denn hierdurch erlangte man neue und unumstößliche Beweise von dem Schiffbruche des unglücklichen Seefahrers. Indessen ist das endliche Loos der Schiffbrüchigen doch noch in Dunkel gehüllt. Es scheint, daß ein Theil der Mannschaft auf der Insel oder beim Schiffbruche umgekommen ist. Die Uebrigen aber sollen sich auf ein von ihnen verfertigtes Boot gesezt haben und damit einer andern Insel zugesteuert seyn, wo sie wahrscheinlich eher mit europäischen Schiffen in Berührung zu kommen hofften. Man hat aber nichts weiter von ihnen vernommen. Kapitän d'Urville meint, daß sich vielleicht auf einer der von den Europäern wenig besuchten Inseln Spuren ihres Daseyns vorfinden könnten. Bekanntlich errichtete Hr. d'Urville auf Vanicoro dem unglücklichen Lapérouse ein Denkmal mit Hülfe seiner Schiffsmannschaft. Allein beinahe wäre Lapérouse's Grabmal auch das ihrige geworden; denn nur allzubald mußte sich der Kommandant überzeugen, daß die Furcht der Leute auf Tricopia vor den Fiebern der Insel Vanicoro gegründet gewesen sey. Nach und nach wurden die Franzosen davon befallen, und zulezt glich das Schiff einem Hospitale. Der Kapitän blieb nicht frei davon; fast fehlte es an Leuten, um die Schiffsmanövers zu verrichten. Vielleicht hatten die wilden Inselbewohner auf diese fürchterlichen Fieber gerechnet, um das Schiff zu überfallen und die schon halbtodte Mannschaft ganz aufzureiben. Es war die höchste Zeit, die gefahrvolle Insel zu verlassen, deren Besuch jedoch nicht ohne Nutzen gewesen war; denn außer den aufgefundenen neuen Beweisen von dem Schiffbruche Lapérouse's hatten die, obschon mit schleichenden Fiebern behafteten Gelehrten und Seeleute Vieles eingesammelt und nüzliche Beobachtungen angestellt. Nicht ohne große Mühe und augenscheinliche Gefahr gelang es, durch einen engen Durchgang zwischen den Korallenriffen zu segeln und mit der kranken Mannschaft von Vanicoro wegzukommen; das schleichende Fieber wüthete aber fort auf dem Schiffe, welches daher den traurigsten Anblick darbot. Einige suchten in der Bewegung Linderung ihrer Leiden und schlichen von einem Ende des Schiffes zum andern. Die Uebrigen waren stumpfsinnig und gefühllos geworden, blieben wie unbeweglich und ihrer unbewußt auf einem Flecke liegen und kümmerten sich um nichts mehr. So kam das Schiff auf der Insel Manilla an; hier fanden die Franzosen gute Aufnahme und Verpflegung; manche wurden wieder gesund; allein mehrere blieben vom Fieber behaftet, und acht Matrosen mußten in der Folge auf der Bourboninsel im Hospitale bleiben, weil sie nicht im Stande waren, die Reise mit den andern fortzusetzen. Ueber die Inselbewohner Vanicoro's drückte sich Hr. d'Urville sehr heftig und strenge aus. Er behauptet, es seyen ganz wilde, bösartige Leute, von denen nichts zu hoffen stehe und die keiner Besserung fähig seyen. Wahrscheinlich wird ihre Wildheit noch lange dauern und die sittliche Bildung nicht sobald bis zu ihnen dringen. Europäer haben keinen Beweggrund, diese Insel zu besuchen, und wenn sie auch einen Beweggrund hätten, wie sollten nicht die Gefahr eines Schiffbruches und ein so fürchterliches Klima sie zurückscheuchen? Wer weiß, ob nicht zulezt die Polypen eine undurchdringliche Schutzmauer um die Insel ziehen, und sie so ganz von der übrigen Welt absondern werden? Und wer wird alsdann noch Vanicoro besuchen? es sey denn etwa irgend ein unerschrockener Seefahrer, welcher die Insel gleichsam von Neuem entdecken und mit der übrigen Menschheit in Verbindung setzen wird.

D g.

Frankfurt a. M., Ende Januar.

Bei der Kränklichkeit, die seit mehreren Wochen unter unsern Bühnenkünstlern herrscht, ist die Erscheinung einer französischen Künstlertruppe, die, seit acht Tagen hier anwesend, heute bereits ihre vierte Vorstellung gibt, der großen Mehrheit unserer Theaterfreunde wahrhaft willkommen. Die Truppe besteht zwar nur aus sechs oder sieben Individuen, die den Kollektivnamen „die Familie Camoin" führen, und ihr ausschließliches Fach ist die Operette oder komische Oper. Allein es will gewiß schon viel sagen, daß sich unter diesen wenigen Personen eine ausgezeichnete Sängerin und zwei recht brave Subjekte für ältere komische Rollen befinden. In Frankreich spielte diese Truppe zulezt zu Besançon; jezt gibt sie hier und in Mainz abwechselnd Vorstellungen und wird nächstens, wie man vernimmt, die niederrheinischen Städte besuchen. Bei der numerischen Unzulänglichkeit dieser Truppe wird es nothwendig, daß in Stücken mit Chören, wie z. B. im Konzert bei Hofe, ihrem ersten Debüt, diese mit unsern Choristen besezt werden. Es ist dieß allerdings ein Uebelstand, der einen fast lächerlichen Effekt macht. Glücklicherweise sprechen unsere Choristen die Worte zu undeutlich aus, als daß man, ohne ganz genau Acht zu geben, unterscheiden könnte, welchem Idiom sie angehören.

Das Museum (im rothen Hause) hat diesen Winter einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Die Gesellschaft hat einen bedeutenden Zuwachs an zahlenden Mitgliedern erhalten, so daß sich diese jezt auf 237 belaufen. Die Leistungen der musikalischen Klasse werden vorzüglich gerühmt. Unter diesen Leistungen verdient besonders des Hrn. Kapellmeisters und Operndirectors Guhr Spiel à la Paganini, schon der Seltsamkeit des Versuches wegen, erwähnt zu werden. Derselbe trat damit zuerst in einem großen Konzerte am Weihnachtsfeste auf, und wiederholte es späterhin im Museum. Der Versuch an und für sich selbst wird von Kennern und Kunstfreunden verschieden beurtheilt. Indessen stimmen sie fast allgemein darin überein, daß, in Betreff der technischen Ausführung, Guhrs Spiel seinem Vorbilde so nahe, als nur möglich, komme. Man erzählt sich bei dieser Gelegenheit als Anekdote, Guhr habe Paganini, der noch immer in unserer Mitte weilt, ohne jedoch bisher ein Konzert gegeben zu haben, den Vorschlag gemacht, mit ihm in einem Duette aufzutreten, lezterer aber solches mit der schmeichelhaften Scherzrede abgelehnt, er könne dieses nach den Leistungen, die er so eben vernommen, nicht wagen. Die wissenschaftliche Klasse des Museums gewährte auch in diesem Winter schon manche recht artige Unterhaltung, vornämlich sofern sich die Vorträge, neben dem Interesse des Stoffes und der Diktion, auch noch durch Kürze und Bündigkeit empfahlen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 35.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 10. Februar 1830.

— Verklärt vom Sonnenstrahl
Grenzt an beschneite Gipfel
Ein grünes Zauberthal.

Matthisson.

Das Reußthal und die Gotthardstraße.

(Fortsetzung.)

Es gibt keinen größeren Kontrast, als der Eingang aus dem Urnerloch in das Urserenthal (denn so heißt der höchste Theil des Reußthales) darbietet. Still, friedlich und heiter, überall von der Sonne mild beleuchtet, dehnt sich, eine Viertelstunde breit, eine liebliche Matte zwischen dem Gotthard und Gallenstock südöstlich gegen drei Stunden lang an die Furka hin. Sanft herabgeneigt umschließen diese Matte die grünen, mit dem Purpur der Alpenrosen geschmückten Wände der Berge; nicht weit in der Höhe beginnt unmittelbar an dem grünen Saum die ewige Schnee- und Eiswelt. Ruhig und geräuschlos gleitet die Reuß durch die reizende Ebene, und eine erquickende Kühlung weht über ihren Gewässern. Unbeschreiblich malerisch liegt der Flecken Andermatt, mit seinen weißen, von Stein erbauten Häusern, seinen Kirchen und dem Kloster, unter einem kleinen Fichtenhain an dem grünen Abhang des Gotthard. Ermattet und überwältigt von den schauervollen Scenen in den Schluchten der Reuß, ruht die Seele von den betäubenden Eindrücken in diesem reizenden Thale wieder aus, das wie ein liebliches Zauberbild erscheint, von einem freundlichen Genius mitten in die Reiche des ewigen Winters versezt.

Ich hoffe Du wirst nun die herrliche Schilderung, welche Schiller in seinem Wilhelm Tell von der Reußstraße entworfen hat, vollkommen verstehen:

Am Abgrund geht der Weg und viele Kreuze
Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtniß
Der Wanderer, die die Lawine begraben.

(Solche Kreuze findet man häufig an dieser Straße, besonders in den Schöllenen).

Vor jedem Kreuze fallet hin und büßet
Mit heißen Reuethränen eure Schuld —
Und seyd ihr glücklich durch die Schreckensstraße,
Sendet der Berg nicht seine Windeswehen
Auf euch herab von dem beeisten Joch,
So kommt ihr auf die Brücke, welche stäubet.
Wenn sie nicht einbricht unter eurer Schuld,
Wenn ihr sie glücklich hinter euch gelassen,
So reißt ein schwarzes Felsenthor sich auf,
Kein Tag hat's noch erhellt — da geht ihr durch,
Es führt euch in ein heitres Thal der Freude.

Aber auch dieses Thal des Friedens und der Abgeschiedenheit hat der Krieg nicht verschont. Als im Jahre 1799 Suwarow über den Gotthard ging, wurden auf der Höhe des Gebirgs, in dem Urserenthale und an der Teufelsbrücke blutige Gefechte geliefert, Wolkenschlachten geschlagen, wie ein deutscher Dichter sie nennt; das stille Heiligthum des Thales wurde von den Scenen des Gräuels und der Verwüstung der wilden Schaaren der Russen und Franzosen entweiht, und viele Tage lang wälzte die Reuß die zerrissenen Leichen durch ihre Schlünde hinab.

Vier Ortschaften enthalten die Bevölkerung dieses Thales: Andermatt (oder Urseren), der Hauptort, Hospital, zum Dorf und Realp. Die wichtigsten Erwerbszweige sind Viehzucht und der Transithandel; auch

die Gemsen, die jezt sorgfältig gehegt werden, weil die zu häufigen Jagden ihre Vertilgung herbeizuführen drohten, werfen etwas ab, desgleichen der Verkauf der Mineralien, besonders der schönen Bergkrystalle vom Gotthard. Das Gras in dem Thale ist noch dicht und hoch, wird aber nur zum Winterfutter gebraucht. Im Sommer irren die Herden auf den Alpen (Bergweiden), die, so schön hellgrün ihre Farbe ist, doch nur ein ärmliches Gras erzeugen, daher das Rindvieh klein und unansehnlich ist. Nur wenige rauhe Gartengemüße und etwas Hanf und Erdäpfel gedeihen in diesem hohen Gebirgsland. Außer dem kleinen Wäldchen bei Andermatt ist kein Baum in dem Thale. Die Reicheren lassen aus dem Urnerthale das Holz zur Feurung mit großen Kosten heraufbringen; die Aermeren brennen das Gestrüpp der Alprosen und einer andern Alppflanze, die sie Breusch nennen. Daher sind auch alle Häuser und Viehställe von Stein erbaut, gegen die allgemeine Sitte der Gebirgsländer, zum Theil, besonders in zum Dorf und Realp, äußerst einfach, mit wenig Holz im Innern, Bilder der ursprünglichen Menschenwohnungen. Dieses Thal, das höchste der bewohnten Alpenthäler, zwischen 4000 und 5000 Fuß über dem Meere, durchweht eine erquickende Lebensluft, weßwegen es trefflich zu Molkenkuren geeignet ist. Ehedem bildete es eine unabhängige Republik, die nur durch ein Bündniß und das Obergericht mit Uri vereint war. Die Landsgemeinde wählte zu Andermatt den Thalammann und andere Beamte. Seit der schweizerischen Revolution (1798) ist es ein Bezirk von Uri.

Andermatt, am Abhang des Gotthard, 4400 Fuß über dem Meere, ist eine Viertelstunde vom Urnerloch entfernt; die neue Straße ist bis dahin ganz vollendet. Durch einige Gewerbe, besonders durch den Transithandel, sind die Bewohner zum Theil sehr wohlhabend geworden. Von den Plünderungen und der Zerstörung ihres Viehstandes, im Jahre 1799, durch russische und französische Barbaren, haben sie sich wieder ziemlich erholt. Ueber dem Flecken an der Gebirgswand liegt ein Fichtenwald, der damals von den rohen Kriegshaufen größtentheils zerstört wurde. Sorgfältig wurde er und werden noch die Reste geschont, weil sie die herabrollenden Lawinen zerstreuen und unschädlich machen. Mehrere schöne Privatgebäude, Kirchen und ein Kapuzinerhospiz sind in dem Flecken. Ueber jeden Ausdruck romantisch ist die Lage einer schimmernden Kapelle unter dem erwähnten Haine. Links von Andermatt zieht sich ein fruchtbares Seitenthal um den Badus (eine Fortsetzung des Gotthard) an der Abdachung des Crispalt hinauf. Dieser leztere Theil des Thales heißt die Oberalp. Sie hat denselben heitern, klaren und freundlichen Charakter, wie das Urserenthal. Ein krystallheller See mit trefflichen Forellen schmückt diese grüne Bergwelt; an seinen Ufern stellt sich das ganze Urserenthal in unvergleichlicher Schönheit dar. Aus diesem See fließt der erste Arm der Reuß, der sich bei Andermatt mit den übrigen vereint. Auch führt der erste Paß über das Hochgebirg an seinen Ufern vorbei, ein Weg über den Crispalt nach Dissentis in Bündten, nur für Fußgänger und Saumthiere geeignet; erst bei Dissentis wird er fahrbar.

Von Andermatt nach Hospital, eine Entfernung von einer halben Stunde, ist nur ein kleiner Theil der Chaussee beendigt. Hospital, 4550 Fuß über dem Meer, ist ein mittelmäßiges Dorf, das indessen ein Gasthaus enthält, welches dem in Andermatt nicht nachsteht. Das Kapuzinerhospiz besizt eine ausgewählte Mineraliensammlung. Ein halb zertrümmerter Thurm am Ende des Dorfs ist das einzige Ueberbleibsel der gewaltigen Burg der Edlen von Hospital, die in den Jahrhunderten des Ritterthums in diesem einsamen Thale hausten. Bei diesem Dorfe vermischt der zweite Arm der Reuß, der vom Gotthard fließt, seine Gewässer mit dem dritten, welcher den Gletschern der Furka entströmt. Nahe beim Dorfe erblickt man an ihrem Bette zwei ausgeleerte Krystallgewölbe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die natürlichste Erklärung des Geistersehens und Geisterspucks.

(Beschluß.)

Der geneigte Leser merkte wohl schon zur Genüge, wohin ich deute. Dahin deute ich, wie der Mensch bei solchen Verstandeserklärungen für den Verstand unerklärlicher Dinge sich (wie die deutsche Redensart sagt) einzig nur selbst den Esel bohrt. Dahin deute ich, wie der Mensch in intellektuelle Täuschungen und Absurditäten, wie in Sinnestäuschungen verfallen kann. Die größte intellektuelle Täuschung ist, wenn der Verstand Thatsachen, welche er nicht erklären kann, und welchen unsere gangbaren Theorien nicht gewachsen sind, verwirft oder entstellt, sie für Wahnsinn erklärt, oder sie mit Gewalt solchen Theorien, wie die oben zum Scherz gegebene, anzupassen sucht. Der Thatbestand mehrerer Geschichten im zweiten Theile der Seherin von Prevorst, z. E. der ersten Thatsache in Weinsperg und der von Bellon, ist so außerordentlich, daß, diesen Thatbestand für eine Art Wahnsinn oder nur aus magnetischem Schein geschöpft zu erklären, zweifelhaft macht, ob derjenige, der eine solche Erklärung gibt, selbst bei guten Sinnen sey. Die Standhaftigkeit, womit der Weltverstand das Wunderbare zurückweist, hat allerdings seine gute Seite, aber es fehlt hiebei die Kritik, ob das, wozu unser wissenschaftlicher Verstand noch keinen Maßstab entdeckt hat, auch wirklich wunderbar sey. Wir nennen Wunder das, wozu keines

unserer Naturgesetze mehr passen will. Ist es nicht eine Kurzsichtigkeit, die Phänomene der Seele nach ihrer zeitlichen Dauer zu beurtheilen, wo doch nur ein kleiner Theil ihrer Bestimmung erfüllt wird? Trägt sie aber schon hier ihre ganze Bestimmung für die Ewigkeit in sich, so müssen auch noch höhere Gesetze als die Naturgesetze ihrer zeitlichen Existenz zu Hülfe genommen werden, nämlich die moralischen; aber wer sagt uns, auf welche Art diese in der andern Welt wirken? Wir fordern nichts, als daß der Weltverstand seine Indolenz und sein Unbesorgtseyn über den Zustand nach dem Tode ablege und einmal anfange sich zu fragen, was wird aus diesen Neigungen, Begierden, Leidenschaften, Wünschen und Genüssen, womit du dein Leben füllst, werden? Dazu gibt unsere Seherin eine Anweisung, die, wenn sie recht beherzigt wird, nur zur Besserung dienen kann.

„Wenn (schreibt ein tüchtiger Mann von ihrer Geschichte) eine, der ganzen Tendenz dieses Buches mehr oder weniger entgegenstehende frühere Erziehung und Geistesbildung ihm auch nicht vollkommenen Eingang in die Gemüther verschaffen konnte, so hat es doch überall ein tiefes Eingehen in sich selbst befördert, eine Menge Fragen im Innern hervorgerufen, und den Blick auf Regionen des menschlichen Geistes und Gemüthes hingezogen, die früher entweder gänzlich unbeachtet blieben, oder doch kaum eines leichtfertigen, oder wohl gar verächtlichen Seitenblickes gewürdigt wurden."

Und das ist uns genug! Genug Entschädigung ist das uns für alle die geschwätzigen, lieblosen Beurtheilungen, die diese Geschichte auf dem gelehrten Markte schon erfahren mußte und noch erfahren wird, und unter denen die Herrn Carové's aus Frankfurt, im Literaturblatt des Morgenblattes, sich hauptsächlich auszeichnet. Sie wird ihre nähere Würdigung später von andern erhalten, und hier nur im Vorübergehen das nächste Beste von demjenigen, was er für widerlegenden Widerspruch in dieser Geschichte hält. Ihm ist ein Widerspruch, daß es im zweiten Theile heißt: Geister können sich nicht hörbar und sichtbar zugleich machen, und man höre sie doch sprechen, während man sie sehe. Man schlage nach (zweiter Theil, Seite 13), und man wird dort folgendes lesen: „Nie sah ich einen Geist in der gleichen Zeit, in der er irgend ein Geräusch machte, so daß ich glaube, daß sie sich nicht sichtbar und hörbar zugleich (das Sprechen ausgenommen) machen können." Ist hier nun nicht deutlich gesagt: „Das Sprechen ausgenommen?" und diese Worte sind noch dazu groß gedruckt! Ist die Sprache nicht etwas Höheres, Geistigeres, als jene Töne von blosem Klopfen u. s. w.? Ihm ist ein Widerspruch: daß nur die Seherin die Geister solle sprechen hören, weil sie geistig sey, und doch heiße es, daß Andere auch die Geister klopfen, gehen u. s. w. hören. Ich sage hier noch einmal: die Sprache der Geister ist geistiger, als es jene Töne von Klopfen u. s. w. sind. Weiter sagt er: „und ein Mann und eine Magd hören doch auch Geister sprechen." Man schlage im Buche nach, wie diese die Geister sprechen hören, und man wird es 2 Th. S. 152 finden. Dort steht: „Ich hörte ein unvollkommenes Sprechen, als wollte Jemand sprechen und könnte nicht," und S. 153: „Ich vernahm etwas wie eine rauhe Stimme, die sprechen wollte; es waren nur kurze Worte, die ich nicht verstand." Also war dieses, wie ausdrücklich gesagt ist, für Jene ein nur ganz unvollkommenes Vernehmen. Ist hier ein Widerspruch, wo völlige Konsequenz ist? Im Uebrigen, wenn auch andere Menschen Geister sprechen hören, so sind sie eben in diesem Momente auch geistig inspirirt. Alles, was Carové auch sonst noch Widerspruch in jenem Mittelreiche der Seherin nennt, z. E. daß aus ihm bald ein seliger, bald ein halbseliger, bald ein schwarzer Geist erscheine, hört auf, wenn man bedenkt, daß die Seherin in ihm (wie auch andere, die ein solches Mittelreich statuiren) unendlich viele Abstufungen annimmt und sogar das Paradies in dasselbe setzt. Hr. Carové läßt eine Kindsmörderin und ihren Verführer, und einen, der Waisen betrog u. s. w., sogleich in die Hölle werfen und auf ewig verdammt werden, während die Seherin solche Gefallene noch in ein Mittelreich zur Buße und zum Erbarmen besserer Geister stellt, was er der Seherin zum höchsten Vorwurf macht, während er ihr Mittelreich für eine grausame, Gottes unwürdige Idee erklärt. Wer nun aber erscheint hier milder? Genug! Es bricht von Zeit zu Zeit in der Geschichte und oft unvermerkt in eines Menschen Leben ein Strahl aus den Mysterien des Weltplans hervor, damit er die Wolken unseres Scheinlebens durchdringe. Wer aufblickt zum Himmel, sieht diesen Strahl wie einen Blitz in der Nacht, der auf Momente eine unbekannte Gegend erhellt. Wer aber niederblickt zur Erde, der kann jenen Strahl nicht sehen, und für ihn ist überall nur Nacht. Dem, der ihn sieht, bleibt auch der Lichtglanz der unbekannten Gegend immer im Andenken, und er wird seinen Schwung darnach richten. Wer ihn nicht sieht, hat auch kein Streben dahin, er bleibt von den kalten Armen der Erde umfangen, wie sich's gebührt: denn was die Erde als kriechende Raupe in sich birgt, das kann sie erst nach einer langen, langen Metamorphose als Schmetterling entlassen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Schreibe ich Ihnen von dem, was die Gemüther, willig oder nicht, in diesem Augenblicke allein beschäftigt, so melde ich Ihnen nichts Neues, denn Ihre Korrespondenten alle klagen wohl gerade wie wir über den Winter und über den Schnee. Die Straßen sind ein Berg und Thal und auf den freien

Plätzen erheben sich die schönsten Alpenketten. Junge Leute klagen über die Polizei, die dießmal wohl eben so unschuldig ist, als unser Polizeipräsident, den der Figaro mit dem Pariser Polizeipräfekten Mangin vergleicht, denn es ist eine vis major, vor der auch die Polizei den Rücken beugt. Alte Leute versichern, daß so etwas seit Menschengedenken nicht vorgefallen sey. So hängt der Winter gewiß mit der neuen Pariser Anleihe zusammen, denn es ist auch seit Menschengedenken nicht vorgefallen, daß ein Jude Einhundertundzwei Thaler zahlt und sich dafür nur einen Schuldschein von hundert Thalern ausstellen läßt.

Mit dem 1. Januar ist hier in den evangelischen Kirchen ein neues Gesangbuch eingeführt worden. Das Bedürfniß und das Verlangen hatte sich schon längst dahin ausgesprochen, daß aus dem reichen Liederschatze, der, wie die Herausgeber des neuen Buches mit Recht bemerken, ein ganz eigenthümliches und ausgezeichnetes Besitzthum der deutschen evangelischen Kirche ist, eine unserer Zeit angemessene Auswahl getroffen werden möchte, die das Vorzügliche der einzelnen Liedersammlungen vereinigte. Die ehemaligen Reformirten hatten ihr: „Neues reformirtes,“ die lutherischen Gemeinden eigentlich gar kein gemeingültiges Gesangbuch. Im Eifer der Zeit, welchem die Befreiungskriege auch einen größern poetischen und religiösen Aufschwung geliehen, hatte man das alte „Porst'sche“ Gesangbuch wieder zu heben gewußt, eine Sammlung, welche allerdings die Mehrzahl der kräftigsten alten Lieder enthält. Allein der ungemilderte Ausdruck mehrerer derselben, in einer Sprache, welche gerade dem Volke unverständlich ist und nur beim Kenner der alten Poesie keinen Anstoß erregt, beschränkte den populären Gebrauch. Dazu fehlten hier fast alle Lieder (namentlich die Gellertschen, die doch bei vielen frommen Gemüthern eingebürgert sind), welche im vorigen Jahrhundert gedichtet waren. Provinzialgesangbücher, z. B. das Jauersche, auch die Sammlungen der Herrnhuterlieder enthielten eben so viel einzelne Stücke, die man gern singen ließ. Dieser Mangel bewog viele Geistliche, z. B. Schleiermacher, schon seit Jahren, die Lieder einzeln vorher drucken und an den Kirchthüren kauf- oder schenkweise den Kirchgängern einhändigen zu lassen, was manches Unbequeme mit sich führte. Dieses Bedürfniß wurde schon im Jahre 1817 bei der Kreissynode in Anregung gebracht und hierauf eine Kommission niedergesetzt, um den ganzen vorhandenen Liederstoff zu jenem Zwecke zu bearbeiten. Gewissenhaft ist ohne Zweifel hierbei zu Werke gegangen worden, denn gegen zehn Jahre haben in ununterbrochenen wöchentlichen Zusammenkünften neun namhafte Geistliche daran gearbeitet. Ihnen war als Aufgabe gestellt: erstens, eine sorgfältige Berücksichtigung der ältern Kirchengesänge aus dem Zeitraum vor der Reformation bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, von denen vorzüglich diejenigen ausgewählt werden sollten, welche sich durch Tiefe der Empfindung und kräftigen Ausdruck frommer Gesinnung auszeichnen. Zweitens eine gleiche Berücksichtigung derjenigen neuern Kirchengesänge, die wegen ihrer Verbreitung schon eine Art von Bürgerrecht haben, insofern es ihnen nicht an allem dichterischen Werthe mangle und die Moral darin nicht zu abgeschlossen und getrennt vom christlichen Glauben erscheine.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., Ende Januars.

(Fortsetzung.)

Wie bisher fährt auch der physikalische Verein seit Anfang dieses Jahres fort, seine höchst gemeinnützige Thätigkeit zu beweisen. Fast jede Woche hält derselbe eine Sitzung, zuweilen zwei. Mit Rücksicht auf die Zuhörerschaft gewährten diese Sitzungen durchgehends, neben der Unterhaltung und Belehrung, auch noch den Reiz der Mannigfaltigkeit, indem die Gegenstände der verschiedenen Vorträge angenehm wechseln. So vernahmen wir in einer dieser Sitzungen von Dr. A. Clemens einen Vortrag über den Einfluß der Wärme und Kälte auf den thierischen Organismus, der nicht nur von allgemeinem Interesse, sondern auch bei dem strengen Winter sehr am Orte war. Es wurden der Gesellschaft Beobachtungen über die feindliche Einwirkung mitgetheilt, welche die Kälte auf den zarten Körper neugeborner Kinder äußert. Der Redner machte dabei vornämlich auf die Nachtheile aufmerksam, welche daraus entstehen, wenn man solche schwache Organismen, die ihren eigenthümlichen Wärmegrad noch nicht gehörig entwickeln konnten, gleich nach der Geburt einem, auch noch so geringfügigen Kältegrad aussetzt. Als Beleg hiefür lieferte der Redner den Bericht, den Villermé und Milne Edwards der Akademie der Wissenschaften zu Paris vor einiger Zeit vorlegten, und nach welchem beide die kältere Temperatur jedesmal in gleichem Verhältnisse zu der Sterblichkeit neugeborner Kinder sowohl in Frankreich, als in Italien gefunden hatten. Dr. C. verbreitete sich sodann über die schädliche Einwirkung der Kälte auf die Respirationswerkzeuge, wozu der heurige strenge Winter so viele Belege liefert, und schloß mit der Mittheilung von Flourens interessanten Experimenten mit jungen Hühnern und Enten, bei welchen willkührlich eine hitzige oder eine langwierige Lungenentzündung erzeugt wurde, je nachdem man sie einer sehr kalten, oder einer kalten mit Wärme abwechselnden Temperatur aussetzte. — Ferner setzte Dr. Bögner seine Vorlesungen über die Geschichte der Elektrizität fort. In seinem Vortrage bis zu der Epoche Franklins gelangt, bemerkte derselbe, daß bis dahin alle elektrischen Experimente nur Spielereien gewesen seyen, indem Niemand daran gedacht habe, aus den gewonnenen Erfahrungen Nutzen zu ziehen. Selbst Franklin stellte, wie aus seinen Briefen erhellt, seinen ersten Versuch, mittelst eines fliegenden Drachens bei herannahendem Gewitter den elektrischen Funken aus den Wolken herabzulocken, mit einem gewissen Mißtrauen in das Gelingen seines Experimentes an. Denn um sich für den Fall des Mißlingens nicht dem Hohngelächter blos zu geben, begab er sich, das erstemal im September 1752, ganz allein ins Freie. Unbeschreiblich aber war seine Freude, als er mit seinem Handknöchel an der Schnur den ersten elektrischen Funken herauszuziehen vermochte. Er nannte dieses Experiment das experimentum crucis, weil er in dem fliegenden Drachen einen kreuzweis übereinander gelegten Drath befestigt hatte, der mit der Schnur in Verbindung stand. Als er die Bestätigung seiner Theorie gefunden hatte und gleich darauf Regen eintrat, wodurch die Schnur, wegen der Nässe, ein desto besserer Leiter der Elektrizität wurde und daher größere Funken herausströmten, ließ er, Gefahr befürchtend, den Drachen fallen. Um aber mit mehr Bequemlichkeit fernere Versuche machen zu können, befestigte er an dem Dache seines Hauses eine eiserne Stange, die er bis in sein Zimmer herabführte, um hier bei herannahendem Gewitter seine Beobachtungen anzustellen. Es war dieß die Erfindung des sogenannten Blitzfängers, wovon B. ein nach Franklins Angabe verfertigtes Modell vorzeigte. Der Vortragende erzählte bei dieser Gelegenheit das tragische Ende des Professors Richmann in Petersburg, der bei Untersuchung der Luftelektrizität durch einen Blitzschlag, der an dem schlecht verfertigten Blitzfänger herunterfuhr (1754), sein Leben verlor.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 36.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 11. Februar 1830.

Was zieht mich ein tiefes, glühendes Treiben
In die blaue Ferne mächtig hinaus?
Es läßt mich nicht rasten, es läßt mich nicht bleiben.

Körner.

Manuela.

Erzählung von Wilhelm v. Lüdemann.

Von den bunt belaubten Höhenzügen um Bayonne herab hatte ich schon oft sehnsüchtige Blicke nach den grünen Bergspitzen Guipuscoas und Navarras, welche jenseits des biscayischen Golphs so golden am Abend und freundlich am Morgen zu mir herüber blickten, gesendet, als endlich alle die Anstände und Hindernisse glücklich gehoben waren, welche der in Spanien ausgebrochene Bürgerkrieg meinem Verlangen nach einer Streiferei in jenen schattigen Gehegen entgegensezte. Es war im Sommer des Jahrs 1822; die Heere der Konstitution standen den begeisterten, aber regellosen Schaaren Quesadas und den Mönchen, Schmugglern und Abentheurern des Trappisten blutig entgegen. Die Grenzprovinzen Spaniens und Frankreichs waren mit Unruhe, Willkühr, Räuberei und Mord erfüllt; alle Ordnung war der kriegerischen Gewalt und der Herrschaft der Laune gewichen, mit der der siegende Theil während der kurzen Eroberung, die ihm gelang, ohne Schonung, wie ohne Aufsicht oder Rechenschaft schaltete. Dörfer und Flecken waren, von ihren Bewohnern verlassen, ein Raub feindseliger Flammen geworden, der Partheigeist wühlete mit aller seiner schauererweckenden Rücksichtlosigkeit in den unglücklichen Provinzen Navarra, Biscaya und Guipuscoa, und indeß man hier die friedlichen Freunde des Königthums von ihren Wohnungen vertrieb, rächten in Catalonien bewaffnete Horden, die sich Verfechter des Glaubens nannten, an den schuldlosen Begünstigern der Cortes-Verfassung mit blutiger Gewaltthat die Bedrückung, welche ihre Freunde in Arragon erfuhren. Müßig ruhte der Pflug des fleißigen Biscayers in dem blutgetränkten Boden, öde stand die Werkstatt des gewerbthätigen Cataloniers; der Rauch brennender Dörfer und Flecken lagerte über Arragonien, die Kriegstrompete schmetterte in den Bergschluchten Cataloniens, und der Donner der Bürgerschlacht wiederhallte in den sonst so blühenden Thälern, welche die Basken bewohnen.

In solchen Landschaften ist es dem friedlichen Fremden nicht leicht, unangefochten seinem Wandertriebe nachzugehen. Auf eine oder die andere Weise ergreift auch ihn wohl der verwirrende Strudel und führt ihn in Gefahren und Bedrängnisse, die er anzutreffen, wenig vorbereitet war. Ich aber war darauf gefaßt; denn mein Vorsatz, diese Provinzen zu sehen, und gerade jezt sie zu durchreisen, stand fest. Ich wagte mich in den Strudel, er warf mich zurück, und von einer Abtheilung der Männer des Trappisten an die Ufer der Bidassoa zurückgeführt, mußte ich froh seyn, Bayonne mit heiler Haut wieder zu erreichen. Die Erfahrung schreckte den Entschlossenen nicht ab. Den jungen Sinn lockt ein Ziel, dessen Erreichung mit Gefahr und Schwierigkeit verknüpft ist, meist mit um so unwiderstehlicherem Reiz. So zogen

jezt den Zurückgewiesenen die grünen lachenden Berge der biscayischen Küste, die ihm vorher schon so lockend erschienen waren, noch um so gewaltiger an; es war ihm, als gäbe es keine Ruhe mehr für ihn, als in ihrem Schatten, und der stille, lachende und friedlich prangende Boden Frankreichs bot ihm nichts mehr dar, was ihm für den Gedanken, jene verwüsteten Thäler und jene öden Dörfer, Flecken und Felder nicht besucht zu haben, hätte Ersatz gewähren können. Ja, selbst der Reiz der pyrenäischen Schneegipfel und der Zauber ihrer paradisischen Thäler und Wiesengründe verlor seine Gewalt über ihn und schwand, nach langer Alleinherrschaft, wie ein Schattenbild. So fliehen wir Kinder der Erde das gewisse Gut für ein fernes, ungewisses Ziel; so lassen wir die Stunde, die zum Genuß uns winkt, verblendet und achtlos hinter uns, um in der Zukunft einem Momente nachzujagen, der mit einem zweifelhaften Besitzthum unsere Begierde lockt.

Genug, ich hatte nicht Ruhe in Frankreich. Das reizende Panorama der Gebirgsküste von Biscaya und Navarra, das jeden Morgen und jeden Abend wie mit neuem magischen Zauber vor mir aus den Wellen des Golphs emporstieg, und mich mit seiner bald blendenden, bald freundlich lächelnden Schönheit gleichsam herauszufordern schien, ward zu einem mächtigen Zauberbilde, dessen verführerischer Lockung ich nicht mehr zu widerstehen vermochte. Ich mußte noch einen Versuch wagen, wenigstens ein Bruchstück des Landes meiner Sehnsucht zu sehen. So miethete ich denn getrost einen Platz auf einer französischen Gabarre, welche nach Bilbao unter Segel lag, bestieg diese an einem köstlichen Julimorgen, und landete nach einer zweitägigen Seefahrt queer durch den stürmischen Golph von Biscaya in Portugalete, der Hafenvorstadt des reichen Bilbao.

Es war früher Morgen, als ich den Fuß auf die langersehnte Küste Spaniens sezte. Die Gefühle, welche dem Seereisenden, der ein fremdes Land, umringt von fremden Sitten, anders blickenden Gestalten, neuen Gegenständen und Lebensgewohnheiten aller Art, betritt, wohl bekannt sind, verschmolzen sich bei mir mit dem Freudengefühle eines endlich und nach mancher besiegten Schwierigkeit erreichten Zieles. Mein ganzes Innere war Jubel und Lust. In kindischer Freude lief ich die ersten besten Hügel hinan, weidete mein Auge an den schattigen Bergen umher, an dem schönen grünen Thalgrunde zu meinen Füßen, durch den der Weg nach der nahen Hauptstadt führte, deren Thürme und Landhäuser aus dichten Kastanien und immer grünen Eichengebüschen mich anzulächeln schienen. Ich sah die Berge, deren stolze und schlanke Gestalten mich aus der Ferne so oft mit magischer Gewalt zu sich hingezogen hatten, jezt still und majestätisch um mich her gelagert, ich winkte ihnen meinen Morgengruß zu, und der Strahl der Morgensonne, der an ihnen hin und wieder glitt, schien mir zu antworten. Das Land um mich her hatte Stimmen und Worte; alles sprach mich freudig, wie mit längst vertrauten Tönen an, und es waren nicht blos die Stimmen der zahllosen Bewohner der Luft, die mich freudig begrüßten, oder das wohlbekannte Knarren der baskischen Wagenräder, das mein Ohr mit Wohlgefallen vernahm; ich lauschte vielmehr auf den geistigen Zwiesprach, der ohne Laut zwischen mir und den Hügeln, Bergen, Thälern und Wäldern umher stattfand. Genug, wer von meinen Lesern jemals verwandte Gefühle der Freude, der Lust befriedigter Sehnsucht und erreichten Verlangens gekostet hat, dem ist der Jubel bekannt, der meine Brust in diesem nie vergessenen Augenblick erfüllte.

Der Krieg war abermals der Störer dieses stillen Genusses. Ein naher Wachtposten hatte den ungestümen Enthusiasten beobachtet; ein alter bärtiger Sergeant trat den sich selbst vergessenden Wanderer an und fragte, als er den Fremden in ihm erkannte, nach Paß und Ausweis. Ich hatte zur Hand, was er begehrte; allein da der Störefried nicht lesen konnte, was ich ihm hinhielt, meinte er, ich müsse nach Bilbao zum Señor Kommandante. Mein Ziel war Bilbao; so nahm ich ohne Kummer Abschied von meinen portugaletischen Bergen und wanderte getrost, von einem Gefreiten des argwöhnischen Machthabers begleitet, die zwei Stunden Wegs nach Bilbao fort.

General Lopez B. war Kommandant des Orts und zugleich General en Chef in der ganzen Provinz. Er stand an der Spitze des konstitutionellen Heeres in den Grenzprovinzen Navarra, Biscaya und Guipuscoa, eines Heeres von etwa 8000 Waffenfähigen, welche den Kampf gegen die Glaubenshelden Quesados und des Trappisten matt, und wie es schien, ohne guten Willen fortführten. Bilbao war das Hauptquartier dieses Heeres und General L. B. in diesem Sitz seiner temporären Herrschaft ein allmächtiger Mann. Begreiflich, daß ich daher, obgleich in vollem Bewußtseyn meiner Unschuld, nicht ohne ein gewisses banges Gefühl, von meinem militärischen Führer begleitet, in sein Kabinet trat, ein Gefühl, das natürlich genug dem Gedanken entkeimte, vor einem Mann zu stehen, von dessen Wink, wo nicht Glück und Leben, doch für den Augenblick meine Zufriedenheit, ja meine Freiheit selbst abhingen.

Ich war allein in dem Kabinet und wartete der Erscheinung des Generals; mein Führer hatte mich mit einer in Spanien ungewöhnlichen Höflichkeit verlassen. In dieser stillen Pause hatte ich Muse genug, über meine abentheuerliche Lage nachzudenken. Bilder, wie Yorick-Sterne sie so meisterhaft malt, gaukelten vor meinem innern Gesichte auf und ab. Waffen blizten vor meinen Augen, der eiserne Tritt der militärischen Gerechtigkeit tönte in meinem Ohre wieder. Kerker, Ketten, Hunger, Noth, Entbehrung, kurz alle Leiden der Gefangenschaft nahmen plözlich die Stelle des jugendlichen Uebermuths ein, der so leichtfertig auf's Gerathewohl hin die Gefahr aufgesucht

hatte. Meine Brust, jezt verlassen von dem Hochgefühle übermüthiger Lust, daß sie so lange geschwellt hatte, zog sich zusammen; der Athem stockte, ich fühlte, auch ohne zu sprechen, meine Stimme ersterben, und eine Beängstigung, deren ich mich schämte und die ich doch nicht zu besiegen vermochte, kam über mich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Reußthal und die Gotthardstraße.

(Fortsetzung.)

Von Hospital zieht die Straße über eine schöngebaute Brücke über die Reuß den Gotthard hinauf; dieß ist der zweite Paß aus dem Reußthal über die Hochalpen. Die Entfernung von Hospital bis zum Hospiz auf dem Gotthard beträgt $2\frac{1}{4}$ Stunden. Etwa $\frac{3}{8}$ dieser Weglänge, so weit das Gebiet von Uri geht, ist die neue Chaussee vollkommen beendigt. Nach einer erquickenden Nachtruhe in Hospital traten wir den Weg an; noch war der Himmel heiter, obschon der Föhn schon in den obern Luftregionen wehte. Der beendigte Theil der Straße entspricht vollkommen der in dem untern Reußthal. Sie ist in den nordwestlichen Berg- und Felsenabhang eingeschnitten, ruht durchaus auf Stückmauern, von fünfzehn bis dreißig Fuß Höhe; ihre Breite ist achtzehn Fuß, und die äußere Seite ist mit steinernen Wegweisern und hölzernen Geländern verwahrt. Das Straßengefälle wechselt zwischen vier und acht Fuß Prozent. Außer der erwähnten Reußbrücke, die dreißig Fuß im Lichte hat, sind fünfzehn Gewölbe, von sechs bis zwölf Fuß Breite, angebracht. Dieses Werk wurde im Anfange des Jahres 1828 dem schon erwähnten Herrn Colombano-Caratti um die Uebernahmssumme von 180,000 Schweizerfranken zur Ausführung übergeben. Der übrige Theil der Straßenlänge bis zum höchsten Punkt des Passes, dem Hospiz, und von da etwa $2\frac{1}{4}$ Stunden bis nach Airolo, liegt im Kanton Tessin und ist noch unvollendet. Jedoch sind die meisten Stückmauern, zwei Brücken und die Erd- und Felsenpräparation schon beendigt. Im Plane der Regierung von Tessin liegt es, daß mit Ende des Jahres 1830 diese Straße vollendet seyn soll. Der Gotthardpaß ist eine der ältesten Gebirgsstraßen der Schweiz; schon im dreizehnten Jahrhundert wird dieser Straße Erwähnung gethan.

Anfangs, über Hospital, ist die Gegend noch hell und freundlich; allmählig aber, wo das Gebiet der Felsenmassen beginnt, wird sie öde, düster und traurig, gewährt aber immer nur ein schwaches Nachbild von den Schreckensscenen in den Schöllenen. Auf dem höchsten Punkt des Passes, 6700 Fuß über dem Meere, in einem Feldthale stand das Hospiz, das von den Franzosen, die überall in dem Reußthale durch Zerstörung sich verewigt haben, im Jahr 1800 abgerissen wurde. Es war eine milde Stiftung, von zwei Kapuzinern bewohnt, die arme Reisende umsonst, wohlhabende für Geld bewirtheten. Freiwillige Beiträge bildeten den Fond zu seiner Unterhaltung. Schon im dreizehnten Jahrhundert finden sich Spuren von einer „frommen Herberge zur Pflege der Wanderer“ an diesem Orte. Als durch jenen Vandalenakt die ehrwürdige Stiftung vieler Jahrhunderte verschwunden war, ließ der Kanton Tessin ein Wirthshaus, mit gleichem Namen, an ihre Stelle bauen, das aber in keiner Hinsicht Empfehlung verdient. Das Feldthal des Hospiz ist rings von Granitgipfeln und Eisfirnen umgeben, und gewährt nirgends eine Aussicht. Drei kleine Seen liegen in ihm; zwei nahe an dem Hospiz, von denen der eine dem Tessin seinen Ursprung gibt; der dritte, etwas weiter entfernt und größer als die andern, entsendet einen Arm der Reuß. Nur mit leisem Geräusch verkünden die Anfänge dieser Ströme ihr schwaches Daseyn; daher waltet unter dem Schleier dichter Nebel, die fast nie verschwinden, die tiefe, schauerliche Stille des Grabes in diesem Felsenthal; nur die klingelnden Schellen vorüberziehender Saumthiere unterbrechen sie zuweilen.

So weit ging in diesem Jahre unsere Wanderung. Den übrigen Theil des Passes besuchte ich im vorigen Jahre. Er bietet denselben Charakter düsterer Einförmigkeit dar. Zwischen zwei hohen Felswänden zieht, den Ufern des Tessin entlang, die Straße durch das Val tremola, dem die vielen Lawinen seinen Namen gaben, nach Airolo.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Fortsetzung.)

Drittens sollte die Kommission von den verschiedenen Auffassungsweisen der christlichen Glaubenslehre keine ausschließlich begünstigen, keine verdrängen, und viertens sollte das neue Gesangbuch dazu beitragen, den vorhandenen großen Reichthum mustervafter Choräle in Gebrauch zu erhalten. — Daß der dritten Aufgabe gewissenhaft nachgekommen werden, dafür bürgen die Namen der Bearbeiter: Brescius, Küster, Marot, Neander, Ritschl, Schleiermacher, Spillete, Theremin, Wilmsen (Hanstein und Ribbeck starben während der Arbeit), welche zum Theil die verschiedenartigsten Ansichten repräsentiren. Aber eine lezte Aufgabe, oder besser gesagt Nichtaufgabe, mußte die Saat zum Widerspruch ausstreuen. Es lag weder in der Ueberzeugung der Synode, welche die Aufgabe stellte, noch in der des Vereins, daß in einem Gesangbuche dieser Art, welches nicht den Bedürfnissen wissenschaftlicher Forschung, sondern allein der öffentlichen Erbauung gewidmet ist, an den aufgenommenen Liedern durchaus nichts

geändert werden dürfe. „Vielmehr,“ so drücken sie sich aus, „sollte zwar jedem Liede sein eigenthümliches Gepräge gelassen, aber die schonend bessernde Hand unbedenklich angelegt werden, sobald die natürliche Gedankenfolge in einem Liede zu auffallend vernachlässigt war und dennoch der Inhalt auf eine leichtere und einfachere Weise geordnet werden konnte; wenn die Melodie nothwendig einen Ruhepunkt gebot, wo im Text die Periode oder der Satz noch keinen Schluß enthielt; endlich, wenn der Ausdruck sprachwidrig, anstößig oder nicht verständlich genug gefunden ward.“ — Neun Individuen können nicht in jedem Falle derselben Meinung seyn, durch Stimmenmehrheit mußte deßhalb häufig eine Entscheidung gesucht werden. Es ist klar, daß dadurch nicht etwas Vollkommenes, allen Ansichten Entsprechendes erwachsen konnte, aber doch etwas, das sich dem allgemeinen Bedürfnisse nähert. Aehnliche Arbeiten sind selten mit gleicher Sorgfalt unternommen und durchgeführt worden. Nichtsdestoweniger erheben sich schon jezt, nachdem das neue Gesangbuch höchsten Ortes geprüft und sanktionirt worden, Stimmen über Stimmen dagegen. Solche Kämpfe gehören zur Tagesordnung. Wir erinnern uns des zum Skandal ausgearteten Streites unter dem höchstseligen Könige, über die Einführung des damaligen „neuen Gesangbuches.“ Aehnliches Widerstreben fand die Einführung des geistlichen Talars. Die Kämpfe über die Liturgie und die Agende sind kaum geendet. Es sind doch Contensionen über Geistiges, die in etwas den apathischen Schlummer unterbrechen dürfen. Diese protestiren, weil alte Kernlieder neue Ausdrücke erhalten haben, jene, weil zu wenig Lieder von Gellert aufgenommen sind. In einer ganzen Gemeinde ist man aber nur darum aufsäzig, weil — die neuen Bearbeiter keine Christen seyen! Zur Charakteristik der Zeit gehört es, daß unter den Opponenten sich alte Militärs bemerkbar machen. Auch wird schon mit Schriften und Büchern gegen das neue Buch gedroht. Indessen sind 50,000 Exemplare der ersten Auflage vergriffen. Zur passenden Zeit erscheint eine Geschichte des christlichen Kirchenliedes von Dr. Langbecker.

In keinem Winter waren so viel außerakademische Vorlesungen, als in dem gegenwärtigen, angekündigt gewesen. Ob sie alle und stark besucht sind, bezweifle ich. Wir sollen nicht allein ein französisches Theater und französischen Gottesdienst, sondern auch französische Kathedervorträge haben. Geheimer Oberregierungsrath Schöll hält in dieser Sprache seinen gewöhnlichen Cours über Geschichte, wobei er sich eines gewählten Publikums erfreut. Professor Peschier aus Genf liest über die französische Literatur im Gebäude der Singakademie, der Grieche Mano in demselben Lokale über die Geschichte seines Volkes. Geheimerath Hermstädt und Direktor August lesen über physikalische Themate, musikalische Vorlesungen sind angekündigt und Professor Dietmar, unser vielgenannter Wetterprophet, der, schon in hohem Alter, keine Anstrengung scheut, eine Wissenschaft, die er begründet zu haben glaubt, den jüngern Generationen mitzutheilen, wollte einen Kursus über Meteorologie eröffnen, mußte es aber bei der interessanten Eröffnungsvorlesung belassen, indem der Unglaube gegen eine Theorie von den Wolken und Winden noch zu mächtig war. Es muß eine ganz glückliche und eklatante Prophezeihung vorhergehen, um diese Wissenschaft in Schwung zu bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., Ende Januar.

(Beschluß.)

In Bezug auf die Verordnungen, die in Frankreich und andern Ländern in Betreff der Anwendung von Blizableitern bestehen, wies Bögner (im physikalischen Vereine) die Nothwendigkeit nach, die Blizableiter wenigstens alle Frühjahr zu untersuchen, indem durch die Stürme die Verbindungen der Wetterstange gar oft schadhaft werden und der Bliz alsdann, des Ableitens ungeachtet, das Haus in Brand steken kann. Bei jenen Untersuchungen sind aber besonders die Stellen in der Nähe der Schornsteine zu berücksichtigen, da der Rauch das Metall leicht rostig und brüchig macht, wodurch denn der Bliz dem Rauche, als einem Leiter, durch den Schornstein folgt. In Betreff der Auffangstangen wurde durch Experimente nachgewiesen, daß die Spize, je dünner sie ist, desto leichter durch den Blizfunken in Gluth kommt und zerschmilzt, mithin die Feuersgefahr nicht verhütet wird. B. schlägt daher vor, das oberste Ende stumpf ausgehen zu lassen. — Endlich verdient noch ein von Hrn. Albert jun. gehaltener Vortrag um deßwillen spezielle Erwähnung, weil die Resultate, die derselbe aus den sie begleitenden Versuchen zog, einen mannigfaltigen praktischen Nuzen zu gewähren scheinen. Er handelte von der Adhäsion der Luft. Schon vor zwei Jahren hatte Hr. A. dem Vereine eine von ihm erdachte Vorrichtung zur Erklärung dieser Erscheinung, die wir bei unsern Lesern als bekannt voraussezen dürfen, vorgezeigt. Allein beschränkte sich jene Vorrichtung darauf, die Verdünnung der Luft, wenn sie aus einer konischen Oeffnung strömt, deutlich darzustellen, so bezweckten die jezt von ihm angestellten Versuche, die Adhäsion der Luft an feste Körper durch Versinnlichung leichter zu erklären, und so die Geseze nachzuweisen, in Folge deren, vermöge der Kohärenz der Lufttheilchen unter sich, der Luftstrom die ihn umgebende Luft mit sich fortreißt und auf diese Weise einen luftverdünnten Raum hervorbringt. In Bezug auf die angestellten Versuche bemerkte der Vortragende, daß sich daraus sowohl für die Wissenschaft, als für das praktische Leben ein nicht unbedeutender Gewinn erzielen lasse: für erstere, indem dieselben manche interessante Aufklärung über Winde und Strömungen der Atmosphäre ertheilten, für das praktische Leben aber, indem jene Versuche die Anleitung gäben, wie der Luftzug in Wohnungen zu verhüten und das Rauchen der Oefen und Kaminröhren zu verhindern sey. — Bevor wir vom physikalischen Vereine scheiden, können wir uns nicht die Befriedigung versagen, einer Arbeit desselben zu erwähnen, die ihrer Vollendung bereits sehr nahe gerükt ist. Es betrifft dieselbe nämlich die Herausgabe eines Kalenders, der unter dem Titel: Jahrbuch zur Verbreitung nüzlicher Kenntnisse, für das Jahr 1831 zum ersten Male erscheinen wird. Es wird dieser Kalender die Mitte zwischen einem gelehrten und populären Produkte derselben Gattung halten und somit für Jedermann brauchbar seyn. Er soll sich durch Druck und Billigkeit des Preises empfehlen, und namentlich auch die Ergebnisse der seither angestellten meteorologischen Forschungen enthalten. Außerdem wird man darin Aufsäze lesen, welche wissenschaftliche Gegenstände in das praktische Leben einzuführen bezweken. Somit wird aber einem wahren Bedürfnisse des Publikums abgeholfen werden, das mit dem Fortschreiten der allgemeinen Civilisation und Bildung immer fühlbarer ward, da die bisherigen Volkskalender durch Inhalt und Form an ein barbarisches Zeitalter erinnernd, jenem Bedürfnisse immer weniger entsprechen konnten.

Beilage: Kunstblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 37.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 12. Februar 1830.

Was schläfst und träumest du, gehüllt in dich,
Und säumst am kalten Ufer, Geduldiger,
Und achtest nicht des Ursprungs, du, des
Oceans Sohn, des Titanenfreundes?

Hölderlein.

Das feste Schloß.

Was denkt die Flut? sie küßt, murrt nicht und küßt die Brüstung
Des Felsens, leuchtend dort, wie eine blanke Rüstung? —
Hat sie im Spiegel denn, im eig'nen, nie erspäht,
Wie dieß Gestein, deß Fuß ihr Innerstes zerreisset,
Mit weißem Festungswall auf seinem Haupte gleißet,
Gleich einem Turban, stolz um schwarze Stirn gedreht?

Was thust du, Meer? für wen willst du dein Zürnen sparen?
Auf, Wogen! reizt euch auf, dieß Riff hier anzufahren!
Stellt Frieden, kurzen nur, mit armen Schiffern her!
Nagt, höhlt den Fels, bis daß er schwankt, sich neigt zum Falle,
Und endlich bricht und stürzt samt seinem weißen Walle,
Das stolze Haupt zuerst, in's bodenlose Meer!

Sprich, wie viel brauchst du Zeit, du See mit steten Wellen,
Um dieses Steingeklipp und seine Burg zu fällen?
Ein, zwanzig, hundert Jahr? Laß nur den gelben Grund
Aufwühlen deine Flut, laß sie am Raubnest nagen!
Was, unversiegbar Meer, hast du nach Zeit zu fragen?
Sind Jahre Tropfen doch in deinen ew'gen Schlund. —

Verschlingt hier diesen Fels! Ihr Wogen müßt ihn schleifen,
Müßt, wo sein Haupt versank, bald hin, bald wieder streifen.
Meergras mit grünem Haar, hüll' ihn vernichtend ein!
Er liege hingestreckt im dunkeln Wogenbette;
Niemand erkenne mehr des plumpen Baues Stätte,
Es reiße jede Flut vom Zwinger einen Stein.

Auf daß nichts bleibe, nichts! auf daß man athme wieder,
Nun Ali-Pascha's Schloß zum Abgrund stürzte nieder;
Auf daß, wann einst allhier, längs des befleckten Strands,
Hinsteuert ein Pilot, aus Cos, durch Nebeldüfte,
Und einen Wirbel schau't im Riesenschlund der Klüfte,
Er zu den Reisenden, den stummen, sag': Hier stand's!

Victor Hugo,
übersetzt von Ludwig Robert.

Manuela.

(Fortsetzung.)

Lange würde ich noch in diesem Zustande verharrt haben, hätte sich nicht plötzlich die Thür hinter mir geöffnet; eine Dame trat ein. Es war eine Erscheinung von der Art, wie sie in den Jahren der höchsten Lebensblüthe ein süßer Traum an unserm innern Auge oft vorüberzuführen pflegt, in den Jahren jugendlicher und unbestimmter Sehn-

sucht, wenn die süßesten Triebe des Herzens plötzlich aus langem Schlummer zum Leben erwachen, und in richtungslosen Streben an geträumten Gestalten der Liebe sich emporranken. Im ersten Augenblicke hatte ich keine Empfindung von ihrer Erscheinung, als die der Beruhigung. Der Anblick der Schönheit, in jeglicher Form, ist für das bestürmte Gemüth, was das Oel für die aufgeregte Woge ist. So wirkte auch diese Erscheinung auf mich. Die Dame schien überrascht über meine unerwartete Gegenwart im Vorzimmer. Einen Augenblick lang schien sie zu schwanken, ob sie noch auf der Schwelle des Gemaches selbst umkehren, oder ihren Weg, welcher offenbar in ein Nebenzimmer führte, fortsetzen solle. Dieser lezte Entschluß trug endlich den Sieg davon; sie grüßte mich stumm, fast möchte ich sagen, blos mit den Augen, und schritt dann, nicht ohne einige Befangenheit, wie mir schien, auf die gegenüber liegende Thüre zu, hinter der sie verschwand. Als sie verschwunden war, suchte ich mir Rechenschaft von dieser Erscheinung zu geben. Noch nie, so dünkte mich, hatte ich eine solche Vereinigung von Adel und Grazie in einem weiblichen Wesen gesehen. Wie soll ich sie beschreiben? Ihr ganzes Wesen lächelte. Ihr hoher, schlanker Wuchs, ihre blendende Stirn und ihr brennendes, von unnennbarer Zärtlichkeit erglühendes Auge, geboten Ehrfurcht und mußten mit unbesieglicher Gewalt auch dem stolzesten Herzen Huldigung abnöthigen. Die blendende Weiße ihres Teints, der eher einer Westindierin, welche nie die Sonne sieht, als einer Spanierin angehörte, die schönen Wellenlinien ihres Wuchses, das feine und stille Lächeln auf ihrem unaussprechlich süßen Angesicht, das Wohlwollen und Mitgefühl aussprach, die sanftgeneigte Haltung ihres schönen Körpers, und der reine, unnennbare Hauch der Liebe und des Wohlwollens, der ihre ganze Gestalt, wie ein ätherischer Schleier umwallte, gaben Zeugniß von der Milde ihrer Seele und dem Reichthum ihres Herzens an allen ächt menschlichen Gefühlen der Güte und des Mitleids.

Wer war sie, diese holde, liebliche Erscheinung? War sie die Schwester, war sie die Gattin des glücklichen Generals? Und welchem Zufall dankte ich das Glück dieses Anblicks? Wie kam sie hieher, in den Mittelpunkt des Bürgerkrieges, sie, die einer Göttin des Friedens und des seligsten Glückes zum Urbilde hätte dienen können? So redete ich zu mir selbst, indeß ich fast unbewußt, wohin ich schaute, zu meinem Fenster hinausstarrte und den Blick auf die schwere Kette geheftet hielt, die über dem Portal des Hauses, an einer langen Stange befestigt und vom Morgenwinde leicht bewegt, herabhing, als ein Zeichen, daß in diesem Hause einst ein König von Spanien seine nächtliche Wohnung genommen hatte. Da rauschte die Flügelthür auf, ein Sekretär trat ein und kündigte, überrascht, in dem Audienzzimmer nur einen einzigen, und noch dazu einen unansehnlichen Fremden zu erblicken, den Eintritt des Generals an.

General B. folgte ihm auf dem Fuße. Ich hatte, Dank sey es jener lieblichen Erscheinung, die mir zu Theil geworden, jezt meine ganze Unbefangenheit und die verlorne Ruhe des Gemüthes wieder gefunden, die der zuverlässigste Advokat des schuldlos Verfolgten ist. General Lopez B. war ein kleiner, untersezter Mann, dessen edel gebildetes Gesicht, troz des ächtspanischen Stempels, der darauf sichtbar war, auf den ersten Blick für ihn einnahm. Der Ernst seiner Stirn, durch ein Paar buschigte, schwarze und dicht zusammengewachsene Augenbraunen noch erhöht, stritt mit dem lächelnden Mund und dem freundlichen Bliz seiner Augen um den Vorrang im Ausdruck seiner Miene. Die Frucht dieses Streites war ein milder, lächelnder Ernst, der Jedem Vertrauen und Zuneigung einflößen mußte. Was das Wohlwollen in seinem Antliz übrig ließ, gehörte dem militärischen Ausdruck an. Man hätte auch ohne seinen von Gold strotzenden Rock, ohne die kriegerische Schärpe, den Krieger und den Anführer in ihm erkannt, so würdevoll und gebietend erschien, troz seiner geringen Größe, seine Gestalt, so edel blickte sein Auge. Seine Gesichtsfarbe war noch dunkler, als die gewöhnliche eines Nordspaniers, und schien eine fremde, noch südlichere Abkunft zu verrathen. Seine Haltung war die eines Mannes, der es weiß, daß seine Stellung eher Befangenheit als Vertrauen einzuflößen pflegt, und der diesen unvermeidlichen Eindruck wohlwollend durch Freundlichkeit und Zuvorkommenheit abzuwehren bemüht ist. Nichts von dem finstern, spanischen Stolz, von dem man uns so oft irrthümlich unterhält, war an ihm zu entdecken; nicht einmal der stumme Ernst und die Trägheit des Wortes, welche, bei dem Spanier vorherrschend, dem fremden Besucher oft für jenen finstern Stolz, der im heutigen Spanien wenig bekannt ist, hatte gelten müssen. Kurz, seine ganze Erscheinung war gerade so, wie ich sie in meiner Lage brauchte, um Vertrauen zu meiner gerechten Sache zu fassen und getrost dem Ausspruch meines allgewaltigen Richters entgegenzusehen.

(Die Fortsezung folgt.)

Das Reußthal und die Gotthardstraße.

(Fortsezung.)

Auf einem einsamen Felsen des Gotthard, nicht fern von dem Hospiz, hat vor etwa sechs Jahren die Nemesis*) ein furchtbares Gericht gehalten. Die tragische

*) Wir sagen absichtlich: Nemesis, denn wenn irgend ein Vorfall den Begriff der Nemesis, als der Göttin, welche den durch glückliches Gelingen kühn gewordenen Frevler mit strafender Hand ereilt, zu veranschaulichen vermag, so ist es der erzählte. Wir haben übrigens diese Geschichte ganz treu wiedergegeben.

Natur dieses Ereignisses stimmt zu sehr mit dem schauervollen Charakter dieser Gegend überein, als daß ich nicht die Erzählung desselben in meine Schilderung einweben sollte.

In G., einer Stadt des mittlern Deutschlands, lebte ein Advokat, Namens B., der seit Jahren das infame Geschäft trieb, unschuldige Mädchen zu verführen. Geübt in allen Künsten der Verlockung, vorzüglich in der Fertigkeit, die Empfindungen der Tugend zu heucheln, gewandt, lebhaft und nicht ohne körperliche Vorzüge, ward es ihm nicht schwer, über das leichtgläubige Zutrauen jugendlicher Unerfahrenheit, durch das Versprechen der Ehe, den Sieg davon zu tragen. Das Schicksal der unglücklichen Opfer seiner Lüste kümmerte ihn nicht im Mindesten. Einst hatte er eines würdigen Geistlichen Tochter, liebenswürdig, durch alle Zierden der Bildung veredelt, schön an Seele, wie an Körper, durch die heiligsten Eidschwüre der Treue bethört. Die arme Getäuschte gab er der Schande preis. Voll Schaam und Verzweiflung floh sie mit ihrem Kinde ihrer Eltern Anblick und die schmerzvollen Erinnerungen ihrer Heimath. Die idealischen und romantischen Schilderungen von der Treue und Natureinfalt der schweizerischen Hirtenländer, die sie gelesen hatte, brachten den Entschluß in ihr hervor, in dieses Heimathland der Unschuld zu flüchten und in einem abgeschiedenen Thale den verlornen Frieden der Seele wieder zu gewinnen. Aber statt der Träume einer idealischen Welt fand sie auch in der Schweiz überall nur die rauhe Wirklichkeit, ja eine noch lieblosere Begegnung, als in Deutschland, denn die inhumane Härte der Schweizer gegen unglückliche Jungfrauen ist bekannt. Verlassen, arm, ihren Säugling an der Brust, wanderte sie bettelnd und nackten Fußes von Thal zu Berg und von Berg zu Thal bis in die einsamen Gründe des Reußthales, und von dort in die Höhe zu der düstern Einöde des Gotthard. Hier, hoch über der treulosen Menschenwelt, ward es ihr leicht und sie wünschte, da zu bleiben; aber aller menschlichen Hülfe beraubt, ohne ein liebendes und theilnehmendes Herz, das sich ihrer erbarmt hätte, fand sie nur in dem Tod die einzige Rettung aus dem Jammer ihres Lebens. Zuvor schrieb sie einen rührenden Brief an ihre Eltern, worin sie ihnen ihre Schicksale erzählte und sie bat, für ihre Seele zu beten, weil sie nur durch ein Verbrechen sich von der schrecklichen Bürde ihres Daseyns befreien könne. Einen andern Brief schrieb sie an ihren Verführer. Nach einer erschütternden Schilderung ihrer namenlosen Leiden warf sie die blutige That, die sie im Begriff stehe, zu vollziehen, auf seine Seele und kündigte ihm an, daß ihr unversöhnter Geist nach ihrem Tode ihn ohne Rast und Ruhe verfolgen werde, bis der Tag der Rache ihn ereilt habe. Diese Briefe gab sie der vorbeieilenden Post, ging dann zu dem erwähnten einsamen Felsen und schnitt dort ihren und ihres Kindes Lebensfaden ab.

Mit Hohnlachen las der Verführer den schauervollen Brief; Gewissen und Vergeltung hielt er für Fabeln, gegen deren Schrecken er längst gerüstet zu seyn glaubte. Als er ihn gelesen, warf er ihn unter seine alten Papiere. Dort lag er lange. Er sah ihn öfter, Anfangs mit derselben Empfindung, mit der er ihn gelesen, dann mit wehmüthigem Ernste, endlich mit Grauen. Zugleich erschienen ihm in den Stunden des Abends die schrecklichen Bilder von der leidensvollen Wanderung der hülflosen Unglücklichen, von ihrem verzweiflungsvollen Umherirren in den Einöden des Gotthards, und von ihrem und ihres Kindes schauervollem Tode. Leise kündigte sich die nahende Nemesis an. Endlich faßte er den Muth, den Brief nochmals zu lesen. Von da an war die freche Ruhe aus der Seele des Frevlers verschwunden. Er suchte sich durch Trinkgelage und rauschende Vergnügungen zu zerstreuen, aber mitten im Taumel der Sinnenfreuden traten jene grauenvollen Bilder wie Gespenster des Grabes vor ihn hin. Er hoffte auf Reisen für seine gequälte Seele den Balsam der Lethe zu finden; aber auch dorthin verfolgte ihn der Schatten der gemordeten Unschuld, und so oft er in seine Wohnung trat, holte er mechanisch den Brief, las ihn und überließ sich den Qualen wahnsinniger Verzweiflung. Schon hatte die Nemesis seine Seele umstrickt und eilte, ihr Werk zu vollziehen. In der fürchterlichen Unruhe seines Gemüths faßte er den Entschluß, mit einem Theile seines nicht unbeträchtlichen Vermögens nach Griechenland zu gehen und den Rest seinen Verwandten zu hinterlassen. Ohne Zweifel leitete ihn der Gedanke, der mehr als einen dorthin geführt hat, durch den hochherzigen Kampf und Tod für die große Sache der Menschheit, die in Griechenland verfochten wurde, die Schuld eines schmachvollen Lebens zu tilgen und sich mit dem Himmel zu versöhnen. Ehe er abreiste, steckte er den verhängnißvollen Brief in die Tasche. Seine Reise führte ihn durch die Schweiz. Anstatt von Basel geradezu nach Genf zu gehen, wandelte ihn die Lust an, zuvor noch das schöne Argau zu sehen. Dort gab ihm sein böser Geist den Gedanken ein, die kleine Abschweifung noch bis zu dem berühmten Vierwaldstättersee, der nicht mehr ferne sey, fortzusetzen. Er befuhr den See. Zwischen den furchtbar-herrlichen Felsenufern holte er unwillkührlich den verhängnißvollen Brief hervor und las ihn. Er fragte nach der Entfernung des Reußthals, und da er vernahm, daß es nicht mehr fern sey, befahl er unwillkührlich den Schiffern, dorthin zu fahren. So führten ihn „die ewigen Hüterinnen des Rechts" *) Anfangs in weiten, dann in immer engeren Kreisen, näher und immer näher dem furchtbaren Punkte entgegen, auf dem er sein Ge-

*) Die Eumeniden. Die angezogenen Stellen und Worte sind aus den Eumeniden von Aeschylos.

schick erfüllen sollte. Von Flülen wollte er zurück, aber unwillkührlich lenkte er seine Tritte das Thal aufwärts, zur Schreckensstraße. Dort „umflog ihn mit grausendem Dunkel die Blutschuld," und unaufhaltsam trieben ihn die Rachegeister den finstern Schlund hinauf zu den Höhen des Gotthard. Hier ließ er sich den einsamen Felsen zeigen, wo die Unglückliche ihr Leben geendet hatte. Zwei Tage lang irrte er in dumpfer Betäubung um das traurige Gestein, „von vergossenem Menschenblute duftend;" dann enthüllte er in einem Briefe an die Seinigen die Verbrechen seines Lebens, und wie eine höhere Gewalt ihn zu der schauervollen Stätte getrieben habe, wo er durch seinen Tod den unversöhnten Geist der Hingeopferten zu beruhigen bestimmt sey. Am Abend verließ er das Hospiz, und am andern Morgen fand man ihn auf demselben Felsen entseelt in seinem Blute. Aber um den grauenvollen Felsen feierten die Eumeniden die hohe That wunderbar vollzogener Vergeltung mit dem Festgesang:

„Ihm (dem Frevler) mit Gewalt stürmen wir nach,
Wie er auch schwinge den Fuß,
Und wir tilgen die Blutschuld."

(Schluß des zweiten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Beschluß.)

Herr von Holtei hielt einen doppelten Cursus seiner dramaturgischen Vorlesungen, das erstemal zum Besten seiner durch Ueberschwemmung verunglückten Landsleute in Schlesien. Jede der beiden Vorlesungen war überzahlreich besucht, wie denn überhaupt der Geschmack an Vorlesungen der Art von Jahr zu Jahr, besonders bei den Gebildeten unter dem schönen Geschlecht, zunimmt. Der Zustand unserer beiden Theater rechtfertigt diese Ableitung des Geschmacks.

Hofrath Fr. Förster, welcher die lezten Monate des abgelaufenen Jahres zu einer Reise nach Rom und Neapel benuzt hat, wie man sagt, nicht ohne Auftrag oder doch Beistimmung der mit Regulirung des Museums beschäftigten Behörden, ist von da zurückgekehrt, um in der Sylvesternacht einer vierten Runde des großen Kurfürsten beizuwohnen. Dießmal sezt er sich etwas keck hinter dem hohen Herrn auf das Roß (versteht sich jedoch nach vorgängiger Einladung) und fliegt mit ihm in Wolkenräumen über Berlin hinaus bis nach Rom. Hier begegnet und begrüßt den ehernen Fürstenritter der eherne Kaiserritter Marc Antonin vor dem Kapitol, und wird sein Führer durch das alte Rom. Nicht ohne treffende Wendungen und mit poetischen Bildern klettern die hohen Fürsten mit ihren bronzenen Pferden über die Trümmer und traben, gemüthlich reflektirend, um die Mauerkanten des Kolosseums. Die Schilderung des leztern ist in ihrer humoristischen Eigenthümlichkeit neu und lebendig:

Und als wir jezt das Thor im Rücken,
Welch Schauspiel den erstaunten Blicken!
Des Kolosseums Riesenpracht
Stand vor uns da in der Mondesnacht.
Das Auge weiß sich nicht zu lassen,
Es weiß der Geist sich nicht zu fassen;
Von einem Pfeiler zu dem andern
Die Gedanken und Blicke unstät wandern,
Bis endlich mit gefaßtem Muth
Der Sinn gefällig darauf ruht.
Aus großen Quadern ist's gefügt,
Ein Felsstück auf dem andern liegt,
Die Säulen in schöner Ordnung ragen
Und hochgewölbte Bogen tragen,
Ein Stockwerk über das andere schaut,
Und Mauer sich auf Mauer baut,
So daß man mit Erstaunen frägt:
Wie nur die Erde solch Bauwerk trägt? —

Zuerst von außen auf neuem Geleis
Wir maßen den ungeheuren Kreis,
Dann hielten wir an dem Eingang an,
Und ritten hindurch zu der Kampfspielbahn.
Was uns von außen groß erschienen,
Weit größer erschien es noch von innen,
Mir war's, als wären wir eingeritten
Tief in des Erdballs innerste Mitten;
So thürmt der ungemessene Bau
Ringsum sich zu des Himmels Blau,
Daß man durch die offenen Fensterhöhlen
Die hellen Sterne konnte zählen u. s. w.

Lyrische Wärme bei populärer Auffassung zeichnen auch dieses Gedicht des in diesem Genre glücklichen Dichters aus. Will er aber, daß sein Gedicht in Berlin verschlungen werde, so muß er nicht Roms einstige Größe, sondern den gegenwärtigen Skandal in Berlin zum Thema wählen. Das nur wird in einer Gelegenheitsdichtung verschlungen.

Ganz neue Zeitschriften sind in diesem Jahre in Berlin nicht entstanden. Eingegangen sind dagegen das Oppositionsblatt (ehemals Staffette) und die Schnellpost. Das Berliner Conversationsblatt ist mit dem Freimüthigen zusammengeschmolzen und unter der Redaktion von W. Alexis verblieben. Sie haben die Ankündigungen der neuen und alten Blätter gelesen, und über den Fortgang soll Ihnen mein nächster Brief Nachricht geben, da dieser schon die Grenzen zu überschreiten droht. Nur einer Quasianekdote will ich noch erwähnen, da sie mit zur Geschichte der Berliner Gerüchte gehört, welche sich in der Regel in „Tageslügen" auflösen. Es hieß für gewiß, Seine Majestät der König habe vor Kurzem ganz für sich das fünfzigjährige Jubiläum seiner Staatsdienste, wenn man es so nennen darf, gefeiert. Eines Abends sey der huldreiche Monarch in den Kreis der Seinigen getreten, ein Patent in den Händen, und habe scherzend erklärt: „Ich muß an die Jubiläen aller meiner Getreuen denken; da aber des meinigen Niemand sich erinnern will, muß ich es selbst feiern. Heute vor fünfzig Jahren erhielt ich das Fähndrich-Patent." An der ganzen Geschichte, mit wie rührenden, genau detaillirten Umständen sie auch umherging, ist nichts Wahres. Die Staatszeitung hat das Geschäft der Gazette übernommen. Man fragt: Wer erfindet diese Gerüchte?

Eine große Hofschlittenfahrt nach Tivoli brachte dieser Tage einiges bunte Leben in das eintönige Weiß der Straßen. Man ist neugierig, was der Karneval bringen wird. Die Ankunft der Sontag (Rossi) wird mit Spannung erwartet, da sich noch so manches Dunkle und Räthselhafte im Schicksal dieser Glücklichen lösen und aufklären soll.

Beilage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 38.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 13. Februar 1830.

> Wie viel wird noch der Orient lehren, wenn einmal die unersättliche Herrschsucht ihren Forschungsgeist auf Alexanders Fußstapfen in die verwahrlosten Länder gegen der Sonne Aufgang trägt.
>
> Johannes Müller.

Skizzen aus der asiatischen Türkei.

Vor zwei tausend Jahren, als die meisten Kulturvölker der Erde rund um das mittelländische Meer wohnten, waren die Küstenländer dieses Binnenmeers bekannt und nach dem damaligen Standpunkte der Wissenschaft beschrieben; die übrigen Theile der Erdoberfläche waren desto weniger bekannt, je mehr sie von den klassischen Ländern entfernt lagen. Seitdem sich aber ein beträchtlicher Theil europäischer Kultur nach Norden wandte, und jeder Punkt des Planeten die Wißbegierde und den Eigennutz unseres kleinen Erdtheiles anzog, ist merkwürdiger Weise ein bedeutender Strich der ehemals bekanntesten Küstenländer wieder in ein Dunkel getreten, welches erst in neuester Zeit die Politik und kühne Reisende zu zerstreuen suchten. Die Gegend um Smyrna und Egypten sind fast die einzigen vollständig bekannten nicht-europäischen Küstenstriche des Binnenmeers. Zwar hatten über Kleinasien, das Vaterland des Geographen Strabo und des älteren Reisenden Herodot, besonders Engländer und Franzosen in den lezten Jahren Berichte mitgetheilt. Der Küstenstrich im Nordwesten, Troas, war schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von dem Philologen Wood, drauf von Lechevalier untersucht worden. Leake hatte seitdem über die Archäologie Kleinasiens viel Anziehendes mitgetheilt; der Orientalist Jaubert bereitete eine gründlichere Kenntniß des nördlichen Uferstriches vor. Aber gerade das innere Land, von welchem man am wenigsten wußte, wie viel sich dort aus dem Alterthum erhalten, wie sich das Loos der Bevölkerung gestaltet habe, welche bleibende Naturverhältnisse dort zu beobachten seyen, gerade dieß Binnenland wartete noch auf tüchtige Forscher und wahrheitsliebende Berichterstatter.

Einen Theil dieser Lücken füllt endlich ein ehemaliger Zögling der berühmten pariser Normalschule, H. V. Fontanier, durch den Theil seiner Voyages en Orient, welcher die asiatische Türkei begreift. Es gelang diesem jungen Gelehrten mitten durch das Festland von Georgien bis ans Mittelmeer vorzudringen. Außer den geologischen Bemerkungen, wodurch sein Werk troz dem Mangel an Höhenmessungen u. a. m. wissenschaftliches Interesse gewinnt, beschäftigt sich Fontanier vorzüglich mit den Sitten und der Lebensart der von ihm gesehenen Völkerschaften. Ohne den scharfen Blick zu besitzen, welcher es einem Reisenden selbst bei kurzem Aufenthalte in einem Lande möglich macht, die hervortretenden Charaktere und die kleinsten Nüaneen der Völkerverhältnisse genau zu fassen und kurz darzustellen, gibt doch Fontanier in ungekünstelter Schreibart eine höchst anziehende Reihe von Skizzen, welche durchgängig das Gepräge der Wahrheit tragen.

Wir versuchen es, in einigen Auszügen dasjenige hervorzuheben, was den Lesern dieser Blätter am wissenswerthesten scheinen möchte, und folgen Fontanier in die Familienkreise, die Harems, suchen das Staatsleben, die Belustigungen, auch das Unglück der bisher fast in Dunkel gehüllten Länder kennen zu lernen. Wir machen uns mit

einer Bevölkerung vertraut, die sich eben so wenig um die Vergangenheit als um die Gegenwart, am wenigsten um die Zukunft bekümmert, und die wahrscheinlich erstaunen würde, wenn sie erführe, daß die Gebildeten Europas eben so großes Interesse an ihrem früheren und jetzigen Leben nehmen, als die europäische Politik an ihrer Zukunft.

Sklavenhandel.

Die Ausfuhr der Stadt Trapezunt ist sehr bedeutend. Nach Rußland schickt man trockenes Obst, Tabak und anatolische Zeuge, aber der merkwürdigste Verkehr ist der Sklavenhandel. Die Kriegsgefangenen der barbarischen Völkerschaften des Kaukasus, aus Mingrelien und Guriel entwendete, oder bisweilen von ihren Eltern verkaufte Kinder werden von Anapa aus oder längs der Küste nach Trapezunt gesandt, wo sich bei meiner Anwesenheit zweihundert im Hafen befanden; sie gehörten mancherlei Nationen an, man nannte sie aber alle Georgier. Der mit weißen Sklaven getriebene Handel gleicht übrigens in keiner Hinsicht dem Negerhandel; die meisten Sklaven sind mit ihrem Loos zufrieden. Nur die reichen Türken können sich welche verschaffen. Sie werden eher wie Kinder vom Hause als wie Diener behandelt, die gemeinen Arbeiten überläßt man Taglöhnern; man gibt ihnen schöne Kleider und Waffen, sie begleiten ihren Herrn, und leisten ihm die Dienste, welche sonst ein Sohn für den Vater verrichtet. Das Loos der jungen Mädchen ist mehr oder minder glänzend, je nachdem sie verständig und schön sind. Oft werden sie unumschränkte Herrinnen des Harems. Durch die Hindernisse, welche die russische Regierung diesem Sklavenhandel entgegensezt, nimmt er täglich ab; ich bezweifle aber, ob sie sich dadurch die Gunst jener Völkerschaften erwirbt. Die jungen Bursche werden noch lange der Zeit denken, wo sie das rauhe Leben im Gebirge gegen ein glänzendes Loos und die Möglichkeit, zu bedeutender Macht zu gelangen, vertauschen konnten; und die Einbildungskraft wird die jungen Mädchen noch lange nach den Harems versetzen, wo sie ehemals Herrinnen wurden, wo reiche Gewande mit kostbarem Geschmeide das schmutzige Seidenhemd und ihren groben Schmuck ersezten.

Auf der Reise durch das Binnenland schlossen sich Türken von Achalsich an unsre Karawane an. Sie hatten vier Sklaven bei sich, zwei Mädchen und zwei Knaben, die sie an den Meistbietenden absetzen wollten. Die Mädchen sagten mir, sie seyen in einem Dorfe Guriels geboren, Nachts entwendet worden und befinden sich seit der frühsten Jugend im Hause ihres Eigenthümers, den sie als ihren Vater betrachteten. Sie waren gar nicht unruhig über ihr Schicksal, und am wenigsten machte ihnen Sorge, an wen sie verkauft würden. Die eine war schön und ließ sich stolz von den Führern aufwarten, als wären sie ihre Bedienten. Die andere war nicht so munter; ihre Eitelkeit war verlezt, weil man sie nur auf vier Beutel schäzte, während man für ihre Gefährtin vier-und-zwanzig verlangte. Die Knaben waren zwölf bis fünfzehn Jahr alt; man wollte zwölf Beutel für jeden haben; ein Beutel ist ungefähr hundert Gulden. Die Eigenthümer wurden nicht müde, die Schönheit und die guten Anlagen ihrer Sklaven anzupreisen. „Ich sehe diese Mädchen,“ sagte der älteste, „für die meinen an; wir hatten uns des Nachts in ihr Dorf geschlichen, ich tödtete mit dieser meiner Hand ihre Eltern und steckte ihr Haus in Brand. Gott weiß, mit welcher Zärtlichkeit ich die Kinder aufgezogen habe; dem Himmel sey Dank, sie sind muselmännisch geworden, und ich kann versichern, gegen ihre Tugend ist nichts einzuwenden. Wie konnte ich auch sonst wagen, sie großen Herrn anzubieten, welche allein bezahlen können, was sie werth sind.“ In der That trug er die größte Sorgfalt für die Mädchen, gab sogar viel für ihren Schmuck aus, und wurden sie böse, sagten sie ihm sogar Grobheiten, wagte er kaum ein Wort zu erwiedern.

Da kam ein persischer Kaufmann zu mir in's Zelt, welcher zeigen wollte, daß er reich sey; er sagte mir, er wünsche die schönste der Sklavinnen zu kaufen, und wenn sie ihm nicht anstehe, so bringe er sie in Konstantinopel wieder an den Mann. Der Türke bestimmte einen Tag zum Verkauf und man erlaubte mir, gegenwärtig zu seyn. Die Mädchen saßen unter einem Baume, das Gesicht sorgfältig verschleiert; die Unterhandlung begann, der Eigenthümer lüftete ohne Ziererei den Schleier der Göttin, sezte sich wieder und fuhr fort, seine Waare anzupreisen, aber der Perser bot nur vier Beutel. Ich weiß nicht, wer wüthender darüber war, der Herr oder die Sklavin; aber beide warfen sich über den Käufer her, prügelten ihn durch und verbaten sich für die Zukunft solche Anträge. Die Dame erklärte, sie würde sich nie an einen Mann verkaufen lassen, der ihre Reize so schlecht zu würdigen verstehe, und sollte er auch den doppelten Preis bieten.

Später habe ich erfahren, daß die Sklaven an einen reichen Herrn zu Siwas verkauft worden sind. Die erste ging für sechszehn Beutel ab, die zweite für fünf, die beiden Knaben (zusammen) für zwölf; das machte über dreitausend Gulden. Ich weiß nicht, ob der Verkäufer nachher sein Gelübde erfüllt hat: eine Wallfahrt nach Mecca zu unternehmen und in Alexandria Kaffee einzukaufen, um ihn in seiner Heimath zu verhandeln.

Man hat keine Vorstellung davon, wie viele russische Soldaten nach der Türkei und nach Persien auswandern. So armselig auch ihr Loos in dem erstgenannten Lande ist, so finden sie doch dasselbe besser als den Kriegsdienst. In der Türkei angelangt, verkaufen sie sich selber für vierzig bis fünfzig Piaster, und die, welche ich gesehen, versicherten mich, ihr Entschluß habe sie niemals gereut. Man gebraucht sie am liebsten als Stallknechte.

Kömmt es ihnen aber nach dem Verkauf in den Sinn, zu entwischen, so bringt man sie ohne Barmherzigkeit um; viere waren kurz vor meiner Ankunft zu Erzerum aufgehängt worden.

Manuela.

(Fortsetzung.)

„Was bringt Euer Gnaden zu mir?" fragte General Lopez B. freundlich den über die unerwartete Höflichkeit dieser Anrede fast bestürzten Fremdling. Ich trug ihm, so gut es ging, meine Angelegenheit vor; der General lächelte zu meiner spanischen Redekunst und erkannte meine Unschuld. Zum Ueberfluß zeigte ich ihm meine Papiere. Der spanische Paß wies mich aus und rechtfertigte meine Streiferei auf den Flanken seiner Armee. Ein Empfehlungsschreiben an den französischen Generalkonsul von Biscaya und Navarra, Señor Don Vicente Garruete, lag dabei. Mein Glücksstern wollte, daß dieser Mann, dem ich von französischen Freunden dringend empfohlen war, gerade im Kabinet des Generals, mit dem er am frühen Morgen schon gearbeitet hatte, zugegen war. Der Sekretär mußte ihn rufen. Der ehrwürdige Greis empfing mich wie ein heimgekehrtes Glied seiner Familie; die spanische Herzlichkeit und Gastfreundschaft hatte an ihm ihren würdigsten Repräsentanten. Aus einem Fremden war ich plötzlich ein Kind des Hauses geworden; denn dieß Haus war das Eigenthum des Konsuls, bei dem der General sein Quartier genommen hatte.

Don Vicente hatte mich umarmt und mit einer schönen spanischen Redeform, die, wenn sie auch nichts mehr, als eben eine Redeform ist, doch vortheilhaft für den Charakter eines Volkes spricht, das solche Hingebung für den Gast zu einem stehenden Ausdruck in seinem Wörterbuch der Höflichkeit machen konnte, sein ganzes Haus zu meiner Verfügung gestellt, als Don Lopez, der General, hinzufügte: „Euer Gnaden haben nun Genugthuung für den kurzen Irrthum meiner Leute erhalten. Ich sehe aus Ihren Papieren, daß das Ziel Ihrer Reise Burgos ist. Nehmen Sie meinen Rath an, bleiben Sie hier. Die Wege sind schlimmer bestellt, als Ihre Jugend glaubt. Es soll Ihnen hier an Gelegenheit nicht fehlen, Spanien kennen zu lernen. Bleiben Sie in Bilbao, wenigstens so lange, bis die Truppenmärsche vorüber sind. Die Landschaft zwischen Vittoria und Burgos wimmelt von heimathlosem Gesindel; Sie sind als Fremdling keinen Augenblick sicher, und die Kommunikation mit Frankreich ist gänzlich gesperrt."

Die Erfahrung, welche ich so eben gemacht hatte, war zu neu, als daß ich sie schon wieder vergessen haben konnte. Allein mehr noch als dieß imponirte mir das Gemisch von wohlwollendem Ernst und warnender Freundlichkeit, mit dem der General diese Worte sprach, und die überraschende Güte, mit der er mir am Schluß derselben seine Hand reichte und die meinige drückte. So viel Güte überwand meinen Starrsinn; ich fühlte mich plötzlich und auf beinahe wunderbare Weise zu diesem Manne hingezogen, der das rauhe Handwerk der Waffen mit so viel menschlichem Wohlwollen ausübte, und dem die eisernen Pflichten seines Berufs so viel ächte Humanität übrig gelassen hatten, daß diese gegen den ersten den besten Fremdling in so theilnehmenden Worten überfließen konnte. Ich glaubte einen Blick in sein Herz gethan zu haben; es kam mir vor, als müßte eine verneinende Antwort von meiner Seite ihm wehe thun, indem sie ihm Mangel an Vertrauen bewies, und ich sagte ihm zu, einstweilen in Bilbao zu bleiben.

Der General nahm meine bejahende Antwort mit einer Freundlichkeit auf, die ihm vollends mein ganzes Herz gewann, und fuhr fort: „Es freut mich, daß Sie meinen Rath würdigen, und ich hoffe, Sie werden, so lange Sie bei uns bleiben und so oft ich in der Stadt bin, meinen Tisch nicht verschmähen. Wir haben nicht blos Soldaten hier; Sie sind ein Gelehrter und Sie finden Ihres Gleichen bei mir. Señor Llorente und Don Francisco Galiano kommen zu mir, und meine Frau wird sich freuen, Sie kennen zu lernen. Auf Wiedersehen am Abend. Meine Speisestunde ist um sechs Uhr." Ich wußte kaum, wie mir geschah. Der General ist ein Engel, dachte ich. Wer hätte einen solchen in diesen Zeiten, in diesem Lande, in diesem Hause gesucht? Mein militärischer Begleiter erschien nicht wieder. Don Vicente begleitete mich bis zur Treppe, bat mich dann für den Abend zu sich, um mich dem Kreise seiner Familie vorstellen zu können, und sagte mir zum Abschied, wir werden uns an der Tafel des Generals wiedersehen.

Auf der Straße erst fiel mir ein, was Don Lopez von seiner F r a u gesagt hatte. Sollte s i e es seyn, fragte ich mich selbst, und irrte, in Träumereien verloren, erst in den engen, ungepflasterten Gassen Bilbaos, auf seinen kleinen, aber freundlichen und belebten Plätzen, sodann auf den grünen Bergen, welche mit ihren steilen Wänden die Stadt einschließen, umher; weidete mich an dem Anblick des Fremden und Neuen, das mich ringsumgab, blickte von den höchsten Spitzen auf den immer neuen Proteus, das Meer, hinab, das jezt im Wiederschein der Mittagssonne hell wie Diamant und Saphir strahlte, durchirrte die grünen Kastanienhaine, die Maisfelder, die Carubengärten, welche Bilbao, wie in einem Meer von Laub, ringsum von allen Seiten verhüllen, labte meinen ermüdeten Körper in einer ächtspanischen Venta an köstlicher Chokolade, plauderte mit Arrieros, scherzte mit biscayischen Bäuerinnen, voll natürlicher Gra-

zie und plauderhaft, wie Evas Töchter es nur seyn können; besuchte die Kirchen und das Monument zu Ehren der Konstitution. — Um sechs Uhr Abends stand ich wieder unter dem hohen Portal des Konsulatgebäudes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Nun kann man Dlle. Sontag die hochgefeierte in Paris nennen, und ich wüßte keine fremde Sängerin, die seit der unerreichbaren Catalani mit so lebhaften Beweisen von Beifall und Theilnahme entlassen worden wäre, als die junge deutsche Sängerin, und wenn gleich Anfangs manche Kritiker über ihren Gesang sich nicht ganz billigend oder wohl gar rügend geäußert hatten, so kann sie sich andernseits rühmen, es dahin gebracht zu haben, daß bei ihrer Abreise alle Stimmen, oder wenigstens die meisten, sich zu ihren Gunsten äusserten. Seitdem man wußte, daß sie Paris bald verlassen würde, verdoppelte sich der Eifer der Zuhörer, die Vorstellungen an der italienischen Oper wurden außerordentlich stark besucht, ihre Benefizvorstellung fiel sehr glänzend aus, und obschon dieß als das lezte Auftreten der Künstlerin angekündigt worden war, so folgte doch ein zweites, drittes und viertes sogenanntes l e z t e s Auftreten, und endlich ein allerleztes, wovon unten die Rede seyn soll. Das Journal des Débats spottete ein wenig über die Pariser, die bei verdoppelten Preisen sich drängen und ihr schweres Geld hergeben, um Opern zu hören, die sie einen Monat früher mit weit mehr Bequemlichkeit und um den halben Preis hätten hören können. Allein kann man es den Reichen verdenken, daß sie sich durch verdoppelte Preise nicht abschrecken ließen, eine herrliche Stimme zu hören, die sie nun nicht mehr vernehmen werden? Und haben die Journale nicht selbst durch ihr Loben und Bedauern das Publikum angespornt, die lezten Abende noch zu genießen? Ein Tageblatt, le Temps, durchgeht die Geschichte der Dlle. Sontag auf der Pariser Bühne, die einen Zeitraum von viertehalb Jahren umfaßt, die Monate der Abwesenheit mitgerechnet, und in diesem Zeitraume bezeichnet der Theaterkritiker zwei von einander verschiedene Epochen. Als sie zuerst im Jahr 1826 nach Paris kam, trat sie in Rossinischen Rollen auf, die nur eine biegsame, gefällige Stimme erfordern; in diesen Rollen zeigte sie sich als Meisterin und erhielt ungetheilten Beifall. Was sie mit ihrer lieblichen Stimme alles ausrichten konnte, sezte in ein ergözliches Staunen; solch ein melodisches Gezwitscher von der Bühne herab zu hören, war eine herzliche Lust. Allein als nach Dlle. Sontags Abzuge die Pasta in den leidenschaftlichen Rollen, die sie sich gewählt hat, wieder auftrat, sah man doch wohl, daß ein großer Unterschied zwischen einer lieblichen Sängerin, die ihre ganze Kunst in der Kehle hat, und zwischen einer tiefdenkenden Schauspielerin ist, die nicht allein schön singt, sondern auch fühlt, was sie vorträgt, also eine eben so gute Sängerin als Schauspielerin ist. Im Januar 1827 trat Dlle. Sontag wieder auf und zwar dießmal in Othello, worin Mad. Pasta so vortrefflich gewesen war. Hier wollte sie wieder ihre mezza voce anbringen; allein da die Rolle voll Energie und Leidenschaft ist, so gab dieß einen sonderbaren Gesang; sie hatte weder die Pasta erreicht, noch die Dlle. Sontag des vorigen Jahres. Nun ließen die Tageblätter ihre Warnungen vernehmen, sie solle auf ihre kleinlichen Mittel, die Ohren zu ergözen, Verzicht thun, das zugespizte Mäulchen hübsch öffnen, wie es sich in einer großen Rolle gebührt, und mit voller Stimme singen. Sie ließ klüglich die leidenschaftlichen Rollen fahren und spielte wieder die Rollen im Barbiere di Sevilla, in der Cenerentola, der Donna del Lago u. s. w., die ein leichtes und gefälliges Spiel erfordern. In diesen Rollen ergözte sie wieder das Pariser Publikum; es fing jedoch an, sich an dem Einerlei etwas zu übersättigen. Sehr klug machte daher die Sängerin wieder einen Abstecher auf die Londoner Bühne, und dießmal tröstete Mad. Malibran die Pariser wegen der Abwesenheit der deutschen Künstlerin. Als diese nach einiger Zeit wieder auftrat, wollte es mit der Stimme nicht mehr recht fort; Einige schrieben dieß der Wirkung der Londoner nebelichten und mit Kohlendampf geschwängerten Luft zu; Andere munkelten von andern Ursachen, welche ihrer Stimme Schaden gethan haben sollten, und in diese Zeit fällt die sonderbare Ankündigung ihres Arztes in den Pariser Blättern, sie sey über einen Pfirsichstein ausgeglitten und gefallen. Der Pfirsichstein wurde vom malizibsen Publikum sehr ironisch aufgenommen, und man scherzte lange über den Einfall des Hrn. Doktors. Glücklicherweise erholte sich die Stimme nach dem vorgeblichen Falle über den Pfirsichstein wieder, und die Sontag erschien von Neuem auf der Bühne, aber neben der Malibran, die sich unterdessen durch gefühlvollen Gesang in die Gunst des Publikums gesezt hatte. Das liebliche Gezwitscher der Dlle. Sontag konnte nicht mehr ausreichen, den Beifall des Publikums lange zu erhalten; hier scheint die Sängerin ernstlich nachgedacht und sich überzeugt zu haben, daß, um ferner neben ihrer Gefährtin glänzen zu können, sie wie diese ihre Rollen nicht allein absingen, sondern auch empfinden und vortragen müsse. Was der Rath der Theaterkritiker nicht hatte bewirken können, that wahrscheinlich die Rivalität und das heftige Verlangen, von einer Nebenbuhlerin in der Gunst des Publikums nicht ausgestochen zu werden. Hiermit beginnt die zweite Periode des Spiels der Dlle. Sontag auf der Pariser Bühne.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 52: Das Räthsel.

H o m o n y m e.

Wo wilde Menschen
Die Fäuste ballen,
Vom Streich der Aexte
Die Bäume fallen,
Wo zum Altare
Die Ritter wallen,
Gesprengt vom Pulver
Maschinen knallen,
Wo durch Gebirge
Die Donner hallen,
Wo Nachtigallen-
Akkorde schallen:
Da wirst du leicht das Wort des Räthsels finden,
Mit Faust, Holz, Mord, Bliz, Ritter es verbinden,
Von Nachtigallen mit Entzücken hören.
Als Mensch mußt du zu Einem selbst gehören;
Doch wirst du dich, kommt's dir zu nah, empören.
Allein umsonst, wenn dich der blasse Tod
Damit bedroht.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 39.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 15. Februar 1830.

— Da sein Weib ihm solch ein Segen ist,
Findt er des Himmels Lust auf Erden schon.

Shakespeare.

Manuela.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschaft war beinahe versammelt. Offiziere jeden Ranges, zwei Deputirte der Kortes, unter denen ein schöner, junger Mann mit einer tiefen, aber wohltönenden Baßstimme mir als Don Fransisco Galiano bezeichnet wurde, Kaufleute und Beamte, der ehrwürdige Don Vicente, ein königlicher Staatsrath, Don Everardo Buron, als Kunstkenner bekannt, ein Bischof und ein kleiner, hagerer Greis, mit kleinen, lebhaft blitzenden grauen Augen und buschigen Brauen im Priesterkleide, in dem ich Señor Llorente, den berühmten Sekretär der Inquisition und ihren Geschichtschreiber wieder erkannte, bildeten die anziehende Versammlung. Ich war der einzige Fremde in ihr und empfing als solcher die einfachen und herzlichen Begrüßungen, mit denen der gebildete Spanier gegen Ausländer so freigebig ist, als strebte er diesen dadurch das mißtrauische und unfreundliche Benehmen seiner ungebildeten Landsleute vergessen zu machen. Am Oberende der Tafel war eine Stelle zur Seite des Generals unbesezt. Plötzlich rauschten zwei Flügelthüren auf, eine Dame erschien und nahm den freigelassenen Sitz ein. Ich male dem Leser meine Empfindungen nicht, als ich in dieser Dame meine Erscheinung von heute Morgen wieder erkannte. Ich selbst saß der Dritte von ihr zu ihrer Rechten. „Meine Frau,“ sprach der General leichthin über die Tafel weg. Man servirte die Suppe. Ich hatte nur Auge und Ohr für den General und die Dame, die ihm zur Seite saß, ohne Uebertreibung das liebenswürdigste Paar, das meine Augen jemals gesehen haben. Hätte ich auch nicht schon so viel Veranlassung gehabt, meine Aufmerksamkeit auf diese beiden zu beschränken, der Austausch von zarter Aufmerksamkeit, der zwischen ihnen stattfand, der unverkennbare Ausdruck des Glücks und der seligsten Freude, den man auf den Zügen beider las, und der das Bewußtseyn, sich einander anzugehören, zum Grunde hatte, die fremdartige Schönheit der Frau, der würdige und doch so liebevolle und männliche Ernst des Generals, der freudige Blitz seines Auges, wenn es auf das ihrige traf, und die zärtliche, von allem Affektirten freie Hingebung seiner schönen Gattin, so oft er Wort oder Blick an sie richtete, alles dieß verrieth mir, daß an dieser Tafel ein glückliches Paar sitze, wie es selten die Erde trägt. Das konnte keine Ehe gewöhnlicher Art seyn; irgend ein sonderbares, seltenes und vielleicht romantisches Verhältniß, irgend ein merkwürdiges Geschick, so schien es mir, mußte dieß Band geknüpft haben, dessen äußere Erscheinung so verschieden von allem war, was mir bisher vorgekommen. Denn ich gestehe, daß die gewöhnliche Kälte zwischen Ehegatten, dieser sichtbare Ueberdruß, diese Gleichgültigkeit, oder gar offenkundige Feindseligkeit, wie man sie zwischen Ehegatten so oft findet, auf mein jugendliches Gemüth immer einen höchst widerwärtigen Eindruck gemacht hatten; ja, ich läugne es nicht, die Allgemeinheit dieser Beobachtung hatte es schon mit Abneigung

und ungerechtem Vorurtheil gegen die Ehe überhaupt zu erfüllen angefangen. Hier sah ich nun plötzlich, und zwar unter Waffen und Bürgerkrieg, das schöne erhabene Bild einer noch nie erblickten Zärtlichkeit unter Gatten vor mir, das Gegentheil von allem, was ich bisher beobachtet zu haben glaubte.

War Donna Manuela mir schon am Morgen reizend erschienen, so stellte sie jezt das Bild der schönsten Frau dar, die ich noch gesehen. Gewöhnlich erhöht der Schmuck und der gewählte Anzug für mich die Reize einer Frau um nichts, vielmehr verscheucht er oft die Täuschungen, zu denen bei einer schmucklosen Frauengestalt die Phantasie uns verleitet. Allein bei ihr war die Wirkung anders. Der Glanz ihrer nicht überladenen, aber doch gut gewählten Kleidung hob ihre natürlichen Reize, und sie war eine der wenigen ihres Geschlechtes, denen die Kunst der Toilette nichts von ihrer Schönheit raubte.

Indeß war der General bei Tische, obgleich man deutlich erkannte, sein Herz sey ausschließlich bei seiner holden Nachbarin, doch eben so liebenswürdig unbefangen, wie ich ihn in seinem Kabinet hatte kennen lernen. Jedem seiner Gäste verstand er etwas Angenehmes zu sagen, jedem wußte er seinen Platz, seine Gesellschaft erfreulich zu machen. In seinem Benehmen ward man gewahr, daß er mehr ächtem Verdienst, als der Gunst der Geburt oder fremdem Vorschub das verdankte, was er war. Sein Mitgefühl und sein natürliches Wohlwollen für Geringere, die von aller künstlichen Herablassung freie Art, mit der er zu diesen von ihren Pflichten sprach, machte es unzweifelhaft, daß auch er einst auf derselben Stufe gestanden habe und mit ihrer Lage innig vertraut sey. Daneben aber zeugten die Würde seines Benehmens, die Feinheit seines Tones und seine mannigfachen Kenntnisse eben so sehr von dem Werth, den er auf seine Stellung legte, als von dem ächten Verdienst, das ihn dahin geführt.

Donna Manuela sprach wenig und leise, und nicht ohne Befangenheit gab sie ihr auf die bedeutungslosen Fragen Antwort, welche sie an den Fremdling richtete, und die alle die spiegelhelle Reinheit eines völlig kindlichen, schuldlosen und mit den Dingen der Welt nur wenig vertrauten Gemüthes verriethen. Namentlich schien Europa ihr fremd, während sie mit Vorliebe von andern Erdtheilen redete und einmal mit sichtbarer Rührung den Namen Havannah aussprach. Das Gespräch, bis dahin einzeln und gruppenweis fortgeführt, ward bei diesem Anlaß allgemein. Ich nahm geringen Antheil an den politischen Hin- und Widerreden über das Benehmen der Kortes gegen Meriko, das Señor Galiano umsonst zu rechtfertigen bemüht war, und war indessen von meinem Nachbar, Llorente, in eine unerfreuliche Diskussion über die alte erlauchte Dichterschule Spaniens verwickelt worden, wobei der gelehrte, aber etwas unpoetische Greis wunderlicher Weise den Satz durchzuführen strebte, der Reiz der Poesie bestehe nur im Versmaß und im Reim, als ich Donna Manuela plötzlich erblassen und auf ihrem Sitz unruhig werden sah. Die Wendung des Gesprächs, das an ihrer Seite geführt wurde, schien die Ursache dieser Unruhe zu seyn. Ich kehrte daher Señor Llorente den Rücken und horchte, wovon es sich handle und was die schöne Frau so beunruhige.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus der asiatischen Türkei.

Türkische Musik. Der Seraskier von Erzerum. Türkische Justiz.

Wir fanden einmal, als wir von einem Ausflug zu unserer Gesellschaft zurückkehrten, dieselbe beschäftigt, türkische Musik anzuhören. Zwei Individuen von ernstem und widerwärtigem Antlitz machten ihnen dieß Vergnügen; der eine spielte eine Art Clarinette mit fünf Löchern, der andere begleitete ihn auf einer großen Trommel. Angenehm fand ich die Musik eben nicht, aber die andern Zuhörer waren bezaubert; ihre Zufriedenheit that sich indessen nicht etwa durch lebhafte Aeußerungen kund, sondern nur durch gespannte Aufmerksamkeit, durch ein leises Accompagniren mit dem Kopf, auch zupften sie sich fortwährend am Bart und schlugen die Augen gen Himmel. Es war ein gar seltsames Schauspiel: zwei einzelne Musikanten, von Kopf bis zum Fuß bewaffnet, suchten ihr Glück in einem fast verödeten Lande, wo es eben so schwer war, Zuhörer zu finden, als ihnen Geld abzulocken. Als ich ihnen etwa so viel als sieben Kreuzer einhändigte, wurde meine Freigebigkeit allgemein bewundert; sonst bekamen sie nur drei bis vier Paras (drei Heller). Sie rauchten mit uns, tranken Kaffee und zogen mit einem Phlegma ab, das sonderbar mit ihrem Gewerbe kontrastirte.

Den Persern, in deren Gesellschaft ich mich befand, fiel noch mehr als mir das hochmüthige, barsche Wesen der Türken auf. Mit welch hübschen Sachen, welch graziösen Komplimenten und Grüßen, je nach Rang und Stand der Zuhörer, hätten sie dagegen Sänger in ihrer Heimath erfreut! Bei jeder Gelegenheit äußerte sich der Nationalhaß, welcher zwischen beiden Völkern herrscht, auf's stärkste. Auch bei Gelegenheit der Sänger unterließen sie nicht, alle ihre Beschwerden gegen die ganze türkische Nation aufzuzählen, alle die Beleidigungen und Plackereien, welche sie jeden Augenblick auszustehen hätten. Sie kränkten aber auch in ihrem Stolz auf die Erfolge, welche der persische König in seinem lezten Kriege gegen die Türken davon getragen, die Eigenliebe ihrer Feinde durch das Erzählen der Niederlagen der Türken.

Wir machten einen Besuch bei Galib Pascha, Seraskier von Erzerum und Statthalter der Provinz. Dieser Pascha,

früher Reis-Effendi und Großvezier, steht im Rufe, äußerst klug und geschickt zu seyn; ihm schrieb man den Plan zu, welcher bei Ausrottung der Janitscharen befolgt worden war; aber seine schwächliche Konstitution erlaubte ihm nicht, an der Ausführung Theil zu nehmen; man überließ sie dem starken Arme Aga Paschas. Zur Kaiserzeit war er in Paris Gesandter des Sultans. Nachdem wir durch mehrere ganz leere Säle und einen dunkeln Gang gekommen waren, fanden wir Se. Excellenz in einem kleinen, sorgfältig, aber einfach verzierten Zimmer. Er trug die gewöhnliche Kleidung eines vornehmen Türken und keinen andern Schmuck, als einen Diamant von großem Werth an seinem Finger; es war ein Geschenk Napoleons, und er schien viel darauf zu halten. In seinen Zügen lag ein Trübsinn, den man seiner Kränklichkeit beimaß. Er ist sehr klein, und ohne den langen schwarzen Bart, der auf seine Brust herabfiel, hätte man ihn für eine Frau gehalten. Er that mir nicht die Ehre an, mich zum Sitzen aufzufordern, richtete aber mehrere Fragen an mich, mit einer Feinheit und Leichtigkeit, welche keinen gewöhnlichen Mann verriethen. Ich erwähnte seines Aufenthalts in Paris, und er gedachte mit Vergnügen der Aufmerksamkeit, die er daselbst genoßen, äußerte aber auch, oft habe ihn die vorwitzige Neugier der Franken, ihr ewiges unruhiges Treiben ermüdet, und er habe sich nach den Ufern des Bosphorus, nach ihrer glückseligen Ruhe zurückgesehnt. Er nahm keinen Anstand, mich mit seinen galanten Abentheuern zu unterhalten; übertrieb er nicht, so hatte er sich über die Grausamkeit der Europäerinnen nicht zu beklagen. Drauf ließ er sich ausführlich über seinen Gesundheitszustand aus; das vergißt ein Türke selten, wenn er mit einem Franken spricht; Galib Pascha aber trägt ganz besondere Sorge für sein Wohlseyn. Er braucht seinen Arzt jeden Tag, und dessen Amt ist nicht ganz ohne Verantwortlichkeit. Der Arzt muß alle Heilmittel, die er dem Patienten reicht, mit seinem Siegel versehen, und der Patient seinerseits verwahrt die, welche er noch ferner einnehmen will, mit einem andern Siegel, damit man nicht etwa Gift hineinthue. Der Pascha schloß die Audienz mit den Worten: „Da Du in Persien gewesen bist, so gehen Dich wahrscheinlich die dortigen Angelegenheiten näher an; so wisse denn, das Land hat Rußland den Krieg erklärt, und man überfällt in diesem Augenblick Georgien.“ In der That kam drei Tage darauf der englische Kurier, welcher die Kunde nach Konstantinopel brachte, durch Trapezunt. Der Pascha hatte aber längst einen Tartaren abgesandt, um seine Regierung davon zu benachrichtigen. Diese Schnelligkeit widerspricht dem Vorwurfe der Sorglosigkeit, den man den Türken so häufig macht. Im Gegentheil habe ich bemerkt, daß der Divan immer schleunigst von allem in Kenntniß gesezt wird.

Nach diesem Besuche beim Pascha ging ich zu seinem Neffen, dem Kiaja oder Lieutenant. Er war auch in Paris gewesen, hatte indessen von seinen Reisen keinen sonderlichen Nutzen gezogen. Die lustige Haut wußte nicht mehr als drei Dinge auf Französisch zu sagen: jolie fille, joli garçon, bon vin. Jeden Augenblick kramte er den Schatz seiner Gelehrsamkeit aus, und begleitete die Worte mit schallendem Gelächter. Doch hatte ich bald darauf seine **Gerechtigkeit** zu loben. Als ich durch eine Straße ging, warf ein Armenier, der auf dem Dache eines Hauses stand, einen Stein nach mir und stieß Schimpfworte gegen mich aus. Ich beklagte mich und der Schuldige wurde sogleich ergriffen und vor den Kiaja geführt. „Schurke!“ rief ihm dieser zu, „weißt Du nicht, daß die Franken unter unserm unmittelbaren Schutze stehen, daß sie Gäste des Großherrn sind, daß wir nicht haben wollen, daß sie sich in Konstantinopel über uns beklagen? Wirst sogleich die Bastonade erhalten.“ — „Ich bin ein Rindvieh, ich bin ein Esel,“ erwiederte der Armenier. „Wie viel muß ich bezahlen, damit ich nicht geschlagen werde?“ — „Du wirst geprügelt und bezahlst,“ erwiederte der unerbittliche Kiaja, und so geschah's auch. Der Armenier bekam zweihundert und fünfzig Stockschläge auf die Sohlen, bezahlte dem Kiaja dreihundert Piaster und gab hundert und fünfzig denen, welche mit ihm bemüht gewesen waren. Ich hatte von Neuem durch die Straße zu gehen, in der ich mißhandelt worden war, aber nach jener guten Lehre kam nicht blos kein ähnlicher Auftritt mehr vor, sondern die Einwohner machten sich sogar aus dem Staube, sobald sie mich erblickten. Hätte ich den Leuten, welche in der Levante reisen, einen Rath zu geben, so wäre es dieser: niemals zu Gunsten deren, welche man ihrenthalben züchtigt, ein Wort zu sprechen. Man unterlegt diesem menschlichen Verfahren nie einen ehrenvollen Grund; man betrachtet es nur als ein Zeichen von Furcht und Schwäche. Da die Obrigkeit nichts weniger als gelinde und väterlich ist, so nimmt man nur im äußersten Falle seine Zuflucht zu ihr, dann muß man aber auch ihrem Verfahren nicht in den Weg treten. Hätte ich in dem angeführten Falle meine Klage aufgegeben, der Kiaja und seine Wache hätten es mir schlecht gedankt, daß ich sie um einen Gewinn brachte, den sie als rechtmäßig betrachteten, und gleich den andern Tag hätte ich neue Beschwerden zu führen gehabt, welche gewiß ohne Erfolg geblieben wären.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Die Veränderung, welche mit dem Vortrage der Dlle. Sontag vorgegangen war, bemerkte man zuerst in der Rolle der Rossinischen Semiramis, und es leuchtete dem Publikum ein, daß es an der Sontag eine gute Schauspielerin bekommen werde. Als Mathilde de Sabran, in der Rossinischen Oper dieses Namens, legte sie dasselbe Streben an den Tag; die beiden jungen Künstlerinnen wetteiferten an Talent und an Ausdruck des Gefühls; es war eine Lust, sie nebeneinander zu sehen und zu hören, besonders in dem berühmten Duett

des zweiten Aufzuges des Tancredi; solch eine wunderbare Verschmelzung zweier vortrefflichen Stimmen ist etwas höchst seltenes, und versezte die Pariser in ein wahres Entzücken. In Caraffa's Nozze di Lammermoor zeigte sich Dlle. Sontag als eine sehr pathetische Schauspielerin, und als Donna Anna in Mozarts Don Juan brachte sie es dahin, daß diese Oper, die Anfangs ziemlich kalt aufgenommen wurde, wie ich neulich gemeldet habe, zulezt alle wahren Musikliebhaber herbeizog und mit rauschendem Beifalle und bei vollem Hause gegeben wurde; freilich wurde sie von Mad. Malibran und Dlle. Heinefetter vortrefflich unterstüzt; allein sie war doch der Hauptedelstein in dieser Krone. Also eben, weil sie nach und nach zu einer hohen Vollendung gelangt ist, wird die Künstlerin ziemlich lange in Paris vermißt werden. Auch haben die Zeitungen nicht ermangelt, ihr im Namen des Publikums den Wunsch zu äußern, sie möchte noch einige Monate verweilen, da die Kälte der Stimme schade, die schlechten Wege und die ausgetretenen Flüsse gefährlich seyen u. s. w. Dlle. Sontag hat aber diesen Bitten kein Gehör gegeben und endlich am verwichenen Sonntag zum allerlezten Male die Pariser entzückt. Schon in der vorigen Woche hatte sie einmal zum Besten der Armen im Ambigue-comique-Theater gesungen; aber auch auf dem Operntheater war sie und das übrige Personal der italienischen Oper für die Bedrängten in diesem strengen Winter, wie es keinen seit langer Zeit in Paris gab, zu singen bereit. Dieses bewog den Präfekten und den Präfekturrath, eine große und pomphafte Darstellung im grossen Opernsaale zu veranstalten und die Preise ungemein zu erhöhen, um eine sehr bedeutende Einnahme zu bewirken, und da der König versprochen hatte, derselben beizuwohnen, so war man auch der Höflinge sicher und konnte also schon die Preise hoch ansetzen. So entstand ein Wetteifer an Wohlthätigkeit, und die reichen Bankiers Lafitte, Rothschild u. a. zahlten 1000 bis 1500 Franken für ihre Logen, indeß, wie es scheint, die adeligen Höflinge sich nicht so freigebig bewiesen; daher die Ultrablätter auch mit einiger Eifersucht von den milden Gaben reden, welche die Matadore vom Handelsstande dargebracht haben. „Die Bankiers,“ sagt ein mißgünstiges Blatt von der ministeriellen Seite, „wetteifern mit einander, um zu sehen, wer das meiste Geld darbringt; der Opernsaal gleicht einer Versteigerungssizung; die Logen gehören den Meistbietenden; jeder will die beste Loge haben und die größte Wohlthätigkeit zeigen. Man sollte glauben, es handle sich hier um ein Darlehen zu Gunsten des Staates. Man erzählt, Jemand habe 1000 Franken eingesandt und eine Loge gegenüber der Bühne verlangt; da aber keine mehr vorhanden gewesen, so habe er das Geld zurückgenommen, unwillig darüber, daß man ihn verhindere, in der besten Loge der Oper sein gutes Herz zu zeigen. Kurz, der Enthusiasmus bemächtigt sich aller Seelen, und Mancher, der nicht im mindesten an die Noth der Armen in dieser Jahreszeit dachte, wird auf einmal ganz barmherzig, da er vernimmt, wie viel Vergnügen ihm für seine Freigebigkeit versprochen worden.“ Solche hämischen Bemerkungen mögen in den Hôtels der Vorstadt St. Germain ein angenehmes Lächeln erregt haben; allein die Armen, welche, Dank sey es der Freigebigkeit der reichen Kaufleute, Nahrung, Kleidung und Holz bekommen haben, werden gewiß eher die Bankiers, die 1000 Franken für eine Loge eingesendet haben, segnen, als die Grafen und Herzoge, die ihren kärglichen Antheil, d. h. nicht mehr als den bestimmten Preis gezahlt haben. Der König war dießmal ohne allen Prunk gegenwärtig, daher denn auch die gewöhnliche Etikette nicht beobachtet wurde. Man fand es äußerst lächerlich, als unter dem rauschenden Beifalle, den Dlle. Sontag bei ihrem Auftreten erhielt, Jemand (vermuthlich ein Polizeibeamter) im Orchester aufstand, sich an das Publikum wandte und rief: „Es ist unanständig, während der Anwesenheit des Königs zu klatschen.“ Das Publikum klatschte nun noch viel stärker, und der König selbst mischte seinen Beifall mit dem seiner Unterthanen und brachte der fremden Künstlerin, welche so großen Antheil an der Verherrlichung dieses Abends hatte, den verdienten Zoll seiner Zufriedenheit. Wie herrlich sie in den ausgewählten Auftritten von Tancredi und andern Opern gesungen, haben die Zeitungen ausführlich berichtet. Paris wird wahrscheinlich die Künstlerin nun nicht mehr sehen; Dlle. Sontag wird ihrerseits gestehen müssen, daß, wenn sie zwar eine vortreffliche Stimme mit nach Frankreich gebracht hat, sie doch erst in Paris gelernt hat, eine Rolle gut durchzuführen, und daß sie vollendeter nach Deutschland zurückkehrt, als sie von da gekommen war. Der musikalische Partheigeist hatte nicht ermangelt, ihr die Malibran entgegenzustellen und einen Zwiespalt unter beiden hervorzubringen. Bald war es das Talent, bald die Schönheit der einen, die man dem Talente und der Schönheit der andern vorzog. Allein die beiden jungen Künstlerinnen waren so klug und blieben gute Freundinnen. Nach einer herrlichen Darstellung des Tancredi, worin sie ihr Duett meisterhaft gesungen, fielen sie sich in der Koulisse sogar in die Arme, so heftig waren ihre Gemüther bewegt. Welch außerordentliches Schauspiel in der Koulissenwelt! zwei sich schwesterlich umarmende Sängerinnen! Dg.

Rom, im Winter 1829.

Wer das ganze Jahr in Rom bleiben muß, ist wahrhaft zu beklagen. Neun Monate lang ist Rom sehr schön und angenehm, und auch gesund; aber Juli, August und September sind drei fürchterliche Monate. Ich habe es nicht glauben wollen und über die Aria cattiva gelacht, allein ich bin durch Anderer Schaden klug geworden. Es hilft auch nichts, selbst in den gesundesten Theilen der Stadt zu wohnen (so gab es in diesem sehr gemäßigten Sommer in den gesunden Theilen der Stadt noch mehr Fieber, als in den ungesunden), denn die geringste Erkältung verursacht das nämliche dreitägige Fieber, wie die böse Luft. Und wie soll man sich vor jener bewahren? Man will, man muß spazieren gehen, um frische Luft zu schöpfen. Man kann nicht viel vor Sonnenuntergang ausgehen, man ist also nothwendigerweise nachher noch im Freien, und dann ist es fast unmöglich, sich nicht zu erkälten, weil die Temperatur so geschwinde wechselt. Die Fremden wissen dieß wohl, und sie erwarten höchstens den St. Peterstag, um Kuppelbeleuchtung und Girandola noch mitzumachen und dann schleunig fortzugehen, sey es nach Florenz oder Neapel. Auch sieht man in diesen Monaten nur verirrte Zugvögel von Fremden hier, die entweder von Florenz nach Neapel, oder von da nach Florenz reisen. Ueberall sieht man Miethzettel aushängen, entweder in französischer Sprache, oder ächt römisch mit „Est locanda“ bezeichnet, und die Vermiether sind mit dem vierten, ja fünften Theile der Wintermiethe zufrieden; sie könnten aber auch umsonst vermiethen wollen und würden doch keine Miether finden. Freilich für einen einzelnen Mann, den keine Geschäfte fesseln, ist dem Uebel bald abgeholfen, denn die Sabiner und Albaner Berge laden so freundlich ein, daß man nicht in Verlegenheit geräth, wohin man gehen soll. Die Künstler, besonders die Landschaftsmaler, gehen auch viel nach Subiaco (Sub Laco) über Tivoli hinaus, wo sie eine schöne Vegetation und herrliche Wälder finden. Jezt ist es Gottlob Winter, und ich habe nie mit größerem Vergnügen gefroren, so beschwerlich dieß auch hier zu Lande ist; davon ein andermal.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 40.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 16. Februar 1830.

Fließe, des Lebens Strom! Du gehst in Wellen vorüber,
Wo mit wechselnder Höh' eine die andre begräbt.
Leben ist Lebens Lohn; Gefühl sein ewiger Kampfpreis.
Fließe, wogiger Strom! nirgend ein stehender Sumpf.

Herder.

Die Jahrgängerschaften in St. Gallen.

Der Gedanke, daß die Bürger einer Stadt, die in einem und demselben Jahre das Licht der Welt erblickt haben, zu einem Vereine zusammentreten, und in jährlichen Versammlungen mit Freude und Rührung das Facit ihrer Gefühle, Anschauungen und Bestrebungen ziehen, daß sie besonders am Schlusse jedes Jahrzehends ein großes Fest der Vergangenheit und der Zukunft begehen, und gleichsam die Paternoster im Rosenkranze ihres Lebens sprechen, dieser Gedanke ist so schön, so natürlich, ja so poetisch, daß wir eine Stadt, in deren Schooß eine so schöne Sitte in voller Ausdehnung besteht, darum beneiden möchten. Von Alters her bestehen in St. Gallen Vereine oder Gesellschaften aller Männer, die im gleichen Jahre geboren worden sind, unter dem Namen von Jahrgängerschaften. Aus dieser Stadt, in der sie vor Kurzem noch allein angetroffen wurden, sind sie nun auch in einige andere Schweizerstädte, namentlich nach Zürich, verpflanzt worden. Selbst der Name ist anderswo unbekannt, und fremde Sprachen haben kaum das sinnentsprechende Wort. In bedeutend größeren Städten kennen einander nicht alle; sie sind nicht in denselben Schulen erzogen worden und sehen einander zu selten; in ganz kleinen Städten und in Dörfern sind der Jahrgänger zu wenige. Wenige können keine lebhafte Gesellschaft bilden, und der Verein zerfiele bald durch den Tod von etlichen. Rekruten sind nicht möglich, das Regiment ist abgeschlossen. Wenn deß ungeachtet noch auffallend gefunden werden mag, daß nur in der Stadt St. Gallen, die etwa neuntausend Einwohner zählt, solche Vereinigungen entstanden sind, so dürfte die Hauptursache und Veranlassung darin gefunden werden, daß die Stadt früher allein, gleich einer Insel im Meere dalag. Die Stadt hatte sich der reformirten Konfession zugewandt, und rund um sie wohnten nur Katholiken. Sie hatte eigene Handelschaft, eigene Sitte, eigene Verfassung, und alles war in ihr eigenthümlich geordnet. Dieß alles hat sich nun zwar seit einer Reihe von Jahren geändert, und seit der schweizerischen Staatsumwälzung steht St. Gallen nicht mehr isolirt wie zuvor. Aber die Institutionen und Sitten der früheren Zeit sind veredelt in die gegenwärtige übergegangen; unter ihnen die Jahrgängerschaften. Sie sind abgeschlossene Gesellschaften, Ganzheiten, Zauberkreise, aus denen Niemand heraus, in welche Niemand eintreten kann. Sie stellen die Natur vor, die jährlich eine gewisse Anzahl von Pflanzen hervorbringt, welche, eine Weile perennirend, mehrere Winter überleben, allmählig jedoch hinwelken. Immer neue Frühlinge, neue Schöpfungen, neue Geschlechter wachsen nach, und keiner kann seine Jahrzahl ändern. Allmählig erstirbt der Jahrgang (Jahrgängerverein), aber in jedem Jahr treibt dafür ein neuer nach. Das Einzelne stirbt, die Gattung und Art lebt dennoch fort, und der sterbende Vater hat Jahrgänger als Nachfolger gezeugt. — Gewöhnlich versammeln sich die Jahrgänger das erste Mal im dreißigsten Jahr. Irgend einer ladet aus freiem Antrieb

oder durch das Vertrauen der andern aufgefordert, zur ersten Versammlung ein. Er spricht ein kurzes Vorwort, dann wird eine Regierung, in Gestalt einer Kommission, für die Geschäfte, ein Vorsteher, ein Seckelmeister und ein Schreiber, sammt einem Fußboten gewählt. Alle heißen Brüder. Man errichtet Kassen für die laufenden Vereinsbedürfnisse, für hülfsbedürftige Brüder, für künftige Festtage. Jährlich einmal versammelt man sich zu Rechnungsabnahme und freundlichem Mahle. Nur freiwillige Beiträge und Geschenke bei Erbschaften und Glückszufällen ernähren die Kasse. Einzelne Brüder erzeigen sich sehr freigebig. Der Aelteste, das heißt der die andern Ueberlebende, erbt zuletzt alles, was noch vorhanden ist. Die Decennalfeste werden mit großer Feierlichkeit begangen, und der gemüthlichen, an denselben gehaltenen Reden sind manche schon gedruckt worden. Mit Variationen aller Art enthalten sie freilich meist nur Auslegungen der Worte: „Die Zeit der Aussaat ist vorübergeeilt, die Saat trägt ihre Früchte, und wir sind in unsere Erute gekommen.“ Je weiter hinausgerückt, desto mehr sind die Hoffnungen, welche in den Kommentaren dieser Textesworte ausgedrückt werden, entweder Früchte selbst oder Blüthen im Wintermonat. Das interessanteste ist wohl das Fünfzigerfest. Da fängt schon mancher an vom Tode zu weissagen, dem es nicht eben Ernst damit ist; in andern aber steigt eine lichte Ahnung auf, und sie wissen es gewiß, daß sie das Sechzigerfest nicht mitfeiern, sind aber darum nichts destoweniger freudig und guter Dinge; bei sechzig sind die Reihen schon gar zu sehr gelichtet, bei siebzig sind schon bei weitem die Meisten in ihr Leichentuch gewickelt, und bei achtzig muß die Gesellschaft erlöschen, ist schon manche ganz erloschen.

Selten ist das bedeutsame Fünfzigerfest gemüthlicher gefeiert worden, als von der Jahrgängerschaft des Jahrs 1779, und wir theilen den Lesern aus der Rede, in welcher Professor Scheitlin seinen Fünfzigern das verflossene Jahrhundert und ihr eigen Bild in demselben erscheinen läßt, folgendes mit: „Ich frage heute, was haben wir an Wahrem gewonnen? Wie groß ist unser Soll und Haben? Das wissen wir, wenn wir's einander auch nicht sagen, daß ohne Thorheit auch nicht Einer bis zu dem weisen Tage gekommen ist, aber auch, daß jeder sein Gutes that und noch Besseres wollte. Die Kraft ist klein, der Wille groß, die That sehr unvollkommen; was wir aber auf Erden in tausend Jahren gewinnen könnten, das haben wir in diesen fünfzig schon gewonnen: das Bewußtseyn unser selbst, des Wechsels der Formen, des Bleibens des Inhalts, das Gefühl des Rechten, die Liebe zu den Menschen und den Glauben an Gott. Weil wir das Alles schon frühe gewonnen haben, glaubten viele unter uns, da sie Zwanzig, oder Dreißig, oder Vierzig zählten, keine Hoffnung, keinen Anspruch auf Fünfzig machen zu dürfen, und die Hoffnung auf die Erfüllung einer, in unsrer Brust geschriebenen Verheißung, die uns ein Gott in unsrer Wiege gab, blüht uns schon lange; doch wird sie sich noch herrlicher im Lauf der Jahre entfalten, und in dem Augenblicke ihrer höchsten Schönheit, im Sterben des Leibes, Erfüllung werden. Wir halten den Anker der Hoffnung fest. Für alle Vergangenheit sagen wir: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!“ Für die Zukunft sagen wir: „Wir stehen im August unsers Lebens.“ In sechs Jahren beginnt unser Herbstmonat, denn der Lebensmonat hat sieben Jahre, das Lebensjahr vier-und-achtzig Jahre; was darüber ist, erscheint als Zugabe. Die Natur thut im Augusttrieb noch manches, selbst am erstorbenen Baume, wenn die Wurzel gut und saftig ist. Aber es wintert oft auch früh. Die Lüfte wehen schon kalt und eisig in die silbernen Locken, und die Sonnenblicke fallen nur in einzelnen Strahlen durch den Nebel; dann kommt endlich der heilige Christ. Er kommt aber erst, wenn die Ernte vollbracht ist, und wir in ewige Scheunen gesammelt haben. Auf den harren wir wie Kinder; ja, laßt uns Kinder seyn! Wollten wir aber fragen, was die Menschheit in diesen fünfzig Jahren, in diesem, nach der mosaischen Zeitrechnung, Hundertundzwanzigstel seit Adam, in diesem Sechsunddreißigstel seit Christus gewonnen habe, so können wir nur sagen: wenig und doch viel, viel und doch wenig! In der Weltgeschichte sind tausend Jahre eine Nachtwache, und hundert wie ein Morgentraum. Sie hat an Licht gewonnen; der Tag geht immer auf, d. h. es geht immer mehr Tag auf. Die Lichtherde waren Indien, Egypten, Persien, Griechenland und Judäa. Dann wurde Italien ein Lichtträger oder Morgenstern, später Deutschland, und wer mag läugnen, daß auch von Frankreich Licht ausströmte? Die Idee war groß, größer als der Gedanke derer, die sie gaben. Jede Idee wird in zerbrechlicher Form gegeben; die Form zerbricht, die Geber sterben, die Idee überlebt alles und bleibt ewig. Könnten wir den Faden finden, der Alles verband und zog, wie beteten wir an und freuten uns mit heiliger Freude, denn auch für die Menschheit kommt der heilige Christ, kommt ein Singabend. Das Heidenthum spricht nur vom verlornen goldnen Zeitalter, unser Christenthum von einem zu findenden, für alle und den Einzelnen. So wissen wir also, wo wir lebten und warum wir lebten, und was wir auf Erden sollten und noch sollen, so lange wir noch Tag zum Wirken haben.“

M a n u e l a.

(Fortsetzung.)

„Nichts da!“ kreischte ein alter Staabsoffizier mit widriger Stimme barsch und rauh. „Ohne Sklaven sind unsere Kolonien verloren, das muß ich wissen, der in Hispaniola groß geworden ist. Schon zu viel ist geschehen für

die Halbmenschen; die nichts mit uns gemein haben, als das Antlitz. Es ist weichherzige Empfindelei, die Sünde unserer Zeit, wenn man sie zu gleichen Rechten mit uns Freigebornen berufen will, eine Sünde, welche uns alle unsre Kolonien kosten und sich blutig an uns selbst rächen wird. Wozu diesen Stiefkindern der Natur, aus denen wir doch nimmermehr Menschen machen werden, wozu ihnen Ideen geben, die sie zu nichts anzuwenden wissen, Ideen von Freiheit, Selbstbestimmung, und wie das philosophische Geschwätz sonst heißt, das dem Neger wie dem Creolen den Kopf verdreht? Wir werden das mit unserem Blut bezahlen!" „Nicht doch, Herr Obrist Zambrano," sprach der General; „Sie irren; ich bitte, sehen Sie die Sache anders an. Woher, in aller Welt, glauben Sie denn, daß unser Recht stammen könne, ein Geschöpf Gottes, das, außer der Farbe, alles mit uns gemein hat, was uns über die vernunftlose Natur erhebt, gleich einer Sache zu behandeln, seinen freien Willen zu tödten, ihm den Gebrauch der edelsten Gaben seines Schöpfers gewaltsam zu entziehen, ja, es endlich in eine Lage zu versetzen, die es ohne sein Verschulden mit Haß und Feindschaft gegen die Fügungen der Vorsehung erfüllen muß? Woher glauben Sie, daß ein solches Recht anders stammen könne, als aus dem schnödesten Mißbrauch roher, materieller Gewalt und Uebermacht? Wie, ist es nicht eine Sünde gegen den Geist Gottes, der den Neger, so gut wie den altchristlichen Spanier, zu seinem Ebenbilde erschuf, wenn wir die unveräußerlichen Rechte der Menschheit in ihm mit Füßen treten, das Recht auf den Gebrauch seines Körpers, seiner Vernunft, seines freien Willens, das Recht auf die Knüpfung von Familienbanden, sein Recht auf jedes Glück endlich, das dem Daseyn Reiz verleihen kann?" — „Nun, bei meinem Heiligen," entgegnete Don Evaristo, „General, Ihr haltet die Sklaven hoch! Fürwahr, hört man Euch, man sollte meinen, es sey kaum ein Unterschied zwischen einem alten Christen und einem Negerhunde aus Senegambien. Hütet Euch, General, vor solcher Ketzerei! Doch Ihr kennt sie wohl nicht, diese wahngläubigen, faulen, frechen und blutdürstigen Mohren, die Eure Gnade mit Hinterlist und Verrath belohnen, die an Christum nicht glauben wollen, ihren Herrn bestehlen, ermorden und vergiften, den Pabst verlachen und so dumm, träge und einfältig sind, daß auch nicht e i n menschlicher Gedanke in ihrem verbrannten Gehirn Raum findet." — „Schmach genug für Euch und uns Alle," erwiederte mit wachsender Heftigkeit Don Lopez, „daß Ihr Wesen, die mit menschlichen Trieben und zu menschlichem Glück geboren wurden, zu reißenden Thieren zu machen verstanden habt! Schmach genug, daß Ihr Wesen, die Ebenbilder ihres Schöpfers und Eure Brüder waren, genöthigt habt, sich unter das Wild der Wälder herabzuwürdigen! Was Wunder, daß Ihr nun Haß erndtet, wo Ihr nicht Liebe säetet? Oder sollen jene Unglücklichen Euch vielleicht noch danken, daß Ihr sie durch verrätherische Hinterlist ihrem Vaterlande entrißet, sie gleich Ballen und Kisten in Eure entsetzlichen Sklavenschiffe aufschichtetet und die Wenigen, welche Eure Grausamkeit überlebten, zu einem Daseyn ohne Licht und Freude, zu blutiger, ruheloser Arbeit unter der Peitsche Eurer entmenschten Henker verdammtet, ein Daseyn, wie die Hölle selbst es nicht grausamer darstellen kann, zu ihrem Loose machtet? Bei Gott, die Engel des Himmels weinen über die Unseligen, die Verrathenen," fuhr Don Lopez mit einem Blick auf das thränenfeuchte Auge seiner Gattin fort, „die Engel des Himmels weinen über sie, und der ewige Rächer wird sie rächen an Euch."

Eine kurze Pause folgte diesen begeisterten Worten. Die schönen Züge der Frau wurden matter und matter, ihr Auge schloß sich; ich sah den Augenblick nahen, wo sie athemlos in ihren Sessel zurücksinken würde. „Bei St. Jago, Don Lopez," rief der Obrist heftig, „ein Glück für Euch, daß die heilige Hermandad zu einem Gespenst geworden ist; wir könnten sonst Schreckliches an Euch erleben! Die Gedanken, die Ihr aussprecht, sind es, die Spanien zu Grunde gerichtet haben. Sie haben uns unsre Kolonien, und mit ihnen unsern Reichthum, unsern Handel, unsern Ruhm, unsre Macht geraubt, und uns dahin gebracht, daß uns jeder Ungläubige zum Spielball seiner Ränke macht. Weh uns, wenn ganz Spanien so dächte, wie Ihr!" — „Die erlauchten Kortes denken so, wie Don Lopez," sprach Don Galiano mit seiner tiefen Baßstimme. „Desto schlimmer!" rief der heftige Gegner; „desto schlimmer, sage ich; sie kennen jene Halbmenschen so wenig wie Don Lopez oder Ihr, Don Galiano." — „Jene Elende, die des Himmels Fluch für immer getroffen!" sprach der Bischof von Pampeluna an meiner Seite halblaut; „was der Himmel verworfen hat, soll der Mensch nicht erheben." „Darum eben," rief der Obrist, „darum eben wiederhole ich es: Fluch sey ewig jenem Geschlecht, das zu Kindern des Teufels geboren ist, wie schon seine Farbe es bezeugt, und in dessen Herzen die Hölle ihr Reich aufgeschlagen hat, das Ihr niemals darin umstürzen werdet! Fluch mit seiner verdammten Brut bis ins dritte und vierte Glied!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Gent, Januar.

Seit einiger Zeit scheint die Stadt Gent die übrigen Städte des Königreiches der N i e d e r l a n d e in Wissenschaften, Künsten, Industrie und Handel übertreffen zu wollen; die Künstler rufen sie als das A t h e n, die Freunde der Industrie als das M a n c h e s t e r der Niederlande aus. Begierig, uns zu überzeugen, in wie weit alle diese Lobeserhebun-

gen gegründet seyen, faßten wir den Entschluß, uns dahin zu verfügen. Unser erster Ausflug ging in den Ausstellungssaal; hier, wie in allen Städten dieser Art, war die Waare gemischt; das Verhältniß der guten Stücke zu den mittelmäßigen, und der mittelmäßigen zu den schlechten möchte sich bezeichnen lassen durch 1:10::10:100. Jedermann bewunderte daselbst die Schönheit der M. Maes, welche wir in der That ganz artig fanden; aber wir flohen vor diesen Porträts, die uns angrinsten, vor jenen allegorischen Figuren ohne Gehirn und vor diesen Interieurs ohne Tiefe, um uns in das schöne Universitätsgebäude zu begeben. Das Lob, welches man ihm spendet, ist verdient; die Säle für die Naturgeschichte und Physik sind prächtig und gut unterhalten, obwohl ein wenig arm. Wir besahen dasselbe so schnell als möglich; denn unser Zweck war nicht, naturgeschichtliche Seltenheiten zu sehen; die Fabriken riefen uns; ein Frühstück mit Künstlern, eine Preisvertheilung, ein Konzert, alles dieß findet man überall; aber es existirt nur Ein Phönix. Der Phönix ist eine unermeßliche Fabrik von Maschinen aller Art, von H. Huyttens-Kerremans, Deputirten bei den Generalstaaten, außerhalb dem Brüggischen Thore angelegt. Zwei englische Ingenieurs, Bell und Knight, stehen an der Spitze dieser Fabrik; obgleich wir ihren Talenten alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, können wir nicht umhin, zu bedauern, an ihrem Platze nicht Inländer gefunden zu haben; die Ursache davon liegt in unserm schlechten Erziehungssysteme und in der Seltenheit von Industrieschulen in unserm Königreiche. Jene Anstalt ist, so zu sagen, der unentbehrliche Schutzgeist der zahlreichen Manufakturen Gents; man verfertigt daselbst alle, selbst die am meisten complicirten Maschinen mit vollkommener Genauigkeit und Solidität. Früher konnten die Reparationen größtentheils nur in Paris oder London vorgenommen werden, was namhaften Verlust an kostbarer Zeit, Feierung der Arbeiter ꝛc. verursachte; gegenwärtig hingegen übernimmt der Phönix Alles; wir sahen ihn überfüllt mit Trümmern von halbverbrannten Spinnmaschinen, die er gleichsam wieder aus ihrer Asche hervorrief. Sieben- bis achthundert Arbeiter, in eine Menge kleiner Werkstätten vertheilt, sind beschäftigt, Kardenhalter, ungeheure Spinnstühle, Kartätschen, Appretir- und Webmaschinen, Rollen u. s. w. zu fertigen. Die größte Ordnung herrscht unter dieser Menge; nicht Ein Augenblick geht verloren, und jeder, welcher dieß seyn sollte, käme nur auf Rechnung des Strafbaren. Diese bewundernswerthe Zucht verdankt man dem Reglement der Anstalt, welches die Polizei in die Hände Aller und eines Jeden legt; jedes Vergehen gegen dasselbe wird nämlich auf die Aussage der Arbeiter selbst in das Register eingetragen, und die Strafgelder werden in einem Stocke niedergelegt, zu welchem drei Schlüssel führen, wovon der eine den Arbeitern, der zweite dem Fabrikmeister und der dritte dem Eigenthümer der Anstalt gehört; jeden Monat wird der Stock geöffnet und sein Inhalt unter alle Arbeiter, die Strafbaren mit einbegriffen, vertheilt; diese Idee verdient gleiche Bewunderung wegen ihrer Einfachheit und wegen ihres Erfolges.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom, im Winter 1829.

(Fortsetzung.)

Da von den großen Theatern, z. E. Valle, gegenwärtig wenig oder doch nichts Gutes zu sagen ist, da die Oper eben nicht besonders besetzt und weder die Boccabadati durch eine Mad. Fischer, noch David ersetzt ist, so will ich vor der Hand und bis der Karneval uns bessere Sänger und Schauspieler zuführt, etwas von den Marionetten-Theatern erzählen.

Sie sind vielleicht für den Fremden die interessantesten, indem man fast nur dort Stücke sieht, welche die Sitten des Volks treffend schildern und also rein nationell sind, anstatt daß man auf allen andern mit Uebersetzungen aus dem Deutschen, Französischen und Englischen heimgesucht wird, wovon man die Originale besser aufführen gesehen. Auch will ich nicht in Abrede stellen, daß die für Jemand, der nicht gern bis nach Mitternacht im Theater bleibt, bequemere Stunde, in welcher diese Vorstellungen stattfinden, dazu beitragen mag, daß ich sie gerne den andern Theatern vorziehe. Sie fangen nämlich um 24 Uhr an, das heißt eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang, und dauern nicht viel über eine Stunde. Ich spreche hier ausschließlich von dem Teatro di Burattini sotto Fiano, d. h. vom Marionetten-Theater im untern Stock des Pallastes Fiano, der ohngefähr in der Mitte des Corso, also sehr bequem gelegen ist. Die Hauptperson in allen diesen Lokalstücken, die man, ich weiß nicht warum, Balli melodrammatici nennt, ist Cassandro, ein ältlicher, gutmüthiger Römer, und ist er verheirathet, auch ein gutmüthiger Ehemann, welcher aber, obgleich beständig und von Jedermann gefoppt und geprellt, nichtsdestoweniger seine gute Dosis gesunden Menschenverstandes hat und ihn auch öfters anwendet, aber dennoch dadurch in nichts gebessert ist. Es ist dieß ein Zug, worin er mit allen übrigen italienischen Masken Aehnlichkeit hat. Ich habe in diesem Winter dort drei solche Stücke gesehen, von welchen ich hier Einiges anführen will. Das erste heißt: „le maniche abottate." Die Franzosen nennen diese neumodischen Aermel an den Damenkleidern manches à l'imbécille; ob man ihnen im Deutschen auch einen so unfeinen Namen gegeben hat, weiß ich nicht, da sie zu meiner Zeit noch nicht Mode waren. Cassandro ist zu seinem Unglück mit einer modesüchtigen Frau verheirathet, die sich ein solches Kleid bestellt hat. Es wird durch zwei Träger auf einer Stange über das Theater getragen und im nächsten Zimmer an ein offenes Fenster gestellt, denn es ist ganz steif. Nun will das Unglück, daß ein Zugwind das ballonartige Kleid aus dem Fenster in die Lüfte entführt, worüber natürlich ein großer Lärmen entsteht. Es kommen viel komische Züge in diesem Stücke vor, unter andern versichert Frau Cassandro, sie bekomme histerische Zufälle, weil sie Tabaksrauch rieche, und fällt auch wirklich in Ohnmacht, oder thut wenigstens so. Statt ihr beizuspringen, bemerkt aber Hr. Cassandro ganz kaltblütig: das sey doch sonderbar, indem sie ja so eben erst eine ganze Schüssel Panzarella gegessen. Dieses Gericht des gemeinen Mannes, was mit einer so delikat seyn wollenden Dame schrecklich kontrastirt, besteht nämlich fast gänzlich aus Knoblauch, und bekanntlich können Personen, die solchen Zufällen unterworfen sind, alles, nur nicht Knoblauch vertragen. — Das zweite Stück ist viel lokaler. Es heißt: La Merenda de' Minenti a Testaccio. Minenti nennt man, bekanntlich die Einwohner von Trastevere, dem Theil der Stadt jenseits der Tiber, auf und am Janiculus. Sie stehen, oder standen vielmehr immer den Bewohnern des eigentlichen Roms, am diesseitigen Ufer, auf den sieben Bergen feindlich entgegen, und vor noch nicht gar langer Zeit lieferten Gli Monti und Trastevere auf dem Campo vaccino sich förmliche Schlachten, in welchen durch gewaltige Steinwürfe oft Mehrere auf der Stelle todt blieben und eine noch größere Anzahl verwundet wurde. In den neuesten Zeiten hat man endlich diesem Unfug durch scharfe Strafen ein Ende gemacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 41.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 17. Februar 1830.

Denken sie nicht an die Stufenleiter der Qualen, die ein Todesurtheil bereitet? Hat sich ihnen nie der quälende Gedanke aufgedrungen, daß in dem Menschen, den sie ausstoßen, ein Geist lebt, der auf das Leben gerechnet, eine Seele, die sich nicht auf den Tod gefaßt hat? Nein, bei der ganzen Sache sehen sie blos das Messer herabfallen.

Victor Hugo.

Eine Hinrichtung.

Mit Mühe dränge ich mich durch die Volksmenge, die mir auf der Brücke Notre-Dame entgegenwogt. Welch ein Auflauf! Wohin eilt all dieses Volk? was schreit, was tobt es? Alle Gesichter strahlen von Freude, aus allen Augen blickt Erwartung. Es ist wohl irgendwo ein Fest, eine öffentliche Lustbarkeit. Da gibt es keinen Frost, keinen Hunger, kein Elend mehr, wenn die Narrenklapper rasselt. Wie glücklich sind diese Menschen! Sie wissen nichts von übersättigtem Gefühl; alles regt sie auf, alles wird Genuß für sie! Aber wohin . . . Zwei Uhr! In der Ferne eine Todtenglocke! Gott, wohin — Ach, ich besinne mich, ein Verbrecher soll heute gerichtet werden! Und zu einem solchen Schauspiel eilen sie? am Todeskampfe eines Mitmenschen wollen sie sich weiden? Mädchen, wie kannst Du lachen? und Du, Barbar, was zerrst Du Deinen Sohn hinter Dir? er ist kaum acht Jahre alt; armer Kleiner! „Also recht lustig werde ich seyn?" höre ich ihn den Vater fragen. Ja, recht lustig wirst Du seyn; du siehst Blut und zuckende Glieder.

„Aber, Papa, der liebe Gott hat ja verboten, Jemand umzubringen." — „Liebes Kind, das Gesetz gebietet es in gewissen Fällen." — „Das Gesetz ist also mehr als der liebe Gott?" — „Nicht das, aber man muß ihm auch gehorchen." — „Wer hat das Gesetz gemacht, Papa?" „Die Menschen." — „Da sind sie also dem lieben Gott ungehorsam gewesen?" — „Ich erkläre Dir dieß ein andermal." Das Kind schüttelte den Kopf und fuhr fort: „Papa, in der Welt ist es also wie in der Schule, wo man denen, die Fehler machen, Buße auferlegt?" — „Allerdings." — „Warum?" — „Damit es andern zur Warnung diene." — „Hat man denn auch schon Jemand umgebracht?" — „Gewiß." — „Das hat also nicht zur Warnung gedient?" — „Doch, denn es hat verhindert, daß nicht noch mehr Verbrechen begangen wurden." — „Papa, gibt es Länder, wo man nicht umbringt?" — „Ja wohl, es gibt einige." — „Dort müssen die Leute recht böse seyn." — „Nicht mehr als bei uns." — „Dann nützt es also zu nichts, daß man umbringt." — „Und doch, mein Junge; aber still! Du schwatzest gar zu viel."

Nach kurzem Schweigen fuhr das Kind fort: „Papa, Du kennst wohl Karl?" — „Ja." — „Der Lehrer hat ihn gestern gestraft; er war es aber nicht, der geschwazt hatte." „Da hat er ihm natürlich die Strafe erlassen." — „Ja wohl, nachher! — Papa, irrt sich das Gesetz auch?" — „Leider, liebes Kind, sind schon Unschuldige verurtheilt worden." — „Da hat man sie aber begnadigt, nicht wahr?" — „So geh doch rascher! wir kommen sonst zu spät." — „Papa, wenn man einen Menschen umgebracht hat, und man hat sich geirrt, schenkt man ihm dann das Leben?" — „Aber, liebes Kind, dieß ist ja unmöglich." — „Warum thut man dann . . . Ach, Vater, wie kalt! meine Hände! Lieber Gott, wie wird es den armen Menschen frieren!" Dieser Gedanke machte mich schaudern. Und diese unermeßliche Menge, Männer, Weiber, Kinder, trotz dem bittern Froste, um

einen vom rauchenden Rumpfe getrennten Kopf zu sehen! Wie! beim entsetzlichsten Schauspiel haben wir keine Thränen, und wenn wir ein kleines Unglück erzählen hören, gehen uns die Augen über!

M a n u e l a.

(Fortsetzung.)

Die schöne Frau sank bleich wie der Tod in ihren Sessel zurück. Ihr Busen hob sich schwer, ihre schönen Züge waren mit der Farbe des Todes übergossen, ihre Lippe zuckte, ihre Hand bebte. „Manuela, was ist Dir!“ rief der General, und sprang von seinem Sitze auf. Alle Gäste folgten diesem Beispiel. Einen Augenblick darauf richtete sich die Ohnmächtige am Arme ihres Gatten empor. „Nichts,“ sprach sie, „mein Gemahl,“ und wankte, auf seine Schulter gestützt, aus dem Saal.

Die Gesellschaft war in ungestümer Aufregung. Man warf dem Oberst laut seine Heftigkeit vor. Gruppen bildeten sich, man sprach leise, einige Gäste entfernten sich still, unter ihnen der Oberst.

Ich trat zu Don Vicente und blickte ihn fragend an. „Folgen Sie mir ohne Aufsehen,“ sprach der ehrwürdige Greis; „Sie sollen den Schlüssel zu diesem räthselhaften Auftritte erhalten.“ Nach wenigen Minuten trat der General wieder ein. Sein Auge blickte heiter. „Es ist vorüber,“ sagte er freundlich. Man fragte nach dem Befinden seiner Gattin. „Sie leidet noch einen Augenblick, dann ist alles wieder gut,“ gab er zur Antwort. Hierauf bemühte er sich, die Gesellschaft wieder zu ordnen; allein umsonst! Die heitere Lust, die Unbefangenheit war verschwunden; es kam zu keinem allgemeinen oder heitern Gespräch mehr; man beurlaubte sich bald, der Saal ward leer; auch ich und Don Vicente verließen den General, in dessen unruhigem Blick man das Verlangen las, zu seiner Gattin zurückzukehren. Arm in Arm trat ich mit dem Greis in seinen Garten, der an die Hinterseite des Hauses stieß. Oleander und Cytisusgebüsche, Granatbäume und dunkelgrüne Lorbeerhecken bildeten hier schöne, schattige Laubenhallen, in deren Irrgängen wir uns bald verloren; der volle Reiz des milden, südlichen Abendhimmels wölbte sich über uns; der Mond schien durch Taxusbäume lächelnd auf uns herab; leise Abendwinde vom Meere her fächelten Kühlung durch Myrthen und blühende Rosenbäume; es war ein ächtspanischer Juliabend.

„Ich müßte blind seyn,“ sprach Don Vicente, „wenn ich nicht Ihr Verlangen bemerkt hätte, mit der Geschichte dieses seltenen Paares näher bekannt zu werden. Der heutige Auftritt legt mir gewissermaßen die Pflicht auf, Ihnen diesen Aufschluß zu geben, und ich liefere Ihnen den Bericht um so lieber, als er zur Ehre meines Freundes — denn das ist der General — gereicht; eines Mannes, den, wenn mich nicht alles täuscht, auch Sie nach so kurzer Bekanntschaft schon innig lieben. Ich kenne ihn seit dreißig Jahren, oder besser, seit seiner Geburt; messen Sie darnach das Maaß meiner Freundschaft für ihn ab, sobald Sie seine Geschichte werden gehört haben.“

„Ich bin in der Havannah geboren,“ fuhr er fort, „und Cuba ist das Vaterland meines Freundes und seiner Gattin. Ich kannte ihre Eltern; Don Lopez Vater war Rechtsgelehrter und Advokat, einer von den Männern, welchen bei der redlichsten Arbeit die R e d l i c h k e i t ihres Herzens nicht reich zu werden erlaubt; als er starb, erbte Don Lopez, damals noch ein Kind, nichts von ihm, als seine Tugend und die unfruchtbare Liebe seiner Mitbürger. Ein entfernter Verwandter, gleichfalls ein Rechtsgelehrter, nahm sich des verwaisten Knaben an; als er ein Jüngling ward, nahm er ihn in seine Schreibstube, und Lopez, mit der Wissenschaft vertraut, ohne Bedürfnisse zu haben, wohl unterrichtet und fleißig, wie wenig Jünglinge seines Alters, aufgeweckt, fromm und liebenswürdig, inniger und stiller, als die Meisten seiner Altersgenossen, doch lebhaft und begeistert, wenn es die Vertheidigung irgend einer großen Idee oder irgend eines unschuldig Verfolgten galt, rüstig und kampfbereit, wo es ein Recht zu verfechten gab, durch überwiegende Einsicht und hervorstechendes Talent vor vielen Jünglingen seines Standes in der Havannah ausgezeichnet, dabei immer heiter und zuverläßig in seinen Freundschaften, und den Erwählten seiner Seele auf Leben und Tod ergeben, Lopez wuchs bald, nicht allein zu einem der schönsten jungen Männer der ganzen Nachbarschaft, sondern auch zu einem Liebling aller Bewohner der Havannah heran. Besonders aber waren die Frauen, die besten Richterinnen des hervorstechenden Verdienstes eines jungen Mannes, die steten Beschützerinnen des jungen Lopez.

Der nächste Nachbar jenes Rechtsgelehrten war ein fremder Kaufmann, wie man glaubte ein Deutscher von Geburt, aus Hamburg, der jedoch in der Havannah völlig nationalisirt, sich Señor Pescador nannte, wie man meinte, mit einer spanischen Uebersetzung seines ursprünglich deutschen Namens.“ — „Also vielleicht F i s c h e r,“ fiel ich ein.“ — „Das mag seyn,“ fuhr der Greis fort. „Dieser Mann, der in Havannah alt geworden und zu unserem Glauben übergetreten war, war immer unverheirathet geblieben, obgleich seine, vom Glück begünstigte kaufmännische Thätigkeit, sein Ruf und seine allbekannte Rechtlichkeit ihn in manchem Hause zu einem wünschenswerthen Brautwerber gemacht haben würden. Ich selbst stand nach dem Tode meines Vaters in vielfältiger kaufmännischer Verbindung mit ihm, und er hat sich mir immer als ein gewissenhafter Kaufmann und ein zuverläßiger Geschäftsfreund erprobt. Señor Pescador betrieb neben seinen kaufmännischen Geschäften auch noch den Anbau einiger ländlichen Besitzungen, und hielt auf seinen Zucker- und

Indigoplantagen, in seinen Cochenille- und Bananengärten eine nicht unbedeutende Anzahl von männlichen und weiblichen Sklaven. Die vorigen Besitzer dieser Ländereien waren immer milde Herrn gewesen, und so kam es, daß die meisten der Sklaven schon seit einigen Generationen auf diesen Gütern dienten, ohne weder die Härte der Dienstbarkeit gewahr zu werden, noch nach einer Veränderung ihrer Lage zu verlangen. Die unzähligen und unmerklichen Abstufungen und Uebergänge des Negers in den weißen Stamm, die Terzerons, Quarterons, Quinterons u. s. w., fanden sich daher sämmtlich auf diesen Gütern, und die wenigsten Sklaven Pescadors waren noch wirkliche Neger.

Unter den Sklaven dieses achtbaren Mannes befand sich ein weibliches Wesen von hoher Liebenswürdigkeit. Man hatte sie Luna genannt, gleichsam um die Milde ihres Charakters und ihrer Sitten, die Freundlichkeit ihrer ganzen Erscheinung anzudeuten. Als sie getauft ward, erhielt sie den Vornamen Maria. Maria Luna, ihrer Abstammung nach eine Quarteronne, war ein allzu ausgezeichnetes Wesen, als daß sie sich dem Auge ihres milden Gebieters nicht auch bemerklich gemacht haben sollte. Señor Pescador besaß aber neben der Schwäche, zu redlich zu seyn, um ein Krösus zu werden, auch die, sich bisweilen von einer angebornen Heftigkeit zu Schritten der Gewaltthätigkeit hinreißen zu lassen, die er gleich nachher schmerzlich bereute, und die er dann mit großen Aufopferungen wieder gut zu machen strebte. In einem dieser Momente ungestümer Aufwallung hatte er die sanfte Maria Luna, die er als Haushälterin in sein Haus aufgenommen, hart angelassen und endlich sogar geschlagen. Maria blutete, und blutend warf sie sich ihrem erzürnten Gebieter zu Füßen, seinen Unwillen zu besänftigen. Señor Pescador öffnete plötzlich die Augen; Maria's sanfte Schönheit beschwor seinen Zorn, die Zärtlichkeit nahm den freigewordenen Platz ein. Señor Pescador begriff auf einmal nicht, wie er so lange blind gegen die Reize dieser Dienerin hatte bleiben können, welche Vorzüge der Seele und des Körpers des schönsten Looses würdig machten. Alles was Maria that oder vornahm, war von einer Anmuth, einer natürlichen Grazie begleitet, deren Zauber jedes Herz bestricken mußte. Ihre milden und duldenden Züge, ihre sanfte, schmiegsame Gestalt, die südliche Gluth ihres Auges, das dunkelglühende Incarnat ihrer Wangen, die Rosen ihrer Lippen, die Melodie ihrer silberklaren Stimme, vor allem aber eben jene kunstlose Anmuth und jene heitere Natürlichkeit ihres ganzen Wesens, und die Grazie, die jede ihrer Bewegungen, Gang und Haltung begleiteten, alle diese Reize, auf einmal erkannt und erhöht durch das Gefühl eines wieder gut zu machenden Unrechts, überwältigten den guten Pescador. Er hob die Weinende, die Knieende empor und drückte sie an seine Brust. Die sanfte, zarte Maria, von der Güte ihres Gebieters schon lange im Stillen gerührt und überwunden, duldete seine bescheidenen Liebkosungen; Pescador kostete den Nektar ihrer Lippen, er fühlte den lauten Pulsschlag ihres Herzens an dem seinigen, und der Bund der Herzen wurde geschlossen.

Maria verehrte ihren Gebieter in ihrem Freunde; sie blieb in seinem Hause und schenkte ihm nach Jahresfrist ein holdes Mädchen. Diese Tochter ist Donna Manuela, die Gattin des Generals. Manuela, welche die Sanftmuth und die Grazie ihrer Mutter, die Tugend und die nördliche europäische Bildung ihres Vaters geerbt hatte, erwuchs als das zärtlich gepflegte Kind seiner einzigen Liebe, unter den Augen ihrer stets mehr und mehr geliebten Mutter. Sonst änderte sich nichts in den Verhältnissen des redlichen Pescador; Maria Luna blieb die Vorsteherin und Ordnerin seines ziemlich weitläuftigen Hauswesens, Manuela, das reizende Kind, ward überall als seine einzige leibliche Tochter angesehen und erhielt die Erziehung, die sie als solche von ihm verlangen zu können schien. Dem guten Pescador fiel es nicht ein, andere Schritte für sie zu thun, die ihr die Rechte sichern konnten, welche seine Vaterliebe ihr so gerne gewährte; sie war sein Stolz, seine Freude; er lebte und arbeitete nur für sie; bei seinen Freuden, wie bei seinen Sorgen gedachte er nur ihrer. Den ganzen Tag über den Geschäften seines Standes hingegeben, war er Abends glücklich, wenn Maria, die er sein Weib nannte, zärtlich neben ihm Platz nahm und die kleine Manuela auf ihren Knien wiegte, und ich selbst war oft Zeuge der Zärtlichkeit, welche Vater und Mutter an das blühende Kind ihrer Liebe verschwendeten; Zeuge von Gruppen, welche keine Familie rührender und anziehender aufzuweisen hatte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, im Winter 1829.

(Fortsetzung.)

In dem Stücke la Merenda de' Minenti a Testaccio ist Cassandro ein ehrbarer Junggesell und Speciale, Apotheker, in Trastevere. Seine Furchtsamkeit und sein Geiz sind hier die Veranlassung zu den Qualen, die er das ganze Stück über auszustehen hat. Troz der erstern wird er von seinen Nachbarn genöthigt, an der Schlacht gegen die Monti auf dem Campo vaccino Theil zu nehmen, und obgleich er mit heiler Haut davon kommt, denn er hatte sich wohlweislich hinter den Bäumen versteckt, so will sein Unglücksstern, daß sein nächster Bekannter einen von den Monti todtschlägt. Dieser, der seiner Familie und ihrem Anhange eine Spazierfahrt nach Monte Testaccio versprochen hatte, muß flüchtig werden und kann sie daher nicht begleiten. Aber die Damen von Trastevere geben so leicht eine solche Partie nicht auf. Cassandro muß also, troz alles Sträubens, sich als Minente verkleiden lassen und mit den Frauen nach dem Scherbenberge fahren. Die bedeutenden Kosten, welche dieß ihm verursachen wird, bringen ihn schon vorher zur Verzweiflung. Dort an-

gekommen, bestellt er für sich und seine Begleiterinnen zwei Flaschen Wein; aber eine derselben stößt ein „Cigga quaglia" aus — ein Trasteveriner Ausdruck, der ungefähr sagen will: „das ist ja so gut, als gar nichts" — und es muß ein Halbdutzend gefordert werden. Dazu kommt eine Liste von Speisen, die kein Ende nimmt, und man weiß nicht, wie sich der arme Cassandro aus der Verlegenheit ziehen würde, wenn nicht glücklicherweise der Todtschläger erschiene, welcher mittlerweile schon (man übersehe nicht das ächt Charakteristisch-Lokale in diesem Zuge) seinen Pardon ausgewirkt hat, wodurch Cassandro nun hoffen kann, wenigstens die Hälfte der Kosten zu ersparen. Die kleinen Dekorationen stellen sehr treu die Gegenden von Trastevere und Campo vaccino dar.

Das dritte Stück hatte mich besonders durch seinen Titel angezogen, weil es die vor einigen Jahren verunglückte berüchtigte Unternehmung zum Gegenstande hat; es heißt: L'Escavazione del Tevere, ossia la Pesca delle Antiquità, con Cassandro, Antiquario credulo ed ignorante. (Die Untersuchung des Tibergrundes, oder die Antiquitäten-Fischerei des Hrn. Cassandro, eines leichtgläubigen und unwissenden Antiquars.) Es hat mich aber nicht befriedigt. Welche reiche Fundgrube von komischen Beziehungen und Witzspielen war dem Autor hier nicht eröffnet! Aber dieß fruchtbare Feld ist nicht in seiner ganzen Ausdehnung bearbeitet worden. Nicht, daß nicht eine Menge Witz darin vorkäme, aber leider ist es meistens ein etwas zu derber Lokalwitz. Die Dekoration ist so gemacht, daß man die Tiber in einem Seitenschnitt bis auf den Grund sieht. Das Schiff fängt zu arbeiten an, und es kommen eine Menge lächerlicher Gegenstände, nur keine Antiquitäten zum Vorschein, unter andern un salcraut; so nennt man hier unser Sauerkraut. Die Autoren, die für dieses Theater arbeiten, sind nicht bekannt; aber einige darunter haben wirkliches Talent, denn es gibt noch bessere und witzigere Stücke. Der Schauspieler, wenn man ihn so nennen kann, der den Cassandro spielt oder vielmehr liest, ist sehr brav und trifft vortrefflich den komischen Ton, wodurch man sogleich den ganzen Charakter der Person erkennt.

Ob es gleich nicht sehr schwer fallen dürfte, von den Marionetten auf die Zeitungen durch einige mehr oder minder witzige Phrasen einen Uebergang zu finden, so erlassen Sie mir doch diese Aufgabe, und erlauben mir blos, ganz kurz von den hiesigen und den fremden Tagesblättern ein paar Worte zu sagen, zu welchen das kürzlich ausgegangene Verbot des Messager des Chambres mir Gelegenheit darbietet. Man kann nicht läugnen, daß die hiesige Regierung in Rücksicht auf die Zeitungen sehr liberal ist. Alle Pariser Blätter sind nicht nur in dem Lesekabinett, sondern auch in allen Kaffeehäusern, die sie halten wollen, erlaubt. Der Constitutionnel enthielt vor einigen Monaten grobe Ausfälle auf die hiesige Regierung, die man ruhig lesen ließ, und man beschränkte sich darauf, ein einzelnes Blatt, welches eine skandalöse Notiz über die Persönlichkeit des ersten Ministers, Kardinal Albani, enthielt, zu unterdrücken. Es ist daher um so mehr zu verwundern, daß man den Messager des Chambres gänzlich verboten hat, weil er, wie man mich versichert, die Politik des römischen Hofes angriff und ihn als türkisch gesinnt darstellte. (Der Beschluß folgt.)

Gent, Januar.

(Fortsetzung.)

Eine andere treffliche Einrichtung in obiger Anstalt ist, daß man Jeden nach dem Stücke arbeiten läßt; kommt ein neuer Gegenstand vor, so läßt man ihn durch einen verlässigen Menschen ausführen; seine Zeit wird berechnet, man weiß, wie viel die Arbeit kosten darf, und man bietet sie zu diesem Preise den Uebrigen an; der Geschickte und Arbeitsame findet dabei seine Rechnung, während der Faule und Ungeschickte sich in der seinigen betrogen sieht und sich zurückzieht, wodurch die Fabrik von untauglichen Arbeitern gesäubert wird. Wir glauben, Huyttens-Kerremans könnte der Industrie im Allgemeinen einen großen Dienst erweisen, wenn er sein vortreffliches Reglement öffentlich bekannt machte. In geringer Entfernung vom Phönix, auf der andern Seite des Kanals, befindet sich die schöne Anstalt des Hrn. Desmet; die rohe Baumwolle Indiens kommt in dieselbe, um gesponnen, gewebt, gefärbt, bedruckt, geglättet, gefaltet zu werden, kurz um vollkommen fertig in ihr Vaterland wieder zurückzukehren; es ist eben so unterhaltend, als Staunen erregend, jenen Stoff in seinen zahlreichen Umwandlungen zu verfolgen, wie er von den verschiedenen Säuberungsmaschinen auf die Kardätschen übergeht, von welchen er in langen Bändern herabrollt, dann sich unter gerinnelten Walzen ausstreckt, um dann verdoppelt und nochmals in die Länge gezogen zu werden, bis er den gleichförmigen Faden gibt, mit welchem jene unermeßliche Anzahl von Spindeln gespeist wird, deren schwirrendes Geräusch auf das Täuschendste einem starken Regen gleicht; alle diese Fäden werden dann angezettelt und auf die Webstühle vertheilt. Es ist ein seltsamer, überraschender Anblick, ein Paar Hundert Webstühle durch unsichtbare Kraft die Spule wie einen Blitz schleudern, mit dem Weberkamme in Berührung bringen und wieder schleudern zu sehen; es ist, als ob alle diese Maschinen einen und denselben Gedanken hätten, nämlich gut zu wirken und so wenig als möglich Zeit zu verlieren. In der feinen Weberei leistet Ein Webstuhl, der durch Dampf getrieben wird, mehr, als drei andere, die durch Menschen bewegt werden. Wenn die Stoffe aus dieser Werkstätte kommen, werden sie sogleich und ohne die geringste Gefahr gebleicht. Ich will mich nicht über die verschiedenen Operationen der Färberei und Druckerei verbreiten; viele Formenstecher sind unaufhörlich beschäftigt, neue Zeichnungen, je nach dem Geschmacke der verschiedenen Völker, für welche sie bestimmt sind, anzufertigen; die Madacassen, die Javaner, die Bewohner Sumatra's, Celebes und Borneo's finden sich hier mit all der Launenhaftigkeit ihrer Moden repräsentirt. Hier drucken unermeßliche Druckerpressen Stoffe, welche Kupferstiche nachahmen, dort bewegen sich jene ewigen Walzen, deren Erfindung zum Beweise dient, daß die Mechanik die schwierigsten Theorien zu verwirklichen und fast das Ideal der Vollkommenheit zu erreichen vermöge. Einige Fabrikanten machen noch ein Geheimniß aus Erfindungen, welche Hr. Desmet der ganzen Welt sehen läßt, in der festen Ueberzeugung, daß nur Ignoranten Geheimnißkrämer sind, und daß nur Dummköpfen verborgen bleiben kann, wie eine Sache gemacht wird, an deren Kenntniß ihnen einigermaßen gelegen seyn kann. Eine Dampfmaschine von der Kraft von 30 Pferden ist bereit, in dieser Anstalt zu dienen und eine andere zu ersetzen, welche für den gegenwärtigen Bedarf zu schwach ist. 100 Stücke Kattun, jedes zu 50 Ellen, kommen täglich aus dieser Fabrik, die im Falle der Noth davon mehr als das Doppelte liefern könnte; gegenwärtig liefert sie täglich Stoff auf eine franz. Meile weit, und folglich jährlich auf 365 Meilen, was hinreichen würde, den Weg von Brüssel bis Wien damit zu bedecken. Wir brauchten vier Stunden, ohne uns zu verweilen, um alle Theile dieser Manufaktur zu besichtigen; während dieser Zeit vertheilte man Medaillen und Kronen an die Günstlinge der Musen, die Straßen waren mit Blumen bestreut und mit Laub verziert; Prozessionen durchzogen singend die öffentlichen Spaziergänge, und das Banner der Kirche verdunkelte die dreifarbige Nationalfahne.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 42.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 18. Februar 1830.

> Wenn der Abend niedersinket,
> Hör' ich durch der Blätter Rauschen
> Leise, süße Stimmen flüstern.
>
> Moreto.

Die Sprüche der Bäume.

Wenn Mitternacht die Fluren deckt
Und Schweigen in allen Räumen,
Beginnt im Hain, auf Waldeshöhn
Und wo nur immer Bäume stehn,
Ein neues Leben zu keimen.

Die Bäume halten Zwiesprach nun
Und brechen das lange Schweigen,
Da regt sich's, flüstert, raschelt und lauscht's,
Da säuselt, lispelt, weht und rauscht's
Lebendig in allen Zweigen.

Die schlanke Pappel spricht und hält
Die Arme zum Himmel erhoben:
„Dort oben rauscht des Segens Quell,
Dort oben ist's so schön und hell,
Drum streb' ich sehnend nach oben."

Die Weide blickt zu Boden und spricht:
„Zur Erde strebt mein Verlangen,
So warm, so traulich ist's bei ihr,
Da glühen Früchte und Blumenzier,
Drum will mein Arm sie umfangen."

Da spricht der Apfelbaum: „Ich bin
Mit Blüth' und Frucht gesegnet;
Doch blickt wer zu mir sehnsuchtsreich,
Da schütt'l' ich gern mein Haupt sogleich,
Daß Blüthen und Frücht' es regnet."

Es spricht die Tanne guten Muths:
„Ob ich an Blüthen auch darbe,
Mein Reichthum ist Beständigkeit,
Ob Sonne scheint, ob's stürmt und schneit,
Nie ändr' ich meine Farbe!"

Der hohe, stolze Eichbaum spricht:
„Ich zittre vor Gottes Blitzen!
Sonst ist kein Sturm, mich zu beugen, stark,
Kraft ist mein Stamm und Kraft mein Mark.
Ihr Schwächern, euch will ich schützen!"

Die Epheuranke thät an ihn
Sich inniger nun fügen:
„Wer für sich selbst zu schwach und klein,
Und wer nicht gerne steht allein,
Mag an den Freund sich schmiegen."

Drauf sprachen sie so vieles noch,
Ich hab' es halb vergessen;
Doch hört' ich noch manch kluges Wort,
Es schwiegen nur am Grabe dort
Die traurigen Cypressen.

Wie kommt es, daß die Sprüchlein all
Kein Menschenherz doch trafen?
Die Antwort ist so schwierig nicht:
Die Bäume pred'gen beim Sternenlicht,
Da aber müssen wir schlafen.

Anastasius Grün.

Manuela.

(Fortsetzung.)

So lebte das glückliche Paar eine Reihe von Jahren, arglos und ahnungslos, dahin, weit entfernt die Schrecknisse voraus zu sehen, welche die unbedachte Vernachläßigung gewisser gesetzlicher Formen dem zarten Gegenstand ihrer elterlichen Liebe bereiten mußte.

Allmählig erwuchs Manuela vom Kinde zum blühenden Mädchen. Ihre Schönheit zeichnete sie bald vor allen ihren Gespielinnen aus; denn was die zwei so ganz verschiedenen Naturen ihres Vaters und ihrer Mutter an herzgewinnenden Eigenschaften besaßen, das schmolz in ihr zu der schönsten Harmonie, zum vollendetsten Einklang zusammen. Sie war zart und lebendig, wie ihre Mutter, sanft und liebend, tief und gefühlvoll, wie ihr Vater, und den edelsten Regungen des menschlichen Herzens offen und zugänglich, wie beide. Doch daß ich's kurz mache, denn der Abend sinkt schon, wie Sie sehen, tiefer herab. Der junge Lopez B. im Nachbarhause lernte die schöne Tochter Señor Pescadors kennen. Die Bekanntschaft war vor einer nahen Kapelle des heiligen Gonzalo de Amarante entstanden, vor welcher die jungen Leute der Havannah zwei Mal im Jahre, am Tage Allerheiligen und am besondern Kalendertage dieses Heiligen, in einer feierlichen Prozession sich versammeln, Lieder zur Ehre des Heiligen anstimmen, und endlich mit einem, unter uns sehr bekannten Scherzgesang auf ihn um seinen Schrein zu tanzen pflegen. Dieß Lied, das Sie jezt wohl zum ersten Male hören und das also lautet:

> San Gonzalo de Amarante,
> Que facas pescado del mar,
> Saca me de este cuidado,
> Que ya te vengo baylar! —

dieß Lied knüpfte die Verbindung zwischen Don Lopez und Manuela. Bei diesem Anlaß nehmlich hatte der junge Lopez der dreizehnjährigen Manuela zuerst in's glühende Auge geschaut; denn keine ihrer Gespielinnen tanzte den seltsamen heiligen Reigen so schön, wie sie, oder sang mit so silberheller und reiner Stimme in die laue Abendluft hinaus, wie Manuela. Er hatte sich ihr genähert, sie angeredet, die zarte Manuela, die den jungen, vielgepriesenen Schreiber schon so oft mit mädchenhafter Neugierde, hinter ihrem grünen Gitterfenster halb verborgen, beobachtet hatte, wenn er mit ihrem Vater oder mir im Gespräch vor dem Portego ihres Hauses auf und abschritt, oder wenn er Sonntags, reich und leicht gekleidet, wie es unser Klima mit sich bringt, auf der Sandebene vor dem Hause mit minder geschicktern Spielern den Ball schlug, oder den Discus warf, Manuela war nicht unempfindlich gegen die bescheidene Auszeichnung, die ihr an diesem Abend von dem Liebling aller Frauen in der Havannah zu Theil wurde. Der Bund ihrer Herzen erwuchs unter dem Bananenschatten der benachbarten Gärten ihres Vaters und des Wohlthäters des jungen Lopez, am rieselnden Brunnen, am rauschenden Wogengestade des Meeres, unter dem Laubengewölbe des riesigen Tallipotbaumes, unterm traulichen Schimmer des Mondes, bei Volksfesten und in den heiligen Domen der Kirchen, bald zu einer gegenseitigen, ausgesprochenen Neigung, die Neigung, genährt von der Sonne unsres Himmels, zu einer glühenden Leidenschaft, zu einem Bund auf Leben und Tod. Manuela und Lopez, ohne sich eine Treue geschworen zu haben, die ihren reinen Herzen so natürlich schien, wie dem Lebenden das Athmen, liebten sich mit der ganzen vollen Gluth einer ersten, untrennbaren Liebe; keine Macht des Geschickes vermochte diese Herzen mehr von einander zu trennen.

Manuelas Mutter wußte darum. Lang rang sie mit sich selbst, ob sie diese frühe Wahl des Herzens ihrer Manuela dem Vater vertrauen sollte oder nicht. Sie kannte Lopez als einen, in jeder Beziehung trefflichen Jüngling; allein auch seine Armuth war ihr kein Geheimniß, und seine Abhängigkeit von dem strengen Campomanes, an dessen Einwilligung in die Verbindung seines Schützlings mit der Tochter einer Sklavin sie noch mehr zweifelte als an der Einwilligung des redlichen Pescadors; allein auch dieser würde den armen, mittellosen Lopez, so werth er ihm auch sonst zu seyn schien, als Brautwerber seiner Tochter nicht eben willkommen geheißen haben; denn der treffliche Mann war selbst nichts weniger als reich. Unglückliche Zufälle, wie sie das Vermögen des Kaufmannes so oft in einem Augenblick erschüttern oder vernichten, hatten ihn seit einiger Zeit mehr als einmal betroffen; ja, Maria sah ihren geliebten Gebieter jezt oft, wie ihr schien, mit schweren Sorgen beladen, von seinem Arbeitstisch in das Familienzimmer treten, und rang umsonst, mit der gewohnten und so oft bewährten Zärtlichkeit die düstern Falten seiner Stirn zu glätten. Auch das band ihr den Mund. Sie hoffte aber, wie wir so oft thun, wenn wir ein nahes, drohendes Mißgeschick fürchten, ohne zu wissen warum, auf eine Aenderung.

Doch das Uebel wurde schlimmer, der Ausdruck des Kummers und der Besorgniß auf den Zügen des guten Pescadors wurde immer unverkennbarer. Gerüchte gingen in der Havannah umher von seinem nahen Fall als Kaufmann; seine Gläubiger, dadurch beunruhigt, wurden dringender; er selbst, von Kummer gebeugt und von dem Gedanken gefoltert, nach einem langen Leben, der redlichsten Arbeit geweiht, noch im Herbste seiner Jahre als Verräther des öffentlichen Vertrauens vor den Augen seiner Mitbürger dazustehen, verfiel in eine schleichende Krankheit, welche seine Geschäfte, die nun unredlichen Sachwaltern anheimfielen, noch mehr in Verwirrung brachte. Señor Pescador hatte dieselbe Schwachheit ge-

hābt, welche auch Don Lopez Vater als armen Mann sterben ließ. Sein Vermögen war die sichere Zuflucht jedes bedrängten Freundes, jedes unbemittelten Fremden gewesen, der sich die Mühe nehmen wollte, seine Redlichkeit irre zu führen. So hatten die Tage des Unglücks ihn selbst ohne Hülfsquellen überrascht; mit einem Wort, seine Haabe reichte nicht mehr aus, die Forderungen zu befriedigen, die jezt von allen Seiten und auf einmal an ihn gemacht wurden. In diesem kritischen Moment erlag der würdige Mann, unfähig, einen solchen Schmerz zu ertragen, der Gewalt der Krankheit. Er starb, man begrub ihn, die Gerichte legten Beschlag auf sein Besitzthum, und diese, Haus, Haabe, Plantagen, Güter und Sklaven wurden zur Befriedigung seiner Gläubiger zur öffentlichen Versteigerung an die Meistbietenden bestimmt.

Maria Luna erwachte aus ihrem dumpfen Schmerze über den Verlust des Geliebten, der ihrem Leben allein Werth gegeben hatte, um die Schreckensbotschaft zu vernehmen, daß sie eine Bettlerin sey. Doch, so hart dieß Wort auch klang, ein erschütternderes war noch zurück. Sie sollte auch hören, und das war das Schlimmere, sie sollte auch hören, daß sie eine Sklavin des Verstorbenen sey, und als solche mit ihrer Tochter, wie alle übrigen Sklaven, zur Versteigerung an den Meistbietenden öffentlich ausgestellt werden solle. Ich male Ihnen nicht die Schrecknisse dieser Botschaft für Mutter und Tochter; Ihr Herz wird sie mitempfinden. Sie, die bisher als die Gattin des liebendsten und geliebtesten Gatten gelebt, sie, die ihre Tochter so lange als die Tochter eines reichen Kaufherrn, eines angesehenen und begüterten Plantagenbesitzers erzogen, gealtert im Genuß eines anständigen Reichthums, im Schooß des Glücks in süße Träume von fernerem Glück eingewiegt, sie erwachte nun plötzlich daraus, um sich als eine rechtlose Sklavin in die Gewalt eines vielleicht entmenschten Gebieters übergeben, und alle Schrecknisse der Sklaverei, nach langen Jahren des Glücks, von neuem, und nun mit verdoppeltem Gewicht auf sich herabsinken zu sehen; und zwar blos darum, weil ihr unvergeßlicher Gebieter die einfachen Formen, welche das Gesetz für die Freilassung der Sklaven vorschreibt, auf seine eigene Redlichkeit und seinen Willen gestüzt, vielleicht auch, als Fremder, aus Unbekanntschaft mit der starren Strenge unserer Gesetze, unterlassen hatte! Doch das war noch nicht das Härteste ihres Looses; für sich selbst würde sie ohne Klage, nach dem Verluste ihres Freundes, jeden andern Schmerz, als einen unbedeutenden gegen diesen, ertragen haben. Allein auch ihr zartes Kind, ihre geliebte Manuela, die Lust und die Wonne ihrer Seele, die Freude und der Stolz ihres Herzens, auch diese sich grausam entrissen, vielleicht in die Gewalt eines rohen Gebieters, der diese zarte Blume zertrat, dahingegeben zu sehen, sie, die in Reichthum geboren, in den Armen des Glücks und der zartesten Liebe erwachsen war — fürwahr, was läßt sich für das fühlende Mutterherz Grausameres und Gräßlicheres ersinnen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber artesische Brunnen.*)

Daß es in bedeutender Tiefe, und selbst in Gegenden, die auf Kreidenflözen liegen, Wasserspiegel gibt, und daß das Wasser aus einer Tiefe von 150 bis 200 Fuß, wenn man in diese Tiefe Röhren einsenkt, einige Fuß hoch über das Mundloch aus der Röhre emporquillt, ist eine durch so viele in Frankreich, England und Nordamerika gebohrte artesische Brunnen erwiesene Thatsache. Die Industrie und die Landwirthschaft mancher Gegenden in diesen Ländern haben dadurch unendlich gewonnen, und das Springbrunnenbohren (denn die sogenannten artesischen Brunnen sind eigentliche Springbrunnen) wird in diesen Ländern immer allgemeiner. Man fand unter den tiefsten Gyps- und Muschelkalklagern und selbst im Chloritsande die herrlichsten Springquellen, und kam bei diesen Bohrversuchen zufällig noch auf andere unerwartete Resultate, z. B., daß die Bohrstange, während sie durch Thon-, Kalk-, Gyps- und Sandsteinlager bohrte, in hohem Grade magnetisch wurde.

Es wäre der Mühe werth, daß man ähnliche Bohrversuche in wasserarmen Gegenden, z. B. in der obern Pfalz in Bayern, in Würtemberg auf der rauhen Alp rc. anstellte. Man dürfte sich jedoch nicht abschrecken lassen, wenn man bei den ersten 50 Fuß keinen Wasserspiegel trifft: wir sehen, daß man an der Gare d'Ouen Geduld genug hatte, 150 bis 200 Fuß tief zu bohren. Einzelnen Privaten wollten wir es nie rathen, solche Versuche zu wagen, außer in Gegenden, wo man des Erfolges vollkommen gewiß ist, wie überall in den flachen Gegenden an der Isar, am Lech, am Inn; in den wasserarmen Gegenden, wie die oben angeführten, sollten solche Versuche, wie in England und N. Amerika, auf Subscription unternommen werden, so daß einzelne Individuen nur ein paar Gulden des Jahres dazu beitragen. Es gilt bei solchen Versuchen, wie bei vielen anderen, das alte Sprichwort: „es kommt nur auf den ersten Schritt an;“ wenn unter mehreren mißlungenen Versuchen nur Einer gelingt, so kann dieser für eine Menge anderer als Norm dienen und das Gelingen derselben sichern.

*) Polytechnisches Journal. Zweites Januarheft. Jahrgang 1830.

Korrespondenz-Nachrichten.

Gent, Januar.

(Beschluß.)

Nachdem wir an demselben Tage Erlaubniß erhalten, das unermeßliche Zwangsarbeitshaus zu besehen, besuchten wir die verschiedenen Abtheilungen desselben, unter Vortritt und Begleitung von Schließern; die größte Ordnung schien uns in den langen Gallerien zu herrschen, wo alle Sträflinge mit Spinnen und Weben von Stoffen beschäftigt sind; ihre Physiognomie spricht meist nicht zu ihren Gunsten, und ich glaube, daß nur Wenige unter ihnen ihre Strafe nicht verdient haben. Ein Kraniologe könnte in einer solchen Anstalt reiche Erndte finden. Was uns unter Allem am meisten auffiel, ist, wie man in einer Versammlung von mehreren hundert Weibern ein vollkommenes Stillschweigen zu erzielen wußte; alle sind im Durchschnitte von zurückstoßender Häßlichkeit; wir bemerkten eine, deren eingedrückte Stirne nicht einen Querfinger hoch war, was ihr ganz ein Tiger- oder Panthergesicht gab. Die Speisesäle, die zugleich zur Kirche und manchmal, wie man sagt, zu einem Schauspielsaale dienen, sind ausnehmend reinlich gehalten; die Küchen gleichen der Werkstätte eines Destillateurs; man sieht da ungeheure in Ziegeln gemauerte Kessel, auf welche man mit Leitern steigt, um sie zu füllen und abzuschäumen; Kufen, die mehrere Wagenladungen Erdäpfel zu einem einzigen Mahle fassen; alles dieß läßt sich nicht übel mit der Küche des Gargantua vergleichen. Man zeigte uns einen Gefangenen, welcher nach einer vierzigjährigen Haft begnadigt und mit seinen Ersparnissen, die sich auf fünfzehn Franken beliefen, wieder in die Welt hinausgesezt worden war; zwei Tage darauf kam er zum Schließer, mit der Bitte, ihn wieder aufzunehmen; dieser weigerte sich; der andere bestand darauf, flehte kniefällig und weinte; alles umsonst. Was that der arme Mann? Er ging zum Bürgermeister und sagte ihm ungefähr Folgendes: „Ich bin ein Unglücklicher ohne Geld; alle meine alten Freunde habe ich vergebens aufgesucht; sie sind nicht mehr auf dieser Welt; ich kenne keinen Menschen, und Niemand wird einen entlassenen Züchtling in Dienste nehmen wollen; schicken Sie mich in das Gefängniß zurück, ich befand mich wohl darin, war daran gewöhnt und hatte meine Freunde daselbst; schlagen Sie mir diese Gnade ab, so gehe ich geradezu hin und stehle oder morde, damit ich wieder aufgenommen werde.“ Nach vielen Schritten von Seite der Behörden, die sich zu seinem Besten verwandten, erhielt dieser Mensch endlich die so sehr gewünschte Gunst, aufs Neue bis zum Ende seiner Tage eingesteckt zu werden.

Man versicherte uns bestimmt, daß in Gent noch viele eben so beträchtliche Industrieanstalten bestehen, als jene, die wir bereits gesehen hatten, und um uns davon zu überzeugen, führte man uns an einen hochliegenden Ort, von wo wir einen Wald langer Schlote übersahen, die von Zeit zu Zeit einen schwarzen Qualm ausstießen, der sich über die Stadt verbreitet und die Damen beinahe zur Verzweiflung treibt, deren Hauben und Röcke er schwärzt. „Wenn das so fortgeht,“ sagte mir eine, „so wird Gent bald nicht mehr bewohnbar seyn; ich habe schon zweimal mein Quartier geändert, um der Nachbarschaft der Schornsteine zu entgehen; nein, das ist nicht erlaubt!“ Dieß ist im Allgemeinen die Sprache und das Urtheil der höchsten Stände über die Industrie; ganz anders denkt aber der König, der einen großen Theil der Nacht zur Besichtigung der schönen Fabriken der HH. Verwaken, van Aken u. s. w. verwandte und an ihre Vorsteher Belohnungen vertheilte. „Was haben sie gethan, daß man sie mit Orden schmückt?“ sagte ein junger Herr zu mir; „sie haben niemals gedient, niemals sich geschlagen!“ — „Sie haben Recht,“ erwiederte ich, „sie haben nie Jemanden getödtet, aber sie geben vielen unglücklichen Familien Lebensunterhalt, welche vielleicht vor Elend zu Grunde gehen würden, wenn sie, statt ihre Kapitalien der Industrie zu widmen, diese todt liegen lassen und von ihren Einkünften eine Pariser Operntänzerin unterhalten wollten.“

Rom, im Winter 1829.

(Beschluß.)

In Neapel sind alle obigen Blätter bis auf den Moniteur gänzlich verboten, auch in den sardinischen Staaten die meisten, also zeichnet sich Rom wirklich in dieser Hinsicht zu seinem Vortheil aus. Es mag wohl, wie so Vieles hier, vorzüglich den Fremden zuliebe geschehen; denn in Neapel und anderwärts sind die Fremden blos eine Zugabe, aber Rom kann ohne sie nicht bestehen. Was die hiesigen Blätter betrifft, denn es sind deren zwei, ob sie gleich füglich nur eins ausmachen könnten, indem Redakteur und Verleger dieselben sind, und von denen das Diario Mittwochs und Sonnabends, die Notizie del giorno aber Donnerstags herauskommen, — was diese betrifft, so schreiben sie, in Hinsicht auf das Ausland, die Allgemeine Zeitung und irgend ein Pariser Blatt ab, freilich in sehr gedrängter Kürze, weil die ganze Woche über kaum sechs Oktavseiten in allen drei Blättern für Politik übrig bleiben. Die Notizie del giorno unterscheiden sich blos darin von dem Diario, daß dieses ausschließlich die geistlichen Neuigkeiten und jene Alles, was die Kunst betrifft, zur öffentlichen Kunde bringen. Vor mehreren Jahren verlor ein Redakteur des Diario auf eine höchst sonderbare Weise seine Stelle. Er hatte in seinem Blatte sehr gelehrte und, wie zu denken ist, durchaus orthodoxe politische Betrachtungen über das monarchische Prinzip angestellt, um den Republikanismus gänzlich aus dem Felde zu schlagen. Indem er nun der Monarchie siegreich das Wort redete, bemerkte er aber zugleich, daß, wenn die erbliche als die beste Regierungsform anerkannt werden müsse, ein Wahlreich im Gegentheil eine der schlechtesten sey. Der gute Mann hatte in seiner Unschuld und bei Monarchie nur an Könige denkend, sich ganz und gar nicht daran erinnert, daß er selbst in einem Wahlreich lebe. Der damalige Kardinal Staatssekretär war aber nicht so vergeßlich, und der arme Redakteur mußte seinen unschuldigen Verstoß mit dem Verlust seiner Stelle büßen.

Nur noch ein einziges Wort und zwar über die Sprache. Ich werde in dem, was ich behaupte, vielleicht mit vielen Fremden im Widerspruche erscheinen, aber das thut nichts zur Sache, denn ich wenigstens habe, was ich anführen will, durch viele Erfahrungen bestätigt gefunden. Man versichert fast allgemein, daß man sich in Italien, wenn man das Italienische nur erträglich spricht, wenigstens in Rom, wo es kein Patois gibt, sehr gut verständlich machen könne. Wenn man dieß so versteht, daß man sich in den meisten Fällen aus der Verlegenheit ziehen kann, so will ich es zugeben; wenn man aber mit den Römern in nähere Berührung kommt, und zwar mit solchen, die, obgleich zu den höhern Klassen gehörend, doch nicht die europäische Bildung derjenigen besitzen, die lange im Ausland gelebt haben, und man ihnen nun etwas erzählt, so ist es noch nicht genug, daß man keinen Solecismus sich zu Schulden kommen läßt und alles rein ausspricht; es braucht nur einen einzigen Fehler gegen die Construction, durch welchen man die Wörter aus der ihnen gebührenden Ordnung in eine andere versezt, um am Ende einer langen Rede von ihnen ein verdrießliches „non ho capito niente“ zu hören, gerade als wenn man arabisch mit ihnen gesprochen hätte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 43.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 19. Februar 1830.

Wohlan, so halt ich in dem vollen Herzen
Den Muth, den Glauben und die Liebe fest!
Die Gunst des Glückes kann der Mensch verscherzen,
Wenn nur die beßre Gunst ihn nicht verläßt.
Frisch in den Kampf!

Körner.

Manuela.

(Fortsetzung.)

Maria flehte zu dem Himmel um Schutz für ihr Kind. Doch wo sollte sie auf Erden Hülfe finden? Das starre Gesetz war gegen sie; die Berufung auf den Willen des Verstorbenen war nur eitel und fruchtlos, seinen fühllosen Gläubigern gegenüber. Reiche Freunde besaß Señor Pescador nicht, und wer von diesen sollte sich, wenn er sie auch hatte, für eine Sklavin zu einem Opfer entschließen? Nur die Armen hatte der redliche Mann sich verbindlich gemacht.

In dieser fürchterlichen Angst des Mutterherzens, hing sich Marias Hoffnung an Einen, von dem sie wußte, daß er bereit seyn würde, ihr und ihrem Kinde mit Blut und Leben beizustehen. Dieser Eine war der junge Lopez. Allein nicht Blut und Leben — nein, nur Geld allein konnte hier helfen, und von allen reichen Gaben der Natur, die Don Lopez besaß, war diese eine ihm verweigert worden.

Der junge Schreiber verließ die Wittwe und ihre Tochter von dem Augenblicke an, wo er ihre Noth und ihre Hoffnung erfuhr, nicht mehr. Den Tag über harrte er bei den Bedrängten aus, die er tröstete und mit erdichteten Hoffnungen emporrichtete, und verließ sie Abends nur, um die ganze Nacht hindurch einsam auf seinem schlummerlosen Lager über Mittel und Wege zu sinnen, das drohende Elend von den theuren Häuptern abzuwenden. Bei den Gesetzen selbst, das sah er wohl ein, war kein Trost zu finden; sie erstickten vielmehr, starr und eisern, jede aufkeimende Hoffnung. Hier gab es kein Mittel, wirksam zu helfen, als durch die käufliche Erstehung der Sklavinnen bei der öffentlichen Versteigerung im Wege des Meistgebots. Dieses einzige Mittel zur Rettung des Theuersten, was der junge Lopez kannte, seiner Manuela, war aber auch das Einzige, was dem Unglücklichen völlig unerreichbar schien. Hätte es gegolten, dem Tod vor Feuerschlünden zu trotzen, oder im Einzelnkampf einem mächtigen Gegner die Geliebte seiner Seele abzuringen, er hätte keinen Augenblick an ihrer Rettung gezweifelt; denn Lopez fühlte sich zu allem stark genug, und um diesen Preis jedem Gegner gewachsen. Allein er hatte dem unerbittlichen Gesetz die süße Beute, die holde Braut, abzuringen — arm und freundlos, wie er war, welche Hoffnung blieb ihm da zur Seite? Er selbst hatte nicht so viel Maravedis im Vermögen, als Piaster dazu nöthig gewesen wären, um bei der Versteigerung zuversichtlich auftreten zu können. An wen sollte er sich wenden? Sein Wohlthäter war ein rechtschaffener Mann; allein von dem Mitgefühl, welches dazu nöthig war, um ihn zu einem Opfer, wie das, welches Lopez von ihm zu fordern hatte, zu bestimmen, hatte dieser noch kein Anzeichen bei ihm entdeckt. Was kümmerte ihn die Sklavin seines Nachbars, den er wenig kannte und der zum Ueberfluß noch selbst sein Schuldner war? Oder sollte er ihm das Geheimniß seines Herzens entdecken? Dann schien vollends alle Hoffnung verloren;

denn der alte Campomanes hatte mehr als einmal schon seine Willensmeinung ausgesprochen, daß Lopez durch eine schickliche, d. h. eine reiche Verbindung das Unrecht des Geschickes gegen ihn wieder gut zu machen suchen müsse, und zu diesem Zweck dem Jüngling mehr als eine Parthie vorgeschlagen, deren Zurückweisung er mit Unwillen und Zorn aufgenommen hatte; Grund genug, an seinem Beistande zu dem Werke der Liebe, auf das Lopez jezt Tag und Nacht sann, zu verzweifeln. Von mir wußte er genug, um wohl von der Bereitwilligkeit, aber zugleich auch von dem Unvermögen seines Freundes, ihm zu helfen, überzeugt zu seyn, und andere Freunde besaß der stille und zurückgezogene Lopez kaum. Zum Uebermaß der Gefahr aber war ihm auch noch, durch Manuela selbst, bekannt geworden, daß ein steinalter, widerwärtiger, durch seinen Reichthum und seinen Geiz berüchtigter Herr aus der Nachbarschaft, Monsieur George, wie der allbekannte Franzose in der ganzen Havannah hieß, schon einmal bei ihrem Vater um ihre Hand geworben, von ihr aber zurückgewiesen, geschworen habe, es solle sie noch einst gereuen, ihn als Bräutigam verschmäht zu haben, und sich jezt, nach dem Tode ihres Vaters und dem Ausbruch des Bankerotts, hoch und theuer vermessen habe, er müsse das Mädchen haben, und sollte sie ihn auch tausend Pistolen kosten.

In Gegenwart seiner Geliebten und ihrer Mutter verbarg indessen Lopez seine Hoffnungslosigkeit. Troz dem, daß seine Gemüthsstimmung von dem Augenblick an, wo er von den Drohungen des alten Herrn George hörte, an Verzweiflung grenzte, zeigte er seinen Schützlingen doch immer noch eine hoffende, heitere Stirn, und es ist wohl begreiflich, daß er in dem Herzen der verwais'ten, der schutzlosen Manuela von nun an einen Platz einnahm, den kein Geschick der Erde ihm mehr rauben konnte. Lopez ward ihr Alles; er war der Einzige, dessen Erscheinung einen Lichtstrahl in die Nacht ihrer Noth trug, und mitten unter den fürchterlichen Drohungen der nächsten Zukunft, doch auf die Gipfel eines verderbenschwangern Vulkans gestellt, dessen Ausbruch jeden Augenblick zu erwarten stand, und dessen dumpfer Donner diese engverbundenen Herzen auf ewig zu zerreissen drohte, feierten die Glücklichen Momente der höchsten Seligkeit, die das Menschenleben darbietet, die nicht zu beschreibenden Augenblicke der ersten gegenseitigen, verstandenen und beglückten Liebe.

Unterdeß rückte der entscheidende, der unabwendbare Moment näher und näher heran. Die Gerichte waren in der Ordnung des Nachlasses des Verstorbenen so weit gekommen, daß es nur noch an der Versteigerung seiner Hinterlassenschaft fehlte, und zu dieser war der Termin angesezt. In dieser Zeit irrte der arme Lopez wie ein Wahnsinniger umher. In seiner Lage hatte sich nichts geändert, sie war noch immer so hülflos wie zuvor. Zwar hatte er die Entschlossenheit gehabt, alles, was er *sein* nannte, nach und nach zu verkaufen, und wirklich hatte er, mit Hinopferung des lezten Gegenstandes von einigem Werth, einen Schatz von etwa fünfzig Piastern zusammengebracht. Allein das reichte nicht hin, nicht zum vierten Theil, selbst in dem glücklichsten Fall. Mutter und Tochter durften nach dem Gesetz nicht getrennt werden, und Manuela, die ihm mit einem Königsthron zu wohlfeil erkauft schien, deren Werth für ihn *den* aller Kronen der Erde aufwog, Manuela war gewiß, für einen hohen Preis einen Käufer zu finden. Schon der bloße Gedanke, finster und gräßlich, die Geliebte seiner Seele gleich einer Waare verhandeln zu sehen, trieb dem Jüngling alles Blut so zu Kopf und Herzen, daß es in der That zum Erstaunen war, daß sein Verstand noch hell und klar genug blieb, um unermüdlich, doch immer umsonst, auf Mittel zu ihrer Rettung zu sinnen. Ich war der einzige Vertraute seines Kummers. Sein Schmerz rührte mich tief, denn ich liebte den Jüngling. Allein alles, was ich damals in einer sehr beengten Lage vermochte, bestand darin, daß ich den kleinen Schatz des armen Jünglings verdoppelte. Ein anderer Freund trat bei und verdreifachte ihn. Mit diesen 150 Piastern erwartete Lopez, unter wechselnder Angst und Hoffnung, bald vertrauend auf den Beistand des Himmels, der ihn nicht so namenlos unglücklich machen würde, bald verzweifelnd an der Rettung der Geliebten, den Tag der Entscheidung; mehr zusammenzubringen, war ihm *unmöglich*, Sie können wohl denken, daß das Wort hier in seiner vollen Bedeutung zu nehmen ist, *völlig unmöglich* gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus der asiatischen Türkei.

Ein reisender Pascha. Armenischer Eidschwur. Die Pest.

Während meines Aufenthaltes zu *Erzerum* war ich Zeuge der Ankunft Saalis, Paschas von Kars, der als Statthalter nach Tabissarie versezt war, und ich verweile einen Augenblick dabei, um eine Vorstellung von der Art und Weise zu geben, *wie die türkischen Großen reisen*. Der Pascha zog an der Spitze von etwa 2000 Mann einher, und sobald die Dörfer um Erzerum von seiner bevorstehenden Ankunft hörten, beeilten sie sich, Abgeordnete zu schicken, welche es durchsetzen sollten, daß sie ihn nicht zu beherbergen brauchten; zu diesem Zweck boten sie mehr oder minder bedeutende Summen an. Die Last fiel endlich auf ein unglückliches armenisches Dorf, eine Stunde von Erzerum. Als man die Spitze der heranrückenden Kolonne gewahrte, schloß man alsbald sämmtliche Thore der Stadt, und Galib Pascha schickte einen seiner Offiziere ab, um den Mitbruder zu

bekomplimentiren. Indessen trieb man die Dorfbewohner aus ihren Häusern; sie wurden von den Ankömmlingen besezt, und diese nahmen, was ihnen anstand. Doch hatten die Einwohner nur zurückgelassen, was sie nicht mitschleppen konnten, und die Meisten hatten sich nach den benachbarten Dorfschaften geflüchtet; dort blieben sie drei Tage, bis ihre Gäste abgezogen waren. Diese drei Tage verflossen mit Konferenzen zwischen den Anführern, aber während der ganzen Zeit hütete sich Galib Pascha wohl, aus der Stadt zu gehen, und sein Kollege durfte nur mit einem kleinen Gefolge hereinkommen. Am Abend mußten die Fremden hinaus; hinter ihnen verschloß man die Thore und hielt in der Nacht strenge Wache. Das gegenseitige Vertrauen war so stark, daß weder der eine noch der andere Pascha Kaffee zu sich zu nehmen wagte, aus Furcht vor Vergiftung. Es war in der That sehr möglich, daß der Pascha von Kars beauftragt war, sich im Vorbeigehen des Erzerumschen zu bemächtigen, wie es umgekehrt möglich war, daß der Erzerumsche Ordre hatte, dem von Kars die Reise zu verkürzen.

Beim Einkauf von Medaillen erlebte ich einen Vorfall, der mir einen Begriff vom Rechtswesen der Armenier und ihrem Aberglauben gab. Ich hatte den Weg zum Theil in Gesellschaft eines Kaufmanns gemacht, der von Siwas kam; eines Tages, als ich neben ihm saß, brachte man mir Medaillen; ich kaufte welche und ließ auf seinem Teppich eine Börse liegen, welche die Denkmünzen und obendrein etwa zweihundert Piaster enthielt. Wir gingen zusammen weg; er machte sich aber bald unsichtbar und ging zurück; einen Augenblick darauf ging ich selber hin, um das Zurückgelassene zu verlangen, er läugnete aber, etwas gefunden zu haben. Wir schlossen ihn ohne Weiteres einen Tag im Stalle ein und drohten, ihn dem Pascha auszuliefern. Der Armenier wußte wohl, daß er, schuldig oder nicht, die Bastonade bekommen und eine bedeutende Summe zu bezahlen haben würde; daher beharrte er beim Läugnen. Meinerseits war ich überzeugt, daß er den Diebstahl begangen hatte; doch begnügte ich mich, ihn zum Bischof zu führen, damit er seine Unschuld beschwöre. Ich wußte, daß ein Eid für die Christen in der Türkei eine sehr wichtige Sache ist, und Mancher lieber seinen Prozeß verliert, ehe er sich darauf einläßt. Doch auf die Procedur des Prälaten war ich nicht vorbereitet. Vor Allem gab er den Partheien ein großes Glas Branntwein, trank selber und erkundigte sich darauf nach der Angelegenheit. Nun hielt er gegen Diebstahl und besonders gegen falschen Eid eine so pathetische Rede, daß mehrere Zuhörer zu weinen anfingen. Endlich legte er seinen Ornat an, holte eine Schachtel, öffnete sie, und wir sahen einen Arm von vergoldetem Kupfer, der so ziemlich einem Streithandschuh glich. „Mein Sohn," sprach er zum Angeklagten, „neige Dein Haupt vor diesem Arme, der ein Stück des wahren Kreuzes enthält, und leiste den Eid über demselben. Ich muß Dir voraussagen, daß ich ihn in die Hand nehme, und sagst Du nicht die Wahrheit, so nöthigt mich eine unwiderstehliche Macht, ihn mit aller Kraft auf Dein Haupt fallen zu lassen." Der Armenier leistete den Eid, und meine Börse war verloren; ich mußte mich zufrieden geben; drauf hatte ich noch Branntwein zu trinken und des Bischofs Bedienten drei Piaster zu schenken.

In Tocate war die Pest. Ich begab mich zu dem Manne, an welchen ich empfohlen war, durch enge und krumme Gassen; er hatte sich aber, um die Ansteckung zu meiden, auf das Land eine Stunde weit von der Stadt zurückgezogen; die wohlhabenden Einwohner waren seinem Beispiel gefolgt, und so herrschte in der volkreichen Stadt ein dumpfes Schweigen. Hier und da folgten etliche Gruppen den Leichen, welche man nach ihrer lezten Behausung trug. Man hörte nichts als das Gehämmer der Kupferschmiede, welche arbeiten mußten, um zu leben; man sah sie aber nicht, denn sie hatten ihre Läden geschlossen. Sogar die sonst so belebten Kaffeehäuser waren öde; höchstens saßen einige Mahomedaner in den Winkeln der Geländer, rauchten und dachten an den erlittenen und bevorstehenden Verlust; zahlreiche Schaaren von Hunden, sonst von den Türken ernährt, erhoben jezt vor Hunger ein scheußliches Geheul. Ich beeilte mich, den unglücklichen Ort zu verlassen, um nach dem Dorfe zu gehen; aber auch hier herrschte der Tod. Wo wir anklopften, wagte man nicht zu öffnen; man gaffte von den platten Dächern herab mit Verwunderung und Schrecken nach uns, und als wir zu meinem Wirthe gelangten, fand ich keineswegs jene Gastfreundlichkeit, an welche man dort zu Lande gewöhnt ist, wenn man einen Brief von Freundes Hand zu überbringen hat.

Es ist ein Vorurtheil, wenn man glaubt, die Mahomedaner ergreifen keine Maßregeln, um sich vor der Pest zu schützen. Aber allerdings gehen sie, wenn die Krankheit ausbricht, nicht auf's Klügste zu Werke, ihre Ansicht von göttlicher Schickung nöthigt sie, öffentlich die nothwendigen Maßregeln zu vernachläßigen, und es gibt wohl wenig Länder, wo man so sehr der Gefahr ausgesezt ist, ohne Hülfe zu bleiben, wenn die ansteckende Krankheit ausbricht. Ich habe gesehen, daß bei der Gefahr Freund den Freund, Diener den Herrn, ja Eltern ihre Kinder fliehen. Die Reisenden forschen ängstlich nach dem Gesundheitszustand der Länder, durch welche sie zu ziehen haben, und wenn sie ungünstige Auskunft erhalten, so stehen sie nicht an, den Reiseplan zu ändern. Der Türken Auskunft ist aber dabei nicht immer zu trauen. Wir begegneten einmal einer Karawane, die sich bei uns erkundigte, ob in Tocate die Pest herrsche; ein Türke antwortete sogleich nein, wiewohl sie die größten Verheerungen anrichtete, und als ich ihn Lügen strafen wollte, riefen mir die andern zu: „Was willst Du? diese Leute müssen nach Tocate; wozu ihre Ruhe stören und ihnen Angst

einjagen? Bekommen sie die Pest, desto schlimmer für sie, die böse Nachricht erhalten sie immer frühe genug, und es ist keine gute Vorbedeutung für uns, Trauriges zu verkündigen.“ In Tocate waren übrigens die Türken nicht die lezten unter den Einwohnern, welche auf's Land flohen; dort lebten sie von dem Obste, woran das Land Ueberfluß hat, und verließen ihre Grundstücke nicht.

In unserem Dorfe hatten wir verhältnißmäßig sehr wenige Kranke. In einem andern Dorfe, welches mit unserm und Tocate ein gleichseitiges Dreieck bildete, war kein einziger Kranker, wiewohl es denselben Verkehr mit der Stadt unterhielt und weniger Vorsicht gebrauchte als das unsrige. Die Bevölkerung beider Dörfer war ungefähr gleich stark. Diesen Umstand hielt ich für sehr wichtig, und ich habe mir alle Mühe gegeben, mich von der Wahrheit desselben zu überzeugen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Einige grämliche Leute sehen mit Mißvergnügen dem regen Treiben des Journalwesens in Frankreich zu, und die ministeriellen Blätter, die doch auch Journale sind und als solche auf die öffentliche Meinung wirken wollen, suchen mit dem größten Ernste zu beweisen, daß der Journalismus, wie sie es nennen, die Welt zu Grunde richtet. Die wunderlichen Leute! als ob die Tagblätter und Zeitschriften nicht ein unentbehrliches Bedürfniß in einem Staate wären, in welchem zufolge der Verfassung alles öffentlich verhandelt wird, und in welchem jede Stimme laut werden darf, ohne der Erlaubniß eines Censors zu bedürfen. Schon hat das Journal des Débats sie gefragt, warum die Herren denn in den Zeitungen schreiben, wenn sie denselben so unhold sind und sie als eine gefährliche Anstalt betrachten? Die Sache ist eigentlich diese: Diejenigen Franzosen, welche sich mit dem Zeitgeiste nicht befreunden können und wähnen, sie können es noch dahin bringen, daß Frankreich wieder in den mangelhaften und veralteten Zustand versezt werde, worin es sich vor der großen Staatsumwälzung am Ende des 18ten Jahrhunderts befand, sehen sehr scheel dazu, daß ihre Blätter, die so wenigen ihrer Landsleute zusagen, keinen Eingang finden und in der Verborgenheit umherschleichen, indessen die unabhängigen, freisinnigen Blätter begierig gelesen werden und beim Publikum Eingang und Unterstützung finden. Sie schreiben diesen Unterschied im Erfolge der Journalunternehmungen einer falschen Richtung des Zeitgeistes zu und wähnen, es müsse anders werden. Wollten sie billig seyn, so würden sie einsehen, daß ihre Blätter, in welchen das Meiste, was dem Publikum wahrhaft am Herzen liegt, und was im Staate vorgeht und den Bürgern wichtig ist, verschwiegen und dagegen den Machthabern auf eine unedle Art und ohne Unterlaß Weihrauch gestreut wird, auch da, wo die Machthaber irren und eher Tadel, als Lob verdienen, unmöglich vielen Absaz finden können; denn sollte das Publikum so unklug seyn und sich für schweres Geld auf solche Blätter abonniren, woraus es wenig anders lernen kann, als ekelhafte Schmeicheleien? In den unabhängigen und freisinnigen Tagblättern lernt es im Gegentheile eine Menge Sachen, die es sehr nahe angehen und die man in andern Ländern, wo die Regierung die Pressen in ihrer Gewalt hat, sorgfältig verbirgt, z. B. die Mängel der Regierungsart, die Mißbräuche der Staatsbeamten, die geheimen Anschläge, die in fremden Ländern gegen das Glück der Völker geschmiedet werden ꝛc. Man sollte glauben, der üble Erfolg so mancher besoldeten Journalunternehmungen müsse diejenigen, welche das Geld dazu hergeben, muthlos machen; allein sie versuchen stets ihr Glück aufs Neue, schicken ihre Blätter unentgeldlich aus, wenn sie keine Abonnenten dazu finden, und hoffen dadurch auch ihre Grundsäze in Umlauf zu sezen und in Kredit zu bringen. Auch haben sich die ministeriellen Blätter alle nach und nach ausgestreckt und erscheinen in dem großen Formate, wozu die unabhängigen Blätter das Beispiel gegeben haben. So müssen sie selbst die Journalistik im Großen treiben, nachdem sie lange wider die Journalistik geschrieen haben. Merkwürdig ist das Verfahren eines den Ministern geneigten Blattes, l'Universel; es begann im Anfange vorigen Jahres mit der offenbaren Absicht, die Lesewelt von den politischen Sachen abzulenken und sie mit der freilich in den Tagblättern ziemlich vernachlässigten Literatur zu beschäftigen. Es gab auch sehr gute Aufsäze über Literatur, wiewohl mit einigen feindlichen Ausfällen gegen Aufklärung und gegen Romantik; allein das Jahr war noch nicht zu Ende, als das Blatt sich auf einmal ausstreckte und eine politische Zeitung wurde, wie die andern; nur behielt es sich täglich einen beträchtlichen Raum zu literarischen Aufsäzen vor. Dieses Ausstrecken und Ausdehnen ist sogar von der zu Bayonne erscheinenden spanischen Zeitung nachgeahmt worden, die nun auch in großer Form erscheint, als ob es ihr mit der abhandelnden Politik Ernst wäre; wenn man bedenkt, daß Madrid, wie Rom, bisher auf sein armseliges Diario beschränkt war, so sollte man glauben, daß es auch der spanischen Regierung nicht mehr möglich sey, mit so erbärmlichen Blättchen auszukommen, und daß auch sie (die bekanntlich die Bayonner Zeitung besoldet oder unterstüzt) die Nothwendigkeit fühle, der spanischen Nation etwas von den großen Weltbegebenheiten, die rund herum vorfallen, wissen zu lassen, und einige Notiz von demjenigen zu nehmen und nehmen zu lassen, was in der politischen Welt vorgeht und verhandelt wird. Zudem ist ein großes politisches Blatt ja auch eine Waffe, womit man die Angriffe abwehren kann, welche von feindlicher Hand auf eben diese Art gemacht werden; warum sollte man so unklug seyn und sich nicht eben des Mittels bedienen, das in freien Ländern so große Wirkung hervorbringt? Auffallend aber ist die große Menge von freisinnigen Blättern, die jezt entstehen und alle den gegenwärtigen Ministern entgegen sind. Sie anzukaufen und dann aussterben zu lassen, wie es Villèle vor mehreren Jahren versuchte, geht nicht mehr an; denn da die Presse jezt völlig frei ist und es keiner Erlaubniß mehr bedarf, um ein Tagblatt herauszugeben, Jeder hingegen eines beginnen kann, wenn er nur die erforderliche Bürgschaft stellt, so würden, wenn einige Blätter untergingen, bald andere entstehen, so daß die Minister nichts weiter bewirken würden, als eine gute Belohnung der Oppositionsjournalisten; deßhalb wird von den Ultrablättern denn auch so allerlei von den Gefahren und dem Einflusse des Journalismus und der Nothwendigkeit, demselben vorzubeugen, gesprochen, gleichsam als Winke zu Staatsstreichen; allein eine Nation, wie die französische, welche ihre Rechte kennt und den Werth einer freien Verfassung zu schäzen weiß, läßt sich nicht mehr durch Gewaltschläge lenken. Es bedarf großer Vorsicht beim Führen des Staatsruders in Frankreich; ein dummer Streich könnte Manches verderben und Anlaß zu neuen Gährungen geben.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 44.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 20. Februar 1830.

> Was gegen den wildesten Helden, und wär' er der Dedschial gar,
> Die Schöne vermag, die sich des Vortheils weislich bedienet,
> Den seine Schwäche ihr gibt, mach' ich euch sogleich klar.
>
> Wieland.

Skizzen aus der asiatischen Türkei.

Die Frauen.

Ein vornehmer Türke von Amassia bat mich zur Pestzeit, seine kranke Frau zu besuchen, und die Neugier siegte bei mir über die Vorsicht. Die Frauen von Amassia gelten für die schönsten in der Türkei, und diese stand in dem Rufe besonderer Schönheit. Ihr Mann hieß Jussuf Aga; er hatte in Konstantinopel gewohnt und sich zum Musselim seiner Vaterstadt Amassia ernennen lassen; als aber der Pascha, welcher ihn dazu gemacht hatte, abgesezt wurde, verlor er sein Amt und war jezt nicht mehr als Ajan. Mit der Herrschaft über seine Stadt hatte er das Ansehen in seinem Hause verloren, wo seine Frau unumschränkt regierte. Sie war eine Turkomanin und hatte sich aus Eigennuz mit dem Musselim verheirathet, der ihr einen stattlichen Wittwengehalt ausgesezt hatte, wozu noch das bedeutende, von ihrem Vater hinterlassene, Vermögen kam. Der Musselim dagegen war um seine Habe gekommen, und seine Frau gab ihm sehr wenig zum Unterhalt. Sie strahlte von Edelsteinen, der arme Mann trug ein schmuziges Kleid. Mehrere Negersklaven bedienten die Frau, er hatte nicht einmal einen Diener, um seine Pfeife zu tragen. Ehe ich in den Harem trat, ließ mich der Ehemann aus Vorsicht im Hofe warten; erst nachdem innen alles in Ordnung war, führte man mich hinein. Das Frauengemach war auf dieselbe Weise eingerichtet, wie die Männerwohnung: am untern Ende befand sich ein Geländer, hier standen die Sklavinnen, die Gebieterin saß in der Ecke eines Sophas, am Fenster des viereckigen Zimmers; am Eingang war ein kleiner Raum, wo man die Pantoffeln ablegte. Die Dame ließ sich weder durch ihren Mann, noch durch mich in ihrer Ruhe stören. Eine schönere Frau war nicht leicht zu sehen; ihre Armringe und das Halsband waren mit Smaragden besezt; sie trug einen goldgestickten Sammtrock, ihre Pfeife war mit Diamanten verziert, eine Menge Edelsteine schmückten ihre Finger und ihr Gürtelschloß. Sobald ich Plaz genommen, befahl sie den Negerinnen, mir eine Pfeife und Kaffee zu bringen, und klagte über ihre Leiden, die mir eher eingebildet als wirklich schienen. Ich rieth ihr Bewegung an und Veränderung der Luft. „Ganz recht," erwiederte sie; „ich bin die Tochter eines Kurden, eines Soldaten, ich kann Berge erklimmen, Rosse bändigen; einst irrte ich frei durch das Feld, brauchte keinen Schleier, um auszugehen; und wozu ein Schleier für ein ehrbares Weib? Da lebte ich, da athmete ich, jezt muß ich mich verhüllen; da gehe ich ernst und schweigsam einher, habe einen Schwarm von Sklaven hinter mir und besuche dumme Türkenweiber, mit denen ich einmal leben muß! Ja, die Luft wird mir wohlthun, und besonders die Freiheit." Der Ehemann nahm meinen Rath durchaus nicht mit derselben Zufriedenheit auf; sie merkte es und rief ihm barsch zu, er solle hingehen und noch mehr Kaffee bestellen, und wieder kommen, wenn man ihn rufen würde. Er ging und ließ uns allein. Da sagte mir die Frau: „Du hast das

alte Vieh gesehen; er ist der eigentliche Grund meiner Krankheit, und diese Krankheit besteht in nichts als in der Langeweile, die ich bei ihm empfinde. Er ist unglücklich, und was ist das für ein Vergnügen, mit einem Manne zu leben, der ohne Macht und Ansehen in der Stadt ist, der nichts zu essen hat? Liebes Herz, gibt es kein Mittel, ihn mir aus den Augen zu schaffen? Du bist der König der Aerzte, der Ausbund der Doktoren; hast Du nicht etwa ein Mittelchen, das mich, mit Gottes Hülfe, von ihm befreien kann? Dann würde ich auf die Fluren zurückkehren, wo mir so wohl war, würde leben, wie ich es von Jugend auf gewohnt bin, würde diese Stadt verlassen, welche Gott vernichten möge." So unangenehm es auch ist, einer Frau, welche mit der Schönheit eine rührende Stimme und ein holdes Lächeln verbindet, etwas abzuschlagen, so gerieth ich doch nicht in Versuchung, ihr in dem frommen Werke beizustehen, und rieth nur von Neuem dem Gemahl, sie auf's Land zu führen. Ich erzähle diese Anekdote nicht blos, um zu zeigen, wie leicht man in der Türkei an's Vergiften geht, sondern auch um darzuthun, wie irrig die Vorstellungen sind, die man sich gewöhnlich von den dortigen Frauen macht. Ich hatte oft Gelegenheit, in die Harems zu dringen, und fand bei den Männern kein großes Mißtrauen, sah auch die Frauen nicht wie Sklavinnen behandelt; sie genießen im Hause desselben Ansehens wie bei uns; sie befehlen oder gehorchen, wie es ihr Verstand und ihr Charakter mit sich bringen. Das Verschleiern ist für sie kein unangenehmer Zwang; es ist eine Sitte, in welcher sie erzogen sind, und die ihnen nicht sehr hinderlich scheint. Eines Tages trat ich ins Haus eines Türken in einer kleinen Stadt, schwatzte mit seiner Frau und ihm, als ein Mahomedaner kam und sich der Hausfrau gegenüberstellte. Der Mann bat ihn, wegzugehen, mit der Bemerkung, für mich Europäer sey es nicht unziemend, seine Frau zu sehen, da es in meinem Lande eben so sey, dagegen sey es eine Schande für ihn, sie einem Türken zu zeigen. Etwas ganz anderes ist es, sich heimlich in einen Harem zu schleichen, und auch alsdann wäre die Rache des Gemahls weniger Folge der Eifersucht, als des Religionsgebots; wollte er Gnade für Recht ergehen lassen, so würden sich die Verwandten der Frau widersetzen. Ist bei einem Eingriff in die Rechte der Ehe der Schuldige ein Mahomedaner, so hat der Gemahl den Schimpf zu rächen; ist er ein Raja, so muß er Muselmann werden, und sein Leben ist überdieß in Gefahr; wechselt er nicht den Glauben, so ist sein Tod unvermeidlich. In beiden Fällen wird die Frau aufgeopfert; gewöhnlich steckt man sie in einen Sack und wirft sie ins Wasser. Die Griechen und Armenier im Binnenlande machen es im Falle eines Ehebruchs ebenso, wenn nicht der Schuldige durch seine Stellung die Mitschuldige retten kann, und dieß ist fast immer der Fall, wenn ein Mahomedaner einen Christen beschimpft hat. — Ich habe überhaupt bemerkt, daß sich die meisten Frauen nicht über ihr Loos beklagen; da sie fast nur ihre Verwandten sehen, so macht ihnen die Sucht, zu gefallen und zu glänzen, wenig Unruhe, ihr größter Fehler ist aber dessen ungeachtet der Hang zum Putz. Sie sind im Allgemeinen gute Haushälterinnen, sie beschäftigen sich sehr emsig mit dem Hauswesen und der Erziehung ihrer Kinder. Ich bin nicht der Einzige, welcher die Ansicht hat, daß sie die Freiheit ausschlagen würden, wenn man sie ihnen anböte; dasselbe glaubt die berühmte Lady Montague, der es als Frau möglich war, die türkischen Frauen oft zu sehen. Ich könnte noch einen andern Beweis anführen: die russische Regierung hat in dreißig Jahren den Gebrauch der Schleier in Georgien nicht verbannen können, und doch ist die Bevölkerung christlich und zur Kultur geneigt. So groß ist die Macht der Vorurtheile und der volksthümlichen Gewohnheiten.

M a n u e l a.

(Fortsetzung.)

Die gräßliche Stunde des Termins, die Stunde, welche über Don Lopez Lebensglück für alle Zeit entscheiden sollte, erschien. Die Siegel wurden von den Thüren der einst glücklichen Wohnung Señor Pescadors gelöst. Die liegenden Güter des Mannes waren an die Gerichtsstelle veräußert worden; jezt kam die Reihe an seine bewegliche Haabe, zu der seine — Sklaven gehörten. Der Tisch des Auctionators, mit seinen beiden angezündeten Lichtern und einer rinnenden Sanduhr darauf, war in der Mitte des jüngst noch so heiteren Gesellschaftssaales aufgestellt. Hinter ihm nahm Don Aloisio Campomanes, der erwählte gerichtliche Vorstand der Versteigerung, mit dem verhängnißvollen Hammer seinen Platz. Ihm gegenüber, den beiden Wänden entlang, waren die Gegenstände der Auktion, Pescadors Sklaven und Sklavinnen aufgestellt; unter ihnen — ein herzzerreißender Anblick — die arme Maria Luna und ihre weinende Tochter.

Als die Stunde schlug, füllte sich der Saal mit Neugierigen und Kauflustigen. Lopez mit Empfindungen, die ich nicht beschreibe, unter ihnen, musterte Mienen und Gestalt jedes einzeln Eintretenden, um seine Absichten zu erspähen; die wenigen Piaster in seiner Busentasche drückten schwer auf seinem Herzen; er war bleich wie der Tod, sein Odem stockte und seine Lippe bebte. Um neun Uhr drängte sich die lächerliche Gestalt des alten Geizhalses, Monsù George, durch die Saalthüre. Ein höhnisches Lächeln auf seiner Teufelsmiene, strich er an der Reihe der Sklavinnen entlang, blieb grinsend vor dem Mädchen stehen, rückte ihr mit widriger Zärtlichkeit am Kinn, nannte sie sein zartes Täubchen, schlug dann gegen

seine volle klappernde Börse, so daß das Gold darin erklang, schlich dann schmunzelnd und mit dem Triumph des Verfolgers der Tugend auf seinem widrigen Faunengesichte, zu einem weichen Armstuhl neben dem Auktionator, in dem er gemächlich und lachend Platz nahm.

Die Stunde der Prüfung und einer Seelenqual ohne Gleichen für dieß vielgeprüfte Paar war erschienen, und die Auktion begann. Schnell waren die Sklaven bis auf Maria und Manuela, welche man als die erlesensten bis zulezt aufgespart hatte, verkauft. Die Reihe kam nun an sie. „Wer bietet auf diese?“ fragte mit der Miene juristischer Gleichgültigkeit der alte Don Aloisio die Versammlung. „Doch zusammen, ihr Herrn! Getrennt werden sie nicht, da sie Mutter und Tochter sind, und leztere noch nicht mannbar ist. Neun-und-zwanzig und vierzehn Jahr alt, gesund, wohlgenährt, kräftig zur Arbeit, feurig von Temperament, nicht böse, im Hause geboren.“ — „Fünfzig Piaster für Jede,“ rief Monsù George mit grinsendem Lächeln, die Herzählung der Eigenschaften dieser seltenen Waare unterbrechend. „Wir kennen sie — drum ohne weiteres fünfzig Piaster für Jede!“ — „Fünfzig Piaster zum ersten,“ wiederholte gleichgültig Don Aloisio und schwang den gewichtigen Hammer. „Niemand mehr?“ — Lopez Stimme versagte ihm ihren Dienst und: „Niemand mehr?“ fragte sein ernster Brodherr zum zweiten Mal. Manuela schwankte ohnmächtig auf ihrer Mutter Arm zurück; ihr brechendes Auge suchte bald den Himmel, bald die Gestalt des Geliebten. Da gab die Verzweiflung dem Jüngling Muth. „Sechzig für Jede!“ rief er aus dem Schwarm der Zuschauer heraus, in dem er Verborgenheit für seine Schaam gesucht hatte. „Hollah!“ rief Monsieur George; „ein Mitbewerber! Laßt doch sehen! Fünf-und-sechzig Piaster!“ — „Fünf-und-sechzig zum ersten!“ wiederholte Don Aloisio eintönig. „Siebzig!“ rief ein anderer Käufer. Lopez hörte es. „Fünf-und-siebzig!“ rief der Jüngling in Verzweiflung. Seine Kräfte verließen ihn; er schwankte ohnmächtig gegen den Ausgang des Saales zurück und stürzte an der Schwelle zu Boden. Mitleidige Umstehende öffneten die Thür und trugen den Besinnungslosen an die freie Luft hinaus; dort lag er eine Zeitlang in den Armen einer wohlthätigen Ohnmacht. „Schaut doch, ich habe Neider,“ sprach der Franzose neben Don Aloisio, „oder das Täubchen rechnet auf einen Freund. Falsch gerechnet, mein Täubchen!“ rief er. „Laßt sehen, ob ich's besser verstehe. Hundert Piaster für Jede!“ rief er dem Auktionator zu. „Hundert Piaster zum ersten,“ wiederholte dieser. „Niemand mehr? Für jene beiden Sklavinnen hundert Piaster zum ersten, hundert Piaster zum zweiten, und“ — der verhängnißvolle Hammer schwebte in seiner Hand. Lopez lag draußen in Ohnmacht, Niemand bot mehr. „Und hundert Piaster zum dritten!“ rief der Auktionator und schlug mit dem Hammer auf den Tisch nieder, daß der Ton durch den weiten Saal erschallte.

Bei diesem Schall sank Manuela, einer gebrochenen Lilie gleich, leblos in die Arme ihrer Mutter nieder, ihrer Mutter, welche nur noch aus dem Leiden der Tochter die Kraft schöpfte, sich selbst aufrecht zu erhalten. Man trug sie in ein Nebenzimmer.

„Der Verkauf ist vorbei,“ sprach Don Aloisio, indem er die Käufer aufforderte, ihre Kaufsummen bei ihm niederzulegen. „Ihr, Don Francisco, habt fünfhundert Piaster für vier männliche Sklaven zu entrichten; Don Ruiz Galiando dreihundert für vier weibliche Sklaven und zwei Kinder; Don Luis Rodriguez, Ihr steht hier mit einhundert und fünfzig Piastern notirt.“ Die Aufgerufenen näherten sich und zählten die geforderten Summen vor dem Auctionator auf den Tisch. „Diese sämmtlichen Herren sind mir bekannt,“ sprach Don Aloisio; „Alle sind altchristliche Spanier und in Cuba mit liegenden Gründen und Gütern angesessen, wie das Gesetz es für die Erwerbung von Sklaven als Bedingung vorschreibt. Jezt ist die Reihe an Euch, Monsu George.“ Der Alte lachte verschmizt und fuhr triumphirend mit der Rechten in die Tasche, um die klappernden Dublonen daraus hervorzuziehen. „Halt, noch einen Augenblick,“ sprach der Rechtsgelehrte. „Das Gesetz des Landes ist in Betreff Eurer noch nicht ganz befriedigt. Ihr seyd ein Franzose von Geburt, Monsu George, und waret sonst Kaufmann und Handelsherr in der Havannah, nicht wahr?“ — „Ganz recht,“ erwiederte schmunzelnd der Geizhals und fuhr dabei fort, mit zuckenden Fingern die Geldstücke auf die Tafel zu zählen. „Wo sind nun Eure Güter, Eure liegenden Gründe, Häuser, Gärten, Plantagen oder Ackerfelder?“ fragte der Auctionator ernst. „Das Gesetz Cuba's verlangt die Beantwortung dieser Frage von Euch, bevor Ihr die erkauften Sklaven heimführen dürft.“ Der Alte blickte ihn zornig an, sein Mund zuckte. „Ich habe keine Güter in Cuba,“ sprach er endlich mürrisch, „ich habe nur G e l d.“ Und damit wollte er zu zählen fortfahren. „So spart Euch die Mühe,“ sprach Don Aloisio weiter, „streicht Euer Gold nur wieder ein und seyd froh, daß ich Euch nicht obenein in Strafe nehme, zum Besten des Fiscus, weil Ihr als ein Unberechtigter Euch in diesen Saal gedrängt, um gegen die Vorschrift und das ausdrückliche Gesetz König Karls III. Sklaven zu kaufen, zu deren Besitz Euch als Ausländer und Unbegüterten in Cuba die nöthigen Eigenschaften fehlen.“ — „Ei, das wäre!“ schrie, von plötzlicher Wuth ergriffen, der alte Franzose, unfähig, ein Wort weiter zu sprechen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Der Globe, welcher bereits schon die Politik in den Kreis seiner abzuhandelnden Materien hineingezogen hatte, auf Kosten der Romantik, deren rüstiger Vertheidiger er seit seinem Entstehen gewesen ist, findet seine Schranken ebenfalls zu enge und will im Monat Februar ein politisches Tageblatt in grossem Formate werden, weil heutzutage zu viel zu besprechen ist, als daß es füglich in dem engen Raum einer Wochenschrift geschehen könnte. Von der Redaktion des Constitutionnel haben sich einige geschickte Mitarbeiter, besonders Thiers, Verfasser der Revolutionsgeschichte in zehn Bänden, getrennt und auf eigne Hand ein ähnliches freisinniges Blatt begonnen, le National, das sich sogar noch freier ausspricht, als der gewöhnlich sehr umsichtige Constitutionnel. Die Ultrablätter haben dieser neuen Anstalt den Dienst erwiesen, daß sie beim Erscheinen der ersten Blätter tüchtig auf sie gescholten haben; dadurch ist der National sogleich bekannt geworden, was in Paris für ein neues Blatt immer eine große Schwierigkeit ist. Manche Tageblätter schleichen lange im Verborgenen herum, ehe sie dazu gelangen können, daß das Publikum sie beachtet. Es ist auch von dem Wiederauferstehen eines bereits untergegangenen Tageblattes: Tribune des Departemens, die Rede, das ebenfalls zur freisinnigen Parthei gehörte. Das andere neue Tageblatt, le Temps, scheint auch guten Fortgang zu haben, wofern man einem gedruckten, an die Aktienträger gerichteten Berichte Glauben beimessen darf, welcher zugleich einen Begriff von den ungeheuren, zu solch einer Anstalt erforderlichen Kosten geben kann. Der Bericht ist vom Gérant dieses Blattes, Hrn. Coste, abgestattet, und erstreckt sich über die Einnahme und Ausgabe seit dem Beginnen des Blattes am 15. Oktober vorigen Jahres. Die Aktienträger haben 247.607 Franken zusammengelegt, und die Abonnements 24.462 Franken eingebracht; dagegen haben sich die Kosten auf 111.777 Franken belaufen, wofür man in Deutschland manches kleine Ländchen verwalten könnte. Unter diesen Ausgaben befindet sich ein Posten: „außerordentliche Ausgaben, um das Journal zu verbreiten, pour propager le journal, 32.409 Franken.“ Es ist Schade, daß nicht auch die Mittel angegeben werden, zu welchen man seine Zuflucht nimmt, pour propager un journal. Das bekannteste Mittel ist, daß man das neue Blatt überall unentgeldlich umhersendet, besonders in den Lesezirkeln, Lesekabinetten, Kaffeehäusern u. s. w., um es bekannt zu machen und dem Publikum Lust einzuflößen, sich darauf zu abonniren; allein wie kann dieß eine Summe von 32.000 Fr. gekostet haben? Bei der großen Konkurrenz von Tageblättern ist es freilich kein leichtes Unternehmen, den ältern wohl berüchtigten Tageblättern, als Journal des Débats und Constitutionnel, einen Theil ihrer Abonnenten wegzunehmen und für sich selbst zu gewinnen, und dazu mögen denn wohl allerlei, etwas kostspielige Versuche nöthig seyn. Als das Gesetz wegen der Freiheit der periodischen Schriften und Tageblätter gegeben wurde, fürchtete man, die große Summe, die von der Regierung als Bürgschaft eines Journalunternehmens gefordert wird, werde manche Unternehmer abschrecken und wenig dergleichen Anstalten aufkommen lassen; allein es gibt in Frankreich eine solche Menge von Kapitalien, daß es, in Paris wenigstens, geringe Mühe kostet, die zur Bürgschaft erforderlichen Summen herbeizuschaffen. Auch nehmen manche Kapitalisten, besonders Bankiers, Antheil genug an den öffentlichen Angelegenheiten, um ihre müßigen Gelder in Journalunternehmungen anzulegen, die im Sinne ihrer Parthei sind. So z. B. hat der liberale Bankier Lafitte Aktien bei der Anstalt des National, und der spanische Bankier Aguado Aktien bei dem Ultrablatte le Drapeau blanc genommen. Sind die Bankiers heutzutage nicht auch ein corps diplomatique, das öfter noch als das gewöhnliche den Staaten oder den Regierungen aus der Verlegenheit hilft, und deren wichtige Geldoperationen aufs Wohl und Wehe der Völker nicht unbedeutenden Einfluß haben? Für diese Herren kann es nicht gleichgültig seyn, wie die Tageblätter sich über die Finanzoperationen äußern, die sie im Werke haben oder woran sie Theil nehmen, und sie finden es eben so zuträglich, als die großen Buchhändler, ein Blatt zu haben, das ganz oder zum Theile von ihnen abhängig ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Homonyme in Nr. 33:
Schlag.

Sylbenräthsel.

Die erste zeigt dir eine Größe an,
Die man mit Zahlen schwer bestimmen kann,
Weil sie Unendliches bald mißt,
Bald nur enthält, was über wenig ist.

Die zweite ist ein süßer, holder Laut,
Der in der Seele sich die Heimath baut;
Wenn er aus Freundes Munde zu dir dringt,
Nennst du mir einen wohl, der schöner klingt?

Wirst zu der zweiten du die dritte fügen,
Mit diesem Gruß der Einen nahen dürfen,
O dann wirst du in tiefen, seel'gen Zügen
Der Erde höchste Lust aus goldner Schaale schlürfen.
Das Wörtlein röthet ihre Wangen
Mit jener Gluth, die doch am schönsten schmückt,
Sie hört es an mit Lust und Bangen,
Doch aus gesenktem Aug' Erwiedrung blickt.

Mein Ganzes gibt von einem Brauch dir Kunde,
Gepflegt bei froher Tafelrunde:
Wenn tiefer schon im Glas der Nektar blinkt,
Des Abschieds Stunde hoch vom Thurme klingt:
Da siehst du's einen Gast dem andern reichen
Zum Pfand und als ein sichres Zeichen,
Daß einer an den andern denkt,
Und den mit kleiner Gabe dann beschenkt,
Der — finden sie sich wieder, lang getrennt —
Mein Ganzes ihm zuerst im Gruße nennt.
Doch — ist's Begleiter auch von Scherz und Lust —
Mir ist des Ganzen tiefer Sinn bewußt:

Soll die geheime wunderbare Kraft,
Die zwei statt eines Kernes oft erschafft,
Und doch mit einer Schaale sie umringt,
Soll sie der Freundschaft Bild nicht geben,
Die zweier Menschen sonst getrenntes Leben
Zu einem einz'gen Seyn verschlingt?
Und wirst die eine Hälfte du genießen,
Die andre reichen deinem Nachbar hin,
Wird nicht des Scherzes tiefrer Sinn
Sich treuen Herzen dann erschließen?
Gern möcht' ich diesen Sinn drinn finden,
Drum schließ' ich noch die Bitte ein:
Wenn, guter Leser, wir zum Ganzen uns verbinden,
Laß' diese Deutung nicht vergessen seyn!

Conradin.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 45.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 22. Februar 1830.

Wer seinem höchsten Herrn Furcht in den Sinn gejagt,
Weh dem, wenn er nicht keck die lezten Schritte wagt.

Voltaire.
La Henriade.

Der Tod des Herzogs von Guise.

Nach Mignet.

Mignet, der Verfasser der vortrefflichen Geschichte der französischen Revolution, gibt eine Geschichte der Reformation, der Ligue und der Regierung Heinrichs IV. heraus. Ein Abschnitt aus diesem geistreichen Werke, das die Geschichte rein nach den Thatsachen, ohne Betrachtungen und politische oder philosophische Nutzanwendungen vortrefflich behandelt, wird den Lesern nicht unwillkommen seyn; und wir wählen dazu einen der wichtigsten Vorfälle aus den Kriegen der Ligue, die durch die Vergleichung mit den Ereignissen, welche gerade zwei Jahrhunderte später Frankreich umgestalteten, sehr an Interesse gewinnen.

Katharina von Medicis, welche nach Karls IX. Tode auch für Heinrich III. herrschte, hatte im Jahr 1576 mit den Hugenotten einen Frieden schließen müssen, der die eifrigen Katholiken erbitterte und die berüchtigte Ligue veranlaßte, an deren Spitze das Haus Guise stand, und die der König bestätigen mußte. Da Heinrich bei der Uebermacht der Guisen wenig Thätigkeit gegen die Reformirten zeigte und sich den Guisen dadurch verdächtig machte, bildeten diese eine Parthei gegen ihn selbst. Sie trieben den König durch das Barricadengefecht 1588 aus Paris, und obgleich Katharina einen Vergleich zu Stande brachte und die Generalstaaten zu Blois versammelt wurden, behielten doch die Guisen entschieden die Uebermacht und beschränkten das königliche Ansehen mit einer, bis dahin unerhörten Frechheit. Heinrich III. griff gegen sie zum Hülfsmittel schwacher Tyrannen, zum Mord.

* * *

Die zu Blois versammelten Generalstaaten des Reichs hatten gegen Ende des Jahrs 1588 den König ihre Macht vielfältig fühlen lassen, und als ihnen nun Gewährung ihrer dringendsten Forderungen geworden war, dachte der Herzog von Guise darauf, seine Anschläge wieder vorzunehmen und seinen Plan endlich vollends zur Ausführung zu bringen. Der lezte Schlag nach diesem Plane, dessen Erfüllung sämmtliche Glieder der Ligue jeden Augenblick entgegensahen, sollte seyn, daß man den König nach Paris führte und ihn daselbst des Throns entsezte. Da Heinrich III. sich geweigert hatte, sich hinzubegeben, mußte man ihn mit Gewalt hinbringen; dieß hatte aber fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Die Truppen im Schlosse von Blois standen nicht unter des Herzogs von Guise Befehl, weil der Generallieutenant des Reichs nichts zu sagen hatte, wo der König selbst anwesend war. Er hatte nicht einmal eine Leibwache, die, von ihm gewählt, ihm einen Handstreich hätte können ausführen helfen. Vor allem war ihm also daran gelegen, daß er die Connetabelswürde bekam, womit er einen Prevot, Hatschiere und den unmittelbaren Befehl über die Truppen erhielt. Wollte der König darein nicht willigen, so gedachte er dieser Weigerung, wie bisher immer, durch der Generalstaaten fortgeseztes, drohendes Anliegen Meister zu werden. Diesem Anschlage

gemäß, mußte er die lezten Diener, die dem Könige treu geblieben waren, gewinnen, und fortjagen, wer sich nicht willig zeigte, von ihm gewinnen zu lassen. Der Herzog von Guise wandte sich zuerst an den Marschall d'Aumont; er versprach, wenn er ihm beistehen wolle, daß er Connetabel werde, ihm das Gouvernement der Normandie, das erste im Reiche, zu verschaffen, und erbot sich, sich eine Ader zu öffnen und dieses Versprechen mit seinem Blute zu unterschreiben. Der Marschall d'Aumont nahm dieses Erbieten des Herzogs kaltsinnig auf, ging auf der Stelle zum König und offenbarte ihm diesen verwegenen Schritt.

Heinrich III. glaubte nun einen Angriff auf sein Leben und seine Krone ganz nahe, und beschäftigte sich darum ernstlich mit dem Gedanken, den Herzog von Guise am Tage seines Einzugs in Paris im Louvre aus dem Wege schaffen zu lassen. Er hatte über die geheimen Anschläge des Herzogs eine lange Unterredung mit der Königin Mutter, und diese sagte schließlich zu ihm: „Herr Sohn, Eile thut Noth; Ihr wartet zu lange. Aber sehet wohl zu, daß Ihr nicht wieder hinter das Licht geführt werdet, wie bei den Pariser Barricaden.“ Auch den treusten seiner Diener vertraute er seine Verlegenheit. Er sagte ihnen, nur zu lange habe er des Herzogs von Guise Uebermuth und strafbaren Ehrgeiz erduldet, nur sein Tod vermöge die große Gefahr abzuwenden, die ihm drohe, und so sey er entschlossen, ihn sterben zu lassen. Dieser Meinung fielen alle bei, aber über die Weise, wie man sich dabei zu benehmen habe, waren sie nicht einig. Der Herzog von Aumont wollte den Grafen verhaftet und gerichtlich, als Majestätsverbrecher, bestraft wissen. Andrer Meinung waren die meisten übrigen Räthe; sie meinten, man werde weder Offiziere und Wachen finden, die ihn verhafteten, noch Richter, die ihn verurtheilten; gegen einen so mächtigen Verbrecher müsse man nicht auf dem Weg des Rechts, sondern mit Staatsstreichen verfahren. Dieß war auch Heinrichs Meinung, und man verharrte dabei.

War aber ein solcher Staatsstreich auch thunlicher als eine Verurtheilung auf richterlichem Wege, so boten sich dabei dennoch Schwierigkeiten genug dar. Der Herzog von Guise ging beständig bewaffnet und im Geleite mehrerer tapferer Edelleute. Selbst vor dem König erschien er nicht anders als mit dieser Schutzwache. Da aber der Herzog an den Tagen, wo von sechs bis neun Uhr Morgens Rathssitzung war, allein in den Saal trat und seine Begleitung vor der Thüre ließ, so beschloß Heinrich, sich einmal diese Gelegenheit zu Nutze zu machen, um ihn bequemer und sicherer auf die Seite zu schaffen. Er wählte zur Ausführung dieses Anschlags den 23sten December, den zweiten Tag vor Weihnachten, und ging an die Zurüstungen zu seinem Vorhaben mit großer List und Heimlichkeit.

Sonntags den 18ten December schrieb er einen kleinen Zettel, den er am Hofe umlaufen ließ, worauf verzeichnet stand, was er alles in der Woche zu thun vorhabe. Freitag, der 23ste December war zu einer Wallfahrt nach Notre-Dame de Clery ausersehen, womit er seine Andacht beginnen und sich auf das bevorstehende hohe Fest vorbereiten wollte. Wer am Hofe von seiner wahren Absicht nicht Kenntniß hatte, gab ihn verloren. Solch übertriebene Andacht im Augenblick seines Sturzes, sagt sein Leibarzt Miron, versezte seine armen Diener alle in große Bestürzung, denn sie meinten nun, alle Hoffnung, daß ihr König gerettet werde, sey zu nichte, und machte seine Feinde so zuversichtlich, daß sie wähnten, nichts vermöge ihnen mehr die höchste Frucht ihrer Umtriebe zu entreißen. Sie meinten ihn schon im Kloster in der Kutte zu haben.

Indessen war doch des Königs Entschluß nicht so ganz geheim gehalten worden, daß nicht etwas davon ruchbar geworden wäre. Die beiden Partheien, die ja im selben Schlosse, in derselben Stadt untereinander lebten, lauerten sich gegenseitig auf, und kamen des Herzogs von Guise Anschläge zu des Königs Ohren, so wurden dem Herzog alle Schritte des Königs hinterbracht. Das Gerücht von einem bevorstehenden Ausbruche, das seit Einberufung der Stände allgemein umlief, sprach sich bestimmter, zuversichtlicher aus. Schon lange hieß es im ganzen Königreich, diese Versammlung werde ein blutiges Ende nehmen. Der gesunde Verstand des Volks, das von den kommenden Ereignissen eine desto sicherere Ahnung hat, je mehr es die Verhältnisse, aus denen sie hervorgehen, blos im Ganzen übersieht, hatte den Ausspruch gethan, das Oberhaupt der Ligue, der Herzog, könne nicht ungestraft mit dem König, den er aus seiner Hauptstadt gejagt, den er hatte vom Throne stoßen wollen, zusammenkommen, gerade wie es sechzehn Jahre früher vorausgesehen hatte, daß der protestantische Adel auf der Hochzeit des Königs von Navarra niedergemacht werden würde *).

(Die Fortsetzung folgt.)

*) In der Bartholomäus-Nacht.

M a n u e l a.

(Beschluß.)

„Ja, das ist so und nicht anders,“ sprach Don Moisés eintönig. „Wollt Ihr das Gesetz sehen? Hier les't es, Buchstab für Buchstab gedruckt in dieser Sammlung unserer Landesgesetze.“ Und damit rückte er dem Alten einen dicken Folianten, der vor ihm lag, bis dicht unter die Augen, während der Getäuschte grimmig und sprachlos auf das aufgeschlagene Blatt hinstarrte. Alles lachte, und unter Hohngelächter und Zischen schlich der Betrogene aus dem Saal. „Der Kauf ist null und nichtig, wegen mangelnder Besitz- und Kauffähigkeit in der Person

des Käufers," sprach Don Aloisio indeß ruhig weiter. „Die beiden Sklavinnen, Maria und Manuela, Mutter und Tochter, neun-und-zwanzig und vierzehn Jahr alt, kommen noch einmal unter den Hammer. „Wer bietet mehr auf sie, als das lezte Gebot betrug vor Monsú George?" fragte er dann die Gegenwärtigen. — Alles schwieg. —

Der Versammlung war das Verhältniß zwischen dem armen Lopez und der reizenden Manuela schon kein Geheimniß mehr. Der ohnmächtige Jüngling, die leblos dahin sinkende Jungfrau, hatten jeden Blick enttäuscht, jedes Herz mit Rührung und Mitgefühl erfüllt. Niemand wollte bieten, Niemand einen Bund brechen, den der Himmel geheiligt zu haben schien, Niemand der Nachfolger des verhaßten Geizhalses seyn, über dessen Abfertigung jeder Anwesende die innigste Freude empfand. — Alles schwieg. „Ein hundert fünfzig Piaster zum ersten!" rief Don Aloisio. „Niemand mehr?" Der Saal blieb stumm. „Ein hundert fünfzig Piaster zum zweiten!" wiederholte der Auktionator. „Und zum dritten!" Der Hammer sank nieder.

„Wo ist er! wo ist er!" riefen hundert Stimmen, und in demselben Augenblick trat Don Lopez, auf meinen und seines andern Freundes Arm gestützt, in den Saal. „Sie ist Euer! sie ist Euer!" riefen die Umstehenden jubelnd durcheinander. Lopez trauete seinen Sinnen kaum. Er trat an den Tisch des Auctionators. „Die Sklavinnen Maria Luna und Manuela sind Euch zugeschlagen für einhundert und fünfzig Piaster," sprach Don Aloisio zu seinem Pflegesohn. „Ihr seyd ein altchristlicher Spanier, und wenn gleich unbegütert, so befriedigt Ihr das Gesetz Cuba's, welches den Güternachweis nur von Ausländern fordert, doch schon durch diese erste Eigenschaft. Zählet daher die Kaufsumme auf." Der Jüngling errang mit Mühe so viel Selbstbewußtseyn, um seine Piaster aus der Busentasche hervorzuziehen. Don Aloisio machte große Augen, als er die blinkenden Silberstücke in der Hand seines Pfleglings sah; doch seine Würde als Gerichtsperson hielt ihn ab, seine Verwunderung hierüber jezt und an dieser Stelle laut werden zu lassen. Ich muß Ihnen nämlich nur gestehen, daß Don Aloisio von Allem, was vorging, und zwar durch mich selbst, unterrichtet war. Er war ein ernster, trockener Rechtsgelehrter, aber im innern Herzen ein trefflicher Mann. Auf meine flehentliche Bitte für Don Lopez hatte er mir Anfangs gar keine Antwort gegeben und mich endlich trocken mit dem unzuverlässigen Trost entlassen: „Wir wollen zusehen!" Im Herzen aber hatte er den Entschluß gefaßt, den armen Jüngling vor Verzweiflung zu retten, und ihm entweder den Zuschlag zuzuwenden, oder Mutter und Tochter selbst als Meistbietender zu erstehen, um sie ihm alsdann zu übergeben. Das Spiel mit Monsú George war von seiner Seite nur — ein Spiel; denn er kannte die Unfähigkeit des Ausländers, durch gesetzlichen Kauf Sklaven zu erwerben; allein seine Hoffnung, durch großmüthiges Dazwischentreten den armen Lopez zu überraschen, war nun doch fehlgeschlagen, und er selbst war jezt der Ueberraschte, da es ihm nie in den Sinn gekommen war, es für möglich zu halten, daß sein armer Schreiber, den er auf diese Art für seinen Mangel an Vertrauen zu ihm strafen wollte, die große Summe zusammenbringen könnte, die zu diesem Kauf nöthig schien.

Unterdessen waren im Nebenzimmer die Vorfälle bekannt geworden, welche sich im Auctionssaale ereignet hatten. Manuela, zum Leben erwachend bei der Kunde von ihrer Rettung, schlug das große schwarze Auge dankend zum Himmel auf; sie lag auf einem Divan in Erschöpfung dahingestreckt, vor ihr kniete ihre Mutter, die Hände zum leisen Dankgebet gegen den Himmel erhoben und gefaltet. So sah sie Lopez, als er die Thüre öffnete und außer sich vor Wonne und Seligkeit, mit dem Jubelruf: „Manuela! Mein!" zu ihren Füßen niederstürzte.

„Ich male Euch, mein junger Freund," sprach Don Vicente gerührt weiter, „die Scene nicht aus, welche jezt folgte. Ihre Arme verschlangen sich in seligem Entzücken, die Lippen schmolzen zusammen, Herz klopfte am Herzen, und ohne der zahlreichen Zuschauer zu achten, die sich, ergriffen von diesem Schauspiel, an der Thüre des Gemachs drängten, feierten die Glücklichen einen Moment der Seligkeit, wie das Leben weniger Sterblichen einen ähnlichen aufzuweisen haben mag. Die Wonne der beglückten Liebe, nach Sturm, Marter und Gefahren, wie Lopez und Manuela sie bestanden hatten, diese Wonne hat ihres Gleichen nicht auf Erden."

Don Vicente schwieg; in seinem Auge perlte eine Thräne des Mitgefühls. Ich drückte dem gerührten Greise, selbst tief gerührt, dankbar die Hand für seine Erzählung. „Nun wird es Euch erklärlich seyn," fuhr er fort, „was jene beiden Herzen ewig und untrennbar vereint, was ihren Bund zu einem ungewöhnlichen und seltsamen macht, und was ihre Seelen bewegt, wenn von Sklaverei die Rede ist. Die Gefühle der Gattin des Generals bei dem Tischgespräche von heute werden Euch nun kein unauflösliches Räthsel mehr seyn." — „Fürwahr nicht," erwiederte ich. „Doch Ihr seyd noch nicht zu Ende, Don Vicente. Was wurde weiter aus ihnen?" — „Von jezt an," fuhr der Greis fort, „folgte alles in ihren Lebensschicksalen natürlich und auf verhältnißmäßig gewöhnliche Weise. Don Lopez ward der glückliche Gemahl seiner Freigelassenen. Don Aloisio stattete das junge Paar mit der kleinen Summe aus, die er für die Loskaufung Manue-

la's und ihrer Mutter bestimmt hatte. Bald darauf starb die leztere; sie ging ihrem geliebten Herrn in die Heimath der Glücklichen nach; ihr Schmerz um ihn war allzu standhaft, allzu stark gewesen, als daß der Anblick des Glückes ihrer Tochter allein sie hätte aufrecht erhalten können. Nun verließ Lopez den Dienst seines Beschüzers. Seine höhere Natur verlangte nach einer größeren Wirksamkeit. Er ward Soldat, Offizier. Seine seltenen Naturgaben, seine Talente, sein Muth, seine Wissenschaft brachen sich Bahn; er ging nach Europa, Manuela und der alte treue Diener, den Sie als seinen mürrischen Portier unten im Hause haben kennen lernen, begleiteten ihn. In Spanien wüthete der Freiheitskrieg, Lopez große Eigenschaften überstrahlten bald alle seine Waffenbrüder; er ward mit Rang und Orden, mit Ehrenzeichen und Gütern überhäuft; er ward General und Heerführer, doch im innern Herzen blieb er immer derselbe bescheidene, gefühlvolle und liebenswürdige Mann, der er als der arme Jüngling, als der Schreiber Don Aloisios gewesen war. Sein Glück blieb ungetrübt, ein Glück, wie wohl wenig Menschenleben es gewährt haben oder gewähren. Seit seiner Abreise von Cuba hatte ich ihn aus den Augen verloren. Neun Jahre später kam auch ich nach Europa, mein zeitliches Glück war gegründet, ich ließ mich hier in Bilbao nieder, und hier ward mir vor zwei Monaten das Glück zu Theil, meinen Freund, der wohl meinen Augen, aber nicht meinem Andenken entschwunden war, als General und Militärchef der Provinzen Guipuzcoa, Biscaya und Navarra, und seine schöne Gemahlin, den Stolz Bilbaos, nach zehnjähriger Trennung von Neuem zu umarmen." — „Nun wissen Sie Alles — sagen Sie, ob Don Lopez ein glücklicher Mann ist, und ob er in Ihren Augen durch meine Erzählung verloren oder gewonnen hat?" „Es ist ein glücklicher Mann," sprach ich; „doch was mehr ist, er verdient es zu seyn." — „Niemand, mein junger Freund, Niemand ist glücklich ohne sein Verdienst," sprach der Greis, und führte mich in sein Haus zurück und hinauf in den liebenswürdigen Kreis der Seinigen. —

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Da die Politik alle die großen Tageblätter ausfüllt, die allmählig entstehen, so wird anderntheils dafür gesorgt, daß Wissenschaften und Literatur auch ihr Recht behalten und gehörig besprochen werden. So haben die Buchhändler Sautelet und Renouard eine Gazette littéraire begonnen, ganz nach dem Muster des Londoner Wochenblattes: Literary Gazette. Sie wird eben so fein und kompendiös gedruckt, wie diese, und enthält, wo nicht noch mehr, doch gewiß eben so viel. Es scheint aber, daß man in Frankreich keinen so ökonomischen Druck liebt; in einem der lezten Blätter gesteht die Redaktion, es seyen Klagen über den engen und feinen Druck laut geworden; allein sie glaube von dem einmal angenommenen Muster nicht abgehen zu dürfen; in dem nebelichten London drucke man die Literary Gazette eben so fein; um wie viel leichter müsse man also in Frankreich, wo man eine so schöne, helle Sonne habe, eine Literaturzeitung lesen können! Mit diesem Beweggrunde müssen sich also die Leser des neuen Blattes begnügen. Vielleicht aber hat die Redaktion nicht bedacht, daß man in Paris, wo so manche Blätter erscheinen, dieselben flüchtig durchzugehen, nicht aber, wie die Engländer bei ihren Alekrügen, stundenlang darüber zu brüten pflegt, und zu diesem flüchtigen Uebersehen ist der überaus feine Druck, der übrigens in typographischer Hinsicht vortrefflich ist, keineswegs geeignet. Man wird zulezt sehen, wer von beiden nachgeben wird, das Publikum oder die Herausgeber. Das Schlimmste ist, daß dieses Blatt bis jezt sich noch nicht sehr auszeichnet, was freilich bei einem neu entstehenden Blatte und Plane auch kein Leichtes ist. Es gehört Zeit dazu, ehe die erforderliche Vereinigung von Schriftstellern und interessanten Materialien zu Stande kommt und die Redaktion denjenigen Ton trifft, der dem Zwecke des Blattes angemessen ist. Ein ganzer Schwarm von kleinen Blättern, deren manche kaum dem Namen nach bekannt sind, erscheint täglich oder mehrmals in der Woche, um die müßigen Leser in Paris, und etwa auch in der Provinz, zu ergözen; sie entstehen und vergehen, ohne daß man ihnen große Aufmerksamkeit schenkt, und von manchen ist es kaum begreiflich, wie sie sich halten können, und wie der Drucker sein Papier und seine Typen und der Redakteur sein bischen Talent und seine Zeit so geduldig hergeben können, ohne Hoffnung, auf ihre tägliche Aussaat eine Erndte folgen zu sehen. Es erscheint da ein sogenanntes Tribby, eine wiederauferstandene Pandore, die aber ihr ehemaliges Talent im Grabe gelassen zu haben scheint, eine Silhouette mit Kupfern, eine La mode, die sich viele Mühe gibt, den Modeblättern den Rang abzulaufen und auch vielleicht dazu gelangen wird, eine Psyché, wo sich Herren und Damen in der Dichtkunst versuchen und woraus man einige literarische Celebritäten untergeordneter Art kennen lernen kann, ein Courrier des spectacles, der auf alle diejenigen Schauspieler schimpft, die sich nicht auf das Blatt abonniren, und der sie so hartnäckig mit seiner Bosheit verfolgt, bis sie böse oder müde werden, und entweder mit einem Duelle (zuweilen auch wohl mit Prügeln) drohen, oder das Abonnementsgeld einsenden; ferner ein Mercure des Salons, den man aber in nicht vielen Salons antrifft; ferner ein Gilblas, ein Don Quixote u. a. m. Am festesten hält sich der Figaro, der eine Zeitlang, seines beißenden Oppositionswizes halber, eine ziemlich bedeutende Lesewelt hatte, und aus dem mancher wizige Einfall als ein geschichtliches Faktum in die ernsthaften deutschen Blätter übergegangen ist; es gibt eine Art, dergleichen Wize zu lesen und zu verstehen, und wer Alles, was der Figaro auftischt, für ächte Waare hält und in der Tagesgeschichte aufzeichnet, der macht sonderbare Verstöße gegen die Wahrheit. In solchen Blättern versuchen sich meistens lauter junge Schriftsteller, welche in den Gesellschaften umherlaufen, als wizige Jünglinge gern gesehen werden, allerlei aufschnappen und in einem satirischen Tone erzählen, oder nach ihrer ironischen Art zurichten, als Gespräch, Anekdote u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 46.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 23. Februar 1830.

Um schlechten Lorbeer kämpft der Held,
Der nur um Ehre kämpfet.
Wer in und um sich eine Welt
Voll mächt'ger Feinde dämpfet,
Und für die Menschheit Segen streut,
Der ist's, deß sich die Menschheit freut.

Herder.

Das Reußthal und die Gotthardstraße.

Dritter Brief.

Von der Höhe des Gotthards, auf der Du mich am Schlusse des vorigen Briefes gesehen hast, eilten wir gegen Abend hinab nach Hospital; der Föhn kündigte sich mit einem leichten Regenschauer an. Am andern Morgen war es wieder hell; noch kam der Thalvogt nicht aus seinen luftigen Gebieten herab; wir sezten also, das Beste hoffend, getrost unsern Weg gegen die Furka fort. Ein guter Pfad führt von Hospital an dem Dörflein zum Dorf vorbei, das mehr einem Aggregat von Steinmassen als von Menschenwohnungen gleicht, längs den grünen, mit Alpenstauden bedeckten Seiten des Gotthard und Feudo, nach Realp. Rechts dehnen sich die gleich freundlichen Abhänge des Gallenstocks fort bis zur Furka, deren hoher Schneerücken den Feudo mit dem Gallenstock verbindet. Des leztern prachtvolle Säulenreihe blendendheller, bläulicher Eisfirnen blickt dann und wann in das Thal hinein, das immer gleich anmuthig an den Ufern des ruhigen Stromes fortläuft, bis es bei Realp, anderthalb Stunden von Hospital, an die unermeßlichen Schneefelder des Feudo sich anschließt. Dieses Thal, so schön und friedlich im Sommer, ist im Winter ein grausenvoller Tummelplatz der Lawinen, besonders von Hospital bis Realp, wo wir überall ihre Spuren erblickten. Im Jahr 1735 wurde Realp ganz von ihnen zerstört. Im Jahr 1817 wurden die Gadmen (Viehställe), die etwas vom Dorf entfernt liegen, samt dem Vieh verschüttet. Unter Furcht und Zittern brachten die Bewohner mit ihren Seelenhirten die ganze Nacht betend und die Kommunion empfangend, in der Kirche zu, bis am Morgen, wo die schreckliche Lawine, die drohend über dem Dorfe hing, in ihrem Sturz sich spaltete und Realp verschonte. Realp ist ein kleines Dörfchen von Hirtenwohnungen, mit einer niedlichen Kirche und einem Kapuzinerhospiz. Das lezte hat dieselbe Bestimmung, wie das, welches früher auf dem Gotthard stand: arme Wanderer zu verpflegen und wohlhabende gegen billige Vergütung zu bewirthen, da kein anderes Wirthshaus in dem Dorfe ist. Außer diesem besondern, hat es mit den Hospizien zu Andermatt und Hospital die allgemeinen religiösen Zwecke gemein. Diese frommen Stiftungen werden von dem Kapuzinerkloster in Altdorf mit ein oder zwei Vätern besezt. Jenes Kloster zehrt nicht, wie andere Abteien (z. B. Einsiedeln und Muri) in trägem Müßiggang von dem Mark des Landes, greift nicht herrschsüchtig in die Rechte der Bürger ein; in bescheidener Armuth, von milden Schenkungen lebend, entsendet es seine Väter in diese wilden Gebirge, um die Kranken zu besuchen und zu trösten, andern Geistlichen, besonders wenn sie erkranken, in ihren Verrichtungen auszuhelfen, im Winter Schule zu halten und den Armen beizustehen. Es ist ein rührender Anblick, zu sehen, wie diese frommen Väter sich den Leiden ihrer Mitgeschöpfe aufopfern. In den rauhesten Tagen des Winters wandern sie nackten Fußes durch die Einöden von Schnee und Eis, tragen als Boten des Mitleids ihre mil-

den Spenden in die Hütten des Elends, und den Frieden des Himmels an das Lager der Sterbenden.

Wir eilten nach Realp zum Frühstück; mich zog noch ein besonderes Freundschaftsverhältniß, das ich im vorigen Jahre mit dem Kapuziner geschlossen hatte, in seine Wohnung. Von der Furka kommend, war ich in einen Gewitterausbruch des Föhns gerathen, und fand hier eine so freundschaftliche Aufnahme, wie ich sie nie in den Gasthäusern zu Hospital und Andermatt, wo es überdieß immer von brutalen Engländern wimmelt, gefunden hatte. Erlaube mir, daß ich Dir hier als Episode eine kurze Schilderung von dem Haushalte des Kapuziners entwerfe. Neben seinen geistlichen Verrichtungen leitet er, mit einem eigenen Anstand und ohne je in die Rolle eines Wirths zu fallen, die Oekonomie. Eine Haushälterin repräsentirt eigentlich den Wirth; an sie wendet sich der Reisende. Alle Lebensmittel, woran es nie fehlt, sind ungemein schmackhaft zubereitet; herrlicher italienischer Wein würzt die Tafel. Das Innere dieser heimlichen, friedlichen Wohnung ist zwar in kleinem Maaßstabe, aber durchaus reinlich und bequem eingerichtet. In fünf schön tapezirten Zimmern sind zwölf Betten; es ist also Raum für eine große Gesellschaft. Das Aeußere der Wohnung schmückt ein liebliches Blumengärtchen. Eine kleine Bibliothek, worunter sich die Werke von Schiller, Voß, Kosegarten, Goldschmids Geschichte, Tiedge u. s. w., mehrere Bücher über die Schweiz, Cicero, Ovid, Horaz u. s. w., in der Ursprache befinden, gewährt reichlichen Stoff zur Unterhaltung. Die Lage des Hauses ist herrlich; auf der einen Seite gewährt es die Aussicht auf die Eisspitzen des Gallenstocks und Gotthards und die Schneefelder des Feudo, auf der andern in's anmuthige Thal hinab. Für die, welche den sechsstündigen, durchaus menschenleeren, unwirthbaren Weg über die Furka zum Grimselhospiz machen wollen, ist kein Haus zum Uebernachten und zum Versehen mit Lebensmitteln für diese Wanderung gelegener.

Mit dem Pater, Namens K . . . r, wurde ich bald vertraut. Es war ein junger, munterer Mann, von mildem Charakter und einem offenen, freundlichen Antlitz; der Ausdruck seiner Mienen war anziehend durch die Linien des Denkens, sein Wesen veredelt durch Humanität und Bildung. Leise blickte ein schwärmerischer Zug aus seinen dunkeln schwarzen Augen. Als ich mich durch Speise und Trank erquickt hatte, erzählte er mir auf eine unterhaltende, scherzhafte Art, bald deutsch, bald lateinisch (das er gerne sprach) die Geschichte seines Hospiziums. Seinen Bemühungen verdankte es hauptsächlich die jetzige wohlgeordnete Einrichtung. Der Erlös aus der Wirthschaft wird zu milden Gaben an die Armen verwandt, und manches Jahr bedarf die Stiftung zu ihrer Subsistenz noch eines Zuschusses aus Altdorf. Ich unterbrach ihn in seiner Erzählung durch eine Frage nach der schönen Hausjungfer, die eben die Stube verließ, und deren romantisch-schwärmerische Physiognomie mir schon längst aufgefallen war. Er gab mir gern einige Notizen von diesem sonderbaren Wesen. Sie war in einer Sennhütte, hoch auf den Alpen, unter den Schrecknissen der Natur geboren, und ihr Gemüth nahm frühe jene Richtung zur Geisterwelt und jene Empfänglichkeit für die Eindrücke tiefer, religiöser Ergebung an, die man in **Uri** so häufig findet, die in ihr aber noch mit besondern Gaben, vorzüglich einer starken Phantasie verbunden waren. Der Tod ihres Vaters, den sie im 19ten Jahr unter den Lawinen des Val Tremola verlor, vollendete ihre religiöse Resignation. Das Hospiz nahm sie und ihre Schwester auf. Hier entwickelte sie bald, so weit es die Lage verstattete, ihre ungemeinen Naturgaben. Ohne lesen und schreiben zu können, lernte sie, blos durch die Conversation mit den Reisenden, französisch und italienisch reden, nach kurzer Anleitung alle Rechnungen führen, die Haushaltungskunst in wenigen Monaten in Andermatt; alles was ihr vorgelesen wird, behält sie, halbe Bücher weiß sie auswendig. Ihre Reinheit bewahrt sie wie ein Heiligthum. Einst brachte sie einen ganzen Tag in einer Feldhöhle zu, um den Nachstellungen zu entgehen, die, in der Abwesenheit des Kapuziners und der Dorfbewohner, ihr einige Engländer bereiteten, welche in die reinen, unentweihten Höhen dieses Thales ihre schmutzigen Begierden trugen. Dieser Schrecken und die schwere Krankheit, die er ihr zuzog, haben ihre Wangen etwas gebleicht und ihre Seele der Welt gänzlich entfremdet. Alle Freier, selbst angesehene, die ihre schöne Gestalt angezogen, wieß sie ab; sie wünscht, ihre Tage in einem Kloster der heiligen Jungfrau zu weihen. Als er diese Erzählung mit vielen interessanten Einzelnheiten beendigt hatte, stieg ein leiser Zweifel in mir auf, ob die Reinheit dieser Jungfrau auch in dem Hospiz sicher sey. Aber dieser Zweifel schwand immer mehr, je mehr ich den Pater kennen lernte, und zulezt, als sein reines Bild in meiner Seele vollendet war, schämte ich mich vor mir selber, dieses Bild durch jene Wolke des Zweifels getrübt zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Tod des Herzogs von Guise.

(Fortsetzung.)

Der Herzog hatte Kunde von den drohenden Gerüchten, die im Königreich umliefen, machte jedoch nicht viel daraus; nicht daß er die Gefahr verachtet hätte, sondern weil er entschlossen war, ihr zu trotzen. Nach der Eröffnungsrede der Staaten, aus der man ersah, wie empfindlich sich der König noch gekränkt fühlte, hatten ihn seine Freunde beschworen, auf seiner Hut zu seyn. „Wäre ich eines Hasen Sohn," war seine Antwort, „hätte ich mich

längst davon gemacht."*) Etwas später, als seine Lage noch gefährlicher geworden war, rieth ihm Graf Schomberg, der die deutschen Truppen in französischem Dienste befehligte und es gut mit dem Herzog meinte, nicht länger den Zorn des Königs zu reizen, weil er sonst unfehlbar auf sein und seiner Kinder Haupt fallen müsse. Drauf erwiederte der Herzog mit seiner ruhigen Größe: „längst schon fürchte er den Tod nicht, und was seine Kinder anlange, so werden sie es, wenn sie ihn verlieren und anders ihrer Abkunft würdig seyen, machen wie er, der seinen Vater, den er in früher Jugend verloren, gerochen und sich allein emporgeschwungen habe. Ueberdieß," sagte er, „ist es, sollte ich meinen, nicht so leicht, mich zu überfallen; ich kenne keinen Menschen auf Erden, dem, wenn er sich mir Mann gegen Mann stellt, die Furcht nicht zum halben Theile zufiele; auch gehe ich in so gutem Geleite aus, daß es nicht leicht ist, mich zu überrumpeln, ohne mich auf meiner Hut zu finden."

Als aber am Ende, kurze Zeit vor dem Schlage, der Warnungen immer mehr wurden, meinte er doch, sich mit seinen Freunden über die gemeinschaftliche Gefahr berathen zu müssen. Er berief zu sich seinen Bruder, den Kardinal, den Erzbischof von Lyon, Savigny de Rosne, Christoph von Bassompierre, den Präsidenten Neuilly, la Chapelle Marteau und verschiedene andere von seinen Vertrautesten, um zu rathschlagen, was zu thun sey. Er sagte ihnen: „es sey ihm von verschiedenen Seiten zugekommen, daß der König auf sein Verderben sinne und er in Blois nicht sicher sey. Sprecht," fuhr er fort, „ob ich in Blois bleiben oder es verlassen soll." De Rosne sprach sich für das Letztere aus; der größte Theil der Anwesenden fiel ihm bei, und der Kardinal drang in seinen Bruder, sich nach Orleans zu ziehen, damit seine Abwesenheit ihnen als Schutzwehr diene, und versicherte überdieß, er sey Manns genug, später den König aufzuheben und nach Paris zu führen. Drauf nahm der Erzbischof von Lyon das Wort und bestritt all diese entmuthigenden Gedanken. „Herr," sprach er zum Herzog von Guise, „wer das Spiel aufgibt, verliert es; geht Ihr fort, so büßt Ihr noch dazu den hohen Ruf ein, in den Ihr Euch längst bei dem Volke gesetzt, und laßt diejenigen in der Klemme, die Euch zulieb dem Könige die Spitze geboten haben." Der Herzog von Guise beharrte bei dieser Ansicht, denn seine Lage, seine Ehre und seine Anschläge ließen ihm keinen andern Ausweg übrig. Er sagte, lieber wolle er sein Leben auf's Spiel setzen, als daß seine Feinde Anlaß bekämen, ihm nachzusagen, er habe durch seine Entfernung die Versammlung der Stände aufheben und es nicht dahin kommen lassen wollen, daß dem Reich Erleichterung werde. Nach aufgehobenem Rathe nahm er den Erzbischof von Lyon bei der Hand und sprach zu ihm: „Monsieur de Lyon, werther Freund, es steht so fest bei mir, nicht von hier zu gehen, daß, wenn der Tod durch das Fenster hier hereinkäme, ich nicht zur Thüre hinausginge."

Weder Tollkühnheit, noch Entmuthigung ließen ihn also sprechen, sondern die feste Ueberzeugung, daß er in seiner Lage durchaus keinen Schritt vorwärts thun könne, ohne sich zu entehren, und keinen rückwärts, ohne sich ins Unheil zu stürzen. Seine Verlegenheit war desto größer, weil er keinen Grund hatte, zu brechen, und auch kein Mittel, neue Ränke zu schmieden. Wollte er einen Vorwand bekommen, um dem König angreifend entgegen zu treten, mußte er sich zuvor etwas von ihm abschlagen lassen, und dazu mußte er ihm irgend ein neues Opfer auferlegen, das wahrscheinlich das Maß der Geduld und der Schwäche bei ihm vollmachen würde. Er entschloß sich, diesen gefahrvollen Weg einzuschlagen und die Connetabelswürde zu verlangen. Nur dadurch, daß er sein Leben im Louvre aussetzte und Heinrich III. mitten in seiner Hauptstadt trotzend entgegentrat, hatte er es zu den Barricaden bringen und sich zum Herrn von Paris machen können. Nur wenn er sich noch einmal etwas ertrozte, sein Leben dadurch noch einmal aufs Spiel sezte, konnte er der Person des Königs und seiner Krone Meister werden. Dießmal aber war die Gefahr so groß, daß sie wohl eine Todesgefahr heißen konnte.

Mittwoch den 21. December ließ Heinrich III. ihn und die andern Geheimenräthe wissen, Freitag, den Tag vor Weihnachten, solle sich der Rath versammeln, um Rückstände zu erledigen. Donnerstags den 22. hörten der König und der Herzog von Guise zusammen die Messe. Nach der Kirche gingen sie zwei Stunden allein miteinander im Schloßgarten auf und ab. Sie vertieften sich dergestalt in das Gespräch, daß der König sein Essen bis um Mittag vergaß, da es sonst regelmäßig um zehn Uhr stattfand; ohne Zweifel wollte er den Herzog ausholen und zusehen, ob er sich nichts gewärtige. Heinrich III. sprach vom Kriege gegen die Hugenotten und den Mitteln, ihn nachhaltig fortzuführen und zur Entscheidung zu bringen. Da änderte der Herzog von Guise mit einemmale den Gegenstand des Gesprächs und sagte zum König: seit Se. Majestät vergessen, was vorgefallen, und ihm wieder ihre Gnade zugewendet, habe er Alles gethan, um sich dafür erkenntlich zu beweisen und jenes Wohlwollen zu verdienen; aber sein Unstern habe gewollt, daß er ob der unschuldigsten seiner Schritte von seinen Feinden verläumdet, und jene von Sr. Majestät ganz falsch gedeutet worden seyen; er sey darum entschlossen, den Hof zu verlassen und vor seinen Verläumdern das Feld zu räumen, und er bitte Se. Majestät unterthänig, seine Entlassung als Generallieutenant der Heere des Reichs zu genehmigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die mit Anführungszeichen versehenen Stellen sind wörtlich verschiedenen Quellen enthoben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Gießen, 16. Februar.

Vorgestern ist die traurige Nachricht von der Ermordung unsers Professors Schulz hier eingetroffen, und hat seine zahlreichen hiesigen Freunde in die tiefste Betrübniß versezt, so wie denn auch für die Wissenschaften dieser Verlust unersezlich ist. Bis ich Ihnen melden kann, was man von der Art seiner Ermordung Näheres an die Freunde und Verwandte unsers unglücklichen Landsmannes berichtet, theile ich Ihnen den Brief des französischen Konsuls zu Tiflis, bis jezt die einzige nähere Nachricht über dieses traurige Ereigniß, in wörtlicher Uebersezung mit:

„Tiflis, den 1. Januar 1830. Mit dem tiefsten Schmerz melde ich Ihnen heute, daß Hr. Schulz, dieser unerschrockene und interessante Reisende, im Kurdistan, an der Grenze von Inal-huerits (?) zwischen den Dörfern Basch Kullab und Perican Nichir ermordet worden ist. Der englische Gesandte zu Tauris, welcher mir dieses schreckliche Ereigniß mittheilt, meldet mir, daß er mir über das Einzelne noch keine Nachricht geben könne, da auch die zwei Bedienten, ein persischer Soldat und ein Unteroffizier ermordet worden seyen. Der Obrist Macdonald (englischer Gesandter in Persien), bei welchem der Reisende während seines Aufenthaltes zu Tauris die edelste Gastfreundschaft fand, hat sich beeilt, sogleich einen sichern Mann an den genannten Ort zu schicken, um, wo möglich, der Papiere und Effekten des Verewigten habhaft zu werden; zugleich hat er die ersten Schritte gethan, um die Bestrafung der Mörder zu bewirken. Auch der k. russische Gesandte hat die größte Theilnahme an dem Schicksal des Hrn. Schulz an den Tag gelegt.“

Ich will für heute nur beifügen, daß Schulz, nach seinen lezten Briefen vom Mai 1829, mit dem englischen Gesandten nach Kurdistan zurückgegangen zu seyn scheint. Wahrscheinlich wollte er dann von Urana hinab nach Hamadan, wo er Ausgrabungen zu veranstalten beabsichtigte. Der Mord scheint auf persischem Boden verübt worden zu seyn, wo eben für den Reisenden durchaus keine Gefahren zu drohen schienen, während er in dem türkischen Kurdistan sich oft nur durch seine persönliche Tapferkeit gerettet hatte. Die Arbeiten des Verewigten werden in die Hände seiner gelehrten Freunde in Paris gegeben werden und das schönste Denkmal bilden, das man diesem unserm, in jeder Hinsicht, als Mensch und Gelehrter, gleich ausgezeichneten, in der Blüthe des Lebens dahingerafften Landsmanne setzen kann.

Stralsund, Januar.

Lassen Sie es sich nicht befremden, Nachrichten aus einer Stadt zu empfangen, von der bisher wenig verlautete und die mit dem unvergänglichen Ruhm sich einzig zu begnügen schien, den starren Sinn des gewaltigen Despoten Wallenstein durch die Tapferkeit ihrer Bürger gebeugt zu haben. Nicht immer hat der gerade wenig zu sagen, der sich schweigend verhält, und wenn ich für unsere Stadt auch keine besondere literarische Wichtigkeit in Ihre Wagschale zu legen habe, könnte ich Ihnen doch eine Anzahl Literaten aufzählen, welche ihr angehören, die eine ehrwürdige Gallerie ausmachen und einer Residenz zur höchsten Zierde gereichen möchten. Doch unser literarischer Ruhm soll gar nicht einmal in Rechnung kommen, weil noch andere Interessen vorhanden sind, die es zu einem dankbaren Geschäft machen, den Korrespondenten abzugeben. Wer wünschte nicht eine Federzeichnung von der bemoosten Feste am Nordstrand, an deren unerschütterlichen Mauern sich ewig die Wogen des baltischen Meeres brechen und welche die große Fährbrücke und der Verbindungspunkt mit Schweden ist? Wer hätte nicht gern freundliche Kunde von dem paradisischen Eilande Rügen, das wegen seiner Nähe zum Weichbilde der ehrwürdigen Stadt gerechnet wird? Bekannt sind dem Süddeutschen durch Wort und Schrift und eigene Augen die romantischen Gefilde des lieblichen Jasmunds, das wogenumrauschten Wittow, der Glanzhügel Hiddensee; bekannt der majestätischen Königsstuhl, die düstern Trümmer der grauen Herthaburg mit ihrem schwarzen See, Arkonas luftige Höhe mit dem weitschauenden Leuchtthurm und das elysische Seebad Puttbus. Darum werden meine Nachrichten Ihren Lesern keine ganz unwillkommene Gabe seyn.

Unter allen Städten Norddeutschlands behauptet Stralsund eine ehrwürdige Eigenthümlichkeit, und wer nicht hier gewesen ist, möchte sich schwerlich ein Bild von ihr entwerfen können. Ihre Lage ist reizend, denn sie liegt unmittelbar an der See, und die Feuerschlünde auf den Wällen der Fährbastion beherrschen den Spiegel des Meeres. Dafür herrscht hier aber auch ein rauhes Klima, und an den Mai wird man nur durch den Namen erinnert. Hier küßt im Lenz der Himmel die Erde nicht wie eine junge Braut, und traurig, unter Nachtfrösten und schneidenden Ostwinden, vergeht die schöne Blüthenzeit. Der Sommer ist veränderlich, und ein Tag wechselt oft in seiner Temperatur wie das Jahr: am Morgen linde Frühlingsluft, Mittags die glühendste Hitze, Nachmittags heitre Herbstluft und am Abend der rauheste Wind. Dieß macht die Nähe der See. Auf Rügen ist's noch ärger, besonders auf dem hohen, waldentblößten Wittow, das das durch den Seestürmen völlig ausgesezt ist. Dort haben mir am zweiten Pfingsttage im vorigen Jahre die Zähne vor Frost geklappert und ich fand geheizte Stuben. Deßhalb gewöhnen sich auch Fremde nicht leicht an das hiesige Klima, und wäre ich nicht ein Kind der Ostsee, möchte ich's hier schwerlich aushalten. Die schönste Ansicht der alterthümlichen Stadt gewährt die Fährstelle auf Rügen, besonders in der Abendbeleuchtung. Den Mittelpunkt des großen Gemäldes bildet die Stadt mit ihren hohen Kirchthürmen. Zu beiden Seiten reihen sich die liebliche Brunnenau, die Triebseer- und Frankenvorstadt mit ihren Gärten und Windmühlen an. Vor der Stadt sieht man den Hafen mit seinen buntflaggenden Schiffen.

Stralsunds Einwohner, kernige, treuherzige Menschen, haben viel von der nordischen Sitte angenommen, da sie so lange zu Schweden gehörten. So ist hier noch in vielen Privathäusern die Suppe das lezte Essen wie in Schweden, und das schöne Geschlecht trägt wegen der stets herrschenden rauhen Luft beständig einen Schleier, wie im hohen Norden. Da derselbe als edelster Schmuck der Frauen anzusehen ist und eine gewisse Grazie gibt, so können Sie denken, wie sehr dadurch die ohnehin schönen Stralsunderinnen an Reiz gewinnen müssen, deren Holdseligkeit nicht mit Unrecht schon ein Geschichtschreiber des vorigen Jahrhunderts preist. Die Männer sind offen und bieder, machen wenig Umstände mit Fremden, aber meinen es gut mit ihnen. Man kann sich fest auf ihr Wort verlassen, und hat man einmal ihre Gunst erworben, sind sie die treuesten Freunde. Bei allen herrscht eine große Vorliebe für ihre alte, ehrwürdige Verfassung, die viel mit der alten reichsstädtischen in Ulm und Augsburg gemein hat, und von Preussen nach dem Vertrag mit Schweden vollkommen respektirt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 47.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. Februar 1830.

Jezt will, des Scheinens müd' und satt, vor ihm zu zittern,
Sich rächen Valois und endlich König seyn.

Voltaire.

Der Tod des Herzogs von Guise.

(Fortsetzung.)

Ueberrascht von einem so unerwarteten Gesuch, antwortete der König: „er nehme seine Entlassung nicht an, und wünschte seine Autorität noch zu mehren, statt sie zu mindern.“ Der Herzog erwiederte, weit entfernt seine Autorität zu mehren, habe man ihm nicht einmal zugestanden, was ihm gebühre: habe er doch nicht den Grand-Prevot und die Hatschiere, welche zu der Würde eines Generallieutenants des Königreichs gehören, wie man unter Karl IX. gesehen habe, da er selbst, der König, Generallieutenant seines Bruders gewesen, und unter seiner eigenen Regierung, da der Herzog von Alençon der seinige gewesen sey. Der König, den es verdroß, daß sich der Herzog mit zwei Söhnen von Frankreich zusammenstellte, konnte nicht umhin, ihn dieß merken zu lassen, und sagte ziemlich ärgerlich, er solle mit dem, was man ihm gegeben habe, zufrieden seyn. „Ihr habt mir nichts als Pergament gegeben,“ erwiederte der Herzog rasch, „und das mögt Ihr wieder haben.“ Der König merkte, daß er einen Fehler gemacht habe, und bot allem auf, den Herzog zu besänftigen. Er versicherte ihn, gegen ihn selbst hege er kein Mißtrauen, was ihn allein in seiner guten Meinung habe irre machen können, das seyen die Verbindungen, in denen er außerhalb des Reichs gestanden, und die kleinen nächtlichen Rathsversammlungen, die er in der Stadt halte; er bitte ihn, solches ganz zu unterlassen, um sich nicht sein Mißfallen zuzuziehen, und dann werde er allem, was er thue, mit Vertrauen zusehen. Er versicherte ferner, wie es ihn freue, solche Gelegenheit gefunden zu haben, sein Herz vor ihm zu öffnen. Troz dieser anscheinenden Herzlichkeit, bot der Herzog beharrlich seine Entlassung an. Lag ihm, wie seine Anschläge waren, daran, daß sie angenommen wurde, so war es für den König, wie die seinigen waren, gleich wichtig, die Annahme hinauszuschieben. Da der Herzog zu nichts zu bringen war, so verließ ihn Heinrich mit den Worten: „nein, nein, ich mag nicht; über Nacht werdet Ihr Euch besinnen.“ Kochend vor Wuth, die ihm, weil er sie so lange hatte verschlucken müssen, fast das Herz zersprengte, kam er heim. Als er im Zimmer war, warf er den Hut zur Erde und rief: „Ich sehe schon, er gibt mir das Amt zurück, weil die Stände ihm versprochen haben, ihn zum Connetable zu machen, und mir will er dafür nicht verbindlich seyn.“

Ohne Aufschub ging er nun an die Vorbereitungen zu seinem Anschlag, und ließ den Rathsgliedern melden, sie sollen sich Tags darauf um sechs Uhr Morgens im Sitzungssaal einfinden, weil er bei guter Zeit nach Lanoue gehen wolle, um seine Weihnachtsandacht zu beginnen; der Vorsteher der Handelschaft solle die Abgeordneten seines Standes auf dem Rathhause versammeln. Lanoue war ein Lusthaus, eine halbe Meile vom Park. Heinrich hatte es als Andachtsort Notre-Dame de Clery vorgezogen, weil es nicht so entfernt und das Wetter schlecht war, und dieß hatte man nicht auffallend gefunden. Die Zurüstun-

gen zu dieser kleinen Reise erlaubten, daß er sich die Schlüssel des Schlosses, welche der Herzog von Guise in seiner Eigenschaft als Großmeister verwahrte, einhändigen lassen konnte. Nachdem er um sieben Uhr gespeist und dem Marschall d'Aumont, dem Obristen Ornano, den Herren von Maintenon, von Rambouillet, von O, die im Komplott waren, Befehl gegeben hatte, früher als die andern wieder bei ihm zu seyn, schloß er sich in sein Zimmer ein. Er schickte den Hausmeister de Marle zum Kardinal von Guise, der in der Stadt wohnte, und ließ ihm sagen, er solle doch gewiß des andern Tags in den Rath kommen, er habe etwas von Wichtigkeit mit ihm zu verhandeln. Um den Prinzen von Joinville, des Herzogs von Guise ältesten Sohn, nicht entwischen zu lassen, beauftragte er den jungen Bellegarde, einen Ausflug zu Pferde auf den folgenden Tag mit ihm zu verabreden. Lognac befahl den fünf-und-vierzig dienstthuenden Edelleuten (gentilhommes ordinaires) sich vor fünf Uhr Morgens bereit zu halten, den König zu begleiten.

Da aber diese Wache zwar zur Ausführung zu brauchen, aber nicht stark genug war, um die Zugänge des Schlosses zu besetzen und allen Verkehr des versammelten Raths nach außen abzuschneiden, ließ Heinrich III. gegen neun Uhr Abends den Hauptmann der Leibwache, Larchant, dessen er vollkommen versichert war, holen. Er theilte ihm sein Vorhaben mit und befahl ihm, sich mit seinen Soldaten auf der großen Schloßtreppe, die zum Sitzungssaal führte, aufzustellen. Damit der Herzog von Guise nicht stutzig würde, wenn er ihn an der Spitze seiner Kompagnie ansichtig werde, solle er ihm eine Bittschrift überreichen, worin um den Sold für seine Leute angehalten werde, und sobald der Herzog den Saal betreten habe, die Thüre besetzen und Niemanden mehr zu ihm gelangen lassen. Als diese Maaßregeln alle getroffen waren, zog sich Heinrich gegen zehn Uhr mit Bellegarde in sein Kabinet zurück und entwarf die Briefe und Ausschreiben, die nach der That in das Reich versendet werden sollten. Um Mitternacht, als alles fertig war, sagte er zu Bellegarde: „Mein Sohn, leg Dich nieder und sage zu Dubalde, er solle mich fein gewiß um vier Uhr wecken, und Du bist auch zur selben Stunde hier.“ Diesem Befehl gemäß stellte Dubalde seinen Wecker auf vier Uhr, und der König begab sich in's Zimmer der Königin, seiner Gemahlin zur Ruhe, die fest schlief, ahnungslos des Unheils, das dem Hause drohte, dem sie entstammt war.

Gegen vier Uhr wurde Heinrich, der eine sehr unruhige Nacht gehabt hatte und eben leise schlummerte, von Dubalde geweckt, der an die Zimmerthüre pochte. Fast hätte dieser die Stunde verfehlt, weil Frau von Piolans, die erste Kammerfrau der Königin, Dubalde kein Gehör geben wollte und behauptete, es sey noch zu früh, den König zu wecken. Heinrich kleidete sich eilig an und ging in sein Kabinet hinab, wo er Bellegarde antraf, den er mit den nöthigen Befehlen an die Wächter bei den Thoren und Zugbrücken des Schlosses fortschickte. Die fünf-und-vierzig ließen nicht lange auf sich warten. Er ließ sie in ein großes Gemach, die Hirschgallerie genannt, treten; bevor er ihnen etwas eröffnete, wollte er mit den Verschworenen aus dem Rathe, die, wie er befohlen, bei guter Zeit in sein Kabinet kamen, alles in's Reine gebracht haben. Nachdem er ihnen daher zugesprochen, sich wacker zu halten, schickte er sie in ihren Saal zurück, zuvor aber ertheilte er dem Marschall d'Aumont den Auftrag, den Kardinal von Guise und den Erzbischof von Lyon zu verhaften, wenn es an der Zeit seyn würde. Er blieb allein mit Bellegarde, dem Staatssekretär Revol und dem Obersten Ornano, und ließ nun die Fünf-und-vierzig leise in sein Zimmer, dessen Verbindungsthüre mit dem Sitzungssaal er sorgfältig verschloß. Da die Zimmer der Königin, seiner Mutter, im ersten Stockwerk unter den seinigen lagen, empfahl er ihnen, keinen Lärm zu machen. Nachdem er ihnen in's Gedächtniß gerufen, was sie ihm zu danken hätten und welch unbegrenztes Vertrauen er in sie setze, sprach er weiter: „Ihr wißt alle, welcher Schimpf, welche Unbilden mir seit etlichen Jahren vom Herzog von Guise angethan worden. Ich habe es ertragen, ja habe meine Macht und meinen Muth verdächtigen lassen müssen, weil ich den Hochmuth und die Vermessenheit dieses Ehrsüchtigen ungezüchtigt gelassen. Er ist entschlossen, zum Aeußersten gegen meine Person zu schreiten, um hernach mit meiner Krone und meinem Leben zu schalten und zu walten. Ich sehe mich so weit gebracht, daß diesen Morgen er sterben muß, oder ich sterben muß; wollt Ihr mir nicht geloben, mir beizustehen und mich zu rächen, indem Ihr ihm das Leben nehmt?“ Sie antworteten alle aus Einem Munde und ziemlich lärmend, er könne auf sie zählen, sie seyen bereit, ihm den Herzog von Guise vom Halse zu schaffen. Der König bedeutete ihnen, sich ruhiger zu halten und ihre Stimmen zu dämpfen, aus Furcht, sie möchten, wenn sie zu laut würden, seine Mutter aufwecken. Drauf theilte er Dolche an Acht derselben aus, die ihm die Entschlossensten schienen; er stellte sie mit Lognac, ihrem Hauptmann, in dem Zimmer auf, durch das der Herzog mußte, wenn er sich aus dem Sitzungssaal in sein Kabinet begab. Er wies sie an, wenn er vorbeigehe, über ihn herzufallen, und da er meinte, er werde einen Panzer tragen, über der Brust zuzustoßen. Er stellte Abtheilungen der Fünf-und-vierzig an die verschiedenen Eingänge des Zimmers, damit Niemand hereingelange. Dieses Zimmer stieß mit dem linken Ende an sein altes, mit dem rechten an sein neues Kabinet. Da man vom Sitzungssaale her in das neue Kabinet blos ein Paar Schritte zu machen hatte, und fast durch das ganze Zimmer gehen mußte, wenn man in das alte Kabinet wollte, so fand es Heinrich gerathener, den Herzog von Guise in das leztere

zu bestellen, damit die Acht Zeit genug hätten, ihren Streich auszuführen. Er gebot dem Thürsteher Nambu, dem er an der Verbindungsthüre zwischen dem Sitzungssaale und dem Zimmer, wo die Acht waren, seinen Platz anwies, Niemanden ohne seinen Befehl herein oder herauszulassen. Drauf begab er sich mit Bellegarde, Ornano, Revol und dem Rest der Fünf-und-vierzig in sein altes Kabinet, das ein enger, mit einer Sammttapete verschlossener Gang von dem Gemache trennte, in dem die Verschworenen warteten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Reußthal und die Gotthardstraße.

(Fortsetzung.)

Gegen Abend kamen noch einige Engländer. Wir aßen frühe zu Nacht, um bei Zeit zu Bette zu gehen und frühe wieder auf den Beinen zu seyn. Aber als die andern Gäste in ihren Ruhestätten waren, kam ich von Neuem mit dem Kapuziner ins Gespräch. Er gab mir ein anziehendes, oft launigtes Gemälde von seiner Seelsorge und Hülfe im Dorfe und auf den Sennhütten, und von der Art, wie er den Unterricht im Winter ertheilte, um „in diesem äußersten Winkel des Menschengeschlechts," wie er sagte, einiges Licht in die dichte Unwissenheit zu bringen. Meine Liebe zu ihm wuchs mit jeder Minute. Endlich erzählte er mir seinen eigenen, einfachen Lebenslauf. Als ich hörte, daß er sich besonders der Philosophie gewidmet hatte, führte ich ihn sogleich in dieses, wie bekannt, etwas verrufene Gebiet des menschlichen Geistes, und wir verloren uns auf Höhen, noch schwindelnder, als die Firnen des Gallenstockes in unserer Nähe. Ich bewunderte das Wissen des Mannes, noch mehr die treffliche Art, wie er seinen Glauben mit der Philosophie vereinigte. Welch eine schöne, reine, harmonische Seele strömte mir aus diesen Unterhaltungen entgegen! Wir waren allmählig in jene schöne Situation, wo alle Unterschiede, die sonst die Sterblichen trennen, in jenes rein menschliche Verhältniß gerathen, wie es nur aus den warmen Stunden des Gemüths hervorgeht, und das, oft nach wenigen wechselseitigen Seelenanklängen, unter wildfremden Menschenkindern die Vertrautheit jahrelanger Bekanntschaft stiftet. Du weißt, wie sehr ich diese Situationen liebe; sie haben mir auf meinen Reisen, besonders auf dem Rigi und auf meinen Wanderungen unter den so leicht erregbaren Söhnen der Hochalpen, die süßesten Stunden bereitet. Darum ist Yorik mein Lieblingsgefährte auf Reisen. Mitten in unsern philosophischen Kometenbahnen rief die Schwester der schönen Jungfrau den Mönch hinaus. Bald kam er erschrocken wieder und sagte mir, daß seine Haushälterin ein heftiges Fieber habe und im Bette liege, und bat mich um meinen medizinischen Rath. „Gern will ich rathen, so viel ich weiß," erwiederte ich; „aber ich muß sie sehen. Ist es erlaubt, in ihr stilles Kämmerlein zu gehen?" — „Kommen Sie," antwortete er. Ich fand, daß sie den Anfang einer Brustentzündung hatte, die in jenem Thale sehr häufig ist. Neben ihr stand warmer Thee mit rothem Wein vermischt, den man ihr zum Trank bereitet hatte. Pace tua hoc effundamus, mi carissime, sagte ich zu dem Kapuziner; dann verordnete ich ihr, die Nacht durch Gerstenwasser mit Citronensaft und etwas Zucker zu trinken, gab den besten Trost und ging, da es schon spät war, zur Ruhe. Ich blickte aus dem Fenster meines Schlafzimmers. Der Himmel war wieder heiter geworden. Der Mond goß sein mildes Licht auf die Schneefelder des Feudo. In mir waren alle sympathetischen Lebensgeister erwacht. Nie war es mir unter einem Dache, wo Menschen hausen, wohler gewesen. Ich legte mich leicht zur Ruhe und schlief wie ein König. Des andern Morgens fragte ich nach der Patientin; sie war besser und alle Gefahr verschwunden. Der Gedanke, vielleicht durch meinen Rath ein schönes Menschenleben gerettet zu haben, that mir wohl. Dann schied ich von dem Kapuziner, als hätten wir ein halbes Jahrhundert mit einander gelebt, und wanderte nach Altdorf. Dort fiel mir schwer, mich von dem Reußthale zu trennen, ohne noch einmal mit Realp meine Empfindungen zu wechseln. Ich kaufte ein Röschen und schrieb einen Brief an den Kapuziner, der noch lebendig in mein Gedächtniß eingegraben ist und etwa auf folgende Art abgefaßt war: „Ehrwürdiger Pater, ich muß Ihnen, ehe ich den Vierwaldstättersee überschiffe und mich von dem Thale trenne, das zu Ihnen hinauf reicht, noch einmal meinen herzlichen Dank für Ihre freundliche Aufnahme abstatten. Ich habe manche Höhen und Thäler Europas besucht, aber nie eine Stätte gefunden, wo dem müden Wanderer so wohl wird, als in Ihrem lieben Hospizium. Vielfache Schicksale haben tiefe Furchen in meine Seele gezogen und mein Inneres der gewöhnlichen Menschenwelt verschlossen. Aber alle Furchen verschwanden, das Innerste meiner Seele öffnete sich in Ihrer wohlthätigen Nähe. Darum möchte ich gern eine bleibende Erinnerung bei Ihnen stiften. (Hier vertraute ich ihm etwas an, das Dir schon bekannt ist). Ich bin zwar Protestant, das wird Dir aber keinen Anstoß geben — erlaube mir das vertrauliche Du, unter dem unsere Seelen sich besser verstehen —; auf Deinem offenen Antlitz und in Deinen schwarzen Augen habe ich den großen Gedanken gelesen, ohne Zweifel in den heitern Höhen, die Du bewohnst, gereift: daß Ein Glaube alle erschaffenen Seelen vereint und Eine Verehrung des allmächtigen Geistes, der sie erschaffen hat, das Bruderband um sie schlingt. An beidem, dem Glauben und der Menschenliebe, bist Du reich, Bruder, reicher, als Tausende, die tief unter Deinen Eisgipfeln, wo Du die Nähe des Ewigen lebendiger fühlst, nur armselige Schätze von Gold und Silber sammeln."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stralsund, Januar.

(Fortsetzung.)

In Stralsund findet man noch alle Zünfte und Gilden, wie in der Väterzeit. „Herr Aldermann" ist hier ein vielsagender Titel, und ich wollte es keinem jungen Bürger rathen, ihn nicht hoch in Ehren zu halten. Der Bürgermeister hat Gewicht und Ansehen, und Alles grüßt ihn mit Ehrfurcht, wenn er in Begleitung eines Herrendieners zum Rathhause geht. Das Kollegium, dem er vorsizt, besteht aus sogenannten gelehrten und ungelehrten Rathsherrn oder Rathsverwandten. Die gelehrten sind Juristen, die andern nur Kameralisten und haben mit der Justizpflege nichts zu thun. Wer Bürger werden will, muß blau gekleidet mit Ober- und Untergewehr auf dem Rathhause erscheinen und seinen Eid leisten. Die Zünfte halten streng auf ihr Recht, und noch im vorigen Jahre rügten es öffentlich in der Zeitung die Alterleute der Sattler, daß sich ein Riemermeister das Prädikat eines Sattlermeisters in einer Ankündigung beigelegt. Fast in der ganzen Welt sind beide gleichbedeutend, aber hier unterscheiden sich diese Gewerke noch streng von einander. Rühmlich bekannt wegen ihrer Treue und Erfahrenheit sind die Stralsunder Schiffer, und überhaupt die Neu-Vorpommerer. Sie haben Kredit in der ganzen Welt, und in den Häfen der Ost- und Nordsee und des mittelländischen Meers dürfen sie für Fracht nicht besorgt seyn. Fast alle Schiffe gehen unter schwedischer und dänischer Flagge, weil die Barbaresken immer noch den preußischen Adler nicht respektiren wollen. Troz der Unfreundlichkeit des Klima's lebt es sich hier recht angenehm unter den gemüthlichen, treuherzigen Menschen, denen der Väter biedre Sitte noch heilig ist, und die dankbar der Thaten ihrer Vorfahren eingedenk sind. Dieß spricht sich in den Volksfesten aus, die hier alljährlich gefeiert werden. Das erste ist das Wallensteinsfest, welches auf den 24. Juli fällt. An diesem Tage zog der drohende Wallenstein ab, wie einst der gewaltige Attila von Azimunt, ohne es bezwungen zu haben. Im Jahre 1828 fiel die zweite Säcularfeier desselben ein und wurde aufs glänzendste begangen.

Ein zweites jährliches Volksfest, der Vogelschuß, tritt bald nach dem Wallensteinstage ein. Es schreibt sich gleichfalls aus der Zeit her, wo Stralsunds Bürger dem Friedländer standen, und soll dazu dienen, sie an den Ruhm zu erinnern, den die Väter mit ihren Waffen errangen, und den Heldengeist in ihnen zu erhalten, wogegen das Wallensteinsfest mehr ein Dankfest ist, daß der Barbar verdrossen abzog, weil er seine Drohung nicht erfüllen konnte. Die Schützenzunft zieht dazu feierlich aus und steht mehrere Tage förmlich im Lager, an das sich die Zelte und Buden der übrigen Einwohner anschließen. Acht Tage, denn so lange dauert es, kampirt der größte Theil der Stralsunder auf dem Schüzzenplaz; alle Stände mischen sich mit Herzlichkeit unter einander und alle Geschäfte ruhen. Ist der Vogel endlich abgeschossen, geht es mit Jubel in die Stadt zurück und jeder Bürger sucht nun durch emsigen Fleiß die versäumten Tage nachzuholen.

Troz ihres alten kriegerischen Rufes sind die Stralsunder herzlich und gemüthlich, und neben ihrer Wehrhaftigkeit für die Kunst so empfänglich, wie die Berliner. Es besteht hier ein Gesangverein, der recht gute Konzerte aufführt, und eine Catalani hat sich hier so gut hören lassen, wie in Berlin und Paris. Es existiren wenig Zeitschriften, die hier nicht gehalten würden, und das Bestreben für das Gute und Schöne wird überall anerkannt. So halten ohne Unterschied fast alle Familien für sich, aus bloßer Liebe und um einen guten Zweck zu fördern, seit drei Jahren eine Zeitschrift: „die Sundine," die hier erscheint, und es gibt gewiß kein Blatt, welches mehr Abonnenten in dem Orte zählt, wo es herausgegeben wird, als dieses. Hier gibt es keine Schreier und hämische Krittler, und alle Künstler, die hier auftreten, verlassen stets mit hoher Achtung ein Publikum, das so gebildet, als human ist. Das hiesige Schauspielhaus ist den vorigen Winter hindurch geschlossen gewesen; aber dieß lag nicht an dem Sinn der Einwohner für's Theater, sondern an dem Mangel an anständigen Gesellschaften in unserm nordischen Winkel. Zur Freude der Stralsunder hat sich aber für diesen Winter ein Mäcenas, der bekannte G*** H***, gefunden, welcher mit großer Aufopferung eine sehr anständige Gesellschaft hält, und gewissermaßen als Intendant derselben anzusehen ist. Die Liebe dieses Mannes für die Kunst ist groß und verdient Anerkennung, wenn es gleich nicht zu läugnen ist, daß seine Neigung für seinen Stand nicht recht paßt. Wer will ihn aber tadeln, da er sich so konsequent bleibt? und dann treibt er die Sache auch so höchst anständig, daß man füglich nicht viel dagegen einwenden kann. (Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Januar.

(Beschluß.)

In einem unter der Censur seufzenden Volke würde man solchen geistreichen Jünglingen die Flügel beschneiden und ihren Flug bald hemmen; dieß geht aber freilich in Frankreich glücklicherweise nicht an; man bekommt in solchen Blättern daher vielen Wiz und manchen geistreichen Einfall, manche drollichte Anekdote zu lesen; allein das Pariser Publikum, das an solche Malice gewohnt ist, weiß, daß es nicht die reine Wahrheit ist, die es in solchen Blättern suchen muß, und daß nur die Einkleidung oder der Einfall interessant ist, nicht aber immer der Inhalt, der entweder erdichtet oder übertrieben ist. Von diesen Jünglingen, wenn sie ihren ersten, etwas herben Wiz ausgesprudelt haben, gehen einige zu ernsthafteren Tageblättern über; einer der Redaktoren des Figaro, Namens Janin, war zu gleicher Zeit am Figaro und an der Quotidienne, die sich doch einander gewiß nicht gleichen; es scheint, der junge Mann war so gewandt, daß er in dem einen Blatte sich dem Oppositionswiz und in dem andern der Congregationsandacht fügen konnte; Berryer, welcher eine Hauptstüze der berüchtigten Congregation ist und den jungen Janin wahrscheinlich nur von der frommen Quotidienne-Seite, nicht aber zugleich von der Figaro-Seite kannte, lobte in einem Aufsaz oder in einer öffentlichen Rede, ich erinnere mich nicht mehr wo, den „herrlichen, ächt monarchisch-religiösen Sinn" des jungen Mannes; allein kaum war dieser Aufsaz oder diese Rede gedruckt, so gefiel es dem vortrefflichen Janin, die Quotidienne im Stich zu lassen und zum Journal des Débats überzugehen, welches Blatt bekanntlich jezt ein Gräuel in den Augen der andächtigen Congregation ist. Hier unterzeichnet der Ueberläufer von der Quotidienne seine Aufsäze mit J. J., und hat sich neulich über Goethe's Wilhelm Meister, von welchem eine Uebersezung erschienen ist, ziemlich herbe ausgelassen, jedoch mit großen Achtungsbezeugungen gegen den Dichter. Dergleichen Uebergänge von einer Parthei zur andern sind in Frankreich nichts seltenes; um desto mehr sind diejenigen zu achten, welche unwandelbar seit Anfang der Revolution nach einem Ziele gestrebt haben, nämlich die Nation so viel wie möglich aufzuklären und ihr alle mit der Sicherheit des Staats vereinbare Freiheit zu verschaffen. Diese Männer sind in geringer Zahl; aber in ihrer Schule haben sich manche junge politische Schriftsteller gebildet, welche ihr Werk fortsezen und vielleicht eben so unwandelbar zum Ziele streben werden. Gottlob, sie können es mit weniger Gefahr und die Nation unterstüzt sie besser, als es in der Revolutionszeit und auch unter der kaiserlichen Regierung der Fall war. Da

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 48.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 25. Februar 1830.

— Wen er lieb hat, tränkt er gern,
Und hält doch sichre Wacht.

Schwab.

Der Kellermeister auf Arnsburg *).

Von August Stöber.

Ein Köhlersmann im Walde geht noch zu später Nacht;
Die Luft ist schwül und stille, im Laub kein Vogel wacht.
Die Sonn' hat heiß geschienen ihm auf dem ganzen Weg,
Es rinnt kein Brünnlein nieder am moos'gen Felsensteg.

Möcht' gern die Lippen netzen, die Zunge klebt ihm an,
Die müden Füße wanken den schroffen Pfad hinan.
„Ha, steigt nicht aus den Buchen die Arnsburg dort empor?
Die morschen grauen Trümmer umwebt ein trüber Flor.

„Was weht, so süß und duftig, vom alten Schloß herab?
Was will das braune Männlein mit seinem weißen Stab?“
„„Die Brünnlein sind versieget in heißer Sonnengluth,
Doch tief im Burggemäuer rinnt goldne Lebensfluth.““

Das Männlein nickt und winket dem müden Köhlersmann,
Es führt ihn durch die Hecken zur finstern Burg hinan;
Es schließt mit schweren Schlüsseln die alten Felsen auf;
Die halbzerfallnen Treppen weht duft'ger Wein herauf.

Da liegt ein kühler Keller, mit manchem vollen Faß,
Drin ruht, in süßen Strömen, das helle goldne Naß,
Und viel krystallne Becher stehn da im Lampenschein;
Das Männlein füllt den größten hochvoll vom besten Wein.

Und reicht ihn mild dem Köhler, der führt ihn rasch zum Mund,
Und zieht und leert den Becher bis auf den tiefsten Grund.
„„Der ist von alten Zeiten, ein goldner Königswein,
Ihn trank, beim frohen Mahle, der Schloßherr nur allein.

„„Er fluthet oft im Fasse und gibt so weißen Schaum,
Er braust und rauscht und glühet, als hätt' er alten Traum,
Und schlägt in goldnen Wellen an's enge Kerkerhaus,
Möcht' Ritterherzen wieder erfreu'n nach kühnem Strauß.

„„Ich darf hier unten wohnen, in weinesduft'ger Welt,
Bin wohl zum Kellermeister viel' Jahre schon bestellt. —
Doch Zeit ist um!.. es reget schon Vöglein sich im Hain,
Ein Sternlein nach dem andern löscht aus den milden Schein.““

Der Köhler wankt und bebet, weiß nicht, was ihn erfaßt,
Fühlt weit sich fortgetragen mit schneller Windeshast.
Schon dringen Morgenlichter in Waldesnacht hinein,
Da steht er auf dem Pfade und wandert ganz allein.

So eilig zieht er fürder, so heiter strahlt sein Blick,
Wünscht oft auf seine Lippen den süßen Traum zurück.
Noch weht, im schwülen Sommer, vom Schloß der duft'ge Wein,
Doch lud der Kellermeister schon lang mehr Keinen ein.

*) Arnsburg ist ein Schloß unweit dem Bärenthale, im Unterelsaß. In schwülen Sommertagen soll ein starker Weingeruch rings um dasselbe aufsteigen und sich weit hin in die Gegend verbreiten. Nach der Sage der Umwohner liegen in den ungeheuren, durch den ganzen Berg sich hinziehenden Felsenkellern beträchtliche Weinfässer vergraben. Von Lüsternen ist schon mancher Versuch gemacht worden, den Eingang zu den Gewölben aufzuspüren, aber bis jezt blieb er dem spähenden Auge noch immer verborgen.

Der Tod des Herzogs von Guise.

(Fortsetzung.)

Seit der Herzog von Guise nach seiner langen Unterredung mit dem König denselben verlassen hatte, waren ihm Warnungen über Warnungen zugekommen. Als er sich Donnerstags zu Tische sezte, fand er unter seinem Tellertuch ein Brieschen, folgenden Inhalts: „Seyd auf Eurer Hut, es ist drauf und dran, daß man Euch einen schlimmen Streich spielen wird." Getreu dem gefaßten Entschlusse, sich zuversichtlich, unbekümmert und furchtlos zu zeigen, schrieb er unten an das Brieschen: „das wagt man nicht," (on n'oserait) und warf es unter den Tisch. Den größten Theil der Nacht brachte er bei der Marquisin von Noirmoutiers zu, die ein Paar Jahre vorher als Frau v. Sauve am Hofe Aufsehen gemacht hatte. Etwas vor drei Uhr Morgens kam er nach Hause und erhielt hier noch verschiedene Winke, wies sie aber von sich mit den Worten: „Wollt ich mich darauf einlassen, das nähme kein Ende." Zwischen vier und fünf Uhr weckte ihn Bernardin de Codonique, sein erster Kammerdiener, und meldete ihm, man höre ungewohnten Lärm im Schloß. Aber der Herzog erwiederte ihm, „es sey wohl der König, der sich nach Lanoue ausmache." Um sechs Uhr erhob er sich, und dabei wartete fast Niemand auf, denn die sonst zugegen waren, blieben, der ungewohnten Stunde und des abscheulichen Wetters wegen, aus. Es regnete stark und es herrschte dicke Finsterniß. Der Herzog begab sich mit sehr kleinem Gefolge mit Fackeln durch einen bedeckten Gang aus dem Flügel gegen Morgen, wo seine Gemächer waren, in den Flügel gegen Norden, wo die Sitzung gehalten wurde und der König wohnte. Zwar schien er weder Argwohn, noch Furcht zu haben, wünschte aber doch die Königin Mutter zu sprechen und wollte, als er im ersten Stockwerk war, bei ihr eintreten; er konnte aber nicht vor sie kommen, weil sie krank war und Arznei eingenommen hatte.

Als er an die Thüre des Sitzungssaales kam, war er verwundert, Larchant mit seiner Mannschaft daselbst zu finden. Das ist ja etwas Besonderes, sagte er zu ihm, daß Ihr hier seyd. Was gibt es? — „Gnädiger Herr," antwortete Larchant, „die armen Leute hier bitten den Rath unterthänig, sie hier stehen zu lassen, bis Se. Majestät kommt, damit sie dieselbe um ihren Sold bitten können. In vier oder fünf Tagen verlassen sie das Quartier, und wenn der Rath nicht einschreitet, müssen sie ihre Pferde verkaufen, um zu leben, und kommen zu Fuß nach Hause." Beruhigt durch diese Auskunft, versprach der Herzog Larchant, seine Bitte kräftigst zu unterstützen. Er trat in den Saal mit seinem Sekretär Pericard. Der Kardinal, sein Bruder, und der Erzbischof von Lyon waren noch nicht da. Er sah die Kardinäle Vendome und Gondi, die Marschälle Retz und Aumont, den Marquis d'O, Rambouillet, den Requetenmeister Marillac, die Finanzintendanten Marcal und Petremol und den Schatzmeister der Sparkasse, Fontenay, zu zwei und zwei oder drei und drei auf- und abgehen und mit einander sprechen. Der Erzbischof von Lyon kam etwas nach sieben Uhr auf's Schloß. Das Pförtchen, durch welches man ihn einließ, wurde ihm von einem Unbekannten geöffnet, der ihm unvorsichtigerweise sagte, er habe Befehl, es nicht wieder zu öffnen, sobald er herein sey. Diese Worte, die aufgezogene Zugbrücke, die ungewöhnlich starken Wachen an den innern Thoren, machten den Erzbischof unruhig und er fragte den Herzog von Guise, was dieß alles zu bedeuten habe und wohin denn der König zu dieser Stunde und bei so schlechtem Wetter gehe. Aber der Herzog antwortete ihm mit unerschütterlicher Zuversicht, der König begebe sich, seiner Gewohnheit nach, an einen einsamen Ort, um seine Andacht zu verrichten.

Kurze Zeit nach der Ankunft des Erzbischofs von Lyon und des Kardinals von Guise, der der Lezte war, befiel den Herzog ein Uebelseyn, das Alles hätte vereiteln können. Erschöpft von der Nachtunruhe und wohl auch von gewaltsamer, äußerlich unterdrückter Aufregung des Geistes, blutete er stark aus der Nase, es wurde ihm schwach und er bekam einen Frostanfall. Er ließ ein Paar Reisbüschel in's Feuer werfen und schickte Pericard fort, um eine Muschel von vergoldetem Silber zu holen, die ihm als Konfektbüchse diente und die er vergessen hatte. Allermittelst gab ihm St. Prix, Kammerdiener des Königs, auf seine Bitte ein Paar Pflaumen von Brignolle, die er aß und die ihm wieder besser machten. Seine Konfektbüchse wurde ihm vom Diener des Raths gebracht; Pericard aber, der, als er durch das Schloß ging, Wachen an die Thüre der Herzogin von Nemours, der Mutter des Herzogs von Guise, hatte stellen und Zurüstungen zu einem Hauptstreiche hatte treffen sehen, konnte nicht wieder zu ihm zurück, so überzeugt er auch war, daß er ihn noch retten konnte, wenn es ihm gelang, ihn zu warnen. Umsonst bat er die Hatschire, welche die Treppe und den Gang zum Rathszimmer besezt hielten, ihn hineinzulassen, und gleich vergeblich versuchte er es, sich durch ihre Reihen hineinzudrängen. Der Herzog, der nicht wußte, was außen vorging und sich wieder wohl fühlte, hatte seinen Platz an der Tafel des Raths eingenommen. Der Staatssekretär Beaulieu trug vor, was berathen werden sollte, und der Intendant Petremol eröffnete die Sitzung mit einem Finanzbericht.

Seit der König mit allen seinen Anordnungen fertig war, befand er sich in höchster Unruhe. „Er ging dahin, er ging dorthin, er konnte nicht auf dem Flecke bleiben, ganz gegen seine Natur." Von Zeit zu Zeit hob er die Sammttapete auf und ermahnte die Verschworenen, auf ihrer Hut zu seyn und sich vom Herzog von Guise nicht

verwunden zu lassen. „Er ist groß und gar stark,“ setzte er bei, „und es sollte mir leid thun.“ Er hatte seinen Beichtiger und einen seiner Kapellane in sein Betzimmer bestellt und ihnen befehlen lassen, Gott zu bitten, daß er ihm gnädig zu einem glücklichen Ausgange seines Vorhabens verhelfe. Er war über desselben möglichen Erfolg so lange unruhig, bis er hörte, daß sämmtliche Mitglieder des Raths in der Sitzung seyen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Reußthal und die Gotthardstraße.

(Beschluß.)

„Das Blümchen, das hier beiliegt,“ schrieb ich dem Kapuziner weiter, „sende ich der Patientin, der schönen, frommen Jungfrau zum Andenken. Es ist zwar an sich nur ein werthloses Geschenk; aber eine reine Seele knüpft ihre geweihten Gefühle lieber an eine solche Blume, als an die kostbarste Habe. Möge die Jungfrau den Frieden ihrer Seele und die Heiligkeit ihres Herzens, die himmlischen Kinder der Unschuld, unversehrt unter dem Schirm Deines Daches bewahren. Es ist ein köstliches Kleinod, das Dir der Himmel anvertraut hat! Laß Dein liebevoll schützendes Auge über ihrem Leben wachen, damit ihr Schutzgeist im Himmel nie betrübt werde. Ob wir uns je auf dieser Erdenwallfahrt wieder sehen, weiß ich nicht. Doch werde ich, so oft ich kann, dem Pilgrim, der in Dein einsam stilles Thal wandert, Kunde von mir an Dich geben. Auf jeden Fall sehen wir uns wieder, wenn der große Seelenhirt am Tage der Auferstehung seine Gläubigen versammelt.“

Froh trug ich diesen Brief auf die Post; ich wußte es, dieser Brief flocht ein Band, das keine Lawine zerstören, keine Zeit zernagen wird, wenn wir uns auch nie wieder sehen sollten. Du kannst Dir nun leicht denken, wie sehr ich mich dießmal nach Realp sehnte. Aber ach! der gute Kapuziner war zu einer höhern Stelle, als Superior in ein anderes Hospiz berufen worden. Ich verwünschte die höhere Stelle und hätte eine Thräne weinen mögen. Die Blume war aber sorgfältig aufbewahrt worden. So wanderte ich denn traurig mit meinem Gefährten durch den finstern Furkapaß zum Grimselhospiz.

Zum Schlusse muß ich Dir nun noch in einigen Zügen die Art und Sitte des Ländchens, mit dessen Naturscenen ich Dich so lange unterhalten habe, schildern. Der ganze Kanton Uri besteht, wie kein anderer, aus einer Reihe wilder Gebirgsthäler und Schluchten; Du hast sie alle durch meine Schilderung kennen gelernt; daher beinahe nichts von Fabriken, wenig Gewerbe, und wäre die Gotthardstraße nicht, würde man auch von Handel nichts wissen. Dieser ernährt einen Theil der Bewohner durch Säumen *). Der bei weitem größte Theil aber, vorzüglich in den vielen Seitenthälern und Alpen, liegt noch in ursprünglicher Einfalt an den Brüsten der Natur; sie sind Hirten, wie in den beiden andern Urkantonen, aber mit weit mehr Einfachheit, weil sie von der Kunst und dem Luxus der Städte in der Ebene weit stärker und dauernder getrennt sind. Der größte Theil der Bewohner ist arm nach unsern Begriffen, weniger nach den ihrigen; denn was bedürfen diese Hirten in ihren Alpthälern viel? Gleich einfach und wenig bedürfend ist ihre Verfassung und ihr Staatshaushalt. Die meisten Ausgaben, deren immer nur wenige sind, beruhen auf Stiftungen. Die öffentlichen Aemter sind mehr Lasten, als Vortheile. Der Landamman z. B. erhält nur 30 Louisd'or jährlich; so im Verhältniß die andern Staatsbeamten. Die Richter sind Landleute, wie die andern Beamten. Die Salzregie, die Einfuhrtaxe auf die Getränke, Zölle auf den Transit und der Erlöß aus einigen Staatsallmenden (Weiden), die verpachtet werden, decken die einfachen Staatsausgaben. Selbst diese sind zum Theil neuern Ursprungs. Abgaben von Boden (oder was dasselbe ist, auf die Viehweiden und Wälder) und Vermögen sind unerhört. Um die schweren Kriegsschulden von den neunziger Jahren schnell zu decken, hat die Landesgemeinde selbst auf jedes Stück Vieh auf den Allmenden eine kleine Abgabe gelegt; sobald die Schulden bezahlt sind, wie im Urserenthal bereits der Fall ist, hört diese Abgabe sogleich auf. Stehende Steuern, aus einzelnen Veranlassungen (wie etwa die ehemalige Türkensteuer in Deutschland), können in der Landesgemeinde nie aufkommen. Dieser ganze Zustand erklärt sich aus der geschichtlichen Entwickelung der Urkantone. Die Urner waren kriegerische, zum Theil erobernde Hirten, wie die Römer kriegerische Ackerbauer waren. Ihr Hirtenleben und Uebung in den Waffen waren ihre einzige Beschäftigung. Berühmt ist in der Geschichte der Stier von Uri (das Panner). So eroberten Sie das Livinerthal und andere südliche Thäler, denen sie Landvögte schickten und die ihnen Steuern bezahlten, womit sie ihre eigenen geringen Ausgaben bestritten. Nach der ursprünglichen Art des Besitzes hatte und hat noch jede Gemeinde gemeinsame Weiden und Waldungen (Allmenden). Hier war und ist noch der freie Hirte unumschränkter Herr. Vieles hat die Schweizerrevolution geändert; aber ihre freie Verfassung haben die Urner aus der Umwälzung der Zeiten gerettet. Noch erscheint der Urner auf der Landesgemeinde mit dem alten Stolz des freien kriegerischen Hirten, der sich keine Fesseln anlegen läßt. Die Landesgemeinde wählt die Beamten, gibt die Gesetze und die Ordnung für das Ganze, die Versammlung der Freien der einzelnen Gemeinden für das Gemeindewesen. Von diesen hängen, durch strenge Rechenschaft, die Beamten ab. Besser hat Uri, als Unterwalden und Schwyz, seine Freiheit bewahrt; dort haben sich nicht, wie hier, aristo-

*) Säumen heißt in der Schweiz mit Saumthieren transportiren. Die Säumer besorgen den Transithandel.

kratische Familien gebildet, stolz auf auswärtige Orden und Reichthümer; nie hat sich das Volk der Bestechlichkeit hingegeben. Mit gleicher Liebe hängen die Gebildeten, deren Altdorf viele zählt, an den ursprünglichen Grundsätzen. Auch für die gesammte helvetische Entwickelung erscheint Uri stets mit altem Rechts- und Freiheitssinn; mit großem Ruhme hat es auf der lezten Tagsatzung die Publizität und Preßfreiheit verfochten, während jene, im Widerspruche mit sich selbst, sie mit Bern bekämpften.

Mit diesen Tugenden des Rechtsgefühls, der Freiheitsliebe und des kriegerischen Muthes verbindet der Urner herrliche Naturgaben, eine scharfe, lebendige Auffassungskraft und rege Imagination. Die wilde, schauerliche Alpenwelt, die diesen Kanton rings, wie keinen andern, umschließt, hat ihren Bewohnern einen hohen Ernst und eine Tiefe des Gemüths eingedrückt, die Du nirgends mehr in der Schweiz in diesem Grade wiederfindest. Andacht und Religiosität mit entschlossener Ruhe sprechen aus allen Zügen des Urners. Auf den hohen Alpen und in den einsamen Schluchten, wo er wohnt, lebt er in vertrauter Bekanntschaft mit dem Tode; er weiß, daß er zu jeder Stunde begraben werden kann, und den furchtbaren Mächten, die hier hausen, zu trotzen, hält er für Wahnsinn. Sonst ist er im Umgange munter und lebhaft, doch nie in der Form einer leichten Oberfläche. Die Geistlichen vermögen viel in Uri; doch Eingriffe in die bürgerlichen Rechte werden ihnen nie gestattet. Im Allgemeinen herrscht in diesen Thälern viel Unwissenheit und Aberglauben; die Civilisation hat noch wenig gefördert, noch weniger verdorben. Die aber, welche die Bahnen der höheren Bildung und Wissenschaft betreten, sind fast alle ausgezeichnet. Altdorf zählt viele Männer von trefflichen wissenschaftlichen Kenntnissen.

Die Weiber haben im Ganzen denselben Charakter, wie die Männer. Sie haben einen feinen Teint, helle Augen, etwas magere und blasse Gesichter von der austrocknenden Kraft des Föhns, aber geistvolle Züge, einen romantischen, oft schwärmerischen Ausdruck in den Mienen. Die Gesichtsbildung einer Urnerin verhält sich zu den platten Hottentottengesichtern in einigen nördlichen Schweizergegenden, wie das Kunstwerk des Bildners zu dem rohen Steinblock. Sie sind fertig, witzig und scharf im Antworten, einfach und gemüthlich im Umgang, fromm, treu und rein in allen Lebensverhältnissen.

Hiemit habe ich mein Versprechen gelöst. Ich hoffe, Du sollst nun, wenn Du nach Deiner Absicht dieses merkwürdige Thal besuchst, an meiner Beschreibung den besten Wegweiser haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stralsund, Januar.

(Fortsetzung.)

Weil das Theater uns völlig befriedigt, haben wir diesen Winter noch kein Konzert gehabt, dagegen häufig Bälle und Schlittenfahrten. Eine bessere Gelegenheit dazu findet sich wohl nirgends, wie hier; denn die Ostsee friert zwischen Stralsund und Rügen gewöhnlich zu, und dann ist es ein Vergnügen, auf dem glatten Spiegel zu fahren. Er dient im Winter zur Promenade, und Sonntags können Sie die schönen Stralsunderinnen mit Wangen, so lieblich wie das Morgenroth, und Augen, so leuchtend wie die Sterne, auf diesem Boulevard sehen.

Im Sommer sollten Sie einmal hier seyn und an der Fährbrücke das bunte Gewühl von romantischen Wallfahrern schauen, die nach Rügen überschiffen. Nicht selten begibt es sich, daß fremde Damen, welche das Seebad in dem elysischen Putbus gebrauchen wollen, vor der Gefahr der Ueberfahrt zittern und sich nicht entschließen können, das Fährboot zu besteigen, besonders wenn die See etwas stürmt. Auf eine Berlinerin unter andern machte das unruhige Meer einen solchen Eindruck, daß sie ihren Wagen an der Fährbrücke umkehren ließ und zurückreiste, weil sie ihr Leben nicht wagen wollte, wie sie meinte. Damit hätte es nun gar keine Gefahr gehabt, denn die Fährboote werden gerudert, was ungemein sicher ist, wenn die See noch so hoch geht. Dagegen sollten Sie aber einmal unsere Schönen oder die hochbusigen Rügianerinnen sehen, wie gleichgültig sie selbst bei wildstürmender See das Fährboot besteigen, als ob es ein Schlitten oder eine Sänfte wäre, und es nicht achten, wenn eine Sturzwelle sie benezt. Ich habe oft meine stillen Betrachtungen darüber angestellt, und die anmuthigen Heldinnen mit einer Agandecka, Malvina und Fiona Ossians verglichen. Hier oder auf Rügen muß man denselben lesen, wenn man den Zauber der nordischen Dichtung ganz empfinden will.

Mehrere unserer Schiffe sind an den Küsten Rügens eingefroren und die Ladung hat auf Schlitten hierher transportirt werden müssen, was große Kosten verursachte. Gegenwärtig sieht das Auge am Strande eine Eisdecke, die sich meilenweit in die See erstreckt und wohl lange ihre Herrschaft über Sturm und Wellen behaupten wird, da die Kälte sich immer gleich bleibt. Es ist aber nicht so arg damit, wie Sie vielleicht denken, denn sie überstieg diesen Winter noch nicht 11 Grad. An der See ist es nie so kalt, wie mitten im Lande; dagegen ist es aber das ganze Jahr hindurch rauh an derselben, und es heißt in Pommern:

„Was ist ein Mann von guter Art,
Trägt seinen Pelz bis Himmelfahrt."

Nun noch einige Worte von Rügen. Die Reize, die dieses interessante Eiland im Sommer darbietet, sind allbekannt; aber freilich muß die Sonne aus blauem Himmel auf glatter See lachen, wenn man die Vergleichung unsers scharfsinnigen Lappe, der nächst Kosegarten die meisten Verdienste um Rügen sich erworben hat, so richtig sie ist, natürlich und treffend finden soll. Wenn man nämlich die Puttbusser Strandbucht vom Ufer oder vom fürstlichen Schlosse aus übersieht, fällt einem eine Aehnlichkeit in dem Gemälde mit dem Golf von Neapel auf. Blicken Sie in Ihre Karte. Der Vilm ist die Insel Capri, der Zudar, Ischia, die Goore und Mönchsgut, Sorrento und Salerno. Dieses Bild noch weiter zu verfolgen, würde die pommersche Küste, Sardinien, der Rüden und die Oie, Stromboli und Lipari seyn; hinter ihnen, meint Lappe, könnte Sicilien liegen, und in dem weißen Berge auf Usedom oder dem blauen auf Wollin vielleicht der Etna gefunden werden. Der Veteran hat Recht und es muß ihn überrascht haben, als im August vorigen Jahres auf der Küste von Rügen, wie auf der Küste von Sicilien, eine Fata morgana am Horizont zu schauen war, wodurch seine Vergleichung gewissermaßen gekrönt wurde. „Am 6. August," so berichtet ein geschäzter, glaubwürdiger Mann hieselbst, der Advocat Mirendorff, in unsrer Sundine, „Vormittags 9 Uhr, befand ich mich bei Anfangs trübem und regnigtem, doch allmählig sich erheiterndem Himmel auf dem Wege von dem Gute Quoltitz auf Jasmund nach Stubbenkammer. Als ich die Höhe erreicht hatte und von dort den freien Anblick des Meeres genoß, welches nur gegen Nordwesten durch das vorragende Arkona, gegen Osten aber durch den Stubnitz begrenzt wurde, überraschte mich in dem Mittelpunkt dieser weiten Aussicht auf das Meer eine Erscheinung, die ich früher nie gesehen hatte und die nach der Angabe mehrerer Bewohner Jasmunds niemals daselbst wahrgenommen worden ist." (Der Bes. flgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 49.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 26. Februar 1830.

> Befiehlt, wer kann, gehorcht, wer muß.
>
> Wieland.

Skizzen aus der asiatischen Türkei.

Der Steuereinzug. Türkische Justiz.

Bekanntlich haben alle Christen in der Türkei den Caratsch zu entrichten; wo die Pforte keine große Macht hat, muß sie sich bei der Einnahme auf die Agas und kleinen Befehlshaber verlassen. Diese erheben den Caratsch, dem an den verschiedenen Orten bestehenden Tarif gemäß, geben einen kleinen Empfangschein mit ihrem Siegel und senden das Geld in den Staatsschatz. Nach diesen Empfangscheinen kann die Pforte schließen, wie viele Rajas das Reich enthält; die Zahl wird aber immer zu gering angesezt, weil viele Einnehmer einen Theil der Summe vorenthalten. Wo hingegen die Regierung ihre volle Macht ausübt, stellt sie einen Caratschi an; dieser läßt sich am besuchtesten Orte der Stadt nieder, nimmt die Steuer ein und stellt den Empfangschein aus, welchen die nicht-muselmännischen Unterthanen immer bei sich tragen müssen. Der Inhaber darf alsdann ungehindert überall hingehen, auf so viel Einnehmer er auch stoßen mag, denn sie erkennen das Siegel ihres Kollegen. Ich habe mehrmals meinen Nachbar Mahmud Aga diese Funktionen verrichten sehen, und er schien mir dabei nicht zu strenge zu verfahren; er forderte von den Bauern, die vom Lande kamen, die Bezahlung der Steuer, und diese erwiederten ihm oft, sie hätten kein Geld. „Und wann wirst Du mich bezahlen?“ — „Gott weiß.“ So wartete er mehrere Monate, und erst nachdem er zu wiederholten Malen gemahnt, nahm er seine Zuflucht zum Stock. Wenn er jedoch am Tage eine schlechte Einnahme gehabt hatte, so ergriff er bisweilen dieß Mittel ohne Weiteres. Das that er einmal gegen einen armen persischen Armenier; er gab ihm die Bastonnade, aber da wir ihm vorstellten, es sey ein armer Teufel, so bezahlte er selber für ihn, gab ihm einen Schein, zu Essen und obendrein einen Fußtritt mit auf den Weg.

Die Stadt Marciwan, wo die Pest herrschte, mied ich und begab mich nach einem armenischen Kloster, an dessen Superior ich empfohlen worden war. Da erscheint auf einmal ein Türke, läuft ohne Umstände durch die Wohnung des Erzbischofs, kömmt zu mir herein und greift nach meiner Flinte, die in der Ecke stand, ohne ein Wort zu sagen. Ich ringe sie ihm endlich, mit Hülfe meines Bedienten, wieder ab. Die Mönche waren vor Angst außer sich; man hatte die Thore des Klosters verschlossen, denn der Türke war fortgegangen, um Succurs zu holen und, wie er sagte, den russischen Spion, der sich im Kloster verborgen halte, ausfindig zu machen. Das ganze Dorf war in Aufstand, als endlich der Erzbischof, welcher ausgegangen war, mit dem Vorsteher des Orts zurückkam; ich zeigte meinen Firman vor und verlangte mein Recht, der Aga warf ihn aber mit Verachtung zu Boden. Ich sah ein, daß ich mich schleunigst davon machen und in der Stadt Zuflucht suchen mußte. Während ich meine Pferde satteln ließ, reichte der Erzbischof, vor Angst zitternd, dem Aga zu essen und bemühte sich, ihm begreiflich zu machen, welches Unheil für das Dorf daraus erwachsen würde, wenn

ein Franke hier verschwände; gewiß würde ein Capidschi Baschi geschickt werden, und dann müßte man viel Geld bezahlen. „Was liegt mir dran?“ erwiederte der Aga; „wenn man bezahlen muß, so bezahlst Du. Du hast zu viel Geld! Du bist ein alter Hund, ein alter Geizhals! Du versteckst Dein Gold. Wenn ich in Deinem Hause nachsuchen ließe, Gott weiß wie viel ich finden würde; doch das wird mit des Allmächtigen Hülfe noch kommen.“ In der Stadt angelangt, begab ich mich zum Musselim. Es war ein alter Mann von schlechtem Aussehen; er saß auf einer Matte und aß Trauben. „Effendi,“ sagte ich zu ihm, „ich bin ein Fremder und verlange Deinen Schutz.“ — „Was machst Du hier?“ — „Ich bin ein Reisender.“ — „Aus welchem Land?“ — „Franzose.“ — „Was haben die Franzosen hier zu thun? Ist das hier Dein Land? Warum bleibst Du nicht zu Hause?“ — „Ich habe einen Firman bei mir.“ „Was liegt mir dran? Zeig' mir ihn, und sage vor allem, was Du hier zu thun hast.“ — „Als man mir den Firman gab, wußte man, was ich zu thun hatte, und wenn Du es wissen willst, so brauchst Du nur zu lesen.“ — „Das ist wahr. Iß Trauben.“ — „Ich habe so eben gefrühstückt.“ — „Trauben schaden nicht; ich kenne die Franken, ich bin in Belgrad gewesen; die Hunde, man muß sie kurz halten oder sie schreien in einem fort. Rauchst Du, trinkst Du Kaffee?“ — „Ja.“ — „Das ist recht; Deine Landsleute sind sonst nicht so gescheut; sie können nicht rauchen.“ Nun las er meinen Firman und fragte endlich, weßhalb ich vor ihm erschiene. Ich sezte ihm meine Beschwerden auseinander und darauf antwortete er Folgendes Wort für Wort: „Hör', Du hast Dein Gewehr wieder genommen und hast nichts verloren; hätte man Dich umgebracht, so wäre alles wie es ist, denn was ist ein Mensch und besonders ein Ungläubiger? Laß es dabei bewenden, und versprich mir, in Konstantinopel keine Klage zu führen; für Plackereien hätte ich sonst nicht zu sorgen, man wartet nur auf einen Vorwand. Wärst Du eine Stunde früher gekommen, so hätte ich Dir zu Deinem Recht verhelfen können; der Sohn des Agas, bei welchem Du beleidigt worden, war bei mir; den hätte ich hier behalten und ihm wenigstens 2000 Piaster abgezapft, jezt ist er aber weg und wird wahrscheinlich nicht wieder kommen, so lange Du hier bist. Ich für meinen Theil habe nicht Lust, um Dich zu rächen, ein Dorf mit Krieg zu überziehen und mehr Geld auszulegen, als mir die Geschichte einbringen könnte. Schicke nach Deinem Gepäcke, und wollen die Leute es nicht hergeben, Gott ist groß, so magst Du es machen so gut Du kannst. Morgen wirst Du durch ein Dorf kommen, welches Hadschi Koi heißt; mein Bruder ist dort Befehlshaber und krank; vergiß nicht, ihn im Vorbeigehen zu besuchen.“

Zu den Beschäftigungen der Herrn im Orient gehört bekanntlich, daß sie von Zeit zu Zeit verkleidet durch die Stadt gehen, um sich zu überzeugen, daß keine Unordnung herrscht. Die Paschas und der Großherr selbst nehmen alsdann die Tracht einer Körperschaft an, welche sie dadurch ehren wollen; bald kleiden sie sich als Cawas, bald als Tschiaus, bisweilen als Mauleseltreiber oder Kaufleute. Dabei beobachten sie das Inkognito nicht streng, denn sie werden von ihren Wachen begleitet und lassen es den Viertelsmeistern zuvor ansagen. Erfahren es die Handelsleute, so verlassen sie ihre Buden und setzen irgend einen armen Teufel an ihre Stelle. Der Befehlshaber zieht durch den Bazar und ermangelt selten, bei den Verkäufern von Eßwaaren, zumal bei den Bäckern, vorzusprechen. Er kauft Brod, untersucht das Gewicht und kehrt selten heim, ohne einen jener gedungenen Unglücklichen an den Ohren aufhängen zu lassen. Kaum ist aber der Pascha von dannen, so kommt einer seiner Knechte zum Kreuzträger; man fängt an zu handeln und macht die Summe aus, wofür der Arme entweder losgemacht werden oder doch einen mehr oder minder hohen Schemel unter seine Füsse bekommen soll. Man wird glauben, nach der Strafe nöthige der Schmerz und die Schande den armen Teufel, sich davon zu machen oder sich zu verbergen; sie bleiben im Gegentheil mit den Henkersknechten zusammen, schwatzen und rauchen mit ihnen. Ich habe welche von Herzen lachen sehen, weil sie über Erwarten wenig zu bezahlen hatten. So straft man dort zu Lande Verbrechen. Handelt es sich blos um Kleinigkeiten, Grobheiten, Mangel an Ehrfurcht, so braucht man den Stock und gibt dem Verurtheilten Streiche auf die Fußsohlen, selten weniger als hundert. Der Geprügelte verspricht während der Tortur mehr oder minder bedeutende Summen, damit man aufhöre oder nicht so derb schlage. Kaum ist man zu Ende, so kommen die Knechte und sagen zum Unglücklichen: „Du hast gesehen, ich habe Dich geschont, troz dem Gebote des Herrn; Du wirst mich also belohnen; meinerseits gebe ich Dir Kaffee zu trinken, denn Du weißt, wir sind die besten Freunde von der Welt.“ Und wirklich schwatzen sie im besten Einverständniß und beklagen sich beide über den Patron. Vielleicht habe ich deßwegen, weil ich aus Rußland kam, wo das Schlagen ein Zeitvertreib ist, die Türken in dieser Hinsicht noch bescheiden gefunden.

Der Tod des Herzogs von Guise.

(Fortsetzung.)

Jezt schickte der König Revol hin und ließ den Herzog von Guise bitten, in sein Kabinet zu ihm zu kommen. Aber da der Gerichtsdiener, laut der allgemeinen Weisung, die ihm geworden, Revol nicht hatte einlassen wollen, so kam dieser, Bestürzung in der Miene, zum König zurück, der, als er ihn sah, rief: „Um Gotteswillen,

Revol, was ist Dir! was gibt es? wie bleich bist Du! Du wirst mir Alles verderben! Reib Deine Wangen, Revol, reib Deine Wangen!" — „Es hat nichts zu bedeuten, Sire," erwiederte Revol; „Herr von Nambu will mir nur nicht aufmachen, wenn Eure Majestät es nicht befiehlt." Der König gab sofort dem Gerichtsdiener den Befehl, zu öffnen und beim Herausgehen Niemanden zu öffnen als Revol und dem Herzog von Guise.

Revol ging in den Sitzungssaal und meldete dem Herzog von Guise leise, der König wünsche ihn in seinem alten Kabinet zu sprechen, und ging wieder weg, ohne ihn zu erwarten. Da steht der Herzog auf, verbeugt sich vor dem Kardinal von Vendome und den Gliedern des Raths, wickelt die Arme in den Mantel und geht. Er pocht an der Thüre des Zimmers. Der Thürsteher öffnet und schließt wieder hinter ihm. Er sieht, als er hereintritt, Lognac und die acht Edelleute theils auf und abgehen, theils hinten im Zimmer bei der Sammttapete stehen. Er grüßt sie, und sie treten, ihre Achtung zu bezeugen, hinter ihm her. Als er vor der Tapete stand und sich halb umwandte, sie aufzuschlagen, greift ihn Monsery, einer der Verschworenen, mit einer Hand an und gibt ihm mit der andern einen Dolchstoß in den Hals mit den Worten: „Ha, Verräther, Du mußt sterben!" Auf dieses Zeichen werfen sich die andern über ihn her, zerren ihn gewaltsam hin und wieder und geben ihm Dolchstöße in Brust, Rücken und Gesicht. Obgleich zum Tode verwundet und ohne Waffen, sein Degen war in seinem Mantel verwickelt, ringt er mit seinen Mördern und zerrt sie mit gewaltiger Kraftanstrengung bis an das Ende des Zimmers; hier stürzt er mit dem Ruf um Barmherzigkeit zu Boden. Er stößt ein Paar undeutliche Flüche aus und erstickt in seinem Blute. Der König, der in seinem Kabinet des Ausgangs der verhängnißvollen That harrte, schlägt jezt die Tapete zurück und tritt in's Zimmer mit der Frage, ob es geschehen sey. Er stellt sich vor seinen Feind am Boden hin, betrachtet ihn mit frohlockendem Gesicht und sagt, „erst jezt sey er König." Da der Herzog von Guise noch zu athmen schien, denn sein Gesicht verzerrte sich krampfhaft, befiehlt er, ihm den Rest zu geben, läßt einen Teppich über den Körper werfen und verfügt sich zur Königin Mutter hinab.

Indessen war der Lärm vom Widerstande des Herzogs von Guise und sein halberstickter Klageruf in den Sitzungssaal gedrungen. Dem Kardinal von Guise wurde es alsbald klar, was vorging; er rief: „Man bringt meinen Bruder um," und stürzte außer sich der Thüre zu. Aber der Marschall d'Aumont legte die Hand an den Degen und sagte zu ihm und dem Erzbischof von Lyon: „Nicht von der Stelle! Gotts Tod! Der König hat mit Euch zu sprechen." Sie wurden verhaftet; mit ihnen der Kardinal von Bourbon, der junge Prinz von Joinville, die Herzoge von Elboeuf und von Nemours, der Graf von Brissac, Bois Dauphin und Pericard, welch lezterer glücklicherweise noch den Befehl hatte geben können, sämmtliche Papiere seines Herrn zu verbrennen.

Während gegen halb neun Uhr Morgens dieser Streich auf dem Schlosse ausgeführt wurde, waren die Abgeordneten des dritten Standes in der Sitzung auf dem Rathhause, woselbst sie sich, der Aufforderung des Königs gemäß, bei guter Zeit eingefunden hatten. So saßen sie in voller Sicherheit, da meldete man ihrem Präsidenten Lachapelle Marteau, auf dem Schlosse sey großer Lärm und die Thore daselbst wider Gewohnheit geschlossen. Diese Nachricht jagte die Versammlung auf, und wenige Augenblicke nachher kam ihr Bestätigung derselben mit noch bedenklicheren Umständen zu, was sie in die größte Verwirrung versezte. Die Abgeordneten wollten den Saal verlassen und die Sitzung aufheben; aber der Präsident, der mehr zu befahren hatte, als sie, ermahnte sie mit hohen Worten, zu bleiben, und sprach: „Sollte uns ein Unglück zustoßen, so kann uns kein schöneres Grab werden, als hier an diesem Ort." Die Versammlung nahm darauf, ohne eben an Trost reicher zu seyn, eine würdigere Haltung an und sandte den Schreiber der Stände und einen Abgeordneten nach dem Schlosse, zu erspähen, was vorgehe. Aber noch bevor sie zurück waren, erschien der Grand-Prevot Richelieu mit vierzig Soldaten von der Leibwache mit brennenden Lunten am Schlosse vor der Saalthüre. Er trat an ihrer Spitze ein und sagte der bestürzten Versammlung, man habe den König umbringen wollen, und er habe den Auftrag, die Abgeordneten, die in die Verschwörung verwickelt, zu verhaften. Er las ein Verzeichniß von Namen ab und schleppte drauf die vier, welche zugegen waren, gewaltsam fort, wobei er ihnen sogar nicht erlaubte, Hut und Mantel mitzunehmen. Die Gefangenen zogen durch die Straßen von Blois baarhaupt in einem kalten Regen. Sie wurden durch einen Einlaß, den man hinter ihnen verriegelte, in's Schloß gebracht, woselbst sie alle Kompagnien der Leibwache in Schlachtordnung aufgestellt fanden. Da sie noch gar nicht wußten, was vorgefallen war, so beobachteten sie mit banger Neugier, wie es im Schloß aussah und wie sich die Leute geberdeten.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stralsund, Januar.

(Beschluß.)

„Es zeigte sich hier," fährt Herr Mirendorff fort, „an dem Rande des Horizonts, wo sich dieser ins Meer senkt, in einer Entfernung, die ich dem Augenmaße nach auf einige Meilen schäze, das Bild einer beträchtlichen, mit vielen spizen

und stumpfen Thürmen, hohen und niedern Giebeln und Dächern versehenen Stadt, und zwar so deutlich, daß ich ungeachtet der Nebelwolken, worin dies Bild gehüllt lag, den grellen Farbenanstrich an den untern Theilen der Gebäude erkannte. In der Richtung gegen Arkona hin, dem Augenscheine nach etwa eine halbe Meile seitwärts von dort entfernt, gestaltete sich eine kleine Abtheilung von einigen hohen Gebäuden, ohne Thurmspitze, und anscheinend mit Bäumen umgeben, so daß diese das Ansehen einer kleinen bebauten Insel um so mehr gewann, da zwischen ihr und dem von dort ostwärts gelegenen größern Bilde eine lichte Durchsicht bemerklich war. Das ganze Gebilde war übrigens, wie schon bemerkt, schwach umwölkt und es zogen sich von demselben gegen den Scheitelpunkt hin auch noch durchsichtige Wolken, wogegen die seitwärts angrenzende Luft ganz heiter war und eine weite Aussicht in das Meer darbot. Ungeachtet jener, die Erscheinung umhüllenden Nebelwolken, waren die Umrisse der Gebäude so scharf gezeichnet, daß der Anblick keinen andern Gedanken aufkommen ließ, als den, es müsse das eine hier sonst nie gesehene Stadt seyn. Hierin stimmte mein Reisegefährte, ein in dortiger Gegend geborner Jasmunder, beim ersten Anblick dieses Luftgebildes nicht nur, sondern noch später, als bei Fortsetzung unserer Reise die Erscheinung sich stundenlang unverändert erhielt, mit mir überein, und unser Fuhrmann, ein geborner Rüganer, wollte es sich gar nicht einreden lassen, daß dieß nur eine Luftspiegelung sey, behauptete vielmehr, das müsse wirkliches Land, das müsse eine Stadt seyn. Wir fuhren nach Stubbenkammer und sahen auch hier von dem Königsstuhle aus noch immer das nämliche Bild, an der nämlichen Stelle, und so erhielt es sich, bis der Horizont sich gegen 12 Uhr Mittags auch an jener Stelle erheiterte und, bei aufkommendem sanften Winde, die von Westen gegen Osten abziehenden Wolken das schöne Bild allmählig verwischten. Mag nun diese getreu von mir geschilderte Luftspiegelung eine Fata-Morgana gewesen seyn, worüber diejenigen entscheiden werden, welche in Gegenständen dieser Art tiefere Einsichten besitzen, oder mag sie mit der Sage in Zusammenhang stehen, daß von Wittow aus früher schon die Stadt Kopenhagen gesehen worden, mir wird der bezaubernde Eindruck, welchen dieses herrliche Bild auf mich machte, stets unvergeßlich bleiben."

Im Sommer ist Rügen ein Paradies; aber im Herbst und Winter geben seine Küsten ein Bild des hohen Nordens, und man braucht nicht nach Schottland zu gehen, um Walter Scotts Schilderungen mit der Natur zu vergleichen. Wenn die Blätter fallen und die Zugvögel in endlosen Schwärmen über den Ocean nach dem fernen Süden gezogen sind, beginnt das Toben der Elemente. Vom wilden Sturm gepeitscht, umheult das Meer die öden Küsten, und der Donner der schäumenden Brandung erschüttert das mächtige Pert auf Mönchgut, das luftige Arkona und den majestätischen Königsstuhl in ihren Grundfesten; von dem bewaldeten Ufer der Stubnitz lösen sich Riesenstücke mit Bäumen ab und stürzen mit Krachen in die schwarzaufschäumelnden Wogen. Dem Paradiese des Insellandes droht der Untergang in dem großen Naturstreit, bis eine gewaltige Eisdecke dem Toben der Elemente Schranken sezt. Das großartigste Schauspiel der empörten Natur gewähren die Eisberge an den Küsten. Es gibt viele Ufer auf Rügen, welche, wie die Höhen von Jasmund, Wittow und Mönchgut, dem Ost und Nordost eine schroffe Seite entgegenstellen. Wenn nun im milden Strahl der Frühlingssonne oder bei anhaltendem Thauwetter die Eisdecke bricht, welche das Meer gefesselt hält, und der erwachte Sturm die Trümmer an das Ufer treibt, so schieben sich Anfangs die in der Ferne zuerst getrennten Massen leise über die am Ufer noch hängenden Schollen dahin. Bald aber wird das Ufereis zerbrochen und es bildet sich am Fuß der Anhöhe allgemach ein Eisfelsen. Die folgenden Schollen drängen sich mit leisem Gemurmel über denselben hinauf oder heben ihn stückweise mit sich fort. Immer höher und höher steigt der nasse Fels, sich selbst zerstörend und wieder ergänzend; eine Scholle überflügelt die andere, zertrümmert die andere, bis der dem Meere in einzelnen Bruchstücken entstiegene Berg so fest zusammengeschoben ist, daß die nachfolgenden Blöcke sich ihren Weg darüber hin bahnen. Mit namenlosem Gesause und Gebrause schiebt sich einer über den andern bis über den Rand des Ufers hinaus, wo die nachgeschobenen Stücke noch weit über das Trockene hingleiten.

Dieses Naturspiel ist zwar weniger furchtbar, als der Wellenschlag, der bei hohlgehender See hoch zu den Ufern hinanfspringt und weit über das Trockene hin unendlichen Meeresregen ergießt, aber doch einzig in seiner Art und so mannigfaltig in seinem Entstehen und Zergehen, daß das Auge sich nicht daran sättigen kann. Da steht der unermeßliche Felsen von Eis, auf tausendfache Weise gezahnt und gezackt, und ein leises Summen und Knarren, wie von hundert Wagen, ertönt ringsum, ein Zischen und Zwitschern, wie von Legionen heiserer Vögel, ein Kochen und Sieden, wie wenn alle Fluthen des Meeres sich über das Land ergießen wollten, und das Alles doch so gemach, so leise und langsam nahend, wie wenn die Lava des Vesuvs sich über die Fluren Neapels Tod und Verderben bringend wegdrängt, nur mit dem Unterschiede, daß das Gebilde des Meeres nur drohend und nie zerstörend ist. Lange steht oft das herrliche Gebäu der Meeresfluth, prächtig funkelnd im Sonnenstrahl des heitern Tages, bis wärmere Lüfte langsamer, als es entstand, seine rauhen Zacken abschleifen, und es in rieselnden Bächen seinem Ursprung wieder entgegeneilt.

Th.

Auflösung des Räthsels in Nro. 43:

Vielliebchen.

Logogriph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8.
Ein Land ist's, einem Garten zu vergleichen,

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.
Zweig eines Stamms, der kräftig ist, wie Eichen;

4. 5. 6. 7. 8.
Ein fein Gefäß, gefüllt mit Süßigkeiten;

4. 5. 2. 3. 1.
Der Stoff, aus dem Insekten es bereiten;

4. 5. 1. 7. 8.
Ein weiches Bett, ist nur der Frühling da;

6. 5. 1. 7.
Mit dir verwandt; Herr Vetter spricht es ja!

6. 5. 2. 3.
Ein richtig Bild der schnell verschwundnen Zeit;

5. 2. 3.
Ein Klagewort, wenn dich ihr Mißbrauch reut.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 50.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. Februar 1830.

Hört, ihr Mächtigen, hört! der Feder größeste Freiheit
Herrschet anjezt; es schreibt jeder, was jeder gefällt.

Herder.

Die französischen Zeitschriften im Jahr 1812 und im Jahr 1829.

So heftig auch in der neuesten Zeit die periodische Literatur in Frankreich verfolgt worden ist, so haben sich doch diese Verfolgungen bei weitem nicht in demselben Verhältnisse vermehrt wie die Zeitungen selbst. Eine Vergleichung zwischen dem Stand der französischen Zeitschriften im Jahr 1812 unter Napoleons Herrschaft, und im Jahr 1829 führt zu wirklich erstaunlichen Resultaten, die wir, da Dinge der Art für sich selbst sprechen, ohne weitere Bemerkung mittheilen.

Im Jahr 1812 erschienen zu Paris 45 Journale, im Jahr 1826 179; im Jahr 1829 betrug ihre Zahl 309, also über sechs Mal mehr als 1812 und ¾ mehr als 1826. Unter den Fächern, für die es 1812 gar keine Zeitung gab, hatte der Handel 1829 15 Blätter, der katholische Kultus 12, Moral und Philosophie 6, der Protestantismus 3, die Gartenkunst 3, die Marine 2, der Magnetismus 2, die Freimaurerei 1; für Industrie, die 1812 eine einzige, und Nationalökonomie, die gar keine Zeitung hatte, gibt es jezt 7. Sogar Spiel und Lotterie haben jezt 3 Posaunen. Die Literaturzeitungen haben sich von 5 auf 61 vermehrt, die politischen von 5 auf 32, die Anzeigeblätter von 1 auf 27, die medizinischen von 5 auf 28, die periodischen Erziehungsschriften von 2 auf 14; die allgemein wissenschaftlichen Journale von 3 auf 12, die Blätter über öffentliche Anstalten und Verwaltung von 1 auf 10, die juridischen von 10 auf 18 u. s. w. Kein einziges Fach hat weniger Blätter als 1812, ein einziges ist bei seinem Stande geblieben, gerade das Fach, das über die Fortschritte der andern Register hält, die Bibliographie.

Vergleicht man die beiden Jahre hinsichtlich der Erscheinungsweise der Journale, so ergibt sich ein noch größerer Zuwachs, als wenn man blos die Zahlen derselben vergleicht. Denn während 1812 28 Monatschriften, 1829 107, im leztern Jahre also nicht ganz viermal mehr als im erstern erschienen, ist die Zahl der täglich erscheinenden Zeitungen 1829 sechsmal stärker als 1812 (5 : 30); ferner kommen gegenwärtig 47 Journale zwei Mal wöchentlich heraus, während 1812 kein einziges auf diese Weise ausgegeben wurde; jezt zählt man 45 Wochenschriften, 1812 gab es blos 2. Neben dem außerordentlichen Zuwachs, der sich daraus ergibt, muß man noch in Anschlag bringen, daß die meisten Zeitungen jezt auf viel größeres Papier gedruckt werden und die seltener ausgegebenen Journale in weit stärkeren Heften erscheinen. Kurz man wird leicht annehmen können, daß das obige Verhältniß von 45 zu 309, so bedeutend es erscheint, den Zuwachs der Pariser periodischen Literatur kaum zur Hälfte ausdrückt.

In den Departements haben sich die Zeitschriften v. J. 1812 — 1829 von 146 auf 398 vermehrt, und zwar gab es 1812 64 politische Zeitungen, 1829 81; wissenschaftliche und Kunstblätter 1822 13, 1829 51; Literaturblätter 1812 ein einziges, 1829 60; Intelligenzblätter 1812 68, 1829 206. Neun Departements, die 1812

gar keine Zeitung hatten, haben jetzt mehrere; fast alle andern haben mehr oder weniger dazu beigetragen, die Zahl 146 auf 398 zu steigern; einige sind indessen stehen geblieben und sehr wenige haben Rückschritte gemacht (Haute-Vienne). Nur in Einer Provinz haben vier ganze Departements an diesem allgemeinen Fortschreiten keinen Theil genommen, und diese Provinz ist gerade diejenige, welche Dupin auf seiner staatswirthschaftlichen Karte von Frankreich so schwarz bezeichnet hat, die Bretagne.

So bedeutend also auch die Zunahme in den Departements seyn mag, so ist sie doch bei weitem nicht so groß als in Paris selbst. Hier beträgt sie über das Sechsfache, dort noch nicht das Dreifache, und noch dazu steigert in den Departements die Erscheinungsweise der neuen Zeitschriften das Verhältniß nicht wie in Paris. Woher rührt dieses Mißverhältniß? Einmal von der Beschränkung der Zahl der Buchdrucker und von ihrer Verantwortlichkeit. In Paris hat dieß weniger Einfluß, weil daselbst die Zahl der Drucker doch so groß ist, daß man immer unabhängige Pressen findet; wie darf man aber dergleichen in Städten suchen, die unter dem Einflusse des Präfekten, des Bischofs oder des Staatsprokurators stehen? Die zweite Ursache ist die Centralisation, jene ungeheure Kette, an die Napoleon das Reich angeschmiedet hat. Bekommt endlich Frankreich die Gemeindeverfassung, nach der es längst verlangt, so wird keine Provinz mehr nöthig haben, ihre Interessen in Paris vertheidigen zu lassen.

Der Tod des Herzogs von Guise.

(Beschluß.)

Unter der Thüre des Sitzungssaales begegneten die Gefangenen den fünf und vierzig, die unter Gelächter und Possen herausströmten und sie einen um den andern betrachteten. Die Rathsglieder dagegen sahen zum größten Theil bleich, entstellt und kummervoll aus. Von da brachte man sie in das Zimmer, wo der Mord begangen worden war, und hier gewahrten sie zwei große Lachen rauchenden Blutes. Nun wurde ihnen klarer, was vorgefallen war, und der Präsident Neuilly rief außer sich: „Großer Gott, da ist ein Unglück geschehen!“ Man sagte ihnen nun, eben sey der Herzog von Guise umgebracht worden und ihrer warte ein ähnliches Loos, denn der König habe Befehl ertheilt, Galgen für sie aufzurichten. Allermittelst wurden sie in ein kleines vergittertes Zimmer gesperrt, nicht weit von dem, wo der Kardinal von Guise und der Erzbischof von Lyon stark bewacht wurden.

Heinrich III. hatte sich sogleich nach der Ermordung des Herzogs zu seiner Mutter hinab verfügt. Catharina von Medicis gerieth in große Bewegung, als sie vernahm, daß der Herzog eben ermordet worden sey, und fragte ihren Sohn, ob er für alle Fälle Vorsorge getragen habe. Sie rieth ihm, alsbald den Legaten Morosini in Kenntniß zu setzen, um mittelst seines Einflusses die Katholiken im Zaum zu halten. Heinrich entgegnete ihr, er habe alle nöthigen Befehle gegeben und wolle sogleich mit dem Legaten sprechen. Nachdem er in der Kirche zum Heiligen-Erlöser die Messe gehört, hatte er eine lange Unterredung mit dem Italiener, der sich nicht aussprach und den Zurückhaltenden spielte. Die Thore von Blois blieben den ganzen Tag geschlossen, gleichwohl aber schlichen sich einige Liguisten, die am meisten zu befahren hatten und am entschlossensten waren, durch die Wälle und entkamen nach Orleans und Paris. Große Bestürzung herrschte in der Stadt Blois, besonders unter den Abgeordneten. „Indessen war am Abend Alles so ruhig wie zuvor, nur daß Manche im Geheim trauerten, die sich eines so plötzlichen Ungewitters über dem Hause Guise nicht versehen hatten.“

Der König hatte im Sinne, sechs von seinen Gefangenen sterben zu lassen: den Kardinal von Guise, den Erzbischof von Lyon und die vier Abgeordneten des dritten Standes. Aber der Baron Lux, ein Neffe Peters von Espinac, warf sich dem König, der ihn sehr lieb hatte, zu Füßen und bat für seinen Oheim um Gnade. Heinrich ließ sich erweichen und versprach ihm, des Lebens des Erzbischofs zu schonen. Auch gab man ihm zu verstehen, es werde gut seyn, wenn er die Abgeordneten von Paris als Geißel für dieser Stadt Gehorsam aufhebe, um dadurch einem gefährlicheren Aufstand, als der der Barricaden gewesen war, zuvorzukommen. Er beharrte also auf seinem Sinn blos noch hinsichtlich des Kardinals von Guise, vor dessen Unternehmungsgeist und Rache er sich fürchtete. Der Kardinal stieß, seit er seinen Bruder umgebracht, Verwünschungen über Verwünschungen wider ihn aus, und in der Wuth und Verzweiflung waren ihm die Worte entfahren: „er werde sich nicht eher zufrieden geben, als bis er den Kopf des Tyrannen zwischen seinen Beinen habe, um ihm mit der Dolchspitze die Mönchskrone zu schneiden.“ Diese Rede war dem König hinterbracht worden und hatte ihn noch mehr gereizt. Aber bei der hohen kirchlichen Würde, mit der der Kardinal bekleidet war, fiel es schwerer, Mörder für ihn zu finden, als beim Herzog von Guise. Heinrich wandte sich nacheinander an Lognac und die Fünfundvierzig, an Larchant und die Schotten, an den Grand-Prevot und die Hatschiere des Gerichtshauses, aber alle weigerten sich, den Kardinal umzubringen. Endlich brachte er, nachdem er sich eigentlich hatte auf's Bitten legen müssen, den Hauptmann Duguast dazu, daß er ihm ein Paar Soldaten von seiner Kompagnie verschaffte, die die Sache für 200 Thaler über sich nahmen. Der Kardinal und der Erzbischof von Lyon, die im selben Zimmer gefangen saßen, erwarteten den Tod von Augenblick zu Augenblick. Nachdem der Tag wider alles Erwarten verstrichen war, beteten sie in der Nacht und hörten einander wech-

seiseitig Beichte. Samstags am frühen Morgen stellte Hauptmann Duguast sechs Soldaten von seiner Kompagnie, mit Hellebarden bewaffnet, in dem Gange auf, der zu ihrem Zimmer führte. Drauf begab er sich zu den Gefangenen und sagte zum Kardinal, der König verlange ihn zu sprechen. Der Kardinal wollte wissen, ob der König nicht auch den Erzbischof von Lyon zu sprechen verlange; Duguast erwiederte, er habe nur ihn zu rufen Auftrag. Die Gefangenen verstanden beide, was dieser Ruf zu bedeuten habe, und als der Kardinal aufbrach, neigte sich der Erzbischof zu ihm und sprach: „Gnädiger Herr, denkt an Gott!“ Kaum hatte der Kardinal ein Paar Schritte gethan, so stieß er an der Ecke des Gangs auf die Hellebardiere und wurde niedergemacht. Die Körper der beiden Brüder wurden in einem Gemache des Erdgeschosses geviertheilt; drauf verbrannte man sie, denn man fürchtete, das Volk möchte Reliquien daraus machen, und ihre Asche wurde in den Fluß geworfen.

Das Drusenthal.

Thüringer Sage. Von Ludwig Bechstein.

Es zog der Römerfeldherr heran in's Kattenland,
Er trug für freie Männer schon Ketten in der Hand,
Er war auf seine Siege, die früher er gewann,
Er war auf seine Mannen gar stolz der kühne Mann.

Und weiter, immer weiter bricht er sich blut'ge Bahn,
Es zieht der bleiche Schrecken dem Römerheer voran;
Des Waldes Siedler fliehen, verlassend Hütt' und Haus,
Dort breiten Romas Adler die gold'nen Schwingen aus.

Ein enges Waldthal schließet das Heer der Römer ein,
Ein Waldbach stürzt sich brausend hin über das Gestein.
Dumpf rauscht es in den Eichen und Föhren rings herum,
Natur spricht ernst und warnend, die Krieger wandeln stumm.

Es hängen Wetterwolken sich in die Berge tief;
Es war, als ob's im Walde mit Klagestimmen rief;
Die Raben folgen kreischend, mit schwerem, scheuem Flug,
Als witterten sie Beute, dem stillen Römerzug.

Des Feldherrn Augur horchet, ob Vogelflug wo rauscht,
Oft hat er, wachsam stehend, zum Wald hineingelauscht;
Bis er mit düstern Worten zu dem Gebieter spricht:
„Bis hierher, o mein Feldherr, bis hierher — weiter nicht!“

„Die hohen Götter warnen Dich jezt durch meinen Mund,
Es thut ein drohend Unheil sich mir durch Zeichen kund.
Die wald'gen Berge dampfen, die Raben hörst du schrein;
So schnell oft bricht das Unglück uns Sterblichen herein!“

„„Was sollen mir die Träume? Schweig, kündest du nicht Glück!
Fließt eine dieser Wellen nach ihrem Quell zurück?
So wenig wie die Welle zum Ursprung wieder dringt,
So wenig deine Warnung auf andern Pfad mich zwingt!““

Wie weiter nun und weiter das Heer das Thal durchschritt,
Da sah es Felsensäulen, gethürmet von Granit,
Die standen, wie hohe Riesen, vom Nebelkleid umwallt,
Wie steinerne Götterbilder, doch formlos an Gestalt.

Da siehe, steht auf einem der Felsen ein seltsam Weib,
Gehüllt in weiße Lacken den riesenhaften Leib.
Die Römerkrieger zagen, die Rosse springen erschreckt
Zur Seite, als ihr Auge das grausige Weib entdeckt.

Und langsam hob empor sie, stillwarnend, ihre Hand;
„Zurück!“ rief die Allrune mit Zornblick, und verschwand.
Die Legion erzittert, als sie das Weib gesehn;
Der Feldherr sieht's erbittert, und heißt sie weiter gehn.

Es scheinen höher zu wachsen die Riesen von Granit,
Es scheinen tiefer zu sinken die Wolken bei jedem Schritt.
Und Blitze zucken feurig durch des Gewölkes Nacht,
Und ringsum über den Bergen endloser Donner kracht.

Der Bach, der vor die Wellen so friedlich trug durch's Thal,
Rollt jezt empörte Wogen und wächst mit einemmal,
Sein Ufer überfluthend, und dumpfes Tosen schallt,
Fort wälzen des Baches Wellen die Massen von Basalt.

Von Regenströmen träufelt der Tannen grünes Haar;
Die Felsgestalten dräuen graunvoll und wunderbar,
Und enger schließt, stets enger das Thal die Römer ein,
Als woll' es Deutschlands Dränger vermauern im Gestein.

Bald füllen des Baches Fluthen des ganzen Thales Grund,
Sie drängen mit wildem Brausen durch einen Felsenschlund.
Und wie die Römer zagend am Ende des Pfades stehn,
Erbebt urplötzlich der Boden, erbeben die Felsenhöhn.

Und unter tausend Donnern und Sturmgeheul und Graus,
Als risse sich der Erdball aus seinen Fugen heraus,
Bricht vor dem Römerheere der Berg mit mächt'gem Fall,
Und stürzt mit Donnerkrachen hinab in den Wogenschwall.

Die Bergestrümmer trafen zum Tode manches Haupt.
O hättest, Römerfeldherr, der Warnung Du geglaubt!
Die Vorhut lag begraben, zerschmettert Mann und Roß,
Und über die Römerleichen sich schäumend der Strom ergoß.

Er stand, der hohe Feldherr, vom Kummer tief erfüllt,
Er stand am Stromesrande und hatte sein Haupt verhüllt.
Nun winkt er selbst den Mannen: Zurück! — die Tuba tönt,
Laut von der neuen Felswand wird ihr Getön verhöhnt.

Die Römer zogen wieder das lange Thal hinauf,
Entgegen den Wetterstürmen, entgegen des Stromes Lauf.
Und es gebot der Feldherr, zu schweigen fern und nah,
Und nirgendwo zu künden, was graunvoll hier geschah.

Noch gipfelt sich die Felswand empor im Thale dort,
Auf Felsenschutt betrachtet der Wandrer ernst den Ort;
Doch freundlich lacht die Gegend im Sommersonnenstrahl,
Und Silberwellen rollet die Druse durch's Drusenthal.

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, im Winter 1830.

Seit einem Jahr geht es an unserem Hof herrlich und in Freuden zu; ein Fest, eine Reise, ein Besuch folgte auf den andern, bald von Modena, bald die Erzherzogin Marie Louise von Parma, bald die großherzogliche Familie von Toskana. Die Ankunft der königlich neapolitanischen Familie gab auch zu vielen Feierlichkeiten und Festen Anlaß. Am 22. Oktober reiste unser König von seinem Lustschloß Aglié nach Trofarello, um da den König und die Königin von Neapel nebst der spanischen Braut, der Prinzessin Marie Christine, zu empfangen. Nachmittags fuhren sie durch den Triumphbogen, der ihnen hier auf dem Plaz Victor Emmanuel bei der schönen Brücke errichtet war. Es war ziemlich gutes Wetter und eine große Volksmenge hatte sich zusammengedrängt, um die hohen Gäste zu sehen und ihnen grüßende Vivats zuzurufen, die weniger den alten Herrschaften, als der interessanten, einer ängstlichen scheinenden Bestimmung entgegengehenden Prinzessin galten. Der Triumphbogen bestand aus vier großen Säulen, zusammengesezter Ordnung, die eine schöne Attika trugen. Auf ihr stand eine Gruppe schnell aus Gyps, Holz und Leinwand zusammengeklebter Figuren, darstellend die Stadt Turin, welche dem spanischen Volke das Bildniß unserer Königin Marie Christine von Bourbon zeigt. Die dankbare Armuth krönte es mit Blumen und Guirlanden, und schien durch diesen Akt der Verehrung und Liebe dem spanischen Volke anzudeuten, daß sein bisheriges Glück dadurch noch wachsen müsse, daß es die durchlauchtige Nichte dieser Königin nun als Herrscherin besitzen werde. Damit die Sache keinem Zweifel unterworfen war, führte Hymen die Prinzessin Spanien zu. Die läppische Allegorie war schlecht genug ausgeführt, und es hätte ein Hoftrompeter daneben stehen und sie erklären müssen, denn kein verständiger Mensch konnte klug daraus werden. Zwischen den Säulen standen die Statuen der Hauptpersonen vom Hause Bourbon, ferner das spanische und neapolitanische Wappen, mit dem sardinischen verschlungen. Es war natürlich, daß die fremden Herrschaften das heteroklite Werk wunderschön fanden. Dießmal fuhren sie ohne anzuhalten durch Turin, weil sie nach dem königlichen Lustschlosse Aglié eilten. Dort folgte ein Hoffest dem andern. Am 24. wollte man wieder nach Turin zurück; es war aber wegen der ausgetretenen Wasser unmöglich, und erst am 25. traf Alles hier ein. Den folgenden Tag fuhren die Neapolitaner, natürlich ohne unsern König, nach der Villa Christina, um da die verwittwete Königin Marie Theresia zu besuchen, die ihnen am 22. bei ihrer Durchreise durch Turin entgegengekommen war. Es ist unglaublich, was die Fremden Alles in zwei Tagen hier geleistet haben! Am Hof speisten sie mit unsern Majestäten, mit dem Prinzen und der Prinzessin Carignan, empfingen das diplomatische Korps, die Ritter unserer Orden, die Großen der Krone und des Staats 2c., besuchten das Pensionat der adeligen Fräulein zum Sacré-Coeur-de-Jesus und das egyptische Museum, wohnten einem Konzert beim spanischen Gesandten, deßgleichen einer Vorstellung im königlichen Theater bei. Am 27. Oktober nahmen sie endlich Abschied und reisten auf der Straße nach Suze ab. Der König und die Königin begleiteten sie bis Rivoli. Es hatte für die Zuschauer weniger Interesse, die neapolitanischen Majestäten selbst zu sehen; Jedermann blickte aber auf die junge Braut, die jenseits der Pyrenäen zog. Auch während ihres kurzen Aufenthalts in Aglié und Turin hatte man Gelegenheit, den Geist und die Liebenswürdigkeit der Prinzessin zu bemerken; ihre Lebhaftigkeit und ihre witzigen Antworten erinnern eben so sehr an ihre Schwester, die in Frankreich ganz eingebürgerte Herzogin von Berry, als ein Zug um den Mund, wenn sie lacht. Die Franzosen, die keine Gelegenheit vorüber lassen, wo sie sich selbst ein Kompliment sagen oder ihrer Eitelkeit schmeicheln können, haben behauptet, die Prinzessin Marie Christine sey ganz außer sich über den Anblick des französischen Landes gerathen, so daß die Herzogin von Berry zu ihr gesagt habe: „Siehe es nicht allzusehr an, Du wirst sonst anderswo nicht leben können.“ Ich habe hier einen Herrn von der spanischen Gesandtschaft in Turin gesprochen, der die Prinzessin bis an die spanische Grenze begleitete; er versicherte mich, jene Aeußerung der Herzogin von Berry sey sehr unwahrscheinlich und wohl erfunden, wie die behaupteten und dann von der Herzogin selbst widersprochenen enormen Wirthsrechnungen in Frankreich. Was die Prinzessin allein in Frankreich hätte anziehen und fesseln können, was sie früher nie und nirgends so gesehen hat, auch jenseits der Pyrenäen nicht so finden wird, die glückliche, freie Stellung des Volks unter guten Institutionen, seine industrielle und commerzielle Regsamkeit, sein Gedeihen und Reichwerden — das konnte sie auf ihrer Reise unmöglich so gewahr werden, angenommen auch, eine junge Neapolitanerin habe gleich dafür Sinn, wenn sie aus dem Vaterhause tritt.

So ruhig, friedlich, bescheiden und still unser bürgerliches Leben ist, so keck und unordentlich geht es seit einiger Zeit in unserer Natur her, und man weiß wahrhaftig nicht mehr, was man von ihr denken soll. Im Oktober 1828 begann sie mit wiederholten Erdstößen, die besonders jenseits des Po in Genua und in Voghera stark waren und manches Unglück anrichteten. Dieß ging vom 8. bis zum 17. mit kurzen Unterbrechungen fort. Im August 1829 kamen fürchterliche Stürme und Gewitter, deren Wüthen bisher unerhört war. Unglaublicher noch ist, was wir im Anfang des laufenden Jänners erlebten: 15° R. Kälte und in dem milden Thal von Aosta am Fuße des St. Bernhard 22°.

Auch in unserer Kunstwelt herrscht, Italiens Nähe ungeachtet, merklicher Frost. In den Sälen der Kunstakademie wird zwar viel gezeichnet, gemalt und gemeißelt, es kommt aber wenig dabei heraus. Nach unserer Gazette zu schließen, fehlt es uns nicht an ausgezeichneten Künstlern aller Art. Der König schickt auch die hoffnungsvollsten jungen Leute zu ihrer Vervollkommnung nach Rom. So war es auch mit Ferdinand Cavalleri von hier, der neuerdings zum associirten Professor der Malerei an der Florentiner Akademie ernannt worden ist. Warum wohl? Der Mann hat nichts gemalt, was außerhalb der Turiner und Florentiner Akademie einigen Namen hat; die italienischen Akademien sind aber bekanntlich immer sehr artig gegen einander, und lassen es an Lob des Nachbars nicht fehlen, auf daß er sie wieder lobe. — Jenseits des Po wird eine neue Kirche gebaut, deren ungeheure Säulen an der Façade und Vorhalle aus Einem Stücke bestehen. Bisher sind acht, jede mit vierzig Ochsen, an Ort und Stelle geschafft worden. Der ungeheure Sturm am 5. August riß das Baugerüst und dieses eine der Säulen um, welche durch den Fall zerbrach.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 49:

Schwaben.

Beylage: Monatsregister Februar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Vier und zwanzigster Jahrgang.

1830.

März.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 1 — 3 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Kunst-Blatt.

Literatur-Blatt.

N°. 51.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 1. März 1830.

Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn.

Schiller.

Sinnbilder, von Gustav Pfizer.

Heidenthum.

Leuchtende Blitze der Wonne flogen
Ueber des blühenden Gottes Gestalt,
Jezt hat die Seele ihm Trauer umzogen;
Fühlen auch Götter der Liebe Gewalt?
In seinem Auge zittert's wie Thränen,
Nebel der Wehmuth um's Angesicht;
Und sie umfassend mit schmerzlichem Sehnen,
So er zur bangenden Jungfrau spricht:

„Was kann ich dir geben? Wähle, o wähle!
Was bringt dir, Geliebte, die höchste Lust?
O mich jammert in tiefster Seele,
Daß du so frühe sterben mußt!
Stirbst du mir nicht mit jedem Tage?
Welkst du nicht selbst in meinem Arm?
Nimmer schwankt mir des Geschickes Wage,
Und du erbleichest in frühem Harm!

„Mich, der dich ewig wird überdauern,
Kannst du mich lieben, du holdes Kind?
Mußt du nicht immer in Schmerzen trauern,
Die fremd dem Loos der Unsterblichen sind?
Neid kann dein seeliges Herz nicht trüben,
Ferne steht er der Schönheit Thron;
Aber, o sage! kannst du mich lieben,
Sterblichgeborne, den Göttersohn?

„Und o Geliebte! kannst du es fassen,
Das geheimste Glück, den glühendsten Schmerz?
Selber als grausam muß ich mich hassen,
Denn nicht begreift es das eigne Herz;
Siehe, es ist der Reiz deines Todes,
Der mir der Wonne Genuß noch versüßt,
Wie in die Gluthen des Abendrothes
Stärkend die Wolke der Nacht zerfließt.

„Die Schönheit, kämpfend mit Todes Wehen,
Der Jugend still verrauschender Fluß
Zogen mich von des Himmels Höhen
Nieder zu banger Liebe Genuß.
Selig ist nur, wer beim Todtenmahle,
Trunken von Liebe, in Schlummer sinkt,
Wer aus des Lebens karger Schaale
Einen Zug der Unsterblichkeit trinkt.

„Sage, was sind die gediegenen, kalten
Göttinnen, die ihre Ewigkeit drückt,
Gegen die blühenden, weichen Gestalten,
Die der Reiz der Vergänglichkeit schmückt?
Ja, sie vergehen die Kinder des Schaumes!
Schönheit vergehet und Liebe und Glück,
Aber das trauernde Bild des Traumes
Bleibet den sehnenden Göttern zurück!“ —

„„Glühend in's Meer der Befriedigung stürzen,
Ist, o Geliebter! der Götter Loos!
Säume du nicht, dir den Becher zu würzen,
Drein meiner Liebe Quell sich ergoß;
Möge das dämmernde Bild meines Todes
Dich mit noch heißern Flammen durchglüh'n,
Als wenn die Glieder voll Morgenrothes
Durstig und zitternd entgegen dir blüh'n!

„„Meinst du, es könne die Seele mir trüben,
Was mir dein himmlischer Mund erschloß?
O, wenn die Götter grenzenlos lieben,
Opfern die Sterblichen grenzenlos!
Wenn du die Wollust stachelst mit Schmerzen,
Unter dich tauchst in träumendem Wahn;
Zünde ich lebend mir schon die Kerzen
Deiner göttlichen Trauer an.

„„Aber auch mich laß, die Sterbliche, sagen,
Was mir die Seele umdüstert wie Tod:
Daß auch die Götter ein Schicksal tragen,
Daß ihren Tagen ein Ende droht!
Eurer Herrlichkeit goldene Lichter —
Ach sie erlöschen in sterbendem Schein,
Und nur der Busen klagender Dichter
Wird das Grab der Versunkenen seyn.““

Hüllend das Haupt in des Traumes Binde,
Senkten sie sich in der Liebe Schooß,
Bis sich das Grab dem wissenden Kinde
Und dem nicht ahnenden Gotte erschloß. —
Doch wenn der Jugend Rose verrauchet,
Selige Götter alternd vergehn:
Wird, der das Lied in die Lüfte hauchet,
Ueber dem Loos der Vergänglichkeit steh'n.

Mit dem tödtenden Schicksal zu ringen
Geh' ich zum felsenstarrenden Wald;
Will meine glühendsten Lieder singen,
Bis sie das Echo zurücke hallt;
Daß, wenn erbleicht die feurige Seele
Und die Musik in der Brust zerspringt,
Klagend doch noch eine Felsenkehle
Schönheit und Liebe und Götter singt.

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

Fünfter Artikel.

Die Schule.

Jede Kunst hat ihre geheimnißreiche, unergründliche Tiefe in der Seele des von den Musen begabten Individuums. In dieser Region des Dämons, des unerklärbaren Bewußtseyns eines absoluten Vermögens, findet weder Lehre statt, noch Erlernen; sondern das, was unsere tiefsinnige Sprache mit dem erschöpfenden Worte: „Erfindung“ bezeichnet. Erfindung, also kein zufälliges Finden, aber auch kein uranfängliches (übermenschliches) Erschaffen, und doch beides in jener mystischen Verbindung, die in den alten personifizirenden Mythologieen in Götter= und Dämonengestalt erscheint, und noch heute eben so unerklärlich mit den Worten: „Genie“ und „Talent“ ausgesprochen wird. Außerhalb dieser geheimnißvollen Tiefe, und zwar aus ihr hervorwachsend und Raum gewinnend und sich ausbildend, hat aber jede Kunst auch ihr Handwerk, d. h. einen Bestandtheil, der erlernt und geübt werden kann, erlernt und geübt werden muß, da die Kunst im Ganzen fortschreiten und nicht jeder einzelne Begabte den bereits zurückgelegten Weg von neuem beginnen soll. Daher: Vor= und Nachbilder, Meister und Schüler und endlich eingerichtete Kunstschulen. Eine Schule, die in jene unergründlichen Tiefen hinabzusteigen, dort Regeln aufzustellen und die Kunst (das Können) zu lehren wähnt, geräth in die Stollen der todtliegenden Abstraktion und bringt nichts als den Glimmer unbrauchbarer Theorien zu Tage. Eine Schule aber, die nur praktische Kunstgriffe kennt, welche zu lehren sie jedem verspricht, die auch jeden aufnimmt, selbst wenn er gar keinen Beruf, nicht die unumgänglichsten Naturgaben besitzt, hört auf eine Schule der Kunst zu seyn, und vermag selbst eine oberflächliche mechanische Geschicklichkeit kaum mehr zu lehren. Beide Extreme haben die Kunstschulen in solche Mißachtung gebracht, daß in neuerer Zeit die meisten jungen Künstler als Autodidakten auftraten, und mehr oder minder in allen Künsten ein anarchisches Element vorherrschend wurde. Wo wird das Zerstörende solcher Anarchie am leichtesten bemerkbar? Gewiß da, wo, zur Hervorbringung eines Werks, mehrere Künstler, im Verein, thätig seyn müssen. Wo nun die Harmonie unmittelbar in die Sinne fällt und also ganz und durchaus unerläßlich ist — nämlich bei Vortrag der Musik — wie schnell würde man davon laufen, wenn jeder Virtuose aus einer andern Ton- und Taktart spielte, und doch das gesammte Orchester behaupten wollte, daß es ein musikalisches Kunstwerk vortrage. Nicht selten geschieht bei dramatischen Darstellungen das Aehnliche, und nur weil das einzelne Gute hinreißt oder versöhnt, weil das Ganze als Ganzes aufzufassen, einen kunstverständigen Sinn erfordert, und das Disharmonische selbst sich nothdürftig auf dem Faden des Dramas aneinander reiht, läßt man es sich, aus übler Gewohnheit, gefallen. Es ist hier nicht so wohl von einem rasch in einander greifenden Zusammenspiel die Rede, von welchem ich schon in dem Artikel „der Regisseur“ sprach, als vielmehr von dem, was solchem Zusammenspiel zum Grunde liegen muß, und was ich nicht anders bezeichnen

kann, als daß die Darsteller alle in der nämlichen Ton- und Taktart spielen sollen, in welcher das Stück geschrieben ist. Daß dieses auf den vorzüglichsten Bühnen Deutschlands nur selten der Fall ist, gestehen die bessern Schauspieler ein. Nicht einmal rein wird immer gespielt; denn man vernimmt nicht selten die Aussprache der verschiedensten deutschen Stämme bunt durch einander; hinsichtlich der Taktart aber, geschieht es von Einzelnen, meist von Neben-, oft sogar von Hauptpersonen, daß sie deklamatorisch und mimisch, in Stimme und Bewegung, mitten in der Tragödie den sechsachtel, mitten im leichten Lustspiel den vierviertel Takt anstimmen, während andere den Grund-Rhythmus zwar nicht verletzen, aber doch in den verschiedensten Tempi spielen und sprechen. Weniger noch wird die Tonart, die noch feinere Bezeichnung des Stücks, beobachtet, das Drama von der Tragödie, das Lustspiel von der Posse, die Naturnähe von der poetischen Erhebung, das Bild von dem Porträt getrennt, oder andere noch feinere Töne unterschieden und von allen Darstellenden festgehalten. Was vermögen einzelne große Talente in diesem regellosen Gewirre? höchstens ziehen sie den Blick der Menge auf ihre Eminenz allein und von dem Ganzen als Ganzes ab, welches der Bildung des allgemeinen Kunstsinns immer Schaden bringt, während die Kenner nur um so verletzender von dem Kontrast berührt werden, wenn z. B. eine Fürstin durchaus königlich dargestellt wird, ihre Hofdame aber sich wie eine tugendhafte Schneidermamsell in der Kaffeevisite ausnimmt, und nicht einmal auf übliche, ehrfurchtsvolle Weise zu grüßen versteht. — Werden nun überdieß, wie in der neuesten Zeit, die hervorragenden Talente immer seltener, so wird der Mangel einer Theaterschule um so fühlbarer. Von einer rein für diesen Zweck großartig eingerichteten Kunstschule bei irgend einer deutschen Bühne ist mir bisher nichts bekannt worden. Hie und da einige sogenannte Eleven gibt es freilich bei allen größeren Theatern, aber eben so wie das Ungefähr oder verwandtschaftliche Rücksicht sie auswählt, so werden sie auch in verwandtschaftlichen Kreisen vom Zufall, etwa von einer unbrauchbaren Bühnenperson, der man die Pension nicht umsonst geben will, in die Lehre genommen und von blinder Vorliebe frei gesprochen. Die Schauspieler und Schauspielerinnen einer längst vergangenen Epoche waren, ohne Ausnahme, wenigstens gymnastisch geübt, sie tanzten nicht selten so gut, daß sie im Ballet auftraten, waren kühne Springer, geschickte Fechter und zierliche Reiter; ein Lied vermochte jeder und jede zu singen und (was selbst unser heutiges nur singendes Personal nicht gelernt hat) deutlich die Worte des Textes auszusprechen. Man sah damals freilich manches Ungehörige auf den Brettern, aber keine Ungeschicklichkeit, kein totales Unvermögen. Heute kommen unsere Jünglinge ohne Beruf und Vorbereitung, unsere jungen Frauenzimmer direkt von dem Strickstrumpf und dem Piano auf die Bühne, und haben höchstens kurze Zeit vorher in jener Schule zugebracht, welche, vermittelst einiger praktischen Kunstgriffe, Jedem, auch dem Unberufensten, die Meisterschaft, in Folge der Ancienuität, verspricht. Soll sich die deutsche Schauspielkunst, deren Coryphäen sich mit den ersten Künstlern der französischen Schule messen dürfen, und die, wenn sie auch die Höhe des französischen socialen Lustspiels noch nicht erreicht hat, doch in allen andern Gattungen, ob ihrer innigen Naturnähe, weit über jene Schule hinwegstrebt — soll sich die deutsche Schauspielkunst erhalten, oder vielmehr weiter ausbilden, denn nur Vor- oder Rückschritt ist möglich: so müßten unsere Meister und Meisterinnen der Kunst es sich angelegen seyn lassen, Schüler zu bilden. Zu allererst aber würde hiezu die nicht unschwere Selbstverläugnung gehören, bei der Wahl ihrer Schüler von allen verwandtschaftlichen Verhältnissen ganz abzusehen; denn wahrlich! man kann der Sohn oder die Tochter, die Nichte oder der Vetter einer B e t h m a n n oder eines T a l m a seyn, und doch nicht den allermindesten Beruf zur Kunst haben. Die hochberühmte M a r s z. B. ist in dieser Art mit zwei ihrer nächsten Verwandtinnen vollkommen verunglückt. Drei Naturgaben sind für den Darsteller höherer Gattung durchaus unentbehrlich: ein einnehmendes und wo möglich schönes Aeußere, ein fehlerloses, wohltönendes Sprachorgan und ein lebhaftes Temperament, welches immer mit Kunstgefühl zusammenhängt. Diese leztere Eigenschaft ist die unentbehrlichste, denn Phlegma hat meistens Stumpfsinn zum Quell, und ist jedenfalls der Tod aller Kunst. Jene überwallende Lebendigkeit aber, jener Ueberfluß von Gemüthskräften, die, der Thätigkeit bedürftig, aus dem Heiligthum des Innern sich hervor und in das Gebiet der Darstellung wagen, man wird sie bei jungen Mädchen nur ausnahmsweise finden. Natur, Erziehung und die socialen Verhältnisse drängen das zartere, verletzbare Geschlecht in sich selbst zurück und gestatten ihm nur einen engbegrenzten Kreis äußerer Thätigkeit, so daß es rein unmöglich seyn würde, ein weibliches Talent für theatralische Darstellung zu finden, wenn mit jener Verschämtheit, aus sich herauszutreten, nicht auch zugleich ihr Gegensatz in der Natur der Frauen gegründet wäre: das sehnliche Bestreben nämlich, sich selbst als Kunstwerk zu produziren. Steht nun aber ein junges Mädchen auf den Brettern, das mitten in dem vorgeschriebenen kühnen Aus-sich-heraustreten, weniger in ihrer lustigen oder leidenschaftlichen Rolle, als in dem Gedanken befangen ist, wie sie wohl das stolze Bewußtseyn ihrer untadelichen Mädchenhaftigkeit recht anschaulich machen und zeigen könne, daß sie eigentlich wider Willen da oben stehe, und dieses Opfer nur bringe, um sich selbst und ihre Familie zu ernähren — sieht man (wie dieß in neuester Zeit nicht selten geschieht)

ein so gutes stolzes Kind auf den Brettern, so erregt dieß bald Mitleid, bald Aerger, und in beiden Empfindungen wünscht man die arme Gequälte und Quälende sobald als möglich in die Speisekammer oder, wenn sie doch die Kunst durchaus üben will, an den Stickrahmen zurück. Solche Erscheinungen sind nun wohl der evidente Beweis, wie unumgänglich nöthig es ist, daß bei der Wahl der Schülerin vor allem Andern auf eine Ueberfülle lebendiger Gemüthskräfte gesehen werden muß. Eben so unumgänglich ist es, daß die Schülerin, wenn auch nicht ausnehmend schön, doch von einnehmender Bildung sey; das Unschöne ist auch im komischen Fache störend; in den ernsten Gattungen aber sind ihr ein ausdrucksfähiges Antlitz, große sprechende Augen unentbehrlich, während die Tragödie mehr noch als dieses, nämlich eine Gesichtsbildung erfordert, die im Ausdruck des Schmerzes, des Grausens und bei strömenden Thränen nie aufhört schön zu seyn. Die Franzosen haben für diese Eigenschaft einen bekannten Ausdruck, sie nennen dieß, *avoir de belles larmes.*

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Scribe. Sein Vaudeville: Der Assisenhof.

Mit Scribe hat es eine eigene Bewandtniß, oder vielmehr, seine Geschichte ist die Geschichte aller derjenigen talentvollen Dichter, die unaufhörlich hervorbringen. Bald sinkt, bald steigt er; bald hat er einen vortrefflichen Plan, bald ist es ein loses Gebilde, was er dem Publikum nachlässig hinwirft; manchmal thut er auch wohl wenig mehr, als daß er die Dichtungen Anderer etwas zustuzt und sie dann mit seinem Namen gestempelt in die Welt laufen läßt. Man sollte glauben, ein für seinen Ruf besorgter Mann müsse bedächtiger zu Werke gehen und das Dramatisiren nicht so leichtfertig treiben, auch wenn er dazu geschaffen und geboren ist. Das langsame Arbeiten ist nun aber einmal Scribe's Sache nicht; ihm gefällt das hurtige Entwerfen, Dichten und das eben so hurtige Aufführen seiner Stücke. Die Schauspieler am Théâtre de Madame sind nach und nach so geschickt geworden, daß sie seine Stücke eben so schnell aufführen, als er sie schreibt; diese Schnelligkeit im Dichten und Aufführen behagt der Direktion, welche dadurch oft in Stand gesezt wird, dem Publikum etwas Neues von seinem Lieblingsdichter vorzuführen, und die Darstellungen jedes Abends, die gewöhnlich aus vier Vaudevilles bestehen, zu wechseln, ohne aus der Sammlung der Scribe'schen Stücke zu treten. Neulich war es ihm eingefallen, aus der ernsthaftesten Sache, einem Kriminalgerichte, ein lustiges Vaudeville zu machen, und so entstand sein „Assisenhof," der aber nur das Vorzimmer des Gerichtes sehen läßt. Die zwölf Geschwornen, welche bei dem Kriminalurtheile eine wichtige Rolle zu spielen haben, mußten natürlich auch eine im Stücke haben, und Scribe hatte nicht ermangelt, sie ein wenig lächerlich zu machen, ja eine Bemerkung einzuweben, die komisch seyn sollte, nämlich über das Zusammentreffen von Grafen, Marquis, hohen Beamten, Krämern, Paukenschlägern an der Oper, Strumpfwirkern u. s. w. im Geschwornenrathe oder in der Jury. Dieß ward aber von den freisinnigen Blättern sehr übelgenommen. Das Publikum murrte sehr bei der zweiten Aufführung; ich glaube gar, daß es zum Auspfeifen kam; der Dichter äußerte in den Tageblättern und auf dem Anschlagzettel, daß er keineswegs die Absicht gehabt habe, die Anstalt der Jury lächerlich zu machen, und daß er die mißfallenden Ausdrücke zurücknehmen wolle. Darüber gaben nun die Ultrablätter ihre Mißbilligung zu erkennen. So sind die Liberalen, hieß es; so lange Scribe sich über die Aufgeblasenheit des alten Adels, über das leere Geheimthun der Gesandtschaftsherren und über ähnliche Dinge lustig machte, fanden sie sein Betragen vortrefflich; allein wenn er es wagt, eine Klasse oder eine Anstalt zu schildern, die unter ihrem Schutze steht, so erheben sie sogleich ein Zetergeschrei, und ihre Tyrannei geht so weit, daß sie den Dichter zwingen, seine Schilderung umzuändern und seine satirischen Züge auszuwischen. — Allerdings muß es dem Dichter verstattet seyn, sich nicht allein über die Mißbräuche und Lächerlichkeiten dieser oder jener einzelnen Klasse im Staate lustig zu machen, sondern er muß überall seine Geißel schwingen, Alle in den Bereich seiner dramatischen Laune hineinziehen können. Allein das Geschwornengericht ist eine durch die Revolution theuer erworbene Anstalt; es ist eine der schönen Einrichtungen, welche die bürgerliche Freiheit und die Gleichheit der bürgerlichen Rechte beurkunden, und dem Beschuldigten Sicherheit gegen leidenschaftliche und gewaltsame Verurtheilung gewähren. So lange der Beklagte seine Mitbürger zwischen sich und die Richter treten sieht, um zu entscheiden, ob er die That, welcher er beschuldigt wird, auch begangen hat und nach den Gesezen straffällig geworden ist oder nicht, kann er kein ungerechtes Urtheil befürchten; allerdings kann sich auch ein Geschwornengericht irren; allein zwölf zufällig zusammentretende Menschen, wovon die meisten von der Regierung unabhängig sind und nach ihrem Gewissen urtheilen, werden sich wenigstens von keinen Leidenschaften irre führen lassen und sich nicht für verbunden halten, wie es mit besoldeten Richtern manchmal der Fall gewesen ist, der Regierung ein Schlachtopfer in die Hände zu liefern. Unter einer aufgeklärten Nation besonders verhindert die Jury manches zweckwidrige Bestrafen, wovon man in Frankreich während der lezten Jahre auffallende Beispiele gesehen hat, zur Ehre der sich immer mehr verbreitenden humanen Gesinnungen. Unter Peyronnets Ministerium und auf Antrieb der Bonalds und anderer despotischen Inquisitionsfreunde, ist ein Gesez gegeben worden, welches den Kirchenraub, der nach dem gewöhnlichen französischen Strafkodex wie ein Raub in einem Wohnhause bestraft wurde, mit äußerst harten Strafen belegte. Seitdem nun dieses Gesez, welches eher der fürchterlichen alten, sonst in Deutschland gangbaren Halsgerichtsordnung, als eines Strafgesezbuches des 19ten Jahrhunderts würdig war, in Ausübung ist, sind vor den Kriminalgerichten mehrmals Fälle von Kirchenraub vorgekommen; zuweilen waren es Diebstähle von Kleinigkeiten, die aber nach dem Peyronnetschen Geseze wie ein furchtbares Verbrechen sollten geahndet werden. Was that nun die dazwischentretende Jury? Sie entschied, das Vergehen sey nicht erwiesen, und somit mußten die Richter den Angeklagten freisprechen. Dieß war allerdings ein Uebel, denn ein Dieb verdient Strafe, wie der andere; allein es war empörend für das Gefühl redlicher Bürger, um eines kleinen Vergehens halber einen Mitmenschen zur Kettenstrafe und gar zum Tode zu verurtheilen, und sie zogen es vor, ihn für unschuldig auszugeben, obschon er es im Grunde nicht war. Durch ihre Milde wollten sie das unbillige, allzu strenge Gesez umgehen; warum gibt man heutzutage Geseze, welche die Humanität empören?

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 52.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 2. März 1830.

> Jede Nation hat in allgemeinen Begriffen ihre eigene Sehart, die meistens in den Formen des Ausdrucks, kurz, in der Tradition ihren Grund hat, und da bei den Griechen die Philosophie aus Gedichten und Allegorien entstanden war: so gaben diese auch ihren Abstraktionen ein eigenthümliches, ihnen nicht undeutliches Gepräge.
>
> Herder.

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

(Fortsetzung von Nro. 29.)

Die philosophischen Schulen vor Aristoteles.

Wir haben gesehen, daß sich in Griechenland, oder vielmehr in den griechischen Kolonien, vier große philosophische Sekten oder Schulen bildeten, deren Hauptsitz, in Gefolge der politischen Begebenheiten, Athen wurde. Es entstand unter ihnen ein nützlicher Wetteifer, und aus ihren, durch Sokrates in ein Ganzes gebrachten Forschungen entsprang endlich eine neue Schule, welche, vermöge der von ihr aufgestellten, wohlberechneten Methode für die Wissenschaften einen Weg bahnte, auf welchem man nun nicht wieder rückwärts gehen konnte. Aber ehe wir von dieser merkwürdigen Epoche sprechen, müssen wir auf die vier Urschulen zurückkommen, die wir oben nur berührt haben.

Die jonische Sekte, die älteste unter allen, greift mit ihren Dogmen am nächsten in das Fach der Naturwissenschaften ein. Diese Philosophie war anfänglich beinahe ganz materialistisch; dieses beweist, im Vorbeigehen gesagt, daß zur Zeit, als Thales nach Egypten ging, um dort an der Quelle des Wissens zu schöpfen, unter den egyptischen Priestern bereits großentheils die Ueberlieferung der metaphysischen Lehren erloschen war, welche sich vormals in ihren Kollegien fortgepflanzt hatte. Weil man damals von der Methode der unmittelbaren Beobachtung noch nichts wußte, suchten die Philosophen der jonischen Schule ein Prinzip auf, das heißt ein Grundwesen, das Allem ursprünglich innewohnte. Thales glaubte es im Wasser gefunden zu haben. Diesen Gedanken hatte er von den Egyptern entlehnt, denselben jedoch auf seine eigene Art ausgebildet. Ihm galt das Wasser für den Urstoff, aus welchem die Welt gebildet war; aber dieses Wasser konnte sich in verschiedenen Graden von Dichtigkeit befinden, und in jedem dieser Zustände bildete es ein untergeordnetes Prinzip, ein Element. Aus diesen Elementen, in sofern sie sich untereinander in verschiedenen Verhältnissen verbanden, entstanden alle Körper. Thales legte eine Seele in die Welt, in die Thiere, in die Pflanzen, aber unter dem Worte Seele verstand er nichts anders als einen innern Grund der Bewegung.

Anarimander betrachtete das Wasser nur als das zweite Prinzip, weil das erste nach seinem Systeme das Unendliche war. Es ist gegenwärtig nicht leicht zu bestimmen, was er eigentlich darunter verstand. Wollte er damit sagen, der grenzenlose Raum seye vor der Materie vorhanden gewesen? Das ist nicht wahrscheinlich, denn alle alten Philosophen betrachten die Materie als ewig. Dem seye wie ihm wolle, Anarimander machte das Wasser zum zweiten Prinzip und behauptete, die Menschen seyen anfänglich Fische gewesen, und seyen zu ihrem jetzigen Zustand erst durch eine Reihe von Verwandlungen gelangt. Diese sonderbare Idee kam mehrmals, und sogar in unsern Tagen, wieder zum Vorschein.

Anarimenes, wie man glaubt, ein Schüler des

Anarimander, machte die Luft zu seinem Prinzip; sie sollte in verschiedenen Dichtigkeitsgraden und vermöge mancherlei Verbindungen alle Wesen, und sogar die Götter hervorgebracht haben. Heraclit endlich, den man zur jonischen Schule rechnen kann, suchte sein Prinzip im Feuer, dachte es sich aber wohl vielmehr als die Quelle der Beseelung und der Bewegung, nicht als den Stoff der Körper selbst. Dieses System hätte demnach einige Aehnlichkeit mit der Annahme der Physiologen, die das Prinzip des thierischen Lebens in der durch das Athmen bewirkten Wärme suchen.

Die zweite Schule, die italienische, wurde von Pythagoras gestiftet. Dieser Philosoph ist geboren in Samos gegen das Jahr 584 vor Chr. Er war Zeitgenosse des Anarimander, Anarimenes und Heraclit; nach einigen soll er sogar Schüler des Thales gewesen seyn; doch dieß ist keineswegs bewiesen. Er hatte Egypten, Großgriechenland und vielleicht Indien bereist, und fand, als er in's Vaterland zurückkehrte, dasselbe unter dem Joche des Tyrannen Polykrates. Die von diesem eingeführten Neuerungen mißfielen ihm, und er zog deßhalb nach Italien, wo er sich in Crotona, einer 120 Jahre zuvor durch eine achäische Kolonie erbauten Stadt niederließ. Dort bildete er bald nachher geheime Gesellschaften, nach dem Muster der egyptischen. Er nahm seine Schüler erst nach langer Prüfungszeit auf; er forderte von ihnen Fasten, allerlei Entbehrungen, sonderbare Uebungen, deren Zweck wir nicht wohl angeben können. Die von ihm gestifteten Gesellschaften wurden aber bald zerstreut, weil man ihnen ehrsüchtige Plane Schuld gab; sie kamen erst lange nach seinem Tode wieder auf. Pythagoras hat keine Schrift hinterlassen, und man weiß nicht einmal, ob er je etwas geschrieben hat. In Egypten hatte er die ersten Grundbegriffe der Geometrie geholt, und er suchte, wie man sagt, das Prinzip der Dinge in den Zahlen. Was sich auf diesen Theil seiner Lehre bezieht, ist von den Philosophen, die nach den Verfolgungen seine Schule wieder in Blüthe brachten, so sehr entstellt worden, daß es schwer wird, auszumachen, wie er selbst die Sache verstand. Vielleicht wollte er sagen, es sey möglich, alle Kräfte, alle Größen in Zahlen auszudrücken, sie auf diese Art vergleichbar und berechenbar zu machen. Dann wäre sein Begriff derselbe, welcher heutzutage der gesammten mathematischen Naturlehre zur Grundlage dient. Er theilte alle Wesen in gleiche und ungleiche ein; leztere bestanden aus Monaden oder Einheiten; die andern aus Dyaden oder Dualitäten. Er führte die arithmetische Sprache sogar in der Moral ein, und sagte z. B., die Gerechtigkeit sey immer theilbar in zwei. Nothwendig muß man diesen Ausdruck allegorisch verstehen, und wohl auch annehmen, daß diesem Philosophen sehr oft Ideen beigemessen wurden, die er nicht gehabt hat, weil man das, was er figürlich meinte, buchstäblich verstand. Uebrigens ist hier, troz aller Sonderbarkeit, ein Fortschritt unverkennbar: die jonische Schule hatte in allem blos Materie gesehen; die italienische Schule suchte etwas darüber, und glaubte es in der Bedeutung der Zahlen gefunden zu haben. Nach Pythagoras war das Universum ein harmonisches Ganze, und aus diesem Grunde die Zahl der Planeten gleich der Zahl der Töne der Musikleiter. Mitten im Centrum dieser Harmonie stand die Sonne, als Seele der Welt und Prinzip der Bewegung. Den Seelen des Menschen und der Thiere, so wie den Seelen der Götter, welche selbst nur Thiere einer höhern Ordnung waren, wohnte etwas von dem Wesen jenes himmlischen Feuers inne.

Eine auf mathematische Wissenschaft gegründete Schule mußte sich nothwendig bald der blosen Spekulation entringen; darum sehen wir auch schon ums Jahr 520 vor Chr. einen unmittelbaren Schüler des Pythagoras, den Alcmeon von Crotona, sich mit anatomischen Untersuchungen von Thieren abgeben. Er soll behauptet haben, die Ziegen athmen durch die Ohren; die einen hielten ihn deßhalb für einen erbärmlichen Beobachter, wogegen andere darin den Beweis sahen, daß er die sogenannte Eustachische Röhre gekannt habe, wodurch in der That die Luft aus dem hintern Theile des Munds in das innere Ohr dringt. Bei allem, was man von den alten Philosophen erzählt, die keine Schrift hinterlassen haben, kann man überhaupt nicht vorsichtig genug seyn. Was durch bloße Ueberlieferung auf uns gekommen ist, ist im Allgemeinen so schwankend, daß man ihnen mit gleicher Wahrscheinlichkeit die schönsten Erfindungen und die ausschweifendsten Träumereien zuschreiben kann.

(Die Fortsezung folgt.)

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

(Fortsezung.)

Von dem Schauspieler gilt hinsichtlich eines lebhaften Temperaments und schöner Gestalt dasselbe; nur wird die erstere Eigenschaft nicht so selten zu finden seyn als bei einem jungen Mädchen, und was die Gestalt betrift, so finden bei dem komischen Schauspieler so manche Modifikationen statt, wie z. B. daß es Unregelmäßigkeiten des Gesichts gibt, die von sehr komischer Wirkung seyn können, daß zu große Magerkeit bald brauchbar, bald ergänzt werden kann, wogegen Ueberfülle durchaus unstatthaft ist. Ein fehlerloses, wohltönendes Sprachorgan aber soll von beiden, von dem Schüler, wie von der Schülerin, gefordert werden. Hier aber läßt sich durch Unterricht sehr viel thun, dem zum Beweise ich Madame Schröck, Flecks berühmte Gattin anführen muß. Fehlerloser, wohlklingender und schöner vermag man nicht zu artikuliren, und doch weiß ich es von dieser Künstlerin selbst, daß sie diese Eigenschaft

nicht von Natur besaß, daß sie, auf berlinische Weise, der Nasentöne nicht schonte, das R, statt mit der Zungenspitze, mit geschlossener Kehle bildete, und daß sie ihre vortreffliche Aussprache nur ihrem Gatten und Lehrer zu verdanken hatte. Dieses scharfe, mit der Zungenspitze gesprochene R ist übrigens in der Tragödie, wie im Gesang, durchaus unentbehrlich; hier wird das mit der zusammengeschnürten Kehle gesprochene R tonraubend und häßlich, oder verführt zu gänzlich undeutlicher Aussprache; dort, in der Tragödie, wird es prosaisch, ja lächerlich. In komischen Rollen kann es zuweilen von Wirkung seyn; aber dem Liebhaber und der sentimentalen Liebhaberin der Komödie ist es schon nicht mehr erlaubt. Um so wunderbarer ist es, wenn ich erfahre, daß es jungen Schauspielern gelehrt wird zu behaupten: im Lustspiele müsse man das R immer mit der Kehle sprechen. Dieß ist ein rein berlinisches Vorurtheil, wo man das scharfe R für geziert oder erhaben hält, weil man es hier im gewöhnlichen Leben nicht häufig hört, und nicht bedenkt, daß es in Deutschland ganze Provinzen gibt, wo das R stets scharf mit der Zungenspitze ausgesprochen wird. Dieß die Grundbedingungen zum Beruf für die Bühne, bei welchen ich nur deßhalb so lange verweilte, weil es scheint, als ob hierauf bei der Wahl der Eleven gar keine Rücksicht genommen werde. — In den Abstufungen jener durchaus unentbehrlichen Erfordernisse zum Schauspieler wird nun auch der Lehrer das Fach zu finden wissen, zu welchem der Schüler vorzugsweise die Naturanlagen besitzt; daher sich auch über die Erziehung im Allgemeinen — da jede Individualität eine besondere erheischt — nur einiges erinnern läßt. Daß nicht einzelne Seiten, sondern der ganze vollständige leibliche und geistige Mensch ausgebildet werden muß, versteht sich wohl von selbst. Ein Paar Morgenstunden bei dem Lehrer, ein Paar Abendstunden im Theater und die übrige Zeit zu Hause, oder nicht zu Hause in prosaischer Werkeltagsumgebung zugebracht, würden blutwenig fruchten. Das vollständige Leben des Schülers muß der Kunst geweiht seyn, deren Studium er, wenn er aus seinem Studierzimmer in die Welt tritt, auch da noch, und da erst recht, fortsetzen muß, alles bemerkend, alles auffassend, selbst die gemeine prosaische Wirklichkeit, über welche er doch mit klarem Bewußtseyn sich erheben soll. Hat der Schüler nun seine Elementarstudien vollendet, hat er, in kleinen Rollen, oder größere versuchend, gezeigt, daß er nicht nur Umrisse zu zeichnen, sondern auch mit Farben umzugehen verstehe, so spreche ihn der Meister frei, auf daß er selbstständig werde. Man befolge alsdann den alten Brauch weiser Künstler, den noch üblichen der Handwerker: man lasse den Gesellen wandern. Er verschaffe sich bei kleineren Bühnen die nöthige Uebung und die vielfältigste Routine, er betrete größere Bühnen anderer Provinzen, und lerne ein anderes Publikum und dessen Anforderungen kennen; denn der gewöhnliche Künstler geräth in Schlendrian, der bessere wird zu einseitiger Manier verleitet, und selbst um den Besten baut sich ein Gebirge von beengenden Vorurtheilen auf, wenn er nur sein Städtchen, und wäre es das ehemalige Weimar, oder nur seine Stadt, und wäre es Berlin oder Wien, kennt und mit spießbürgerlicher Vorliebe nichts anders kennen will. Die Welt also vollende das begonnene Geschäft des Lehrers, die Welt, die sich, trotz allen pädagogischen Anstalten, ihr allgewaltiges Erziehungsrecht nicht rauben läßt, und es, wie auch ängstliche Rigoristen zittern, gar nicht so übel ausübt. Daher wird es immer, selbst in Zeiten trefflicher Theaterschulen, für größere Bühnen ein Territorium außerhalb dieser Schulen geben, von dem aus sie sich mit neuen Talenten zu versorgen haben. Ich meine die kleineren, ja sogar die wandernden Theater, die gleichsam ein unbereiteter Boden sind, auf welchen die Natur selbst, und nicht selten, ein kräftiges Saatkorn streut, welches dann wie aus einem Felsspalt hervorkeimt, unbeachtet verblüht oder auch wohl vor der Zeit verkümmert. Wie manches wahrhafte Talent mag auf so unfruchtbarem Boden schon untergegangen seyn, während die dürftigsten Naturen in kostbaren Treibhäusern der Kunst, in goldenen Töpfen gepflegt und gewartet, an prunkreichen Spaliren emporgezogen, dennoch kränkliche, saft- und farblose Pflanzen blieben! Man befrage die Biographieen unserer berühmten Mimen der jüngstverflossenen fünfzig Jahre: wenn Einer sich von Jugend auf auf der großen Bühne seiner Vaterstadt bildete, so wird man dagegen Neun finden, die man zuerst bei kleinen, bei wandernden oder bei Gesellschaftstheatern sah. Berlin z. B. verdankt viele ehemalige, viele jetzige seiner Meister dem Gesellschaftstheater, welches sich Urania nennt. — Daher sollten jene größern Bühnen, welche über Mangel an aufblühenden Talenten klagen und wichtige Fächer wirklich nicht besezt haben, auf jene kleineren Theater ihr Augenmerk richten. Sie sollten durch Korrespondenz und eigends dazu beauftragte Reisende von jeder Anlage, von jeder schönen Erscheinung auf solchen Bühnen unterrichtet werden; nicht um nun gleich Meister zu erhalten, wohl aber naturbegabte Schüler, die dann leicht und in kurzer Zeit zu bilden wären. Sollte dann auch unter fünf Versuchen nur Einer gelingen, so würde dieser doch der Kunst und der Kasse genug gethan haben. Bei der Wahl der Eleven aber das reine Ungefähr, oder den unreinen Brodbewerb schalten zu lassen, führt zu artistischem und pekuniärem Ruin.

(Beschluß des fünften Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Scribe. Der Assisenhof. Das zweite Ehejahr.

Das Verfahren der Jury in obigen Fällen war ein wichtiger Fingerzeig, welcher weise Minister bewogen haben würde,

sogleich auf die Abschaffung oder Milderung des neuen Gesetzes anzutragen. Was kümmern aber manche Minister Billigkeit und die Forderungen des Zeitgeistes? wenn sie sich nur auf ihrem Posten halten und die Gunst des Hofes bewahren können, so ist in ihren Augen ihre Pflicht gethan. Uebrigens darf man nicht verhehlen, daß viele Bürger in Frankreich deßwegen eine Abneigung gegen die Jury haben, weil sie als Geschworne manchmal in den Fall kommen, ein Todesurtheil auszusprechen; eine Verrichtung, welche die Ruhe manches redlichen Mannes stört, besonders wenn er bedenkt, daß ein Irrthum seines Verstandes einem Unschuldigen das Leben rauben kann. Und eben, weil es sehr schwer ist, die Bürger insgesammt zur Erfüllung ihrer Pflicht anzuhalten, und starke Geldbußen über sie verhängt werden, um sie dazu zu zwingen, hätte Scribe sich nicht erlauben sollen, in seinem Vaudeville die Jury lächerlich zu machen; aus den erwähnten Gründen wurde ihm auch sein Leichtsinn so übel genommen; Niemand aber kam es in den Sinn, Scribe'n verwehren zu wollen, sich über einen Stand mehr, als über einen andern lustig zu machen. Auch hat er seinen Fehler schon durch ein besseres Vaudeville beinahe wieder gut gemacht, und dießmal ist ihm ungetheilter Beifall gezollt worden. Der gewandte Dichter, der so viel versucht, kann zuweilen fehlschießen; allein er ist allzu geistreich, als daß er nicht wissen sollte, wie man die Gunst des Pariser Publikums wieder erlangt, wenn man sie fast verscherzt hat. Sein neues Stück: „Das zweite Ehejahr," hat zum Zwecke, eine Sittenschilderung aus der grossen, etwas verderbten Welt in Hauptstädten dem Publikum vorzuführen. Die Hauptperson ist ein reicher Ehemann, ein Bankier, der im ersten Ehejahr ein zärtlicher Gatte war, aber im zweiten Jahre seines häuslichen Glückes überdrüssig wird, sich nach einer Operntänzerin umsieht, es gleichgültig ansieht, daß ein junger liebenswürdiger Mann seine eben so liebenswürdige Gattin auf den Ball führt; der mit der Operntänzerin ein heimliches Souper veranstalten will, aber durch die allzu zärtliche Theilnahme des jungen liebenswürdigen Mannes an dem Schicksal der verlassenen Ehegattin aufmerksam gemacht und eifersüchtig wird. Er beginnt nun, ernsthafte Betrachtungen über die Gefahren anzustellen, denen er seine Gattin und sein Haupt ausgesezt hat; das Souper mit der Tänzerin wird abbestellt, das Geschenk, womit er ihre Tugend zum Kapituliren zwingen wollte, wird der Gattin eingehändigt, und andernseits wird der junge Bewerber, welcher große Fortschritte in dem Herzen der verlassenen und der Verführung ausgesezten Gattin zu machen drohte, verabschiedet, und der Hausfriede bringt dem Ehepaar wieder seinen Segen. Die Bekehrung geht etwas schnell von statten, wie in andern Scribe'schen Stücken; allein an solche Unwahrscheinlichkeiten ist man bei ihm gewöhnt, und auf dem Theater wird es auch in dieser Hinsicht nicht so genau genommen. Scribe weiß diesen Fehler durch seine geistreiche Darstellung sehr geschickt zu verdecken. Dabei herrscht ein so heiterer Ton, ein so feiner Beobachtungsgeist und es kommt so manche Anspielung auf Sitten und Gewohnheiten aus der reichern Pariser Gesellschaft vor, daß das Stück hohes Interesse erregt. Es hat allgemein gefallen und wird nun täglich gegeben, gerade wie vor mehreren Jahren seine „Heirath aus Vernunftgründen." Unbedeutend sind dagegen die Vaudevilles, die seine Nebenbuhler auf den kleinern Theatern in der lezten Zeit gegeben haben.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Anfangs Februar.

Raupachs Kaiser Heinrich der Sechste.

Raupach, dessen schöpferische Kraft jezt fast an's Wunderbare streift — denn was wollen Polygraphen wie Kotzebue und Scribe gegen ihn bedeuten — hat ein neues großes Trauerspiel auf die Bühne gebracht, welches die ernstere Aufmerksamkeit auch derer erregt, die sich bisher nicht zu den Freunden seiner Poesie rechneten, oder sie, besser gesagt, nicht anerkannten. Der Stoff ist Kaiser Heinrich des Sechsten Landung in Sicilien, sein grausamer Kampf mit der Wittwe des Usurpators und sein Untergang, den der Verfasser, einer Sage folgend, durch seine eigene Gattin, die Normannin Constanze, deren Hand ihm den Thron gebracht, herbeiführt. Ein anderer Berichterstatter hat Ihnen im vorigen Jahre ausführliche Mittheilungen über die wunderliche Oper des Dichters: „Agnes von Hohenstaufen," gemacht; es freut mich, Ihnen Besseres über die erste Tragödie melden zu können, welche Raupach aus der Geschichte des Hohenstaufenschen Hauses entnommen hat. Zu Inhaltschwer ist der historische Stoff, als daß man Fürsten und Frauen dieses gewaltigen Kaisergeschlechts in Arien und Recitativen sprechen lassen könnte; es sind durchaus keine Opernhelden, und die Tragödie, auf ihrer höchsten Stufe gedacht, ist allein würdig, sie ganz aufzufassen. Man versichert, dieser Heinrich der Sechste solle nicht eine Tragödie in gewöhnlicher Art, isolirt dastehend, bleiben, sondern Raupach habe die ernste Absicht, an diese erste gelungene sämmtliche eminente Helden des Hohenstaufenschen Hauses, vielleicht in einer Heptalogie von Tragödien, anzuschließen und so dem vielfältig geäußerten Wunsche nachzukommen: daß der Deutsche doch auch einmal die größte, glänzendste Periode seiner langen Kaiserreihe in der Poesie gefeiert und auf dem Theater wieder lebendig erblicken möge. Daß diesem Wunsche etwas Reelles zum Grunde liegt, davon zeugen schon die mannigfaltigen Versuche so vieler begabten Dichter. Die Zeit, wo das beklagenswerthe Loos des jungen Konradin sentimentale und nicht sentimentale Gemüther aufforderte, seinen rührenden Tod durch eine Erstlingstragödie zu feiern, ist nun wohl vorüber. Man denkt jezt weniger an den unglücklichen, schuldlosen, enthaupteten jungen Menschen, als an die ungeheure Tragödie, an das Factum, an die Weltnemesis, welche sich in dem Geschick des großen Regentenstammes, der so viel Talente in Zeit eines Jahrhunderts entfaltete, darthut. Man betrachtet allgemein von diesem höheren historischen Standpunkte aus die Aufgabe; man ist inne geworden, daß sie nur von hier aus Bedeutung, Kraft gewinnt, daß, indem man das Individuum vorführt, das Ganze im Auge behalten werden muß. So hat Immermann die Sache angesehen; wie wir hören, denkt auch Hr. v. Uechtritz mit Ernst und Eifer an eine solche Auffassung, und auch Hr. Grabbe hat diesen Standpunkt in seinem wunderlichen Barbarossa nicht ganz außer Augen gelassen. Also eine Regung, ein Verlangen darnach ist vorhanden. Aber noch opponirt eine sehr starke Stimme im Publikum dagegen. Diese, gestüzt darauf, was das Theater jezt ist, behauptet, was sollen uns historische Stücke aus einer Zeit, die wir nur aus Büchern kennen? Als Shakespeare seine Heinriche schrieb, lebte ihr Andenken noch frisch im englischen Volke, die Nachkommen seiner Könige saßen gewissermaßen noch auf dem Throne. Das Verständniß dieser Stücke, die Begeisterung für die Helden gab sich von selbst; der Dichter konnte daher, wie er gethan, mit Ort und Zeit spielen, er konnte überspringen, andeuten, dieß herausheben, jenes ganz übergehen. So entstanden Dramen, die ein fremder, nicht unterrichteter Zuschauer nicht begreift, die ihm kein organisches Ganze, nur zusammengereihte Scenen dünken, die aber für den Engländer, der das Fehlende, als bald selbst erlebt, supplirt, vollständig sind.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 53.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. März 1830.

Wie schimmert das Grün der arkadischen Flur!
Wie glänzen die Thäler von Gold und Azur!
Wie blinkt im welligen Kleide
Die silberne Weide!
Dem Tempe des Friedens, von Heerden bewallt,
Entwinden die steinigen Pfade sich bald;
Der Schlund am Felsen wird enger,
Die Düsterniß bänger.

Matthisson.

Abschied von der Schweiz und Eintritt in Italien.

Im August 1829.

Eine Lustfahrt auf dem Genfersee, der Eindruck der Alpen in Chamouny und das Rhonethal bei St. Maurice und Martigny, diese in ihrer Art unvergleichlichen Herrlichkeiten ergreifen den, der sie zum ersten Mal sieht, so ganz, daß er auf Augenblicke Alles, was er sonst auf einer Reise erlebte, so wie Alles, was ihn noch erwartet, vergessen kann. Man möchte sagen, daß das Auge hier sein Maaß verändert, indem es sich an den Anblick dieser drohenden Höhen und schwindelnden Tiefen gewöhnt, und daß die Phantasie, anstatt die Natur zu übersliegen und ihr voranzueilen, sich oft schüchtern zurückzieht und Bedenken trägt, die rauhe Hand anzunehmen, die jene furchtbaren Riesen ihr entgegenhalten. Es gibt nichts in der Natur, was drohender und fremder erschiene, als jene Eisberge, die den Menschen fern von sich halten, nichts tragen, was ihn erhalten oder erfreuen kann, aus unbeweglicher, einsamer Höhe selbst Blitze und Wolken zu ihren Füßen sehen und keine Gemeinschaft haben, als mit dem ewigen Sturm, der ihre Häupter umsaust. In der Mitte dieser gewaltigen Eindrücke ergriff uns zuweilen ein stiller Wunsch nach mildern Lagen, nach sanftern Höhen und rubigerm Himmel, und wir träumten uns aus dem Kriege der Götter und Titanen in das Thal Tempe hin, oder an die sanften Hügel der Tiber, wo Saturn das goldene Weltalter regierte.

Von der Größe jener ungeheuren Alpennatur bald erhoben, bald überwältigt, gingen wir dem sanften, sonnigen Hesperien zu, wurden aber von dem Lande der Berge an seinen Grenzen noch mit Scenen entlassen, die dem, der das bräutliche Italien sucht, zeigen, was er an der freien, frischen Schweiz verliert.

In Brügg erfreuten wir uns aus den Fenstern unsres Gasthofes an einem mondhellen Abend der Aussicht auf die hohen Gebirge, die ihre Schatten fast bis in die Stadt hineinwerfen. Der hohe Sommer machte, daß die Farben des Abends bis tief in die Dunkelheit hineinglänzten, und als wir uns sehr früh erhoben, sahen wir den Morgen die Eisberge beleuchten; so daß es schien, als sey diese Nacht ein himmlischer Rubin, gefaßt in einen Ring von Abend- und Morgengold. Kurz ehe die Sonne erschien, zogen Wolken um die Gipfel der Berge, wie Raubvögel um alte Thürme herum, die Luft ward einen Augenblick trüber, als wolle die Sonne den Eindruck ihrer blendenden Schönheit noch erhöhen. Endlich ward Alles wie vor Erwartung und Ueberraschung still, und die Rose des Himmels, triefend von Thau, trat in jenem hohen Garten so herrlich auf, daß die starre Gebirgswelt um uns her aus allen Augen und Adern zu blitzen begann. Die quellenden Wiesen um Brügg, am Fuße der Eisberge liegend, die hohen rauschenden Wälder, entzückten uns um so mehr, da sie alle von diesem herrlichen Morgen erleuchtet wurden. Der Weg begann sich bald bedeutend zu erheben. Nach einigen Stunden sahen wir das freundliche Brügg im tiefen Thale

hinter uns liegen, und wir befanden uns auf einer der größten Straßen in der Welt und auf einem Denkmale, das lauter als irgend ein anderes von der Größe Napoleons spricht. Wenn man die Bedeutung dieser Straße kennt, von den unendlichen Schwierigkeiten hört, die sich ihrer Ausführung entgegensezten, so wird man den großen Absichten ihres Erbauers Gerechtigkeit widerfahren lassen; sieht man aber dieses Werk mit eigenen Augen, geht man selbst an den Abgründen hin, über welche der Weg sich wölbt, sieht man an den Seiten die brausenden, stürmenden Waldbäche und athmet die Luft der drohenden Gletscher, so verweben sich hallende Ströme, eisige Felsen und wilde Gründe so unzertrennlich mit dem Gedanken an jenen Mann, der seinen Planen hier die Natur, wie anderwärts die Menschen unterwarf, daß die Erinnerung an ihn mit der kolossalen Größe dieser Umgebungen harmonirt. Nachdem wir den Desbach und die Saltine, immer in Nebel gehend, überschritten hatten, hörten wir beim Eingange in eine der Galerien einen dumpfen Donner, der in der Luft weit nachhallte, und man sagte uns, daß sich von einem der nahen Gletscher eine Lawine löse. Immer über Abgründe hingehend, sieht man die Felsbäche, als suchten sie irgend einen Ausweg für ihre brausende Lust, sich wie wüthend in die Tiefen hinabstürzen; vom Kaltwasser rauschen vier Kaskaden nieder und alle Berge und Felsen erscheinen wie von einem überquellenden Leben erfüllt.

Was die Reisenden an der Struktur dieser Straße gemeiniglich am meisten überrascht, sind die sogenannten Galerien auf derselben, deren es sechs gibt; wir aber müssen gestehen, daß vor dem Totaleindrucke dieses Wolkenweges alle einzelnen Merkwürdigkeiten desselben zurücktreten. Sonst sind diese Galerien allerdings sehr merkwürdig. Sie sind an besonders schwierigen Stellen angelegt, durch den Felsen gehauen, da wo die Straße über denselben oder demselben vorbei nicht möglich war, und waren zu der Zeit, wo wir sie durchgingen, an mehreren Orten mit Wasser bedeckt. Die fünfte ist 202 Schritte lang, auch für den, der von dem Verdienste dieser Arbeit keine detaillirte Vorstellung hat, ein riesenhaftes Werk.

Die Freude, noch diesen Tag die Grenzen von Italien zu erreichen, die Begierde, alle Eindrücke des Weges zu genießen, ließ uns in dem Wagen keine Ruhe, und wir gingen zu Fuß auf den Bogen dieser herrlichen Straße, die sich um den Berg, wie eine gewundene Treppe um einen Thurm legt. Der Gipfel des Berges ist durch eine Art Meilenstein angezeigt; unter sich sieht man zur rechten Hand das alte Hospiz, zur linken den Bau des neuen, der ein großes, stattliches Gebäude verspricht. Nachdem wir über die Brücke von Senkelbach gegangen waren, kamen wir nach einer und einer halben Stunde, vom Gipfel an gerechnet, bei dem Wirthshause des Dorfes Simplon an. Gerade gegenüber liegt die kleine Kirche, die für die Bewohner dieses Dorfes dient, denn außer dem Wirthshause gibt es noch eine Anzahl Häuser, deren Bewohner sich durch Viehzucht nähren. Selbst einige kleine Kapellen zeigen, daß die Einwohner, die arm und wenig zahlreich sind, viele Anhänglichkeit an ihren Glauben besitzen, eine Gesinnung, die auf dieser wilden, einsamen Höhe um so mehr erfreut. In dem Wirthshause waren außer uns noch italienische, englische, französische, deutsche Reisende, und unter diesen wiederum Leute von sehr verschiedenem Ansehen. Am Spiegel hing eine Karte, auf der ein Schneider in Neapel seine Dienste den Reisenden schon auf dem Simplon anbietet, eine Voraussicht, die in ihrer Art einzig ist.

Nach Tische sezten wir unsern Weg wiederum zu Fuß fort, in der Gesellschaft eines ehemaligen französischen Offiziers, dessen Bekanntschaft wir in Sion gemacht hatten. Ungeheure Risse in den umliegenden Bergen zeigten, daß die Wasser zu andern Zeiten des Jahrs noch mehr Gewalt als jezt ausüben. Wir gingen über die Brücken des Lowlbach und Kronbach und erreichten die Veriola, die aus der Vereinigung des Kronbach und der Quirna entsteht. Von Lust und Unruhe getrieben, eilten wir in so schnellem Schritt, daß unser Gefährte es für angemessen hielt, sich in den Wagen zurückzuziehen. Da der Nebel einen Augenblick lang zu dicht wurde, so traten wir in ein verlassenes Haus ein, in welchem sich nichts als die Spuren ehemaliger Geräthschaften und einige Heiligenbilder befanden. Bald darauf gingen wir an dem Wasserfalle des Alpirnbach vorbei. Die Nebel zogen bald im Thale hin, bald erhoben sie sich und lagerten auf Tannenwipfeln und überhangenden Felsen. Gelangte man auf eine Erhöhung der Straße, so sah man, wie sich diese in freien herrlichen Bogen um Berg und Fels legte, ein Anblick von Maaß und Schönheit, der im Vergleich zu der finstern, wilden Umgebung, nicht wenig zu dem Reize dieser schönen Gegend beitrug. Wir begegneten, indem wir allein wandelnd uns dem Eindrucke dieser wunderbaren Natur überließen, einem alten Manne, der uns erzählte, daß sich in dieser Gegend deutsche, französische und italienische Sprache fast berührten. In einem dunkeln, von zerrissenen Felsen eingeschlossenen Thale erreichten wir das erste italienische Dorf, St. Marko. Ein Kapuziner, der erste Mönch, den wir seit vielen Jahren gesehen hatten, zog mit einem beladenen Esel hin und an der Douane zeigten sich sogleich einige Bettler. In dem Thale, durch das jezt der Weg ging, hingen ungeheure Felsenstücke so drohend an den Abhängen der Berge herunter, daß es das Ansehen hatte, als wollten sie die Straße jeden Augenblick verschütten. Die Gebirgsbäche stürzten in so beflügeltem Laufe nieder, als wollten sie einem Verfolger entfliehen, oder einen Flüchtling ereilen, und die Tannen standen auf den Höhen so finster und kalt, als bildeten sich in ihnen Gewitter und Stürme. Die Gegend von Krevola bis Gsteig hat sicher wenige ihres gleichen, und soll zu manchen Zeiten

des Jahres die Reise gefährlich machen. Endlich erreichten wir, während die Sonne noch ziemlich hoch stand, den Eingang des schönen Thales, in welchem Domo d'Ossola liegt. Wir waren unendlich froh, auf der südlichen Seite der Alpen herabgestiegen zu seyn und grüßten mit Entzücken den ersten italienischen Abend. Die Berge um die Stadt schimmerten vom lieblichsten Grün, die Toccia führte voll und klar ihre schönen Wogen hin, die Trauben hingen in Guirlanden von Baumreihe zu Baumreihe, und die Natur hatte hier plötzlich ein so mildes, schönes Ansehen gewonnen, daß dieser Wechsel den Genuß des herrlichen Tages unglaublich erhöhte. In der überaus hübsch gebauten freundlichen Stadt war alles bis tief in den Abend hinein lebendig.

Ueber diesen Tag, von Wolken, Bergen und Wasserfällen durchzogen, legte sich eine so warme und goldne Nacht, daß uns schon hier eine Ahnung von der Fülle und Herrlichkeit dessen vorzuschweben begann, was uns Italien später bieten würde.

Eduard Arnd.

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

(Fortsetzung.)

Alcmäon hat Beobachtungen über die Bildung des Embryo angestellt. Er sagt, der Kopf bilde sich zuerst, und wirklich ist in der ersten Periode dieser Theil verhältnißmäßig sehr groß; er glaubte, der Fötus nähre sich durch die Haut; er verglich den Eintritt der Mannbarkeit des Menschen mit der Blüthe der Pflanzen. Timäus von Locri war auch unmittelbarer Schüler des Pythagoras. Er hat ein Buch von der Natur geschrieben. Er ist aber mehr durch den Dialog, worin Plato ihn redend einführt, als durch sein eigenes Werk bekannt. Ocellus Lucanus ist auch ein pythagorischer Philosoph, aber wahrscheinlich nicht so alt als die beiden ersten. Er ist Verfasser eines Buchs von der Natur des Universums. Er behauptet die Einheit der Welt und ihre Ewigkeit; er spricht schon von vier Elementen, von ihren Abänderungen, von ihren Verbindungen. Zwischen den Menschen und den Göttern, die ihm nur Thiere einer höheren Klasse sind, stellt er als Zwischenwesen die Dämonen; aber aus dem Ganzen des Universums macht er eine höchste Gottheit. Dieser Pantheismus, welcher übersinnliche Wesen von verschiedenen Abstufungen annimmt, gehört auch in das System des Empedocles. Dieser Philosoph, geboren in Agrigent im Jahr 444 vor Chr., war Zeitgenosse des Sokrates. Er schrieb ein Gedicht in sechs Büchern, über die Natur. Er spricht darin von vier Elementen; er sieht keines derselben besonders als das Urprinzip an, wie die verschiedenen jonischen Philosophen gethan hatten. Die unordentliche Mischung aller, ihr Chaos, gilt ihm für die ursprüngliche Substanz. Empedocles beschränkte sich nicht auf Spekulation, er war auch Beobachter, wie Alcmäon. Er verglich das Ei der Thiere mit dem Saamen der Pflanzen, und man könnte aus einem von ihm aufbehaltenen Verse schließen, er habe die Schnecke des Ohrs gekannt. Er benuzte sein Wissen zum gemeinen Besten, machte das Land durch Ableitung der Gewässer gesünder, reinigte die Luft durch Feuer und soll einer bösartigen Krankheit durch Schliessung eines Loches an einem Felsen, aus welchem schädliche Dünste hervorgingen, ein Ende gemacht haben. Ein anderer Pythagoräer, welchen die Alten sehr geschäzt zu haben scheinen, war Epicharm. Er hat über Physik, Moral und Heilkunde geschrieben. Man weiß nicht genau, wo und wann er geboren ist.

Dieß sind ungefähr die Philosophen der italienischen Schule, welche sich mit der Wissenschaft beschäftigt haben. Durch die Verfassung ihrer Vereine und das Geheimniß, in das sie sich hüllte, flößte sie den Völkern beinahe immer Besorgnisse ein. Deßhalb konnte sich auch ihre Lehre nicht sehr verbreiten. Sie war gerade am Erlöschen, als Plato, der einen Theil derselben in sein System aufnahm, sie wenigstens theilweise wieder ins Leben rief.

Neben der pythagorischen Schule hatte sich eine andere gebildet, die sogenannte eleatische, gestiftet durch Xenophanes, welcher gegen das Jahr 500 vor Ch. aus Colophon, seinem Vaterlande, auswanderte und sich in Sicilien niederließ. Dieser Philosoph bestritt zuerst den Anthropomorphismus der Griechen. Die Gottheit war ihm die Einheit, das All; aber sein Pantheismus war nicht materialistisch, wie der der Jonier, sondern rein geistig. Parmenides, sein Schüler, ging noch weiter und behauptete, die ganze Sinnenwelt sey eine Täuschung. Ganz dasselbe System findet man heutzutage bei den Indiern.

Parmenides erkannte übrigens an, daß diese Täuschung nach gewissen Gesetzen erfolge, so daß man am Ende über den Schein so gut, als über die Wirklichkeit Betrachtungen anstellen konnte. Er nahm zwei Prinzipien an: das eine thätig oder warm, nämlich das Feuer, das andere kalt oder unthätig, nämlich die Erde. Er meinte, aus der Zusammenwirkung, oder vielmehr Gegenwirkung dieser beiden Prinzipien ergeben sich alle lebende Wesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Die beiden Siamesen. Martins Menagerie. Scribe's Einkommen.

Eine Posse: „Yoveu oder die beiden Siamesen,“ steht mit dem Aufsehen in Verbindung, das die beiden, von der Natur miteinander leiblich verbundenen Jünglinge aus Siam in ganz Europa erregt haben. Zwar sind sie noch nicht nach Paris gekommen, allein die Pariser haben einstweilen die

beiden zusammengewachsenen Kinder aus Piemont zu sehen bekommen, und da die beiden Siamesen nicht ermangeln werden, sich auch den Parisern zu zeigen, so sind die Vaudevilledichter ihrer Ankunft vorgeeilt, um nicht zu spät zu kommen; denn in Paris kommt viel darauf an, daß man zur rechten Zeit kommt. Die schönsten Sachen werden zuweilen nicht beachtet, wenn sie zur unrechten Zeit erscheinen, besonders dann, wenn das Publikum aus Uebersättigung aufgehört hat, sich mit einem Gegenstande zu beschäftigen. Zwei Liebhaber sind mit dem Rücken aneinander gewachsen, schleppen sich so in der Welt fort und schleichen sich in die Gunst eines Mannes ein, der eine hübsche Tochter hat und die Ungeheuer von Herzen gern sieht, etwa wie Hr. Geoffroy St. Hilaire, der unter den Pariser Naturforschern sich ganz allein mit den Monstrositäten abgibt und dem nichts Freudigeres begegnen kann, als wenn er ein neues Ungeheuer entdeckt und der Akademie der Wissenschaften vorzeigt. Man sollte glauben, der Mann habe das Privilegium, alle Mißgeburten der Welt zu entdecken, so emsig geht er darnach aus. In der Posse des Variétéstheaters kommt nun auch solch ein Monstrositäten-Liebhaber vor. Es findet sich aber zulezt, daß die rücklings vereinigten Zwillinge zwei muthwillige Burschen sind, deren einer zur List seine Zuflucht genommen hat, um seiner Geliebten näher zu kommen. So treibt man hier Spaß mit Allem, sogar mit dem Unglücke einer Mißgeburt, sobald eine solche Begebenheit Stoff zum Tagesgespräche geworden ist. Gewiß wird auch Martins Menagerie zu einer ähnlichen Posse Anlaß geben. Dieser Martin, ein Italiener von Geburt, ist ein verwegener Kerl; er geht mit seinen Bestien wie ein Junge mit seinen Schulkameraden um; seinen Löwen zerrte er hin und her, riß ihm seine Nahrung vor dem Rachen weg und schlug ihn mit einem Brette, das der Löwe dann mit seinen furchtbaren Tatzen zerbrach. Mit der Hyäne trieb er ein ähnliches Spiel; nur ließ er sich immer zuvor einen Dolch reichen, wenn das Spiel mit diesem Thiere begann. Ob nun wirklich eine Vorsichtsmaßregel gegen ein Thier, dem eigentlich nimmer zu trauen ist, nöthig, oder ob es ein bloßes Gaukelspiel war, um den Zuschauern die Gefahr, worin Martin schwebte, zu versinnlichen, weiß ich nicht. So viel ist gewiß, daß dieser Mann jeden Augenblick von seinen Bestien zerrissen und verschlungen werden konnte, ohngeachtet seines Dolches. Solche gefahrvolle Situationen haben aber etwas sehr Anziehendes für ein müßiges Publikum in einer großen Hauptstadt, und man ging daher zu dem „Souper" der wilden Bestien in Martins Menagerie wie zu einem Schauspiel. Nun ist aber bei der grimmigen Kälte der Löwe krepirt. Zum Glücke bleibt Martin noch eine Löwin übrig, die nun die Stelle des Männchens bei dem öffentlichen Souper vertreten und sich von ihrem Herrn jeden Abend hin und her zerren lassen muß, ehe sie ihre Portion Fleisch verschlingen darf. Ein solches Abendessen wilder Bestien mitten in Paris hat etwas Sonderbares und dient zur Abwechslung bei dem vielen Einerlei der Theater, wenigstens für solche, die immer etwas Neues haben müssen, um vergnügt zu seyn. Für die Andern, welche nach Abwechslung edlerer Art streben, sorgen die Theater hinlänglich, wie dieß die im vorigen Jahre gespielten 170 neuen Stücke (nach andern Angaben nur 156) hinlänglich darthun; zum Beweis des emsigen Besuches der Schauspielhäuser dient Scribe, welcher für die Darstellungen seiner Stücke in ganz Frankreich während der zwölf Monate des Jahres 1829 eine Summe von 120,000 Franken bezogen hat, also ein Einkommen, welches dem Gehalte eines Ministers gleich kommt; freilich macht mancher Minister der Nation nicht halb so viel Vergnügen, als Scribe; im gegenwärtigen Jahre wird das Einkommen oder der Gewinnst des unermüdlichen und unerschöpflichen Dichters vielleicht noch beträchtlicher ausfallen; denn es sind Stücke von ihm im Werke, die nicht auf den kleinen Theatern, sondern auf den großen sollen aufgeführt und die wahrscheinlich großen Zulauf erregen werden, zumal da sie mit dem Zauber einer reizenden Musik ausgestattet sind, und zwar das eine Stück, Fra diavolo, von Auber, und das andere, Robert le diable, von Meyerbeer. Scribe hat freilich die beiden Stücke nicht allein gedichtet; Germain Delavigne hat einen beträchtlichen Antheil an der Oper Robert le diable; allein was thuts? Scribe's Antheil am Gewinnste ist doch immer sehr bedeutend; G. Delavigne's seiner ist auch nicht ganz zu verachten; dieser Dichter, der bei den Scribeschen Stücken sehr oft übersehen wird, obschon er sich rühmen kann, einen guten Theil davon verfertigt zu haben, bezieht von seinen Theaterstücken ungefähr 12,000 Franken im Jahre. Man sieht, die dramatischen Dichter in Frankreich, wenn sie beim Publikum beliebt sind, haben sich über dasselbe nicht zu beklagen; denn es lohnt sie nach Verdienst, vielleicht sogar ein wenig über Verdienst.

D g.

Berlin, Anfangs Februar.

(Fortsezung.)

Raupachs Kaiser Heinrich der Sechste.

Auf obige Art verhält es sich nicht mit unserm Publikum und den Hohenstaufen. Drei Viertheile von jenem wissen kaum, was Hohenstaufen sind; wissen doch viele loyale Preußen kaum, was Hohenzollern ist! Die Zeit von damals und jezt ist völlig abgeschnitten; nicht einmal das große Interesse des Kampfes zwischen Kaiser und Kirche schlägt in unsere Interessen ein. Der Brandenburger thut schon viel, wenn seine Begeisterung hinaufsteigt bis zum großen Kurfürsten, der Würtemberger bis zum Herzog Ulrich, der Oestreicher höchstens bis Rudolph von Habsburg. Mehr darf man nicht verlangen. Der Dichter, der uns einen schwäbischen Kaiser auf die Bühne bringt, muß uns nicht für ihn interessiren wollen, als für einen weltgeschichtlichen Helden, sondern als für einen Helden mit besondern Leiden und Kämpfen, als eine tragische Person, deren individuelles Auftreten, deren individuelle Schicksale unser und das allgemein menschliche Interesse in Anspruch nehmen. Will er dieß thun, dann fragt es sich aber zweitens, ob er nicht besser thäte, statt sich die Mühe zu geben, einen König aus veralteter Geschichte für unsere Begriffe zuzustutzen, einen aus neuerer Zeit sich auszusuchen, der schon zugestuzt ist, oder besser, sich gleich einen zu erfinden.

Die Hauptfrage, die hier zur Sprache kommt, ist die vielfach gestellte, was höher steht, die historische Tragödie oder die mit allgemein menschlichen Interessen? wenn wir den Gegensaz zu jener so nennen dürfen. Sie ist, dünkt uns, für alle die längst entschieden, welche das Ideal nicht von der Wirklichkeit trennen lassen, entschieden durch die großen Dramatiker aller Zeiten, und wenn unser Publikum lebhafter angezogen wird durch Tragödien aus dem Reich der Erfindung, so ist die Ursache wohl nur darin zu suchen, daß es Deutschland an Dramatikern gebrach, welche mit Begeisterung und Geschick das, was das Publikum fordert, etwas Ganzes, etwas, das dem Gefühl volle Nahrung gibt, ihm auch in der historischen Tragödie, in vaterländischen Stoffen, vorführten. Daß Raupach, nachdem er so lange umhergeschweift, bald hier, bald dort einen Begriff aufgreifend und ihn verkörpernd, zulezt der historischen Tragödie und auf diese Weise gehuldigt hat, ist wohl ein beachtenswerther Moment, der die Volksstimmen lehren sollte, daß die endliche Befriedigung auch in der Poesie nur im positiv Gegebenen zu suchen ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 54.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 4. März 1830.

Du hast was auf der Zung': heraus damit!

Shakespeare.
Macbeth.

Ein Abentheuer bei Granville.

Der Entschluß, mich ein Jahr oder länger in Frankreich aufzuhalten, stand fest, als ich in Granville anlangte. Ich stieg in einem Gasthofe ab, und wollte mir von da einen, meinen beschränkten Mitteln, meinem Geschmack und meiner Lebensweise entsprechenden, dauernden Aufenthaltsort ausersehen. Noch war ich keine drei Tage in der Stadt, als man ein Haus ausbot, das ganz für mich zu passen schien. Es war klein, wohlfeil, keine Stunde von Granville entfernt, und hatte keinen Fehler, als daß es zu einsam stand. Um so willkommener war es mir; der Eigenthümer, vorgeblich ein Schneider, stand im Verdacht, ein noch gewinnreicheres Gewerbe mit den Schmugglern von Guernsey und Jersey zu treiben. Auch kündigte sein Aeußeres mehr den Schmuggler als den Mann von der Scheere an. Er war ein schlanker, hagerer Bursche, mit blassem, zu drei Viertheilen von einem Barte überwachsenen Gesicht, dem eine breite, quer über die Wange laufende Schmarre noch ein wilderes Aussehen gab.

So wenig sein Aeußeres versprach, so hatte ich mich doch nicht über ihn zu beklagen, als wir auf unser Geschäft zu sprechen kamen. Seine Forderung schien mir äußerst billig, und wir waren vorläufig bald im Reinen. Wenn mir das Haus gefiel, so brauchte ich es blos auf Lebenslang zu kaufen. Der Preis war niedrig, ein Hauptpunkt für mich, und ich hatte nicht die Absicht, mir im fremden Lande Grundeigenthum zu erwerben, wenn es auch meine Mittel erlaubt hätten. — Das kleine, altväterische Haus bestand blos aus ein Paar Zimmern zu ebener Erde und einem Stockwerk darüber, hatte jedoch Raum genug für eine kleine Familie. Auf die Empfehlung des Schneiders hatte ich ein Mädchen aus Granville in Dienst genommen, die mir alles in allem, Koch, Bedienter und Gärtner, war. Hätte ich eines Kutschers bedurft, sie hätte sich eben so willig und kunstfertig auf den Bock gesezt. Madelon, etwa zwanzig Jahre alt, fiel mir Anfangs nicht weniger durch ihren Anzug als durch ihr Benehmen auf. Ihr Kopfputz war der Granville und der Umgegend eigenthümliche. Er bestand aus zwei oder mehr Ellen groben, weißen Kattuns, der zu beiden Seiten in viereckigen Lappen über die Ohren herabhing und über den Scheitel zurückgeschlagen war. Ein rothes Halstuch hing über den Rücken hinab, ihre weiße Schürze war mit Taschen versehen, worin sie gewöhnlich mit den Händen wühlte, wenn sie feierte oder mit größerem Nachdruck sprechen wollte. Ihr Idiom zu schildern ist unmöglich; wie zierlich es aber war, ist daraus ersichtlich, daß in ihm ihr französisches Patois mit dem der Schiffer von Guernsey und Jersey verschmolz. Sie war ein Schalk, so viel merkte ich bald; ihr Auge war ausnehmend schön und ihr Gesicht würde es nicht minder gewesen seyn, hätte es weniger vom Wetter gelitten. Der Schneider gab ihr das beste Zeugniß und sie selbst bekräftigte es auf eine Art, die bei jeder andern als unverschämt erschienen wäre, bei ihr aber seltsamerweise zur launigen Naivetät wurde. Madelon trat mehr auf ihre eigene als ihres

Gönners Fürsprache bei mir in Dienst, und ich, der zu Hause kaum einen Diener halten konnte, hatte jezt Hausmagd, Diener, Koch und Gärtner in Einer Person.

Das Mädchen war unschätzbar für mich. Es läßt sich kein anhänglicheres, kein emsigeres Geschöpf denken. Ich bedurfte bei ihr keiner Uhr; erschien mein Frühstück, so war ich sicher, daß es Punkt acht Uhr war; stand mein Mittagessen auf dem Tisch, so wußte ich auf die Minute hin, daß es vier Uhr, und wenn sie mir Nachts den Kaffee brachte, daß es drei Viertel auf zehn Uhr geschlagen hatte. Ihre Aufmerksamkeit beschränkte sich aber nicht auf Dinge der Art, deren Beobachtung, weil sie täglich und stündlich wiederkehrten, minder schwierig war: sie schien mir die Wünsche, ohne daß ich der Worte bedurfte, aus dem Gesichte zu lesen, so daß die kleine Handglocke beinahe ungebraucht auf dem Tische lag.

Es war ein schöner Junitag; ich fühlte mich ungewöhnlich froh gestimmt, mir war in meinem düstern Arbeitszimmer, wie dem Schulknaben, wenn die Sonne durch das Fenster scheint und das junge Blut in seinen Adern kocht. Ich warf mein Buch — es war Goethes Faust — bei Seite und lustwandelte durch die Felder, die mein kleines Besitzthum umgaben. Da begegnete ich einem armen französischen Matrosen, der nicht geradezu bettelte, mich aber lange auf eine Art in Augenschein nahm, die mich auf die Vermuthung brachte, daß er ein Almosen nicht ausschlagen werde. Ich bot ihm ein kleines Silberstück; der Mann starrte mich mit sichtbarem Erstaunen an, da Almosennehmen keineswegs sein Gewerbe war; er steckte jedoch meine Gabe zu sich und dankte mir mit einer Wärme, die ich bei einem Landsmanne unter ähnlichen Umständen vergeblich gesucht hätte. Sein Benehmen veranlaßte mich, mich mit ihm zu unterhalten, und als er im Verlauf des Gesprächs erfuhr, daß ich der Eigenthümer des Hauses in der Nähe sey, äußerte er sein Bedauern oder seine Ueberraschung, das konnte ich nicht unterscheiden, durch ein Achselzucken und ein langgedehntes Ah, wie es nur ein Franzmann ausstoßen kann. Ich stutzte. „Mein Haus gefällt Euch nicht, wie ich sehe, Freund; was habt Ihr daran auszusetzen?" — „Was ich daran auszusetzen habe, meint der Herr?" — „Ja, das Haus steht fest genug, sollte ich meinen, um zu dauern, so lange ich lebe." Ein zweites langgedehntes Ah, mit dem entsprechenden Achselzucken, war die einzige Antwort. „Wenn Ihr mir etwas zu sagen habt," rief ich, „so sprecht es offen aus, daß ich weiß, was Ihr meint." Er hatte nichts zu sagen — „nichts auf der Welt." Natürlich war ich damit nicht zufrieden und drang noch weiter in ihn, bis er mir endlich gestand, daß er mein Haus für ein Unglückshaus halte. In drei Jahren war das Haus in den Händen von vier Eigenthümern gewesen, die alle ein frühzeitiger Tod ereilt hatte; der eine war Morgens todt im Bette gefunden worden, nachdem er Abends zuvor vollkommen gesund zur Ruhe gegangen; ein zweiter war in den Brunnen gestürzt und ertrunken; ein dritter hatte sich in einem Anfall von Spleen an einem Birnbaum in dem Obstgarten aufgehängt." Hier unterbrach ich seine Unglücksliste mit der Bemerkung, ich wolle, um ähnlichen Zufällen zuvorzukommen, den Birnbaum umhauen lassen. „Es gibt außer den Birnbäumen noch viele andere in jenem Garten," erwiederte der Matrose bedeutungsvoll. „Aber Euer vierter Hausbesitzer," fragte ich; „was ist aus dem geworden?" — „Er ward todt auf der Landstraße gefunden, mit einer Kugel im Leib. Da sieht der Herr, daß ich Grund habe, sein Haus ein Unglückshaus zu nennen. Wäre es mein, ich verkaufte es, bevor es Abend würde." — „Und wer würde es kaufen?" fragte ich; ich war fest überzeugt, der Schuft sey von einem größern Schufte abgesandt, mir das Haus zu entleiden, um es wohlfeil an sich zu bringen, wohl gar von dem Schneider selbst, den vielleicht der Verkauf reute. Wäre ich nicht ernstlich böse gewesen, ich hätte dem Burschen für seine gränzenlose Unverschämtheit ins Gesicht gelacht. „Wer würde es kaufen?" wiederholte ich. „Ich wahrhaftig nicht und für Niemanden," versezte der Matrose, „Monsieur darf mir dieß auf mein Wort glauben."

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

(Fortsetzung.)

Ein Freund des Philosophen Parmenides war Zeno von Elea, der Erfinder der Dialektik. Diese Kunst mußte auch wirklich in der träumerischen Schule der Eleaten entstehen. Ihre Prinzipien gründeten sich nicht auf Beobachtungen, sie bedurften zu ihrer Festsetzung sehr künstlicher Schlußfolgen; die Kunst, diese zu verketten, was ihnen also höchst nothwendig. Aber bald wurde das, was nur Mittel war, zum Zweck; man wollte durchaus alles beweisen, und im Nothfall behauptete man ohne Unterschied das Für und das Wider. So gelang es endlich sehr scharfsinnigen Köpfen mit vieler Mühe, das Klare dunkel, und das Gewisse zweifelhaft zu machen. Bald kamen sie so weit, daß sie z. B. die Bewegung läugneten, und sie stützten Behauptungen der Art auf Schlußfolgen, deren schwache Seite man oft nur mit Mühe entdeckte. Parmenides und Zeno kamen gegen 460 vor Chr. nach Athen; Anaxagoras kam dort ungefähr zu gleicher Zeit an; Sokrates war damals zehn Jahre alt, und konnte also von allen dreien Unterricht erhalten.

Leucipp, der Stifter der vierten, der atomistischen Sekte, war Zeitgenosse der beiden so eben genannten Eleaten, und erklärter Gegner ihrer Lehre. Aus Eckel vor der Idealphilosophie, wegen des Mißbrauchs, den er

damit treiben sah, verfiel er in den entgegengesetzten Fehler und wurde vollkommener Materialist. Er verwarf eben sowohl die vernünftige Einheit der Schule von Elea, als jenes All, das weder materiell noch immateriell ist, und die Zahlen mit den harmonischen Proportionen der Schule des Pythagoras. Er erkannte nichts an als das Leere und die Atome; sogar diesen Atomen nahm er die Eigenschaften, welche die andern Philosophen ihnen gelassen hatten, und gab an denselben nichts zu als Gestalt und Bewegung; die verschiedenen Eigenschaften der Körper, ihre Farbe, ihre Dichtigkeit, das Warme, das Kalte, hingen zugleich von der Gestalt und der Anordnung dieser kleinsten Theile ab; der ewige Kreislauf der Zerstörung und Wiederentstehung der Dinge ergab sich aus ihrer Bewegung. Sogar die Seele war nur eine besondere Verbindung von Atomen.

Demokrit von Abdera stand nachher an der Spitze dieser Schule; über sein Geburtsjahr ist man nicht einig. Nur das weiß man, daß er sehr lange lebte, und 399, in demselben Jahr wie Sokrates, starb. Er bildete das System der Atome weiter aus, und fand für sie ein Verbindungsmittel. Leucipp hatte nur in die Gestalt dieser kleinsten Körper Verschiedenheit gelegt; Demokrit nahm eine solche auch in ihrer Bewegung an. Er unterschied die gerade, die schiefe Bewegung und die Bewegung im Kreise. Alcmäon hatte sich mit dem Bau mehrerer Thiere beschäftigt, aber Demokrit war der Erste, der eigentlich die vergleichende Anatomie trieb. Er beobachtete an einer großen Anzahl von Thieren die Verschiedenheiten des Baus, und versuchte daraus die Verschiedenheit in den Sitten und Gewohnheiten zu erklären. Er kannte den Gallengang und suchte die Ursache der Verstandesverwirrung in einer Krankheit der Eingeweide des Unterleibs. — Die atomistische Sekte hat ihren eigenen, scharf bezeichneten Charakter, dagegen die drei andern nur Abweichungen von der Schule des Thales waren und einander in verschiedenen Punkten glichen.

Die ärztliche Schule, welche neben diesen vier Sekten bestand, war weit älter als sie alle. Sie hatte sich seit undenklicher Zeit in einer einzigen Familie, der Familie der Asclepiaden, vererbt. Die beiden Hauptzweige derselben hatten sich in Gnidos und Cos niedergelassen; die meisten Tempel des Aesculap hatten Priester aus dieser Familie. In diesen Tempeln nahm man Kranke auf; sie mußten da gewisse religiöse Gebräuche verrichten, man gab ihnen Arzneimittel und bewahrte die Geschichte ihrer Krankheit zum Andenken auf. Außerdem schickten oft Kranke, welche fern von diesen Orten geheilt worden waren, die Geschichte ihrer Krankheit, gleichsam als ein Gelübde, ein. Aus einer dieser, fast 800 Jahre fortgesetzten Sammlungen schöpfte Hippokrates, und seine Bücher enthalten gleichsam das Ergebniß der Forschungen der Asclepiaden. Uebrigens sind nicht alle Werke, die den Namen dieses berühmten Arztes führen, von derselben Hand. Man merkt das an der Verschiedenheit des Styls und an einigen Widersprüchen in den verschiedenen Abhandlungen. Drei Männer desselben Namens und derselben Familie scheinen daran gearbeitet zu haben. Der erste lebte zu den Zeiten des Miltiades; man schreibt ihm das Buch von den Beinbrüchen und den Gelenken zu. Der zweite und berühmteste war Zeitgenosse des Sokrates.

Durch Anaxagoras hängt die Schule des Thales mit der des Sokrates, dessen Lehrer er war, zusammen. Als die Perser in Kleinasien einfielen, war er von Clazomene, seiner Vaterstadt, ausgewandert und hatte sich in Athen niedergelassen. Er war ein Freund des Pericles, und wurde deßhalb wie dieser gehaßt. Die Feinde dieses großen Mannes beschuldigten ihn des Atheismus, und er mußte sich nach Lampsakus flüchten, wo er in einem Alter von 72 Jahren, 428 vor Ch., starb. Er war der Erste, der den Geist rein von der Materie trennte. Als er auftrat, betrachteten die Philosophen die Bewegung als in den Körpern selbst gegründet, oder vielmehr die Körper selbst als bloße Trugbilder. Anaxagoras sprach die Wirklichkeit der Materie und zugleich die Wirklichkeit des Geistes aus, der sie beherrscht und ordnet. Dieses Prinzip ist, wie man sieht, die natürliche Theologie, welche allen heutigen Religionen zur Grundlage dient. Es war also höchst ungerecht, wenn man den Mann, der der erste Deist unter den Griechen war, des Atheismus beschuldigte. Anaxagoras nimmt als Prinzip von Allem weder das Wasser, noch das Feuer, noch sogar die vier Elemente zusammen an. Ihm zufolge war die Materie verschieden; jede Art von Materie bestand aus Körperchen, die ihr selber und mithin einander glichen. Nach den sonderbaren Einwendungen, welche die Alten gegen die Homöomerien (so nannte er seine kleinsten Theilchen) machten, sollte man glauben, sie haben ihn gar nicht verstanden. Sie fragen zum Beispiel, ob ein Mensch aus kleinen Menschchen bestehe? als ob Anaxagoras jene Art der Zusammensetzung nicht blos von einfachen Körpern behauptete. — Von den Werken des Anaxagoras ist keines auf uns gekommen; aber einige seiner Aussprüche sind aufbehalten worden. Er sagte, aus Nichts werde Nichts, Alles sey in Allem und könne Alles hervorbringen, womit er ohne Zweifel sagen wollte, jeder Körper enthalte alle Arten von einfachen kleinsten Theilen, die, in andern Verhältnissen verbunden, andere Körper bilden würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 9. Februar.

Strenger Winter, Volkselend.

Wir haben hier seit fünf Monaten ein Wetter, von welchem sich in den meteorologischen Annalen Roms vielleicht

wenige Beispiele verzeichnet finden möchten. Nachdem es von der Mitte des Septembers des vorigen Jahres an beinahe regelmäßig einen Tag um den andern geregnet, dann schon zu Anfang des Decembers ziemlich stark zu frieren begonnen hatte, ist am 29. December und am folgenden Tage eine solche Menge Schnee gefallen, daß er an vielen Stellen zwei und mehrere Fuß hoch gelegen hat. Das Merkwürdigste ist, daß er bis den 6. Jan. liegen geblieben ist, obgleich an mehreren Tagen um Mittag die Sonne ziemlich stark geschienen hat. Einen ähnlichen Fall wissen sich selbst die ältesten Römer nicht zu erinnern. Hierauf trat wieder Regen und Kälte ein, bis es am 13. Jan. wieder drei Tage zu schneien und zu regnen begann. Dieser lezte Schnee ist an offenen und freien Stellen, zum Beispiele in den Gärten, gleichfalls fünf bis sechs Tage liegen geblieben. Mit dem neuen Monde am 24. Januar schien endlich trockenes Wetter eintreten zu wollen; allein es dauerte nur ein paar Tage und es begann dann wieder unaufhörlich zu regnen, zu schneien, zu hageln und zu stürmen. Es ist nicht zu verwundern, daß ein solch beispiellos schlechtes Wetter Krankheiten aller Arten erzeugt hat, unter diesen besonders rheumatische Brustbeschwerden in großer Menge. Auch auf das Pflanzenreich hat das Wetter seine verderblichen Wirkungen geäußert: in und um ganz Rom ist kein Citronen- noch Apfelsinenbaum verschont geblieben; ein ziemlich bedeutender Verlust für die Stadt, da von beiden Früchten ungeheure Mengen consumirt werden; denn die Citronen dienen hier nicht allein zu allen möglichen Konditorwaaren, zu Eis, Limonade u. s. w., sondern der Römer ist auch gewöhnt, alles in Oel oder Schmalz Gebackene und jedes Stück Braten mit Citronensaft zu benetzen, auch bei jeder Sallatspeise sich, statt des Essigs, der Citrone zu bedienen. Welch eine bedeutende Menge Apfelsinen in den Sommermonaten verbraucht werden, braucht nicht erst bemerkt zu werden. Der ganze ungeheure Bedarf an beiden Früchten wird nun, wie überhaupt schon mehr oder weniger in den lezten Jahren der Fall gewesen ist, aus Neapel und Sicilien bezogen werden müssen; sie werden daher im Preise sehr aufschlagen. Auch die Felder, Wiesen, besonders die Krautgärten (orti), haben gelitten; die Gemüse sind bedeutend theurer geworden, zum Theil gar nicht einmal zu haben. Alles dieß steigert das öffentliche Elend und die Diebstähle vermehren sich in einem beunruhigenden Grade; keine Nacht vergeht, wo nicht, von dem abscheulichen Wetter begünstigt, irgend ein Einbruch vorfällt. Dazu kommt eine andere Noth: die zehntausend Landleute (ihre Zahl soll sich wirklich ohne Uebertreibung so hoch belaufen), lauter Fremdlinge, theils aus den Marken, theils aus den Abruzzen, welche in und um Rom die Felder und Gärten bestellen und die sechs bis acht Wochen lang ohne Verdienst sind, treiben sich auf den Gassen herum und sprechen, meistens durch Geberden, weniger durch Worte, das öffentliche Mitleid an. Lezteres hat aber schon genug mit der Heerde einheimischer wahrer und vorgeblicher Armen zu thun, und die Wohlthätigkeit sieht sich daher dermaßen in die Enge getrieben, daß sie nicht weiß, wem geben, noch woher nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Anfangs Februar.

(Fortsetzung.)

Raupachs Kaiser Heinrich der Sechste.

Diesen Volksstimmen dürfte man noch zurufen: das Theater, wie es jezt ist, ist nicht viel besser, als ein Angelysches, es dreht sich alles um das lockerste Amüsement. Unmöglich könnt ihr diesen Standpunkt für den rechten halten (das thut auch keiner); ihr müßt vorschreiten, indem ihr zurückblickt; das Publikum muß sich wieder etwas anstrengen lernen, die Theaterstunde nicht lediglich als gutes Verdauungshülfsmittel nach einem copiösen Diner betrachten. Etwas muß geschehen, darin sind wir alle einig, und wenn die Tragödie, die reinigende, die erhebende, überhaupt auf deutschem Theater erhalten werden soll, warum nicht die Anstrengung so weit treiben, daß man auch fähig wird, historische Charaktere unserer großen Vorzeit zu fassen? Es ist nicht so schwer, als es aussieht, und der Erfolg lehrt uns, daß, wenn nur die Direktionen nicht zu frühe, wie schwache Ministerien, nachgeben, das Publikum nachgibt und zu denken anfängt. Das historische Studium ist in der gebildeten Welt, zumal in Deutschland, im Fortschreiten; reicht ihm das Theater die Hand, durch Bilder das Gelesene aufzufrischen, so dankt ihm am Ende nicht allein der Schulknabe, der sein Pensum im Schweiß des Angesichtes lernt.

Aber auch jene Volksstimmen dürfen nicht unberücksichtigt bleiben; denn wenn sie von einem historischen Stücke etwas Ganzes, in sich Abgeschlossenes und keine aneinander gereihte Scenen fordern, so fordern sie etwas ganz rechtes. Das war eine verkehrte Nachahmung Shakespeare's, als man zur historischen Tragödie nicht mehr nöthig hielt, als die Hauptmomente historisch aneinander zu reihen, und das Drama mit Volksscenen zu durchspicken. Die Kunstforderungen können und dürfen auch bei diesem Genre nicht unberücksichtigt bleiben. Die Kunst will etwas Ganzes haben, Einheit, Abrundung, und die schauende Menge will dasselbe. An dieß Publikum soll der Dichter denken, und im selben Augenblicke, wo er den Gebildeten mit dem Nichtsichtbaren tractirt, wo er ihn schwelgen läßt in der Fülle der Erinnerung, ihn unterhält durch Wiz und Scharfsinn der Antithesen, soll er dem Haufen etwas Sichtbares vorsezen, das den Rohesten faßt, ergreift, rührt, das das Phlegma aufrüttelt, das, aus dem Gefühle entsprossen, zum Gefühle spricht. Die Aufgabe ist schwierig, aber sie ist zu lösen; darum lasse man die historische Tragödie lieber fahren.

Raupach hat dem Vorwurf von mehreren Seiten zu begegnen, daß er aus der glänzenden Kaiserreihe gerade das anrüchigste Subjekt, den mehr verrufenen, als großen Heinrich, zum ersten Thema gewählt hat. Die Moralisten sagen: wie konnte er die starre Tücke, die Grausamkeiten dieses Monarchen auf der Bühne hinstellen und beschönigen, da er seine Person doch zu dem Haupthelden macht, für welchen wir uns interessiren? Die Moralisten, wären sie überhaupt als solche zur Kritik der Poesie berufen, sind leicht abzufertigen mit der Entgegnung: es ist eine andere Moral, die in der Weltgeschichte die Norm abgibt, als nach der wir unsere Kinder in den bürgerlichen Schulen erziehen. Es ist das Gesez der Nothwendigkeit: er mußte, dem der Unbeugsame gehorcht, seine eine Idee verfolgend. Der Dichter beschönigt nicht, aber durch die Wahrheit erhebt er. Schon anders klingt der Vorwurf der deutschen Patrioten: interessiren, sagen sie, kann das allgemein menschliche Gefühl sich nicht für diesen Kaiser. Müssen wir auch eingestehen, daß er an sich im Recht ist gegen die Italiener, gegen die Königin Sibylle, gegen seine eigene Gattin, die Normannin Constanze, so neigt sich doch die Theilnahme, das Mitleiden, das Gefühl zu dieser lezteren, was um so schlimmer ist, als wir dabei auch anerkennen, fühlen, daß die Italiener nichts taugen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 55.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 5. März 1830.

> Den tiefgedachten Systemen der alten Griechen können wir unsere hohe Achtung nicht versagen; und diese Achtung würde noch steigen, wenn es uns weniger schwer fiele, uns in ihre Denkweise zu versetzen.
>
> Condorcet.

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

(Fortsetzung.)

Unser Philosoph suchte die Ursachen der Dinge mittelst der Beobachtung. Man erzählt, das Volk habe einst einen Widder, dem nur Ein Horn gewachsen war, als ein furchtbares Unding angesehen; Anaxagoras habe darauf das Thier zerlegt und die physische Ursache der Mißbildung erklärt. Doch nahm er es noch nicht sehr genau bei der Beobachtung, wenn es wahr ist, daß er geglaubt habe, die Wiesel, die Ibis und die Krähen gebähren ihre Jungen durch den Mund. Zu seinen Lebzeiten fiel ein sehr beträchtlicher Meteorstein bei Aegos-Potamos; er suchte den Vorfall zu erklären; man behauptet, er habe daraus geschlossen, der Himmel sey eine Wölbung von Stein. Er hielt den Mond für bewohnt und betrachtete die Sonne als eine glühende metallische Masse; das war einer der Hauptanklagepunkte gegen ihn.

Anaxagoras berühmtester Schüler war Sokrates. Die Geschichte dieses Weisen ist so bekannt, daß wir uns dabei nicht aufzuhalten brauchen. Er strebte, die Philosophie wieder auf eine Bahn zurückzuführen, von der sie sich niemals hätte entfernen sollen; er verwarf in der Philosophie alles, was man von vorne herein angenommen hatte, und wollte in der Metaphysik blos die Vernunft, in der Physik blos Menschenverstand und Beobachtung gelten lassen.

Sokrates war sein ganzes Leben lang ein Muster von Tugend gewesen und gab noch durch seinen Tod ein Beispiel der Achtung, die man den Gesetzen schuldig ist, indem er sich dem ungerechten Spruche, der ihn zum Tode verurtheilte, nicht entzog. Mit den physischen Wissenschaften beschäftigte sich Sokrates nicht; indessen trug er mehr als jeder andere dazu bei, sie auf die Bahn zu führen, die sie bald verfolgten, und man kann sagen, er habe Aristoteles den Weg geebnet. Aus der eleatischen Schule waren in ihrer Ausartung die Sophisten hervorgegangen, die durch ihre Spitzfindigkeiten die klarsten Begriffe verwirrt hatten. Sie zu bekämpfen, machte Sokrates zu seinem Hauptgeschäft. Er schnitt ihnen die Ausflüchte ab, zu denen sie gewöhnlich griffen, und sein Hauptmittel dabei war, daß er die Bedeutung der Worte genau festsezte. Er schuf auf diese Weise eine bestimmte Sprache und leistete dadurch den positiven Wissenschaften einen sehr großen Dienst; gab er ihnen doch eigentlich ihr unentbehrlichstes Werkzeug. Sokrates verdankt man die Einführung eines sehr fruchtbaren Grundsatzes, der für die Naturwissenschaften von großem Nutzen ist, den Grundsatz der Endursachen, oder, wie die Franzosen sagen, der conditions de l'existence. Wir erfahren von ihm selbst, den ersten Gedanken dazu habe ihm ein Werk des Anaxagoras über den Verstand, der die Welt geordnet, an die Hand gegeben. Wenn das All, so dachte er, das Werk eines verständigen Wesens ist, so müssen alle Theile desselben sich in Uebereinstimmung befinden und so angeordnet seyn, daß sie zu einem gemeinschaftlichen Zwecke

zusammen wirken. Daraus folgt, daß jedes organische Wesen mit allen andern in nothwendiger Verknüpfung stehen muß, daß ferner alle Bedingungen, mittelst deren es den ihm angewiesenen Wirkungskreis erfüllen kann, in ihm liegen müssen. Der Grundsatz der Endursachen hat hie und da einen denkenden Kopf irre geleitet, der sich durch dieses Prinzip allzu rasch der Nothwendigkeit der unmittelbaren Beobachtung überhoben meinte; noch öfter hat er dagegen auf nützliche Entdeckungen geführt, und jedenfalls Forschungen, die ohne ihn gar trocken gewesen wären, lebendigen Reiz verliehen. Sokrates also war der erste, der dieses Prinzip entwickelte, und er selbst bedauert, daß er von den Naturwissenschaften zu wenig verstehe, um es oft genug in Anwendung bringen zu können.

Sokrates war geboren im Jahr 469 vor Chr., er starb 399, drei Jahre nach dem peloponnesischen Krieg. Er war Zeitgenosse von Perikles, Alcibiades, Xenophon, Hippokrates.

Sokrates Schüler verließen nach ihres Meisters Tode Athen, wo sie ohne Gefahr nicht länger weilen konnten, und zogen nach Megara und in einige andere Städte. Sie stifteten verschiedene Schulen; die bekanntesten sind die cyrenäische, die megarensische, die cynische, vorzüglich aber die akademische, deren Einfluß so mächtig war.

Antisthenes, der Stifter der cynischen Schule, stellte als Zweck der Philosophie auf, die Menschen das wahre Gut finden zu lehren; dieses höchste Gut war die Tugend; man konnte es blos durch Bezähmung sämmtlicher Triebe erlangen. Die von Aristipp gestiftete cyrenäische Schule beschäftigte sich auch mit diesem Gut, behauptete aber, nur wenn der Mensch sich mit Maaß seinen natürlichen Trieben hingebe, könne er es zu erlangen hoffen. Die Schule von Megara trat in die Fußstapfen der eleatischen Schule und verlor sich in den Spitzfündigkeiten der Dialektik. — Der akademischen Schule Stifter war Plato, der jüngste der Schüler des Sokrates. Plato war erst 29 Jahre alt, als sein Lehrer starb. Er zog nach Megara, später nach Cyrene. Um die Zeit seines Exils für seine Ausbildung zu nützen, entschloß er sich, zu reisen. Er ging zuerst nach Egypten und wurde hier Schüler der Priester, bei denen, so weit sie auch durch die persische Tyrannei herabgekommen waren, sich immer noch Spuren ihrer alten Wissenschaft erhalten hatten. Von da ging er nach Großgriechenland und besuchte die Schule der Pythagoräer unter Timäus von Locri und Archytas von Tarent. So hatte er also, als er, nach Athen zurückgekehrt, eine neue Schule stiftete, sich von den bestehenden Lehren alles zu Nutze gemacht, was ihm bei Aufstellung einer neuen taugen mochte. Seinem ganzen Wesen nach neigte sich Plato mehr zum Poetischen und Idealen, als zur Beobachtung und Berechnung. Indessen war ihm von seinem Verkehr mit den Pythagoräern hohe Achtung vor der Geometrie geblieben, und sie sollte nach ihm die vorbereitende Wissenschaft für die Philosophie seyn. Nicht immer läßt sich genau ausmachen, was wirklich seine Lehre war; denn im eigentlichen Lehrton hat er sie nirgends auseinandergesetzt. Es läßt sich indessen annehmen, daß er in seinen Gesprächen, wo gewöhnlich Sokrates redend aufgeführt ist, seine eigene Ansicht dem Lehrer in den Mund gelegt hat.

Plato beschäftigt sich im größten Theil seiner Schriften mit Forschungen über die Seelenkräfte des Menschen, die Bildung der Ideen und das Wesen der Seele selbst. Zwar hat er Manches von der Metaphysik des Anaxagoras, von den Pythagoräern, sogar von der eleatischen Schule entlehnt, dem Wesentlichen nach ist aber seine Lehre neu. Er stellt z. B. den Satz auf: die allgemeinen Ideen des Menschen werden nicht durch Abstraktion gebildet, sondern seyen blos eine Erinnerung an die Ideen, die der Geist hatte, als er Eins war mit dem Geist Gottes, von dem er nur ein Ausfluß ist. Die allgemeinen Ideen bestehen also voraus in der Gottheit. Zu einer gewissen Zeit durchdrangen sie die Materie, die selbst von Ewigkeit her ist, und aus dieser Durchdringung entsprang die Weltseele und die Seele der verschiedenen organisirten Wesen. Man kann sich leicht vorstellen, daß Plato mit solchen Grundprinzipien auf eine Physik und Naturgeschichte a priori geführt werden mußte, die sich deßhalb gar weit von der Wahrheit entfernten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Abentheuer bei Granville.

(Fortsetzung.)

Damit ging der Matrose seines Weges nach Granville, als eben die pünktliche Madelon kam, mich zum Mittagessen zu rufen, mit dem sie zu ihrem großen Verdruße bereits eine Viertelstunde gewartet hatte; Zeit genug, wie sie sagte, um jedes, nur nicht ein englisches Gericht ungenießbar zu machen. Doch Madelon sollte noch mehr Verdruß haben. Als ich mich eben zu Tische sezte, trat ein Polizeibeamter ein, bei dessen Anblick das arme Mädchen erbleichte und ich selbst mich nicht behaglich fühlte, obgleich ich mir nicht denken konnte, womit ich in meiner Abgeschiedenheit die Aufmerksamkeit der Behörden zu Granville auf mich gezogen haben mochte. Auch gefiel es dem Beamten nicht, mir darauf auch nur mit einer Sylbe Auskunft zu geben. Ohne einen Blick auf das bestürzte Mädchen zu werfen, befahl er mir, ihm zu folgen, mit dem Bedeuten, er habe Mittel bei der Hand, sich Gehorsam zu verschaffen, falls ich so unklug wäre, ihm nicht freiwillig zu folgen. Dieß war auch nur zu wahr: außen standen drei stämmige Bursche, seines Winkes gewärtig; es blieb mir nichts übrig, als zu gehorchen.

Nach der auffallenden Unhöflichkeit des Subalternen gewärtigte ich mich keines sehr freundlichen Empfangs von seinem Vorgesezten. Aber der Präfekt, ein großer Mann von dunkler Gesichtsfarbe, mit scharfen, aber keineswegs ungefälligen Zügen, empfing mich mit vieler Artigkeit. Er entschuldigte sich, daß er mir Ungelegenheit verursache. Er handle nach Motiven, die er mir vor der Hand nicht mittheilen könne; ich habe indessen durchaus nichts zu besorgen. „Sie sind ein Engländer?“ — „Ja.“ — „Und haben wahrscheinlich in der Armee gedient?“ — „Nein.“ — „Also in der Marine?“ — „Nein, ich beschäftige mich mit Literatur.“ Ein unzufriedenes Hm! folgte dieser Antwort; mein Inquirent war sichtbar verlegen und schien in einem gefaßten Entschlusse wankend zu werden. Endlich fragte er mich: „Haben Sie Muth?“

Es lag etwas so Zweideutiges und zugleich Ungereimtes in dieser Frage, daß ich nicht wußte, ob ich lachen oder zürnen sollte. Ich erwiederte: „einen Mann zu fragen, ob er Muth habe, das ist ungefähr, als wollte man ein Frauenzimmer nach ihrer Keuschheit fragen. Welche Antwort können Sie auf solch eine Frage erwarten?“ Der Präfekt lächelte und sagte: „Genug, gehen wir weiter!“ Ich war ganz Ohr. „Ihr Leben steht heute Nacht in Gefahr. Sie erstaunen; es ist nur zu gewiß. Pflegen Sie Waffen in Ihrem Schlafzimmer zu haben? Pistolen zum Beispiele?“ — „Das versteht sich. Ich gehe nie zu Bette oder auf eine Reise, ohne ein Paar Pistolen zur Hand zu haben.“ — „Was Sie auch hören oder sehen mögen, dießmal dürfen Sie keinen Gebrauch davon machen, wenn nicht anders bereits Vorkehr dagegen getroffen ist.“ — „Wie?“ rief ich, „mich nicht vertheidigen, wenn ich einen Kerl in meinem Schlafzimmer sehe, der mir die Gurgel abschneiden will?“ „Nein,“ erwiederte der Präfekt kalt. „Sie dürfen nicht sprechen, sich nicht rühren, überhaupt von dem, was Sie sehen, keine Notiz nehmen. Haben Sie Festigkeit genug? Wo nicht, so sagen Sie es offen. Jedoch ich hoffe, ich habe einen Mann von Ehre vor mir.“ Ich verbeugte mich, was konnte ich anders thun? „So sind wir also einig?“ fuhr der Präfekt fort; „Sie vertrauen auf meine Wachsamkeit und versprechen mir, vollkommen passiv zu bleiben, was auch vorfallen mag?“ — „Ja, obgleich ich in einer Sache, die mich, wie es scheint, so nahe angeht, lieber die Hauptrolle übernommen hätte.“ — „Ich bin überzeugt, daß Sie nachher die Sache anders ansehen. Auf jeden Fall habe ich Ihr Wort, daß Sie sich passiv verhalten?“ „Allerdings.“ — „Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihr Vertrauen. Aber noch ein Wort: Sie versprechen mir, von dem, was hier gesprochen wurde, gegen Niemand eine Sylbe verlauten zu lassen. Sollte Ihre Dienerin neugierig seyn“ — „Ich werde reinen Mund halten,“ unterbrach ich ihn, „obgleich ich nicht den entferntesten Grund habe, an ihrer Treue zu zweifeln.“ — „Auch ich nicht; aber sie könnte ausschwatzen oder unruhig werden, und auf jeden Fall unsere Plane vereiteln.“ — „Das erste,“ erwiederte ich, „ist unmöglich, da sie außer mir Niemand im Hause hat, mit dem sie sprechen könnte. Das zweite wäre eher möglich, doch glaube ich, Madelon läßt sich nicht so leicht in Furcht jagen. Ich füge mich jedoch ganz in Ihre Wünsche, um so mehr, da ich über Maßregeln, deren Grund ich nicht einsehe, nicht kompetenter Richter seyn kann.“

Ich ward entlassen und kehrte nach Haus zurück. Ich wußte nicht, was ich von meiner ersten Bekanntschaft mit der französischen Justiz denken sollte. Es lag so viel Geheimnißvolles in diesem ganzen Verfahren, daß ich darüber gelacht hätte, wäre ich nicht selbst so ernstlich dabei betheiligt gewesen. Ich sezte mich nachdenklich an mein halbverbranntes Essen, während Madelon mich mit der bei französischen Dienstboten gewöhnlichen Vertraulichkeit mit tausend Fragen bestürmte, die aber sämmtlich in die Form von Muthmaßungen gekleidet waren. „Le maudit Préfet! wie kann er Monsieur incommodiren? Gott verdamm! Ich fürchte, Sie haben ihn un peu bête gefunden!“ — „In diesem Quartier steht's gut mit ihm, Madelon.“ — „Ah, c'est un misérable! Doch vielleicht haben ihm seine Spione etwas aufgebunden.“ — „Nicht unwahrscheinlich.“ — „Ich denke, er bildet sich ein, Monsieur wolle den Bourbonen die Köpfe abschneiden.“ — „Das hieße freilich die Sache schon ins Große treiben; der Präfekt hat nicht halb so viel Phantasie, als Du.“ — „Ah, oui! c'est un homme bête — vraiment bête. Ich sollte mich nicht wundern, wenn er Monsieur für einen Schmuggler hielte.“ — „Das nicht.“ — „Tant mieux! Man hat ein hartes Gesetz gegen die armen Teufel, die Schmuggler. Vielleicht hat er gehört, Monsieurs Garten sey bestohlen worden und will den Dieb ausfindig machen. Dans ce cas, je l'aime beaucoup.“ — „Auch das nicht!“ — „Diable!“ rief Madelon ungeduldig; „Diable! Warum schickt denn der Narr Gensdarmen zu Monsieur?“ — „Die Schuld liegt an Dir, Madelon.“ — „An mir!“ sprach oder schrie vielmehr Madelon, tödtlich erblassend, „an mir?“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 9. Februar.

(Fortsetzung.)

Armenspenden. Schlechte Aussichten auf den Karneval.

Die öffentlichen Almosenaustheilungen werden hier auf sehr originelle Weise vorgenommen. Im Gebäude, welches dazu bestimmt ist, sind zwei Thüren offen; zu der einen werden bis zu einer gewissen Stunde alle Almosenbedürftigen, welche sich einfinden, eingelassen und dabei weiter nicht darauf

geachtet, ob das Individuum hülfsbedürftig zu seyn scheint oder nicht. Ist der Einlaßtermin verflossen, so verschließt man die Thüre und die Spende nimmt ihren Anfang. Die Austheilungen, welche bei einer neuen Pabstwahl oder bei andern Gelegenheiten statt zu finden pflegen, zeichnen sich dadurch aus, daß den schwangern Weibern die Hälfte mehr gereicht wird, nämlich statt zwanzig Bajocchi dreißig. Da ist es eine Freude zu sehen, mit welcher Fruchtbarkeit der Herr für den Tag das weibliche Geschlecht gesegnet hat: die jüngsten Mädchen, wie die ältesten Mütterchen sind schwanger. „Jo sono incinta," schreit es aus allen Kehlen. Läßt sich's der Austheiler einfallen, eine ungläubige Miene zu machen (denn zu fragen oder sich sonst in Diskussionen mit dem Individuum einzulassen, ist ihm streng verboten), so wiederholt das Weib mit Impertinenz: „Non avete inteso, io sono incinta," und augenblicklich empfängt sie ihre dreißig Bajocchi. Viele von ihnen nehmen, um dem prüfenden Blicke des Austheilers zu entgehen, zu einer künstlichen Schwangerschaft ihre Zuflucht und tragen diese mit Fleiß so offenbar, als möglich, zur Schau. Das dürfen sie ungestraft wagen; denn bei den hiesigen strengen Gesetzen der öffentlichen Sittlichkeit würde desjenigen die Galeere warten, der sich eine körperliche Berührung erlauben wollte, um sich von der Wahrheit des Vorgebens zu überzeugen. — Als wenn es an allen diesen Calamitäten noch nicht genug wäre, so sind, bei den schlechten Wegen, die Fremden entweder ganz ausgeblieben, oder reisen, nachdem ihnen das Wetter in Rom bekannt geworden ist, sogleich wieder ab und zwar nach Neapel, wo sich aber der Himmel nicht minder unfreundlich zeigen soll, als bei uns. Daß man unter solchen Umständen für den Karneval, das heißt, für die lezten acht Tage desselben (denn nur so lange dauern hier die öffentlichen Lustbarkeiten) zu fürchten beginnt, versteht sich von selbst, und dieß um so mehr, als bekanntlich im vorigen Jahr der Karneval ganz ausgefallen ist. Aber nicht allein das Wetter, auch die Gesundheit des h. Vaters, die für einige Zeit lebhafte Besorgnisse erregt hat, aber jezt wiederhergestellt seyn soll; ist dem handel- und wandeltreibenden Publikum ein Gegenstand der lebhaftesten Besorgniß. Leztere hat, unter dergleichen Umständen, bei den hiesigen Einwohnern keine Schranken. Hat doch im vorigen Jahre die Handelschaft bei dem Kardinalskollegium eine Bittschrift eingereicht und darin allen Ernstes gebeten, es möge erlauben, daß der Karneval gehalten werden dürfe! und der verstorbene Pabst war kaum seit acht Tagen todt. Aber selbst wenn sich alle Hindernisse beseitigen sollten, welche der glücklichen Abhaltung des Karnevals in den Weg treten könnten, so sind doch einmal die Fremden verscheucht, und diese geben dem Feste allein Leben und Bewegung. Selbst die aus dem römischen Staate, deren sonst eine große Anzahl nach Rom zu strömen pflegt, um eine Maske vor's Gesicht zu nehmen, sich mit steinharten Mehlkugeln (hier confetti genannt) die Augen auszuwerfen und am lezten Dienstag Abend mit den brennenden Wachskerzenenden (moccoli) einander die Kleider zu verbrennen, werden, von der Furcht vor immer wieder eintretendem schlechten Wetter abgehalten, zu Hause bleiben.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Anfangs Februar.

(Beschluß.)

Raupachs Kaiser Heinrich der Sechste.

In beiden Schalen der Wage, meinen die deutschen Patrioten weiter, der italienischen und der deutschen, liegt Zurückstoßendes, Schlechtes, Ungereinigtes und nicht zu Reinigendes, und nur das strenge Recht in der leztern soll den Ausschlag geben. Das mag vor Gericht geschehen, aber nicht auf dem Theater, wo das Gefühl entscheidet. Es entscheidet für die unterdrückten Italiener, also ist das Stück unpatriotisch. Außer Deutschland duldet es der Nationalgeist keines Volkes, wenn seine Dichter, seine Dramatiker die Nationalehre unterliegen lassen. In England, in Frankreich wäre ein solches Stück ausgezischt worden; nur die gutmüthige, phlegmatische Gerechtigkeitsliebe der Deutschen, die alles Fremde so abwägt, daß sie selbst dabei zu Schaden kommt, erträgt das.

Der Vorwurf scheint uns nur insofern nicht unbegründet, als Raupach mit diesem Heinrich seinen Hohenstaufencyclus **angefangen** hat. Er soll dazu Gründe haben, die uns nicht einleuchten wollen. Heinrich stand in der höchsten Macht unter allen schwäbischen Kaisern, dieß **könnte** für den Historiker den Brennpunkt, Heinrich mißbrauchte sein Recht und seine Macht, dieß **könnte** für fatalistische Tragöden einen Mittelpunkt in dem großen Trauerspiele abgeben; die gekränkte Sibylle verflucht Heinrichs Sohn (Friedrich II.), und nun ruht der Fluch auf dem Geschlecht. Was will aber dieser eine zufällige Fluch sagen, gegen den andern Fluch, der in dem ganzen gigantischen Ringen und Streben des Geschlechtes liegt! Es **mußte** fallen nach einem ganz andern, höhern Fatum, das doch ein Jeder begreift. Hätte Raupach mit dem strahlenden Barbarossa angefangen (freilich eine schwierige, mehr epische, als dramatische Aufgabe), dann hätte immer ein Charakter, wie Heinrichs, ohne Gefährdung unserer patriotischen Empfindungen dazwischen auftreten mögen. Das wäre nur Gerechtigkeit gewesen. Aber ihn voraufgehen zu lassen der Reihe von Giganten, für die wir uns interessiren, die das deutsche Nationalgefühl erheben sollen, war ein mißlicher Versuch. Indessen, er ist gelungen. Die unbeugsam monarchische Hoheit, der Starrsinn des unerschütterlichen Mannes, seine Größe im Tode hat er mit kräftiger, geschickter Hand entworfen und ausgeführt. Es fehlt ein Held, für den das Gefühl sich interessirt, aber der Geist wird fortgerissen, es ist ein vollständig abgerundetes Gemälde, und großartige Züge erfreuen und erheben darin. Man ist ziemlich einstimmig hier, den Heinrich für Raupachs beste Tragödie zu erklären. Wenn es ihm gelungen ist, ein selbstständiges, fesselndes, erhebendes tragisches Gemälde hinzustellen und doch dabei fast Schritt für Schritt der Geschichte zu folgen, so spricht dieß für seine Begeisterung und Geschicklichkeit. Es ist gewiß ein günstiger Moment, wenn ich Ihnen sagen kann, daß der Historiker der Hohenstaufen, Hr. von Raumer, der vielleicht strengere Anforderungen macht, als ein unbefangener Kritiker, von der historischen und ergreifenden Wahrheit des Drama's zufrieden gestellt ist. Es wird meisterhaft bei uns gegeben. Madame Crelinger als Sibylle entwickelt ein Talent, das wir zwar kannten, aber in dieser Fülle und Schönheit kaum gesehen hatten. Auch Mad. Wolf, in einer schwierigen, undankbaren Rolle, und Hr. Lemm als Kaiser, verdienen die ihnen gezollte Anerkennung.

Indem ich dieses schreibe, ist schon wieder ein neues großes Drama aus dem Volksleben und Volksglauben, „der Müller und sein Kind," von demselben Verfasser gegeben worden, ohne ähnliche Theilnahme erregt zu haben. Ein Melodrama von **Holtei**: „Die Majoratsherren," hat dagegen am selben Abende auf dem Königsstädtischen Theater einen sehr günstigen Erfolg gehabt, den es in seiner beschränkteren Sphäre auch zu verdienen scheint. Ueber beide Stücke, die ein gewisses Genre beginnen möchten, lohnt es sich wohl, bei Gelegenheit noch näher zu sprechen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 56.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 6. März 1830.

An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß,
Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?

Schwab.

Der Spuk auf dem Bodensee.

Von Gustav Schwab.

Einst sang ich von dem Reiter, der über Eis und Schnee
Hinflog in vollem Trabe wohl durch den Bodensee,
Und drüben angekommen, erst von der Kunde krank,
Auf gutem, festen Boden vom Pferde sterbend sank.

Nun höret neue Wunder, der See ist wieder zu,
Auf uferloser Fläche wohnt stumme Grabesruh',
Wie Schafe gehn zur Weide die Nebel wollicht, bleich,
Es liegt der Mond in Strahlen gemähtem Grase gleich.

Sonst pfiff der Wind im Segel, der Vogel sang im Blau,
Die Hechte sandten plätschernd empor der Woge Thau;
Jezt hat die bange Wüste, die starre, keinen Mund,
Der Vogel fiel erfroren, die Welle schläft im Grund. —

Was jagt in schnellem Sturme die Nebelwolken auf?
Was auf des Eises Estrich ertönt wie Rosses Lauf?
Was fliegt mit Peitschenknalle heran? der Duft zerreißt:
Ein Reiter eilt vorüber — ist es des Todten Geist?

Und kaum ist er verschwunden, in Duft und Luft getaucht,
Schon wieder blinkt's im Dunste, der mondbeschienen raucht;
Es trabt, es rollt, es wiehert — ein Schlitten kommt heran,
Vier schwarze Rosse rennen mit ihm auf glatter Bahn.

In grünem Kleid ein Großer, sein Bart hat rothen Schein,
In schwarzem Rock ein Kleiner, schwarzaugig, bleich und fein,
Ein dritter, dicht verhüllet, und eine zarte Frau,
Doch Alles schnell verschwindet im Nebel breit und grau.

Und auf dem Eismeer lagert sich Stille wie zuvor,
In Osten thürmt sich riesig die Nebelwand empor;
Kein Klang und keine Farbe, bis blaß der Morgen graut,
Und auf der todten Ebne nur Eis und Wolken schaut.

„So leg' uns doch, o Sänger, das wüste Traumbild aus,
Was für Gespenster bringst du in kalter Nächte Graus?
Für welche Sünde wallen sie hier durch Schreckensnoth,
Und wagen auf dem Eise, schon todt, den zweiten Tod?"

Gespenster? ey, wer sagte, daß es Gespenster sind?
Meint ihr, mit alten Mähren erschreck' ich Weib und Kind?
Was euch mein Lied berichtet, geschah in diesem Jahr,
Am ersten, hellen Sonntag im strengen Februar.

Die vier geschwinden Rappen sind keine Höllenbrut,
Zu Immenstad im Stalle dort stehn sie ausgeruht,
Dort winkt der schmucke Schlitten, er liegt nicht in dem Grund,
Und, friert der See nur wieder, so trozt mit ihm dem Schlund!

Und die darüber fuhren im Mondschein kalt und hell,
Sucht in der Schweiz die Kühnen, fragt an zu Bischoffszell,
Klopft an zu Eppishausen; wer kennt den Meister *) nicht?
Der hat die Fahrt bestellet, der sandte mir Bericht.

Sie leben Alle fröhlich, sie sind ein christlich Blut,
Voran Herr Sepp, der gerne den Wandrern gütlich thut;
Nur spricht man, daß er heimlich nach manchem Schatze gräbt,
Und mit den alten Geistern in einem Bunde lebt.

*) Den Herausgeber des Liedersaals und des kürzlich erschienenen Sigenot, von allen Freunden altdeutscher Poesie gekannt und geehrt.

Ein Abentheuer bei Granville.

(Beschluß.)

Da ich das arme Mädchen so in Angst sah, zürnte ich mir selbst und sagte, wie es auch war, ich habe nur im Scherz so gesprochen. „Im Scherz!" wiederholte Madelon schnell; „Monsieur hat nur gescherzt?" — „Ja, Madelon, um Dich für Deine Neugierde zu strafen. Aber meinetwegen magst Du die Wahrheit wissen. Ich war vor einigen Tagen in Granville und scheine mich zu freimüthig über Eure gesegnete Regierung ausgelassen zu haben, und dieß wurde dem Präfekten vermuthlich durch einen seiner Spionen hinterbracht. Er begnügte sich aber, mir eine Lektion wegen meiner Unvorsichtigkeit zu geben, und nahm mir das Wort ab, daß ich mich in Zukunft vorsichtiger äußern wolle."

Als der Abend kam, fühlte ich — keine Furcht — da würde ich mir selbst Unrecht thun — aber einige Unruhe und Beklommenheit. Ich blieb so lang als möglich beim Abendessen sitzen, zum sichtbaren Verdrusse Madelons, welche keine Freundin von späten Stunden war; endlich aber begab ich mich zu Bette, in einer Stimmung, die ich vergeblich zu schildern versuchen würde. Meine erste Sorge war natürlich, die Thüre doppelt zu verschließen, und auch die Fensterriegel sorgfältig vorzuschieben. Das Versprechen, das ich dem Präfekten gegeben, hinderte mich nicht, die nöthigen Maßregeln zu meiner Vertheidigung zu treffen. Ich untersuchte meine Pistolen: die Ladung war heraus gezogen und mein Pulverhorn geleert. So waren die Schurken also bereits in dem Hause! Sie entwaffneten mich, ehe sie mich angriffen. Zum ersten Mal fuhr mir der Argwohn durch den Kopf, Madelon, so ehrlich sie schien, könnte mit im Komplott gegen mein Leben seyn. Was war zu thun? Ich war allein und wehrlos, die Mörder schon im Hause, an Entkommen war also nicht mehr zu denken. Ließ ich die Schurken im Geringsten merken, daß sie entdeckt waren, so beschleunigte ich die Sache, harrte ich dagegen der Hülfe des Präfekten, so blieb mir doch noch einige Hoffnung, gerettet zu werden.

Gerade als ich, nicht sehr weise, genau betrachtet, mein Zimmer untersuchen wollte, vernahm ich ein leises Geflüster, so leise allerdings, daß es nur ein, durch das Bewußtseyn vorhandener Gefahr geschärftes Ohr unterscheiden konnte; es kam offenbar unter dem Bette hervor. Mein erster Gedanke war, da ich nichts zur Gegenwehr hatte, Flucht; nach augenblicklichem Besinnen — und in solchen Lagen sind Augenblicke Stunden — fand ich aber, daß ein Versuch, das Zimmer zu verlassen, das sicherste Mittel sey, meine Mörder auf die Beine zu bringen, deren Plan sichtbar war, zu warten, bis ich eingeschlafen sey. Ich nahm meine Maßregeln darnach, und zwar mit einer Fassung, über die ich jezt selbst erstaune.

Ich hoffte zweierlei, erstlich, daß die Polizei mir endlich zu Hülfe kommen, und zweitens, daß, so lange ich wach bliebe, der Mordversuch nicht gemacht werden würde. Ich schob daher meine Zurüstungen zum Bettgehen so lange hinaus, als ich konnte, ohne Verdacht zu erregen. Nachdem ich eine volle halbe Stunde an meiner Toilette zugebracht, ging ich endlich zu Bette, nahm ein Buch mit mir und ließ meine Lampe neben mir auf dem Tische brennen. Um meine Feinde zu überzeugen, daß ich noch wache, las ich laut, gestehe aber, daß ich kaum mehr weiß, was ich gelesen habe. In solchen Fällen zählen wir die Zeit nach Minuten, und denken und fühlen in der Zeit eines Pulsschlages mehr, als sonst in einem ganzen Tage. Eine halbe Stunde war vergangen, und immer noch keine Polizei. Wie verwünschte ich in meinem Herzen den säumigen Präfekten. Es war schwerlich zu erwarten, daß die Mörder länger zögern würden.

Ich fürchtete, mit Lesen aufzuhören, um die Katastrophe auch nicht um eine Minute zu beschleunigen, und doch hätte ich Alles darum gegeben, wenn ich frei auf das Flüstern hätte horchen können, das jezt, wenn gleich eben so leise, wie früher, rascher und ungeduldiger wiederkehrte. Die Entscheidung war nun augenscheinlich vor der Thür; es war, ich gestehe es offen, ein furchtbarer Augenblick. Es wäre noch angegangen, hätte ich Waffen gehabt; das Bewußtseyn, die Mittel zur Nothwehr zu besitzen, hält das Blut in Wallung, aber der Gedanke, mit einer Bande nächtlicher Mörder wehrlos im Zimmer eingeschlossen zu seyn, ist fürchterlich!

Das Flüstern wurde vernehmlicher und häufiger. Wäre augenblicklicher Tod erfolgt, ich hätte nicht weiter lesen können. Das Buch entsank meiner Hand; um keine Sylbe zu verlieren, horchte ich athemlos auf das beinah unhörbare Geflüster, bis mir die Ohren vor übermäßiger Anstrengung klangen. Ich hörte den Hahn einer Pistole spannen — es war an der Zeit — da ward plötzlich, zu meinem unbeschreiblichen Erstaunen, die Thüre sachte aus ihren Angeln gehoben. In diesem Augenblicke, ich weiß nicht, war es Wirkung des Luftzugs aus der geöffneten Thüre,

oder meiner eigenen Bewegung, oder bloßer Zufall, kurz, in diesem Augenblick fiel der Bettvorhang, den ich beim Lesen zurückgeschlagen, vor, und ich konnte durch ihn blos die Schatten zweier Gestalten sehen. Da ich meine Augen unverrückt auf sie heftete, zeigte mir das Licht, welches eine derselben emporhielt, als wollte sie das Zimmer untersuchen, ihre Umrisse noch deutlicher. Ich konnte sehen, daß einer eine Waffe in der Hand hielt, und daß sich beide gegen mein Bett herschlichen. Es entstand eine Pause. Ich schloß aus der Bewegung der Hand, die der Mann mit dem entblößten Dolch oder Messer machte, daß er denen unter dem Bett ein Zeichen gebe; auf jeden Fall rührten sie sich. Ich vernahm ein leichtes Geräusch und sah, meine Augen zur Rechten wendend, durch die Vorhänge auf dieser Seite die Schatten von nicht weniger als sechs Männern, welche nacheinander unter dem Bette hervorgekommen waren. Der natürliche Instinkt der Selbstvertheidigung trieb mich, mich mitten unter sie zu stürzen und für mein Leben zu kämpfen. Aber ehe ich mich rühren konnte, huschten die Schatten zu meiner Rechten pfeilschnell um mein Bett, ein lauter Schrei erfolgte, und als ich den Vorhang zurückschlug, erblickte ich Madelon und den Schneider in den Händen der Polizei.

Jezt erfuhr ich, daß der plötzliche Tod meiner vier Vorgänger in dem Besitze des Hauses, so wie der Umstand, daß es (was in Frankreich nicht gewöhnlich ist) immer nur auf lebenslang verkauft wurde, schon längst Verdacht erregt hatten. Der Präfekt kam auf die Vermuthung, die auch später durch das Geständniß Madelons bestätigt ward, daß der Schneider durch die Wohlfeilheit des Kaufpreises Käufer anlockte, und sie, wenn er das Geld eingesteckt, sobald als möglich wieder aus dem Weg schaffe, um sein Eigenthum wieder an sich zu ziehen. Wie stark aber auch die Verdachtsgründe des Präfekten waren, der Schneider hatte seine Karten zu gut gemischt, als daß man der Sache auf den Grund gekommen wäre, und ich würde, gleich meinen Vorfahren, den Tod gefunden haben, wäre nicht der Schneider mit Madelon so unvorsichtig gewesen, sich von einem kleinen Mädchen belauschen zu lassen, als sie die Zeit und die Art meines Todes verabredeten; das Kind theilte natürlich das Gehörte seinen Eltern und diese theilten es der Polizeibehörde mit. Das Mädchen, welches kaum sieben Jahre alt war, widersprach sich aber theils aus Furcht, theils aus Unverstand so vielfältig in seiner Erzählung, daß der Präfekt es für klüger hielt, die Verbrecher über dem Mordversuche selbst zu ergreifen. Er benüzte die Abwesenheit Madelons am Nachmittage, um seine Leute in mein Schlafzimmer zu verstecken.

Während ich dem Verlauf weiter nachforschte, erschien der Präfekt mit einem zweiten Trupp Gensdarmen auf dem Platze, hocherfreut, wie es schien, über den glücklichen Erfolg seines Planes. „Eh bien, Monsieur! c'est un joli roman, n'est ce pas?“ rief er, als er mich erblickte. Ich gab seiner weisen Anordnung meinen vollen Beifall, bemerkte aber, daß er mir nicht wenig Besorgniß erspart haben würde, wenn er mich in das ganze Geheimniß eingeweiht hätte. „Ohne Zweifel,“ versezte er; „aber man glaubte zu Granville allgemein, Sie ständen in einiger Liaison mit Madelon.“ — „Lächerlich.“ — „Allerdings,“ fuhr der Präfekt fort, „und ich fürchtete, Sie möchten in einer Anwandlung von Großmuth dem Mädchen einen Wink von der ihr drohenden Gefahr geben. Dann wären mir beide Verbrecher entwischt.“ — „Es ist traurig,“ versezte ich, „daß man nicht in Ruhe und Abgeschiedenheit leben kann, ohne gleich in der ganzen Stadt verschrieen zu werden, als stehe man in irgend einem Verhältnisse.“ — „Bagatelles!“ erwiederte der Präfekt. „Nun ja, aber ich versichere Sie, daß kein Wort daran wahr ist.“ Der Präfekt zuckte die Achseln, ersuchte mich, des andern Tages früh vor dem Polizeiamt zu erscheinen, und wünschte mir mit aller Höflichkeit eine gute Nacht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 9. Februar.

(Beschluß.)

Theater. Die römischen Aerzte. Armenpraxis.

Die Theater haben bisher natürlich schlechte Geschäfte gemacht. Da es fast jeden Abend regnet oder doch sonst stürmisches und kaltes Wetter ist, so hat das Publikum keine Lust, ins Theater zu gehen, noch weniger in der Nacht, etwa um ein Uhr nach Mitternacht, bei Regen und Schneegestöber den Rückweg nach Hause anzutreten. Es sind nichtsdestoweniger sechs Theater offen, eine hinlängliche Anzahl, dünkt mich, für eine Stadt von 140,000 Einwohnern, von denen, heißt es, 12,000 Familien ohne Arbeit seyn sollen, zu geschweigen, daß alle reichern Familien außer Landes leben. Die Existenz einer solchen Menge von Theatern wäre nicht erklärbar, wenn nicht das alte Panem et Circenses auch jezt noch seine Anwendung fände. Selbst der ärmste Taglöhner verpfändet sein leztes Kleidungsstück, um während des Karnevals ein oder ein paar Ma'e das Theater zu besuchen. Die niedern Preise begünstigen diese Theatersucht.

Hier sind vor einigen Tagen die beiden berühmtesten Chirurgen, Campanili und Sisca, gestorben. Ersterer, von einer temporären Geisteskrankheit befallen, praktizirte schon seit langer Zeit nicht mehr, sondern durchstrich Rom und trieb Wucher. Er soll ein Vermögen von nahe an hunderttausend Scudi hinterlassen haben. Der Nachlaß Sisca's, der einen sehr großen Ruf besaß, ist noch bei weitem beträchtlicher. Von Sisca erzählt man eine Anekdote, welche beweist, wie ängstlich er für seinen Ruf besorgt war. Ein Diplomat dritten Ranges lag lebensgefährlich an einem eingeklemmten Bruche darnieder. Sisca ward gerufen, um ihn zu operiren. Der Chirurg sagte: „Operire ich ihn, so stirbt er und das Publikum wird sagen, ich habe ihn umgebracht; operire ich ihn nicht, so stirbt er gleichfalls, aber mein Ruf bleibt unangetastet. Ich operire ihn nicht.“ Der Diplomat starb. In den lezten dreißig Jahren wurde, wo man ihn bezahlen konnte, keine Unze Blut abgezapft und kein Blutegel angesezt, als von seiner Hand. So erklärt sich's, wie Sisca so große Reichthümer sammeln konnte, ohne eben ein Hexenmeister zu seyn.

Ueberhaupt wird in Rom die medizinische und chirurgische Praxis auf eine Art betrieben, wovon man in Deutschland keinen Begriff hat. Alle Aerzte und Chirurgen werden hier reich. Der Grund davon möchte nicht schwer zu finden seyn. Einmal fällt das Kuriren aus Freundschaft ganz weg; höchstens werden die nächsten Blutsverwandten gratis besucht, die Seitenverwandten müssen bezahlen. Die gesezliche Taxe ist zwar nur zehn Bajocchi; indessen würde ich es keinem Kranken rathen, seinen Arzt mit diesem Honorar abzuspeisen. Die Armenärzte, welche in den verschiedenen Stadtvierteln angesezt sind, müssen jedem Vorzeiger eines vom Pfarrer des Kirchspiels ausgestellten Armenattestats unentgeldlich Hülfe leisten. Daß sie einen schweren Stand haben, ist bei der ungemeinen Sorgfalt, welche der hiesige Pöbel für sein Individuum trägt, begreiflich, und die Menge ärztlicher Besuche, die er verlangt, ist selbst der verhältnißmäßig Wohlhabenste nicht im Stande, zu bezahlen. Folglich muß er für arm passiren. Das Attestat des Pfarrers ist leicht erschlichen; der Pfarrer darf, eben in seiner Eigenschaft als Pfarrer, nicht hartherzig seyn. Aber die Wachsamkeit des Arztes ist schwerer zu täuschen, obgleich, um diesen Zweck zu erreichen, tausend Künste ersonnen werden. Wo irgend ein überflüssiges Möbel ist, wird es zum Nachbar geschafft, so daß nur ein Tisch und so viele Stühle dableiben, als die Familie Köpfe zählt, wobei die Kinder leer ausgehen; aber der Arzt sagt mit Figaro: A un fripon un fripon et demi. Nicht die wurmstichigen Stühle, nicht die wackelnden Tische sind es, welche ihm den Maßstab des Vermögenszustandes seiner Patienten geben; er kennt einen andern und sicherern: das ist die Matraze. Ein Patient, der noch eine Matraze hat und nicht auf dem bloßen Stroh schläft, ist nicht arm und der Armenarzt braucht ihm seine Besuche nicht gratis abzustatten. Eine solche Matraze ist, bei der ungeheuern Größe der hiesigen Betten, schwer unsichtbar zu machen. Der Patient sucht sie also so gut als möglich unter der Decke zu verbergen; allein der Arzt weiß so geschickt zu manövriren, daß, wie sorgsam auch die Angehörigen sich zwischen ihn und das Bett stellen oder ihn sonst zu unterhalten suchen mögen, seine Hand plözlich unter der Decke steckt, man weiß nicht wie. Findet er die verhängnißvolle Matraze, so sagt er: Addio, und kommt nicht wieder. Ein solches Verfahren scheint auf den ersten Blick hartherzig, ja unmenschlich; untersucht man aber die Umstände genauer und ist man nur erst recht vertraut mit der Denkungsart des hiesigen Volks geworden, so erscheint die Sache in einem natürlichen Lichte. An unentgeldlichen, sehr gut eingerichteten Heilanstalten hat Rom Ueberfluß; aber der Römer hat einen Widerwillen dagegen; so lange er noch einige Paoli in die Apotheke zu tragen hat, geht er nicht hinein. Ist es unter solchen Umständen dem Arzte zu verdenken, daß er nach der Matraze fühlt und dadurch den Kranken wider seinen Willen zwingt, ins Hospital zu gehen, wo er ohne Vergleich besser gepflegt wird, als in seinem Hause?

Vor einigen Wochen fand hier in der Dominikanerkirche eine öffentliche theologische Disputation statt. Das Schiff der Kirche war mit rothen Tapeten ausgeschlagen; an der rechten Seite (vom Altare aus), an den Mittelpfeiler gelehnt, stand der Thron für den präsidirenden Kardinal, ihm gegenüber saß der Kandidat und zur rechten Hand der opponirende Dominikaner mit seinem Gehülfen. Der Proponent war ein nicht mehr junger Weltgeistlicher mit völlig greisem Haupte, den, wie man sieht, die Lust nach akademischen Würden etwas spät angewandelt hatte. Er zeichnete sich nicht minder durch sein ungemein fertiges Lateinsprechen, als durch seine zwar ehrerbietige, aber sehr ungezwungene, höchst schlichte Haltung aus. Die Thesis hieß: Das Zurücktreten des rothen Meeres, im Augenblicke, wo Moses mit seinen Israeliten durchzog, war keine gewöhnliche und nothwendige Naturbegebenheit, sondern ein wirkliches Wunder. Wer begreift nicht, daß es dem Opponenten, und zwar ex officio, gestattet seyn mußte, Einwürfe vorzubringen, welche öffentlich hören zu lassen, mit dem religiösen Dekorum schwer vereinbar scheint. Aber der Dominikaner bediente sich der ihm zustehenden Freiheit in einem so hohen Grade, daß selbst die unverfänglichsten seiner Einreden kizlich genug waren, um von einer deutschen, nicht eben sehr orthodoxen theologischen Fakultät als kezerisch verdammt zu werden. Eine derselben, und zwar keine der stärksten, hieß: „So lange eine Begebenheit noch aus dem natürlichen Laufe der Dinge erklärt werden kann, ist es unphilosophisch, ja selbst beleidigend gegen die Allmacht Gottes, zur Voraussezung von Wundern seine Zuflucht zu nehmen." Wer wird mir aber glauben, wenn ich sage, daß der Opponent alle seine Einreden, von Anfang bis zu Ende, auswendig gelernt hatte, und daß ihm, wenn er anstieß, von seinem Gehülfen, wie einem Schauspieler vom Souffleur, eingeholfen wurde? Man wird meinen, da der Opponent nicht wissen konnte, was ihm der Proponent seinerseits einwenden werde, sey ein solches Auswendiglernen eine reine Unmöglichkeit gewesen, es wäre denn, sie hätten sich ihre Behauptungen und Gegenbehauptungen zuvor mitgetheilt. Ohne zu lezterer Voraussezung meine Zuflucht zu nehmen, glaube ich, die Sache sehr natürlich erklären zu können. Auf dem gedruckten Programme war die Hauptthesis in mehr denn zwanzig Unterthesen abgetheilt und in diesen in allgemeinen Säzen die Vertheidigung, welche der Proponent vorbringen wollte, angedeutet. Die Sorgfalt, welche der Opponent anwandte, keine von seinen memorirten Einreden verloren gehen zu lassen, war so groß, daß er mehrere Male, wenn ihm wider Erwarten sein Gegner in die Rede fiel und ihn zwang, auf den gemachten Einwurf auf der Stelle zu antworten, unmittelbar darauf die abgebrochene Phrase wieder auffaßte und zu Ende brachte. Die Disputation kam nicht zum Schluß. Denn kaum war alles im besten Zuge, als es vier-und-zwanzig schlug; der Kardinal klatschte ein Paar Male in die Hände und die Versammlung war aufgehoben. Dieß Klatschen bedeutet in solchen Fällen zweierlei, den Beifall für die Disputirenden und das Zeichen zur Beendigung der Feierlichkeit.

Charade.

Erste und zweite Sylbe.

Nach uns verlangt im heißen Sommer oft
Euch Schnitter, wenn der helle Mittag brennt;
Das Weib daheim, die solch Verlangen kennt,
Schickt euch nicht leer, was ihr zu leeren hofft.

Dritte Sylbe.

So hingeworfen, wie von Malers Hand,
So stolz hinlaufend, ohne viel Verstand,
So rührend in empfindsamem Gedichte,
So edel in heroischer Geschichte,
So stark, aus Eisen einen Strick zu machen,
So reich an Fülle, selbst für Hayfischrachen.

Das Ganze.

Saht ihr verdorrtes Leben schon in Massen
Hoch schweben in der Luft, von mir gezogen?
Dann hat euch auch die Hoffnung nicht gelogen,
Ihr werdet schnell des Ganzen Deutung fassen.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 57.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 8. März 1830.

Der Abschnitt? gut. — Der Vers? fleußt wohl. — Der Reim? geschickt.
Die Wort'? in Ordnung. Nichts, als der Verstand, verrückt.

Wernike.

Der französische Improvisator Pradel.

Ich erinnere mich, daß vor mehreren Jahren ein französischer Seiltänzer in Süddeutschland herumreiste, der sich auf seinen Ankündigungszetteln premier danseur de l'Europe nannte. Der bescheidene Mann fiel mir ein, als der bekannte französische Improvisator, Eugène de Pradel, in Genf ankam und einen Zettel ausgab, aus dem ich hier nur einige Stellen, und zwar französisch, ausheben will, da sie in deutscher Uebersetzung viel von ihrem Werth verlieren. Dieser Mann nannte sich premier improvisateur français, Professeur de Poésie et de Lecture, membre de plusieurs académies et sociétés savanies, venant de Fontainebleau, où il a eu l'honneur d'improviser devant sa Majésté et LL. AA. RR. Monseigneur le Dauphin et Madame la Dauphine. Von einem seiner Contes sagt er: il a obtenu un grand succès dans les plus brillantes réunions de la capitale. Weiterhin heißt es: les procédés employés par M. Eugène Pradel, pour convaincre l'auditoire de sa franchise et de sa bonne foi sont tellement satisfaisans, qu'ils ne laissent aucun doute sur l'existance d'une faculté de l'intelligence humaine, dont il a donné seul l'exemple. In ähnlichen aufgeblasenen, affektirten und lächerlichen Phrasen ging der Zettel bis ans Ende. Hätte ihn Scribe zur Hand gehabt, als er seinen herrlichen „Charlatanisme" schrieb, so hätte er gewiß manches daraus genommen. Nun ist so viel wahr, daß man es vor Pradel in Frankreich für unmöglich hielt, in der Landessprache zu improvisiren. Warum? weiß ich nicht recht, da es dem Französischen nicht an Reimen fehlt, und überdieß in seiner Verskunst nichts gewogen, sondern nur abgezählt wird. Der Poesie-Professor gab drei Improvisations-Soiréen in Genf, in denen alles vorkam, nur keine Poesie, dafür eine Menge hübscher und galanter Wendungen, Witze, Pointen und eine bewundernswürdige Geläufigkeit, Verse und Reime aus dem Stegreif und nach vorgegebenen Endreimen zu machen. Sein Hirn ist wirklich das ungeheure Magazin einer ungeheuren Spinnfabrik von Alexandrinern. Den ersten Abend wurde ihm die Verschwörung von Cinq-Mars als Gegenstand der zu improvisirenden Tragödie aufgegeben, und die Personen bestimmt, die darin vorkommen sollten; unter andern, Ludwig XIII., Richelieu, Cinq-Mars, De Thou, Laubardemont, Anna von Oestreich, Marion Delorme. Nach fünf Minuten Ueberlegung begann Pradel wirklich sein Trauerspiel, in dem eine Menge hübscher Verse, guter Wendungen, aber durchaus keine Charakteristik, keine Farbe und keine Dichtung zu bemerken waren. Die Ausfüllung der gegebenen Endreime, welche hernach kam, war unstreitig das Beste. Pradel zeigte in diesem scheinbaren Kampf der ungleichartigsten Dinge viel Geistesgegenwart, die den Franzosen eigene, schnelle Fassungskraft und eine große Leichtigkeit in Ueberwindung prosodischer Schwierigkeiten; denn in dem Augenblick, wo ihm Gegenstände zu Chansons oder Endreime aufgegeben wurden, begann er auch seine Verse und führte sie ohne Anstand und Stocken zu Ende. Da, wo ihn die Gedanken sitzen ließen, wußte er sich mit Galanterie, be-

sonders gegen die Damen, zu helfen; was denn auch nie seinen Zweck verfehlt, selbst bei den unsrigen nicht. In einer zweiten Versammlung wurde ihm zum Gegenstand der Tragödie der Tod Karls des Kühnen von Burgund gegeben, der bekanntlich bei Murten und Grandson von den Schweizern geschlagen wurde. Es ist aber nicht zu läugnen, daß Karl, der vor Nancy von Campo-Basso meuchlerisch umgebracht worden seyn soll, ziemlich undankbar für einen tragischen Improvisator ist. Darum flocht Pradel eine endlose Liebesepisode ein, die fast die ganze Haupthandlung verschlang. Es versteht sich von selbst, daß den Schweizern in diesem Stück viel Verbindliches gesagt wird, besonders da, wo der schweizerische Gesandte, Reding, auftritt. Nachher gab er uns abermals hübsche Kleinigkeiten, Lieder, Erzählungen und Endreime zum Besten. In seiner dritten und lezten Vorstellung glückte ihm das Trauerspiel besser als vorher. Es ward ihm Colignys Tod zum Gegenstand gegeben, und er behandelte ihn wirklich mit viel Geschick. An den obligaten Komplimenten für die Franzosen fehlte es auch hier nicht. Als Besme, an der Spitze der mit Dolchen bewaffneten Mörder, zu Coligny hereindringt, ruft ihm dieser zu:

Vous portez des poignards dans ces momens d'alarmes,
Et vous êtes français!.. ce ne sont point vos armes.

Der Admiral sinkt nun unter Besme's Dolchstichen und sagt sterbend zu seinem Mörder:

Vas, Besme, ce moment.. je le vois sans effroi,
Et mon sang repandu doit retomber sur toi.
Mais que dis-je? aujourd'hui c'est le ciel qui m'ordonne
D'oublier ton forfait ... Besme, je te pardonne;
Je termine mon sort en priant pour le tien,
Et te laisse en mourant l'exemple d'un chrétien.

Diese Stelle ist wohl das Beste, was er improvisirt hat. Von seinen Couplets und Bouts-rimés führen wir von jedem Eins an, um den Lesern doch einen Begriff von der Art und Weise zu geben, wie Pradel sich darin vernehmen ließ. Auf das Wort liberté machte er sogleich folgendes hübsche Kouplet:

Lorsque j'ai franchi la frontière,
Je me suis dit: „Assurement
Dans un doux climat sa lumière
Va te frapper rapidement."
Elle a rempli mon espérance,
Et je pourrais Vous faire voir
Qu'il est bien plus facile, en France,
De la chanter que d'en avoir.

Von den Endreimen kann Folgendes angeführt werden:

Messieurs, je ne suis par si bête;
On ferait cuire un artichaud
Du feu qui brule dans ma tête:
C'est un véritable réchaud.

La femme a beau vieillir, a beau porter perruque,
Elle jase encor mieux qu'un joli perroquet:
N'eut-elle plus de dents, et fut-elle caduque,
Il lui reste encor son caquet.

Das Reimen aus dem Stegreif ist durch Pradel für einige Monate so Mode bei uns geworden, daß die Buben auf den Straßen sich Ungereimtes in Reimen zurufen. Dadurch ist das Improvisiren etwas in üblen Ruf gekommen, und man sieht ein, daß man es mit vieler Uebung und einem Magazin immer wiederkehrender Ideen, Phrasen und Wendungen wohl eben so weit wie Pradel bringen kann.

Die Sohlengruben und die Quellen von brennbarem Gas in China.

Eine sehr merkwürdige Erscheinung ist die Verbindung von Salzwerken und Strömen brennbaren Gases, die sich in der an Tibet grenzenden chinesischen Provinz Szu-Tchhouan findet. Beim Flecken Ou-Thoung-Khiao, vier Meilen ostwärts von der Stadt Yang-Kian, am Fuße des großen Berges Ou-Thoung-Chan, befinden sich auf einem Flächenraum von zehn Meilen in der Länge und vier bis fünf in der Breite mehrere Tausend Salzbohrlöcher. Jeder nur etwas wohlhabende Privatmann sucht einige Theilnehmer zu bekommen und läßt dann ein oder mehrere Löcher bohren. Die Kosten belaufen sich im Durchschnitt auf 4000 fl. Die Löcher sind gewöhnlich 15 — 1800 franz. Fuß tief und halten dabei blos 5, höchstens 10 Zoll im Durchmesser. Fast alle sind in den Fels gebohrt. Die Bohrmaschine, mittelst welcher die Chinesen in so ungeheure Tiefen dringen, so wie die Mittel, die Sohle heraufzuschaffen, sind außerordentlich einfach und wirksam. Die Sohle liefert durch Abdampfung ein Fünftheil, zuweilen ein Viertheil Salz; das Salz ist sehr scharf. Zur Abdampfung bedient man sich großer gegossener Kufen, die fünf Fuß im Durchmesser halten und nur vier Zoll tief sind. Der Salzkuchen, der die Gestalt der Kufe hat, wiegt über 200 Pfund.

Das Merkwürdigste ist nun aber, daß häufig diese Bohrlöcher zugleich Quellen von brennbarem Gas sind. Hält man, wenn der volle Sohleneimer aufgezogen wird und nächstens zum Vorschein kommt, eine Fackel an die Mündung, so entzündet sich jenes Gas und bildet eine zwanzig bis dreißig Fuß hohe Feuergarbe, welche leicht das Schutzdach des Brunnens in Brand stecken kann; dieß kam schon durch Unvorsichtigkeit oder Bosheit der Arbeiter vor. Es gibt Brunnen der Art, aus denen man gar keine Sohle schöpft, die aber so viel Gas liefern, daß man damit die Sohle aus benachbarten Bohrlöchern fortwährend abdampfen kann. So sieht man bei Thsee-Lieou-Tsing in einem Thal vier Löcher, die Anfangs Wasser gaben, aber seit

etwa zwölf Jahren versiegt sind. Man bohrte dann, um wieder Wasser zu bekommen, über 3000 Fuß tief, jedoch vergeblich. Dagegen sah man eine Säule brennbarer Luft, welche eine Menge schwarzer Theilchen mit sich führte, herausstreichen, und die Luft strömt noch fortwährend mit einem Geräusch aus, das sehr weit gehört wird. Ueber der Mündung von zweien dieser Löcher hat man ein sechs Fuß hohes steinernes Gewölbe gebaut, damit man die Luft nicht in Brand stecken könne. Vor kurzer Zeit hat sich dieser Unfall ereignet; das Feuer pflanzte sich sogleich nach innen fort und es erfolgte ein Schlag, der den Boden erschütterte, gleich einem Erdbeben. Man meinte, das Feuer löschen zu können, indem man Koth, Steine und Wasser in die Oeffnung schüttete, und diese Mittel helfen auch gewöhnlich, wenn die Luftsäule nicht stark ist; dießmal aber ging es nicht, und man sah sich genöthigt, auf eine Anhöhe über dem Bohrloch so viel Wasser zu bringen, daß es eine Art See bildete; man ließ nun diesen rasch in die Oeffnung ab und so gelang es, den Brand zu löschen. Die Kosten beliefen sich auf 15,000 fl., was in China gar nicht wenig ist.

Diese Quellen von brennbarer Luft werden nun zur Heitzung und Beleuchtung sämmtlicher Salzwerke in der Nähe benuzt. Bambusröhren leiten das Gas überall hin, wo man es braucht; am Ende befindet sich ein Ansatz von Thon, damit sie nicht anbrennen. Ein einziges Bohrloch heizt über 300 Kessel; das Feuer ist außerordentlich stark und die Kessel werden in wenigen Monaten unbrauchbar. Das Gas wird auch zur Beleuchtung der Straßen und der großen Hallen oder Küchen verwandt. So liefert hier die Natur eine vollständige Beleuchtungsanstalt, wie wir sie in unsern Städten nur mit Mühe künstlich schaffen. Alles Gas kann nicht verbraucht werden; der Ueberschuß wird zur Saline hinausgeleitet und brennt hier in drei großen Feuergarben. Der Boden ist brennend heiß, sogar im Januar sind daher die Arbeiter halb nackt. Winters graben die Armen, um sich zu wärmen, den Sand einen Fuß tief auf, zünden das Loch an und setzen sich umher.

Diese seltsame Verbindung von Salzwasser mit brennbarem Gas läßt sich allein daraus erklären, daß die Salzschichten mit Steinkohlen abwechseln; auch findet man wirklich beim Bohren leztere sehr häufig. Es gibt in der Gegend mehrere Steinkohlengruben; sie enthalten vieles Gas und man darf darin keine Lampen brennen. Die Bergleute leuchten sich kümmerlich mit einem Gemisch von Sägespänen und Resina, das ohne Flamme brennt.

Die Sohlengruben und Kohlenmienen geben in dieser Gegend außerordentlich vielen Menschen Beschäftigung; manche reiche Privatleute besitzen hundert Bohrlöcher und mehr.

R o m a n z e.

Bei dem Glanz des stillen Mondes
Fährt auf lindbewegter Welle
In das Meer hinaus die holde,
Wunderholde Arabelle;
Ohne daß die Abendfrische
Ihre Liebesgluten kühlet,
Die des Maurenkönigs Tochter
Für den Christenhelden fühlet. —
Noch von dem Geliebten träumt sie,
Als schon, ohne Gegenwehre,
Ihre Barke sich ergeben
Einer spanischen Galeere;
Und vor dessen Führer neigt sich
Arabella nun, beklommen,
Spricht: Ich war schon früher Sklavin,
Eh' gefangen ich genommen.

Ludwig Robert.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Englisches Kalenderwesen. Statistische Angaben aus dem neuen Volkskalender.

Zu einem ersten Berichte im neuen Jahr schickt sich wohl nichts besser, als einige Nachricht von unserm neuen Kalenderwesen. Wohl in keinem aufgeklärten Lande hielt sich der alte Kalenderschlendrian länger aufrecht, als bei uns; der Nation, die sich par excellence die civilisirteste nennt, tischte man noch immer astrologische und andere marktschreierische Quacksalbereien in dem ausgebreitetsten aller Volksbücher, und dieß „auf höhere Autorität," nämlich die der alten Corporation der Stationers Company, auf. Hier zeigt sich Ihnen wieder ein schönes Beispiel von den Folgen des bei manchen alten Staatsweibern unserer Tage noch so beliebten Monopol- und Restaurationssystems. Die brittischen Minister entdeckten nämlich schon gar früh verborgene Goldschichten in der Kalenderregion, aus welcher das köstliche Erz mit wenig Mühe in den Schmelzofen der Schatzkammer gebracht werden konnte, und daher bewilligte das Parlament, das immer bereit war, sich des Volkes anzunehmen und dasselbe zur Herbeischaffung des edeln Metalls recht thätig arbeiten zu lassen, den Ministern schon im neunten Regierungsjahre der Königin Anna zwei Pence Abgabe auf jeden Kalender; die ehrwürdige Kompagnie erhielt das Verkaufsrecht, und das Volk zahlte um so lieber ein Paar Pence mehr, da ihm nun die Wetterprophezeihungen, geheime Deutungen und Anderes der Art mit allerhöchstem Privilegio übergeben wurden. Unter der Regierung Georgs II. bewilligte das Parlament eine fernere Abgabe von zwei Pence; doch unter dem hochseligen Könige Georg III. kannte seine Großmuth keine Grenzen, und zu vier verschiedenen Malen erhöhte es die Stempelabgabe, so daß wir gegenwärtig, nur um den Zeitlauf der Tage zu ersehen, einen Schilling und drei Pence oder etwas über 7¾ Gran Gold dem Schatze einliefern müssen. Das Stempeldepartement befand sich und befindet sich noch wohl dabei, und die Stationers Company eben so bei ihrem Monopole, da sie für London allein nicht weniger als dreizehn verschiedene Kalender verfertigen ließ, unter welchen Francis Moore's Almanach wegen

des darin enthaltenen Aberglaubens gar großes Aufsehen machte; für die Grafschaften im Innern des Landes wurden acht andere fabrizirt. Die monopolistische Gesellschaft rückte aber in ihren Kalendern nur mit den Jahren, aber nicht mit der Zeit fort, bis endlich ein anderer antimonopolistischer Verein, der den Namen „Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse" trägt, und unter der wirksamen Leitung zweier Männer, Namens Henry Brougham und Lord John Russel, steht, im Jahre 1828 auf den sonderbaren Gedanken gerieth, mit den alten Perrücken in die Schranken zu treten, der Regierung ebenfalls die Stempelabgabe zu sichern und zu versuchen, ob sie nicht dem Volke für sein Geld etwas Vernünftigeres liefern könnte. So erschien denn der erste gute Volkskalender zu London im Jahre 1828 und fand reißenden Absatz; die Monopolisten wütheten gegen die Neuerer, die in den Augen jener eben solche Revolutionärs waren, wie die Guizots, Cousins, Constants und Perriers heut zu Tage den kurzsichtigen Blicken eines restaurirten französischen Kirchendignitars erscheinen. Jene Neuerer fanden aber bald, daß ein Kalender, troz der hohen Abgabe an die Regierung, dennoch verhältnißmäßig wohlfeil seyn müsse, um Absaz zu erhalten, und daß sie den gewöhnlichen Preis von 2½ Schilling nicht übersteigen dürfen, was ihnen aber anderseits unmöglich machte, eine so große Masse nützlicher Aufsäze zu liefern, als sie gewünscht hätten. Sie beschlossen daher, eine Theilung der Arbeit einzuführen und dem Almanach einen Kollegen unter dem Titel Companion to the Almanach zu geben, so daß nun der Zeitenweiser und sein Trabant das Publikum fünf Schillinge (drei Gulden) kosten; für diesen Preis erhält dasselbe aber auch eine Masse nützlicher Mittheilungen, die es vor wenig Jahren vergeblich für fünf Pfund Sterling gesucht haben würde. Besonders aber hat sich der Companion die Gunst selbst der unterrichteten Klassen zu erwerben gewußt, und da sogar die Regierung zur Vertheilung in die Staatsbureaus dieses Jahr 1500 Exemplare kaufen ließ (eine fast beispiellose Erscheinung): so wird Ihnen eine flüchtige Analyse des dießjährigen Inhalts dieser jährlich verjüngt wiederkehrenden kleinen Volksschrift vielleicht nicht überflüssig erscheinen. Dieselbe hat vier Abtheilungen; in der ersten finden sich äußerst werthvolle Aufsäze über die Zeitrechnung sämmtlicher Völker des Alterthums und unserer Zeit, und über mannigfaltige Naturerscheinungen auf unserer Erdkugel; besonders wären der neunte und zehnte Aufsaz über Ebbe und Fluth und die Naturbeschreibung des Wetters sogar einer Stelle in manchen Philosophical transactions nicht unwerth. Die zweite Abtheilung ist chronologischen und statistischen Gegenständen gewidmet; einige Data aus diesen statistischen Nachweisungen dürfen ihres Interesses wegen nicht übergangen werden. So wird die Geschichte einer einzigen Sparbank in der hiesigen Hauptstadt gegeben, die uns zeigt, welch ein Schaz von Sittlichkeit und Besonnenheit noch unter den mittleren und geringeren Klassen der Hauptstadt anzutreffen ist, troz der marktschreienden Klagen über fortwährende sittliche Verschlimmerung unserer Zeit. Jene Sparbank wurde am 10. Februar 1817 eröffnet; das bei ihr bis Ende 1818 eingelegte Kapital betrug 12.540 Pf. Sterl. Dieß hat sich nun in 10 Jahren, mit dem Schlusse von 1828, auf das Zwanzigfache, nämlich auf 251.133 Pf. gehoben, die das Eigenthum von 8467 Personen sind. 4558 Individuen hatten nicht über 20 Pf., 2360 Personen nicht über 50 Pf., 1038 nicht über 100 Pf., 304 nicht über 150 Pf., 120 nicht über 200 Pf. und 87 über 200 Pf. stehen; von dieser Zahl bilden nach meiner Berechnung die dienenden Klassen, welche bei ihren Herrschaften, außer Lohn noch Nahrung, Obdach und in den meisten Fällen auch Kleidung erhalten, $\frac{17}{100}$; selbstständige Handwerker und Kleinhändler $\frac{27}{100}$; Arbeiter und Träger, in Diensten Anderer, $\frac{3}{100}$; minderjährige Personen $\frac{4}{100}$; endlich Wittwen, Elementarschullehrer, Matrosen und Militärs $\frac{14}{100}$. Das Institut der Sparbanken, einer der größten Erfindungen der Menschenliebe unserer Zeit, scheint aber überhaupt sowohl im hiesigen Lande, als in ganz Europa noch in seiner Kindheit zu seyn, und zuvörderst muß das Gift des Lotteriewesens aus Deutschland und allen Ländern geschafft werden; ohne diesen Schritt bleiben Schulen, Sparbanken, Predigten und gute Volksbücher nur halbe Arbeit. Kehren wir zu unserm Companion zurück. Auf eine Liste der griechischen Kaiser, der mohamedanischen Besizer des griechischen Thrones und der herrschenden Fürsten Europa's folgt eine aus den Weimarschen geogr. Ephemeriden entlehnte Angabe der Anzahl der Juden in allen Welttheilen; beiläufig gesagt, höchst unvollständig; ihre Anzahl im brittischen Reiche wird daselbst auf 12,000 geschäzt, während die dreijährigen Mortalitätstabellen der lezten Jahre in ihren sechs hiesigen Synagogen oder Gemeinden, nach dem Verhältnisse von 1 zu 52½, eine Zahl von 17,986 für die hiesige Hauptstadt und Umgegend ergeben. Die gesammte Anzahl der Juden in Großbritannien wird in einer vor Kurzem hier erschienenen Flugschrift auf 27,000 geschäzt. Nächst diesen Angaben über das auserwählte Volk erhalten wir statistische Nachweisungen über die Sträflinge in der Milbank penitentiary oder Musterzuchtanstalt vom Jahre 1828. So vortrefflich diese Anstalt auch ist, findet sie doch nicht den allgemeinen Beifall beim Publikum, den sie verdiente. Es ist aber nur die Kostspieligkeit der Unterhaltung derselben, nach einem Anfangs irrig angelegten Plane, die mit Recht mißfällt, nicht die auf Besserung des Gefangenen selbst und seiner Sittigung nach erstandener Strafzeit hinzielenden Anordnungen; es ist dieß ebenfalls ein großer, in allen Ländern mehr oder minder zur Ausführung gebrachter Gedanke unsers jezt lebenden Geschlechts, den wir unsern Nachkommen als ein Erbgut und Zeugniß hinterlassen, daß ihre hingeschiedenen Vorfahren besser waren, als böse Geister unsere Zeit und den in ihr regen Ideenkreis schildern wollen. Von den 696 Sträflingen, welche das Haus im Jahre 1828 enthielt, wurden 83 wegen guten Betragens der königlichen Gnade empfohlen, und erhielten sie; 43 empfingen wegen besonders guter Aufführung nach längerer Zeit ihre Freiheit und die nach dem Reglement der Anstalt ihnen zuerkannte Prämie; acht Andere hatten ebenfalls vollgültigen Anspruch, leisteten aber Verzicht darauf. Mir selbst sind zwei Individuen, ehemalige Sträflinge, bekannt, die nach erlerntem Handwerke und erlangter Freiheit als rechtliche Männer ihr Brod verdienen, und jezt jährlich zur Erhaltung jener Anstalt selbst ihre Guinee als Ertrag aus dem Fache, das sie dort erlernt hatten, beitragen; jene Anstalt besizt wohl kein Kapital, das ihr schönere Zinsen trüge.

(Die Fortsezung folgt.)

Berichtigung.

In dem Gedichte Heidenthum von G. Pfizer in Nr. 51 des Morgenblatts sind die Zeilen S. 202 Sp. 1 Z. 29 ff. mit einem Fragezeichen zu lesen:

Doch wenn der Jugend Rose verrauchet,
Selige Götter alternd vergehn,
Wird, der das Lied in die Lüfte hauchet,
Ueber dem Loos der Vergänglichkeit stehn?

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 58.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 9. März 1830.

Sie können sterben! Aber ich, Verworfner,
Ich kann nicht sterben! Ach, das furchtbarste Gericht
Hängt schreckenbrüllend ewig über mir.

Schubart.

Sinnbilder von Gustav Pfizer.

Der ewige Jude.

Erhebe deine trägen Wellen,
Du mattbewegter Strom der Zeit!
Laß sie zum Haupt des Berges schwellen
Aus ihrer dumpfen Niedrigkeit!
Daß sie auch mich, auch mich berührten
Mit rascher wechselvoller Fluth!
O daß sie dorthin mich entführten,
Wo man vom langen Harme ruht!

Ich steh' gebannt schon tausend Jahre
Auf dieses Berges öder Höh';
Schon damals waren bleich die Haare,
Jetzt ist's, ich fürcht', ein ew'ger Schnee.
In Gram will oft der Geist ermatten,
Da weckt auf's neu' ihn Angst und Graus;
Der todte Tag wirft seinen Schatten
Noch vorwärts riesenhaft hinaus.

Oft steh' ich düster und ersinne,
Zu meiner Pein, die höchste Zahl,
Und rechne mir es zum Gewinne,
Wenn ich ihr Eine Stunde stahl.
Das was begann, das muß auch enden,
Und, der gestreut der Jahre Saat,
Muß einmal seine Schnitter senden,
Wo mir auch die Befreiung naht.

Da murmelt's aus dem tiefen Grunde
Bedenklich zu mir auf den Spruch:
„Du kennst das Räthsel nicht der Stunde,
Du kennst nicht deinen eignen Fluch!
Die Wellen, welche abwärts fließen,
Beherrscht des ew'gen Kreises Pflicht,
Und den, den Gottes Mund verstoßen,
Berühren seine Engel nicht."

Längst von der jungen Welt verlassen,
Gefürchtet halb und halb gehöhnt!
Zu tief im Elend, um zu hassen,
Der Liebe sanfter Macht entwöhnt!
Ein Fels, in seine Nacht versunken,
Vom Druck der alten Jahre stark!
Vom Wachen wie betäubt und trunken,
Und zehrend von des Fluches Mark!

Wenn die Jahrhunderte sich häufen,
Wird nie am alten Zauberbaum
Die süße Frucht des Wahnsinns reifen,
Daß ich das Weh vergäß' im Traum?
Wenn sich mir nah'n die Truggestalten:
Ziehn Geisterhände mich empor,
Und meinem starren Auge halten
Ein gräßlich waches Bild sie vor.

Vergessen sind des Vaters Züge,
Der Mutter schönes Angesicht!
Erinn'rung äfft mit einer Lüge
Das Auge, doch sie täuscht es nicht. —
— Hab' ich nicht auch ein Kind begraben? —
Ein sterblich Weib hat es gesäugt! —
Ich, über Zeit und Tod erhaben,
Ich habe keinen Wurm erzeugt!

Und von der Menschheit durch die Scheide
Der Zeit getrennt und Riesenschmerz —
Ich leihe doch noch Einem Leide,
Ein Thor wie vormals, dieses Herz.
Wie aus der Brust hinausgehalten
Und dienend einem fremden Wahn,
Sieht es verkümmerte Gestalten
Mit einem Rest von Mitleid an.

Und wer sie sind, um welche Trauer
Die lang erstarrte Brust erweicht,
Und mich ein übermächt'ger Schauer,
Als schaute ich mein Bild, beschleicht? —
Sie sind von meines Volkes Stamme,
An Einer Fahne haltend treu;
Das Elend ist auch ihre Amme,
Auch ihre Zeit ist längst vorbei!

Zum Siege zog voran die Wolke
Durch Wüsten, hell im Purpurschein;
Sie leuchtete dem frohen Volke
In seiner Väter Land hinein;
Von Gottes heil'gem Lichte glühend,
Erglänzte Mose's Angesicht;
Die Nationen zeugten fliehend:
Erfüllt wird, was Jehovah spricht.

Mit Segen hat der Gott der Thronen
Auf Davids Herrlichkeit geschaut;
Er hat gewürdiget zu wohnen
Im Haus, von Salomo erbaut.
Er will nicht mehr sein Volk besitzen,
Er hat sich von ihm abgekehrt;
Er hat mit seiner Allmacht Blitzen
Sein eignes Heiligthum zerstört.

Doch weicht nicht von dem Herrn der Sklave,
Und wenn Er zürnend sie verläßt:
Sie greifen in das Schwert der Strafe
Und halten ewig an Ihm fest.
Nach der Weissagung ringt der Glaube
Aus dem zerriß'nen Leib empor;
Sie rücken, schon das Haupt im Staube,
Dem Himmel die Verheißung vor.

Mühselig zwischen den Verächtern,
Genügend altererbter Pflicht,
Erstehn die Reihen von Geschlechtern —
Sie welken nur, sie blühen nicht.
Ihr Loos hat überall gewonnen,
Und fragt die Welt nach ihrem Glück —
So ist ihr Gold in Staub zerronnen
Und Armuth bleibet ihr Geschick.

Gewährung wollen sie erzwingen
Dem, was vielleicht schon lang erfüllt;
Verzweifelnd das Geschick verjüngen,
Wenn schon ein neuer Plan enthüllt.
Sie sammeln ein die reichsten Garben,
Und bleicher Kummer ist ihr Lohn;
Denn an der Güter Quelle darben
Lernt von dem Vater früh der Sohn.

In alle Länder, rastlos, tragen
Sie ihre Noth und ihre Pein;
In frischer Völker Jugend ragen
Wie Grabruinen sie herein;
An's bängste, ärmste Daseyn heften
Sie sich in knechtischer Geduld,
Mit des Instinktes Riesenkräften
Verweigernd längst verfallne Schuld.

Doch glücklich sie! sie dürfen rasten!
Der Tod vertheilt nach gleichem Recht
Des alten Fluches Centnerlasten
Abwägend auf ein ganz Geschlecht.
Es wird des Tagewerks Beschwerde
Der müden Väter Schaar entrückt;
Es ruht auf ihnen leicht die Erde,
Weil sie das Leben schwer gedrückt.

So dürfen wechselnd sie vererben
Des Lebens Last, den süßen Tod;
Es färben mit Geburt und Sterben
Sich ihre Tage weiß und roth.
Und Ich . . . .! verstummet schnöde Klagen!
Ein starr Gesetz gilt in der Welt;
Und diesen Fluch — wer könnt' ihn tragen,
Wenn er von meinem Haupte fällt?

Doch schau' ich bang empor zum Himmel
Und blicke nach des Meeres Höh'n;
Ich träum' in farbigem Gewimmel
Die Flaggen meines Volks zu seh'n.
So theil' ich selbst ein thöricht Hoffen,
Und jeder Morgen höhnend spricht:
Ist denn der Himmel noch nicht offen?
Dein Volk — kommt es noch immer nicht?

———

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.
Nach Cuvier.

(Fortsetzung von Nro. 55.)

Die Resultate von Platos Forschungen über Weltseele und Materie finden sich im Timäus, einem ziemlich schwer verständlichen, aber sehr interessanten Buche, weil es die älteste auf uns gekommene Schrift eines griechischen Philosophen über die Naturwissenschaften ist.

Das Gespräch beginnt damit, daß Critias etwas erzählt, was ein alter Priester von Sais, einer Stadt in Niederegypten, die in Griechenland für Cecrops Vaterstadt galt, dem Solon erzählt haben soll. Jener Priester erzählte, Sais sey vor 10,000 Jahren durch eine attische Kolonie gegründet worden. Seit jener Zeit haben sich zahlreiche Ueberschwemmungen ereignet und alle Menschenwerke zerstört; in diesen Stürmen sey allein Egypten verschont geblieben, und habe daher auch noch seine alten Geschichtsbücher. Es braucht keiner Erwähnung, wie abgeschmackt die Annahme ist, daß ein Land, das sich kaum über den Spiegel des Meeres erhebt, bei einer Ueberschwemmung, wodurch höhergelegene Länder unter Wasser gesezt wurden, verschont geblieben sey. Aber man findet hier wieder, wie überall, die dunkle Sage von großen Erdrevolutionen. Hieher gehört auch die Geschichte von der im Wasser versunkenen Atlantis, und man fände sicher noch mehr Spuren dieser Sage, wenn nicht Plato die ursprüngliche Tradition absichtlich mit Zuthaten von seiner Erfindung ausgeschmückt und dadurch entstellt hätte. Wenn er von den Kriegen der Einwohner jener Insel, von ihrer Verfassung u. s. w. spricht, so überläßt er sich wohl blos seinem Hang zur Dichtung, und alles dieß ist schwerlich seine Ueberzeugung.

Nachdem Critias mit seiner Geschichte zu Ende ist, nimmt Timäus das Wort und entwickelt eine weit höhere Weltansicht. Die Welt, sagt er, ist von der Gottheit gemacht worden; sie ist zugleich das Werk des Sohns, der sie gebildet, und des Vaters, der das Urbild dazu gegeben hat. Als der Geist, der von Ewigkeit her war, die Materie durchdrang, die selbst keinen Anfang gehabt hat, entstand aus ihrer Mischung die Weltseele. Die Welt hat also das Prinzip ihrer Bewegung in sich; sie hat übrigens auch alle wesentlichen Charaktere organischer Körper, sie ist ein wahres Thier. Nach Timäus existirte also die Materie vor der Schöpfung, und dieß war im Allgemeinen die Ansicht aller alten Philosophen, sogar derer, die an eine von der Welt unterschiedene Gottheit glaubten. Die Substanz aller Körper, fährt der Pythagoräer fort, ist zusammengesezt aus vier Elementen: Luft, Erde, Feuer und Wasser. Die Eigenschaften, welche jedes dieser Elemente besizt, rühren von der Gestalt seiner kleinsten Theile her, die beim Feuer Pyramiden, bei der Erde Würfel, beim Wasser achtseitige (Octaëder), bei der Luft zwanzigseitige Körper (Icosaëder) vorstellen. Jeder dieser Körper zerfällt wieder in vierseitige Körper (Tetraëder), so daß am Ende das ganze Universum aus dreiseitigen Pyramiden besteht. Diese Ideen haben eine auffallende Aehnlichkeit mit den Grundsätzen, auf denen unsere gegenwärtige Lehre von der Krystallbildung beruht. Ueberhaupt gibt es fast kein wissenschaftliches Prinzip, das die Alten nicht auf solche Weise gleichsam zum voraus errathen hätten. Es ist aber wohl zu merken, daß diese Prinzipien die Wissenschaften nur dann gefördert haben, wenn sie Schlußfolgen der Erfahrung und unmittelbaren Beobachtung waren; so oft man dergleichen von vorne herein aufstellte, haben sie sich von jeher durchaus unfruchtbar erwiesen. Endlich kommt Timäus auf den psychologischen und physiologischen Theil seiner Lehre; denn diese beiden Reihen von Erscheinungen, die uns heutzutage so bestimmt unterschieden scheinen, trennt er noch nicht. Wir bemerken hier überhaupt, daß vor Aristoteles die allergrößte Verwirrung in der Wissenschaft herrschte. Dieser wundergroße Mann war der erste, der an eine Eintheilung der menschlichen Kenntnisse dachte und sie zuerst in seinen Werken versuchte. Gott hatte die Weltseele geschaffen, indem er in den unförmlichen, materiellen Stoff für sich bestehende ewige Ideen brachte; aus dem Ueberbleibsel der Mischung bildeten sich die Seelen der organisirten Wesen, die sich zur Weltseele verhalten, wie die Tröpfchen, die an einem Gefäße hängen, zu der Flüssigkeit, die darin enthalten ist. Die menschlichen Seelen wurden auf den verschiedenen Planeten vertheilt; diejenigen, denen die Erde als Wohnplatz zufiel, befanden sich in einer Art von Prüfungsstand. Die niedern Götter hatten das Geschäft, sie mit Körpern zu bekleiden, deren sie zuvor nicht bedurften. Der Mensch hat drei Seelen bekommen: die vernünftige, die empfindende, endlich die grobe oder Pflanzenseele. Die vernünftige Seele wohnt im obersten Theil des Körpers, damit sie dem Himmel näher sey, aus dem sie stammt. Der Kopf, ihr Wohnplatz, ist rund geschaffen nach dem Bilde der Welt. Die empfindende Seele wohnt in der Brust; ihr Hauptsitz ist das Herz. Durch ihr Ungestüm würde sie über die vernünftige Seele herrschen wollen; um diesem vorzubeugen, ist ihre gegenseitige Verbindung mittelst des schmalen Halses erschwert worden. Die grobe, mit materiellen Dingen beschäftigte Seele wohnt im Unterleib. Die beiden leztern Seelen haben jede einen Aufseher: die Lungen, welche durch die Luft, die in sie dringt, erfrischt werden, sind neben das Herz gelegt; die Leber liegt in der Nachbarschaft des Magens, des Hauptsitzes der groben Seele, und in der Nähe ist auch die Milz, welche die

Unreinigkeiten ableitet, die ihn in seinen Verrichtungen stören würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., 1. März.

Armenunterstützung bei der strengen Kälte. Vorträge über Kälte.

Die ungeheure Kälte, wenn schon an sich ein negatives Prinzip, war gleichwohl die Triebfeder aller gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Thätigkeitsäußerungen während des verflossenen Monats. — Die äußerste Noth, worin der seit vielen Wochen bereits mit fast unerhörter Strenge anhaltende Winter die unvermögenden Klassen in der Stadt und Umgegend versezte, konnte bei dem bekannten Wohlthätigkeitssinne der Frankfurter Einwohnerschaft nicht unberücksichtigt bleiben. Mit dem Anfange des vorigen Monats traten daher mehrere Anstalten ins Leben, welche jene Noth zu lindern bezweckten. So wurden Lokale im Versorgungshause, im polytechnischen Vereine und in einem Privathause zu Sachsenhausen eröffnet, wo man Jedem, der sich meldete, warme, nährende Speise unentgeldlich verabreichte und wo es ihm noch überdieß gestattet war, im wohlgeheizten Zimmer nach Belieben zu verweilen. Es hat in der ersten Hälfte des Februars Tage gegeben, wo in jenen Lokalen mehr als 3000 Portionen ausgetheilt wurden. Die Kosten für diese Speise- und Wärmeanstalten, so wie für die unterschiedlichen, nicht unbeträchtlichen Holzvertheilungen an Bedürftige in der Stadt, wurden größtentheils durch Unterzeichnungen aufgebracht. Daneben hatte der Senat eine Summe von 2000 fl. zu eben diesem Behufe bewilligt; so wie denn auch ein von unserm Operndirektor, Kapellmeister Guhr, im rothen Hause veranstaltetes Konzert und ein vom Cäcilienvereine im Weidenbusche gegebenes Oratorium, wovon die Einnahmen dem nämlichen Zwecke überwiesen wurden, nicht unbedeutende Beiträge lieferten. Im Ganzen mögen für diese Zwecke wohl gegen 16.000 fl. eingegangen und verwendet worden seyn. — Die bedeutendsten Vorträge, die wir während dem Februar im physikalischen Vereine vernahmen, betrafen ebenfalls die Kälte und verknüpften so das absolute Interesse der Wissenschaft mit dem relativen Interesse des Augenblicks. So sezte in der lezten Generalversammlung dieses Vereins Dr. A. Clemens, erster Vorstand desselben, seine Beobachtungen über den Einfluß der Kälte auf den animalischen Organismus fort. Kälte, sagte er unter andern, ist immer, obwohl ein höchst mächtiger, durchdringender, doch nur negativer Reiz, und entspricht daher der Nachtseite des Lebens. Der Einfluß der Kälte bringt demnach überall Neigung zum Schlaf hervor. So bei Fußmärschen im kalten Winter, wo, wenn man dieser Neigung nachgibt, Schläfrigkeit, Einschlafen, Scheintod und, wird dieser nicht gehoben, Tod durch Erfrieren entsteht. Kälte, als negativer Reiz, mindert ferner überall das zu starke Hervortreten der Sensibilität, die zu große Thätigkeit des Gehirns und der Nerven. So bei Somnambülen, die durch einen plözlichen Kälteeindruck aus dem magnetischen Schlaf in den gewöhnlichen zurückkehren; so bei Nervenfieberkranken, wo Eisüberschläge auf den Kopf die Delirien beruhigen und für Momente Ruhe schaffen. Aber die Kälte wirkt neben ihrem allgemeinen Einfluß auf den ganzen Organismus auf jedes einzelne Organ noch besonders und mit einer diesem eigenthümlichen Wirksamkeit. Eine ihrer merkwürdigsten Aeußerungen in dieser Hinsicht ist der Winterschlaf der Thiere.

(Der Beschluß folgt.)

London, Februar.

(Fortsezung.)

Geburts- und Sterbelisten von London. Todtenschau.

In der Reihe nüzlicher Nachrichten des Companion folgt nun eine Angabe des Werthes der gangbarsten Gold- und Silbermünzen aller Länder mit ihrem Feingehalte nach englischen und französischen Eintheilungen, so wie eine populäre, recht schäzenswerthe geschichtliche Abhandlung über die Einführung des großartigen Systems des Maßes, Gewichts u. s. w. im neuen Frankreich; dieser merkwürdige Sieg der Wissenschaft wird wohl unsern heutigen Sehnsüchtlern nach der lieben alten Zeit der Mißbräuche und Ignoranz auch als ein revolutionäres Produkt erscheinen, das je eher je lieber den vormaligen babylonischen Provinzialmaßen weichen müßte. Gelangen wir nun zu den Geburts- und Sterbelisten der Hauptstadt. Die neueste Angabe dieses wichtigen statistischen Punktes ist von dem Rechnungsjahre 13. December 1827 bis zum 12. December 1828. Die Zahlen lauten: Geburten 26.545, nämlich männliche 13.360, weibliche 13.185; Sterbefälle 21.709, und zwar männliche 11.112, weibliche 10.597. 6389 Personen oder $29\frac{1}{100}$ von hundert starben unter dem Alter von 2 Jahren, und 100 Personen erreichten das in unserm Himmelsstriche gewöhnliche höchste menschliche Alter an 90 bis 100 Jahren; folglich erreichte dasselbe nur Einer unter 217 Personen. Glauben Sie aber ja nicht, daß jene Angaben irgend einen Anspruch auf Genauigkeit machen können. Sie sind vielleicht die unvollkommensten dieser Art in Europa. Unter den Geburten werden eigentlich nur die in den Pfarrkirchen und Pfarrkapellen getauften Kinder verstanden; nun gibt es aber mehrere protestantische Sekten, deren Anhänger gar gute Bibelchristen sind und dennoch nicht taufen, wie z. B. die in der Hauptstadt so zahlreichen und geschäzten Quäker. Viele aus dem Volke, besonders die Dissenters, lassen ihre Kinder aus Nachlässigkeit nicht taufen, weil sie gesezlich hiezu nicht verpflichtet sind. Die vielen hieraus entstandenen Nachtheile, besonders in Rechtsfällen, bei Erbschaften 2c., veranlaßten endlich die Prediger aller Dissentergemeinden der Hauptstadt, ein eigenes Registrirungsbureau in Red Croß Street zu errichten. Die Sterbelisten sind zwar etwas vollständiger, aber auch hier zeigt sich wiederum die Eigenthümlichkeit unserer hiesigen gesellschaftlichen Einrichtungen. Könnte es Ihnen wohl träumen, daß die Führung dieser in staatspolizeilicher Hinsicht so wichtigen Angelegenheit den Händen von alten Frauen aus den ärmsten Klassen anvertraut ist? Und dennoch verhält es sich wirklich so. Nach den Gesezen darf in den Kirchspielen von London keine Leiche ohne vorhergegangene Todtenschau, bei schweren Strafen und Gefahr der Wiederausgrabung, beerdigt werden. Da aber das Gesez über die Eigenschaften und das Geschlecht der Personen, die solche Todtenschau vorzunehmen haben, tiefes Stillschweigen beobachtet, so kamen die vormaligen Kirchenväter oder Kirchspielherren Londons auf den glücklichen Einfall, statt ärztliche oder polizeiliche Beamte hierzu zu bestellen, denen ein Gehalt hätte angewiesen werden müssen, das ganze Geschäft alten Wittwen oder Muhmen von Todtengräbern, Kirchthürhütern, Balgentretern u. s. w. als eine Gnade zu überlassen, weil sie dadurch aus den Armenlisten wegkommen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 59.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 10. März 1830.

Wie sauer wird es doch den Schranzen allen,
Daß sie nicht auf dem glatten Estrich fallen!

Piron.

Festlichkeiten zu Madrid im Jahr 1722, bei Gelegenheit der Vermählung des Prinzen von Asturien mit Mademoiselle de Montpensier, der Tochter des Regenten.

Die lezte Lieferung der authentischen Memoiren des Herzogs von St. Simon enthält die sehr interessante Erzählung seiner Reise nach Spanien, wohin er im Oktober 1721 als außerordentlicher Gesandter geschickt worden war, um ihre katholischen Majestäten wegen der doppelten Verbindung des Königs mit der Infantin und des Prinzen von Asturien mit Mademoiselle de Montpensier zu bekomplimentiren. Es läßt sich denken, daß ein Mann wie St. Simon diese schöne Gelegenheit zu Beobachtungen aller Art nicht unbenüzt ließ. Unter der Masse merkwürdiger Notizen über spanische Geschichte und Sitten, heben wir folgende Stellen aus, die, neben dem allgemeinen, ein Zeitinteresse haben. Die Leser werden vielleicht nicht ungerne die Festlichkeiten, welche 1722 in Madrid stattfanden, mit denjenigen vergleichen, welche hundert Jahre später Ferdinand VII. zu Ehren seiner Vermählung veranstaltet hat.

Ihre katholischen Majestäten, mit dem Prinzen und dem ganzen Hof, waren der Prinzessin nach Lerma entgegengegangen und hier wurde die Trauung vollzogen. Hören wir nun St. Simon.

* * *

Des Königs Betpult stand dem Altar gegenüber, nicht weit von den Stufen, gerade wie der Betpult des Königs zu Versailles, jedoch näher am Altar, mit zwei Kniepolstern neben einander. Die Kapelle war leer von Hofleuten. Ich stellte mich neben des Königs Kniepolster, außen an den Rand des Teppichs, und bekam hier mehr Zeitvertreib, als ich erwartet. Der Kardinal Borgia stand im Priesterornate rechts am Altar, das Gesicht gegen mich gewandt, zwischen zwei Almosenieren, die ein großes Buch aufgeschlagen vor ihm hielten, und lernte seine Aufgabe. Der gute Prälat kam mit dem Lesen nicht fort; er gab sich gar viele Mühe, las laut und ganz verkehrt. Die Almoseniere wiesen ihn zurecht, er wurde böse und schmälte sie, fing wieder an, wurde wieder zurechtgewiesen und gerieth immer mehr in Zorn, bis er sich gegen sie kehrte und sie am Chorhemd schüttelte. Ich lachte, was ich konnte, denn er merkte nichts, so vertieft war er in seine Lektion. Die Hochzeiten werden in Spanien nach dem Mittagessen gefeiert und die Feierlichkeit beginnt, wie bei der Taufe, an der Kirchthüre. Der König, die Königin, der Prinz und die Prinzessin langten an mit dem ganzen Hofe, und der König wurde laut gemeldet. „Sie sollen warten!“ rief der Kardinal zornig; „ich bin noch nicht fertig.“ Sie hielten wirklich stille und der Kardinal fuhr in seiner Lektion fort, und war röther als seine Mütze und außer sich vor Aerger. Endlich machte er sich auf an die Thüre und dort dauerte es ziemlich lange. Aus Neugier wäre ich auch gerne hingegangen, hätte ich nicht meinen Plaz hüten

wollen. „Ich kam dadurch um einen Spaß, denn der König und die Königin kamen lachend und schwatzend zu ihrem Betpult, und der ganze Hof lachte mit. Je weiter hier der Kardinal in der Ceremonie kam, desto ärger wurde es: er wußte nicht, wo er war, noch was er that; seine Almoseniere hatten nichts zu thun, als zurechtzuweisen und zu deuten, und er pustete vor Zorn gegen sie, so daß der König und die Königin sich vor Lachen nicht zu halten wußten, und alles, was Zeuge war, desgleichen. Den Prinzen und die Prinzessin, die jedes auf einem Polster zwischen dem Betpult und dem Altar knieten, sah ich nur vom Rücken, aber den Kardinal, der in der Verlegenheit gräßliche Gesichter schnitt, von vorne.

Mitten in dieser Ergötzlichkeit, die der Kardinal den Anwesenden zum Besten gab, entging mir nicht, wie ausnehmend zufrieden König und Königin damit waren, daß diese Verbindung jetzt zu Stande kam. Als die Handlung, die nicht gar lange gedauert hatte und während welcher Niemand kniete, als König und Königin, und, wo es seyn mußte, die beiden Verlobten, zu Ende war, erhoben sich II. katholischen Majestäten und traten an die untere linke Ecke ihres Fußteppichs zurück, und sprachen etwa ein gutes Credo lang leise miteinander, worauf die Königin blieb, wo sie war, und der König zu mir an den Platz kam, wo ich die ganze Handlung über gestanden hatte. Der König hatte die Gnade, mir folgendes zu sagen: „Mein Herr, ich bin in jeder Hinsicht so wohl mit Ihnen zufrieden, und besonders mit der Art, wie Sie sich Ihrer Botschaft an mich entledigt haben, daß ich nicht umhin kann, Ihnen Beweise meiner Zufriedenheit, meiner Achtung und Freundschaft zu geben. Ich ernenne Sie zum Granden von Spanien erster Klasse, Sie und welchen von Ihren beiden Söhnen Sie wollen spanischen Granden seyn lassen, und ihren ältesten Sohn mache ich zum Ritter des goldenen Vließes.“ Alsogleich umfaßte ich ihm die Knie und suchte ihm meinen Dank auszudrücken und wie sehr ich wünsche, mich der Gnaden, die er huldvollst auf mich häufe, durch meine treue Anhänglichkeit, meine unterthänigsten Dienste und die tiefste Ehrfurcht würdig zu erzeigen. Drauf küßte ich ihm die Hand und wandte mich dann, meine Kinder rufen zu lassen; es dauerte einige Augenblicke, bis man es ihnen gesagt hatte und sie kamen, und in dieser Zeit wiederholte ich meine Danksagungen. Als sie kamen, rief ich dem jüngern und hieß ihn des Königs Knie umfassen, denn er überhäufe uns mit Gnaden und mache ihn und mich zu Granden von Spanien. Als er wieder aufstand, küßte er dem König die Hand, und dieser sagte zu ihm, was er gethan, habe ihm Freude gemacht. Drauf stellte ich ihm den ältern vor, damit er sich für das Vließ bedanke; er verbeugte sich blos sehr tief und küßte ihm die Hand. Als dieß geschehen war, ging der König zur Königin und ich mit ihm nebst meinen Kindern. Ich verbeugte mich sehr tief vor der Königin, dankte ihr für mich insbesondere und stellte ihr dann meine Kinder vor, den jüngern zuerst, den ältern zulezt. Die Königin empfing uns sehr gütig, sagte uns tausenderlei Verbindliches und sezte sich dann mit dem König in Bewegung, mit ihnen der Prinz, der die Prinzessin an der Hand führte; wir begrüßten sie im Vorbeigehen und sie begaben sich in ihre Zimmer zurück. Ich wollte ihnen folgen, wurde aber von der Menge, die sich glückwünschend um mich drängte, gleichsam weggerissen. Ich bemühte mich, jeglichem nach Gebühr, allen aber so höflich als möglich zu antworten. . . . .

Ich speiste mit allen Franzosen von Gewicht bei dem Herzog del Arco, der uns eingeladen hatte, zu Nacht. Das Souper war nach spanischer Manier; aber das vortreffliche Oel hielt uns für andere Speisen, an die wir nicht gewöhnt waren, schadlos; dazu kam der vortreffliche Wein von Mancha. Der Wein und das Oel, wie sie die großen Herrn auf ihren Gütern für sich bereiten lassen, sind ganz einzig, und zeugen laut gegen die Trägheit des Volks, das vom nämlichen Gewächse Zeug zu Tage fördert, das man nicht riechen kann. Man trug auch kleine hochrothe Schinken auf, die sogar in Spanien sehr selten sind; sie werden blos beim Herzog del Arco und zwei andern Herrn bereitet, und zwar von Schweinen, die in einer Art kleiner Parks gezogen werden, welche voll Buschwerk sind, wo alles von Vipern wimmelt, von denen sich die Schweine allein mästen. Das Essen dauerte lang, es war sehr reichlich, gut und prächtig; man war voll guter Laune und Artigkeit. Von Tisch begaben wir uns sämmtlich in die Zimmer des Königs, woselbst bereits alles zum Ball gerüstet war. Ihre Majestäten und Hoheiten ließen nicht lange auf sich warten und die Königin eröffnete den Ball mit dem Prinzen von Asturien. Der Nuntius, Maulevrier und ich saßen in einer Fenstervertiefung auf unsern Tabourets zu. Ich aber kam auf dem meinigen gar nicht zur Ruhe, so viele Menuets und Contretänze mußte ich mitmachen. Ich hatte ein entsezlich schweres Kleid an, und von der ewigen Bewegung an diesem und dem vorigen Tage war ich sehr müde geworden. Aber es war das Vermählungsfest, es hatte mir mehr eingetragen, als ich nur hätte wünschen können, und so war es ja auch m e i n Fest; es wäre nicht artig gewesen, hätte ich etwas ausschlagen wollen. Der Ball war sehr heiter, ohne daß darum der Hoheit und Würde etwas vergeben ward. Er dauerte bis gegen zwei Uhr nach Mitternacht. Nur der Nuntius, Maulevrier und ich saßen, denn kein anderer Gesandter war in Lerma erschienen; der Herzog von Abrantes, Bischof von Cuenca, stand, so wie ein anderer Bischof aus der Nachbarschaft. Zwei Suffraganbischöffe *in partibus* von Toledo und der Großinquisitor, die der Trauung ohne priesterliche Funktion angewohnt hatten,

waren von Anfang bis zum Ende auf dem Ball, in Chorhemd und Mäntelchen, und ihre Mütze in der Hand.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

(Fortsetzung.)

Auf dieses seltsame physiologische System folgt, so zu sagen, der zoologische Theil des Buchs. Timäus fragt nach der Ursache der Verschiedenheit in der Gestalt der Thiere und entwickelt nun das System der Pythagoräer über die Seelenwanderung; bei der ersten Verwandlung werden leichtsinnige und ungerechte Männer zu Weibern; bei der zweiten werden sie in Thiere verwandelt, und zwar nach dem Grade ihrer Schuld in Vögel oder vierfüßige Thiere; die schuldvollsten, die nicht mehr werth sind, die Luft zu athmen, werden zu Fischen. Aus diesen aufeinanderfolgenden Verwandlungen erklärt Timäus die Aehnlichkeit zwischen Thieren verschiedener Klassen; diese Aehnlichkeit rührt nicht allein davon her, daß alle eine ähnliche Seele haben, sondern auch daher, daß jedes in seinen gegenwärtigen Zustand etwas vom vorigen herüberbringt. Die Seele der Pflanzen (man darf nicht vergessen, daß dieses Wort an sich nichts bedeutet, als einen innern Grund der Bewegung) wacht für ihre Erhaltung, ihr Wachsthum, ihre Reproduktion. Außer dieser Pflanzenseele haben die Thiere die empfindende, der Mensch allein hat auch eine vernünftige Seele. So ist also im Timäus schon ganz deutlich auf das hingewiesen, was wir jezt organisches, animalisches und intellektuelles Leben nennen. Indessen kann man dieß so eigentlich nicht Wissenschaft nennen, wenigstens ist es Wissenschaft a priori, wie es von einer Metaphysik wie Platos nicht anders zu erwarten war. Wenn die Kenntnisse des Menschen bloße Erinnerungen sind, so kann er nur dadurch, daß er sich von der äußern Welt absondert, sie wieder zu gewinnen hoffen; auf dem Wege des Nachdenkens, nicht der Beobachtung muß er die Wahrheit suchen. Man sieht leicht ein, daß bei einer solchen Verfahrungsweise die platonische Schule den Naturwissenschaften keine großen Dienste leisten konnte; ja sie war denselben sogar schädlich, sofern sie bis auf einen gewissen Grad die Verbreitung der Lehren des Aristoteles hinderte. Ohne Zweifel entwickelt Plato im Timäus, mit Ausnahme einiger offenbar allegorischen Stellen, seine eigene Lehre. Die Fiktionen, die in verschiedenen Büchern des Philosophen vorkommen, rühren theils von seinem Hange zur Dichtung, theils daher, daß er gewisse Lehren, die er nicht ohne Gefahr hätte schlicht und einfach vortragen können, verschleiern mußte. Troz dieser Vorsicht wurde Plato, gleich Anaxagoras und Sokrates vor ihm, der Gottlosigkeit angeklagt; er brachte sich aber glücklicher durch und lehrte zu Athen bis ins hohe Alter. Er starb 81 Jahr alt, 348 vor Chr.

Aristoteles wurde der Nachfolger seines Lehrers Plato. Bevor wir aber eine Skizze von den Leistungen des großen Aristoteles entwerfen, die in der Geschichte der Wissenschaften eine so denkwürdige Epoche bilden, wollen wir noch einiger seiner Vorgänger erwähnen, von denen zu sprechen wir bis jezt nicht Gelegenheit fanden. Sie gehören theils keiner besondern Sekte, theils jener Familie der Asklepiaden an, die, wie oben erwähnt, die Wissenschaften rein praktisch trieben. Von jenen haben wir besonders Herodot und Xenophon zu erwähnen.

Herodot, der älteste prosaische Schriftsteller, dessen Werke auf uns gekommen sind, wurde zu Halycarnassus in Carien ums Jahr 484 geboren. Er war ein großer Reisender: er bereiste einen Theil des Orients, Egypten und Griechenland, und in seinen Schriften finden wir die ersten bestimmten naturgeschichtlichen Angaben. Das egyptische Krokodill und verschiedene andere Thiere dieses Landes hat er recht gut beschrieben. Auch vom Nilpferd spricht er; was er aber davon angibt, ist weniger richtig. Aristoteles hat diese Beschreibungen benuzt, ja sie hie und da fast wörtlich angeführt.

Xenophon hat sich noch mehr mit Naturgeschichte abgegeben. Er war 445, d. h. fünfzehn Jahre nach Sokrates geboren, dessen Schüler er war und dessen Vertheidigung (Apologie) er schrieb. Er war Soldat und Staatsmann, nahm am berühmten Zuge der 10,000 Griechen Theil, die der jüngere Cyrus zu Hülfe gerufen hatte, und befehligte nach dem Tode der Hauptanführer das kleine Heer auf seinem Rückzuge nach Griechenland. Außer der Geschichte dieses Zugs haben wir von ihm verschiedene moralische und historische Bücher; aber am interessantesten ist für uns sein Werk über die Jagd (Kynägetica), das er in der Absicht schrieb, der griechischen Jugend Geschmack an dieser nüzlichen Uebung beizubringen und sie dadurch im Frieden für den Krieg abzuhärten. Wir finden in diesem Buche Bemerkungen über gewisse Thiere, die man anderswo vergeblich suchen würde. Er spricht von den verschiedenen Raçen der Jagdhunde, von zwei Hasenarten, die im Peloponnes vorkamen; er beschreibt die verschiedenen Sorten Wildpret, die Schlupfwinkel der wilden Thiere, ihre Listen, wodurch sie der Verfolgung entgehen, endlich ihre Vertheidigungsmittel. Ohne dieses Buch wäre ein Umstand, der für die Zoologie von großer Wichtigkeit ist, bloße Vermuthung, nämlich, daß gewisse Thiergeschlechter damals in Klimaten gewohnt haben, in denen man sie heutzutage nicht mehr antrifft. Zu Xenophons Zeit lebten in Macedonien und den nördlichen Provinzen Griechenlands Löwen, Panther, Chakals und noch mehrere Arten, die jezt nur noch in Afrika vorkommen.

Jezt haben wir noch einiger Schriftsteller zu erwähnen, deren Forschungen Aristoteles benutzen konnte und die beide der Familie der **Asklepiaden** angehören: **Hippokrates** und **Ctesias**. Wie wir bereits erwähnt, ist Hippokrates nicht der Verfasser aller der Schriften, die seinen Namen führen; sicher aber verdankt ihm diese herrliche Sammlung, die man als die Quintessenz der Forschungen der Asklepiaden betrachten kann, am meisten. Er wurde zu Cos im Jahr 460 v. Chr. geboren und starb in Thessalien, fast 100 Jahre alt. In diesem langen Leben konnte er mit Sokrates, Plato, sogar Aristoteles in Berührung kommen, welch lezterer am Hofe des Königs von Macedonien lebte, als er selbst wegen des Perdiccas Krankheit hinberufen wurde. Von dem Leben dieses berühmten Arztes hat man übrigens sehr wenig sichere Nachrichten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., 1. März.

(Beschluß.)

Vorträge über Kälte.

Ueber den Winterschlaf der Thiere verbreitete sich Dr. A. Clemens im physikalischen Vereine mit besonderer Ausführlichkeit, berichtete dabei die Versuche von Spallanzani und die, welche Flourens an der kleinen Haselmaus veranstaltet hatte und aus denen hervorgeht, daß die Kälte durch ihren Eindruck auf die Respirationsorgane, und mittelst dieser auf den Blutumlauf, jene Erstarrung hervorzubringen scheint. — In eben demselben Vereine vernahmen wir noch einen andern, nicht minder zeitgemäßen Vortrag von Dr. Bögner über strenge Winter, namentlich in Deutschland. Die den Gegenstand betreffenden meteorologischen Angaben gehen bis in das erste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung zurück und zeugen sowohl von des Vortragenden unermüdlichem Fleiße, wie von seinen gründlichen Kenntnissen im Fache der Witterungskunde. Nach einigen vorgängigen Bemerkungen über die Wichtigkeit meteorologischer Studien, vornämlich in nationalwirthschaftlicher Hinsicht, zog Dr. B. die Schwierigkeiten in Erwägung, welche sich bis zur Epoche der Erfindung der Thermometer den betreffenden Beobachtungen in den Weg gestellt hatten. Erst von dieser Epoche an haben sich jene Beobachtungen mit der erforderlichen Genauigkeit anstellen lassen, wogegen bis dahin die Intensität der Kälte nur nach ihren Wirkungen zu ermessen gewesen sey. Das aber, was hierüber die gleichzeitigen Schriftsteller berichten, klinge oft so fabelhaft, daß man gerechtes Bedenken tragen müsse, denselben Glauben zu schenken. So erzählen z. B. die byzantinischen Geschichtschreiber und nach ihnen Briet, Lenglet-Dufresnoy u. m. a. von der Kälte des Jahres 763 Dinge, die man, mit den neuerlichen, zuverlässigen Erfahrungen verglichen, keineswegs auf deren Versicherung so geradehin annehmen dürfe. In diesem Winter nämlich, wo die Kälte bereits im Oktober angefangen und bis zum Februar des folgenden Jahres angehalten habe, soll das schwarze Meer auf eine Strecke von 100.000 Schritten von den Küsten Thraciens abwärts gefroren gewesen seyn, das Eis aber die ungeheure Dicke von dreißig Ellen gehabt haben. Da nun dieses Eis noch überdieß mit zwanzig Ellen tiefem Schnee bedeckt war, so habe das Ganze eine kompacte Masse oder Kruste von fünfzig Ellen gebildet, die, als Thauwetter eintrat, in ungeheure Stücke zerborst, welche die Strömung durch den Bosphorus vor Konstantinopel vorbei nach der Propontis trieb und von da weiter durch den Hellespont nach dem Archipelagus, wo solche gleich Inseln herumschwammen. — Dr. B's. sehr interessanter Vortrag ist ganz mit meteorologischen Thatsachen angefüllt, gestattet mithin keinerlei Auszug.

London, Februar.

(Beschluß.)

Leichenschau. Steinkohlenzufuhr.

Haben nun die alten Weiber ihre Bestallung erhalten, so nehmen sie alsbald den offiziellen Titel searchers, Untersucher, an; kein undertaker, d. h. die Mobilienhändler, welche Leichenbegängnisse besorgen — ich habe diese Heuchler in einigen Familien Thränen vergießen sehen, daß man hätte schwören sollen, sie wären zu Beneficialerben eingesezt worden — darf den Sargdeckel schließen lassen, bevor nicht unsere alten Frauen ihre Schau gehalten haben. Sie erscheinen, gewöhnlich ein Pärchen, gucken der Leiche ins Gesicht, schütteln den Kopf, bisweilen betasten sie auch wohl den Hals, ob sich hier kein Schnitt finde, und nach einigen halbverstohlenen Fragen bei der ersten besten Hausmagd über den Namen und das Alter des Verstorbenen ziehen sie wieder ab und reichen ihr Certificat dem Parish beadle ein. Gesezlich können sie nur zehn Pfennige fordern; von den mittlern Klassen erhalten sie jedoch gewöhnlich zwei Schillinge oder eine halbe Krone; in reichen Familien werden ihnen fünf Schillinge gereicht. Die Angaben dieser alten, armen und unwissenden Frauen bilden nun die Grundlage zu allen staatspolizeilichen und statistischen Daten über die Mortalität unserer Hauptstadt. Nur das Mary le Bone-Kirchspiel im westlichen Theile der Stadt, ohne Zweifel das reichste Kirchspiel der Christenheit, hat vor einiger Zeit den von einem so stupiden Systeme unzertrennlichen Mißbräuchen durch Anstellung ärztlicher Personen gesteuert. Sieben Achttheile der Hauptstadt verharren indeß noch beim alten Schlendrian, und die Regierung hat an andere Dinge als an solche Kleinigkeiten zu denken. So viel über diesen Zweig unserer Medizinalpolizei. Nächst jener Geburts- und Sterbeliste enthält der Companion eine Tabelle über die Zufuhren der Steinkohlen (unser einziges Brennmaterial) in die Hauptstadt seit 1801; in jenem Jahre war die Zufuhr bei einer Bevölkerung von 818.129 Seelen 859.738 Chaldrons (ein Chaldron ist etwas über 36½ Berliner Scheffel); im Jahre 1828, bei einer muthmaßlichen Bevölkerung von 1,278.000 Einwohnern, 1.541.011 Chaldrons. Der Verbrauch hat demnach seit 27 Jahren nicht unbeträchtlich zugenommen, was aber vorzüglich dem großen Anwachse der Fabriken in der Hauptstadt, so wie der seitdem eingeführten Dampfschiffahrt zugeschrieben werden muß. Im Ganzen lieferten die Kohlengruben im Innern in dem 28jährigen Zeitraume der Hauptstadt 32.580.515 Chaldrons; wir würden dieses unentbehrliche Produkt um die Hälfte wohlfeiler erhalten können, lebten wir nicht in diesem freien Lande unter dem Drucke schwerer Monopolien, welche die großen Eigenthümer der Kohlenbergwerke durch das Parlament vom Volke zu erpressen gewußt haben. Im nächsten Briefe sprechen wir vom Patentwesen, der neuen Londoner Polizei u. s. w.

Beilage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 60.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 11. März 1830.

Die Fortschritte der neuen Welt sind vorzüglich darum so erstaunlich, weil sie gerade in den neusten Richtungen des Zeitgeistes, auf welche die Blicke der Völker am meisten gerichtet sind, Europa vorausgeeilt ist und voraus-eilen wird.

Chateaubriand.

Etwas über Zeitungen in Großbritannien.

Sieht man sich nach einem charakteristischen Unterschied zwischen den Kindern des Volkslebens, den Zeitungen, in der Hauptstadt und im Innern des Landes um, so stellt sich die Unfruchtbarkeit des leztern schon dem ungeübten Auge auf den ersten Blick dar. Außer den vielen einfachen Blättern, Zwillingen und Drillingen, die London wöchentlich zur Welt bringt *), gebiert sie täglich noch dreizehn Geisteskinder, nämlich sieben am Morgen und sechs des Abends, wogegen im ganzen Königreiche England, und man denke nur an Städte wie Liverpool, Manchester, Leeds, Birmingham u. s. w., keine einheimische Zeitung unter einem und demselben Titel mehr als einmal wöchentlich erscheint; nur die alte Stadt Canterbury wartet, der Himmel weiß warum, ihren Einwohnern mit ihrer „kentischen Zeitung“ zwei Mal in der Woche auf. Wie sehr ist auch hierin die junge Tochter, Amerika, mit ihren acht Millionen weitzerstreuter Bauern der alten Mutter vorausgeeilt! Wir mit unsern vier-und-zwanzig Millionen Lesern besitzen nur 306 Zeitungen, worunter die Hauptstadt allein dreizehn, und das redselige Irland vier täglich erscheinende Blätter erzeugt; wogegen die Zahl der Zeitungen in Nordamerika, mit seinen 10½ Millionen freier, auf eine Oberfläche von 108,000 Quadratmeilen zerstreuter Leser, 800 übersteigt, unter welchen 50 täglich erscheinen, was auf einen sechs Mal größern Absaz der Zeitungen in Amerika als in Großbritannien hinweist. Und welch größere Masse von Intelligenz enthalten im Allgemeinen die Blätter der neuen Welt, als unsere brittischen, mit etwaiger Ausnahme einiger zwanzig Blätter im ganzen Reiche! Der Unterschied ist eben so groß als der zwischen der Botschaft eines Präsidenten der Vereinigten Staaten bei Eröffnung des Kongresses und der Thronrede eines Königs von England in der ersten Parlamentssitzung. Jener wahrhaft bewundernswürdige Vorsprung Amerikas hat aber einzig und allein in der Abwesenheit der Taxen seinen Grund, die hier so drückend auf dem Zeitungswesen lasten. Sämmtliche Blätter, dort wie hier, ziehen ihren Hauptvortheil aus den Privatanzeigen; hier in England erhebt der Staat von jeder Anzeige ohne Unterschied, und wenn sie nur eine Zeile einnimmt, 5½ Schilling (2 fl.). Eine Anzeige von zehn Linien in einer englischen Zeitung kostet 13½ Schilling (7 fl. 30 kr.), in Amerika nur 2½; die Folge davon ist, daß, während im leztern Lande jährlich zwischen zehn und eilf Millionen Anzeigen eingerückt werden, in ganz Großbritannien die Zahl 970,000 nicht übersteigt; daß in Amerika die Erscheinung einer Zeitung ein Gewinn versprechendes Unternehmen, in England ein sehr gewagtes ist; daß in Amerika jeder Gewerbtreibende, jeder Geschäfts- und Handelsmann seine Dienste auf eine für ihn nützliche und zugleich wohlfeile Weise dem Publi-

*) Im Anfange dieses Jahres erschienen zu London täglich sieben Morgenblätter, sechs Abendblätter, vier Blätter wöchentlich drei Mal, sechs Blätter zwei Mal, zwei-und-dreißig ein Mal, unter welchen vierzehn Sonntagsblätter sind.

kum anbieten kann, was Gewerbe und Handel befördert, wogegen bei uns jeder nicht sehr wohlhabende Geschäftsmann sich vor einem so kostspieligen Mittel hütet. Zu den besten Kunden unserer Zeitungen in dieser Hinsicht gehören die sogenannten Puffers, wie z. B. Charles Wright mit seinem Champagner, Rowland mit seinem Macassar-Oel und Bärenfett, Warren mit seiner Stiefelwichse; im Range vor ihnen stehen aber noch die Medikamentenhändler Londons; diese senden ihre Anzeigen hauptsächlich an die Provinzialblätter, und ein Mann, dessen Angabe zuverläßig ist, versicherte mich, daß er für manches dieser Häuser jährlich bis dreitausend Pfund Sterling an die Redaktionen ins Innere für Anzeigen übersendet habe. Nächst diesen kommen die Buchhändler; so ist mir ein Verleger bekannt, der in einem Jahre an eine Abendzeitung fünfzehnhundert Pfund Sterling für Einrückungsgebühren zahlte.

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

(Fortsetzung.)

Aus den Werken des Hippokrates sieht man, daß er viele Reisen gemacht hat; in Egypten scheint er indessen nie gewesen zu seyn. Man erzählt, er habe die glänzenden Anerbietungen des Perserkönigs abgelehnt und sich ganz seinem Vaterlande gewidmet; auch soll er Athen von einer verheerenden epidemischen Krankheit befreit haben; es war dieß aber wohl schwerlich die große Pest i. J. 430; denn Thucydides, der diese unglückliche Zeit beschrieben hat, sagt nichts von Hippokrates, der doch damals wohl gerade in seiner höchsten Blüthe stand.

Hippokrates ist so bekannt, daß wir seine ausgebreitete Kenntniß der Krankheiten, seinen Scharfsinn in Beobachtung ihrer Symptome nicht zu preisen brauchen. Im Gebiete der eigentlichen Heilkunde ist er fast immer bewundernswürdig groß, dagegen in allem Anatomischen so schwach, daß man sich wundern muß. Er erscheint in diesem Punkte noch weiter zurück als Plato; wenigstens fällt seine Unwissenheit mehr auf, weil er sich nothwendig weitläuftiger darüber auslassen muß. Manche seiner Irrthümer rühren sichtbar von mangelhafter Beobachtung her, andere aber sind völlig aus der Luft gegriffen, so z. B. was er von den Blutadern vorbringt. Er spricht von einer Ader, die von der Stirne an die Vorderseite des Arms läuft, von einer andern, die von der Seite des Kopfes an die Hinterseite des Arms geht. Hier ist von einem Ende zum andern alles falsch; und doch richtet er sich nach dieser vorgeblichen Vertheilung der Blutgefäße beim Verordnen der verschiedenen Aderlässen; denn nach ihm hängt die Wahl des Orts der Aderlässe von den Zeichen der Krankheit ab. Hippokrates betrachtete das Gehirn als einen schwammigten Körper, dessen Geschäft es ist, die Feuchtigkeiten des Körpers einzusaugen. Von den Nerven hatte er gar keine Kenntniß, und wenn das Wort Nerve in seinen Schriften vorkommt, so meint er damit die Sehnen und die Bänder. Zu seiner Zeit war es in Griechenland fast unmöglich, sich über den innern Bau des Menschen nur einigermaßen zu belehren. Einen Todten in einer andern Absicht zu berühren, als ihm die lezte Ehre zu erweisen, hätte für eine gräßliche Entweihung gegolten. In Egypten begünstigte zwar die Sitte des Einbalsamirens auf einen gewissen Grad das Studium der Anatomie, aber Hippokrates hatte dieses Land nie besucht. Indessen versäumte er nicht, sich so viel Kenntnisse zu erwerben, als ohne wirkliche Leichenöffnung nur möglich war. Chirurgische Operationen und die Behandlung von Knochenkrankheiten gaben ihm wohl nicht selten Gelegenheit, Beobachtungen über den Knochenbau anzustellen. Daher kommt es, daß er in diesem Kapitel der Anatomie sich noch am wenigsten von der Wahrheit entfernt.

Hippokrates Physiologie steht nicht viel höher als seine Anatomie: sie gründet sich größtentheils auf die Theorie von den vier Elementen und ihren Eigenschaften, dem Warmen und Kalten, Trocknen und Feuchten. Es ist ein von vorn herein ersonnenes, rein aus der Luft gegriffenes System. Sobald aber von Krankenbehandlung die Rede ist, zeigt sich der große Beobachter und man findet Bemerkungen über den Einfluß des Klimas, der Jahreszeiten, der Nahrungsmittel, die so richtig als scharfsinnig sind.

Ctesias war, wie Hippokrates, ein Asklepiade, aber von dem Zweige, der zu Rhodus haußte. Er hatte den Zug der Zehntausend mitgemacht, war in Gefangenschaft gerathen und Arzt des Artaxerxes geworden, an dessen Hofe er sich siebzehn Jahre aufhielt. Bei seiner Rückkehr nach Griechenland machte er eine Geschichte von Persien und Assyrien bekannt, die er aus den Archiven von Ekbatana gezogen haben wollte, und eine Nachricht von Indien, die gleichfalls den persischen Schriftstellern entlehnt war. In lezterem Werke, von dem uns Photius nur wenige Bruchstücke aufbehalten hat, findet man verschiedene naturgeschichtliche Angaben. Es ist darin vom Elephanten die Rede, von dem die Griechen erst seit Alexanders Zügen etwas wußten; vom Papagei, und wie leicht dieser Vogel Worte aussprechen lerne; endlich vom Bambus, den er als ein Rohr beschreibt, das so dick sey, daß zwei Männer es kaum umspannen können. Uebertreibungen sind indessen nicht die einzigen Fehler; diese Schrift wimmelt von abgeschmackten Geschichten; doch darf man nicht alle außerordentlichen Angaben darin für ganz ersonnen halten, denn manche gründen sich auf entstellte Sagen oder falsch ausgelegte Symbole. Als Beispiel des leztern kann die Geschichte vom Mantieor dienen, einem Thiere mit einem Löwenkopf, einer dreifachen Reihe von Zähnen und einem

Skorpionschwanz. Offenbar hat hier Ctesias das symbolische Wesen, das er auf den Denkmälern von Persepolis abgebildet gesehen, als ein wirkliches Thier beschrieben. Seine Beschreibung vom Einhorn gründet sich auf eine Abbildung des Rhinoceros, die auf jenen Bildwerken häufig vorkommt. Auch wo eine wirkliche Beobachtung entstellt ist, erräth man nicht selten die Wahrheit: so sieht man leicht, daß nicht Oel, sondern Naphta auf gewissen Seen schwimmt, daß einige Flüsse zu gewissen Zeiten nicht Ambra sondern Gummilak führen. Ebenso erklärt sich die Geschichte von den Insekten und Blumen, die purpurroth färben, von den wilden gehörnten weißen Eseln u. s. w. Doch stößt man auch auf völlig grundlose Fabeln, die keine Erwähnung verdienen. Indessen haben sich diese Fabeln, die wohl noch weit mehr Eingang fanden, als die wahren Schilderungen in dem Buche des Ctesias, fast in alle spätern Bücher geschlichen und sie verunziert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Festlichkeiten zu Madrid im Jahr 1622, bei Gelegenheit der Vermählung des Prinzen von Asturien mit Mademoiselle de Montpensier, der Tochter des Regenten.

(Beschluß.)

Nach der Trauung zu Lerma kam der ganze Hof nach Madrid zurück und nun begannen die Festlichkeiten, und zwar am 15. Februar mit einer Illumination und einem Feuerwerk auf dem Platz vor dem Pallast. Die Illuminationen sind in Spanien ausnehmend schön und die Feuerwerke geben ihnen nichts nach. Sie dauern über eine Stunde, gewöhnlich noch länger, in der größten Fülle, wobei beständig Landschaften, Jagden und prächtige Architekturstücke mit einander abwechseln. Die herrlichen, zahllosen, dicht nach einander steigenden Raketen, die Feuerströme und Feuercascaden, alles das dauert in Einem Zuge, ohne die mindeste Unterbrechung fort, so daß man nicht Augen genug hat, um Alles zu sehen. Unsere schönsten Feuerwerke sind nichts dagegen.

Einen andern Tag fand auf der Piazza Major eine äußerst galante Festlichkeit statt. Das Haus, wo ich wohnte, lag des Königs Wohnung gegenüber; von einem zum andern war eine Rennbahn zwischen zwei Schranken. Man kann sich nichts Glänzenderes, nichts Reicheres, keine schönere Anordnung denken. Der Herzog von Medina-Coeli, der Herzog del Arco und der Corregidor von Madrid hatten jeder eine Quadrille von 250 Bürgern oder Handwerkern von Madrid, alle drei in verschiedenen Masken, d. h. prachtvoll aufgepuzt mit verschiedenem Maskenschmuck, jedoch mit unbedecktem Gesicht; alle ritten die schönsten spanischen Pferde mit prächtigem Geschirr. Die beiden Herzoge, welche, gleichwie die Geschirre ihrer ganz einzigen Pferde, mit den schönsten Steinen besäet waren, trugen, wie auch der Corregidor, gewöhnliche, aber äußerst prachtvolle Kleider. Die drei Quadrillen zogen, ihre Anführer an der Spitze, die eine Menge von Edelleuten, Pagen und Lakaien begleiteten, eine nach der andern auf den Platz und hielten in der schönsten Ordnung, ohne die mindeste Verwirrung, beim Schalle der Fanfaren, den Umritt, voraus die von Medina-Coeli, dann die von del Arco, zulezt die der Stadt. Die Anführer stellten sich einer nach dem andern nach dem Umzug unter den Balkon II. katholischen Majestäten, woselbst sich der Prinz und die Prinzessin, die Infanten und ihre höchsten Offiziere befanden, während die Brigade sich gegenüber, unter dem Balkon, wo ich war, aufstellte. Von hier aus rannten sie, jedesmal zwei mit einander; am Eingange der Bahn wurde jedem zu gleicher Zeit eine große weiße Wachsfackel, die hell brannte, gereicht; darauf sezten sie sich ein Paar Schritte weit in kurzen Galopp, sprengten dann mit verhängtem Zügel die Bahn hin, unter des Königs Balkon aber warfen sie die Pferde plötzlich zurück und hielten. Bei diesem Ritterspiele kommt es darauf an, und nicht Einem mißlang es, so nebeneinander zu rennen, daß keiner um eine Linie vor dem andern voraus, noch hinter ihm zurück ist, Kopf an Kopf, Kreuz an Kreuz, wobei der Reiter die Fackel gerade, fest in der Hand, ohne sie hierhin oder dorthin zu neigen, und völlig in gleicher Richtung mit der andern, tragen und den Körper kerzengerade halten muß. Auf die erste Quadrille folgte in derselben Ordnung die del Arco's, dann die der Stadt. Jedes Reiterpaar betrat die Bahn erst, wenn das andere am Ziel angelangt war, lief dann aber sogleich ab, und so oft eines an des Königs Balkon ankam, wurde mit den Trompeten Tusch geblasen. Als das Rennen vorüber war, stellten sich die Anführer an die Spitze ihrer Truppe und hielten in derselben Ordnung, wie zuvor, ihren Umzug, worauf sie vom Platze abzogen, wie sie gekommen waren. Das Spiel war wahrhaft prachtvoll und ritterlich, und alles ging in einer Ordnung und Stille vor sich, welche den Eindruck, den der Anstand, die Gewandtheit und der Glanz machten, noch erhöhten.

Auf demselben Platz fand ein ander Mal noch ein Fest mit derselben Beleuchtung statt. Die Balkone der Häuser von fünf Stockwerken waren, wie sonst, gedrängt voll und die Dächer mit Volk bedeckt, wie auch hinten der Platz davon wimmelte, ohne daß daraus für das Schauspiel die mindeste Ungelegenheit erwachsen wäre. Es wurde ein Seegefecht zwischen einem türkischen Fahrzeug und einer maltesischen Galeere vorgestellt, welch leztere nach zweistündigem Kampf den Sieg davon trug, sich des erstern bemeisterte und es verbrannte. Das Wasser war so täuschend dargestellt, die Bewegungen der beiden Fahrzeuge so leicht, ihre Manövers so rasch und vielfältig, die Gruppen beim

Zusammentreffen und das Gefecht so lebendig, so wahr, so mannigfaltig, oft so unentscheidend für den Sieg, daß einem gar nicht mehr in den Sinn kam, es sey dieß blos ein Spiel auf trockener Erde. Das Schauspiel dauerte zwei Stunden und war fortwährend gleich anziehend; Takelwerk, Kleidung, Waffen, alles treu, nichts vergessen; das Ganze gab ein so wahres Bild von einem türkischen Schiffe und einer maltesischen Galeere, vom Seedienste, den Bewegungen der Kämpfenden, den Schiffsmanövern, daß man sich gar nicht vorstellen konnte, alles sey nur künstlich. Sogar der Wind begünstigte das Fest, denn er zerstreute den Rauch vom Gewehrfeuer und den Geschützlagen. Besonders war das Handgemenge beim Entern herrlich dargestellt; kurz dieses Gefecht erschien so wirklich, so ernstlich, daß man erst dann wußte, wer den Sieg davon tragen würde, als es wirklich aus war.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Strenger Winter. Bal paré zum Besten der Armen.

Die armen Pariser! wie streng hat sie der Winter behandelt! man hätte glauben können, man lebe in Rußland oder im nördlichen Deutschland, mit dem Unterschiede, daß man in den nördlichen Gegenden große Oefen und fest verschlossene Zimmer hat, wogegen man in Paris stets auf einen wilden, nicht aber auf einen harten Winter gefaßt ist, und sich gegen diesen gar nicht vorbereitet, daher es denn mit den Vorkehrungen gegen Zugluft und Kälte in den Zimmern schlecht bestellt ist. Zwar werden jährlich neue Erfindungen an Oefen und Kaminen gemacht, die alle mit großer Eleganz gearbeitet sind und viel Geld kosten. Die schönsten Marmorarten werden zur Bekleidung und Verzierung der Kamine gebraucht, und ganze Spiegelwände bedecken den Gang derselben; allein mit der Hitze, die man von den Kaminen erwartet, hat es noch immer nicht viel auf sich. Glücklicherweise sind die Zimmer nicht groß, die Häuser stehen gedrängt beisammen und sind daher dem Winde wenig ausgesezt, und mit Hülfe der Teppiche und gepolsterten Sitze macht man den Aufenthalt in den Sälen erträglich, und der Fuhrwerke ist eine solche Menge, daß sich zarte Personen so ziemlich vor der Straßenluft bewahren können. Allein bei solch einem Schnee und Frostwetter können auch die Pferde in Paris nicht wohl fort, und obschon es die Stadt Paris während des starken Frostes täglich ein ungeheures Geld kostete (10.000 Franken pr. Tag), um den Schnee und das Eis aus der Stadt wegzuschaffen, so blieben doch manche zu Haus, blos um ihre theuren Pferde zu schonen, und auch die Omnibus und die Fiacres wurden seltener und waren schwerer zu haben. Ein kleines Fürstenthum hätte man mit dem Gelde verwalten können, das in diesem Winter blos die Reinigung der Straßen und öffentlichen Plätze der Stadt gekostet hat. Freilich ist in Paris alles so hoch verzollt, daß für dergleichen Ausgaben stets Geld in der Stadtkasse vorhanden ist, und wenn die Pariser einerseits alles sehr theuer bezahlen, so müssen sie auch andernseits gestehen, daß man für ihre Bequemlichkeit aufs Beste sorgt, besonders seitdem die Presse frei ist und die Journale jeden Unfug, jeden Mißbrauch rügen können. Kein Beamter läßt gern in den Zeitungen sich der Nachlässigkeit und der Verwahrlosung zeihen, und mancher thut daher seine Pflicht, blos um von den freisinnigen Blättern sich keinen Vorwurf zuzuziehen. Obschon auch Gelder in Menge für die Armen bestimmt sind, so konnten sie doch in diesem Winter nicht hinreichen, weßhalb denn auch die glänzende Vorstellung an der Oper veranstaltet wurde, wovon neulich die Rede gewesen ist und die über 50,000 Franken eingebracht hat, was denn mit den vom Könige geschenkten 60.000 Franken und noch andern Geschenken von Prinzen und Reichen über 120.000 Franken betrug; aber auch dieses war bei weitem nicht genügend. So wurde denn ein Subscriptionsball ausgesonnen, wie die Engländer dergleichen zuweilen veranstalten, und hierzu auch wieder der Opernsaal gewählt. Paris hatte vielleicht noch nie einen Ball von der Art gesehen. Auf den gewöhnlichen Opernbällen, welches die größten in Paris gegebenen Bälle sind, können nach einem alten, ziemlich zwecklosen Gebrauche die Damen nur in Dominos eingehüllt erscheinen. Hier ist also an keinen Putz zu denken; ein Domino ist wie der andere, und nur die Herren erscheinen etwas geputzt. Der große Opernball, wozu der Eintritt zu 20 Franken angesezt war, sollte aber ein sogenannter Bal paré seyn, worauf keine Masken erscheinen sollten, sondern Jedermann so geputzt und geschmückt, wie möglich. Es mag also leicht der Eintritt jede Person das doppelte und dreifache gekostet haben, und hätte Jedermann dasjenige, was er zu seinem Schmucke verwendet hatte, zu dem Eintrittsgelde legen können, so hätten die Armen das Dreifache bekommen. Allein gerade die Ankündigung eines Bal paré war es, was so manche Reichern bewog, an dieser wohlthätigen Handlung Theil zu nehmen; denn in Paris, wo der von ihren Einkünften lebenden Familien so viele sind und die Glanzsucht so stark ist, bedarf es eines solchen Antriebes, um die Wohlhabenden zu bewegen, sich zu zeigen, und dann beschäftigen ja die Putzsachen eine große Menge von Arbeitern beider Geschlechter, die auch nöthig haben, in dem strengen Winter etwas zu gewinnen. Daher war es denn möglich, über 5000 Billette zu dem theuren Eintrittspreise von 20 Franken anzubringen und eine Gesellschaft zu versammeln, wie man schwerlich so bald wieder eine sehen wird. Der feierliche Abend galt eigentlich der Armuth, allein der Aufwand und die Ueppigkeit waren allein zur Schau gestellt. Den Opernsaal hatte man aufs festlichste geschmückt und mit 60 bis 80 Kronleuchtern erleuchtet, so daß ein blendendes Licht auf die 1200 Damen fiel, welche hier in den Logen und im Saale sich beisammen fanden und wovon die eine schöner und geschmackvoller, als die andere, geschmückt war. Wie viele Hände mögen wohl beschäftigt gewesen seyn, um so viel Putz, so viel Zierrathen hervorzubringen? welche Bewegungen mögen die Zurüstungen zu diesem glänzenden Abende bei den Modehändlerinnen, Coëffeurs, Juwelieren u. s. w. verursacht haben? Diejenigen, welche die Subscription ins Werk gesezt hatten, vertraten die Stelle der Ceremonienmeister während des Balls und besorgten, daß Jedermann zufrieden war. Die Erfrischungen, deren man in einem so stark angefüllten Saale zwischen 5000 Menschen wohl bedurfte, standen in Menge in Bereitschaft, als ob hier ein Fürst oder eine Stadt einen Ball gäbe. Die königliche Familie war dießmal nicht zugegen, allein die Orleans'sche Familie war da, und die liberalen Blätter haben nicht ermangelt, es besonders bemerklich zu machen, daß der älteste Sohn des Herzogs von Orleans viel getanzt und sich des Balles sehr eifrig angenommen habe, wogegen die Ultrablätter, welche der Orleans'schen Familie nicht wohlwollen, gerade weil die Freisinnigen ihr gut sind und oft von ihr sprechen, etwas hämisch über den Ball sich ausgedrückt haben. Hieran kehrt man sich aber in Paris nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 61.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 12. März 1830.

Eilt, eilt, sie sind mir dicht schon an den Fersen! —
Ich bin ein Mann des Tods, wenn sie mich greifen.

Schiller.

Mateo Falcone.

Ein korsisches Sittengemälde.

Wenn man sich von Porto Vecchio nach dem Innern der Insel Korsika wendet, so erhebt sich das Land plötzlich, und nachdem man sich etwa drei Stunden lang durch verschlungene, von mächtigen Felsstücken gesperrte und zuweilen von Schlünden durchschnittene Pfade gewunden hat, findet man sich am Saume eines weitläuftigen Mâquis, das korsischen Hirten öfter zum Aufenthalt und Leuten, die mit den Gerichten zerfallen sind, zum Zufluchtsort dient. Um sich die Mühe zu sparen, sein Feld zu düngen, zündet der korsische Landmann eine Strecke Wald an, unbekümmert, ob sich die Flamme weiter verbreite, als es gerade nöthig ist; komme was da wolle, kann er doch immer auf eine reichliche Ernte rechnen, wenn er diesen durch die Asche der Bäume befruchteten Boden besäet. Nachdem die Aehren eingebracht worden, denn das Stroh zu sammeln, gibt sich Niemand die Mühe, schießen aus den in der Erde vom Feuer verschont gebliebenen Wurzelstöcken Sprößlinge in dichten Büscheln auf, die in wenigen Jahren eine Höhe von sieben bis acht Fuß erreichen. Diese Art von Dickicht nun, aus verschiedenartigen Bäumen und Gesträuchen bestehend, die sich in einander verschlingen, wie es der Zufall fügt, nennt man Mâquis. Nur mit der Axt in der Hand, kann man sich einen Weg hindurch bahnen, und es gibt so dicht verwachsene Mâquis, daß selbst die Muflons (wilden Schafe) nicht hineinzudringen vermögen.

Wer einen Menschen erschlagen hat, braucht nur in das Mâquis von Porto Vecchio zu gehen; mit einer tüchtigen Flinte, Pulver und Kugeln versehen, mag er hier ruhig und sicher leben, nur vergesse er nicht, einen braunen, mit einer Kapuze versehenen Mantel (Ruppa) mitzunehmen, der als Decke und Matratze zugleich dient. Die Hirten verkaufen ihm Milch und Käse, und von den Gerichten oder Verwandten des Todten hat er nichts zu fürchten, außer etwa wenn er in die Stadt herabzukommen genöthigt ist, um seine Munition zu erneuern.

Mateo Falcones Wohnung lag ungefähr eine halbe Stunde von diesem Mâquis. Er war ein für dieses Land wohlhabender Mann, der vornehm, d. h. müßig, von dem Ertrage seiner Heerden lebte, welche die Hirten, eine Art Nomaden, hier und da in den Gebirgen auf die Weide führten. Ich sah ihn zwei Jahre nach der Begebenheit, welche ich hier berichten will; ich schätzte sein Alter auf höchstens fünfzig Jahre. Man denke sich einen kräftigen, aber kleinen Mann, mit krausen kohlschwarzen Haaren, einer Adlernase, feinen Lippen, großen und feurigen Augen und brauner, lederfarbiger Haut. Seine Geschicklichkeit im Schießen galt sogar in einem Lande, wo es so viele gute Schützen gibt, für außerordentlich. So schoß Mateo niemals einen Muflon mit Schrot, sondern erlegte ihn auf 120 Schritte mit einer Kugel, nach Gefallen in den Kopf oder in die Schulter. Bei Nacht bediente er sich seiner Waffen mit derselben Sicherheit wie bei Tage, und man erzählte mir folgenden Zug

von ihm, der jedem, der nicht in Korsika gewesen ist, unglaublich vorkommen mag. Ein Licht ward in einer Entfernung von achtzig Schritten hinter ein durchsichtiges Papier, etwa von der Größe eines Tellers, gestellt. Er zielte, man löschte das Licht aus, und nach einer Minute durchschoß er in völliger Finsterniß unter vier Malen, das Blatt Papier drei Mal.

Eine so ausgezeichnete Eigenschaft mußte Mateo Falcone einen großen Ruf erwerben. Er galt für einen treuen Freund und einen eben so gefährlichen Feind; übrigens war er dienstfertig, gab reichlich Almosen und lebte im Frieden mit Jedermann in der Gegend von Porto Vecchio; doch sollte er, wie es hieß, sich in Corte, woher er seine Frau geholt, auf eine sehr kräftige Weise von einem Nebenbuhler befreit haben, den man für gleich gefährlich im Kampfe wie in der Liebe hielt; wenigstens schrieb man einen gewissen Flintenschuß, der jenen Nebenbuhler traf, als er sich vor einem kleinen, am Fenster hängenden Spiegel rasirte, Mateo zu. Die Sache ward unterdrückt, Mateo hielt Hochzeit. Giuseppa hatte ihm nacheinander drei Töchter gegeben, was ihn in Wuth sezte, endlich aber gab sie ihm einen Sohn; er nannte ihn Fortunato, denn er war die Hoffnung seiner Familie, der Erbe seines Namens. Seine Töchter hatten sich gut verheirathet und der Vater konnte im Nothfalle auf die Dolche und Flinten seiner Schwiegersöhne rechnen. Der Knabe war jezt zehn Jahre alt und zeigte gute Anlagen.

An einem Herbsttage ging Mateo früh mit seiner Frau aus, um eine seiner Heerden in einem offenen Weideplatze des Mâquis zu besuchen. Der kleine Fortunato wünschte ihn zu begleiten, allein es war zu weit, und außerdem mußte doch Jemand das Haus hüten; der Vater schlug ihm seine Bitte ab und wir werden bald sehen, daß er Ursache hatte, dieß zu bereuen.

Mateo war seit mehreren Stunden abwesend und Fortunato lag ruhig in der Sonne, betrachtete die blauen Berge und dachte an den nächsten Sonntag, wo er nach der Stadt gehen und bei seinem Oheim, dem Caporale *), zu Mittag essen durfte; da wurde er plötzlich durch einen Flintenschuß aufgeschreckt. Er sprang auf und wandte sich nach der Ebene, wo der Schuß gefallen war; es fiel noch einer, rasch mehrere auf einander, näher und näher, bis endlich auf dem Pfade, der von der Ebene nach Mateos Hause führte, ein Mann erschien; er trug eine spitze Mütze, wie gewöhnlich die Bergbewohner, sein Bart war lang, er war mit Lumpen bedeckt und schleppte sich mühsam, auf seine Flinte gestüzt, fort. Ein Schuß hatte ihn so eben in der Lende verwundet.

Dieser Mensch war vogelfrei und auf seinem nächtlichen Gange nach der Stadt, wo er Pulver kaufen wollte, war er in einen Hinterhalt der korsischen Voltigeurs *) gefallen. Nach einem kräftigen Widerstande floh er, lebhaft verfolgt und sich mit Schüssen von einem Felsen zum andern vertheidigend. Allein er hatte nur einen geringen Vorsprung vor den Soldaten und seine Wunden sezten ihn außer Stand, das Mâquis zu erreichen, ehe sie ihn einholten.

Er näherte sich Fortunato und sprach: „Du bist Mateo Falcones Sohn?“ — „Ja.“ — „Und ich bin Gianetto Sangiero. Die gelben Kragen **) verfolgen mich. Verbirg mich, ich kann nicht weiter.“ — „Und was wird mein Vater sagen, wenn ich Dich ohne seine Erlaubniß verberge?“ — „Er wird sagen, Du habest wohl gethan.“ — „Wer weiß?“ — „Verbirg mich schnell. Sie kommen.“ — „Warte, bis mein Vater zurückkommt.“ — „Warten soll ich! Maledetto! In fünf Minuten sind sie hier. Eile! verbirg mich oder ich tödte Dich.“ Mit der größten Kaltblütigkeit antwortete Fortunato: „Deine Flinte ist abgeschossen und Du hast keine Kugeln mehr in Deiner Jagdtasche.“ — „Ich habe mein Stilet.“ — „Doch kannst Du auch so schnell laufen als ich?“ und mit einem Sprunge sezte er sich in Sicherheit. „Du bist nicht Mateo Falcones Sohn, wenn Du mich vor Deinem Hause ergreifen lassen willst!“ Der Knabe schien bewegt. „Was gibst Du mir, wenn ich Dich verberge?“ sagte er, näher tretend. Der Verfolgte suchte in einem ledernen Beutel, der an seinem Gürtel hing, und zog ein Fünffrankenstück hervor, wofür er ohne Zweifel hatte Pulver kaufen wollen. Fortunato lächelte beim Anblick des Geldes, ergriff es und sagte zu Gianetto: „fürchte nichts.“

(Die Fortsetzung folgt.)

*) So nennt man diejenigen, die durch ihr Vermögen oder ihre Verbindungen Einfluß haben und in ihrer Pieva oder ihrem Distrikte eine Art obrigkeitlichen Ansehens genießen. Die Korsen theilen sich nach alter Gewohnheit in fünf Kasten, nämlich: Gentiluomini, (von denen die einen Magnifici und die andern Signori sind) Caporali, Cittadini, Plebei und Fremde.

*) Die Voltigeurs sind ein, seit wenigen Jahren von der Regierung errichtetes Korps, welches gemeinschaftlich mit den Gensdarmen die Polizei handhabt.

**) Die Uniform der Voltigeurs ist ein brauner Rock mit gelbem Kragen.

Die Zeitungen und andere Institute der Stadt Boston.

Wir geben eine kurze literarische und gottesdienstliche Statistik von Boston, nach dem neuesten dort erschienenen Wegweiser, die als Gegenstück zu den in der lezten Nummer mitgetheilten Nachrichten vom Zeitungswesen in Großbritannien gelten kann.

Boston ist wohl, was Originalwerke betrifft, als die literarische Hauptstadt der Vereinigten Staaten zu betrachten, wogegen Philadelphia alle andern Städte in

der Zahl der neuen Auflagen und nachgedruckten Bücher übertrifft. Boston ist der Mittelpunkt jener besondern Meinungen und Sitten, welche den Neu-Engländer charakterisiren und die an unserer Seite des atlantischen Meeres für Eigenthümlichkeiten des Yankeeism gelten; denn der Name Yankee, den man in Europa allen Nordamerikanern ohne Unterschied beilegt, wird in den vereinigten Staaten auf die Einwohner von Neu-England beschränkt. Scharfsinn, Klugheit, Entschlossenheit, Ordnungsliebe, Kargheit, Unternehmungsgeist, Berechnungsgabe und Beständigkeit sind die Hauptcharakterzüge des wahren Yankee. Die öffentlichen Anstalten in Boston gehören zu den besten in den Vereinigten Staaten, die Banken sind die sichersten, die Zeitschriften am weitesten verbreitet, und der Handel wird geschickter geführt als vielleicht in irgend einem andern Lande. Es hat nur 70,000 Einwohner und wahrscheinlich einen ausgebreiteteren Handel als irgend eine Stadt von derselben Bevölkerung. Wenn wir auch schon wußten, daß die amerikanische Presse sehr thätig ist, so erstaunen wir doch, wenn wir hören, daß diese Stadt mit nur 70,000 Einwohnern 34 Zeitungen hat, ungefähr so viel, als in ganz Schottland herauskommen. Sechs sind Tagblätter, vier erscheinen drei Mal, acht zwei Mal und sechzehn ein Mal die Woche. Die Gesammtzahl der in einer Woche erscheinenden periodischen Blätter ist achtzig, während Liverpool, wo die Bevölkerung doppelt so stark ist, nur acht, und ganz Schottland nur fünfzig hat. Der Preis eines Tageblattes ist acht Dollars jährlich; so viel kostet ungefähr in Großbritannien ein Wochenblatt, das man hier für zwei bis drei Dollars jährlich erhält. Man sollte glauben, daß die Zeitungen da, wo sie so häufig und wohlfeil sind, alle andere periodische Literatur unterdrücken müßten; allein gerade das Gegentheil findet statt: in Boston erscheinen fünf-und-zwanzig Magazine, Reviews oder wissenschaftliche Zeitschriften. Eins dieser Journale ist für Arzneikunde, eins für Erziehung, eins für das Schauspiel, eins für Damen, eins für Moden und von den zehn, welche unter einem religiösen Titel erscheinen, haben mehrere augenscheinlich den Zweck, die Lehren besonderer Sekten zu vertheidigen. Wer kann, nachdem er diese Thatsachen vor Augen hat, noch bestreiten, daß die Amerikaner ein leselustiges Volk sind?

Man hat Boston das Paradies der Geistlichen genannt und es scheint diesen Namen wohl zu verdienen; es ward früher als eine der Hauptvesten des Kalvinismus betrachtet, allein hierin scheint eine große Veränderung vorgegangen zu seyn. Es gibt in Boston neun-und-vierzig Kirchen oder Gemeinen; unter diesen kann man sechzehn unitarische rechnen, zwei sind zweifelhaft, und die übrigen ein-und-dreißig gelten für trinitarische. Die Lehrsätze der Unitarier machen erstaunliche Fortschritte in Neu-England. Dem sey aber wie ihm wolle, immer muß man Boston als eine äußerst religiöse Stadt betrachten. Neun-und-vierzig Kirchen scheinen für eine Bevölkerung von 70,000 Einwohnern sehr viel und sind ein hinlänglicher Beweis, daß die Einmischung des Staates nicht nöthig ist, um die Religion aufrecht zu erhalten, da es, wie bekannt, in Amerika keine herrschende Religion gibt und jede Gemeinde die Kosten ihres Gottesdienstes aus eigenen Mitteln bestreitet.

Die Banken sind in Amerika fast so zahlreich, wie die Zeitschriften, obgleich vielleicht nicht halb so nützlich. In Boston gibt es 28, deren gesammtes Kapital sich auf 14,000,000 Dollars beläuft. Im Allgemeinen stehen die Banken der Vereinigten Staaten im Rufe, sehr unsicher zu seyn, und es ist um so rühmlicher für die in Boston, daß sie sich in allem Kriegs- und Handelsunglück ohne einen einzigen Bankerott erhalten haben. Achtzehn Assekuranzkompagnien haben ebenfalls festen Bestand.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Februar.

Innerer Wohlstand und vernünftige Freiheit.

Es kann uns im Grunde sehr einerlei seyn, wie die Herren ihren Streit ausmachen, ob die Schweiz ein Bundesstaat oder ein Staatenbund ist. Genf ist Genf; wir haben unsere eigene Reputation und unser eigenes, von der übrigen Schweiz zwar nicht formell, aber durch seinen Geist geschiedenes Staatsleben. Wollte Jemand sagen: Genf ist einer der zweiundzwanzig Schweizerkantone, und zwar der kleinste, und damit punctum, so hätte er freilich nach dem Buchstaben Recht: Genf ist nicht mehr, als der Kanton Tessin. Dieß winzige Genf ist aber der erste europäische Staat, wenn es nicht auf Umfang und materielle Kraft ankommt. Freilich können wir von unserm St. Petersthurm bequem das ganze Land überschauen, unsere ganze Heeresmacht exerzirt auf einer Wiese, unsere Kavallerie braucht sich nicht zu drängen, um unter zwei Kastanienbäumen Schatten zu finden, ja käme der Feind und wollte uns nächtlich überrumpeln, so könnten wir nicht mehr thun, als 1612. Dafür haben wir eine Nationalgeschichte voll glänzender Stellen und großer Bürgerthaten. Die Wissenschaften hatten hier seit Jahrhunderten Herd und Heimath; die wahre Civilisation — nicht die französische voll Lärm, falschem Schimmer, Einseitigkeit und Lücken — sondern die auf das sichere Fortschreiten der Menschheit und ihrer Entwickelungsanstalten gegründete, ist bei uns zu Haus. Unsere Institutionen sind liberal und schreiten täglich mit Besonnenheit in ihrer Vervollkommnung fort. Die Regierung ist voll väterlicher Sorge, Freundlichkeit, Aufmerksamkeit und Höflichkeit gegen das Volk, selbst gegen den Geringsten. Ich kenne deutsche Länder genug, wo kein Assessor, Sekretär oder Registrator mit dem armen Manne spricht, wie hier Syndiken und Staatsräthe, denen doch der Staat nichts für ihre Bemühung und ihre Arbeiten zahlt. Die, welche bei der Regierung am thätigsten und hülfreichsten sind, empfangen keinen andern Sold, als dankbare Anerkennung von ihren Mitbürgern. Im Staatshaushalt herrscht die größte Ordnung und Klarheit. Alle Schulden sind bezahlt. Weit entfernt von dem Grundsatze des in unserer Lage gefährlichen Schatzsammelns, wird aller Ueberschuß auf nützliche Anstalten und Ver-

schönerung verwendet. Der einst so arge Dünkel der alten Genfer Familien hat sich seit der Restauration merklich verloren und zieht sich täglich mehr in seine Behausung zurück, weil die Regierung nichts thut, um ihn zu begünstigen. Unsere Anstalten für Leidende, Arme, Gefallene und Verirrte gehören zu den besten in Europa und erweitern sich jährlich. Unsere wissenschaftlichen Institute schreiten in der Verbesserung fort; zahlreiche und thätige Vereine sorgen außerdem für Literatur, Wissenschaft und Kunst, andere für Industrie und Handel, wieder andere für Erziehung der Armen und für ihre moralische Besserung. In keinem Lande der Welt wird so großmüthig für Arme und Geringe gesorgt; nicht vom Staat, denn dieser ist arm, sondern von Wohlhabenden, Reichen und Bemittelten. Dabei keine Art von polizeilicher Hudelei, freie Bewegung für Alle und in Allem, was nicht deutlich durch das Gesetz verboten ist, und auch hier Nachsicht, Milde und Duldung überall, volle Freiheit im Sprechen und Schreiben. Es herrscht ein mächtiges Fortbewegen und Drängen zum Bessern und Hellern in aller Art; alle Klassen reichen sich dazu brüderlich die Hände und es ist bereits so weit gekommen, daß der, welcher am höchsten steht, am mehrsten bei uns geachtet wird. Nach alle dem ist es nicht zu verwundern, wenn die Genfer und selbst die Bauern aus den Gemeinden sicher und frei auftreten und den Kopf etwas hoch tragen. Wissen sie doch, daß nichts über ihnen ist, als das Gesetz, welches sie kennen, weil sie es gemacht haben und weil es klar und bündig dasteht; daß sie von Vetterschaft, Feindschaft und Partheiung nichts zu fürchten haben; daß ihre Obrigkeit bei der geringsten Abweichung vom rechten Wege den lautesten Tadel zu fürchten hat; daß sie an keine Art Geringschätzung des Niedern und Armen denken darf, daß aber alle Bürger den Syndikenstab in der Tasche tragen. Will Einer die wahre, verständige politische Freiheit sehen, so komme er hierher; er wird sie finden mit all' ihrem Segen, aber ohne Lärm und Geschrei, ohne Drängen, Drohen und Beleidigen. So haben wir ein würdiges Staatsleben für uns, und wie wir 1814 die angebotene bedeutende Territorialvergrößerung auf Kosten der Nachbarn ausschlugen, um ganz Genfer und Herren in unserm kleinen Haus zu bleiben, so dürfen wir auch auf Anerkennung unsers Werths hoffen, und wir fürchten nichts, wenn auch die schweizerische Konföderation ein lockerer Staatenbund ohne Zusammenhalt und Kraft seyn will; denn die, welche in Europa ein lautes Wort zu reden haben, werden doch die bescheidene und stille Republik Genf von sieben Quadratmeilen, diesen kleinen, aber hellen Lichtpunkt, nicht untergehen und keinem mächtigern Nachbar zu Theil werden lassen.

Unter den Gegenständen von allgemeinerem Interesse, die bis zum Ende vorigen Jahres in unserm großen Rath verhandelt wurden, muß ich Manches hier berühren, weil es für unser öffentliches Leben bezeichnend ist. Die Wahl der vier neuen Syndiken für 1830, die immer an dem für Genf so feierlichen 12. December — dem Tag der zurückgeschlagenen savoyischen Escalade — geschieht, hatte dießmal mehr Schwierigkeit, als sonst, da die nach der Konstitution für diese Stelle wählbaren Männer durch besondere Umstände nicht zahlreich waren. Dieß wird nicht auffallen, wenn man bemerkt, daß unsere Syndikenstellen nur mühsame Ehrenposten sind, die bei der unvermeidlichen Repräsentation bedeutende Ausgaben erheischen und nur sehr wenig eintragen. Dazu können aber allein Männer ernannt werden, die durch Kenntnisse, geleistete Staatsdienste und persönlichen Charakter hoch in der öffentlichen Meinung stehen, ja wirklich die Aristoi des Volkes sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Belleyme und Mangin.

Die Freisinnigen, wenn sie ausgezeichnete Männer sind, werden beim Herzoge von Orleans besser aufgenommen, als bei Hofe, und daher ist es natürlich, daß sie aus Dankbarkeit der herzogl. Familie wohlwollen und sie gern bei den öffentlichen Festlichkeiten sehen. Uebrigens war der Ball doch auch von der königlichen Familie begünstigt worden, und der König hatte 4000 Franken zur Bestreitung der Kosten beigetragen; dennoch beliefen sich die Ausgaben über 25,000 Franken. Natürlich wären diese den Armen auch noch wohl zu statten gekommen; allein man kann es den Reichen nicht verargen, daß sie ihr Wohlthätigkeitsfest mit einigem Aufwande haben feiern und sich dabei belustigen wollen. Ihre Belustigung hat doch immerhin ein bedeutendes Kapital ertragen, wie es selten an einem einzigen Abende zum Besten der Hülfsbedürftigen zusammengebracht worden ist. Einige Ultrablätter haben hämisch berechnet, daß der Ball jedem Armen einen Bündel Holz und ein vierpfündiges Brod verschaffen werde. Wahrscheinlich wird er ihnen etwas mehr verschaffen; allein wenn es auch nichts weiter wäre, so hätten sie doch auf einen Tag mehr Feuerung und Nahrung. Daß der Armen so viele in Paris sind, daran sind gewiß nicht die Freisinnigen und die Wohlthätigen, wohl aber verkehrte Regierungsanstalten Schuld. Als Belleyme Polizeipräfekt war, äußerte er den Wunsch, eine Anstalt zur Beherbergung der Straßenbettler anzulegen und alsdann das Betteln ganz abzuschaffen. Die Pariser bezeigten sich sogleich bereit, zu diesem Vorhaben die Hand zu bieten, und der freisinnigen Gaben und Subscriptionen lief eine solche Menge ein, daß bald ein großes Haus zu dem vom Polizeipräfekten beabsichtigten Zwecke eingerichtet werden konnte. Als nun Alles fertig war, kam die Ultrapartheî ins Ministerium. Belleyme wollte dieser Parthei nicht dienen und legte sein Amt nieder. Dieses wurde dem derben Mangin anvertraut, den die Ultrapartheî gerade deßhalb wählte, weil sie wußte, daß ihm die Liberalen, und er ihnen verhaßt sey. Diesen leidenschaftlichen Mann verdroß alles Gute, was man Belleyme nach seinem Austritte aus dem Amte nachsagte; er ward eifersüchtig auf seinen Vorgänger und weigerte sich, den Plan desselben zur Vertilgung der Bettelei zu unterstützen, unter dem eiteln Vorwande, die Gesetze geben ihm keine Gewalt, die Bettler zu zwingen, sich in einem Privathause gefangen zu geben. Gefangen sollten sie aber auch nicht seyn, man hatte ihnen blos einen Zufluchtsort eröffnen wollen, wo sie des Bettelns überhoben seyn sollten. Denn sobald man dem Bettler verbieten will, die Vorübergehenden auf der Gasse um Hülfe anzusprechen, besonders wenn er zum Arbeiten unfähig ist, so muß man ihm doch wohl irgend eine andere Aussicht eröffnen, sich Obdach und Nahrung zu verschaffen, sonst müßte er ja in einem elenden Winkel oder unter freiem Himmel Hungers sterben. Gegen diese Gefahr sollte ihn die Belleymesche Anstalt schützen; wenn nun aber der jetzige Polizeipräfekt sich weigert, die Bettler, welche, des Verbotes ungeachtet, beim Betteln ertappt werden, in jene Anstalt führen zu lassen, wozu soll sie denn dienen? Ein ministerielles Blatt bemerkte neulich mit einer wahren Schadenfreude, es seyen in jener Anstalt, wozu über 200,000 Franken beigesteuert worden sind, in allem fünf Personen vorhanden! Man hatte sich auf Hunderte gefaßt gemacht, und nun steht das mit so großen Kosten eingerichtete Haus leer und dient zu nichts!

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 62.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. März 1830.

Preist einer etwas Neues an,
So prüft's zuvor der kluge Mann.

Weiße.

Die amerikanische Schreibmethode.

Der Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen zu Basel hat vor Kurzem Nikolaus Bernoulli, über die von ihrem Erfinder die Audoversche genannte Schreibmethode, folgenden Bericht erstattet.

Der Erfinder dieser Methode, ein Franzose, hatte sich, ohne sich deßhalb einer besondern Weise bewußt zu seyn, eine so schöne Handschrift angeeignet, daß dieselbe bei seinem Aufenthalte in Amerika Erstaunen erregte, wodurch er veranlaßt wurde, weiter über die Sache nachzudenken und Schreibmeister zu werden. Als solcher kehrte er nach Frankreich zurück, wo er für seine Methode ein Erfindungs-, Einführungs- und Vervollkommnungsbrevet erhielt und von verschiedenen Seiten aufgemuntert, dieselbe mit vielem Beifall und ausgezeichnetem Erfolge lehrte.

Die Grundlage dieser Methode ist große Freiheit in der Bewegung der Hand, und die erste Bedingung dieser Freiheit ist das Aufheben der Hand vom Papier, damit sie ungehindert arbeiten kann. Es sollen darum die Verdienste anderer Schreiblehrer nicht verkannt werden, aber man darf nicht erwarten, daß der gewandteste Turner sitzend das leiste, was ein anderer, weit schwächerer, stehend und aufrecht gehend leistet. Die Hand muß sich also von der Wurzel, auf welcher sie bisher immer mit den unterschlagenen zwei lezten Fingern zu ruhen pflegte, aufrichten und auf diesen zwei Fingern stehen; sie muß auf dem Papier nicht mehr hin und her rutschen, sondern rüstig hin und her wandern. Als Stab hiezu dient ihr der ganze Vorderarm, welcher etwas vor dem Ellenbogen am Rande des Tisches ausruht; so ist die Hand hinreichend gestüzt und die Handwurzel braucht nie mehr auf dem Papier aufzusitzen, das sie auf keine Weise berühren darf. In solcher Stellung nun kann und soll die Feder, welche man bei den andern Methoden möglichst lang und nicht allzuhart anzufassen empfahl, ganz kurz und derb angefaßt werden; der gebogene Daumen drückt sie an die beyden nächsten Finger an, welche ganz ausgestreckt sind, so daß der Rücken der Feder mit dem Rücken dieser Finger gleiche Richtung hat. So kann nun auch die schwächste Hand etwas ausrichten, weil sie die Feder viel besser in ihrer Gewalt hat, die Finger, welche sie halten, in ihrer natürlichsten Bewegung arbeiten und die ganze Hand stehend die Feder hin und her schwingt, auch ihren freien Gang hat, nicht blos nach der Richtung der Zeile, von der Linken zur Rechten, sondern bei jedem Buchstaben bald rechts bald links, während die Arme der Hand, wenn ich den Daumen und die zwei ersten Finger, welche die Feder halten, so nennen darf, beständig nur eine Bewegung hinauf und hinunter machen.

Wie der Soldat beim Chargiren zu gleicher Zeit beständig mit den Händen arbeitet, dabei durch Bewegungen der Füße den ganzen Körper links und rechts dreht, und durch diese Zusammensetzung beider Bewegungen seiner Waffe die jedesmalige Lage mit größter Leichtigkeit gibt, so ergeben sich auch alle Züge der Feder aus der

gleichzeitigen Bewegung der fassenden und der gehenden Finger, ohne daß die einen den andern hinderlich sind. Schreibt zum Beispiel die Feder ein O, so laufen die gehenden Finger links, während die fassenden von oben herunter arbeiten, und während diese wieder hinauf fahren, laufen die gehenden wieder rechts; durch die Uebung müssen nun diese beiden Bewegungen immer inniger verbunden werden, damit keine derselben der andern vorauseile; wäre dieß bei den fassenden Fingern der Fall, so würde der Buchstabe zu lang und spitz; wenn dagegen die gehenden zu sehr eilen, so wird er zu breit.

Die ersten Uebungen der Methode sind nun dazu bestimmt, die Hand ihre ausgedehnte Wirksamkeit in diesen beiden Richtungen gleichsam kennen zu lehren, sie an deren Ausübung zu gewöhnen, und die durch das beständige Sitzen derselben ganz kontrakt gewordenen Muskeln, welche die beiden gehenden Finger regieren, auch zur Arbeit beizuziehen; eine, für diese Muskeln sehr ungewohnte Sache, daher etwa nach der dritten Lehrstunde eine Zeitlang im Vorderarme, gegen die Handwurzel zu, eine Art von Krampf verspürt wird, der aber ziemlich bald vorübergeht, worauf sich dann die Hand in der aufgerichteten Stellung ganz wohl und behaglich befindet und nicht mehr sitzend zu kriechen begehrt. Indessen ist es wichtig, daß dieses Verziehen der Muskeln, welches durch den Krampf sich ankündet, keine unzweckmäßige Richtung nehme, und es ist daher die Hauptsache, daß der Lehrer versteht, in welcher Reihenfolge die verschiedenen Uebungen für jede Hand passen. Schon die ersten Uebungen sind von der Art, daß sie mit der gewöhnlichen umgestürzten Lage der Hand so gut als unausführbar sind, während mit aufrecht stehender Hand der Schüler sie bald mit größter Leichtigkeit und wie zur Unterhaltung verrichtet. Ueberhaupt verschwindet bei dieser Methode, durch die ungezwungene Bewegung der Hand und durch die sichtbaren Fortschritte, die sonst oft dem Schreibunterricht vorgeworfene Langeweile. Von mir selbst kann ich bezeugen, daß mir das Schreiben statt einer mühsamen Arbeit, was es früher für mich war, nun fast zu einem unmerklichen Spiel der Hand geworden ist, das mich fast gar nicht anstrengt, und mir durch die Wahrnehmung, wie leicht und flink es von statten geht, oft ein lebhaftes Vergnügen gewährt.

Da wo es um die größte mögliche Schönheit der Schrift allein zu thun ist, dürften andere Methoden immer noch den Vorzug behalten; sobald hingegen auch die Zeit bei der Arbeit in Anschlag kömmt, wird sich die amerikanische Methode empfehlen, und eine große Zahl von Handschriften, welche es bey den andern Methoden nie zu einiger Geläufigkeit und Gleichförmigkeit zu bringen vermochten, werden sich bei dieser auffallend verbessern. Die andern Methoden sind meist darauf berechnet, daß man immer mit einiger Muße schön schreibt, und daß sich dann beim Schnellschreiben vieles, aber doch nicht alles von der angewöhnten schönen Handschrift verliert. Hingegen bei der amerikanischen Methode läßt sich die Handschrift auch bei ziemlich schnellem Schreiben immerfort weiter ausbilden, und gewinnt eher an Geläufigkeit und Festigkeit, als daß sie verliert. Abgesehen also von den eigentlichen Schönschreibern, halte ich diese Methode für allgemein empfehlenswerth. Wie häufig ist die Klage, daß junge Leute durch das viele Schnellschreiben beim Kopiren oder Diktiren die mit vieler Mühe erworbene schöne Handschrift gar bald einbüßen, und nicht weniger gegründet die Klage manches Studirenden, daß ihm der Unterricht des vortrefflichen Lehrers durch das leidige schnelle Nachschreiben verbittert werde. Viele von diesen Klagen werden wegfallen, wenn diese Methode allgemeiner verbreitet ist. Wer während des Schreibens denken muß, für den kann es äußerst hinderlich werden, wenn er zugleich der Feder Mühe und Aufmerksamkeit widmen und seine Gedankenreihe verfolgen soll; ein solcher vernachläßigt daher die Handschrift oft so gänzlich, daß sie fast unleserlich wird, da ihm hingegen eine Methode, wo die Hand mit größter Leichtigkeit leserliche Züge von sich gibt, nicht unwillkommen seyn dürfte. In den wichtigsten öffentlichen Geschäften kann es oft mehr, als man glauben möchte, Einfluß haben, ob die Aktenstücke mit einer geläufigen, recht leserlichen Schrift geschrieben sind, oder ob der Leser neben seinen Gedanken auch noch seine Augen anstrengen muß. Manche Cirkulation geht langsamer, weil der erste Blick, den die Empfänger hinein werfen, mit einem unangenehmen Gefühl wieder zurückkehrt. Hauptsächlich aber kann für die vielen Federn, die in der Handlung geschäftig sind, diese Methode wichtig werden. Ein junger Mensch empfiehlt sich durch sein Aeußeres, durch seinen Charakter und durch seine Fähigkeiten, schreibt auch eine saubere Handschrift, aber es ist keine geläufige Kaufmannsschrift, man bedauert, nicht auf ihn reflektiren zu können. Dieser Buchhalter ist sehr genau und führt seine Bücher und tabellarischen Scripturen mit vielem Geschmack, so daß die Abwechslung von größerer und kleinerer Schrift auf's Zierlichste in die Augen fällt; aber die Ausführung jeder Schriftgröße mit einer und derselben Feder, und ohne daß man bei den gröbern Schriftzügen besonders aufmerken oder besonders langsam schreiben müßte, würde eine gar bedeutende Zeitersparniß ergeben, so daß ein Buchhalter, nach Erlernung der amerikanischen Methode, wohl im Stand seyn dürfte, noch einen namhaften andern Geschäftszweig im Comptoir zu seinem bisherigen zu übernehmen.

Mateo Falcone.

(Fortsetzung.)

Fortunato machte sogleich eine große Oeffnung in einem, nahe am Hause befindlichen Heuhaufen. Gianetto

kroch hinein und der Knabe deckte ihn so zu, daß man unmöglich einen Menschen unter diesem Heu vermuthen konnte. Er bediente sich überdem noch einer, für einen jungen Wilden glücklich ausgesonnenen List. Er hatte eine Katze mit ihren Jungen und machte ihnen ein Lager auf dem Heuhaufen zurecht, damit man glauben solle, es sey seit längerer Zeit nicht berührt worden. Er bemerkte einige Blutstropfen auf dem Wege nach dem Hause; bedeckte sie daher sorgfältig mit Staub und legte sich dann wieder mit der größten Ruhe in die Sonne.

Nach einigen Minuten erschienen sechs Männer in braunen Röcken mit gelben Kragen, von einem Adjudanten angeführt, vor Mateos Thüre. Dieser Adjudant war entfernt mit Falcone verwandt, und bekanntlich rechnet man die Verwandtschaftsgrade in Korsika viel weitläuftiger als irgend anderswo. Er hieß Teodoro Gamba, ein thätiger Mann und von allen vom Gesetz Verfolgten, deren er schon mehrere eingebracht, äußerst gefürchtet. „Guten Tag, Vetterchen,“ redete er Fortunato an; „wie groß Du geworden bist! Hast Du nicht so eben einen Menschen vorbei kommen sehen?“ — „O! ich bin noch lange nicht so groß, als Ihr seyd, Vetter,“ antwortete das Kind mit einfältiger Miene. „Das wird schon kommen. Aber sage mir, hast Du nicht einen Menschen vorbeigehen sehen?“ — „Ob ich einen Menschen habe vorbeigehen sehen?“ — „Ja, einen Menschen mit einer spitzigen Mütze von Ziegenfell und einer roth und gelb gestreiften Weste.“ — „Einen Menschen mit einer spitzigen Mütze von Ziegenfell und einer roth und gelb gestreiften Weste?“ — „Ja, antworte schnell, und wiederhole nicht meine Fragen.“ — „Diesen Morgen ist unser Herr Pfarrer auf seinem Pferde Piero vor unserer Thüre vorbeigeritten. Er fragte mich, wie der Vater sich befinde, und ich antwortete ihm —“ — „Ha Schelm! Du willst den Pfiffigen spielen! Geschwind sage mir, welchen Weg Gianetto eingeschlagen hat, denn ihn suchen wir, und ich bin gewiß, daß er diesen Weg her gekommen ist.“ — „Wer weiß.“ — „Wer weiß? Ich weiß, daß Du ihn gesehen hast.“ — „Sieht man die Leute vorbeigehen, wenn man schläft?“ — „Du schliefst nicht, Du Taugenichts, die Flintenschüsse haben Dich aufgeweckt.“ — „Ihr glaubt also, Vetter, Eure Flinten machen so großen Lärm? Meines Vaters Büchse knallt viel stärker.“ — „Der Teufel hole Dich! verdammter Spitzbube! ich weiß gewiß, Du hast den Gianetto gesehen, vielleicht sogar versteckt. Auf, Kameraden, laßt uns das Haus durchsuchen und sehen, ob unser Mann nicht darin ist. Er konnte nur noch auf einem Bein tanzen, und der Schurke ist zu klug, als daß er versucht hätte, das Mâquis hinkend zu erreichen, und überdieß hören die Blutspuren hier auf.“ — „Und was wird Papa sagen?“ fragte Fortunato mit schadenfrohem Lächeln; „was wird er sagen, wenn er hört, daß man in seiner Abwesenheit im Haus gewesen ist?“ — „Taugenichts,“ sagte Gamba und nahm ihn beim Ohr; „weißt Du, daß ich Dich bald in einem andern Tone könnte pfeifen lassen? wenn ich Dir ein Paar Dutzend Hiebe mit der flachen Klinge aufzählte, würdest Du mir am Ende wohl Antwort geben.“ Fortunato lächelte wieder. — „Mateo Falcone ist mein Vater,“ sagte er, seine Worte betonend. „Weißt Du wohl, Du Wicht, daß ich Dich nach Corte oder Bastia mit mir nehmen kann, und dort lasse ich Dich gebunden auf Stroh in einen Kerker werfen und guillotiniren, wenn Du mir nicht sagst, wo Gianetto Sangiero ist.“ Der Knabe lachte laut über diese alberne Drohung. „Mateo Falcone ist mein Vater,“ wiederholte er. „Adjudant,“ sprach leise ein Voltigeur, „laßt uns nicht in Händel mit Mateo gerathen.“

Gamba war sichtbar verlegen. Er sprach heimlich mit den Soldaten, die schon das ganze Haus durchsucht hatten, wozu nicht viel Zeit nöthig war, denn das Haus eines Korsen besteht aus einem einzigen viereckigen Zimmer und das Möbel besteht in einem Tisch, der zugleich zum Bette dient, in wenigen Bänken, Kisten, Haus- und Jagdgeräthe. Während dieser Zeit streichelte der kleine Fortunato seine Katze und schien sich schadenfroh an der Verlegenheit seines Vetters und der Voltigeurs zu weiden. Ein Soldat trat an den Heuhaufen. Er sah die Katze darauf und stach mit seinem Bajonette nachlässig und die Achseln zuckend, als fühle er, wie unnöthig seine Vorsicht sey, in den Heuhaufen. Nichts rührte sich, auf des Knaben Zügen war nicht die geringste Bewegung sichtbar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Februar.

(Fortsetzung.)

Syndiks-Wahl. Debatten über Verfassungsgegenstände.

An die Stelle des jezt abtretenden ersten Syndiks, Bigaud, eines talentvollen und wahrhaft liberalen Staatsmanns, wurde Odier ernannt, der schon früher diesen Posten versah und dem Vaterlande bei seiner Restauration große Beweise von Anhänglichkeit und muthvoller Treue gegeben hat; denn 1813 saß er bei dem untergehenden, aber noch immer drohenden Napoleonschen Sterne in dem Conseil provisoire, das sich damals zur Rettung, Befreiung und Wiederaufrichtung der Republik gebildet hatte. Er wagte dabei sein Leben und sein Vermögen. Bei dieser Syndikenwahl, wobei alle Stimmen des repräsentativen Raths für Odier waren, kam Manches von der alten Wahlart öffentlich zur Sprache. Die ersten Syndiken bestanden wahrscheinlich schon, als Friederich Barbarossa der freien Reichsstadt Genf 1162 eine Charte gab, um sie gegen die Ansprüche des Herzogs von Zähringen in Bern zu schützen. Im Jahr 1318 bestanden schon, wie heutzutage, vier Syndiken. Es ging damals freilich anders bei der Wahl zu, als gegenwärtig. Sie wurden von den versammelten Bürgern und Geschwornen aus ihrer Mitte erwählt, zwei aus der obern und zwei aus der untern Stadt. Schon 1603 ward dieß anders, denn aus der untern Stadt brauchten keine

Syndiken mehr genommen zu werden. Die heutige Konstitution von 1814 überträgt die Wahl lediglich dem Conseil représentatif, das freilich auch aus dem Volk erwählt wird, aber doch durch die sogenannte Retention mehr und weniger vom Staatsrath abhängt. Auch hier zeigt sich, daß eine schöne, freisinnige Institution aus dem Mittelalter das Schicksal gehabt hat, wie fast alle Freiheiten auf dem europäischen Kontinent, die in den lezten Jahrhunderten untergegangen sind.

Auch jenes Retentionsrecht des Staatsraths, d. h. das Recht, bei den Wahlen zum Conseil représentatif selbst wählend einzuschreiten, wenn sie, wie häufig geschieht, nicht vollständig sind, wurde wieder der Gegenstand interessanter Aeußerungen, und viele Mitglieder unterstüzten den Antrag auf Abschaffung dieses in einer partheivollen Zeit gegebenen, auf den ruhigen, gesicherten Zustand der Gegenwart nicht mehr passenden Gesetzes. Aehnliche Aeußerungen waren schon früher mit Ausführung trefflicher Gründe geschehen, nie aber war von Seiten des Staatsraths darauf geantwortet worden. Jezt hielt man dieß vornehme Schweigen nicht mehr für passend, und der Syndik Girod brachte einige schwache Gründe für dieß Gesez vor, wurde aber auf der Stelle siegreich widerlegt, und es ist zu hoffen, daß es künftiges Jahr als allzu aristokratisches Element aus unserer Konstitution verschwinden, und der ganz unbeschränkten Volkswahl ihren früheren Raum wiedergeben wird.

Die Frage: soll der Staat seinen Dienern nach einer gewissen Zahl treuer Dienstjahre Pensionen zahlen oder nicht? wurde auch lange und nach allen Seiten beleuchtet. Das Conseil représentatif, das voriges Jahr sehr dafür war, erklärte sich jezt ziemlich dagegen, und überwies ein deßhalb vom Staatsrath vorgebrachtes Gesezprojekt an eine Kommission zur weitern Beleuchtung und Untersuchung. Es scheint, der auch in Nordamerika angenommene Grundsaz, jeder Staatsdiener müsse durch eigenes Vermögen oder eigenen Erwerbsfleiß für seinen Unterhalt sorgen, wenn er dem Staat keine Dienste mehr leistet, herrscht jezt vor, so hart er auch scheinen mag.

Merkwürdig und bezeichnend für unsere Zeit und unsere politische Civilisation war der vielfach unterstüzte Antrag: die Berichte unserer Deputation bei der Tagsazung nicht mehr als ein Geheimniß zu betrachten, sondern wie andere Gegenstände offen und ohne Beschränkung im Conseil représentatif behandeln und zur allgemeinen Kunde bringen zu lassen; die bisher beobachtete Geheimnißkrämerei sey um so lächerlicher und überflüssiger, als die Zeitungen, zumal die von ihren Korrespondenten gut bediente Allgemeine Zeitung in Augsburg, oder eigene Schriften sich aus dem Schooß der Tagsazung offen über Gegenstände aussprächen, die wir geraume Zeit nachher als Geheimniß behandelten. Die Geheimhaltung sey unserer unwürdig, die unbeschränkteste Publizität sey das einzige Palladium kleiner Staaten und kleiner Dinge, die dadurch ihre Sicherheit und Kraft lediglich in der öffentlichen Meinung fänden. Wir wollen nur das Gute und Rechte, wir haben die reinsten Absichten. Warum sollten wir uns in Nacht und Dunkel hüllen? Wenn unsere mächtigen Nachbarn unsern ruhigen, offenen und geraden Gang in Allem sehen, so werden sie uns darum achten und vertrauen, und wenn wir einmal Alles offen bei uns besprechen, so werden sie uns keine unbescheidenen Zumuthungen mehr machen. — Sismondi sagte bei dieser Veranlassung: „Die Schweiz darf uns in Hinsicht der Oeffentlichkeit durchaus nicht als Beispiel dienen, denn sie ist darin noch ganz Neuling; sie wandelte auch früher darin auf einem gar traurigen Weg, und ist selbst jezt in ihrem Gang noch gar ängstlich und befangen.“

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, Februar.

(Fortsezung.)

Bälle. Routs. Konzerte.

Die Kommission, welche zur Leitung obiger Anstalt niedergesezt worden war, hat sich mit Recht in einem Berichte an den Minister des Innern über das mißgünstige Betragen des jezigen Polizeipräfekten beschwert; dieser Bericht ist in die Zeitungen gelangt und hat Hrn. Mangin nicht wenig erboßt; allein gebessert hat dieser Auftritt ihn um nichts, und wahrscheinlich wird die Bellevuesche Anstalt wenig Einwohner bekommen, so lange das Polizeiwesen einem Manne wie Mangin anvertraut bleibt, der von den wahren Pflichten seines Amtes zu wenig zu wissen scheint und nicht im Mindesten das öffentliche Zutrauen genießt. Was kümmert dieß aber eine siegreiche Parthei, welche wähnt, sie brauche die öffentliche Meinung nie zu Rathe zu ziehen und die Leute müßten, wie zu der Zeit, da man die Edikte mit Car tel est notre plaisir endigte, schweigen und zahlen. — Das Partheiwesen hindert nun aber die Pariser nimmer, und eben so wenig als die strenge Kälte, sich nach Lustbarkeiten umzusehen, und daran hat es diesen Winter denn auch eben so wenig gefehlt, als in den vorigen Jahren. Der großen und kleinen, öffentlichen und besondern Bälle, der englischen Routs, wo eintausend Personen, die sich gar nicht kennen, wie auf dem Markte durcheinander laufen und dann und wann nach Luft und Erfrischungen schnappen, der Konzerte, Soirées und Matinées musicales u. s. w. hatte die Stadt Paris für Einheimische und Fremde eine Menge darzubieten. Manche von diesen Vergnügungen, die in Paris eben so begierig genossen, als schnell vergessen werden, haben die Zeitungen beschrieben, z. B. das oder den Rout bei Lady Stuart, auf welchem sich 1500 Menschen sollen zusammengefunden haben, und die Bälle bei der Herzogin von Berry, welche die Hofetiquette zuweilen vergißt und sich belustigt, als ob sie keine Prinzessin wäre. Unter den Konzerten waren besonders die der Institution de musique réligieuse des Hrn. Choron interessant. Ich habe schon mehrmals dieses Instituts erwähnt, welches von einem thätigen, aber nicht reichen Privatmanne, Choron, angelegt worden ist und sich ziemlich gut hält, da es einige Unterstüzung von der königlichen Familie und vielleicht auch von der Staatskasse erhält.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 56:

Flaschenzug.

Räthsel.

Ein weiches Bett, auf dem noch Niemand schlief,
Ein hoher Berg, auf dem kein Gemschen lief,
Ein Renner ist's auf ungemeßner Bahn,
Einst einer Göttin Leib, für eiteln Wahn.
Sein Leib schließt Feuer, Flocken, Stein,
Doch meist nur Dunst und Wasser ein.
Ein großer, schwarzer, unheilschwangrer Schlauch,
Ein fein Gebild, zerfließend oft wie Rauch,
Ein golddurchwirktes, rosiges Gewand,
Ein rollenreicher Luftkomödiant,
Der Deiner leichtbewegten Phantasie
Manch Zauberbild in buntem Wechsel lieh.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 63.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 15. März 1830.

Ihr Grillenfänger sollt uns heut
Zu Rede stehn, mit Deutlichkeit,
Und nicht mit dunklem Wesen.

Goethe.

Ueber die Unrichtigkeit der christlichen Zeitrechnung.

Daß unsere christliche Zeitrechnung, die mit der Geburt des Erlösers anfangen soll, von dem Abte Dionysius, der im sechsten Jahrhundert nach Christus lebte, eingeführt und später von allen christlichen Völkern angenommen worden ist, und daß diese Zeitrechnung, wenn sie in der That mit dem Geburtsjahre Christi anfangen soll, dieses um mehrere Jahre zu spät ansezt, ist eine, jezt beinahe allgemein bekannte Sache. Schon der berühmte Kirchengeschichtschreiber Baronius suchte zu zeigen, daß wir um zwei Jahre zu wenig zählen. Diese zwei Jahre wurden lange als der wahre und einzige Fehler unserer Aere betrachtet, bis endlich Sudliga, ein Pole, mit neuen, aber eben nicht sehr triftigen Gründen zu zeigen sich bemühte, daß wir nicht zwei, sondern eigentlich volle vier Jahre zu wenig zählen. Durch die Schrift Sudligas wurde der große Kepler auf den Gegenstand aufmerksam gemacht, und er unterwarf ihn einer besondern Untersuchung, deren Resultate er zuerst in seiner Schrift: de J. Christi vero anno natalitio. Francf. 1606. bekannt gemacht hat. Keplers Meinung geht dahin, daß wir in unserer Zeitrechnung fünf Jahre zu wenig zählen, und daß wir daher z. B. in dem gegenwärtigen 1830sten Jahre eigentlich 1835 schreiben sollten.

Wir werden die Gründe, welche nach den neuesten Untersuchungen, besonders von Sanclementi und Ideler, uns zeigen, daß wir volle sieben Jahre zu wenig zählen und daher jezt 1837 schreiben sollten, später anführen, und wollen zuerst sehen, wie der Gebrauch dieser Dionysischen Aere sich unter den christlichen Völkern allmählig weiter verbreitet hat.

Ohne der vielleicht willkührlichen Art zu datiren, bei einigen der früheren weltlichen Regenten, zu erwähnen, bemerken wir zuerst, daß die Akten der Kirchenversammlung zu Augsburg, vom Jahr 742, so wie die der zwei noch früheren Kirchenversammlungen zu Soissons bereits auf diese Weise bezeichnet worden sind. Der erste Regent, der sich ihrer im Jahr 783 konstant und öffentlich bediente, ist Karl der Große. In den päbstlichen Bullen kam sie Anfangs nur sparsam vor, und noch im Jahr 1098 unterschied Urban II. diese Dionysische Zeitrechnung von der nach dem Evangelium gebildeten, welche lezte er um dreiundzwanzig Jahre mehr, also jenes Jahr zu 1121, ansezt, welche neue Zeitrechnung wohl keine hinreichenden Gründe für sich hat. Der erste Pabst, der die Dionysische Zeitrechnung in seinen öffentlichen Verhandlungen brauchte, und sie dadurch für seine Nachfolger allgemein einführte, war Eugen IV. im Jahr 1421. Harduins Behauptung, daß sie schon im Anfange des fünften Jahrhunderts in der ganzen Christenheit allgemein gebräuchlich gewesen, hat nichts für sich, da man durchaus keine Spur derselben in den Actis Martyrum, in den Verhandlungen der Koncilien, oder auf den christlichen Grabschriften jenes Jahrhunderts findet, in welchem vielmehr

die Zeit immer nur auf die bei den Römern übliche Art nach Konsular- und Kaiserjahren angegeben wurde.

Die gewöhnlichste Form, unter welcher diese Aere in den älteren Schriften vorkam, ist die ab anno incarnationis, mit welchem Ausdrucke bald die Verkündigung Mariä, bald die Geburt Christi verstanden wird.

Petavius hat in seinem bekannten Werke, Doctrina temporum, die Behauptung aufgestellt, daß die Dionysische Aere ursprünglich ein Jahr mehr als jezt gezählt habe, und die meisten spätern Chronologen haben diese Meinung beibehalten. Allein Ideler, dem wir hier vorzüglich folgen, zeigt in seinem vortrefflichen Handbuch der Chronologie, Bd. II. S. 382, daß dieß ganz ungegründet sey, und daß wir die Dionysische Art zu zählen ganz unverändert beibehalten haben, und daß überdieß Dionysius, der Gewohnheit des ganzen Alterthums gemäß, die Geburt Christi an das Ende des ersten Jahres der Epoche seiner Aere gesezt habe, nicht aber, wie manche irrig glaubten, an den Schluß des ersten Jahres vor dieser Aere. Die Ursache davon liegt in der oben erwähnten doppelten Bedeutung des Wortes Inkarnation, unter welchem in den ersten Zeiten blos die Verkündigung Mariä verstanden wurde, welches Fest die Kirche von jeher auf den 25sten März gesezt hat, und von welchem zugleich Dionysius, als der Epoche seiner Zeitrechnung, ausgeht, so daß also, nach ihm, die eigentliche Geburt Christi neun Monate später, oder auf den 25sten December des 4714sten Jahres der julianischen Periode, oder des 754sten Jahres der Stadt Rom fällt, und daß sonach, wie gesagt, dieses Ereigniß von ihm an den Schluß des ersten Jahres seiner Zeitrechnung gesezt worden ist. Wenn man aber, dem jezt gebräuchlichen Sprachgebrauch gemäß, das Wort Inkarnation als gleichbedeutend mit Geburt annehmen wollte, so würde seine Aere allerdings beinahe um ein Jahr zu früh angefangen haben, allein diese neuere Bedeutung des Worts entstand erst zu den Zeiten Karls des Großen, wo der Jahresanfang mit dem 25sten December aufkam, der vorher auf den 25sten März fiel.

Die Gründe, welche Dionysius bewogen haben mögen, die eigentliche Geburt Christi auf das 754ste Jahr der Stadt zu setzen, hat er in seinen drei auf uns gekommenen Schriften nicht angegeben, und sie sind daher unbekannt. Welcher Art sie aber auch gewesen seyn mögen, so ist gewiß, daß seine Zeitangabe dieses wichtigen Ereignisses mit der der ältesten Kirchenväter nicht übereinstimmt. Irenäus und Tertullian setzen die Geburt Christi auf das Jahr 751, Clemens von Alexandrien aber, Eusebius und Epiphanius auf das Jahr 752 der Stadt Rom, und da die beiden ersten, im Occident lebenden, den 25sten December, die andern aber den 6ten Januar als den Tag der Geburt bezeichnen, so vereinigen sich sonach alle fünf für das Jahr 752. Der Grund dieser so übereinstimmenden Angaben der Kirchenväter ist ohne Zweifel in dem dritten Kapitel des Evangeliums des Lucas zu suchen, wo es heißt: Christus sey etwa dreißig Jahre alt von Johannes getauft worden, der sein Täuferamt im fünfzehnten Regierungsjahre des Tiberius angetreten habe. Da aber das fünfzehnte Jahr des Tiberius in das 781ste Jahr der Stadt fällt, so muß Christus, der im Verlaufe desselben dreißig Jahre alt war, um das Jahr 752 der Stadt geboren seyn. Diesem gemäß wurde unter den frühern Chronologen angenommen, daß wir in unserer Dionysischen Aere eigentlich zwei Jahre zu wenig zählen, oder mit andern Worten, daß Dionysius die Geburt Christi drei Jahre später als jene Kirchenväter gesezt habe.

(Der Beschluß folgt.)

Mateo Falcone.

(Fortsetzung.)

Der Adjudant und seine Leute fluchten; schon wandten sie ihre Blicke ernstlich nach der Ebene zu, als wollten sie auf dem Wege, den sie gekommen, zurückkehren — da beschloß der Anführer, überzeugt, daß keine Drohung Eindruck auf Falcone's Sohn machen würde, noch einen lezten Versuch zu machen und zu sehen, was sich mit guten Worten und Geschenken ausrichten lasse. „Vetterchen" sagte er, „Du scheinst mir ein lustiger Vogel zu seyn; Du magst es weit bringen. Aber mit mir spielst Du ein garstiges Spiel; und müßte ich nicht fürchten, meinem Vetter Mateo wehe zu thun, der Teufel soll mich holen, wenn ich Dich nicht mit mir nähme." — „Pah!" — „Aber wenn mein Vetter kommt, so erzähle ich ihm die Geschichte; und zum Lohn für Deine Lügen wird er Dir die Ruthe geben, bis das Blut nachläuft." — „Warum nicht gar!" — „Du wirst schon sehn — aber warte noch — nun, sey ein braver Junge und ich gebe Dir etwas." — „Und ich, Vetter, will Euch etwas sagen: wenn Ihr noch länger wartet, so ist der Gianetto im Mâquis, und dann braucht es mehr als einen Gesellen wie Ihr seyd, um ihn heraus zu holen."

Der Adjudant zog eine silberne Uhr aus der Tasche, die wohl sechs Thaler werth seyn mochte, und da er die Augen des Kleinen funkelnd darauf geheftet sah, hielt er sie ihm an der Stahlkette hin und sagte: „Spitzbube! solch eine Uhr möchtest Du wohl um den Hals hängen haben und dich damit wie ein Pfau in den Straßen von Porto Vecchio brüsten, und wenn die Leute fragten, welche Zeit es sey, sagen: „Hier seht nach meiner Uhr!" — „Wenn ich groß bin, wird mein Oheim, der Caporale, mir eine Uhr schenken." — „Ja, aber sein Sohn hat schon eine — freilich keine so schöne wie diese — und er ist doch jünger als Du." Der Knabe seufzte. „Nun, willst Du diese Uhr,

Vetterchen?“ Wie er mit einem Auge nach der Uhr blinzelte, glich Fortunato einer Katze, der man ein Küchlein vorhält. Wohl merkend, daß man sie necken will, wagt sie es nicht, mit der Pfote zuzugreifen und wendet von Zeit zu Zeit die Augen ab, um nicht der Versuchung zu unterliegen; aber jeden Augenblick leckt sie sich die Schnauze und sieht aus, als ob sie zu ihrem Herrn sagen wollte: „Welch grausamen Scherz treibst Du mit mir!“ Gamba schien es indessen mit seinem Anerbieten ernst zu seyn; Fortunato griff nicht nach der Uhr, sondern sagte mit bitterm Lächeln: „Was spottet Ihr mich aus?“ — „Beim Himmel! ich spotte nicht. Sage mir, wo Gianetto ist, und die Uhr ist Dein.“ Ein ungläubiges Lächeln spielte auf Fortunatos Lippen und seine großen schwarzen Augen suchten in des Adjudanten Gesicht zu lesen, wie weit er seinen Worten trauen dürfe. „Ich will meine Epaulette verlieren,“ rief der Adjudant; „wenn ich Dir nicht die Uhr unter dieser Bedingung gebe! Meine Kameraden sind Zeugen und ich kann mein Wort nicht zurücknehmen.“ Mit diesen Worten brachte er die Uhr immer näher, bis sie endlich fast die bleiche Wange des Knaben berührte. Auf Fortunatos Gesichte malte sich der Kampf zwischen Begehrlichkeit und Achtung des Gastrechts, der in seiner Seele vorging. Seine nackte Brust hob sich gewaltsam, er athmete bang; unterdessen schwebte die Uhr hin und her und berührte zuweilen seine Nasenspitze. Endlich erhob er allmählig die rechte Hand gegen die Uhr, seine Fingerspitzen berührten sie, er fühlte ihr ganzes Gewicht in seiner Hand, ohne daß jedoch der Adjudant die Kette fahren ließ — das Zifferblatt glänzte bläulich — das Gehäuse war neu polirt, wie Feuer funkelte es in der Sonne — zu stark war die Versuchung. Fortunato erhob auch die linke Hand und deutete mit dem Daumen über die Schulter nach dem Heuhaufen, an den er sich mit dem Rücken lehnte. Der Adjudant verstand ihn sogleich. Er ließ das Ende der Kette los, Fortunato fühlte sich allein im Besitz der Uhr; behend wie ein Reh, sprang er auf und zehn Schritte von dem Heuhaufen weg, den die Voltigeurs sogleich zu durchwühlen begannen.

Nicht lange, so bewegte sich das Heu und ein blutender Mann mit einem Dolche in der Hand kam zum Vorschein; doch als er sich aufzurichten versuchte, sank er wieder nieder. Der Adjudant warf sich über ihn her und entriß ihm das Stilet. Sogleich ward er, trotz seines Widerstandes, mit starken Stricken gebunden.

Gianetto lag auf dem Boden, zusammengeschnürt wie ein Bündel; er wandte den Kopf nach Fortunato, der wieder näher getreten war. „Bube!“ rief er ihm mehr im Tone der Verachtung, als des Zorns zu. Der Knabe warf ihm das Stück Geld hin, das er von ihm erhalten, wohl fühlend, daß er es nicht mehr verdiene; allein der Gebundene schien darauf nicht zu achten; kaltblütig sagte er zum Adjudanten: „Lieber Gamba, ich kann nicht gehen; Ihr werdet mich nach der Stadt tragen müssen.“ — „So eben noch liefst Du schneller, als ein Reh,“ sagte der grausame Sieger; „doch sey ruhig; ich bin so froh, Dich gefangen zu haben, daß ich Dich eine Stunde auf dem Rücken tragen könnte, ohne müde zu werden. Uebrigens, Kamerad, wollen wir Dir eine Tragbahre aus Baumzweigen und Deinem Mantel zurecht machen, und auf dem Meierhofe Crespoli finden wir Pferde.“ — „Gut,“ sagte der Gefangene; „legt auch ein wenig Stroh auf die Tragbahre, daß ich es bequemer habe.“

Während einige der Voltigeurs beschäftigt waren, eine Art Tragbahre aus den Zweigen des Kastanienbaumes zu verfertigen, und andere Gianetto's Wunde verbanden, erschienen Mateo Falcone und seine Frau plötzlich an der Wendung des nach dem Mâquis führenden Pfades. Die Frau schritt langsam, unter einem großen Sack voll Kastanien gebückt einher, während ihr Gatte nichts als eine Flinte in der Hand und eine andere über der Schulter trug; denn es ist eines Mannes unwürdig, eine andere Last, als seine Waffen zu tragen.

Beim Anblick der Soldaten war Mateo's erster Gedanke, sie seyen da, um ihn gefangen zu nehmen. Doch woher dieser Gedanke? Hatte Mateo etwas mit der Gerechtigkeit zu schaffen? Nein. Er hatte einen guten Ruf; er war, was man einen rechtlichen Mann nennt; aber er war ein Korse, ein Hochländer, und es gibt keinen korsischen Hochländer, der, wenn er sein Gewissen befragt, sich nicht irgend einen unbedeutenden Verstoß gegen die Gesetze, als Flintenschüsse, Dolchstöße und dergleichen Kleinigkeiten, vorzuwerfen fände. Mateo hatte ein reineres Gewissen als irgend ein anderer, denn seit mehr als zehn Jahren war seine Büchse auf keinen Menschen gerichtet gewesen; allein er war dennoch vorsichtig und rüstete sich zur herzhaften Vertheidigung, wenn es Noth thun sollte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Fortsetzung.)

Chorons Singanstalt.

In der Choronschen Singanstalt werden einhundert Kinder in der kirchlichen Singmusik unterrichtet, und den ganzen Winter hindurch gibt Choron des Donnerstags ein Konzert, worin man das Vergnügen hat, Kirchenmusik von alten italienischen Meistern, als Porpora, Palestrino, Jomelli und andern, eben so von deutschen Meistern, besonders Händels Oratorien, zu hören, die man sonst in Paris nie zu hören bekommt. Diese Stücke werden von dem zahlreichen Knabenund Mädchenchore, mit Begleitung des Flügels und zweier Bässe, gesungen; die Solopartien werden natürlich den geschicktesten unter den Zöglingen der Anstalt vorbehalten. Händel, den die Engländer so hoch schätzen, kennen die Franzosen

sehr wenig; daher ist es eine überaus reizende Neuigkeit, daß in Chorons Anstalt ganze Oratorien von ihm, z. B. Judas, der Maccabäer, Samson u. a., aufgeführt werden. Freilich kommen hie und da veraltete Züge darin vor; allein das Kräftige, Lebhafte, Großartige dieser Oratorien bleibt bewundernswerth, und sie verdienen die Hochschäzung, welche ihnen die Engländer zollen. Man singt in Chorons Konzerten in allerlei Sprachen, lateinisch, italienisch, französisch; sogar einen deutschen Hymnus von Mozart hörte ich recht gut singen. Obschon im vorigen Jahre die deutsche Schauspielertruppe aus Aachen das Vorurtheil, als ob die deutsche Sprache sich nicht gut zum wohlklingenden Gesange eigne, den Parisern so ziemlich benommen hat, so hatte es doch noch kein Tonkünstler in Paris gewagt, deutsch von seinen französischen Zöglingen singen zu lassen. Nun hat es aber Hr. Choron dahin gebracht, daß seine hundert Knaben und Mädchen einen Mozart'schen Hymnus recht gut auf deutsch versingen, so daß man sich auf einmal in eine Singschule Deutschlands versezt wähnen könnte. Hr. Choron, welcher wohl weiß, daß man die Pariser nicht mit ernsthaften Sachen ermüden darf, ist so schlau, daß er in jedem Konzerte etwas Heiteres, Weltliches untermischt. Der Mann muß außerordentlich bewandert in den Werken alter Meister seyn; denn er findet darunter allerliebste Stücke, die außer ihm wohl Wenige kannten und die er mit Recht aus der unverdienten Verborgenheit hervorzieht, und nicht allein singen läßt, sondern auch in seiner Anstalt herausgibt. So hörte ich ein scherzendes Duettchen in der besten Faktur des alten italienischen Styls, das von zwei acht- bis zehnjährigen Mädchen gesungen wurde. Eben so ließ er in mehreren Konzerten eine drollichte Komposition des Meisters Rossi, der im 17ten Jahrhundert Musikmeister an einem Kollegium in Rom war, aufführen. Dieser Maestro hatte es kurzweilig gefunden, das laute und zusammenstimmende Dekliniren und Konjugiren der Schulkinder in Musik zu sezen, und daher ein Gesangstück für Knaben- und Mädchenchöre gesezt, worin das ab hoc et ab hac et ab hoc und das amborum, harum, horum sich sehr komisch ausnimmt. Nur scheint mir das Stück etwas zu gravitätisch gedacht zu seyn, wofern diese Gravität nicht etwa Ironie ist; ein Tonsezer von Operas buffas würde diese Aufgabe wahrscheinlich anders gelöst haben. Rossi's Stück ist aber immerhin eine merkwürdige Komposition. Es ist zu wünschen, daß sich Chorons Anstalt lange halten möge, denn sie gewährt den Parisern einen musikalischen Genuß eigener Art, der ihnen sobald nicht wieder zu Theil werden würde. Leider aber steht zu befürchten, daß das Institut nach Chorons Abtreten wieder zerfallen wird. Nur durch die außerordentliche Gewandtheit dieses Mannes ist es gelungen, dasselbe so hoch emporzubringen und aufrecht zu halten. Ein Anderer, welcher diese Gewandtheit nicht besäße, würde auch mit vielem Kunsttalente ein so kostspieliges und mühsames Unternehmen nicht lange fortsezen können.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, Februar.

(Fortsezung.)

Das Strafarbeitshaus.

Sehr ernst und zahlreich erhob man sich in unserm großen Rath gegen die Halsstarrigkeit der in französischem Dienst stehenden Schweizertruppen hinsichtlich des neuen Kriminalgesezbuchs, das die Tagsazung angenommen und den Truppen zur Nachachtung übergeben hat, diese aber bisher anzuwenden verweigerten. So lange diese ganz unerhörte Weigerung daure, müsse die französische Rekrutirung für diese Regimenter in Genf suspendirt werden, und der Staatsrath solle sich mit der schweizerischen Tagsazung besprechen, wie die Offiziere jener Regimenter, die ihrer Landesregierung gegenüber eine eigene Macht bilden wollten, wieder zum Gehorsam zu bringen seyen.

Sprechen wir jezt ein paar Worte von unserm Strafarbeitshaus. Man kann dreist sagen, kein bisher angewandtes Pönitenzsystem bietet so große materielle und moralische Vortheile, als das in einem panoptischen Strafhaus. Wundersam wirkt schon auf die Sträflinge die Ueberzeugung, bei Allem, was sie thun, beobachtet zu seyn, ohne daß jedoch diese Beobachtung störend und aufreizend für sie wäre, und ohne daß sie das wachende Auge sähen. Es ist kein bewaffneter wilder Schwarm, der vor ihnen steht, wie in den französischen Bagnes zu Toulon, Brest und Rochefort, sondern eine unsichtbare Macht, dieselbe Macht, die den Sträfling reinlich und warm kleidet, ihn gut nährt, ihn pflegt, wenn er erkrankt, freundlich zu ihm spricht, wenn er gut und fleißig ist, ihn tröstet und ihm Hoffnung beut, wenn ihn Schaam, Reue oder Verzweiflung niederdrücken will, und ihm am Ende seiner Strafzeit die hübsche, ja oft bedeutende Summe reicht, die er durch seinen Fleiß verdient hat und mit der er nun ein neues Leben beginnen kann, da er im Pönitenzhaus arbeiten gelernt und dabei Ordnung, gute Sitten, Mäßigkeit und Nüchternheit sich angewöhnt hat. Der Sträfling muß ein Unthier seyn, wenn ihn diese Macht nicht bessert und dankbar stimmt. Aber auch für dergleichen Subjekte ist gesorgt. Zwar bekommen sie nie Ketten und Banden, aber etwas weit Schlimmeres: Einsamkeit, Dunkelheit und Unthätigkeit in abgelegenen Zellen. Diesem Mittel hat noch Keiner widerstanden, und schon nach einigen Tagen bitten sie um Arbeit, wiewohl sie auch dabei kein Wort sprechen dürfen. Dieß gerade halten die Verdorbensten und Hartnäckigsten für die härteste Strafe. Es ist bei Allen ein merkliches Streben zur Besserung und Sittigung zu bemerken. Aus der Zusammenstellung der lezten drei Jahre ergeben sich mehrere interessante Resultate, die alle laut zum Vortheil dieses Strafsystems im Allgemeinen und der Genfer Anstalt insbesondere sprechen. Die Zahl sämmtlicher Sträflinge im Laufe eines Jahres überstieg nie 50, so ziemlich zur Hälfte Kriminelle, zur Hälfte Korrektionelle, und unter diesen ¼ junge Leute unter 16 Jahren, die man früher nicht mit andern Sträflingen zusammenthun konnte, was jezt ohne den geringsten moralischen Nachtheil für sie geschieht. Die Anwendung der einsamen, der dunkeln Zelle und der Tage, wo nur Wasser und Brod gegeben wird, als Strafe, verminderte sich auffallend, weil sie nur selten nöthig war. So unterblieb auch der sonst so häufige Vorwand von Krankheit; kaum fanden sich fünf Kranke im Jahr, und davon starb zwei Jahre lang kein Einziger. Das Entkommen wurde zwar im Anfang einigemal versucht, gelang aber nie, und seitdem die Sträflinge die innere Einrichtung und Polizei des Hauses kennen, versuchen sie auch das Entweichen nicht mehr. Dieser Umstand ist ein wesentlicher Grund für die Abschaffung der Todesstrafe. Ehemals war das Gefängniß und die Gemeinschaft mit andern Sträflingen ein großer Nachtheil für junge Leute unter 16 Jahren und für die von 16 bis 30 Jahren. Sie kamen gewöhnlich schlechter und verdorbener aus dem Stockhaus, als sie hineingebracht wurden, und Recidivfälle waren bei ihnen Regel. Auch dieß ist hier ganz anders, denn von jenen jungen Leuten und Männern ist bisher nicht ein Einziger wegen neuer Vergehen eingebracht worden. Sie sind jezt in Werkstätten, Magazinen, Handelscomptoirs u. s. w., wo man sehr zufrieden mit ihnen ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 64.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 16. März 1830.

So muß ich denn die fürchterliche Pflicht
Erfüllen! Hier und bald! Es soll geschehn.

Goethe.

Mateo Falcone.

(Beschluß.)

„Weib," sagte Mateo Falcone zu Giuseppa, „lege Deinen Sack ab und mache Dich fertig." Sie gehorchte sogleich; er gab ihr die über seiner Schulter hängende Flinte, welche ihn gehindert hätte. Dann spannte er den Hahn der andern und schritt nun langsam, längs der Bäume, mit denen der Weg besezt war, gegen sein Haus vor, bereit, sich bei der geringsten feindlichen Bewegung hinter den dicksten Baum zu werfen, in dessen Schutze er hätte feuern können. Seine Frau folgte ihm auf den Fersen, die andere Flinte und die Jagdtasche tragend. Das Geschäft einer guten Hausfrau, im Falle eines Gefechts, ist, ihrem Manne das Gewehr zu laden.

Auf der andern Seite war der Adjudant in nicht geringer Verlegenheit, als er Mateo so mit gemessenen Schritten, das Gewehr bereit und den Finger auf dem Hahn, anrücken sah. Wenn, dachte er, Mateo zufällig Gianettos Verwandter oder Freund wäre und ihn vertheidigen wollte — seine beiden Büchsenkugeln würden zwei von uns so sicher erreichen, als ein Brief von der Post; und wenn er auf mich zielte, troz unserer Verwandtschaft? In dieser Verlegenheit faßte er muthig den Entschluß, ganz allein auf Mateo zuzugehen, ihn als einen alten Bekannten anzureden und ihm den ganzen Vorgang zu erzählen; allein der kurze Zwischenraum, der ihn von Mateo trennte, kam ihm entsezlich lang vor.

„Holla! he! alter Geselle," rief er; „wie geht's, mein braver Freund? Ich bin es, Gamba, Dein Vetter." Mateo stand stille, ohne ein Wort zu antworten, und hob nur langsam den Lauf seiner Flinte auf, so daß die Mündung in dem Augenblicke, wo der Adjudant bei ihm war, in die Luft gerichtet war. „Guten Tag, Bruder,"*) sagte der Adjudant, ihm die Hand reichend; „schon gar lange habe ich Dich nicht gesehen." — „Guten Tag, Bruder." — „Ich wollte Dich und meine Base Pepa im Vorbeigehen besuchen. Wir haben heute einen langen Marsch gehabt, allein wir dürfen uns nicht beklagen, da uns ein solcher Fang gelungen ist. Eben haben wir den Gianetto Sangiero ergriffen." — „Gott sey gelobt!" rief Giuseppa, „er hat uns vorige Woche eine Milchziege gestohlen."

Gamba war höchlich erfreut über diese Worte. „Der arme Teufel!" sagte Mateo; „er war hungrig." — „Der Schurke hat sich wie ein Löwe gewehrt," fuhr der Adjudant ein wenig verlegen fort; „er hat mir einen Voltigeur getödtet, und damit noch nicht zufrieden, hat er dem Corporale Chardon den Arm zerschossen, doch daran ist nicht viel gelegen, es ist nur ein Franzose. Hernach hat er sich so gut versteckt, daß der Teufel selbst ihn nicht gefunden hätte. Ohne mein Vetterchen Fortunato hätte ich ihn nimmermehr erwischt." — „Fortunato!" rief Mateo aus. „Fortunato!" wiederholte Giuseppa. „Ja, der Gianetto hatte sich da unter dem Heuhaufen versteckt; allein mein Vetterchen half mir auf die Spur. Auch will ich es seinem Oheime, dem

*) Buon giorno, fratello, ist der gewöhnliche Gruß der Korsen.

Caporale, erzählen, daß er ihm etwas Schönes für seine Mühe schenkt; und sein Name und Deiner sollen in dem Bericht stehen, den ich dem Herrn Generaladvokaten senden werde.“ — „Maledetto!“ sagte Mateo leise vor sich hin. Sie hatten nun den Trupp erreicht. Gianetto lag schon auf der Tragbahre zum Abzug bereit. Als er Mateo mit Gamba erblickte, verzog ein sonderbares Lächeln sein Gesicht; dann kehrte er sich gegen die Thüre des Hauses, spie auf die Schwelle und sagte: „Haus eines Verräthers!“ Nur ein zum Tode bereiter Mann durfte es wagen, das Wort Verräther auszusprechen und auf Falcone anzuwenden. Ein tüchtiger Dolchstoß, der keiner Wiederholung bedurft hätte, würde auf der Stelle den Schimpf bezahlt haben. Mateo legte nur die Hand an seine Stirne, wie ein tiefgebeugter Mann.

Fortunato war in das Haus gegangen, als er seinen Vater kommen sah. Bald kam er wieder mit einer Schaale Milch heraus, die er Gianetto mit niedergeschlagenen Augen bot. „Hinweg von mir!“ rief dieser ihm mit donnernder Stimme zu, wandte sich dann an einen der Voltigeurs und sagte: „Kamerad, gib mir zu trinken.“ Der Soldat gab ihm seine Kürbisflasche und der Bandit trank das Wasser, das ihm ein Mensch reichte, mit dem er so eben Kugeln gewechselt hatte. Dann bat er, man möchte ihm die Hände kreuzweise über die Brust, statt auf den Rücken binden. „Ich mag gern bequem liegen,“ sagte er. Man eilte, seinen Wunsch zu erfüllen; hierauf gab der Adjudant das Zeichen zum Abzug, sagte Mateo Lebewohl, ohne eine Antwort zu erhalten, und eilte in raschem Schritt die Ebene hinab.

Mehr als zehn Minuten verflossen, ehe Mateo den Mund öffnete. Der Knabe heftete seine ängstlichen Blicke bald auf die Mutter, bald auf den Vater, der ihn, auf seine Flinte gestützt, mit dem Ausdrucke unterdrückter Wuth betrachtete. „Du fängst gut an!“ sagte endlich Mateo mit einer Stimme, die ruhig klang, aber jedem, der den Mann kannte, furchtbar erscheinen mußte. „Vater!“ rief das Kind und näherte sich mit Thränen in den Augen, um sich ihm zu Füßen zu werfen; aber Mateo rief: „zurück!“ Der Knabe stand still und schluchzte. Giuseppa kam näher. Sie hatte die Uhrkette bemerkt, deren Ende aus Fortunatos Hemde heraushing. „Wer hat Dir diese Uhr gegeben?“ fragte sie mit strenger Stimme. „Mein Vetter, der Adjudant.“ Falcone ergriff die Uhr und schleuderte sie gegen einen Stein, daß sie in tausend Stücke zersprang. „Weib,“ sagte er mit hohem Ernst, „ist dieses Kind mein?“ Giuseppas braune Wangen färbten sich ziegelroth. „Was hast Du, Mateo? weißt Du, mit wem Du sprichst?“ — „Wohl denn! dieser Knabe ist der erste seines Geschlechts, der einen Verrath begangen hat.“ Fortunatos Schluchzen und Aechzen verdoppelte sich und Falcone hielt seine Luchsaugen unverwandt auf ihn geheftet. Endlich stieß er die Kolbe seiner Flinte auf den Boden, warf sie dann wieder über die Schulter und schlug den Weg zurück nach dem Mâquis ein, indem er Fortunato rief, ihm zu folgen. Das Kind gehorchte. Giuseppa ging Mateo nach und ergriff ihn beim Arm: „Es ist Dein Sohn,“ sagte sie mit zitternder Stimme und heftete ihre schwarzen Augen auf die ihres Gatten, als wollte sie lesen, was in seiner Seele vorging. „Laß mich,“ antwortete Mateo; „ich bin sein Vater.“ Giuseppa umarmte ihren Sohn und ging weinend in die Hütte zurück; hier warf sie sich vor einem Bilde der Jungfrau nieder und betete inbrünstig. Unterdessen ging Falcone einige hundert Schritte auf dem Pfade fort und blieb in einer engen Schlucht, in die er hinabgestiegen war, stehen. Er untersuchte den Boden mit seiner Flintenkolbe und fand ihn locker und leicht aufzugraben. Der Ort schien ihm für sein Vorhaben passend. „Fortunato, geh zu jenem großen Stein hin.“ Das Kind that, wie ihm befohlen, und kniete nieder. „Sage Deine Gebete her!“ — „Mein Vater, mein Vater, tödte mich nicht! — „Sage Deine Gebete her,“ wiederholte Mateo mit furchtbarer Stimme. Schluchzend und stammelnd sagte der Knabe das Credo und Pater her. Der Vater antwortete am Ende eines jeden Gebetes mit lauter Stimme: Amen! „Sind das alle Gebete, welche Du weißt?“ „Vater, ich weiß noch das Ave Maria und die Litanei, die ich von meiner Muhme gelernt habe.“ — „Sie ist lang; doch es sey darum.“ Das Kind betete die Litanei mit erloschener Stimme zu Ende. „Bist Du fertig?“ — „O, mein Vater, habe Erbarmen! Vergib mir, ich will es nie wieder thun! Ich will meinen Oheim, den Caporale, so lange bitten, bis man den Gianetto begnadigt!“

Er sprach noch, Mateo hatte den Hahn seiner Flinte gespannt und zielte, indem er ausrief: „Möge Gott Dir vergeben!“ Der Knabe machte einen verzweifelten Versuch, sich aufzurichten und seinem Vater zu Füßen zu fallen, allein er hatte nicht Zeit dazu. Mateo gab Feuer und Fortunato stürzte todt zu Boden.

Ohne einen Blick auf den Leichnam zu werfen, schlug Mateo den Weg nach Hause ein, um eine Schaufel zu holen, seinen Sohn zu begraben. Kaum war er einige Schritte gegangen, so begegnete ihm Giuseppa, die, von dem Schusse erschreckt, herbeieilte. „Was hast Du gethan!“ rief sie. „Gerechtigkeit geübt!“ — „Wo ist er?“ — „In der Schlucht. Ich will ihn begraben. Er ist als Christ gestorben. Ich werde eine Messe für ihn lesen lassen. Laß meinen Schwiegersohn Teodoro Bianchi wissen, er solle kommen und von nun an bei uns wohnen.“

Ueber die Unrichtigkeit der christlichen Zeitrechnung.

(Beschluß.)

Der jüdische Geschichtschreiber Josephus, der allgemein als einer der glaubwürdigsten Historiker bekannt ist, erzählt,

daß der König Herodes (der nach dem Zeugnisse der Evangelisten noch lebte, als Christus starb) im Jahre 714 der Stadt durch einen römischen Senatsbeschluß zum König von Judäa erwählt worden sey; daß er im Jahr 717 die von Antigonus besezte Hauptstadt seines neuen Königsreiches, Jerusalem, erobert habe, und daß er endlich 37 Jahre nach seiner Erwählung zum König, und 34 nach der Eroberung Jerusalems gestorben sey. Aus dieser, auch mit andern Stellen desselben Schriftstellers genau übereinstimmenden Angabe folgt daher, daß Herodes im Jahre 750 der Stadt gestorben ist.

Dieß wird noch mehr durch die Nachricht desselben Geschichtschreibers bestätigt, daß während der lezten Krankheit des Herodes eine Mondsfinsterniß in Judäa sich ereignet habe, und daß unmittelbar nach seinem Tode das Passafest gefeiert worden sey. Nach Idelers Berechnung trat aber in der Nacht vom 12ten zum 13ten März des Jahres 750 der Stadt oder des Jahres 4 vor unserer Zeitrechnung eine partielle, in Judäa sichtbare Mondsfinsterniß ein, deren Anfang in Jerusalem um 1 Uhr 48 Minuten und ihr Ende um 4 Uhr 12 Minuten Morgens, wahre Zeit, gesehen wurde. Der folgende Vollmond, als der erste im Frühlinge, hat ohne Zweifel das Passafest bedingt, und so folgt auch aus dieser Angabe, übereinstimmend mit der vorhergehenden, daß Herodes im Jahr 750 der Stadt, und zwar gegen den Anfang des Aprils, gestorben sey, wobei noch bemerkt werden muß, daß sich in demselben Jahre 750 weiter keine zu Jerusalem sichtbare Mondsfinsterniß zugetragen, und daß es in dem folgenden Jahre 751, in welches einige den Tod des Herodes setzen wollen, überhaupt gar keine Mondsfinsterniß gegeben hat.

Da nun, nach der Erzählung der Evangelisten, Herodes noch Jahr und Tag nach Christi Geburt gelebt haben soll, so kann die Geburt desselben offenbar nicht nach dem Jahre 749, oder vielleicht selbst nicht nach dem Jahre 748 statt gehabt haben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses Ereigniß wenigstens zwei Jahre vor dem im Jahr 750 erfolgten Tod des Herodes herging, da nach dem Zeugnisse des Evangelisten Matthäus dieser König, von der Geburt des Messias unterrichtet, zu Bethlehem und in der Umgegend alle Kinder von zwei Jahren und darunter ermorden ließ, und da nach Sanclemente sich bei einigen Kirchenvätern die Tradition findet, daß Christus fast zwei Jahre, bis nach Herodes Tod, sich in Egypten aufgehalten habe, daher auch der leztgenannte Verfasser, der als der Hauptschriftsteller über diesen Gegenstand anzusehen ist, die Geburt Christi auf den 25. December des Jahres 747 der Stadt sezt, eine Annahme, mit welcher auch die Nachricht des Evangelisten Lukas Kap. II. übereinstimmt, daß Christus zur Zeit der von August im ganzen römischen Reiche verordneten Schazzung geboren sey, so wie die Nachricht der sämmtlichen Kirchenväter und aller Martyrologien der katholischen Kirche, daß zur Zeit der Menschwerdung Christi in dem ganzen römischen Reiche ein allgemeiner Friede geherrscht habe. Diese Aeußerung Sanclemente's unterstüzt noch Ideler durch eine Erklärung des Sterns, der nach dem zweiten Kapitel des Evangelisten Matthäus von Osten her den Magiern geleuchtet hat, die aus dem Morgenlande nach Jerusalem kamen, um den neugebornen König der Juden zu sehen. Münter, Bischof von Seeland, fand in dem rabbinischen Schriftsteller Abarbanel, daß die jüdischen Astrologen schon in den ältesten Zeiten die Ankunft des Messias durch eine dann statthabende Zusammenkunft der beiden größten Planeten, Jupiter und Saturn, in dem Zeichen der Fische, unter dessen Regiment die Sterndeuter Judäa sezten, verkündigen ließen, und er forderte in einem im Jahr 1821 erschienenen Programm die Astronomen auf, die Sache näher zu untersuchen. Allein dieß geschah bereits lange vorher durch mehrere Schriften des berühmten Keplers: Stella nova in pede Serpentarii, Pragae 1606, De vero anno, quo Dei filius humanam naturam assumpsit, Frankfurt 1614, wozu die oben angeführte Abhandlung kommt. Dieser fand, daß jene Planeten in dem Jahre 747 der Stadt und zwar dreimal, im Junius, August und im December, in Konjunction gewesen sind, und daß diese Konjunctionen in der That in dem Zeichen der Fische statt hatten. Ideler berechnete diese Konjunctionen nach den neuesten Tafeln und fand, daß beide Planeten am 20. Mai des Jahres 747 der Stadt das erstemal zusammen kamen, wo sie nur einen Grad von einander entfernt waren und vor Sonnenaufgang am Morgenhimmel sich zeigten. Um die Mitte Septembers desselben Jahres kamen beide in Opposition mit der Sonne und waren nur 1½ Grad in Länge von einander entfernt. Am 27. Oktober fand eine zweite Zusammenkunft derselben, und endlich am 12. November eine dritte statt. Alle drei Konjunctionen ereigneten sich in dem bedeutungsvollen Zeichen der Fische, und in allen dreien war die Entfernung derselben von einander nicht über einen Grad, so daß für etwas kurzsichtige Augen der eine Planet in den Zerstreuungskreis des andern zu treten und beide nur ein einziges Gestirn auszumachen schienen, ein Gestirn, dessen Lage in Osten, so wie die spätere in Süden, den aus dem Morgenlande kommenden Astrologen allerdings gleichsam als ein Wegweiser nach Bethlehem dienen konnte, wo einer uralten Weissagung zufolge der Messias geboren werden sollte. Der Erfüllung dieser Weissagung sahen eben damals die unter dem Joche der Römer seufzenden Juden mit gesteigerter Sehnsucht entgegen, und sie schien sich nun wirklich auf eine, selbst dem gemeinen Manne auffallende Weise zu nähern, als zwei der schönsten Gestirne des Himmels in dem verhängnißvollen Zeichen der Fische beinahe das ganze Jahr hindurch, und zwar Monate

lang in einer solchen Nähe erschienen, als ob sie sich nicht wieder von einander trennen wollten, besonders wenn sich etwa damit noch die Erscheinung eines andern außerordentlichen Gestirns verband, welches als solches kein Gegenstand der Berechnung mehr seyn kann.

Nach dem Vorhergehenden zählt also unsere jezt allgemein angenommene Dionysische Zeitrechnung sieben Jahre zu wenig, oder wir sollten in unserm Jahre 1830 bereits 1837 zählen, woraus folgt, daß Dionysius die Geburt Christi um volle acht Jahre zu spät angenommen hat. So höchst wahrscheinlich dieses Resultat, und so völlig gewiß es wenigstens ist, daß unsere Zeitrechnung überhaupt um mehrere Jahre zu wenig zählt, so wird doch Niemand darauf eine Aenderung dieser bereits allgemein angenommenen, durch die Geschichte und durch astronomische Beobachtungen befestigten, und in alle unsere Verhältnisse so innig verflochtenen Aere gründen wollen, eine Aenderung, welche die Verrückung aller unserer Jahrrechnungen und eine neue Verwirrung der Chronologie zur Folge haben würde, die nur zu oft schon von solcher Verwirrung gelitten hat.

W.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Februar.

(Fortsezung.)

Strafarbeitshaus. Associationsgeist.

Im Allgemeinen sind die Recidivfälle bei den Sträflingen sehr selten und finden sich nur bei kriminellen Züchtlingen, die blos einige Monate in der Pönitenzanstalt zubrachten, daher nicht moralisch in ihr umgestaltet werden konnten, oder denen es durch ein Zusammentreffen von Umständen unmöglich ward, ihren Unterhalt ehrlich zu erwerben. Die Recidive betragen, genau gerechnet, nur 10½ von Hundert. Der tägliche Unterhalt eines Sträflings kostet, ein Jahr ins andere gerechnet, einen Genfer Gulden (11 kr. rhein); und wenn man Alles zusammenrechnet: Essen, Trinken, Arzeneien, Arzt, Chirurg, Kleider, Wäsche, Krankenzimmer, Unterhaltung der Mobilien, deßgleichen Besoldung und Unterhalt der Hausbeamten, so kommt täglich die bedeutende Summe von drei Genfer Gulden oder 33 kr. rhein. auf den Kopf. Dieß wird begreiflich, wenn man bedenkt, daß unser Strafarbeitshaus nach einem kleinen Maßstab gebaut und eingerichtet ist; deßhalb sind seine Ausgaben bedeutender, als sie verhältnißmäßig bei einer grössern Anstalt dieser Art seyn würden. Viele Ausgaben, z. B. die Besoldung und der Unterhalt der Hausbeamten, würden auch für ein Strafarbeitshaus mit doppelt so viel Sträflingen nicht bedeutender seyn.

Es ist nicht zu verwundern, wenn Unkultur, Rohheit und Verbrechen, die immer Hand in Hand mit einander gehen, bei unsern Einwohnern täglich seltener werden. Das Streben, Unbemittelten aufzuhelfen, sie zu unterrichten, zu bessern und zu bilden, vermehrt sich täglich. Kaum ist eine Gesellschaft für einen dieser Zwecke entstanden, so erweckt der bei uns mächtig gewordene Associationsgeist auch schon eine andere. Alle reichen sich brüderlich die Hände, rathen, helfen und unterstüzen sich, wo sie nur können und wissen. An pecuniären Mitteln fehlt es da nie, denn jener mächtige Associationsgeist ist auch ein Hülfsgeist, der nur rechnet, damit in Allem Ordnung gehalten werde, aber nie knickert, wenn es darauf ankommt, etwas Gutes zu stiften. Wohl zu merken, daß die Regierung zu diesen Anstalten nur wenig oder gar nichts beiträgt, und fast Alles aus Privatbeiträgen bestritten wird, bei denen die hundert Louisd'or des Millionärs mit nicht mehr Dank angenommen werden, als die geringe Gabe des Unbemittelten.

In der Generalsizung der Société des arts hob ihr Präsident de Candolle Manches hervor, was hierauf Bezug hat. Allerdings ist sie einer der merkwürdigsten Vereine Genfs. Ihre Arbeiten reihen sich ohne Aufsehen aneinander. Jährlich wird Einiges umgeschaffen, Vieles gebessert, mancher frühere Plan kommt zur Ausführung, zu manchem neuen werden die ersten Ideen hingeworfen. Nur langsam und vorsichtig schreitet der Verein in Oekonomie, Industrie und in der bildenden Kunst zum Bessern fort; dafür aber sind seine Schritte sicher.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Hunde, welche schreiben und Ecarté spielen.

Unter den fremden Tonkünstlern haben besonders Moscheles und die Gebrüder Bohrer diesen Winter die Pariser ergözt; den leztern ist von den Journalen vorgeworfen worden, daß sie zuweilen allzusehr nach Effekt haschen und ins Bizarre fallen. Paganini wird erwartet; eine biographische Notiz ist kürzlich über ihn erschienen und hat das Publikum auf ihn vorbereitet; er mag also nur kommen; die Pariser sind bereit, sich in Menge einzufinden. Da hier ein sonderbares Schauspiel stets das andere verdrängt, so ist jezt Martin mit seinen Löwen und Hyänen beinahe von einem Paar Hunden, Fido und Bianca, ausgestochen worden, welches gewiß die gelehrtesten Hunde sind, die man je gesehen hat; denn sie spielen mit den Zuschauern Karten, und wie die Zeitungen angekündigt haben, verstehen sie mehrere Sprachen. Damit verhält es sich so. Der Hundeherr hat eine Liste von 40 bis 60 Worten in drei oder vier Sprachen. Diese Worte sind mit Nummern bezeichnet; haben nun die Zuschauer ein Wort gewählt, so nennt der Hundeherr laut die vor dem Worte stehende Nummer in der Sprache, zu welcher das Wort gehört. Einer der beiden Hunde schreibt oder krizelt nun mit seiner Pfote das Wort auf eine Tafel. Dieß ist freilich nur Gedächtnißsache, und bekanntlich ist der Hund eines derjenigen Thiere, welche sich am besten und am längsten gelernter oder gesehener Dinge erinnern. Aber nicht so leicht ist es zu erklären, wie ein Hund Ecarté spielen kann. Ecarté ist allerdings eines der leichtesten Kartenspiele, weßhalb man es auch in allen Pariser Gesellschaften spielt; für einen Hund ist es aber doch viel zu gelehrt; der Hundeherr, welcher etwas ferne steht, gibt seinen Zöglingen von Zeit zu Zeit einige Winke, indem er zu dem Hunde sagt: spiele diese oder jene Karte; das ist aber auch alles; der Hund sezt sein Spiel ganz ruhig fort, bis es zu Ende ist. Der Mann, welcher diese Thiere unterrichtet hat, muß ein äußerst geduldiger oder ein pfiffiger Kopf seyn; seine Kunst sezt alle diejenigen in Erstaunen, welche die beiden Hunde haben spielen sehen. Man hat jahrelang von einem berühmten Hunde, Namens Munito, in Paris gesprochen, welcher hier seine Kunststücke hatte sehen lassen; allein gegen Fido und Bianca war er doch nur ein Stümper. In Verlauf von einem Jahre hat Paris also wundersame Thiere gesehen: einen Elephanten, welcher die Hauptrolle in einer Pantomine spielte, Löwen und Hyänen, welche ihren Herrn mit ihren furchtbaren Rachen liebkoseten, und Hunde, welche Ecarté spielen. Wer wird solche Wunder wohl übertreffen können?

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 65.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 17. März 1830.

— O Meergott!
Töne mir in die Seele noch oft, daß über den Wassern
Furchtlos rage der Geist, und die Göttersprache das Wechseln
Und das Werden versteh.

Hölderlein.

Erinnerungen an Adria.

Von A. Grün.

Begrüßung des Meeres.

Unermeßlich und unendlich,
Glänzend, ruhig, stolz und hehr,
Liegst du vor mir ausgebreitet,
Altes, heil'ges, ew'ges Meer!

Soll ich dich mit Thränen grüßen,
Wie die Wehmuth sie vergießt,
Wenn sie trauernd auf dem Friedhof
Manch ein theures Grab begrüßt?

Denn ein großer, stiller Friedhof,
Eine weite Gruft bist du,
Manche Hoffnung, manches Leben
Deckst du kalt und fühllos zu.

Keinen Grabstein wahrst du ihnen,
Nicht ein Kreuzlein, schlicht und schmal,
Nur am Strande wandelt weinend
Manch ein lebend Trauermal. —

Soll ich dich mit Jubel grüßen,
Jubel, wie ihn Freude zollt,
Wenn ein weiter, reicher Garten
Ihrem Blick sich aufgerollt?

Denn ein unermeßner Garten,
Eine reiche Flur bist du,
Edle Keim' und Schätze decket
Dein krystallner Busen zu.

Wie des Gartens üpp'ge Wiesen,
Ist dein Plan auch glatt und grün,
Perlen und Korallenhaine
Sind die Blumen, die dir blühn.

Wie im Garten stille Wandler,
Ziehn die Schiffe durch das Meer,
Schätze fordernd, Schätze bringend,
Grüßend, hoffend hin und her. —

Sollen Thränen, soll mein Jubel
Dich begrüßen, Ocean?
Nicht'ger Zweifel, eitle Frage,
Da ich doch nicht wählen kann!

Da doch auch der höchste Jubel
Mir vom Aug' als Thräne rollt,
So wie Abendschein und Frühroth
Stets nur Thau den Bäumen zollt!

Zu dem Herrn empor mit Thränen
Ist mein Aug' im Dom gewandt;
Und mit Thränen grüßt' ich wieder
Jüngst mein schönes Vaterland.

Weinend öffn' ich meine Arme,
Wenn ich der Geliebten nah';
Weinend kniet' ich auf den Höhen,
Wo ich dich zuerst ersah.

Am Strande.

Auf hochgestapelte Ballen blickt
Der Kaufherr mit Ergötzen;
Ein armer Fischer daneben flickt
Betrübt an zerrissenen Netzen.

Manch rüstig, stolzbewimpelt Schiff!
Manch morsches Wrack im Sande!
Der Hafen hier, und dort das Riff,
Jezt Fluth, jezt Ebb' am Strande.

Hier Sonnenblick, Sturmwolken dort,
Hier Schweigen, und dort Lieder,
Und Heimkehr hier, dort Abschiedswort,
Die Segel auf und nieder!

Zwei Jungfraun sitzen am Meeresstrand,
Die Eine weint in die Fluthen,
Die andere, mit dem Kranz in der Hand,
Wirft Rosen in die Fluthen.

Die Eine, der trüben Wehmuth Bild,
Stöhnt mit geheimem Beben:
„O Meer, o Meer, so trüb und wild,
Wie gleichst du so ganz dem Leben!"

Die andre, lichter Freude Bild,
Jauchzt selig lächelnd daneben:
„„O Meer, o Meer, so licht und mild,
Wie gleichst du so ganz dem Leben!""

Fortbraus't das Meer und überklingt
Das Jauchzen, wie das Stöhnen;
Fortwogt das Meer und, ach, verschlingt
Die Rosen, wie die Thränen.

Denkwürdigkeiten des Grafen Johann von Coligny.

Der Graf Johann von Coligny war der treue Gefährte des großen Condé während des Kriegs der Fronde und befehligte später die sechstausend Mann französischer Hülfstruppen, welche viel zum glorreichen Siege über die Türken bei St. Gotthard beitrugen. Seine Denkwürdigkeiten, die er eigenhändig auf die Ränder eines Meßbuches geschrieben hat, sind noch nie ganz bekannt gemacht worden. Wir glauben, daß einige Bruchstücke aus dieser merkwürdigen Selbstbiographie, die ganz die Farbe ihres Jahrhunderts trägt, nicht uninteressant seyn werden. Die Bekenntnisse des ächten Edelmanns aus der Zeit des großen Ludwig sind höchst treuherzig; vorzügliche Beachtung aber verdienen die Winke über den Charakter eines der größten Helden, mit denen sich Frankreichs monarchischer Stolz brüstet, des großen Condé, und seine Umtriebe während der Fronde.

* * *

Da einmal ein dick Buch, wie gegenwärtiges, schwerer verloren geht als ein fliegend Blatt oder ein klein Buch, in dem vielleicht etwas anderes stände, so habe ich mir vorgenommen, da ich allhier zu La Motte St. Jean Weile genug habe und an der Gicht hart leide, die mir vom dreißigsten Jahr an zugesezt und mir bis in mein sechsundfünfzigstes Jahr, da wir schreiben den 27ten Januar 1673, gute Gesellschaft geleistet hat, habe ich mir vorgenommen, zu meiner oder desjenigen Ergötzung, dem es in die Hände fallen und einige Unterhaltung machen dürfte, allhier die unterschiedlichen Abentheuer, so mir, Jean de Coligny, geboren zu Saligny 17ten December 1617, zugestoßen, zu verzeichnen.

Folgendes ist mein Conterfei in wenig Worten: Ich bin sehr gerade, sehr schlank, sehr groß und gar schön gewachsen; meine Hand ist ausnehmend klein für einen großen Mann, und meine Arme sind etwas zu lang; doch solches merkt Niemand denn ich allein; ich habe ein gar zierliches Bein, aber ein gar unförmlich Gesicht; meine Nase ist dick und garstig, mein Mund groß; ich habe schöne, ausnehmend gute Augen; meine Farbe war nicht übel, da ich jung war, und mein Haar braun. Ich bin aber bei guter Zeit kahl geworden. Zu manchen Uebungen hatte ich großes Geschick, zu andern gar keines. Getanzt habe ich vorzüglich, war jedoch nie ein Liebhaber davon. Ich war ein gar gewandter Fechter und habe es bewiesen; denn wer es immer mit mir zu thun gehabt, den habe ich umgebracht oder aus dem Feld geschlagen. Mein ganzes Leben lang, so weit die Gicht mir zuließ, habe ich dem Waffenwerke obgelegen, wie ich weiter unten des mehrern berichten werde; doch damit anzufangen, was uns absonderlich angeht und auch ein Probierstein ist, darnach man den Muth eines Mannes schätzen mag, so sage ich, daß ich mich, ohne Prahlerei gesprochen, fünf Mal geschlagen habe. Das erste Mal, da ich Soldat in der Leibwache war, mit einem andern Soldaten von der Kompagnie Flavignac-la-Carue; den brachte ich auf dem Flecke um. Das zweite Mal mit einem Offizier im Dragonerregiment Luzern. Wir schlugen uns zu Pferd und wir wurden auseinandergebracht; sein Pferd war verwundet, als man uns auseinanderbrachte, und es hatte allen Anschein, als ob ich seiner würde Meister geworden seyn. Das dritte Mal schlug ich mich mit dem Marquis d'Equo. Wir waren beide Reiterhauptleute im Regiment Harcourt; er stürzte zu Boden und ich ließ ihn aus Artigkeit wieder aufstehen, worüber ich fast das Leben eingebüßt hätte, denn er riß mir mit dem Degen den Bauch auf und hätte mich, wäre ich nicht so gewandt und fertig gewesen, durch und durch gestoßen;

er gestand aber, es habe nur an mir gelegen, ihm das Leben oder den Degen zu nehmen. Von da an blieben wir stets gute Freunde. Er war sehr brav und ein Tollkopf wie einer. Das vierte Mal schlug ich mich mit Herrn von Lessac wegen Frau von .... in einem Klostergarten in der Karthäuservorstadt. Wir schlugen uns mit kurzen Seitengewehren, wie ich es immer bei meinen Zweikämpfen gehalten. Ich gab ihm zwei Degenstiche, einen durch den Arm, den andern durch den Leib, woran er nach drei Tagen starb. Das fünfte Mal schlug ich mich mit einem königlichen Gensdarmen, Namens Martillière, der noch lebt, und zwar um meines Vaters willen, der ihn hatte vom Dienst jagen lassen. Er machte sich deßhalb an mich nach meines Vaters Tode. Wir schlugen uns im Boulogner Holz. Ich nahm zum Sekundanten meinen Stallmeister, Labrosse mit Namen; er hatte den Baron Poncenet, der noch am Leben ist. Genannter Poncenet wurde von meinem Stallmeister entwaffnet, und ich hatte meinen Mann übel zugerichtet, als er Fersengeld gab und mir nicht wieder Stand hielt.

Folgendes handelt vom Krieg. Ich war Soldat in der Leibwache, Mousquetaire, Hauptmann im Fußvolk, Dragonerhauptmann, Hauptmann bei den leichten Reitern, Major Mestre-de-camp der Reiterei, Marechal de Bataille, Marechal de Camp, Generallieutenant und endlich kommandirender General. Ich habe allzeit mit Eifer, Ehre und Glück gedient. Bei unterschiedlichen Gelegenheiten habe ich vier große Wunden erhalten, nämlich: bei Lerida einen Musketenschuß in den Schenkel und einen Pistolenschuß in den Bauch; in der Schlacht von Lens in Artois wurde mir der linke Arm von einer Pistolenkugel zerschmettert, da ich mich im Angesicht beider Heere mit einem feindlichen Obrist im Zweikampfe schlug, den ich auf dem Platze erschoß. Ferner bekam ich einen Musketenschuß in die rechte Seite, mit welcher Wunde ich drei Jahre zu schaffen hatte und die gar nicht heilen wollte, da die Kugel die ganze Zeit in dem Beine, Illum genannt, gesteckt hatte. Endlich, nach drei Jahren, kam sie heraus, nachdem man Aetzstein aufgelegt.

Ich hatte in meines Lebens Lauf gar verschiedene Abentheuer, mehr widerwärtige, denn erfreuliche. Ich war so ziemlich stolz und hochfahrend gegen die Allerhöchsten und gar herablassend gegen die Geringsten. Nie habe ich mich so weit herunter gegeben, daß ich vor den Ministern gekrochen wäre, um mein Glück zu machen; nie habe ich Jemanden den Hof gemacht als meinen Herrn, deren ich nie mehr denn zwei gehabt: den Herrn Prinzen und den König. Erstern habe ich noch dazu nie als meinen Herrn angesehen; da ich aber im Glück zu ihm gehalten, dachte ich, Ehre und Pflichtgefühl geböten mir, im Unglücke nicht von ihm zu lassen. Er hat mich allezeit geachtet, aber geliebt hat er mich nie, und dennoch spie er Feuer und Flamme gegen mich, als ich ihn verließ, um dem Könige meinen Dienst zu widmen; er spielte der Ränke so viele, bis es ihm gelang, des Königs gute Meinung von mir zu untergraben, wobei ihm die Minister gar fertig zur Hand gingen, da sie fürchteten, ich möchte mich beim Könige gar zu wohl daran machen. Die Offenheit, mit der ich zu Werke ging, und die Uneigennützigkeit, die ich bewies, als ich dem König meinen Dienst widmete, hätten eine bessere Behandlung verdient, als mir von Seiten des Königs zu Theil wurde. Wahr ist es, ich bin nicht so alt geworden, ohne vom König bedacht zu werden; er hat mir bei 80,000 Thalern zufließen lassen; aber das bekam ich von ihm, als ich es nicht verdiente, und als ich es verdiente, bekam ich nichts. Der Zug nach Ungarn, wo ich seine Waffen mit solchem Ruhme victorisiren ließ, hat mir rein nichts eingebracht; im Gegentheil, er hat mir geschadet, statt mir Vortheil zu bringen, und dieß durch meiner Feinde, des Prinzen und der Minister, bösen Willen. So kam Alles zusammen, dergestalt, daß ich nach 57jährigem Dienst, was Glücksgüter anlangt, just so stehe, wie als ich aus der Schule kam; nur daß ich alt bin, die Gicht habe und zu nichts mehr nütze bin, als an den Tod zu denken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anwendung des Schwefels zum Löschen des Feuers in den Schornsteinen. *)

In einem Berichte des Gesundheitsraths von Paris an den Polizeipräfekten findet sich ein interessanter Artikel über das Löschen des Feuers in den Schornsteinen. Es war eine Kommission ernannt worden, welche durch Versuche prüfen sollte, ob die Dämpfe des brennenden Schwefels das Feuer im Schornsteine auszulöschen vermögen, wenn es in demselben brennt. Man hat nun vielfältig wiederholte Versuche in der königlichen Münze mit dem glücklichsten Erfolge hierüber angestellt, und sich überzeugt, daß Ein Pfund sogenannter Schwefelblüthe, wenn man es auf das auf dem Herde brennende Holz oder Kohlen wirft, hinreicht, um das Feuer selbst in dem größten Schornsteine in wenigen Minuten zu löschen, selbst wenn die Flamme schon zwei Klafter (3 Meter) hoch über den Schornstein hinausschlägt. — „Man läßt, wenn man auf diese Weise löschen will, das Feuer auf dem Herde fortbrennen, und umgibt den Mantel des Herdes blos mit einem gut durchnäßten Tuche. Man wirft dann handvollweise die Schwefelblüthe in das auf dem Herde brennende Feuer; augenblicklich werden die schwefeligsauren Dämpfe in dem Schornsteine emporsteigen und einen für die Luft undurchdringlichen Mantel bilden, so daß das

*) Polytechnisches Journal. Zweites Februarheft. Jahrgang 1830.

Feuer auf der Stelle gelöscht ist. Diese Art, das Feuer in dem Schornsteine zu löschen, gewährt, außer der Schnelligkeit, mit welcher sie wirkt, auch noch den großen Vortheil, daß sie sich auf alle Nebenschläuche ausdehnt, die mit dem brennenden Schornsteine in Verbindung stehen, und selbst auf die Sprünge wirkt, wenn welche vorhanden seyn sollten. Dieses Mittel wirkt so sicher und ist so leicht anzuwenden, daß Ein Pompier hinreicht, das Feuer in jedem Schornsteine, mag er auch noch so groß seyn, augenblicklich zu löschen. Wir waren selbst im vorigen Jahre dreimal in dem Falle, uns der Schwefelblüthe zum Löschen des Feuers in dem Schornsteine bedienen zu müssen, und jedesmal geschah es mit dem besten Erfolge. Um eine Idee von der Schnelligkeit zu geben, mit welcher dieses Mittel wirkt, wollen wir nur folgende Thatsache anführen. Es kam in dem Schornsteine einer Küche in der Gasse Taitbout Nr. 15 Feuer aus. Man ließ auf der Stelle die Löscher aus der Gasse Chantereine kommen. In demselben Augenblicke ließen wir aber auch Ein Pfund Schwefelblüthe holen, und gingen in die Küche, die sich im ersten Stocke befand. Man hatte das Feuer vom Herde weggeräumt; wir ließen es wieder auf denselben werfen. Das nasse Tuch, das wir um den Mantel des Herdes hängen konnten, umgab denselben nur auf eine sehr unvollkommene Weise. So mangelhaft indessen auch diese Vorrichtung war, warfen wir doch die Schwefelblüthen in das Feuer, und der Brand im Schornsteine war gelöscht, ehe die Löscher kamen."

Die Anwendung dieses Mittels, der Schwefelblüthe, gründet sich darauf, daß in den Dämpfen, welche sich bei dem Verbrennen des Schwefels entwickeln, nämlich in dem schwefeligsauren Gase, keine Flamme zu brennen vermag und jede brennende Flamme folglich augenblicklich erlöscht. Da es aber in diesem schwefeligsauren Gase auch unmöglich ist, zu athmen, so würde die Kommission vielleicht gut gethan haben, wenn sie den Präfekten erinnert hätte, daß, wenn Schwefelblüthe auf den Herd gestreut wird, kein Löscher oder Schornsteinfeger nach der gewöhnlichen Löschpraxis, wenn es im Schornsteine brennt, durch denselben herabfahren darf; denn dieser arme Teufel würde eben so sicher ersticken, als das Feuer selbst durch dieses Gas erstickt wird.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Februar.

(Beschluß.)

Die Société des arts und die Reunion des industriels.

Die Société des arts soll ein Mittelpunkt seyn, in dem sich die sonst zerstreuten Strahlen der Wissenschaft und Kunst für unser kleines Gemeinwesen passend vereinigen, läutern und weiter verbreiten. Daher muß alles Neue nur mit großer Vorsicht und nach reiflicher Prüfung angenommen werden, denn der Verein will weniger Neues schaffen, als gute neue Erfindungen aufmuntern, dem wahren Genie emporhelfen, Anfänger ermuthigen und die Bahn vor ihnen ebener machen. Dadurch wird auch die Zusammensetzung des Vereins erklärlich, in dem sich Freunde und Liebhaber der Wissenschaft und Kunst mit ausübenden Kennern, die höchsten Regierungsbeamten mit bloßen Bürgern, Professoren, große Gutsbesitzer, Handwerker, Künstler mit Geistlichen zusammenfinden, freundlich erkennen und zum gemeinschaftlichen Zweck wirken. Durch diese Mischung verschwinden Standesvorurtheile und Begrenzungen immer mehr, die Gutdenkenden treten sich täglich näher, und wie sie einst als Knaben in der Schule neben einander saßen, so ist es nun wieder im reifen Mannesalter geworden. Freilich hat dieses brüderliche Zusammenseyn und Zusammenwirken auch sein Uebles. Stirbt einer aus der Mitte, so fehlt nicht blos ein Vereinsmitglied, ein Kollege, sondern auch ein Freund. So war es voriges Jahr bei dem Tode des geschickten Uhrmachers und Mechanikers Davier-Bagnon, den wir Alle sehr ungern verloren. — Nach de Candolle sprach der als statistischer und ökonomischer Schriftsteller rühmlich bekannte Lullin de Chateauvieux, Präsident der Agrikulturklasse. Er handelte von den im vergangenen Jahre gemachten Verbesserungen in der Agrikultur unsers Landes, von den mit Erfolg angewandten neuen Ackerbauinstrumenten, von den eingegangenen Schriften über die Preisaufgabe: wie Gemeindegründe am besten in unserm Kanton benuzt werden können u. s. w. Auch der Präsident der Industrieklasse legte die in derselben gemachten Verbesserungen dar, bemerkte den glücklichen Fortgang und Einfluß der Uhrmacherschulen, deßgleichen der unentgeldlichen Vorlesungen über Mathematik, Maschinenzeichnung und über Mechanik in ihrer Anwendung auf die Künste. — Der Präsident der Klasse für die bildende Kunst konnte mit Recht Günstiges über die Zeichnungs- und Sculpturschule sagen, worin recht wacker nach Zeichnungen und lebenden Modelen gearbeitet wird, was sich aus den vorgelegten Arbeiten der Schüler bewährte.

In naher Verbindung mit der Société des arts steht die Reunion des industriels, die sich erst vor zwei Jahren bildete, klein und schwach anfing und jezt schon voll Gedeihen, Kraft, Thätigkeit und nüzlichen Einflusses auf unser ganzes Gewerbswesen dasteht. Sie hat ihre eigene Bibliothek, und hält alle englischen und französischen Journale, die auf Industrie Bezug haben. Ein eigenes Comité lecteur hat die Verpflichtung, Alles zu lesen, das Bedeutendste auszuheben und in den Versammlungen Vortrag darüber zu halten; außerdem besizt sie eine Sammlung von Maschinen und Modellen, worunter sich auch mehrere sehr alte finden, welche die Regierung hierher geschenkt hat. Die Bibliothek begann mit 30 Bänden und enthält jezt über 300. Alles wird aus kleinen jährlichen Beiträgen der Mitglieder und mit freiwilligen Geschenken bestritten. Auch hier gleicht Talent und Eifer allen Unterschied aus. Klassen-, Stände- und Kastengeist würde sich in einem Vereine lächerlich machen, wo die ersten Magistratspersonen und Gelehrten neben Handwerkern und Künstlern sitzen. Aber auch die sonst so sichtliche Eifersucht und der Neid der arbeitenden Klasse, ihre Geheimnißkrämerei mit besondern Verfahren und Kunstgriffen verliert sich; es herrscht volle Offenheit und Mittheilung unter ihnen. Dieser Verein hat in der kurzen Zeit seines Daseyns schon Bedeutendes gewirkt. Auch er wählt frei durch Stimmzettel seinen Präsidenten, seine Sekretärs, seinen Kassier, das Lesecomité u. s. w.

In einem folgenden Briefe spreche ich von den übrigen nützlichen Anstalten unserer Stadt.

Außerordentliche Beilage zum Morgenblatt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 66.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 18. März 1830.

Ich blicke her, ich blicke hin,
Und immer höher schwebt mein Sinn.
Nur Tand sind Pracht und Gold und Ruhm
Natur, in deinem Heiligthum!

Matthisson.

Skizzen aus einer Reise durch das Salzburgische.

Erste Skizze. Salzburg.

Oft schon hatte ich die Schönheiten von Salzburg rühmen hören. Manche erhoben sie über die der Schweiz; in großer Spannung näherte ich mich daher der Stadt. Von Traunstein herüber fing ich an zu zweifeln, ob ich meine Erwartungen befriedigt finden würde. Zwar fehlte es nicht an anmuthigen Thälern und pittoresken Bergen, aber immer vermißte ich noch das Großartige, das ich am Chiemsee verlassen hatte. Ein etwas nebliger Tag ließ die fernen Gebirge nicht entdecken, und so betrat ich Salzburg, ohne etwas mehr als gewöhnliche Gegenden gesehen zu haben. Aber so wie man die Stadt betritt, wird man durch ihre eigenthümliche Lage ungemein überrascht. Ein ungeheurer, senkrecht dastehender Felsen durchschneidet sie in der Mitte. Die nordöstliche größte Hälfte wird wieder von der Salzach durchflossen, so daß sich eigentlich drei natürliche Theile der Stadt bilden. So wie in Karlsbad stehen eine Menge Häuser so dicht am Felsen, daß dieser die hintere Wand bildet. Rechnet man nun dazu noch die vielen großen Gebäude und Kirchen, so gibt dieß in der That einen höchst reizenden Anblick. Ungemein wird man durch das Felsenthor überrascht. In den harten Stein (Nagelflue) ist es 464 Fuß lang, 40 Fuß hoch und 24 Fuß breit gehauen, und es stellt eine leichtere Verbindung zwischen beiden Stadttheilen her; in der That ein eben so wohlthätiges als riesenhaftes Unternehmen des lezten Erzbischofs von Salzburg.

Steigt man auf die Höhe hinauf bis zum befestigten Schlosse, so genießt man eine Aussicht, wie sie nur wenige Punkte gewähren möchten; gegen Süden in der Nähe der Untersberg, von mehr als 3000 Fuß Höhe, den man wegen seines Reichthums an Pflanzen einen ungeheuren botanischen Garten nennen kann; ihm zur Rechten der Staufen, welcher den Eingang in die Grafschaft Berchtesgaden bewacht, hinter diesem himmelanstrebende Alpen und Gletscher, unter denen sich der Watzmann besonders erhebt, und, in Reihen an einander geschichtet, links und rechts die ungeheuern Bollwerke der Natur. Ich sah diese Riesen in der Mitte des Oktobers schon weit über den Scheitel herab mit Schnee bedeckt, und dieß gab ihnen ein überaus majestätisches, ehrwürdiges Ansehen. Immer tiefer taucht man den Blick in diese erhabenen Werke der Natur, und das Auge ermüdet wohl, aber es wird nicht gesättigt. Wenn nun diese Gipfel sich allmählig aus den auf ihnen lagernden Wolken entwickeln, und man bei dieser Entwicklung Anfangs stets für Nebel hält, was zulezt als gigantische Bergmasse dasteht, dann versinkt man in freudiges Staunen und steht wie fest gebannt. Läßt man das Auge nach Osten schweifen, so ruht es auf einem, mit dunklen Tannen bewaldeten Mittelgebirge, welches noch herrlichere Naturgemälde bei Hallstein und Ischel verdeckt. In Nordosten steigt der Berg mit dem Kapuzinerkloster schroff an der Salzach empor und an seiner Verlänge-

rung hin liegen die herrlichen Parthieen von Eigen. Ganz im Norden schweift das Auge über unermeßliche und im hohen Grade angebaute fruchtbare Ebenen, ähnlich denen, die den Blick vom Schlosse in Heidelberg herab in die Rheinpfalz erfreuen. Dicht unter dem Felsen blickt man in die Stadt so hinein, daß man in die Schornsteine der nächsten Häuser sieht. Einen wunderbaren Gegensatz bildet hier das kleine Treiben der Menschen in den Straßen mit dem großartigen der Natur, deren Scenen am fernen Gebirge sich jeden Augenblick durch die fliegenden Wolken verändern. Wer könnte sich leicht trennen von einem so schönen Platze, der mit Recht zu den lieblichsten auf der Erde zu zählen ist! Ein herrliches Bild, tief in die Phantasie gedrückt, nahm ich mit weg und die Sehnsucht, bald wieder hier stehen zu können.

Von Salzburg nach Hallein macht man eine Fahrt zu Wagen, die sich mit der romantischen und sanften auf der Elbe von Pillnitz nach Schandau vergleichen läßt. Fast nicht viel härter wie hier die Schwankungen der Gondel, sind dort die Stöße des Wagens. Denn eine Straße wie eine glattgeschlagene Tenne, frei von allen Steinen, trägt den Wagen, und er rollt so leicht darüber, daß man mit raschen Pferden gleichsam dahin zu fliegen scheint.

Schwerlich dürfte es eine Fahrt geben, die an Anmuth die von Salzburg nach Hallein überträfe. Fortwährend auf der Ebene, schwebt man auf dieser eigentlichen Normalstraße, so zu sagen, zwischen den gigantischen Gebirgen dahin, denen man zuweilen so nahe rückt, daß sie uns zu zerschmettern drohen. Felsmassen, die mit ihren Häuptern in die Wolken ragen und nicht allein senkrecht, sondern zuweilen überhangend dastehen, Schluchten zwischen diesen, mit den herrlichsten Matten bedeckt, die gerade in dieser wilden Natur nur noch freundlicher wirken, rauschende Ströme, von rieselnden Bächen akkompagnirt, höher hinauf die weißen Häupter, die wie in einer Volksversammlung über die braunen und schwarzen hervorragen, und dann im Hintergrunde der stets hoch emporwirbelnde Dampf und Rauch von den Salzwerken von Hallein — wenn man dieß alles anstaunt und sieht, wie da und dort auf steilem Wege die Menschen hinaufklimmen, da ist es einem gar nicht, als führten sie hier ein mühsames Leben, sondern als stiegen sie nur hinauf, um die große Natur umfassender zu sehen und zu bewundern. Aber an ihre Füße hat sich die Last der Erde geklammert, und sie hält sie nieder, daß sie nicht aufblicken und die Schönheiten der Schöpfung bewundern.

An den Ufern der Salzach liegt das alte schwarze Hallein. Wer einen recht schreienden Gegensatz einer engen, dumpfigen Stadt mit der freien Natur sehen will, komme hieher. Enge Straßen, schwarze Häuser, Unrath an allen Orten, verleiden dem Fremden das Beschauen des hier so merkwürdigen Treibens bei der Salzbereitung. Was Theilung der Arbeit sey, und wie nur durch sie die schnellste und vollkommenste Ausführung großer Geschäfte erreicht werden könne, das kann man hier sowohl bei der Salzbereitung als bei der Verfertigung der Tonnen und deren Verpackung sehen. Im tiefen Schachte, der der Gnomen Wohnplatz gleicht, arbeiten Hunderte von Händen, um die rohe Masse zu brechen, die, in Wasser aufgelöst, in Rinnen herabfließt, um in den großen Kesseln ausgelaugt zu werden. Alle Pracht überirdischer Palläste wird verdunkelt durch den Glanz, der in jenen Schachten tausendfach im Scheine des Lichtes widerstrahlt. Zum Bergknappen umgekleidet, steigst du hier hinab und machst die unterirdische Reise in labyrinthischen Gängen. Wenn du in Erweiterungen gelangst, dann strahlt dir aus dem umgebenden Gestein ein Glanz entgegen, der dein Auge blendet, und du wähnst dich von Millionen von Diamanten umgeben. Malt dir deine Phantasie das Bassin, auf dem du im kleinen Kahne hinüberschwimmst, zum Strome, so wird es dir auch nicht schwer werden, in den gegenüber dir entgegen tretenden Gestalten die Geister der Unterwelt zu erblicken, die hier Lohn oder Strafe für ihr Thun da oben empfangen. Doch lange währt die Täuschung nicht. Du setzst deine Wanderung gehend und gleitend fort, bis du endlich unten in der Nähe von Hallein wieder ans Tageslicht trittst. Nun siehst du hinauf nach der Höhe, die du erst zu erklimmen hattest, ehe du deine unterirdische Fahrt begannst, und möchtest mit deinem Auge den Berg durchdringen, in dessen Innern du einen so seltsamen Spaziergang machtest.

Von Hallein gen Süden treten die Berge immer kecker hervor. Die Straße windet sich in Krümmungen im Thale fort, und nur kleine Hügel machen das Fahren auf ihr ein wenig beschwerlicher, als von Salzburg herauf. Oft scheinen die Berge so nahe gegen einander zu treten, daß man gern errathen möchte, wie sich der Weg durch sie hindurch winden werde. Kommt man heran, so verschwindet das Hinderniß und man dringt immer weiter vor. So ist es im Leben, wenn wir oft keinen Ausweg zu sehen wähnen. Die Vorsehung hat ihn schon gebrochen und nur muthiges Vordringen enthebt uns der Aengstlichkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Denkwürdigkeiten des Grafen Johann von Coligny.

(Fortsetzung.)

Bei all meinem Unglück habe ich Gott meinen demüthigen Dank zu sagen, erstlich für die Standhaftigkeit, die er mir verleiht, denn meine Widerwärtigkeiten regen mich so gut wie gar nicht an; zweitens dafür, daß er mir ein braves, tugendsames Weib gegeben, die auch eine gar gute Haushälterin ist; drittens ganz leidlich hübsche Kinder; zum vierten Freunde, die bei mir ausgehalten in der Widerwärtigkeit, und endlich, so viel zeitlich Gut, daß

ich bestehen mag, ohne Jemanden zur Last zu fallen, und meinen Kindern eines Tags helfen kann, ehrliche Leute zu werden und zuzusehen, ob ihnen das Glück geneigter seyn möge als mir; und wenn mir Gott durch seine Gnade mein Leben länger fristet, soll meine Familie nach meinem Hinscheiden so ziemlich gut stehen oder zum mindesten ihr Zeitliches in bester Ordnung seyn. Dazu wird es freilich viel Sorgens und Schaffens von meiner Frauen wie von meiner Seite brauchen; ich hoffe aber, wir sollen nicht vergeblich gearbeitet haben. Hätte ich mich aber, gleich als ich aus den Niederlanden zurückgekommen, sachte vom Hof weggezogen, wäre ich, was das Zeitliche anlangt, weit besser daran gewesen, als ich je seyn werde. Es kam mir indessen, freilich ein wenig spät, zu Sinn, am Hofe sey nicht gut seyn, und wer von dort durchaus nicht ablassen will, wird noch Schlimmeres erfahren. Damit genug für heute, ein andermal, was noch zu sagen ist.

* * *

Nie greife ich wiederum zur Feder, daß nicht mein erster Gedanke der wäre, vom Prinzen von Condé schlimmer denn schlimm zu sprechen; denn wahrhaftig, ich kann es nicht zu arg machen. Ich habe ihn in den dreizehn Jahren, da ich zu ihm hielt, sorgsam beobachtet, und erkläre vor Gott, in dessen Gegenwart ich schreibe, und zwar in ein Buch, zu seiner Ehre abgefaßt — neben das Evangelium aber, so darinne steht, möchte ich keine Lüge schreiben — erkläre also vor Gott, daß ich niemals eine niedrigere, lasterhaftere Seele, noch ein undankbarer, verrätherischer und boshafter Herz habe kennen lernen, als der Hr. Prinz hat; denn kaum hat sich Jemand ihn verpflichtet, so weiß er nichts eiliger zu thun, als sich nach etwas umzusehen, das er ihm vorrücken könne, damit er sich einigermaßen der schuldigen Erkenntlichkeit entledige; und dieß ist ein wahres Teufelswerk, und wohl noch kein Mensch auf Erden, den Hrn. Prinzen ausgenommen, hat solches zu ersinnen und, was mehr sagen will, es wirklich in Ausübung zu bringen vermocht. Ferner sucht er immer unter diejenigen, die um ihn sind, Zwietracht zu streuen, und zu Brüssel sagte er zu mir: „Coligny, wenn ich in Paris bin, da werden viele Leute gar große Ansprüche auf Belohnung zu machen haben; aber da ist nicht Einer, dem ich nicht Bescheid zu geben und Dinge vorzurücken wüßte, wodurch die Verbindlichkeiten, die ich ihnen, wie man meint, schulde, ausgeglichen werden.“ Das heißt gerade heraus, noch bevor er aus Brüssel ging, war er entschlossen, Niemanden sein Recht widerfahren zu lassen, und so lange er noch Verbindlichkeit gegen die Leute hatte, sann er schon darauf, wie er undankbar seyn könne und Niemanden das Seinige zu geben brauche. Ich möchte doch wissen, ob der schlimmste Teufel in der Hölle solche Gedanken hat; er aber hat nie andere gehabt und wird nie andere haben; es ist ihm nicht anders gegeben. Der ...., und dafür erkläre ich ihn beim heiligen Evangelium, das ich hier in Händen habe, der Erz.... hat nur zwei gute Eigenschaften, nämlich Kopf und Herz; die eine wendet er schlecht an, und der andern wollte er sich bedienen, um dem König die Krone vom Haupt zu reißen. Ich weiß wohl, was er mir zu verschiedenen Malen hierüber gesagt, und worauf er seine verderblichen Anschläge gegründet hat; doch das sind Dinge, die ich mir gerne aus dem Sinn schlagen möchte, wie käme ich also dazu, sie niederzuschreiben.

* * *

Nachdem ich wieder überlesen, was ich im J. 1675 niedergeschrieben, däucht mir, es möchten die Glieder meines Hauses, die zufällig einen Blick darauf wärfen, auf die Vermuthung gerathen, als sey ich wirklich in Ungnade gefallen; dem ist aber nicht so. Im Gegentheil, der König hat mich immer gnädig angesehen, und wenn man zu Felde zog, erwies er mir zuweilen die Ehre, mich an seine Tafel zu ziehen.

Ich meinte nur, da der König mich weder hinsichtlich des Zeitlichen, noch der Beförderung bedacht, müsse man mich durchaus bei ihm verschwärzt haben; denn er hatte sicher Zuneigung zu mir, und hat dieß auch vielfältig bewiesen; denn er schenkte mir nach dem Jahr 1673, in dem ich Gegenwärtiges niederzuschreiben angefangen, zwei ganz ansehnliche Abteien, die eine von 15,000 Livres Renten, genannt die Abtei von St. Denis von Reims, die andere von 8000 Livres Renten, die Abtei von Ile-Chauvet in Poitou, ungerechnet die günstigen Sprüche, die mir über 90,000 Livres eingetragen haben, und wo ich ohne Sr. Majestät Gunst keinen Sol bekommen hätte. Ich habe mich also über den König nicht so gar sehr zu beklagen, als man glauben könnte; und hätte ich nicht die Gnade gehabt, vom König gut angesehen zu werden, würde er einem jungen Menschen von dreizehn bis vierzehn Jahren nicht 23,000 Livres Renten geschenkt haben. Die Minister können Niemanden leiden, der nicht ihr Sklave oder zum wenigsten ihre Kreatur ist; ich aber war nie gesonnen, Jemandens Sklave oder Kreatur zu seyn, außer meines Herrn, des Königs, an den ich mich auch in meinen Angelegenheiten allen stets gewendet habe; nie fand ich den Quell seiner Gnaden für mich versiegt, und der König ist sicher ein so fester und zuverläßiger Mann, als nur einer in der Welt, und wem er einmal wohlgewollt, den vergißt er nie wieder.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Gebrechen des Buchhandels. Dampfwagen.

Wir haben jezt wenig Neues von Bedeutung in der Literatur. Unsere Zeit scheint günstiger für Compendien, als

für neue Produktionen; was schadet's? man verdaue nur recht, was wir von Literatur und Wissenschaft besitzen und verbreite es unter der Menge; es wird dann doch nicht an Geistern fehlen, die hier und da fortbauen (wenigstens ist bei einer solchen allgemeinen Anregung an keinen Stillstand zu denken). Eines der besten und unterhaltendsten Compendien, die mir seit langer Zeit vorgekommen sind, befindet sich in dem zweiten Bändchen von Dr. Lardners Cabinet Cyclopedia, unter dem Titel: Maritime and Inland Discovery. Der talentvolle Verfasser hat in diesem engen Raume einen ungewöhnlichen Reichthum von Kenntnissen und Kritik entwickelt, und durch die Anmuth des Vortrags solche selbst dem oberflächlichsten Leser angenehm zu machen gewußt.

Georg Colman, einer unserer ausgezeichnetsten Lustspiel- und Schwänkedichter, hat seine Memoires geschrieben. Ich habe das Buch noch nicht gesehen; aber nach einigen Auszügen zu schließen, ist es voll Humor, Witz und lustiger Anekdoten, wovon ich Ihren Lesern Einiges mittheilen werde. Inzwischen aber darf ich Ihnen eine Anekdote nicht vorenthalten, die, ob sie gleich nicht gedruckt erschien, dennoch wahr ist und in mancher Hinsicht unsere Zeit charakterisirt. Als Reynolds, ein anderer Theaterdichter, vor ein paar Jahren seine Denkwürdigkeiten herausgegeben und darin manche Anekdote angebracht hatte, welche den betheiligten Personen wenig Ehre bringen mochte, fiel ein Kritiker im Quarterly Review über die ganze Race der Theaterdichter her und sagte, solche Leute sollten aus jeder feinen Gesellschaft verbannt werden. Dieß nahm Colman so sehr zu Herzen, daß er in einer Vorrede zu seinem erwähnten neuen Werke einen Angriff auf alle Kritiker machte, so beißend und witzig, daß Colburn, der Herausgeber, solchen nicht zu drucken wagte. Ist diese Furcht der Verleger vor der Kunstrichterzunft der Literatur günstig oder nicht? — Es hat in England überhaupt sein Eigenes mit der kritischen Literatur, besonders in den Tags- und Wochenblättern. Diese sind nämlich so hoch besteuert, daß sie, da, um den Absatz nicht zu verlieren, ihr Preis niedrig seyn muß, oft kaum ihre Auslagen decken. Ihre Hauptstütze also ist der Ertrag der Anzeigen. Wenn ein Journal, wie z. B. die Times, sich eines so großen Publikums erfreut, daß Jeder froh seyn muß, wenn seine Anzeigen darin aufgenommen werden, so kann es, wenn die Eigenthümer nur den Lockungen der Habsucht widerstehen, sich vom Einflusse des Buchhandels frei erhalten. Ist dieß aber nicht der Fall, so ist ihnen nicht nur die Zunge gebunden, daß sie nichts Böses von den ihren Patronen gehörigen Werken sagen dürfen, sondern sie geben sich auch für gewisse Summen dazu her, Lobsprüche über Werke einzurücken, die ihnen entweder nicht zu Gesichte gekommen sind, oder von denen sie, wie jeder Verständige, gerade das Gegentheil von dem denken müssen, was sie ihren Lesern anheften. In den meisten Provinzialzeitungen wird gewöhnlich für den Preis der Anzeige auch ein sogenannter Paragraph, d. h. ein im Namen der Redaktion abgefaßter Lobspruch, mit aufgenommen. Aus diesem System wird erklärlich, wie neben bessern Werken auch so viel elendes Zeug hier Eingang findet. Man hat nur ein Werk tüchtig herauszustreichen, und wenn dann nur jede Leihbibliothek und jeder Leseverein ein Exemplar nimmt, so ist der Verleger wenigstens gegen Verlust gesichert. Dadurch entsteht dann wieder ein anderes Uebel für die Literatur: durch das viele Anzeigen und Windmachen hat man das Publikum gewöhnt, sich nicht selbst nach den bessern neuern Werken umzusehen, sondern sich von jedem Buche Titel und Gehalt hundertmal vor Augen legen zu lassen, ehe es sich in seiner Bequemlichkeit dazu entschließt, selbst darnach zu sehen. Nun sind aber alle Anzeigen sehr hoch besteuert und zwar, gleichviel, ob lang oder kurz, jede mit 3½ Schilling; da nun die Zeitschriften gleichfalls ihre Gebühren so hoch machen, daß die allerkürzeste Anzeige auf 7 Schillinge zu stehen kommt, so berechnet man im Buchhandel, als die mindeste Auslage dafür, für jedes Werk zwanzig Pfund Sterling. Was erfolgt also? Daß ein kleines Werk, wenn man nicht mit Gewißheit auf den Absatz von mehreren tausend Exemplaren rechnen darf, außer mit Verlust für den Verfasser, gar nicht erscheinen kann; und, was noch viel schlimmer ist, Materialien für Einen Band werden in drei oder vier Bände ausgesponnen, und manche interessante Erzählung wird in einen abgeschmackten Roman zersetzt, weil ganz natürlich 20 Pfund sich vortheilhafter auf 500 Guineen, als auf 150 vertheilen lassen.

Ihr Wunsch, das Nähere über die neulich bei uns angestellten Versuche mit Dampfwagen zu erfahren, hat mich veranlaßt, weitere Erkundigungen einzuziehen. Sie wissen bereits, daß die Anzahl der Dampfwagen, welche sich auf der Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester um den Preis bewarben, sich auf sechs belief. Da aber von diesen nur drei die bereits mitgetheilten Bedingungen erfüllten, so wollen wir unsere Aufmerksamkeit auf diese beschränken. Diese waren: the Rocket, gebaut von Robert Stephenson, the Novelty, von Braithwaite und Ericson, und the Sanspareil, von Atworth. Von diesen erhielt the Rocket den Preis. Der Wagen und die Maschine nebst ihrem Wasser im Kessel (boiler) wog 9632 engl. Pfund, und die ihm gegebene Last, mit Einschluß der Personen, 29,120 Pfund. Die für den Wettlauf zugerichtete Eisenbahn war blos 1½ engl. Meilen lang, und auf dieser Strecke lief die Maschine mit ihrer Last, den Aufenthalt bei jeder Wendung mit eingerechnet, 35 engl. Meilen in 3 Stunden 10 Minuten, folglich in einem Verhältnisse von 11 Meilen in der Stunde. Hierauf lud man die Maschine aufs Neue mit Wasser und Brennmaterial, welches Geschäft 16 Minuten erforderte, und sie lief aufs Neue 35 Meilen, allen Aufenthalt mitgerechnet, in 2 Stunden 52 Minuten, wodurch das mittlere Verhältniß auf mehr als 12 Meilen die Stunde vergrößert wurde. Dabei verbrauchte die Maschine nicht mehr als 1120 Pf. Coke (Steinkohlen, aus welchen die harzigen Stoffe ausgebrannt sind, und die man deßwegen vorzieht, weil sie keinen Rauch geben) für jene 70 Meilen, also nur 16 Pf. in der Minute. Wenn man nun Gewicht, Schnelligkeit, Menge und Eigenschaft des Brennmaterials in Anschlag bringt, dagegen aber abrechnet, daß die Eisenbahn im besten Zustande war und man vielleicht mit der Maschine außerordentliche Anstrengungen gemacht hatte, so darf man annehmen, daß die erlangten Vortheile über alle älteren Maschinen sich wie 2 und 3 zu 1 verhalten. The Novelty wog 6160 Pf.; aber da derselbe Wagen auch den Wasser- und Kohlenbehälter führte, so wurde darauf Rücksicht genommen, das eigentliche Gewicht auf 4256 reducirt, und ihm ein Gewicht von 12,992 Pf. zu ziehen gegeben. Mit diesem fuhr die Maschine ab, und soll 6 Meilen im Verhältniß von 16 Meilen die Stunde im vollen Laufe zurückgelegt haben; da aber etwas von dem Kitt am Kessel losging, so mußte sie anhalten. Die dritte Maschine wog 13,776 Pf. und zog 40,200 Pf. 25 Meilen weit in 2 Stunden, in einem Verhältniß von 13 Meilen die Stunde. Aber auch diese Maschine konnte in Folge des Springens einer Röhre die Reise nicht vollenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 67.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 19. März 1830.

> Jezt kann ich nichts mehr als den Schaffner machen, —
> Und so in enger stets und engerm Kreis
> Beweg' ich mich dem engsten und lezten,
> Wo alles Leben stillsteht, langsam zu.
>
> Schiller.

Denkwürdigkeiten des Grafen Johann von Coligny.
(Beschluß.)

Dieß glaubte ich dem Obigen beifügen zu müssen, damit diejenigen, so nach mir kommen, wissen, ich habe mich nicht darum, weil ich irgend in Ungnade gefallen, in mein Haus zurückgezogen und den Hof verlassen, sondern einzig wegen des schlimmen Zustands meiner Gesundheit und um der Gicht willen, die mich endlich so heruntergebracht, daß ich seit fast drei Jahren gar nicht mehr gehen kann. Zwar wurde ich wohl inne, wie, da ich einmal der Herrn Minister unterthäniger Diener nicht war, am Hofe für mich nichts zu machen sey, wie auch wegen des Herrn Prinzen; denn hat auch der... keinen Einfluß, um Gutes zu thun, so ist und bleibt er wie der Teufel, der nichts Gutes, aber dafür des Bösen gar viel thun kann. Im Uebrigen ist er, glaube ich, beim Könige nicht besser angeschrieben als ein anderer, und hat nöthiger, als irgend Jemand bei Hofe, sich gescheit aufzuführen; denn er hat es mit einem Manne zu thun, der ihm nichts hingehen ließe, und der weiß, an welchem Feuer er sich gewärmt hat, und daß es nicht an ihm lag, wenn er dem Könige nicht die Krone vom Kopf nahm und auf den seinigen sezte. Gott hat aber Frankreich zu lieb, als daß er ihm solchen Herrn hätte geben mögen. Ja, dann erst wäre man recht erbärmlich daran gewesen und hätte nicht gewußt, wo aus noch ein; denn davon nichts zu sagen, wie argwöhnisch und bösartig er ist, so gibt es auf der ganzen Welt keine so knauserige Seele als diesen...

* * *

Dieß ist vielleicht das lezte Mal, daß ich in dieses Buch schreibe; denn ich stehe im Begriff, nach Paris zu reisen, um meine Kinder zu besuchen, nachdem mir die Gicht drei Monate lang hart zugesezt und mich vollends ganz heruntergebracht und sehr geschwächt hat, und es hat nicht den Anschein, als ob ich wieder hieher kommen werde; wozu noch kommt, daß ich nicht wohl könnte, wenn ich auch wollte; denn ich kann kein Heu für meine Pferde mehr auftreiben, und habe, da ich mich über ein halb Jahr hier aufgehalten, meinen Hörigen mit dem Beiführen von Holz, Wein, Frucht, Brod für mich, so hart zugesezt, daß sie weiter nicht leisten können. Ich muß sie sich erholen lassen; denn in diesem Bergland, in dem mein Haus liegt, wird den Ochsen das Ziehen viel saurer als anderswo; dazu kommt noch, daß, da die Flüsse das ganze Jahr angeschwollen waren, meine Unterthanen am andern Ufer des Loirestroms, deren viele sind, mir nicht frohnen konnten. Dem sey wie ihm wolle, ich warte nur, bis das Wetter etwas freundlicher wird, die Wege etwas besser werden und ich mich ein wenig wohl befinde, um von hier zu gehen; es sind dieß aber drei Dinge, die zu einer Jahrszeit wie jezt, da wir schreiben den 8ten Januar 1685, sich schwer zusammenfinden.

Noch muß ich dreier großen Unglücksfälle erwähnen, die mir zugestoßen, und wovon ich noch nichts gesprochen. Der erste war der traurige Todesfall des Herrn Henri de Maupas du Tour, Bischofs von Evreux, des Oheims meiner Frau; er kam am St. Lorenztage 1680 um, da er vom Messelesen in St. Laurent, einer Gemeinde bei Evreux,

heimfuhr. Seine Pferde, die jung waren, rissen aus, sein Wagen ging in Stücken, stürzte um, er aber wurde ganz zerschlagen herausgeworfen. Er starb zwei Tage darauf und hatte kein Wort mehr gesprochen und Niemand mehr gekannt als mich, der ich noch am Tage, da das Unglück geschah, nach Evreux gekommen war. — Das zweite Unglück, das ich gehabt, war der Tod meines jüngsten Sohnes, eines sehr hoffnungsvollen Jungen; er starb zu Paris in der Nacht vom 29sten zum 30sten Juli 1682, fünfzehn Jahre alt; durch ihn sollte, so hoffte ich, mein Stamm ferner blühen, denn der ältere hat den geistlichen Stand ergriffen und scheint dabei beharren zu wollen, und ich stelle ihm frei, zu thun, was er will, denn dieß ist seine Sache, nicht die meinige. Das dritte und allergrößte Unglück ist der Verlust meiner Frau, Anne de Maupas du Tour; sie starb zu la Motte St. Jean nach langer Krankheit den 16ten Mai 1683. Es ist dieß ein so harter Verlust für mich und meine Familie, daß wir sie, so lange wir leben, mit blutigen Thränen beweinen müssen. Ihr eine Lobrede zu halten, dazu bin ich nicht fertig genug, darum sage ich blos drei Worte von ihr: sie war ein verständiges, erfahrenes und tugendsames Weib, eine gute Hausfrau; ihr Lebenlang wußte sie nichts von Zorn und Bosheit, und hat Niemanden auf der Welt je etwas Schlimmes nachgesagt. Mein Trost ist, daß ich sie, so es Gott gefällt, bald im Paradiese wiedersehen werde.

Geschrieben den 8ten Januar 1685.

E.

Adieu paniers, vendanges sont faites.

Skizzen aus einer Reise durch das Salzburgische.

(Beschluß.)

Wie en échelon sind hier die Gebirge gegen einander geschoben und in den zwischen ihnen durchlaufenden Schluchten sind wieder eine Menge phantastischer Felsgestaltungen zu schauen. Man kommt nach dem Flecken Goling, steigt im Posthause ab, und besteigt dann ein einspänniges, kleines Kabriolet, das nur zwei Menschen aufnimmt. Mit eigenem, besonders zweispännigem Fuhrwerke, ist der Weg, den man nun beginnt, nicht zu machen. Es geht nämlich zu den Wasserfällen des Schwarzbaches. Nicht lange vor uns hatte König Ludwig von Baiern dieselbe Fahrt gemacht. Zuerst passirt man eine schmale, stegartige Brücke über die Salzach, die selbst unter der geringen Last schwankt, dann geht es auf anmuthigen Matten bis an den Fuß der nahen Berge. Rauh wird nun der Weg, der sich durch einige ländliche Besitzungen krümmt. Jezt hört das Fahren auf und die Wanderung zu Fuße beginnt. Obgleich auf steinigtem Pfade, wandelt man dennoch nicht ganz unbequem. Bald erreicht man das Ufer des Schwarzbachs, der sich in seinem fieberhaften Laufe sein Bette sehr uneben aus Felstrümmern zubereitet hat. Wild romantisch liegt an ihm eine Mühle, die ein Aeußeres zeigt, nach welchem man nicht Menschen wie wir, sondern wilde, phantastische Gestalten aus ihr treten zu sehen erwartet. Meine Phantasie konnte sich diese nach Belieben schaffen, denn kein lebendes Wesen kam zum Vorschein. Etwas weiter hinauf hat der Wahnsinn einen Menschen getrieben, der sich eine Hütte von Steinen, fast wie die, welche sich Walter Scotts schwarzer Zwerg gebaut, errichtet hatte. Schon fing das Rauschen an stärker zu werden und verkündigte das Nahen des Wasserfalls. Bald tritt man um eine Felsenecke und ein Meer von rollenden Krystallen stürzt vor unsern Augen nieder. Eine mächtige Cascade von mehr denn sechzig Fuß Höhe rauscht hier in einer Breite von etwa zwanzig Fuß herab. Das schwarze Gestein dient als Folie, um den Glanz der Tropfen zu heben. Jeden Augenblick scheint sich das Schauspiel zu ändern und doch bleibt es immer das alte, ob es gleich dem Blicke stets neu ist. Wenn hier der ermüdete Pilger in der Hitze des Sommers ausruht und dann die durch das Gebüsch fallenden Sonnenstrahlen im ewigen Wechsel ihrer Brechungen in den stürzenden Wassermassen, so wie in den aufsteigenden Dünsten das herrlichste Kaleidoscop bilden, dann möchte ich fragen, wo man sich wohl angenehmer erregt fühlen könnte. — Aber rastlos, wie das Leben, ist jede Reise. Weiter aufwärts steigt man von den Cascaden und kommt nun zu dem eigentlichen Wasserfalle. Ein schmaler Steg stellt uns ihm gerade gegenüber. Ihn schnell zu betreten, fühlt man eine Beängstigung und Beklommenheit der Brust, und man muß sich erst erholen, ehe man das Wunder der Natur anstaunt. Mit einem Getöse, das die menschliche Stimme verschwinden läßt, stürzt sich die Wassermasse an fünfzig Fuß tief senkrecht in ein Felsenbecken. Ungeheure Steinmassen sind von ihr zerspalten und durcheinander geworfen und unten hat sie sich durch dieselben den Ausgang gegraben. Jeder große Wasserfall äußert gleiche Wirkung auf den Menschen, und erzeugt Anfangs in ihm ein Gefühl von Beklemmung. Immer ist es ihm, als müsse er mit hinabgerissen werden, bis er sich endlich daran gewöhnt, und nun im wohlthätigen Gefühl seiner Sicherheit die Schönheit eines solchen Schauspiels bewundern kann. Man hat weiter hinauf den Felsen zugänglich gemacht, so daß man bis an den Ort vordringen kann, wo die Wassermasse des Schwarzbaches aus einer Felsenöffnung hervorbricht. Wenn man in diese dringt, so gewahrt man einen unterirdischen See, dessen Tiefe unergründlich seyn und der mit dem jenseits des Gebirges liegenden Königssee in Berchtesgaden in Verbindung stehen soll. Welch ungeheures Wasserbecken! — Stürzte einmal ein Erdbeben diese Bergmassen zusammen und schüttete sie in dieß Becken, so würden die hervorbrechenden Fluthen das Land tief hinein verwüsten. Wohl den Bewohnern, daß dieß nicht sehr zu fürchten ist!

Von den Wasserfällen geht es nun zu den Oefen der Salzach. Von Goling fährt man zu diesen auf der großen Landstraße, die nach Gastein über das Thauerngebirge führt, etwa eine Viertelmeile. Vor sich und zu beiden Seiten hat man himmelanstrebende Gebirge, durch welche die Straße sich windet. Zur Rechten fließt die Salzach mit ihren blaugrünen Gewässern. Die Thäler waren belebt durch das, dieß Jahr früher als gewöhnlich von den Alpen (Almen) heimkehrende Vieh, zu dem sich noch große Heerden von Rindern gesellten, die auf dem Markte zu St. Johann gekauft, tief hinab in's ebene Land getrieben wurden. Alljährlich kehrt das Vieh auf diese Almen zurück und nährt und stärkt sich von den würzigen Kräutern. Freudig zieht es im Frühjahre hinauf und eben so freudig im Herbste herab. Dort ist es die Vorstellung des reichlichern und bessern Futters, hier die Heimath, welche es anzieht. Sehen wir nicht auch darin ein Bild des Menschen, den die Veränderung erfreut, und der sich deßhalb hinaus sehnt in die Welt, aber dennoch am Ende mit Sehnsucht zurückkehrt in die Heimath?

Die Oefen der Salzach sind tief ausgerissene Felsschluchten, durch welche sich dieser Strom sein Bett gegraben hat. Oeffnungen sollten sie heißen, und nur durch eine Verstümmelung des Wortes hat man sie Oefen genannt. Zu ihnen gelangt man von der Landstraße über einen ziemlich hohen Berg hinweg, dessen südliche Seite so steil ist, daß man meist auf Stufen hinabsteigt. Wenn man dieß gethan hat, gelangt man auf einen Steg, der über die Salzach, oder vielmehr über die in wilden Massen über einander gestürzten Felsblöcke führt. Hier hat man einen Standpunkt, wo man von Gefühlen fast erdrückt wird. Unten in tiefer Schlucht (vielleicht gegen hundert Fuß) braust die Salzach erzürnt durch eine Oeffnung von wohl nicht mehr als zwanzig Fuß Breite; sie, die einige tausend Fuß weiter unten als schiffbarer Strom aus den Gebirgen tritt. Mit welcher Gewalt sie sich durchdrängt, kann man sich denken. Holzstangen, von ziemlicher Dicke, hinabgeschleudert, zerbrechen auf ihren Gewässern, als würden sie auf Stein geworfen. Die reißende Schnelligkeit der Strömung läßt selbst Steine nicht sogleich untersinken, und ihr Aufschlagen verursacht ein donnerähnliches Getöse. Und dennoch wagt es der Mensch in seinem mühsamen Berufe, sich hinabzulassen und das Holz, das sich beim Flössen hier oft fest legt, loszumachen und dem Strome zum Weitertragen zu überliefern. An Seilen werden die Arbeiter hinabgelassen und oben festgehalten. Nur Gewohnheit kann sie bei den augenscheinlichen Gefahren, in denen sie hier, im eigentlichsten Sinne des Wortes, schweben, ruhig seyn lassen. Durch mehrere Oeffnungen der auf einander gehäuften Felstrümmer sieht man unten in der Tiefe die Salzach strömen. Ueber diese Trümmer hinweg kann man den Fluß mehrmals überschreiten, und am rechten Ufer birgt eine große überhängende Felswand den Wanderer, wenn ihn ein Unwetter überrascht. Aber unheimlich müßte ihm dennoch werden, wenn er dächte, wie leicht der Blitz sein Schirmdach spalten und auf ihn schleudern könnte. — Welch ungeheure Kräfte gehörten dazu, diese Massen übereinander zu häufen! Welch furchtbare Gewalt übten die Fluthen, die, wenn auch vielleicht erst in Jahrtausenden, sich diese Schluchten wühlten! Selbst das ganze enge Thal, durch welches die Salzach sich jenes tiefe und schmale Bett bahnte, hat sie wohl in der Länge der Zeit gebildet. Hier scheinen der Olymp und der Acheron beisammen zu seyn; denn Berggipfel, die der Blick kaum erreicht, steigen schroff neben diesen Tiefen empor. Doch überall hat der Mensch sich angesiedelt; denn am Bergabhange hin zieht sich ein betretener Pfad, der zu einigen fernliegenden Sennhütten führt. Selten hat etwas mein inneres Gefühl wohlthätiger berührt, als dieser Fußsteig. Wenn man sich hier von der gewaltigen Natur wie eingesperrt fühlt, so ist der Anblick von menschlichen Wohnungen stärkend, weil er augenblicklich die Vorstellung der Hülfe in Gefahr erzeugt. Aber so erdrückend uns auch hier die Natur umgibt, so kann man sich doch immer nicht von ihr trennen. Stets wendet sich das Auge zurück, und immer bieten sich ihm neue wunderbare Gestaltungen dar. — Wir schleuderten zum Abschiede noch einige Felsstücke in die Tiefe, der tosende Widerhall rief uns ein dumpfes Lebewohl zu, und nun kletterten wir über den Berg hinüber und blickten noch oft zurück zu den herrlichen Scenen. Freundlich beleuchtete die Sonne die Alpen bei unserer Rückreise nach Salzburg. Glücklich nenne ich den, dem es vergönnt ist, jenes Gemälde zu schauen, wie ich es geschaut habe.

Poseidon und die Neugriechen.
Epigramm.

Ἀργείους ποτ' ἐνὶ Τροίῃ κακὰ πολλὰ πάθοντας
σὺ μόνος ᾤκτειρες, Ἐννοσίγαιε, Θεῶν.
Τί δ' ἄρα νῦν τοῖς Ἀργείοις κακὰ πλεῖστα παθοῦσιν
ἔχθιστος πάντων, Ἐννοσίγαιε, φάνης?

— ll —

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 28. Februar.

Der Karneval. Anfang.

Wenn ein Nüchterner in ein Zimmer voll Betrunkener kommt, so wird er sich mitberauschen oder wieder entfernen müssen, wenn er nicht große Langeweile ausstehen will; wenn man den römischen Karneval im ganzen Umfange kennen lernen will, so muß man ihn mitmachen, mit allen seinen Thorheiten, mit seiner ganzen Tollheit; nur dann versteht man seine hohe Schönheit und Eigenthümlichkeit, nur als Theilnehmer begreift man diese nicht zu schildernde, nicht nachzu-

ahmende wunderbare Erscheinung eines bis ins Unglaubliche aufgeregten, sonst ernsten Volkes, so wie man auch nur als Mitwirkender in diesem wahnsinnigen Treiben am Ende einsieht, wie es möglich ist, daß eine solche ins Unendliche gesteigerte ausgelassene Lust niemals, weder die Gebote der Sitte, noch die strengen Vorschriften der Polizei überschreitet, und wie dieses eigene Volk selbst in dem Delirium seiner Saturnalien sich freiwillige Schranken sezt. Wenn man von dem lebendigen Venedig oder aus dem stets gährenden Neapel nach Rom kommt, so glaubt man sich in einem andern Lande. Die Ruhe und Sicherheit des Römers im Oeffentlichen, seine Bescheidenheit im Theater und bei allen öffentlichen Gelegenheiten, der stille Gang des Lebens im Allgemeinen bilden einen auffallenden Kontrast zwischen Rom und den meisten großen Städten Italiens, und man hält es, wenn man seine Einwohner in einer ruhigen Zeit kennen lernt, nicht für wahrscheinlich, daß sie sich jemals in so hohem Grade umwandeln können, um dem Bilde zu entsprechen, das wir uns von ihnen im Karnevale machen. Wenn man aber, bei stets näher rückender Zeit, die Ungeduld, die Vorbereitungen, die alles andere Interesse verschlingende Sehnsucht nach dieser so beschränkten Epoche der römischen Seligkeit gewahr wird, wenn man bedenkt, daß der Römer eigentlich nur vierundzwanzig Stunden Fasching hat, indem blos die drei Stunden von drei bis sechs Nachmittags, und diese nur in den lezten acht Tagen vor Aschermittwoch hierzu eingeräumt sind; wenn man endlich die Sorge in Betracht zieht, mit welcher der anhaltende Regen, durch welchen dieser überall strenge Winter sich in dem hiesigen milden Klima lästig genug aussprach, die ängstlichen Römer lange vorher für ihre Freudenzeit erfüllte, so wird man es erklärbar finden, daß ein allgemeiner Jubel ausbrach, als wenige Tage vorher die italische Sonne den trüben Wolkenvorhang über Rom wegzog, und die ganze Pracht des südlichen Himmels sich entfaltete. Nie habe ich eine solche Metamorphose bei Menschen für möglich gehalten. Frisches Leben füllte die Straßen, bunte Teppiche zierten bereits den in unabsehbarer Länge die Riesenstadt durchziehenden Corso, diesen Tummelplaz, diesen Brennpunkt der italienischen Lustbarkeit; Frauen von niegesehener Schönheit füllten in gedrängten Massen, im höchsten Puze, die freundlich geschmückten Balkone; in stillem Feuer, gleich Gestirnen, sprühten die dunkelglühenden Augen der herrlichen Römerinnen auf die wogende Menge herab, und Aller Blicke waren nach dem hoch den Corso überragenden Capitole gerichtet, Alles harrte des von dort erschallenden Zeichens, daß nun Jeder das Recht habe, ein Narr zu werden, ein Recht, das hier in vollem Maße genossen wird. Da war die entwürdigende Ceremonie, mit welcher die gedrückten Hebräer die Schmach abkaufen müssen, im Rennlaufe gleich den Barberis zur Ergözung des christlichen Volkes zu dienen, vollendet; sie hatten die Summen erlegt, mit welchen die Christen ihren Fasching feiern wollten; der ehrwürdige Senat sezte sich in seine, mit der stolzen, einer größern Zeit angehörenden Inschrift: Senatus Populusque romanus prangende Karossen, und der prächtige Marsch aus dem Pirata Berninis, welcher in den Corso einbrach, und die weit über Rom hinaus tönenden Glocken des stolzen Campidoglio verkündeten dem jubelnden Volke das Beginnen des Festes und die Erlaubniß, in Maske zu erscheinen.

(Die Fortsezung folgt.)

London, März.

(Fortsezung.)

Dampfwagen.

Seit obigen Versuchen mit den Dampfwagen soll Stephenson sowohl, als Braithwaite und Ericson sehr eifrig bemüht gewesen seyn, ihre Maschinen zu verbessern, und wenn man den Versicherungen ihrer gegenseitigen Freunde trauen darf, so haben beide Wunder verrichtet, wie man sie selbst auf Eisenbahnen nicht zu träumen gewagt hatte. Stephensons Maschine soll eine Last von 20 Tonnen (44,800 engl. Pfund) in einem Verhältniß von 18 Meilen, bei einem andern Versuche 40 Tonnen (oder ein neunmal schwereres Gewicht, als die Maschine selbst) im Verh. von 14 Meilen die Stunde, und wieder eine Last von 18 Tonnen eine ansteigende Fläche von 1 zu 96 in dem Verhältniß von 8 Meilen die Stunde gezogen haben. Dagegen soll Braithwaite und Ericsons Maschine 35 Tonnen (oder eine zehnmal so schwere Last, als die Maschine selbst) in dem Verhältniß von 12 Meilen die Stunde gezogen haben. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß dieß nur auf kurzen Strecken geschehen ist, und daß auf die Länge die Maschinen einen so großen Druck nicht würden aushalten können. Indessen soll Stephenson mit dem Bau mehrerer Maschinen beschäftigt seyn, welche auf der Liverpool= und Manchester=Eisenbahn gebraucht werden sollen, sobald dieselbe vollendet ist, und wahrscheinlich wird man in weniger als zwei Jahren auf derselben Menschen und Gepäck eben so häufig von Dampfwagen ziehen sehen, als jezt von Pferden. Bei allem dem aber haben diese Maschinen keine besonders neue Einrichtung. Das Auffallendste ist die Anwendung von Röhren in dem Dampferzeuger, wodurch die der Hize ausgesezte Oberfläche vergrößert wird, ohne daß das Gewicht der Maschine darum in gleichem Verhältniß vermehrt werden dürfte. In Ericsons Maschine befindet sich ein Blasbalg, welcher heiße Luft mit Gewalt in die Röhren treibt. Der Gebrauch von Röhren in den Dampferzeugern soll eigentlich kein Vortheil seyn, indem der Raum, den sie einnehmen, den Dampf vermindert, und wo das Gewicht einer Maschine nicht in Anschlag genommen zu werden braucht, wird kein vernünftiger Maschinist Gebrauch davon machen wollen. Aber bei Dampfwagen, wo so viel von Leichtigkeit abhängt, sind dieselben unumgänglich, da der Verlust des Raumes in keinem Verhältniß mit der gewonnenen größeren Oberfläche steht. Die Frage ist aber nur: wie weit soll man damit gehen? d. h., welches Verhältniß sollen die Röhren zu dem Dampferzeuger haben? Und dieß ist die Aufgabe, welche sich unsere Ingenieurs jezt gesezt haben und die sie bei der Ermunterung, welche die Gewerbe bei uns finden, gewiß befriedigend lösen werden, obgleich manche noch Hab und Gut darüber einbüßen dürften; denn bei dergleichen Dingen werden die spekulirenden Köpfe meistens das Opfer ihres Unternehmungsgeistes, und am Ende kommen die praktischen Maschinisten und erndten den Vortheil; so ging es bei den Dampfschiffen und so wird es bei den Dampfwagen gehen; besonders aber bei denen, welche für die gewöhnlichen Landstraßen bestimmt sind. Täglich sieht man deren jezt in der Nähe Londons auf Versuch fahren, und die außerordentliche Schnelligkeit, womit diese Maschinen ohne sichtbare Ursache der Bewegung dahin rollen, erfüllt unwillkührlich mit Erstaunen und Bewunderung, und ob man gleich weiß, durch welche Mittel die Bewegung geschieht, so kann man doch kaum umhin, bei dem seltsamen Anblick an Zaubermacht zu denken. Gurney soll mit seiner Maschine so sehr zufrieden seyn, daß er jezt mit dem Bau von drei Wagen beschäftigt ist, welche Omnibus ziehen und in der Mitte des März regelmäßige Fahrten beginnen sollen; doch weiß man noch nicht, auf welcher Straße.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 68.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 20. März 1830.

Durch's Dunkel meiner Seel' und der Natur,
Dieß doppelt Dunkel, send' erbarmend mir
Nur einen Strahl, zu leuchten und zu wärmen.

Young.

Die Frage nach der Seele und ihrem Seyn.

Von Schubert.

Es fällt ein Sonnenstrahl in die dunkle Kammer und das Auge sieht alsbald im Strome des Lichtes Stäublein, aufgescheucht vom Odem und Fußtritt der Menschen; Stäublein, welche emporsteigen und durcheinanderwirbeln, als bewegte sie ein selbstständig inwohnendes Leben. Der Strahl entweicht und der bewegte Wirbel ist verschwunden. War es vielleicht nur die hineinscheinende Sonne, welche das Gebilde von Staub emporhob vom Boden, da es vorhin bei anderem Staube geruht, und gab nur sie ihm die wirbelnde Bewegung, oder war das Gebilde vorhin schon da und in Bewegung, und der Sonnenstrahl machte es nur sichtbar, so oft und so lange er da hineindringt?

Das Leben des Leibes ist ganz etwas anderes, Selbstständigeres, als das Bewegen der Stäublein von fremdem Hauche; der Weg der Seele zum Leibe und der Verkehr mit diesem ist etwas Näheres, Innigeres, Lebendigeres, als alles Wirken des Lichtstrahles auf die todte Masse. Und dennoch läßt für die Fortdauer eines lebensähnlichen Bewegens der Anblick der Sonnenstäublein in der Kammer noch mehr Hoffnung, als der Anblick des Menschenleibes im Tode. Denn gleich einem wandelnden Thurme von Sand, welchen der Wirbelwind in der Wüste gestaltet, sinkt das wundervolle Gebilde zu Boden und bewegt sich nie mehr; der Wind aber, jezt die Distel, dann den Wipfel der Palme bewegend, zieht weiter seines Wegs über Gebirg und Meer.

„Der Mensch, eben noch so bewegt von Lebensmuth und Hoffnung, der Mund überfließend von Gedanken, das Auge voll Begeisterung — da ergießen sich einige Tröpflein Blutes in's Gehirn, der Mund verstummt, die Gedanken weichen, wie Spreu vom Winde gejagt, und das bleiche Angesicht des Todten scheint nur sagen zu wollen, es ist aus, Alles aus.“

„Es trifft die Leber, oder die wichtigsten Eingeweide der Verdauung ein langsames Leiden, und siehe, derselbe Mensch, in dessen Seele der Zorn ein selten oder nie hindurchwandelnder Fremdling schien, derselbe Mensch, der das Grämen und die Neigung zum Sorgen nicht kannte, wird jezt vom einem am Wege liegenden Stein oder durch das Lachen, das er vorhin geliebt, zum Zorn gereizt; ein fliegendes Gewölk weckt die leise schlafenden Sorgen, ein fallend Blatt das Grämen auf. Wir selber sind dann ein aus unbekannter Höhe zu Boden fallendes Blatt, mit welchem ein durch die Leiblichkeit gehender Wind spielet, welcher kommt, wir wissen nicht woher? und geht, wir wissen nicht wohin?“

„Nimmt und doch schon das Alter eine dieser sogenannten Kräfte der Seele, eine der mühsam errungenen Erfahrungen und Erkenntnisse nach der andern hinweg; die erlernten Worte entfallen dem Gehirn, wie dem greisen Scheitel die Haare; die, wie es schien, auf ewig festgestellten Bilder, die Gedanken, welche der Mund aussprach, vergehen und entweichen von ihrer Stätte, wie die Zähne, welche vorhin den Mund geziert. Mit den Augennerven

und dem Sehhügel zugleich vertrocknen und versiegen die letzten Erinnerungen, auch an die Farben und Gestalten der Dinge, mit den Hörnerven das Andenken der Stimme und Töne. So schwindet Alles, was der Mensch geliebt und gehofft und erkannt, denn es gehörte so wenig sein, als die wandernden Vögel dem Lande, das sie, sich aufmachend vom Boden, im Herbst verlassen. Was da noch zurückbleibt, nahe an dem Eingang zur Gruft, das träge Bewegen der Muskeln unter der zusammengeschrumpften Haut, welches aus alter Gewohnheit das blinde Auge ebenso nach der Sonne als nach dem Dunkel hinstarren macht, das leise Athmen, das noch immer an diesem Gerippe aus- und eingeht, das ist ferner nicht das, was die denkende Seele Leben nannte, es ist nur das lezte Verrinnen der leiblichen Lebenssäfte am verdorrenden Gebein."

„So entreißt auch ein heftiges Fieber der Seele, oder vielmehr dem Gehirn des Menschen, die ganze inwohnende Welt der vermeintlich ewigen Güter; der trefflich gelehrte Mann hat auf einmal die ersten Anfangsgründe der erlernten Sprache, ja die Buchstaben und selbst den eigenen Namen vergessen. Wie die Gicht, wenn sie zwischen den Knochen der Hand die krankhaft erdigen Ansätze erzeugt, dieser Hand zugleich alle die erworbenen Künste und Fertigkeiten der Finger nimmt: so entzieht ein Verdichten der Knochenplatten des Hirnschädels dem Gehirn mit einemmal alle ihm eigenthümlich geschienenen Gaben; es kann nun dieses seine Außenwelt eben so wenig fassen und in sich bewegen, als die kranke Hand; das Leben der Seele wird von den Träumen des Wahnsinns zerrissen, oder versinkt in Blödsinn."

„Wie? sollte vielleicht Alles das, was wir Seele und Kräfte der Seele nennen, nichts anders seyn als ein feinermaterielles Bewegen der leiblichen Elemente, ein Bewegen, das blos mit und durch den Leib entsteht und mit ihm wieder aufhört; ein Tönen, das sich von der angeschlagenen Saite auf alle andern mittönenden fortpflanzt (weiter erzeugt), ohne je Etwas für sich zu seyn? Das Denken ist dann etwa ein eben solches leibliches Bewegen in den Säften und luftartigen Flüßigkeiten des Gehirns, als das Geschäft der Verdauung und Ernährung ein Bewegen der Speise und der Speisesäfte in den Gedärmen und Gefäßen; die Speise und die Säfte werden entzogen, und das Verdauen und Ernähren hören für immer auf; der Lebenshauch aus dem Gehirn entweicht, und was wir Seele nannten, das ist nicht mehr. Die Hoffnung und die Furcht, das Sehnen und der Gram, Schmerzen und Lust sind dahin und kehren zu dem bleichen Staube nie zurück."

„Oder bin ich es etwa nicht selber, dieser Todte, welcher starr im Sarge liegt und den man unter dem Geleite ernster Worte und vielleicht auch der Thränen in's Grab senkt? bin ich nicht der Staub, welcher da bei den andern Todten verwest? der Staub, mit welchem vor Kurzem noch ein warmer, belebender Lufthauch gespielt, ein Hauch, der nun zurückgekehrt ist in das große Meer der Luft und von dem Spiele, das er eben noch getrieben, so wenig weiß, von den geäußerten Kräften so wenig zurückbehält, als der Wind, der durch die Flöte drang, von den Tönen, welche er erzeugt, sobald er die Flöte verlassen?"

So sprachen und stritten, in den tieferen Stunden der Nacht, denen kein Stern der höheren Zuversicht geschienen, denen noch kein Morgenlicht des Geistes getagt, Fleisch und Blut.

„Blume des Feldes, schöner bekleidet als Salomon in aller seiner Herrlichkeit es gewesen, heute saugend den Thau des Himmels und morgen nicht mehr, ungeborne Frucht der Mutter, unter dem liebenden Herzen entstanden und vergangen, noch ehe du etwas anders als die wärmende Liebe erfahren, warum ward ich nicht wie du? Was will denn der närrische, denkende Staub in mir, der zum Lachen sagt, du bist toll, und zur Freude, ich bin deiner satt? — Närrischer Staub, willst du lieber den Schmerz, warum drängst du dich denn so unersättlich zur Lust, die deiner nicht begehrt? willst du so, wie der hinabfallende Stein zu seinem mütterlichen Boden, zu deinem alten Vater, dem Tod, aus dem du genommen worden, was sträubst du dich denn und schauderst, wenn der alte Vater dich zieht, daß du wieder seyest, was er ist und was du warst? Ich sah den Reigen, welchen die Freude und des Lebens Lust um einen Schlafenden tanzten. Der Schlafende in der Wiege war der Schädel eines Todten. Die Freude lachte und die Lust jauchzte laut; der Schlafende aber schwieg und lachte nicht. Da ward, nach wenig Tagen, die Freude zum Schmerz, die Lust zum Aechzen des Jammers; der Schlafende aber schwieg, und weinte und ächzte nicht. Schlafender, hätte dein Angesicht für den denkenden Staub nur nicht diesen thörichten Schrecken, ich möchte mit dir seyn, wo kein Leid noch Geschrei ist, wo die Stimme des Drängers nicht mehr gehört wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige statistische Notizen von der Stadt Paris.

Die Statistik scheint die Lieblingswissenschaft unserer Zeit zu werden. Unsere Neugierde will alles der Berechnung unterwerfen, und selbst die flüchtigsten Leidenschaften beugen sich unter das Joch der Durchschnittszahlen. Man berechnet, welche Masse jener Leidenschaften, die zu den verschiedenen Graden von Verbrechen, welche zum Selbstmord u. s. w. führen, jährlich eine gewisse Gesellschaft erzeugt. Ein fertiger Statistiker sagt voraus, wie viele Menschen jährlich in einem Fluß ertrinken, der eine große Stadt durchströmt, und erräth es so ziemlich. Die Statistik spricht in Zahlenform die Gesetze des gesellschaftlichen Zustandes aus, wie die Physik die Gesetze der Körperwelt. Ein ganz besonders bequemes und fruchtbares Feld für sta-

tistische Forschungen sind aber große Städte, und eines der wichtigsten Werke in dieser Hinsicht sind die von der französischen Regierung herausgegebenen Récherches statistiques sur la ville de Paris, aus deren neuestem, vierten Theile wir einige interessante Resultate mittheilen.

Seit zwölf Jahren hat sich die Bevölkerung von Paris außerordentlich stark vermehrt: 1817 zählte man blos 713,966 Einwohner, 1826 aber 890,905; die Population hat also in 10 Jahren um $\frac{1}{4}$ zugenommen. Nach diesem Verhältnisse müßte sich die Bevölkerung in vierzig Jahren verdoppelt haben und Paris im Jahr 1856 1,450,000 Einwohner zählen.

In den fünf Jahren von 1822 — 1826 wurden jährlich im Durchschnitt **geboren**: 28,396, oder 1 auf 30 Einwohner. **Ehen** wurden geschlossen 7,599, oder 1 auf 115. Es **starben**: 23,551 oder 1 auf $36\frac{44}{100}$.

Vergleicht man die beiden fünfjährigen Perioden von 1817 — 21 und von 1822 — 26, so findet man, daß das Verhältniß der Geburten, Ehen und Todesfälle zur ganzen Bevölkerung abgenommen hat, und somit bestätigt sich sogar in diesem kurzen Zeitraum das allgemeine Gesetz, daß die Proportion der Geburten abnimmt, wie die Gesellschaft fortschreitet und der Wohlstand der untern Klasse zunimmt. Auch das Verhältniß der natürlichen Kinder hat in diesem Zeitraum beträchtlich abgenommen. Unter jenen 28,396 jährlich gebornen Kindern zählt man 10,064 uneheliche; also mehr als ein Drittel. Aber die Fruchtbarkeit der Ehen ist auch sehr gering; es kommen blos $2\frac{41}{100}$ Kinder auf die Ehe, ja in einem Distrikte von Paris nicht ganz zwei. Also nur mittelst der unehelichen Geburten erhält sich und wächst die Bevölkerung.

Von jenen 10,000 unehelichen Kindern werden 2,281, oder etwas über $\frac{1}{5}$ bei der Geburt von ihren Eltern anerkannt; die Zahl der später anerkannten ist sehr gering: im Ganzen kann man 3000 auf jene 10,000 rechnen; alle übrigen haben keine Eltern, keine Familie, und somit — ein schreckliches Resultat! — lebt etwa das Viertheil aller zu Paris jährlich gebornen Kinder gleichsam außerhalb der Gesellschaft, weiß nichts von den Banden, welche in den ersten Lebensjahren die Existenz schirmen und wahren. — Von 1822 — 26 wurden jährlich in den Hospitälern 5317 Kinder geboren, worunter nur 353 eheliche. Etwas mehr als ein Zwanzigtheil stirbt während der Geburt oder wird todt geboren.

Von den 23,561 jährlich Gestorbenen sterben 8,328 in den Spitälern, blos 15,233 im eigenen Hause. Es sterben also noch mehr unglückliche Geschöpfe in den Häusern des Elends, als darin das Licht der Welt erblicken.

Gewaltsamen Todes sterben jährlich 772; und zwar 575 Männer, 197 Weiber. Dieß beweist, wie viel weniger Unfällen das Leben des Weibes ausgesezt ist; nur der Verbrennung sind die Weiber bedeutend häufiger unterworfen als die Männer.

Am überraschendsten ist die Gleichförmigkeit der jährlichen Ergebnisse bei den Selbstmorden. Also auch Leidenschaften, Geistesschwäche und Glückswechsel haben ihr bestimmtes Maaß und gehorchen Gesetzen. Die Mittelzahl der Selbstmorde beträgt in 10 Jahren bei den Männern 244 jährlich, bei den Weibern 128; das Verhältniß ist also bei den Männern weit stärker, dagegen bleibt es sich bei den Weibern viel mehr gleich: denn bei den Weibern schwankt die Zahl zwischen 111 und 138, bei den Männern aber zwischen 192 und 272.

Das Lied der Ruinen.

Rings schauet mein Auge, so weit es reicht,
Wie Trümmer an Trümmer sich lehnen.
Wie ist der Vergangenheit Glanz verbleicht!
Deß denk' ich mit schaurigem Sehnen.
Ist's doch des Menschen beweglicher Geist,
Der rastlos erbauet und niederreißt.

Ihr hofftet vergeblich Unsterblichkeit,
Ihr goldenen Königspalläste,
Ihr Tempel, der himmlischen Macht geweiht,
Ihr Pforten siegprangender Feste!
Zerbrochene, wankende Säulen nur
Bezeichnen der alten Herrlichkeit Spur.

Wohl stürzten die Säulen, es schwand die Pracht;
Doch wehet ein Geist aus den Trümmern.
Wohl decket manch Meisterwerk öde Nacht,
Doch zuckt aus der Nacht noch ein Schimmern:
Der Schöpfergedanke, der ewig lebt,
Noch jezt mit Zauber die Trümmer umwebt.

J. H. v. Wessenberg.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Beschluß.)

Dampffeuersprize. Vorträge über deutsche Sprache. Neue Ausgabe englischer Dramen.

Braithwaite und Ericson haben vor Kurzem eine Dampffeuersprize gebaut, welche bereits bei drei bis vier großen Feuersbrünsten ihre Vorzüge vor den gewöhnlichen Feuersprizen bewähren konnte. Sie wirft vier Wasserstrahlen zugleich, und zwar zu unglaublicher Höhe und in unwiderstehlichen Massen. Die innere Einrichtung gründet sich ganz auf die bei ihrem Dampfwagen beobachteten Grundsäze, und da der oben erwähnte Blasbalg von den Rädern des Wagens bewegt wird, so haben sie bei einem Feuerlärm nichts weiter zu thun, als das Feuer im Ofen anzuzünden und mit der Sprize davon zu fahren (versteht sich, mit Pferden). Je schneller man fährt, desto kräftiger arbeitet der Blasbalg, und wenn die Maschine an Ort und Stelle gekommen ist, kann man sie mit dem unterwegs erzeugten Dampf sogleich spielen lassen. Sie zeigte sich besonders wirksam zu Ende Februars, als um 2 Uhr Morgens das englische Opernhaus in Brand gerathen war; freilich kam sie zu spät, um dieses Gebäude zu retten, welches mit mehreren daran stoßenden Häusern ein Raub der Flamme wurde; aber ohne die außerordentliche Anstrengung dieser und dreißig bis vierzig anderer Sprizen hätten noch viele andere Häuser, besonders die daran stoßende Druckerei der Abendzeitung, the Courier, ein Raub der Flammen werden müssen.

Hr. v. Mühlenfels hat die fünf Vorlesungen, womit er im vorigen Jahr seinen Kursus über die deutsche Literatur an der hiesigen Universität eröffnete, drucken lassen. Das Werk ist im eigentlichsten Sinne nur eine Einleitung, und enthält vornämlich die historischen Belege zu der im Anfange von dem Verfasser aufgestellten, hier in England noch etwas neuen Hypothese, daß die Menschheit in ihrer Geschichte allmählig durch das Kindes-, Knaben- und Mannesalter gegangen sey. Die Vorlesungen sind nach Form und Inhalt meisterhaft und zeugen von tiefem, philosophischem Blick; doch möchten sie für unser Lesepublikum und vor allem für die Klasse Leute, welche die Londoner Universität besucht, zu hoch seyn. Hr. von M. glaubt unstreitig, sowohl sein eigener Ruf, als die Würde des Instituts, das ihn zum Professor gewählt, verlangen, daß er von einem hohen Standpunkte ausgehe. Mir scheint jedoch, wer gemeinnützig wirken will, thue besser, wenn er, ich will nicht sagen, zur Gemeinheit und Flachheit der Menge herabsteigt und es derselben in ihrer Oberflächlichkeit behaglich macht, aber sie auch nicht durch metaphysische Ansichten abschreckt, und ihr fürs erste das Unbekannte mittelst des Bekannten verständlich macht. Die deutsche Sprache steht hier bereits in dem Rufe, daß sie unüberwindliche Schwierigkeiten habe, und man hört oft, unsere Literatur sey über allen Menschenverstand hinaus tiefsinnig. Dergleichen Vorurtheile lassen sich nur durch eine populäre Lehrmethode niederschlagen, und ich meines Theils habe immer gefunden, daß, wenn man einmal den Engländer durch geflissentliche Erleichterungen so weit gebracht hat, daß er z. B. Schillers Geschichte des dreissigjährigen Krieges geläufig lesen kann, derselbe sich leicht dazu versteht, mit etwas mehr Gedankenaufwand, als seine gewöhnlichen Schriftsteller von ihm fordern, in unsere Dichter einzugehen.

Der Durst nach Wissen jeder Art, welcher in allen Ständen herrscht, hat einen hiesigen Drucker (T. White) bewogen, zu dem sehr billigen Preise von 6 Pence (18 kr.) das Stück, nach und nach die ganze Masse aller lesenswerthen englischen Schau- und Lustspiele herauszugeben, welche gewöhnlich unter dem allgemeinen Titel: the old English Drama, begriffen werden. Zwar gibt es dergleichen Sammlungen schon manche, aber sie sind sowohl theuer, als unvollständig, und es liegen noch in unsern Bibliotheken viele vortreffliche Stücke, die entweder nie, oder doch in so geringer Anzahl gedruckt wurden, daß sie fürs Publikum so gut wie verloren sind. So wurde z. B. das erste Stück, womit diese neue Sammlung beginnt, Ralph Royster Doyster, erst vor zehn Jahren in der Bibliothek zu Eton entdeckt; es war das einzige bekannte Exemplar in England, und der Entdecker ließ, statt das Stück seinen Landsleuten, bei denen doch leider die dramatische Ader ganz versiegt scheint, ohne Rückhalt mitzutheilen, mit der den Bücherliebhabern eigenthümlichen Selbstsucht nur 20 Exemplare davon abdrucken, welche natürlich nirgends für Geld zu haben sind. Jezt ist es aber für 18 kr. zu haben, nebst Wrights berühmtem Gespräch über alte Schauspiele und Schauspieler als Einleitung. Der Redakteur ertheilt in seinem Prospectus dem Fleiße unserer Gelehrten, die sich mit dem alten englischen Drama beschäftigen, und besonders Tieck, verdiente Lobsprüche, und verspricht, weder Kosten noch Fleiß zu sparen, um Alles, was in diesem Fache aufzufinden sey und die Bekanntmachung verdiene, für Jedermann zugänglich zu machen.

Rom, 28. Februar.

(Fortsetzung.)

Der Karneval.

Sey es, daß noch nicht die Anzahl maskirter Menschen vorhanden war, welche die Anfangs noch theilweise sich aussprechende Ausgelassenheit rechtfertigt; sey es, daß hier, wie überall, der Anfang, der langen Entwöhnung wegen, weniger lebhaft sich zeigt, oder sey es endlich, daß ein deutsches Gemüth, das an dem sittsamen, automatischen Auf- und Abtreiben von etlichen tausenden Wiener Basteigängern mehrere Monate lang seine Geduld und sein Schicklichkeitsgefühl geübt hatte, sich nicht sogleich in diesen ungeheuren Spektakel, in dieses kraftvolle Exerzitium der unerschöpflichen italienischen Lungen, in diese südliche Lebendigkeit finden kann: kurz, der erste Tag spricht den dieses überraschenden Schauspiels Ungewohnten selten an, und man hat Mühe, zu begreifen, wie die Frauenzimmer eben darin die höchste Huldigung, welche man ihren Reizen darbringen kann, finden mögen, daß sie von einem fortwährenden Hagel von Confetti überschüttet und oft gefährlich beschädigt werden. Ja selbst die aus der Natur einer Wagenkolonne entspringende, hier aber mehrmals bedenklich werdende Unordnung der mehr rückhufenden, als vorwärts gehenden Equipagen, erregt in dem unbefangenen Beschauer, der die Virtuosität der römischen Kutscher und die Geschicklichkeit der hiesigen Fußgänger nicht kennt, ein ängstliches Gefühl, welches durch das in vollem Laufe durch die gedrängten Massen sprengende Kavalleriepiket, wie durch die zügel- und reiterlosen tollen Rennpferde, natürlich nicht beruhigt werden kann. Wer den Maßstab raisonnirender Kritik an diese fremde Erscheinung legen will, bleibe von Rom, bleibe von dessen Karnevale weg; die Freude eines Volkes läßt sich nicht analysiren, und die unbändige Lust des natürlichen Italieners darf nie mit dem stets in Förmlichkeit und Rücksicht sich verlierenden Vergnügen unsers lieben deutschen Vaterlandes verglichen werden. Hier ist alles Wahrheit, unverstellte, natürliche Ergötzlichkeit, dort fast alles Grimasse oder Ausartung; daher findet der Italiener so leicht selbst die Schranke, während man sie bei uns vorzeichnen muß. Der spleenbehaftete Engländer, der sentimentale Deutsche, welche Roms Karneval nicht heilt, werden durch nichts mehr auf Erden geheilt, und wenn der schwarze Hypochondrist in diesen acht Tagen nicht die Santarella tanzt, und der mystische Schulpedant nicht in der Harlekinsjacke das Tambourin dazu schlägt, so mögen sie beide, anstatt den Corso, die Cloaca massima zum Aufenthalt wählen und mit Moccoletti's ihr armes Daseyn beleuchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 63:
Wolke.

Homonyme.

Gewichtig ist's von Fürstenhand,
Und nöthig ist's zum Malen;
An Fischen reich beim Meeresstrand,
Es schmeckt aus Goldpokalen.

Als Ochsen, Rosse, Reiter trabt
Es fort mit stolzen Mienen.
Wenn dich der Rauch nicht etwa labt,
So liebst du's in Kaminen.

Es fliegt auch oft auf luft'ger Bahn
In schönen langen Reihen,
Und schwimmt im weiten Ocean,
Daß sich die Haie freuen.

Im Menschen ist's bald grad, bald krumm,
Zu Menschen treibt's die Andern;
Von Menschen aber sah ich's dumm,
Als säh' ich Schafe wandern.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 69.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 22. März 1830.

Des Lebens Aengsten, er wirft sie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu sorgen;
Er reitet dem Schicksal entgegen keck,
Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen.

Schiller.

Kriegerische Scenen.

Torquemada.

Um eilf Uhr Nachts brachen wir auf und bekamen eine schlechte Nacht. Guerillas lagen gerade auf unserem Wege im Hinterhalt. Kaum hatten wir dreiviertel Meilen zurückgelegt, so fing das Gewehrfeuer an. Aus den Büschen, den Schluchten, den Felsspalten längs der Straße, flogen und pfiffen die Kugeln um uns, daß es eine Lust war. Rasch hintereinander sah man in der Finsterniß in der Ferne einen Blitz, und bevor noch der Knall unsere Glieder erreichte, stürzte ein Mann. Dreißig bis vierzig blieben unterwegs. Diese langweilige Musik hörte erst mit Tagesanbruch auf. Erschöpft von Strapazen, war ich auf meinem Pferde eingeschlafen, da weckte mich mit einem Male Geschrei und lautes Gelächter.

„Ah! bravo! ein herrlicher Anblick!" — „Der Pfarrer ist todt; die Stadt ist in Trauer!" — „Sieh doch, Kamerad!" Die lezten Worte galten einem Dragoner, der sich auf den Hals seines Pferdes herabbückte, fest in den Bügeln saß und einen Schopf Roßhaar in der Hand hielt. Der Kamerad gab keine Antwort, er war todt. Die Soldaten schrieen in einem fort unter Händeklatschen: „Der Pfarrer ist todt! Die Stadt ist in Trauer!" Ich riß die Augen auf und meinte, ich schlafe noch. Vor uns lag auf den blauen und rothen Streifen des Horizonts eine schwarze unregelmäßige Masse, gleich dem halbverbrannten Gerüste eines großen Feuerwerks; es war Torquemada, „ein hübsches Städtchen" nach dem geographischen Wörterbuch, aber die Division Lasalle war darüber gekommen.

„Unglückliches Land!" sprach ein alter Quartiermeister — er konnte nicht erwarten, bis er, was er in Burgos gehört, wieder von sich gegeben hatte — „der Ort ist schon sieben Mal verbrannt worden, und dieß ist das achte. Darum nennt man ihn Torquemada, d. i. der verbrannte Thurm. Hier sind alle Inquisitoren zu Haus; die Einwohner müssen nicht sehr freundlich seyn."

Indessen näherten wir uns dem Ort; an der Brücke lagen zerbrochene Pallisaden, verrostete Waffenstücke, ein Paar nackte, mißfarbige Leichname, ein Beweis, daß die Spanier den Platz vertheidigt hatten. Jezt war es, als ob es Frieden geworden wäre; die tiefste Ruhe herrschte in der Stadt. Das Schmettern unserer Trompeten lockte keine Spanier auf die Balkone, um uns mit Büchsenschüssen bei unserm Triumpheinzug zu begrüßen; keine Seele auf Straßen und Plätzen; keine Seele in den fenster- und thürlosen Häusern; die ganze Bevölkerung war ausgewandert. — Ich habe oft bemerkt, welch eigenen Eindruck bei Eröffnung eines Feldzugs auf ein Regiment der Anblick der ersten Leichname macht, auf die man stößt: da herrscht auf einmal Schweigen in den Gliedern, ernste Sammlung. Es ist, als ob diese Mahnung sogar die Thiere nachdenklich machte, das Pferd stuzt und schnaubt. Aber gleich den andern Tag ist man daran gewöhnt, und kein Rekrute achtet mehr der Leichname auf der Straße, es müßte denn seyn, daß er fluchte, weil sie keine Stiefeln und Kleider

mehr haben, die man ihnen ausziehen kann. Zieht man aber in eine halbverbrannte, völlig verlassene Stadt ein, so wiederholt sich immer das Gefühl von Trauer und Schrecken. Wie seltsam wirkt das Erstorbenseyn alles Lebens, diese Todtenstille mitten unter Häusermassen! Ja, das Schweigen der Gräber ist nicht so traurig, als diese Straßen ohne Volk, diese unnatürliche Verödung. Lieber will ich die Verwundeten auf dem Schlachtfelde winseln hören. Warum? Wäre ich ein Poet, müßte ist es zu sagen.

Ich trat in das nächste beste Haus; ich hielt es für unbewohnt, gleich den andern. Von unten bis oben hinauf kein Hausrath; im Saal hatten Franzosen bivouakirt, was aus einigen, mit Kohle an die Wand gekritzelten Inschriften und einem Bilde der heiligen Jungfrau mit schwarzem Schnurbart und einer Pfeife im Mund, ersichtlich war. Ich trat in ein Zimmer zu ebener Erde, (die Küche, ohne Zweifel, denn es war ein Kamin darin, woran man allein eine spanische Küche erkennt) und wie überrascht war ich, als ich zwei alte Männer und einen Jungen von etwa zwölf Jahren vor dem Feuer sitzen sah! Auf den Lärm, den mein schleppender Sabel auf den Steinplatten machte, bekreuzt sich der Junge, als sähe er den bösen Feind, und schlüpft hinter einen großen hölzernen Lehnstuhl unter einer Madonna. Einer der Männer sieht mich stolz an, steht nicht auf, nimmt den Hut nicht ab und spricht: „Herr Offizier, ich heiße Antonio Nunez. Dieß hier ist der ehemalige Alcade der Stadt, mein Bruder. Er ist so alt und krank, daß er mit unsern Landsleuten nicht fortziehen konnte; ich bin bei ihm geblieben, um ihn zu pflegen, und der Junge hier bedient uns." — „Warum sind die andern nicht auch da geblieben?" — „Das weiß ich nicht; sie sind gerne in den Bergen in schönen Nächten." Ein leises Lächeln glitt bei diesen Worten über das lange, gelbe Gesicht des Kranken. In diesem Augenblick rief mich ein großer Lärm hinaus; ich sah auf dem Platz unter einem Haufen von Soldaten einen Kapuziner zu Pferde halten, der gut französisch auf Spanien und die Spanier fluchte. Unter der Kaputze steckte ein Adjudant des Generals Milhaud. Ich führte ihn zum Obrist, den wir bereits auf einer Streu schlafend fanden. Nach ein Paar Fragen an den Adjudanten sagte er: „Zum Teufel! da braucht man uns gegen Palencia zu. Auf, zu Pferd! Rapatier bleibt hier mit fünf-und-zwanzig Mann für den Stafettendienst."

Rapatier verzog das Gesicht; es war der alte Quartiermeister, der die verbrannten Orte nicht leiden konnte. „Unglückliches Land!" seufzte er wieder und rieb seinen grauen Schnurrbart; „nicht einmal Wasser gibt's hier zu trinken!" Er wies auf das ausgetrocknete Bette der Pisuerga, aus der man, meinte er, das Wasser verkauft habe, um die Brücke damit zu bezahlen. Ich wies ihn in das Haus des Alcaden und eilte, das Regiment einzuholen, das bereits gegen Palencia zu galoppirte. Der Donner des groben Geschützes wies uns den Weg und wir zogen rascher dahin, als vorhin unter den Büchsen der Guerillas. Wir kamen aber doch zu spät: das Gefecht war so gut als entschieden. Nur zur Linken hielten noch drei Regimenter spanischen Fußvolks in Quarrés Stand. Wahrhaftig, schöne Truppen! Von weitem sehen sie nicht anders aus, als wie unsere alte Garde, und ich meinte schon, es werde einen harten Choc geben. Kommt man aber dazu, ist es nichts; beim ersten Anlauf weichen die schwarzbärtigen Gesellen, ohne sich zu wehren. Alles kehrt den Rücken, läuft auseinander und befiehlt seine Seele Gott. Wir hinter ihnen her und niedergemacht, was wir können, bis an das Ende der Ebene. Hier ist eine vier Fuß hohe Mauer und ein tiefer Graben dahinter, wir müssen halten und die Flüchtlinge finden sichern Schutz; sie machen es sich zu Nutze, verschwinden und wir bleiben, erstaunt über unsern Sieg, allein zurück. Ein Zug söhnte mich indessen wieder mit den Spaniern aus. Ein junger Trommelschläger, der nicht so schnell hatte laufen können als die andern, bleibt, als er unsere Säbelspitzen fühlt, stehen, schwenkt, um Gnade bittend, seinen Tschako in der Luft und schreit: viva Napoleon! Da sprengt ein Offizier vom Regiment Cordua (ich sehe ihn noch), der zu Pferd auf der Mauer und bereits außer Gefahr war, wieder auf das Schlachtfeld, stößt seinen Degen dem Trommelschläger durch die Brust: Muera el traidor! (Stirb Verräther!) und fällt selbst unter unsern dichten Streichen.

So ist dieß Volk: oft ist ein Regiment nicht so viel werth als Ein Mann, und Ein Mann so viel werth als ein ganzes Regiment. Wir bekamen bald Gelegenheit, zu erfahren, welche Seelenstärke, welche Todesverachtung ein Spanier zeigen kann, der für sich steht und für sich allein handelt.

(Der Beschluß folgt.)

Die Frage nach der Seele und ihrem Seyn.

Von Schubert.

(Fortsetzung.)

„Dränger, warum stirbst du nicht auch, wie mein denkender Staub, was willst du hier bei der armen, bunten Wasserblase, bei dem fallenden Laube? Wärmte ich mich am heimlichen Herde und wollte entschlafen, da weckte mich deine Stimme: schaue hinauf zur Sonne, die Sonne ist höher und unvergänglicher als das Feuer des Herdes und du sollst hinauf zur Sonne, selber von Sonnennatur! Erfaßte ich endlich mit beiden Armen die lang gesuchte, die ersehnte Lust des Lebens und wollte an ihr ruhen, da schreckte mich dein Ruf: — siehe, das ist nicht das, was du willst, was dein Sehnen sucht. — Mein Dränger, was will ich denn und was will mein Sehnen, als die kurze Lust des Hinabfallens aus der Wiege ins Grab, warum hält deine Hand meine Seele in diesem Laufe auf? Ich bin

ein Vogel, der am kalten Winterabend den Weg gefunden hinein zu der Königshalle, erleuchtet und erwärmt vom gewürzhaft duftenden Feuer; ich komme und eile zum andern Thore hinaus und vergesse alsbald, wenn ich hinaus bin in das kalte Dunkel, deines Feuers und deiner glänzenden Helle; warum störest und quälst du, alter Dränger, die Seele, auf ihrem kurzen Fluge durch die Halle? Siehe das starre Auge im Sarge, das nicht mehr weinen kann, der lezte Hauch des Sterbenden fragt dich: warum peinigst du mich?"

Die Seele, so nackt, so unbewehrt, ihren Schmerzen und den Qualen des inneren Rufers hingegeben, saß am Morgen; sie saß und spann sich ein Kleid, das die Kälte von außen, sie schmiedete sich Waffen, welche den Ungestüm des alten Drängers abwehren sollten:

„Der Lebenshauch in mir, der sich in seinem kräftigsten, innersten Bewegen Selbstbewußtseyn nennt, sagt und weiß es gewiß: ich bin derselbe, den die Mutter geboren, derselbe, der als Kind gespielt, als Jüngling gestrebt, als Mann gewirkt. Der Leib, in allen seinen Elementen und Säften und Fasern, starb in jedem Augenblick und erzeugte sich wieder; er ist, seitdem ich weiß, daß ich bin, mehr als ein- und mehr als zehnmal ein ganz neues Gebäu und Gefüge von leiblichen Stoffen geworden; ich aber bin noch, der ich war. Der Verstümmelte, welchem äußere Verletzung oder die Krankheit ein Glied nach dem andern genommen und fast keines mehr gelassen, als das Haupt und die den Lebensfunken nährende Brust, sagt: diese Glieder waren mein und sind es nun nicht mehr, ich aber bin auch ohne sie noch, der ich war. Ja — denn was sind alle Glieder gegen das die Seele in ihrer Mitte hegende Gehirn? — es sagt die Beobachtung der glaubwürdigsten Forscher, daß zuweilen noch eine selbstbewußte Seele im Menschen war und durch willkührliches Bewegen und Sprache sich äußerte, wenn dieser oder ein anderer Haupttheil des Gehirns, und selbst wenn das ganze Gehirn aufgelöst und zerstört war. Aeußerte sich doch sogar noch am unvernünftigen Vieh die thierische Seele in ihrer ganzen, gewöhnlichen Thätigkeit, wenn das ganze Gehirn, wie sich nach dem Schlachten gezeigt, in eine todte, kalkige Masse verwandelt gewesen."

„Und was hat der Seele das lähmende Alter, was hat ihr das Gewölke des Fiebers und des Wahnsinns, ja was hat ihr selber der Tod an? Bricht doch öfters mitten durch das nachtende Dunkel der Sterbebetten und des kranken Irrwahns das klare, wache Leben des Geistes hindurch, wie die Sonne, die den ganzen Tag am Himmel steht, durch die Wetterwolken, welche die Stunden des Tages zur Nacht machten. Die Sonne, immer dieselbe, geht unter an ihrem Ort und geht wieder auf; so wird dieses wache Leben des Geistes, auch wenn es nicht mehr spinnt, dennoch dasselbe seyn, was es war und ewig ist."

„Wenn aber denn eine Seele ist, selbstständig und gesondert vom Leibe, mit welchem Wesen aus dem Kreise meines Erkennens darf ich sie vergleichen? Wer ist sie und woher des Landes? Ist sie ein Feuer, wie Einige gesagt, warum verlischt sie so lange nicht? ist sie ein Ton, warum verhallt sie nicht? Die Steine und Erze und andere Elemente der leblosen Natur, wenn sie ein Gesetz der wechselseitigen Anziehung der Theile zur regelmäßigen Gestalt zusammengefügt, wenn der Zug der Schwere sie an ihrem Orte zur Ruhe gebracht, stehen da unveränderlich fest und still, bis ein mächtigerer Anstoß oder Einfluß von außen den Bestand zerstört, das Band der Schwere auflöst. Die lebendigen Pflanzen und Thiere werden aber dadurch zu lebendig Beseelten, daß in ihnen ein (unsichtbares) Etwas ist und wirkt, welches eben so unaufhörlich und beständig von einem andern Reich des Seyns, von einer Welt der oberen, unsichtbaren Prinzipien und Kräfte angezogen wird, als der leblose Stein oder das Erz von seiner planetarisch-schweren Körperwelt. Das immer sich wiederholende Spiel einer wechselseitigen (siderischen oder eigentlich psychischen) Anziehung nach oben, und einer andern der Schwere, die nach unten geht, begründet dann die stete Wiedererneuerung und die Fortdauer des Lebens. Denn die lebendigen Wesen unsrer Sichtbarkeit tragen die Natur beider Regionen, jene der sichtbar leiblichen, der Schwere unterworfenen, und die der unsichtbaren, obern, in und an sich, während in dem leblosen Steine vorherrschend nur der Zug des Elementes nach der Tiefe (die Schwere) wirkt und waltet. Gleich, oder fast gleich getheilt ist das Leben der Sichtbarkeit unter die Herrschaft dieser beiden, und erst im Tode überwiegt und siegt die Anziehung der unsichtbaren Region der Prinzipien über die der schweren Elemente. Wie der Leib zu seinem Staube, so kehrt die Seele zurück zu dem Ursprung, aus dem sie gekommen."

„Staub zu anderm Staube, bald kein Gebeinchen mehr, das die Menschengestalt verräth — Seele zu Seele — — Wie? fließt da vielleicht auch der glänzende Tropfen, mein geistiges Ich, hinein in das große Meer eines göttlichen Seyns, und — Gott Alles in Allem, Ich aber bin nicht mehr? Wie die Flamme, die verzehrt und reinigt, nimmt etwa ein Seyn alles Seyns mich und die Andern mit unsern Verirrungen und Befleckungen in sich hinein. Das scheinbar Fremde vergeht, wie der Schmutz am Asbest, wenn die Flamme ihn läutert; da ist ein Tropfen wie der andere Tropfen; der Glaube an ein Gutes, das gut ist und bleibt, und an ein Böses war ein Wahn des staubgebornen Auges; die Seele weiß bald auf ewig nicht mehr, daß und was sie wähnte oder wußte und that, der Gedanke, eben noch Ihm gegenüber, ist auf immer ausgedacht, der arme Augenblick vergangen und kehrt als derselbe nicht wieder."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 28. Februar.

(Fortsetzung.)

Der Karneval.

Jeder neue Tag steigert nun die Lust, jede Stunde wächst die Heiterkeit und jede Minute wechselt die Scene. Jeder sucht sich auf seine Weise zu unterhalten, und von großen Maskenzügen, von verabredeten Vorstellungen, besonders aber von stummen Allegorien, welche geisterähnlich durch unsere Maskenbälle ziehen und nichts sagen, als: seht und bewundert uns! weiß der Römer nichts. Er muß sich frei und unabhängig bewegen, sich ganz den Launen des Zufalls überlassen können, sonst ist ihm in der Maske nicht wohl. Man darf sich zwar nicht verstellen, daß alle hiesigen Masken das Talent der Intrigue oder der Beredsamkeit besitzen; es geht im Gegentheile eine Menge Stummer umher. Allein man sieht hier jeder Maske, auch wenn sie nicht aktiv ist, die Seligkeit, welche ihr das überschwengliche Glück, maskirt zu seyn, einflößt, an der großen Selbstzufriedenheit und Rücksichtslosigkeit an, mit der diese Stillen des Corso ihres Weges ziehen. Es ist ihnen nur darum zu thun, in einem andern Kleide zu stecken, und die Sucht der Römer, Komödie zu spielen, erstreckt sich selbst bis auf die kleinsten Kinder. Man darf nicht versäumen, zuweilen den Corso zu verlassen und in die nebenlaufende Ripette hinüberzugehen. Hier hat die niedere Klasse ihren Karneval, und hier muß man das poetisch-dramatische Talent des gemeinen Römers bewundern. Schon kleine Knaben üben sich hier in erhabenen Reden, und man lernt hier besonders den Ungrund der Behauptung kennen, daß dem jetzigen Römer die Geschichte seiner Vorfahren fremd und gleichgültig sey. Nicht selten tritt ein Conte der Ripette mit Würde unter die Menge, erzählt die Großthaten ihrer Ahnen und sucht seine Landsleute zur Nachahmung zu entflammen. Ob aber gleich derlei Aufforderungen bei dem gegenwärtigen Zustande Roms lächerlich erscheinen, auch gewöhnlich vom Redner selbst oder den Umstehenden durch eine neue Posse unterbrochen werden, so spricht sich dennoch überall die große Leichtigkeit der Rede und die blühende Phantasie des Römers aus. Indessen ist es nicht leicht, sich Gehör zu verschaffen, besonders im Corso, wo das Auf- und Abfahren der Wagen, das außerordentliche Gedränge und das betäubende Geschrei der Masken anhaltende Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand, besonders auf einen Redner, beinahe unmöglich machen. Ist es aber einmal einem solchen gelungen, den günstigen Augenblick zu erhaschen, wo die doppelte Wagenkolonne stille halten muß, hat er das Interesse der Umstehenden zu fesseln gewußt, so darf er auch des Erfolges gewiß seyn, und eine solche Erscheinung ist sodann in Hinsicht der Begeisterung des Redners und der unerschöpflichen physischen Mittel, welche sich hier entwickeln, wirklich eine außerordentliche. So wie der Redner einen Trupp Zuhörer um sich gebildet hat, sucht er sich einen höhern Standpunkt. Bei der Anstrengung, deren es bedarf, sich in diesem Lärmen nur vorerst bemerkbar zu machen, sollte man glauben, daß seine Lungenfertigkeit und Kraft bereits in der Einleitung erlahmen müsse; wenn er aber einmal einen freien Stuhl erreicht hat, den er sich zur Tribüne umschafft, so beginnt erst die wahre Entwickelung seiner Stentorstimme. Mit stets wachsendem Feuer, mit einer Begeisterung, welche nur aus dem Innern kommen kann, geht er von der Posse in das Tragische über; er beschwört seine Mitbürger, sich nicht durch ihre Lust verleiten zu lassen, gegen Sitte und Gesetz zu verstoßen, und warnt besonders vor den bösen Folgen der Leidenschaften, worunter die hier so gräßliche Opfer fordernde Eifersucht den ersten Platz einnimmt. Doch dieses ist alles nur Mittel zum Zweck. Er sucht sich, ohne daß man seine Absicht errathen kann, von Stuhl zu Stuhl einem Balkone zu nähern, auf dem ein ganzes Nest von Amoretten sitzt. Er beschäftigt fortwährend seine sich stets vermehrenden Zuhörer, die ihn häufig durch Akklamation unterbrechen; kaum aber hat er sein schönes Ziel erreicht, so kommt er auf den beglückenden Einfluß des schönen Geschlechts zu sprechen, und wendet sich plötzlich nach oben. Kein Demosthenes vermöchte wohl so aus dem Stegreife eine Apotheose schöner Frauen zu erfinden. Er verwandelt den über ihm stehenden Balkon in den Olymp, jedes der holden Geschöpfe in eine Bewohnerin desselben; er fleht ihre Gaben auf ihre unten stehenden Verehrer herab, und seine Begeisterung steckt dermaßen an, daß die Evviva's die Luft erschüttern. Holdselig lächeln die schönen Wesen herab, und das Ganze gewinnt wirklich ein idealisches Ansehen. Da bewegt sich die Wagenkolonne, die Masse wird getrennt, ein Fourgon mit kühnen Confettischleuderern nähert sich dem glücklichen Redner und bedeckt ihn mit einem Hagel von grobem Geschütz. Er sinkt mit dem lezten Rufe: Et tu, Brute! und verschwindet. Dieses Confettiwerfen aber hat beinahe ganz seine ehemalige schöne Tendenz verloren und ist sehr ausgeartet, daher es auch Anfangs einen unangenehmen Eindruck macht. Sonst warf man nur gute Confetti, und noch jezt erkennt man den Italiener an dem geschickten und graziösen Zuwerfen. Jezt haben aber die Fremden dieser sonst so hübschen und zartsinnigen Sitte eine wirklich furchtbare Ausdehnung gegeben und treiben die Sache bis zum Unfug. Anstatt daß derlei Aufmerksamkeiten so versteckt als möglich seyn sollten, sieht man ganze Wagen voll dieser unerschrockenen Schleuderer, mit ungeheuren Säcken und Körben, in denen die falschen Confetti aufgespeichert sind, durch die Straßen ziehen und ohne Rücksicht alles bombardiren, was ihnen nahe kommt. Am Palais Ruspoli, dem Brennpunkte des Karnevals, waren mehrere Balkone mit diesen Athleten, worunter sich besonders die Rom dominirenden Insulaner in Feinheit des Benehmens auszeichnen, besetzt, und wehe der schönen Frau, die unter das Kreuzfeuer dieser verheerenden Batterien kam. Hier war die Luft durch den ewigen Confettiregen verfinstert, und die Straße schien dicht beschneiet. Indessen sah man gegen Ende des Karnevals mehr mit ächten Bonbons und besonders mit Blumensträußen werfen, welch lezteres so überhand nahm, daß man die Wagen, wo schöne Frauen saßen, ganz in Gärten von Rosen und Veilchen verwandelt sah. Ueberhaupt ist der römische Corso ein wahrer Triumphzug für schöne Frauen, und es gibt wohl kein Volk, das die Schönheit so vergöttert, als das römische. Wie ein Wagen mit seiner schönen Bürde sich nähert, ertönen von allen Seiten begeisterte Ausrufungen: Oh che begli occhi! o quanto e bella! Alles erhebt sich von den Sitzen und Männer, ja selbst Frauen werfen der meist unbekannten Schönheit Zeichen ihrer Huldigung zu. Daher kommt es auch, daß die größte Sitte, der möglichste Anstand in der Menschenmasse herrscht, und anstatt das Gedränge zu vermehren, sucht Jeder dem Andern die Unannehmlichkeit desselben zu erleichtern. Unanständigkeiten können hier nie vorkommen, und das Gesetz brauchte nicht einmal so strenge zu seyn, da der Widerwillen gegen dergleichen schon im Volkscharakter liegt; kommen sie aber vor, so kann man sicher annehmen, daß sie von Fremden geübt werden; in diesen Fällen ist aber die Polizei unerbittlich, und jeder Uffiziale hat exekutive Gewalt. In mehreren Seitenstraßen sind sogenannte Cavaletti angebracht, in welche die Verbrecher mit den Händen und Füßen in knieender Stellung eingeschraubt werden und so die Bastonade erhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 70.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 23. März 1830.

Seyn oder Nichtseyn, das ist hier die Frage.

Shakespeare.

Die Frage nach der Seele und ihrem Seyn.

Von Schubert.

(Fortsetzung.)

„Krümmt sich doch der elende Wurm, wenn der vollkommene, gesangreiche Vogel ihn ergreift; schmerzvoll zappelt das Fischlein am Angelhacken, wenn der Herr der Natur es herauszieht aus dem Bache, damit er das unvollkommene Fischlein in sein eignes, edleres Fleisch verwandle, und ich sollte nicht beben vor dem Gedanken an einen solchen Alles verzehrenden Gott?"

„Jener Kronos der alten Heiden fraß doch die eignen Kinder auf, noch ehe sie ihn und sich selber erkannt, ehe sie erfahren, was Hoffnung und Furcht, was Liebe und Haß sey; ein solcher zuletzt Alles verschlingende Gott schlachtet aber und ißt die Kinder, die ihn schon bei dem süßen Vaternamen genannt, die ihm vertraut, die sich liebend an sein Herz gelegt."

„Der Mensch, getrieben von mannigfacher Noth, der Mensch voll Irrthum und Schwäche, ihm zittert die Hand und Wehmuth ergreift ihn, wenn er das in seinem Hause groß gezogene Lamm schlachten soll, das ihn so oft zutraulich zum Garten begleitet und wiederkäuend sich zu seinen Füßen gelegt. Und doch weiß dieses Lamm nichts vom Tod, es versteht nichts von des Menschen Schuld, durch welche ihm der Tod kommt. Es läßt sich willig ergreifen, wie sonst, ein einziger Stich des Messers, ein kurzes Zucken, und es fühlt nicht mehr. Der kaum halb gesättigte Bettler entzieht sich selber den Bissen, um den treuen Gefährten, seinen Hund, vom Hungertod zu retten; wie möchte er, mitten in seinem Mangel, den Gedanken ertragen, sich mit dem Fleische des liebenden Thieres zu sättigen! Jener aber, der Pantheisten Gott, kennt dieses Erbarmen nicht. Den Menschen, der die Freude am Leben und den Schauder vor dem Vergehen fühlt, wie keine andere Kreatur, verschlingt dieser große Pan, den kein Mangel, keine Noth zu solcher That treibt, der — das zeugen die Werke — von den Schwächen und Irrungen des Menschen nichts weiß. Und nicht schnell tödtet der Pan sein Opfer, wie der Schlächter das Lamm, sondern öfters unter lange dauernden Martern, unter Schmerzen, welche die Elenden von der Wiege bis zum Grabe begleiten."

Doch dieses Nachtgespenst eines allverschlingenden Gottes ängstet die weiter sinnende Seele nicht lange. Es verschwindet, sobald die Seele es näher und schärfer betrachten will, wie ein wunderliches Traumbild, unstatthafter und lächerlicher zusammengedichtet, als jene phantastischen Gestalten, welche zum Theil Fisch und Frosch, zum Theil Vogel sind und Jungfrau.

„Wie? sollten jener oberen, unsichtbaren Welt, nach welcher ein mächtiger Zug die Seele führt, nicht wenigstens dieselben Rechte, derselbe feste Bestand zukommen, wie die sind, welche in der sichtbaren Welt der wägbaren Stoffe herrschen? Bei dieser niederen Region, welche doch die Menschensprache die vergängliche, die wandelbare nennt, ist es anerkannt, daß in und aus ihr sich kein Stoff, kein

einzelnes Stäublein ganz verlieren, ganz vernichtet werden könne. Das Wasser, wenn es auch als Dampf in die Luft sich erhoben, wenn es durch den Nordwind zu Eis verwandelt worden, oder wenn es beim Festwerden des Steines als Bestandtheil in das Gefüge des Krystalls sich gewebt, bleibt noch immer dasselbe Wasser: eben so viel und so wenig in der einen als in der andern Gestalt. Das Eisen, wenn es jezt mit Schwefel verbunden den Kies, oder von jenem getrennt und mit dem Oxygen vereint, den Rotheisenstein gebildet, bleibt immer so viel und dasselbe Eisen, das es gewesen. Die Chemie, auf ihrem jetzigen Standpunkte, verlacht den alten Wahn, daß aus reinem Wasser Kieselerde, aus Quecksilber oder Spiesglas Silber werden könne, oder daß Kupfer durch die Kunst sich in Gold verwandeln lasse. Und dennoch kennt unsere Chemie bei weitem nicht alle die verschiedenen Erscheinungsformen, unter denen vielleicht ein und derselbe Grundstoff auftreten könnte. Wenn aber auch in dieser Beziehung ein späteres wissenschaftliches Forschen noch zwischen verschiedenen, für einfach gehaltenen Stoffen einen ähnlichen Zusammenhang entdecken sollte, als der zwischen der Larve und dem Flügelthiere einer und derselben Insektenart ist, so bleibt doch schon auf dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft ein Beweis für die Unvergänglichkeit und gleichsam Unsterblichkeit des wägbaren Stoffes jene allbekannte Erfahrung: daß die Elemente, in allen ihren verschiedenen Verbindungen und Verwandlungen, immer dieselbe Beziehung zu ihrem planetarischen Ganzen, dasselbe Gewicht behalten. Denn wenn jezt die metallische Grundlage des Kalkes und Sauerstoffgas, sammt Kohlensäure und Wasser, oder wenn Sauerstoffgas und Kupfer und Kohlensäure in der chemischen Werkstätte zusammengeführt und vereint werden, so erkennt zwar das Auge weder in der Kalkerde mehr die alte Natur des Kalkmetalls oder der säurenden Elemente, noch im Malachit das Kupfermetall und die Kohlensäure; aber auch in dieser neuen Verbindung hat keines der Elemente auch nur ein Stäublein des anfänglichen Gewichtes verloren; sie wiegen vereint noch eben so viel als vorhin das Gesammtgewicht der einzelnen betragen, und es kann unsere Kunst die Stoffe alle wieder gesondert darstellen, noch ganz in demselben Maaß und Gewicht, das sie vorhin gehabt."

„Die Chemie denn, bedächtigen Sinnes, spottet des Wahnes, als ob irgend ein wägbar leibliches Element ganz vernichtet, irgend ein für anfänglich und einfach erkannter Grundstoff vollkommen aufgehoben oder in einen gänzlich andern verwandelt werden könnte, und eine sogenannte Philosophie wollte in der Geschichte der Seele und ihres Hinübergehens das alte Mährchen erneuern und da eine Auflösung und Verwandlung geltend machen: in ein großes „göttliches" Alles oder Nichts!"

„Zeigt sich doch selbst da, wo sich in anfänglicher, unverstellter Offenheit die obere, unwägbare Welt der Prinzipien mit bewegender und gestaltender Kraft zu den wägbaren Elementen gesellt, eine Unsterblichkeit jener Prinzipien, welche noch ungleich geistigerer, wundervollerer Art ist, als die eben erwähnte Unzerstörbarkeit der gröbern leiblichen Stoffe. Ein bekannter Versuch, an der Voltaischen Säule gemacht, ist in dieser Beziehung ein sinnvolleres Abbild von dem Uebergehen der Seele aus der sichtbaren Region der Elemente in die unsichtbare der Geisterwelt, als die Verwandlung der Raupe durch den Scheintod der Puppe zum Schmetterlinge. Denn bei dieser Verwandlung vermag der Beobachter das Thier vor seinen Augen zu behalten und den ganzen Verlauf sichtlich und handgreiflich sich darzustellen; wenn aber in jenem Versuch die Säure, welche durch den oxydirenden Pol der Voltaischen Säule in einem Becher mit salziger Auflösung gebildet war, dadurch zerstört und gleichsam getödtet wird, daß man jezt den alkalisirenden Pol in sie eintaucht, und umgekehrt die alkalische Natur der Flüßigkeit in dem Becher der entgegengesezten Seite durch den in sie gebrachten oxydirenden Pol erstirbt, da zeigt sich ein Hinübergehen, eine Versetzung jener beiden Gestorbenen in eine andere Region, vorbildlich vielleicht an das erinnernd, was mit der Seele im Tode geschieht. Die Säure verschwindet von ihrer bisherigen Stätte und eben so verschwindet das alkalisch Flüßige von der seinen. Aber der dießseitig verstorbene Stoff lebt dagegen alsbald, ganz als derselbe, welcher dießseits gewesen, an der jenseitigen Stätte auf; es bildet sich die Säure in dem Becher, den vorhin das Alkali bewohnte; dieses aber tritt von Neuem auf im vorherigen Becher der Säure. An einen materiellen Uebergang der beiden Stoffe aus dem einen Becher in den andern ist hierbei gar nicht zu denken, selbst dann, wenn die Verbindung zwischen beiden mittelst eines dritten, zwischenstehenden, mit Lackmustinktur gefüllten Bechers geschlossen wird, in welchen von der einen wie von der andern Seite befeuchtete Amianthfäden hinüberhängen.

(Der Beschluß folgt.)

Kriegerische Scenen.

(Beschluß.)

Als wir nach Torquemada zurückkamen, war Rapatier nicht mehr da. Der Obrist meinte, er werde mit seinen fünf-und-zwanzig Dragonern fort seyn, um ein Convoi zu geleiten, und legte sich schlafen. Ich ging zum Alcaden. „Wo sind unsere Dragoner?" — „Fort, alle miteinander," antwortete Nunez mit Nachdruck, und als wollte er weitern Fragen ausweichen, fuhr er sogleich mit der gewöhnlichen spanischen Redensart fort: „Das ganze Haus steht zu Eurem Befehl, aber es ist nichts im Hause."

Zum Glück besitzen unsere Soldaten einen wundervollen Instinkt, wenn in Häusern, wo nichts ist, etwas gefunden werden soll. Bereits hatten sie sich wie ein Ameisenschwarm in alle Winkel der Stadt zerstreut, durchsuchten Keller und Boden, und störten die verborgensten Schlupfwinkel auf. Von der Küche, wo ich war, sah man sie im Garten, wie sie in einer Kette streiften, von Zeit zu Zeit stehen blieben und das Erdreich mit den Ladstöcken ihrer Karabiner untersuchten. Auf einmal rief ein Soldat, beim Fenster, in einem Winkel, wo die Erde frisch aufgegraben schien: „Ein Schatz, ein Schatz! Ich habe ihn gefunden." Sogleich liefen die übrigen herbei, bildeten einen Halbkreis und gruben den Boden rüstig mit Spaten auf. Bald fühlt einer der Arbeiter Widerstand; alle stürzen zugleich darüber her, und der Glücklichste bekommt eine kalte Hand zu fassen. Drauf kommt ein Arm zum Vorschein, dann ein Kopf, endlich ein ganzer Dragoner; zwei, drei, vier Dragoner, das ganze Detaschement. Sie waren alle bei einander, der Spanier hatte Recht, alle mit abgeschnittener Kehle.

Man denke sich die Bestürzung, die Wuth der Soldaten. Ich beobachtete die Gesichter meiner Wirthe; Nunez rauchte eine Cigarre und sah diesem Auftritt so gleichgültig zu als ein Todtengräber, der sein Frühstück verzehrt. Der kleine Junge schürte das Feuer, und der Alcade, mit seinem maurisch gelben Gesicht, seinem braunen Mantel, steif und regungslos auf seiner Steinbank, glich einem alten räucherigen Standbilde.

Im einem Augenblick füllte sich das Haus mit Dragonern, mit Geschrei und Drohungen. Wäre ich nicht gewesen, sie hätten, statt der Todten, den Alcaden, seinen Bruder und den Jungen lebendig begraben. Mit Mühe schützte ich sie, bis man den Obrist geweckt hatte, und nun begann in der Küche, im Angesicht des Leichenhaufens, ein Kriegsgericht aus dem Stegreif den Prozeß der Spanier. „Wer hat die Dragoner dort umgebracht?" Der Alcade würdigte den Frager keiner Antwort. „Wer hat die Dragoner dort umgebracht?" Der Junge blieb stumm. „Und wenn ich schwörte," sagte Nunez mit Ruhe, „ich habe es nicht gethan, so würdet ihr mir nicht glauben; ich habe es gethan." — „Du allein?" — „Ja; die Franzosen fanden Branntwein, berauschten sich, und ich schnitt ihnen den Hals ab. Das Kind hier sah sie gestern Abend alle da oben schlafen, und diesen Morgen half er mir sie begraben. Während ich aber mit dem Messer hier (dabei zog er eine ungeheure, zwei Fuß lange Navaja aus der Tasche) mein Vaterland rächte, war Perico hier bei meinem Bruder. Ist es ein Verbrechen, so fällt es auf mich allein." — „Mensch!" rief in strengem Tone der alte Alcade; „Du hast blos nach meinem Befehl gethan!" Drauf erhob er sich mühsam und fuhr fort: „Bringt uns um, beide, und jeder ächte Spanier mache es wie wir." „Alcade," sagte der Obrist gähnend, „Ihr werdet gehängt, Ihr und Euer Bruder." — „Das glaube ich," antwortete Nunez."

Auf der andern Seite von Torquemada, an der Straße nach Valladolid, steht ein großes hölzernes Kreuz unter einer Gruppe von Bäumen: diesen Ort ersah man zur Hinrichtung. Unter einer Wache von fünfzig Mann schritt der Alcade, den Kopf hoch tragend und, trotz seiner Gichtschmerzen, ziemlich fest, einher. Nunez unterstützte ihn, und Perico trug, seine Herrn bis ans Ende zu bedienen, eine Leiter und Stricke. Am Fuße des Kreuzes angekommen, wirft sich der Alcade auf die Knie; während er betete, tritt Nunez zum Kapitän Davin, der bei der Hinrichtung befehligte, und spricht: „Das ist mein älterer Bruder, der Alcade der Stadt; in dieser doppelten Rücksicht bin ich ihm Ehre und Achtung schuldig bis in den Tod. Ich bitte Sie, lassen Sie keinen Ihrer Leute Hand an Don Jose Nunez de Quintana legen." — „Macht es, wie Ihr wollt," antwortete der Hauptmann; „aber eilt Euch, ich liebe dergleichen Geschäfte nicht." Nunez küßte seinen Bruder und hängte ihn.

Aber nun? Jezt sollte Nunez gehängt werden. Keiner der Soldaten, die vor einer Viertelstunde noch so wüthend gewesen waren, wollte den Henker abgeben. „Das ist nicht meines Handwerks." — „Ich habe nie Jemanden gehängt." — „Man erschieße ihn, da bin ich dabei." — Während dieser Verhandlung wartete Nunez oben auf der Leiter, und rief uns, die Bedenklichkeiten unserer Soldaten mißverstehend, zu: „Ihr dürft nicht bange haben." — Er bindet sich selbst den Strick um den Hals, ruft Perico, dieser klettert die Leiter hinauf und gibt ihm, wie man sagt, den Stoß in die Ewigkeit.

Wir zogen niedergeschlagen, schweigend heim und Perico folgte uns mit der Leiter. „Was willst Du Dich müde tragen?" sagte ich zu ihm; „laß die Leiter da." Der Junge sieht mich an, legt die Leiter an den Baum und steigt hinauf. „Was machst Du denn? Es ist Niemand mehr zu hängen." — „Ach," antwortete er ruhig, „ich meinte, jezt sey die Reihe an mir." — „Nein, guter Freund, Dich will man nicht hängen." — „Wie es Gott gefällt." Er ging wieder in die Stadt mit uns; er sah zu, wie wir den armen alten Napatier und seine fünfundzwanzig Kameraden wieder in die Grube legten. Des andern Tags war er auf und davon und hatte Nunez Messer mitgenommen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Oeffentliche Vorlesungen. Cuvier.

Die Preßfreiheit ist doch zu Allem gut. Seit zwanzig Jahren hatte sich Cuvier der Last überhoben, Vorlesungen zu

halten, wiewohl er Professor am Collège de France ist; allein die Zeitungen äußerten schon lange, daß es unbillig sey, einen Professorgehalt zu beziehen, wenn man nichts dafür thue. Die Regierung ist in dieser Hinsicht sehr nachsichtig; wenn sie mit großen Gelehrten zu thun hat, so achtet sie nicht genau darauf, ob dieselben ihre Pflichten erfüllen. Dem Prof. Villemain an der Faculté des Lettres hat man erlaubt, nur eine Vorlesung oder vielmehr einen Vortrag (denn er liest nie vor und hat keine Hefte) wöchentlich zu halten, wogegen die andern Professoren deren drei halten. Vielleicht denkt die Regierung, ein einziger Vortrag eines ausgezeichneten Redners, wie Villemain, sey mehr werth, als drei mittelmäßige Vorlesungen dieses oder jenes Professors, und sie laufe, wenn sie strenge verfahre, Gefahr, den Professor zu verlieren, da ein berühmter Gelehrter, wie Villemain, in Paris um sein Einkommen eben nicht sehr besorgt zu seyn braucht. Nun ist es freilich kein gutes Beispiel, dem einen zu erlauben, was man dem andern versagt; allein im Grunde ist es doch nicht ungerecht, dem großen Talente einige Vorrechte zu gestatten, wenn es ohne Beeinträchtigung der gegründeten Rechte Anderer geschehen kann. Einige ausgezeichnete Professoren, wie Royer-Collard u. a., haben Suppleanten; für die Zuhörer ist dieß zwar nicht dasselbe, allein was ist zu thun, wenn die Herren nun einmal den Lehrstuhl nicht selbst betreten wollen? Am besten wäre es, sie nähmen ihren Abschied und überließen den Lehrstuhl Andern, welche Muße und guten Willen genug haben, um die Stelle mit höchsteigner Person auszufüllen. Doch gibt es noch gewissenhafte Professoren, welche, ihres großen Rufes und ihrer Beschäftigungen ungeachtet, die nöthige Zeit finden, um die von ihnen übernommenen Lehrvorträge zu halten. Thenard zum Beispiel hält seine Vorträge sehr pünktlich, obschon er mit chemischen Untersuchungen sehr beschäftigt ist, als Mitglied der Deputirtenkammer auch zu thun hat und ein jährliches Einkommen von 60,000 Franken besizt, welches ihm erlaubt, sich ganz der Stellen zu entschlagen und in Muße zu leben. Auch der kürzlich verstorbene Vauquelin, sein Kollege, hielt seine Vorträge sehr fleißig; auch dieser war ein reicher Mann geworden, und es hat nicht an Tadlern gefehlt, welche es ihm zum Vorwurf gemacht haben, daß er dem Gelde zu sehr, und einem dauerhaften Rufe nicht genug nachgestrebt habe; eben so meint man, daß Thenard die Fortschritte der Chemie besser fördern würde, wenn er weniger Vorträge hielte und mehr Forschungen anstellte. Cuvier nun hatte sich lange der Mühe überhoben, Vorträge zu halten und sich dagegen mit Regierungssachen abgegeben, die er füglich hätte liegen lassen können, denn er hat doch nicht viel Ruhm damit eingeerndtet und dadurch sehr an Popularität verloren. Wahrscheinlich hat er dergleichen Beschäftigungen nicht selbst nachgesucht, wohl aber sich dieselben aus besondern Rücksichten oder aus Schwachheit aufdringen lassen. Die Zeitungen beschwerten sich mehrmals darüber, daß der gelehrte und berühmte Mann nicht die nöthige Zeit erübrigen könne, um seine ersten Berufspflichten, die eines Professors, zu erfüllen; dieß hat er sich denn endlich zu Gemüthe gezogen und diesen Winter wieder einen öffentlichen Kursus am Collège de France eröffnet, bei welchem er seit dreißig Jahren angestellt ist und wo alle Vorträge dem Publikum unentgeldlich zu Gebote stehen. Es ist daher ein Zudringen zu seinen Vorträgen, daß man viele Mühe hat, Platz zu finden. Cuvier hat sich vorgenommen, den Fortgang der Naturwissenschaften von den ältesten Zeiten an geschichtlich zu entwickeln; diesem Plane getreu bleibend, hat er bisher in mehreren Stunden die Leistungen der griechischen Naturforscher auf eine sehr anziehende Weise dargestellt, und über den wissenschaftlichen Zustand der Egypter, Indier und anderer Völker sehr scharfsinnige Bemerkungen gemacht.

(Der Beschluß folgt.)

Rom, 28. Februar.

(Beschluß.)

Der Karneval.

Einer jener Insulaner, welcher im Wagen saß und seine Munition verschossen hatte, konnte auf die wiederholten Angriffe, welche man auf ihn machte, nicht mehr antworten. Er verlor hierüber die Geduld und schlug mit dem Stocke nach einer Maske, die ihn am meisten verfolgt hatte, traf aber ein nebenstehendes Frauenzimmer. Nun war keine Rettung; er hatte gut betheuern, daß er von hoher Geburt, von Stande sey. Er wurde aus dem Wagen gehoben, unter großem Zulaufe ins Cavaletto gespannt, und erhielt seine Strafe. Dasselbe Schicksal theilte einer seiner Landsleute, der sich unanständig gegen ein übrigens ganz gemeines Mädchen benommen hatte. Der römische Stolz, welchen besonders die Weiber besitzen, duldet nicht die mindeste Kränkung dieser Art; das Weib aus niederstem Stande dünkt sich gleich der Prinzesse; zum Theil eine ganz natürliche Folge der hiesigen Wahlmonarchie; denn da der Geringste aus dem römischen Klerus Kardinal und Pabst werden kann und auch häufig wird, und da diese Wahlen bei dem hohen Alter der Päbste auch rasch sich folgen, so sieht der Gemeinste aus dem Volke die Möglichkeit vor sich, einst zu der Familie des Kirchen- und Staatsoberhauptes zu gehören, und dünkt sich deßhalb jezt schon nicht weniger, als diejenigen, welche ein früherer Zufall bereits zu Mitgliedern derselben gemacht hat. Daher ist es auch zu erklären, daß der Unterschied der Stände hier durchaus nicht auffallend ist, und daß die Tochter des Handwerkers, welcher der Fürstensohn seine Liebe erklärt, es ganz natürlich findet, daß er sie heirathe. Diese Gleichheit der Stände, welche die bei uns so lästigen Abstufungen verbannt, dehnt sich auch auf die höchsten gesellschaftlichen Verhältnisse, nur mit Berücksichtigung auf bessere Erziehung und auf Beschränkung des Raumes aus, weßhalb es auch einem aristokratischen deutschen Gemüthe Anfangs ganz ängstlich ums Herz wird, sich unter solchen fremdartig scheinenden Elementen bewegen zu müssen, obgleich unsere Vorurtheile bei längerem Aufenthalte in Rom durch die großartige Bildung seiner Gesellschaft verschlungen werden; denn wie wollte man in einer Stadt, welche der Sammelplatz aller Fremden der vier Welttheile ist, wohin Jeder, dessen Verhältnisse es nur einigermaßen gestatten, wenigstens eine Pilgerfahrt in seinem Leben macht, welche man als das Asyl und die Republik der genialsten Künstler, der freisinnigsten Männer aller Zeiten und Länder ansehen muß, wo sich jeden Winter zwanzig- bis dreißigtausend Ausländer niederlassen, wo also die gesellschaftlichen Bestandtheile so häufig und rasch wechseln, daß man sich in der Unmöglichkeit sieht, sie jedesmal kennen zu lernen, weßhalb auch Keiner um den Andern sich bekümmert, und daß man mitten in den großen Gesellschaften eben so unbekannt leben kann, wie in seinen vier Mauern: wie könnte man in dieser Weltstadt, deren Studium allein ein Menschenleben ausfüllen kann, wie wollte man hier den Eintritt in die kolossalen Zusammenkünfte der Großen und Reichen nach dem Ellenstabe unserer feudalen Verhältnisse abmessen, und wo sollte man hier anfangen, wo enden, um den rechten Maßstab für die gesellschaftliche Befähigung unter den Legionen der gebildetsten Menschen zu finden? So weit für heute; was ich noch über den Karneval zu berichten habe, folgt in Kurzem.

Beilage: Kunstblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 71.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. März 1830.

> Eröffne du dieß Eiland meinem Schritte,
> Und laß mich schauen, was mein Innres hegt.
>
> Tasso.

Neu-Holland.

Der Naturforscher Lesson, welcher den Kapitän d'Urville auf der Reise um die Welt begleitete, hat in zwei Supplementbänden zu einer neuen Ausgabe von Büffons Werken die [illegible]ächlichsten Ergebnisse seiner eigenen Beobachtungen zusammengestellt. Nach den Berichten von [illegible], Vancouver, Krusenstern, Kotzebue rc., über die Bewohner der Südsee, war noch vieles in Bezug auf die Ethnographie, Zoologie und Botanik dieser unserer Antipoden zu thun übrig. Lesson füllt einen Theil dieser Lücken aus, und wir theilen hier aus dem Kapitel, das von der physischen Geographie von Neuholland handelt, das mit, was uns als Gesammtübersicht eines Welttheils allgemeineres Interesse zu haben schien, als die, wiewohl in vieler Hinsicht noch mehr Neues enthaltenden Berichte über weniger bedeutende Eilande der Südsee.

* * *

Neu-Holland erstreckt sich in seiner größten Länge von Westen nach Osten ungefähr 1000 Lieues, und von Norden nach Süden, nämlich von Kap York zu dem Vorgebirge Wilson, 625 Lieues weit; die Oberfläche schätzt man auf 385,000 Quadrat-Lieues. Diese große Insel bietet von der See aus einen sehr verschiedenartigen Anblick dar; die Küste ist an manchen Orten, mehrere Meilen weit, mit Ketten von kleinen unfruchtbaren Eilanden eingefaßt; an andern ist das Ufer steil und unersteiglich, während es besonders im Norden und in dem Busen von Carpentaria sehr flach, sandig und öde ist. An der Ostküste zieht sich eine Reihe von Korallenklippen hin, die einen sonderbaren Anblick gewährt, und nach Kapitän Flinders längs der Küste von Südwesten nach Nordwesten von 23 Grad der Breite bis zu der Meerenge Torres streicht und an manchen Stellen unterbrochen ist, wo dann die Schiffe freien Durchgang haben. Die Breite dieser Korallenriffe scheint etwa fünfzehn Lieues, oft auch weniger zu betragen. Zahlreiche Eilande liegen zwischen diesen Felsen und dem festen Lande, allein keine Klippen mehr, so daß dieser eingeschlossene, gegen den Ocean geschützte Kanal große Vortheile für einen Küstenhandel darbietet. Außerhalb des Korallenriffes scheint das Meer sehr tief zu seyn und bricht sich mit großer Gewalt an den Klippen.

Wenige Länder besitzen eine so große Anzahl geräumiger Buchten, bequemer und sicherer Hafen als Neuholland. In König Georgs Bai könnten die Flotten von ganz Europa sicher vor Anker liegen. Wenn Frankreich jemals eine Kolonie für deportirte Verbrecher in diesen Gegenden anlegen wollte, so wäre es sehr zu wünschen, daß die Wahl auf diesen Hafen fiele, der äußerst vortheilhaft dazu gelegen ist. Der Mangel an süßem Wasser würde kein Hinderniß seyn, da der Hauptort der Kolonie sehr leicht an den Fluß, zwölf bis fünfzehn Lieues in das Innere hinein, versezt werden könnte, und an der Bucht selbst nur ein Landungsplatz angelegt werden dürfte. Die meisten Vortheile für europäische Niederlassungen gewährt indessen die Ostküste:

mit unzähligen Buchten versehen, von denen wir hier nur Jervisbay, Botanybay, Port Jackson ꝛc. anführen wollen, von schönen Flüssen durchschnitten und mit fruchtbarem Erdreich bedeckt, genießt sie die Vorzüge alle, welche andern Gegenden Neuhollands versagt sind; es ist auch die einzige, von welcher aus man Versuche gemacht hat, in das Innere zu dringen, um dasselbe kennen zu lernen; die englischen Ingenieurs, Orley und Evans, sind ungefähr 160 Lieues weit von der Küste in's Innere vorgedrungen, und nur die tiefen Moräste, welche ihre weitern Fortschritte hemmten, konnten sie zum Rückzug bewegen. Eine Bergkette läuft fast parallel mit der Küste durch diesen Theil des Landes, im Norden die blauen Berge, im Süden die Morumbidges genannt. In diesen Gebirgen haben die hauptsächlichsten bekannten Flüsse von Neuholland ihre Quellen, z. B. der Hawkesbury, der Paterson ꝛc.

Den ersten europäischen Naturforschern, welche die Küsten von Neuholland besuchten, fielen die unzähligen Sonderbarkeiten auf, die sich ihren Blicken bei jedem Schritte darboten; alles schien ihnen parador und außerordentlich, der Charakter des Landes, wie Thiere und Pflanzen; man suchte eine Erklärung für diese Sonderbarkeit und verfiel bald in Uebertreibungen. Man kann bestimmt annehmen, daß wenige Schriftsteller richtige Begriffe von Neuholland haben, und wo man sie hat, verdankt man sie erst der letzten französischen Expedition und besonders den Berichten der in Neu-Südwallis lebenden Engländer. Man kannte nichts als den äußern Saum des Landes, und wollte doch über das Innere urtheilen. Seefahrer hatten die Dünen der Küsten besucht und kein süßes Wasser gefunden, sogleich schlossen die zu Hause gebliebenen Geographen, Neuholland habe keine Flüsse, das Innere des Landes sey öde und unfruchtbar und die Einwohner trinken Salzwasser. Andere behaupteten, das ganze Innere des Landes bestehe aus unermeßlichen Morästen, noch andere vermutheten Sandwüsten, in denen man mit Zelten und Kameelen auf Entdeckungen ausgehen müsse, und einmal ward sogar der Vorschlag gemacht, in einem Lustball auf Entdeckungen auszugehen. Die Wahrheit ist, daß man von allen diesen Vermuthungen die eine so gut als die andere annehmen und im Innern von Neuholland eben so wohl Vulkane als Moräste und Wüsten voraussetzen kann.

Die in Neuholland herrschenden Winde sind sehr verschieden nach den Regionen dieses weiten Kontinents. Die Jahrszeiten sind denen in Europa gerade entgegengesetzt und der Winter beginnt in Neuholland, wenn bei uns der Sommer eintritt. Der Anfang des Frühlings ist im September, der Sommer beginnt im December, der Herbst im März, der Winter im Juni. Die Tage im Frühling sind gemäßigt, die Nächte kalt, Nebel herrschen häufig; die Hitze im Sommer ist groß in der Mitte des Tages, Morgen und Abend sind äußerst lieblich, namentlich wegen des starken Seewindes; unbeständiges Wetter und heftiger Regen zeichnen den Herbst aus, der Winter ist niemals strenge, aber die Nächte sind kalt, Reifen und Stürme häufig und die Küsten in dieser Jahrszeit gefährlich.

Der südliche Theil von Neuholland ist sehr gesund, nicht so der nördliche, der niedrig, morastig und heiß ist, woraus häufig Ruhren und bösartige Fieber entstehen, welche große Verheerungen anrichten.

Neuholland hat gleich beim ersten Anblick etwas ganz Eigenthümliches, und die Natur scheint diesem Lande gleichsam einen besondern Stempel aufgedrückt zu haben: Gebirgsarten, Pflanzen und Thiere, alles hat einen eigenen Charakter; die nackten, verschiedenartig gefärbten Küsten haben etwas Finsteres und Abstoßendes; die Felsenwände sehen aus, als ob diese Ufer erst vor Kurzem aus dem Grunde des Meeres aufgetaucht wären. Die breite Natur des Sandsteingürtels, der sich an die blauen Berge lehnt und die erste Reihe bildet, während die zweite Kette aus Granit besteht, alles deutet an, daß Australien lange unter den Fluthen begraben gelegen hat und der jüngste Theil der Oberfläche unsers Planeten ist. Zahlreiche erloschene Vulkane weisen auf den Einfluß hin, den auch sie auf die Bildung dieses zerrissenen Bodens gehabt; Eisen findet sich häufig und ohne Zweifel wird man Minen entdecken, die bearbeitet werden können; Kupfer scheint ziemlich häufig in einigen der kleinern Gebirgsketten des Innern; allein Kalk findet sich nirgends, und die Engländer haben sich genöthigt gesehen, dieses zum Bauen unentbehrliche Material aus Muscheln zu brennen. Doch hat man vor Kurzem Höhlen entdeckt, deren Inneres mit Stalaktiten überzogen war, die sich gut zur Bereitung von Mörtel eignen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Frage nach der Seele und ihrem Seyn.

Von Schubert.

(Beschluß.)

„Die auf gemeine, materielle Weise aus ihrem Becher mittelst des feuchten Amianthes sich hinüberschleichende Säure würde eben so, wie das herüberziehende Alkali, beim Hindurchgehen durch die Lackmustinktur die blaue Farbe dieser Tinktur, jene in Roth, dieses in Grün, verwandeln, oder in dem Falle, wo in dem mittlern Becher eine Auflösung von salpetersaurem Silber steht, diese trüben. Ueberdieß ist jener Versuch auch noch auf andere Art wiederholt worden, wobei an eine Wanderung von leiblicher Art eben so wenig zu denken war, als an das Hinauskommen eines wägbaren Elementes aus einem hermetisch verschlossenen Gefäß oder Sarg. Denn die beiden Stätten der Säure und der alkalischen oder metallischen

Basis waren durch eine dazwischengebundene Blase von einander gesondert, und dennoch gelang die Wanderung und Versetzung von einer zur andern vollkommen."

„Ist denn schon in der untern, materiellen Welt den einfachern Grundstoffen eine solche Unzerstörbarkeit und Unveränderlichkeit ihrer Natur zuerkannt, wie sollte nicht die Seele, welche „ursprünglicher und selbstständiger, einfacher und unveränderlicher" ist, als jedes Element der Leiblichkeit, jedem Untergang, jeder Auflösung trotzen? Ist schon den beiden wägbaren Elementen irgend eines Salzes, der Säure und dem Alkali, eine solche Versezzung von der einen, ganz abgeschiedenen Stätte an die andere möglich, daß, wenn hier der säurende, dort der alkalisirende Pol einer Voltaischen Säule in die Mischung tritt, an der einen Seite das Alkali verschwindet, an der andern die Säure, beide aber, ohne daß nur das Gewicht eines Stäubleins an der Mischung fehlte, sich die eine hier, das andere dort zusammengehäuft finden; ist hierauf, bei der obenerwähnten Umtauschung der Pole, ein solches, nicht auf materiellem Wege erklärliches Wandeln der gesammten Säure wie des gesammten Alkalis nach der andern Stätte möglich: wie sollte es uns in der höhern Region der Lebensprinzipien unmöglich däuchten, daß die Seele, wenn sie hier aufgehört zu wirken, auf einmal auf ganz anderer Stufe wieder da seyn und wirksam werden könne? Zeigt sich doch noch am lebenden Leibe, wenn auch nur in kleinem, niederem Abbild, eine Art von Wanderung der Seele, wenn z. B. bei Milchversetzungen die bildende Kraft in dem einen Organ erstirbt und dagegen in einem andern wieder auflebt."

„Das weiterforschende Auge findet in seiner Sichtbarkeit noch mehrere und andere Zeugnisse für die jenseitige Fortdauer der Seele. Wie sich in der Zwiebel oder im Saamenkorn schon das künftige Gewächs mit seinen Saamenblättern, ja mit dem Keim der Blüthe findet, so zeigt sich schon in der Larve und Puppe des Insekts die Anlage der künftigen Flügel, in der Larve des froschartigen Thieres der Keim der Lungen, durch welche späterhin das ausgebildete Thier athmen wird. Alle diese Keime, im jetzigen Zustand so nutzlos, so müßig dastehend, werden sich in einem künftigen, vollkommenen Zustand so gewiß entfalten, als das Thier lebt. Das verborgene Innre wird dann öfters zum sichtbaren Aeußern. So erscheinen auch an vielen Uebergangsformen des Pflanzen- und Thierreiches Organe und Anlagen, deren das Thier auf seiner jetzigen Stufe des Daseyns nicht bedarf, welche aber in einer nachbarlich angrenzenden, verwandten Thierform in ihrer eigentlichen Bestimmung und Wechselbeziehung hervortreten. Es kommt jeder, in der Natur aufstrebenden Anlage eben so gewiß die Zeit und die Stätte ihrer Entwicklung und Vollendung, als dem Bedürfniß nach dem Athmen und Nahrungnehmen eine anderswo vorhandene Luft oder Speise entspricht; selbst die spät blühende Herbstzeitlose (colchicum autumnale), welche, wenn der Winter naht, scheinbar ohne alle Frucht verwelkt, findet eine künftige Zeit des Frühlings, da der im Verborgenen bereitete Stengel aus seinem Grabe hervorgeht und seine Früchte trägt. Und der Mensch, das Mittelwesen zwischen zwei Welten, bald schon hinüberragend in ein Reich des Geistes, bald noch dem Staube gehörig, sollte all dieses hienieden vergeblich nach Erfüllung fragende Sehnen, all diese tausendfältigen Anlagen für ein Seyn der Ewigkeit umsonst in sich tragen? Allenthalben bliebe sonst die bildende, Künftiges und Fernes bedenkende Natur ihren Versprechungen so treu, und hier, wo sie endlich den höchsten Gipfel ihrer sichtbaren Schöpfungen erstiegen, sollte die alte Treue und Wahrheit auf einmal aufhören, zur Lüge werden?"

„Die Seele weiß es, sie weiß es schon aus den Werken, daß ein Gott sey voll Weisheit und erbarmender Liebe, der „des Verlassenen und Verstoßenen," der aller seiner Kreaturen gedenkt; ein Gott, der alle Dinge abwägt in seiner Hand, gerecht und wahr und treu. So wahr denn der gerechte Gott ist, so wahr wird für meine Seele nach dem Tode ein Leben seyn, da sich das hienieden zum Boden getretene Gute ans Licht erheben, das wuchernde Böse aber versinken wird: ein Gott, ein Vergelter!"

Dieß und noch vieles Andere spann und webte die sinnende Seele, um damit die Blöße und geheime Schande ihrer Zweifel zu bedecken: ihrer Zweifel an dem eigenen Leben, durch das sie doch spann und dachte, ihrer Zweifel an der alltäglichen Gewißheit, daß der Tag heller scheine als die Nacht, und daß auf Morgen der Mittag, auf den Mittag der Abend folge. Da erhob sich die Sonne, und die Ungewißheit der Zweiflerin war vergangen; denn es erwachte der Geist zu seinem Leben in Gott. So gewiß aber, als der Leib im Verlauf des Lebens das Fortleben im Schlafe und das Wiedererwachen aus demselben erfahren, hat es auch der wache Geist in und an sich selber erfahren: daß in ihm ein Leben sey, welches hervorging und erwachte mitten aus dem Tode; ein Leben, welches die Wandelbarkeit und der Tod des Leibes nicht anrühren; denn es ist ewig und ohne Wandel, wie Gott, in und aus welchem es ist. Es ist hier ein Stillstehen auf dem felsenfesten Lande der Heimath, ein Erfassen desselben mit den eigenen Händen, ein Beschauen desselben mit den eigenen Augen, ein Vernehmen der heimathlichen Töne, welches keinen Zweifel mehr übrig läßt. Der Hafen, nach langem Herumtreiben auf dem weiten Meer, ist gefunden; unsicheres Glück und Hoffen des aus der Ferne das Land begrüßenden Schiffers fahret hin!

Bevölkerung der Erde.

Aus je früherer Zeit die Berechnungen der Bevölkerung der ganzen Erde rühren, desto mangelhafter müssen sie seyn. Aber bei den raschen Fortschritten der Erdkunde läßt sich erwarten, daß die Schätzungen sich immer mehr der Wahrheit nähern. Die neueste ist folgende:

Auf der ganzen Erde leben 632 Millionen Menschen; man rechnet auf Europa 172 Mill., auf Asien 330, Afrika 70, Amerika 40, Australien 20.

In Europa werden geboren in jedem Jahre: 6,713,701, jeden Tag 17,155, jede Stunde 727, jede Minute 12. Es sterben im Jahre 5,058,882, jeden Tag 13,860, in der Stunde 577, in der Minute 9.

Auf der ganzen Erde werden geboren: im Jahre 23,107,410, jeden Tag 64,130, in der Stunde 2672, in der Minute 44. Es sterben: im Jahr 18,588,235, jeden Tag 50,927, in der Stunde 2122, in der Minute 35.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Stenographie. Vorlesungen am Conservatoire. Bankerotte.

Das Stenographiren oder Geschwindschreiben ist in Paris zu einer solchen Fertigkeit gebracht worden, daß die meisten Vorträge berühmter Redner und Professoren von Geschwindschreibern aufgesezt und dann in den Zeitungen mitgetheilt oder in besondern Heften gedruckt werden, so daß das grose Publikum, wo nicht Alles, doch das Hauptsächliche der Vorträge zu lesen bekommt und sich bequem unterrichten kann, ohne daß es nöthig hätte, sich nach den Hörsälen zu begeben. Freilich müssen diese Aufsäze oft mangelhaft seyn, denn der Geschwindschreiber besizt nicht immer Einsicht genug, um das Wichtigste aufs Papier zu bringen und das minder Wichtige auszulassen; auch gelingt es ihm nicht immer, die Worte des Redners oder Professors richtig aufzufassen und genau wiederzugeben. Im Allgemeinen aber sind diese Aufsäze doch beachtenswerth, besonders da manche Redner, wie z. B. Professor Willemain, ihre Vorträge ganz aus dem Stegreife halten und daher selbst nicht im Stande sind, sie sogleich dem großen Publikum zu übergeben. Auch Cuvier, dem die Naturwissenschaften so geläufig sind, hält seine Vorträge, ohne etwas vorzulesen. Diese Kunst, welche in einem Staate, wo öffentliche Rednerbühnen sind, unentbehrlich ist, wird sich allmählig mehr und mehr verbreiten; vor Gericht, in den gesezgebenden Kammern, in den gelehrten Gesellschaften, auf den Lehrstühlen, kurz überall, wo Menschen versammelt sind, um zu reden und zu hören, ist das Reden aus dem Stegreife nöthig, und das Gesagte findet auf diese Art leichter Eingang in die Gemüthern, als was vorbereitet und kalt vom Papiere abgelesen wird. Auch Dupin hält diesen Winter wieder Vorträge am Conservatoire des arts et metiers, und rückt jedesmal mit einem furchtbaren Zuge von Zahlen als Belege zu seiner moralischen Statistik an. Nur sieht man nicht recht ab, wozu solche Vorträge denjenigen Zuhörern, die sich am Conservatoire versammeln, dienen sollen. Bekanntlich ist jenes Conservatoire eine Anstalt zur Hebung und Beförderung des Gewerbfleißes. Muster und Beispiele von Maschinen und sonstigen nüzlichen Erfindungen sind hier systematisch geordnet beisammen; auch befindet sich hier eine technologische Bibliothek, und die von der Regierung errichteten Lehrstühle haben den Zweck, dem gewerbfleißigen Stande Gelegenheit zu höherer Bildung zu geben. So trägt Hr. Clement hier die auf den Gewerbfleiß angewandte Chemie vor, Say lehrt Nationalökonomie, scheint sich also an den Handelsstand viel mehr, als an den Fabrikstand zu wenden, und Dupin sollte eigentlich die auf den Gewerbfleiß angewandte Geometrie lehren. Es scheint aber, daß ihm dieses Fach zu untergeordnet vorkommt, und es ist seinem lebhaften Geiste angemessener, manchmal Ausflüge in erhabenere Regionen zu unternehmen und seine Zuhörer über moralische Statistik zu unterrichten. Auch dieß hat allerdings seinen Nutzen, wo nicht gerade für die Gewerbsfleißigen, doch für das grössere Publikum, welchem die Zeitungen ebenfalls die Vorträge des Hrn. Dupin mittheilen. Alle diejenigen, welche in Paris sich auf Handelsspekulationen legen oder ihre Kapitalien in eine der vielen Unternehmungen stecken, welche so häufig und so prunkend angekündigt werden, thäten wohl, wenn sie Says und Dupins Vorträge fleißig besuchten und sich richtige und gesunde Begriffe über Nationalwohlstand, Erzeugnisse des Bodens, Bedürfnisse der Völker u. s. w. zu verschaffen suchten; vielleicht würden dann manche gewagte Unternehmungen entweder ganz unterbleiben oder mit mehr Umsicht begonnen werden, und folglich würden manche, im Grunde sehr nüzliche Anstalten nicht scheitern, wie es leider so häufig der Fall ist. Die große Gießerei der Herren Manby und Wilson neben Paris ist in Stocken gerathen, weil diese Engländer nicht berechnet zu haben scheinen, daß das Brennmaterial, die Steinkohlen, hier ungleich mehr kostet, als in England. Die beiden größten Anstalten in Paris zur Erzeugung des Gaslichtes sind bankerott geworden; eben so die jüngst angelegte Wäscherei vermittelst des Dampfes, wozu man ein großes Schiffhaus auf der Seine erbaut hatte. Von den Theatern haben zwei nach einander fallirt, das Porte St. Martintheater und der Cirque olympique der Bereiter Franconi. Der Gefährte Napoleons auf der Insel St. Helena, General Montholon, ist flüchtig geworden, weil er wegen gewagter Spekulationen in Geldverlegenheit gerathen war und nicht zahlen konnte; unter den Buchhändlern haben ein Duzend oder mehr noch ihre Zahlungen einstellen müssen, weil sie so eifrig darauf losgedruckt hatten, daß sie bei Mangel an Absaz und bei Ueberschwemmung von Ausgaben derselben Schriften nicht im Stande waren, den Druck zu bezahlen. Eben so ging es in andern Fächern, z. B. mit den Bauten; weßhalb auch Dupin in einem seiner lezten Vorträge den Leuten vorgerechnet hat, um wie viel sich die Volksmenge in Paris jährlich vermehrt, und wie viel neue Wohnungen folglich erfordert werden. Solche ruhige Berechnungen stellen aber die Spekulanten selten an. In einer großen Stadt ist das Beispiel einer glücklichen Spekulation hinreichend, um den Eifer hundert anderer anzufachen, die denn alle auf dasselbe Ziel zuschießen, aber hernach zu ihrem Schaden einsehen, daß, was einem gelingt, nicht nothwendig allen andern gelingen muß, die eins und dasselbe versuchen.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 72.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 25. März 1830.

Eng beisammen in der Welt
Wohnt der Jammer und die Freude.

Opitz.

Das Haus in der Mitte.

An dem Wirthshaus ging ich hin,
Kirweihdienstag war es just,
Himmel! welch' ein Jubel drinn,
Und im Garten, welche Lust!
Droben Tanz und unten Springen,
Trinken, Musiciren, Singen,
Mit Gelächter und Juchhey!

„Jauchze, Bursch, aus voller Brust,
Mädel, lache frisch heraus!
Nimmer lachet ihr die Lust,
Nimmer jauchzet ihr sie aus!
Sprudle sie aus allen Herzen,
Juble sie in tausend Scherzen!
Bodenlos ist ja die Lust.“

Wie ich dieses Sprüchlein sprach,
Zog ich schon den Weg hinab;
Und die Geige spielt' es nach,
Und die Tänzer sangen's ab;
Bis ich an des Dorfes Ecken
Vor den lezten stillen Hecken
An dem lezten Hause stand.

Da vernahm ich einen Ton
Von Posaunen, herb' und stark,
Sah im Hof die Träger schon
Heben einen schwarzen Sarg;
Und Geleit von Großen, Kleinen
Brach mit Klagen und mit Weinen
Händeringend aus dem Haus.

„Klagt und weinet ungescheut,
Preßt den Jammer laut heraus!
Nimmer weinet ihr das Leid,
Nimmer jammert ihr es aus!
Brech' es auf aus allen Herzen,
Klag' es laut in tausend Schmerzen!
Bodenlos ist ja das Leid.“

Wie ich dieses Sprüchlein sprach,
Zog ich schon den Weg hinab.
Die Posaune bläs't es nach,
Das Geleite singt es ab;
Bis nach meinem Haus ich beuge —
Horch, was tönt von dort? Die Geige,
Und von da, Posaunenschall.

Dröhnet die Posaune fort,
Jauchzt die Geige hell hinein;
Jubilirt die Geige dort,
Stöhnet die Posaune drein.
Lust stört Leid nicht, Leid nicht Freuden,
Und ich trete zwischen beiden
Stumm in's leere, graue Haus.

A. Schöll.

Neu-Holland.

(Fortsetzung.)

Ueber dem Sandstein- oder Granitboden breitet sich eine dünne Schichte Dammerde aus, welche in den Sümpfen torfartig und auf den Höhen sandig und mit Heide bedeckt ist; die Vegetation ist mehr oder minder üppig, je nachdem die Schichte lockerer Erde mehr oder weniger stark ist. Im Allgemeinen ist Neu-Südwallis der fruchtbarste Theil des Landes, besonders jenseits der blauen Berge, während das eigentliche Neuholland nach allem, was man bis jezt davon weiß, ganz unfruchtbar ist; tiefe Sümpfe, Grasplätze an den Ufern der Flüsse, ungeheure Wälder und Sanddünen bilden die ganze Oberfläche jenes Länderstrichs. In dem außer dem Wendekreis liegenden Theile findet man große Waldungen von Eucalyptus, Casuarina, Banksia und andern sonderbaren und seltsam gestalteten Gesträuchen, während der zwischen dem Wendekreise des Steinbocks und dem Aequator liegende Strich sich in Charakter und Ueppigkeit der Vegetation der der Molucken nähert. Im Norden von Neuholland, wo der abschüssige und schlammige Boden sich unmerklich gegen Neu-Guinea hinabsenkt, wo die Meerenge Torres und Neu-Holland von dem Lande der Papous trennt, wachsen die Lianen und andere Pflanzen der heißen Zone; weiter südlich, vom zehnten bis zum fünf-und-zwanzigsten Grade, erheben sich die Riesenpinien von Norfolk oder Columbia Australis, und die australischen Cedern, noch weiter gegen Süden, vom dreißigsten Grade bis zu den südlichsten Küsten, zeigt die Vegetation einen ganz eigenthümlichen Charakter, und bekanntlich waren die ersten Naturforscher, welche in Neu-Südwallis landeten, so erstaunt über den Anblick so vieler, auf einem Punkt zusammengedrängter Pflanzen, die denen anderer Länder so unähnlich waren, daß sie die Bucht, in welcher sie an's Land stiegen, Botany Bay nannten. Dieser Pflanzenreichthum nimmt allmählich ab, so wie man von Osten nach Westen geht. Alle Pflanzen Neuhollands haben einen eigenthümlichen Charakter, nämlich ein trockenes, rauhes, dünnes, aromatisches Laub, das fast immer aus einfachen Blättern besteht; diese besondere Form scheint von der Trockenheit des Bodens herzurühren. Man findet indessen auch viele europäische Pflanzen in Neuholland; es sind diejenigen, welche man Cosmopoliten nennen könnte und die hauptsächlich in Sümpfen wachsen. Im Ganzen gewähren die australischen Wälder einen finstern und traurigen Anblick, welcher das Auge ermüdet; die Farbe des Laubs ist einförmig bläulich grün, die Zweige sind meist halb ihrer schwammigen Rinde beraubt, oder diese löset sich streifenweise ab und flattert im Winde.

Sehr wenig nützliche Produkte sind dem Boden von Neuholland eigenthümlich; keine eßbare Frucht wächst hier wild, und dieß äußert natürlich großen Einfluß auf den Zustand der Eingebornen; ihr Elend und die niedrige Kulturstufe, auf der sie stehen, rührt zum Theil daher, daß sie ganz allein vom Fischfang und der Jagd leben müssen. Sehr merkwürdig ist dieser Mangel an nahrhaften Wurzeln und Früchten, die an andern Orten so häufig und gemein sind; warum gerade hier diese dürren, zähen holzichten Früchte, die weder für Menschen, noch für Thiere eine Speise abgeben? Denn kaum kann man jene kleinen Beeren der Ceptomaria billadiori als nutzbar betrachten, da ein Mensch in einem Tage alle Früchte verzehren könnte, welche auf einer halben Quadratmeile wachsen, und eben so wenig die kleinen Zwiebeln der Orchis oder die Wurzeln der Dotterblume, welche die an den Küsten lebenden Eingebornen so begierig aufsuchen.

Da es so wenig dem Menschen nützliche Produkte in Neuholland gibt, so müssen wir wenigstens einige der vorhandenen erwähnen, wie das rothe Harz, welches aus dem Eucalyptus resinifera quillt und als Arzneimittel angewandt werden kann; der süße Thee, den man aus der Wurzel des Smilax glyciphilla bereitet und wovon die Engländer einen Aufguß wie den gewöhnlichen Thee trinken; das Harz der Mimosa decurrens, welches dem arabischen Gummi gleicht. Bau- und Schreinerholz ist vortrefflich und in großem Ueberflusse in Neuholland; die aus der Casuarina erbauten Schiffe sind fest und dauerhaft; über fünfzehn Arten braunen und weißen Holzes, mit vielfarbigen Adern, lassen sich vortheilhaft zu Tischlerarbeit anwenden; wir führen hier nur das Cedernholz (Calidris spiralis. Brown) an, welches die schönste Politur und einen Glanz gleich dem der feinsten Hölzer der Antillen annimmt. In dem innerhalb des Wendekreises liegenden Theile von Neuholland bauen die Engländer die Pflanzen der heißen Zone, als Indigo, den Kaffeebaum und Zuckerrohr; der südliche Theil ist der einzige, wo die europäischen Fruchtbäume fortkommen; Pfirsichbäume sind dort so naturalisirt, daß sie sogar wild wachsen; der Weinstock scheint sich schwerer an die plötzlichen Abwechselungen der Temperatur zu gewöhnen.

Wenn das Pflanzenreich Neuhollands merkwürdig ist und dem Lande eine eigenthümliche Ansicht gibt, so ist der Charakter des Thierreichs vielleicht noch sonderbarer und seltsamer. Die Kängurus, die zum Theil zu den größten Thieren des australischen Kontinents gehören, haben ein trocknes aber sehr wohlschmeckendes Fleisch, das aber weit von dem der Wombats übertroffen wird; wegen ihres trefflichen Fleisches wären diese Thiere, welche man mit so großem Nutzen bei uns als Hausthiere einführen könnte, beinahe ausgerottet worden. Das wunderbare Schnabelthier, mit einem mit Haaren bedeckten Leib, einem Entenschnabel, die Füße mit giftigen Sporen besezt und eierlegend, scheint gleichsam ein phantastisches, auf diesen Theil der Erde geworfenes Geschöpf, um alle in der Na-

turgeschichte angenommenen Systeme zu widerlegen, da man es mit eben so viel Recht zu den vierfüßigen Thieren, wie zu den Vögeln oder Reptilien rechnen kann.

Die südlichen Küsten von Neuholland haben zahlreiche Buchten und Baien, welche von Phokenarten wimmeln; die nützlichste ist der Seeelephant, der in großer Menge getödtet wird; sein Thran ist ein wichtiger Artikel für den englischen Handel. In der Bassesstraße werden auch Wallfische gefangen.

(Der Beschluß folgt.)

Türkische Menschlichkeit.

Nachdem das Schießen bei Navarin aufgehört hatte, schickte Sir Eduard Codrington einen Lieutenant an Bord des Schiffes Moharem Beys, um demselben ärztlichen oder andern Beistand anzubieten, wenn er desselben bedürfen sollte. Dieses Schiff hatte bei einer Bemannung von mehr als 1000 Personen nur einen einzigen Wundarzt gehabt, und dieser war unglücklicherweise gleich zu Anfang des Gefechts an Bord des Schiffes getödtet worden. Der Verlust in demselben war ungeheuer, und da man weder die Todten ins Wasser geworfen, noch die Verwundeten ins Innere geschafft hatte, so bot das Verdeck einen gräßlichen Anblick dar. Mitten in diesem Gräuel der Verwüstung saß ein Dutzend ottomanischer Offiziere in prachtvollen Anzügen in der Kajüte auf karmosinrothen Polstern; sie rauchten mit unbegreiflicher Gleichgültigkeit ihre Pfeifen zu dem Kaffee, welcher ihnen von Sklaven gereicht wurde. Als sie die englische Uniform sahen, befahlen sie, Kissen und Kaffee für den Lieutenant zu bringen; dieser gab ihnen aber sogleich zu verstehen, er habe wichtigere Geschäfte. Er sagte, der Admiral lasse sich empfehlen und biete ihnen seine Dienste an. „Wir bedürfen nichts," war des Türken gelassene Antwort. „Soll unser Wundarzt nicht Euren Verwundeten beistehen?" — „Nein," sprach der Türke mit unerschütterlichem Ernste, „Verwundete bedürfen keiner Hülfe; sie sterben bald." Der Lieutenant hatte zugleich den Auftrag, Moharem Bey zu bitten, daß er seinen Sekretär ohne Verzug an Bord des englischen Admiralschiffs schicke; der Sekretär stieg mit in das Boot. Auf der Rückfahrt erblickten sie ungefähr 20 Türken, die sich auf einem schwimmenden Maste zu erhalten suchten. „Ich muß diese armen Leute retten," sprach der Lieutenant besorgt. „Es sind nur gemeine Soldaten, sie werden bald sterben," sagte der Türke kaltblütig; „haltet Euch nicht mit ihnen auf." — „Es ist aber meine Pflicht," fuhr der Britte fort; „wenn ich sie im Stiche lasse, beschimpfe ich mich und ziehe mir vom Admiral einen Verweis zu." Hiermit ruderte er auf den Mast zu und rettete ungefähr ein Dutzend der Unglücklichen. Als man sie in das Boot gezogen und auf dem Boden desselben niedergelegt hatte, brach der Türke, nachdem er lange dem Anscheine nach in tiefen Gedanken gesessen, auf einmal in ein lautes Gelächter aus. „Was gibts?" fragte der erstaunte Offizier; „ums Himmelswillen, was kann es hier zu lachen geben?" — „Zu lachen!" erwiederte der Türke mit bitterem Hohn; „bei Allah! ihr Engländer seyd ein sonderbares Volk. Gestern kommt ihr, während wir ruhig bei unserm Kaffee sitzen, in die Bucht, schießt unsere Schiffe zu Schanden, tödtet und verstümmelt unsere Leute, bis die ganze Flotte einer großen Fleischbank gleich sieht, und diesen Morgen stellt ihr Euch so menschlich an, daß ihr nicht vor ein Paar elenden Soldaten vorbeifahren könnt, ohne sie retten zu wollen." Der Lieutenant war wie aus den Wolken gefallen, und wußte im Augenblick nichts darauf zu antworten.

Thierspitäler in Indien.

Es ist bekannt, daß die Indier Hospitäler für Thiere haben. Die Londoner asiatische Gesellschaft hat vor Kurzem über diesen Gegenstand durch einen Marineoffizier in Bombay umständliche und authentische Nachricht erhalten. Wir theilen Einiges davon mit.

In dem zu Surate von den Braminen gestifteten Hospitale befand sich im Jahr 1823 eine große Menge von Thieren, besonders viele kranke Kühe und Büffel; aber auch kranke Schaafe, Ziegen, Hahnen und Hühner waren darin. Man nimmt ohne Ausnahme alle Thiere auf, wie viel ihrer seyn und woher sie auch kommen mögen. Beim Eingange der Anstalt ist ein 25 Fuß langes hölzernes Haus; hier ernährt man mit Getreide eine ungeheure Menge von Insekten aller Art; ihre Menge ist so groß, daß man an diesem abscheulichen Orte von dem ausgeworfenen Futter gar nichts bemerkt, und blos eine große unförmliche, lebende Masse sieht. Der Berichterstatter sagt, in allen großen Städten des westlichen Indiens bestehen ähnliche Hospitäler; namentlich sah er in der Stadt Arpar, unter den an einen Tempel stoßenden Gebäuden, ein Rattenhospital, worin sich 5000 Ratten befanden, die man regelmäßig mit Mehl füttert, wofür die Kosten durch eine auf die Einwohner der Stadt umgelegte Taxe aufgebracht werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Das Foreign-Review. Das englische Opernhaus. Lord Graves. Die Londoner Universität.

So eben ist das zehnte Stück des Foreign Quarterly Review erschienen, welches in jeder Hinsicht dem Rufe der

Gediegenheit, Reichhaltigkeit und Unpartheilichkeit entspricht, den sich diese Zeitschrift erworben hat. Nach dem praktischen Sinne des Engländers, der in der Literatur nie das Leben aus dem Auge verliert, finden wir auch hier dasjenige berücksichtigt, was in diesem Augenblicke die meisten Köpfe beschäftigt. Ein Werk, wie dieses, das mit Liebe und Redlichkeit den Geist der europäischen Welt zusammenfaßt und praktisch darstellt, verdient gewiß die Unterstützung aller Gelehrten und Freunde des Lichts.

Unsere italienische Oper ist bereits seit einiger Zeit offen, und die Sänger und Sängerinnen, welche bis jezt auftraten, sind keineswegs zu verachten; aber unsere Fashionables sind seit einigen Jahren so sehr daran gewöhnt worden, das Beste, was Italien in diesem Fache nur zu liefern vermochte, vor sich zu sehen, daß die weniger gefeierten Namen sich gewaltig überbieten müssen, um auch nur einen mäßigen Beifall zu erwerben. Auch Konzerte werden wir wieder in Menge haben, obgleich der Saal, in welchem dieselben gewöhnlich gegeben wurden (the Argyl rooms), abgebrannt ist. In diesem Saale hatte auch Chabert, der Feuerkönig, seinen Thron aufgeschlagen und sich seine Beefsteaks, im Ofen sizend, gekocht, heißes Oel, Blei, Gift und was sonst alles verschluckt, so lange das Publikum sich geneigt zeigte, drei Schillinge zu bezahlen. Endlich aber wollte man ihn zwingen, in vollem Ernste Gift zu verschlucken, und da er sich dessen weigerte, wurde der arme Teufel aufs schändlichste mißhandelt, und der Eigenthümer des Hauses, welcher das Einkommen des Königs bisher mit demselben getheilt hatte, gab aus Furcht, der wüthend gewordene John Bull möchte ihm den Saal zerstören, und nicht ahnend, daß in der folgenden Nacht die Flamme, mit der er so lange sein Spiel getrieben, sich durch die Verzehrung des ganzen Gebäudes rächen würde, den Leuten ihr Eintrittsgeld zurück. Seitdem soll Seine Majestät dem Wundarzt, der ihn vom Throne gestoßen, eine Herausforderung geschickt haben, welche anzunehmen dieser nicht für gut fand.

Wer London kennt, weiß, daß das eben abgebrannte englische Opernhaus gerade der prachtvollen Waterloobrücke gegenüber lag, welche bekanntlich nach den von London gen Süden laufenden Landstraßen führt, aber wegen Mangel an unmittelbarer Verbindung mit dem nördlichen Theile der Stadt und den dort auslaufenden Landstraßen beinahe unnüz ist. Man glaubt also, daß die Regierung, da jezt durch diesen Brand das wichtigste Hinderniß beseitigt ist, die Gelegenheit ergreifen werde, eine neue Hauptstraße von Süden nach Norden zu eröffnen, welche, nebst dem unmittelbaren Vortheil der bequemeren Verbindung, auch einer Menge elender, schmuziger Gassen den Untergang bringen würde. Arnold, der Eigenthümer des Theaters, soll seinen Verlust auf 70,000 Pfund berechnen, hat jedoch bereits Anstalten getroffen, ein neues zu bauen. Die französische Truppe, welche in dem abgebrannten Gebäude spielte, hat noch keinen andern bequemen Ort finden können, und leidet durch diesen Zeitverlust beträchtlichen Schaden, während diejenigen, welche sich darauf gefreut hatten, Potier recht oft spielen zu sehen, sich ärgern. Miß Kemble fährt fort, die Freunde der dramatischen Kunst zu entzücken; sie hat sich nun bereits in vier Rollen gezeigt, nämlich als Juliette, als Belvidere, als Euphrosina in der griechischen Tochter und jezt als Mrs. Beverley im Spieler, und in allen mit gleich glücklichem Erfolg. Die Beifallsbezeugungen, welche jedes ihrer Worte und jede ihrer Bewegungen begleiten, sind zwar störend, aber gewiß nicht unverdient, und zeigen, daß es dem ächten Schönen nie an Bewunderern fehlt.

Ihre Leser haben unstreitig von dem traurigen Selbstmorde des Lord Graves gelesen. Anfangs sagten fast alle unsere Zeitungen kühn heraus, der Mann habe aus gekränktem Ehrgefühl dieses verzweifelte Mittel ergriffen, weil der Herzog von Cumberland so oft zu seiner Frau gekommen sey. Schon drei Wochen vor der Katastrophe war das Gerücht allgemein; die Zeitungen gaben die deutlichsten Winke darüber, die Karrikaturenhändler noch deutlichere; man wußte, daß Lord G. sich von seiner Frau getrennt hatte; doch nirgends erschien ein Wort des Widerspruches. Nur erst, nachdem der Selbstmord geschehen war und die liberalen Journale zwei, drei Tage lang laut gedonnert, und die Zeitungen, welche für die anti-katholische Parthei fechten, eben so lange — geschwiegen hatten, fingen erstere, besonders die Times, die sich am entschiedensten ausgesprochen, an, ihre früheren Behauptungen zurückzunehmen, und leztere betheuerten sowohl die Unschuld des Herzogs, als der Lady G., welche sie als Opfer der Verläumdung einer eifersüchtigen Verwandten darstellten. Aber das Publikum will seinen Glauben nicht zurücknehmen, besonders da von keiner Seite Anstalten getroffen werden, die Verläumder vor Gericht zu entlarven und die Unschuld der verläumdeten Personen zu beweisen. Der Herzog leidet an der Gicht und hat sich seit jenem unseligen Vorfall nirgends sehen lassen, die Dame soll wahnsinnig geworden seyn und das Publikum murrt über die Feilheit der Presse.

In der vor ein paar Tagen statt gefundenen Versammlung der Aktieninhaber bei der Londoner Universität wurden viele Klagen über einige Professoren geführt, die als Geistliche der anglikanischen Kirche Vorlesungen über die Theologie dieser Kirche eröffnet, und dadurch, daß sie den Glauben erregt, als ständen diese Vorträge mit der Universität in Verbindung, Katholiken und dissentirende Protestanten abgehalten hätten, ihre Söhne dahin zu schicken. Doch dieß scheint nicht der Fall zu seyn; die Universität hat freilich bei weitem nicht so viele Unterstützung gefunden, als ihre Stifter erwartet hatten, aber wohl aus ganz andern Gründen, als den hier angegebenen. Die Anzahl derer, welche höhere Bildung aus reinem Triebe suchen, ist bei uns noch sehr klein, besonders unter denen, welche nicht zur Staatskirche gehören, deren Anhänger im Durchschnitt die reichsten und gebildetsten Klassen bilden. Diese aber schicken ihre Söhne nach Oxford oder Cambridge, entweder weil sie dieselben zu einem Beruf bestimmt haben, für welchen der Besuch der alten Landesuniversitäten unentbehrlich ist, oder weil es der gute Ton so verlangt. Es hat allen Anschein, daß die hiesige Universität zu einer bloßen medizinischen und Rechtsschule herabsinken muß, wenn nicht bald durch die allgemeine Verbreitung guter Elementarschulen die Masse des Mittelstandes so weit gebildet wird, daß die Jugend, wenn sie die Schule verläßt, Sinn für höheren Unterricht hat. Jezt ist dieselbe meistentheils so unwissend, daß sie ihre Unwissenheit gar nicht inne wird. Die Versammlung der Eigenthümer hat sich über zu hohe Besoldungen beschwert und verlangt, daß die Ausgaben der Anstalt ihren Einnahmen gleich gemacht werden; aber dieses allein kann sie nicht vor dem Verfall retten, der ihr nur zu augenscheinlich droht, da in ihrem zweiten Jahre nicht über 70 Studenten ganz in derselben unterrichtet wurden, und die 6 bis 700 Personen, welche sie besuchen, meistens nur in zwei oder höchstens drei Fächern Unterricht nehmen. Die lebendigen Sprachen werden besonders fast gänzlich vernachlässigt.

Berichtigung.

Im Motto zu Nr. 71 ist zu lesen: statt mein Inneres, sein Inneres.

Beilage: Kunstblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 73.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 26. März 1830.

Der Vorhang hebt sich über einer Welt,
Die längst hinab ist in der Zeiten Strom.

Uhland.

Blick auf Gesinnung und Streben in den Jahren 1776 — 1778.

Aus einem Briefwechsel dreier Offiziere der Potsdamer Garnison.

Herausgegeben von Caroline Baronin von La Motte Fouqué.

Unter diesem Titel werden wir mehrere Bruchstücke einer größeren Briefsammlung aus den Jahren 1776 — 78 mittheilen.*) Selbst diese einzelnen Stücke geben ein charakteristisches Bild einer Zeit, die der unsrigen in mancher Beziehung so unendlich ferne, in anderer wieder so nahe steht.

* * *

Herr von Winanko an Herrn von Briest.

Den 19ten Januar 1776.

Ich bin im Dienste, ich bin auf der Wache, und also gestraft genug. Allein ich erhalte dadurch Gelegenheit, mich desto ungestörter mit Ihnen zu unterhalten, und nun ist mir die Wachstube eine fürstliche Solitude, und nicht mehr ein Kerker, wofür ich es oft ansah. Ich werde mich mit Abwesenden und Todten unterhalten. Gewiß eine vortreffliche Gesellschaft: Briest, Ramler, Ossian, Butler; liebens- und ehrwürdige Namen! Wie viel habe ich ihren Besitzern zu danken! Mit ihnen soll mir der Himmel nicht mehr trübe, die Wachstube nicht mehr finster seyn.

*) Von dieser Briefsammlung wird ein vollständiger Abdruck in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinen.

Wir haben die lyrische Blumenlese viel zu flüchtig gelesen und viel zu leicht beurtheilt. Es sind wirklich eine Menge guter und vortrefflicher Lieder darin, die sich durch ihre Erfindung, durch Leichtigkeit und Wohlklang der Verse, ja durch die vortrefflichsten Stücke der Poesie empfehlen. Ich wünschte viel davon auswendig zu wissen; und gewiß, ich, meines Ortes, weiß es Ramlern recht großen Dank, daß er uns eine Sammlung von Liedern gemacht hat, wovon doch nicht ein einziges ganz schlecht ist, wenn sie auch nicht alle gleich vortrefflich sind. Und demjenigen, der sich einbildete, daß das Verdienst des Sammlers eben nicht sonderlich zu schätzen und unseres Dankes werth sey, dem würde ich hierauf mit der Stelle antworten, womit der Recensent von Basedows Elementarwerke seine Recension beschließt. Hier ist sie: „Es würde überhaupt für das wahre Glück unserer Zeiten und unserer Nachwelt unendlich vortheilhaft seyn, wenn Männer, die fähig wären, gute Originalwerke zu liefern, sich entschließen könnten, dieser Ehre zu entsagen, und jeder in seinem Fache gute Kompilationen zu machen. Solche Arbeiten erfordern gewiß nicht weniger Geschicklichkeit, sie verursachen weit mehr Nutzen, und sie sind also weit verdienstlicher als oft die glänzendsten Originalwerke. Unser Jahrhundert hat mehr leuchtende und wohlgeordnete Sammlungen dessen nöthig, was man bereits weiß, als neue Entdeckungen, von denen man noch nichts weiß.“ —

Weil sich kein Mann von Einsichten einer solcher Arbeit unterzieht, so machen sich Stümper darüber her, und

liefern uns Chrestomathien von Sachen, die man lieber vernichtet als gesammelt wissen möchte. Wozu schreibt ein Weisse Operetten? und ich möchte fast sagen, ein Klopstock eine gelehrte Republik? wozu Haller einen Alfred und Usong? warum ediren Gleim, Kretschman ihre Werke auf's Neue? Alle diese Männer könnten etwas Besseres thun, wenn sie uns Sammlungen, Regeln in Gedichten lieferten und das, was bereits erfunden ist, verbesserten. Aber, werden Sie sagen, soll ein Genie sich mit der undankbaren, unrühmlichen Beschäftigung des blossen Kompilirens abgeben? es soll nicht blos kompiliren, es soll das Kompilirte in seinen mangelhaften Stellen verbessern. Auch schränke ich die Genien nicht blos auf diese Arbeit ein. Laß die Goethes, die Campes, die Bürgers, die ersten Jahre ihres Feuers nutzen, und nur alsdann die nützliche Arbeit unternehmen, wenn sie in die Jahre Ramlers kommen.

Haben Sie Calthon und Colenal gelesen? Was sagen Sie zu diesem Gedicht? Doch daß es Ihnen gefällt?

Ihr treuster
A. v. W.

* * *

Herr von Winanko an Herrn von Briest.

Den 27ten Januar 1776.

Ich habe ein neues Drama gelesen. Aber nicht von Goethe, nicht von Lessing, nicht von Weisse, nicht von Bertuch ꝛc., sondern von — nun rathen Sie einmal, wenn Sie gut rathen können — vom Juden Ephraim. Sein Name ist demselben nicht vorgesezt, auch wird es so leicht Niemand wissen, daß es von ihm ist. Ich aber habe es schon einmal im Manuscript, doch mit veränderten Namen, gesehen. Da ich heute in den Buchladen ging, fiel es mir als etwas Neues auf, ich nahm es mit und las zu Hause den ersten Akt, aber weiter konnte ich nicht, ich konnte nicht höher klimmen und mußte es wegwerfen. Nun hören Sie, wovon es eigentlich handelt. Der Titel ist: Worthy, ein Drama in fünf Aufzügen. Der Stoff ist aus dem Landpriester von Wakefield genommen, die Scene ist im Gefängniß. Die Charaktere sind gräßlich entstellt, die Sprache gezwungen. „Mein Geschrei soll die Himmelsgewölbe durchdringen;“ „die durch Freudenthränen gestückten Worte.“ „Verbirg nicht länger die Dich verzehrenden Geheimnisse“ u. s. w. Die Personen werfen mit viel zu viel Sentenzen um sich. Kurz, wir werden die Geschichte hundert Mal lieber im Landpriester selbst als hier im Drama lesen, obgleich hier die Personen vor unsern Augen handeln und dort nur ihre Geschichte erzählt wird. Dem allen ungeachtet, müssen Sie ja nicht denken, daß es so entsetzlich schlecht sey, daß es Niemanden gefallen sollte; ich wette vielmehr, daß es Anhänger findet, und wohl gar aufgeführt wird. Wenn sie nach Berlin kommen und Leute sprechen, qui se mêlent de juger des ouvrages de gout, so fragen Sie sie einmal, was sie davon halten, und Sie werden sehen, daß ich mich nicht ganz geirrt habe. Woche versicherte steif und fest, daß es von Goethe sey und daß er es schon an Verschiedene verkauft habe. Der Jude würde sich herzlich freuen, wenn er so etwas hörte. Weil das Eselsgehirn einige deutsche Schau-, Lust- und Trauerspiele gesehen hat, so bildet es sich ein, gleich selbst so etwas schreiben zu können. Wenn er doch bei seinen Münzen bleiben und deren Agio nicht so sehr verringern wollte, das wäre besser, als daß er uns vom Echo der Laster, vom Kompaß der Vernunft, von nordischen Eisklippen und Gott weiß von was Alles vorschwazt.

Habe ich Ihnen in meinem lezten Briefe gesagt, daß der Prinz Leopold von B. das Düringshoffensche Regiment erhalten? Er ist nun dahin abgegangen, wird aber wieder hieher kommen und den Dienst hier lernen. Der Adjudant des seligen General Düringshoffen ist schon hier. Der König hat sich vor einigen Tagen wieder den Magen verdorben und heftige Schmerzen gehabt, gestern hat er aber doch wieder bis vier Uhr zu Tisch gesessen.

* * *

Freitag den 29sten.

Da habe ich eben eine herrliche Beurtheilung der Ramlerschen Gedichte gelesen. Sie steht in dem 14ten und 15ten Bande zweiten Stückes der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste, die in Leipzig herauskömmt. Aber was hilft es mir nun? da habe ich Niemand, dem ich sie mittheilen kann. Wäre noch mein Agathon hier, so würde ich auf den Flügeln der Freundschaft zu ihm eilen und ihm das Muster einer gründlichen und trefflichen Recension vorlesen. Sie muß von einem Manne von Geschmack und Einsichten herrühren. Zwar erschöpft sie bei weitem nicht ihren Gegenstand und gibt nur einige Triebfedern an, wonach das Genie eines Ramlers auszufinden ist. Die Auseinandersetzung einiger Oden ist gut, wiewohl sie mir nicht in allen ihren Theilen immer Genüge gethan hat; ich wünschte dieß von einem Manne, der der Sache völlig gewachsen wäre; denn ich behaupte immer, daß sich über jede Ode Ramlers ein sehr interessanter Traktat schreiben ließe. Ich bitte, suchen Sie diese beiden Theile der Bibliothek, etwa in Rathenau von Bluhm zu bekommen. An den Noten lasse ich schreiben, sie werden recht gut.

W.

Neu - Holland.

(Beschluß.)

Wenige Länder besitzen eine so reiche, so mannigfaltige und eigenthümliche Ornithologie. Die Zunge der von Insekten lebenden Vögel ist wie die der Vögel in andern

Ländern gebildet; allein die Papagaien, die Amseln und viele Sperlinge, die genöthigt sind, den süßen Saft auszusaugen, den die Blumenkronen ausschwitzen, haben eine, mit einem Warzenbündel besezte Zungenspitze; dieses Organ gleicht einem Pinsel, und sie werden dadurch in Stand gesezt, sich diesen gewöhnlich nur kärglichen Nahrungsstoff ganz zuzueignen. Die meisten Vögel dieses Welttheils zeichnen sich durch irgend eine Sonderbarkeit oder durch ihr glänzendes Gefieder aus, und als ob Neuholland bestimmt sey, stets von allen andern Regionen verschieden zu erscheinen, ist z. B. der in Europa schneeweiße Schwan hier kohlschwarz.

Diese weiten Länder wimmeln von scheußlichen Gewürmen, von denen zwar viele unschädlich, andere aber so giftig sind, daß ihr Biß in wenigen Minuten den Tod verursacht. Eidechsen von verschiedenen Gattungen sind zahlreich in Neu-Südwallis, so wie auch Schlangen und Nattern. Eine kleine, ungefähr acht bis zehn Zoll lange Schlange ist so giftig, daß der Tod ihrem Bisse in wenigen Augenblicken folgt; die furchtbarste und gemeinste Gattung ist aber die schwarze Schlange, von den Franzosen wegen ihres schrecklichen Giftes Acantophis bourreau genannt.

Schildkröten von mehreren Gattungen sind häufig und unter ihnen besonders die Caretschildkröte, deren Schaale so kostbar ist.

Sowohl die Küsten und Buchten von Neuholland als auch die Flüsse sind sehr fischreich; im nördlichen Theile findet man die Fische der heißen Zone, und an den südlichen Küsten größtentheils jene großen wandernden Fische, welche in der südlichen Halbkugel von einer Region in die andere ziehen, und sich ohne Unterschied an den drei großen Vorgebirgen finden; außerdem gibt es noch in Neuholland einige, dem Lande eigenthümliche Fischarten, und der Fischfang ist das hauptsächlichste Nahrungsmittel der Eingebornen. Schaalthiere finden sich in größerer oder geringerer Menge, nach dem verschiedenen Grade der Wärme und Tiefe der Wasser. Unter den nützlichen führen wir die kleinen, aber vortrefflichen Austern an, welche die Küsten von Neusüdwallis bedecken. In der Bassesstraße sind diese Thiere am seltensten, so wie in den Buchten der ganzen südlichen Küste; mehrere dienen den Einwohnern als Schmuck. Die Kolonisten benutzen außerdem den Muschelkalk zum Bauen. Die Insekten sind zahlreich und viele darunter merkwürdig. In keiner Gegend der Erde gibt es so viele verschiedene Gattungen von Ameisen, von denen einige größer als irgend anderswo sind.

Aus diesen wenigen Zügen sieht man, daß Neuholland, obgleich in mancher Rücksicht nicht von der Natur begünstigt, doch im hohen Grade die Aufmerksamkeit der europäischen Völker verdient, da sie sich des Ueberflusses so wohl als des Auswurfes ihrer Bevölkerung in diesen unermeßlichen Einöden entladen könnten; die Engländer, die stets den Blick auf alles gerichtet haben, wodurch sie ihre Macht oder ihren Handelseinfluß vergrößern können, bemerkten bald, wie wichtig dieses Land für sie werden möchte, in dem Augenblicke, wo Amerika sich seiner Fesseln entledigte. Von Kriegen zerrüttet und zu gleichgültig gegen so ferne Länder, deren ganze Wichtigkeit es nicht ahnte, achtete das übrige Europa kaum darauf, welche neue, ausgedehnte Herrschaft sich England in diesen Meeren zueigne. Die neuesten geographischen Beobachtungen setzen die Bedeutung der Niederlassung, welche England bei den Antipoden gegründet, ins hellste Licht. Diese, zwar für das Mutterland kostbare, jedoch blühende Kolonie erstreckt ihre Verzweigungen über die westliche, nördliche und südliche Küste; so hat man 1826 ein Comptoir an der Meerenge Apsley, zwischen den Bathurst- und Melvilleinseln, angelegt, in der Absicht, sich der Schiffahrt in der Meerenge Torres zu bemächtigen, die holländischen Besitzungen und die Gewürzinseln zu beunruhigen und den Malayen Bedingungen wegen der Perlenfischerei vorschreiben zu können.

Warum sollten nicht die andern Völker Europas Englands Beispiel folgen, und die Menschen, die durch Laster und Verbrechen eine Geißel der Gesellschaft sind, an den östlichen Küsten aussetzen, die von so wenigen Eingebornen bewohnt sind? Dieser östliche Theil ist freilich weniger fruchtbar, allein troz dem ließen sich hier sicher Kolonien anlegen, die einer großen Entwicklung fähig wären.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Wissenschaftliche Expeditionen. Bory St. Vincent.

Zwei gelehrte Reisen der Franzosen sind nun beendigt, nämlich die Reisen und Forschungen in Griechenland und die, welche in Egypten angestellt worden sind. Von ersteren hofft man wenig Ausbeute. Es fehlte nicht an einer sehr gründlichen Instruktion, welche den Gelehrten mitgegeben war und nach welcher sie sich fügen sollten; diese Anweisung war von einer Kommission der Akademie der Inschriften verfertigt worden (unser Landsmann, Professor Hase, gehörte zu derselben), und wenn die Reisegesellschaft alles geleistet hätte, was in dieser Anweisung ihr aufgegeben war, so würden wir nun sicher äußerst wichtige Beiträge zur Kenntniß des alten Griechenlands bekommen. Allein der Erfolg ist unter der Erwartung ausgefallen. Einige der zur Reisegesellschaft gehörigen Gelehrten sind schon nach Verlauf von wenig Monaten in ihr Vaterland zurückgekehrt, und die andern haben auch kein Jahr lang in Griechenland ausgehalten. Bory St. Vincent war wohl der Mann nicht, der an der Spitze eines Gelehrtenvereins eine Reihe von Forschungen ruhig und mit Ausdauer leiten konnte. Nicht als ob es diesem Manne an Talent und an Eifer für das Wissenschaftliche fehlte; er hat über Erdbeschreibung, Naturgeschichte, alte Geschichte u. s. w. geschrieben, und in jedem seiner Werke, so flüchtig manche auch ausgearbeitet oder vielmehr hingeschrieben sind, findet man Spuren eines großen Talentes; allein es liegt in dem Charakter dieses Mannes etwas allzu Lebhaftes und Unstätes, das sich mit lange dauern-

den Forschungen nicht verträgt, besonders mit solchen, die nicht gerade in sein Lieblingsfach, die Pflanzenkunde, einschlagen. Die Schicksale und Abentheuer Bory's St. Vincent sind sonderbar. Er war unter der kaiserlichen Regierung Offizier und benuzte die Muße in seinen Feldzügen, um gelehrte Forschungen anzustellen. Eine lebhafte Phantasie, die ihm zu Gebote steht, trug dazu bei, um jedem Gegenstande, den er beschrieb, ein besonderes Interesse zu leihen. Nach dem Sturze des Napoleonschen Thrones wurde er nebst Hunderten anderer Offiziere, die man nicht mehr brauchen konnte, in den Ruhestand versezt. Dieß schien ihm sehr nahe zu gehen, und als sich Napoleon in den berüchtigten hundert Tagen wieder einstweilen auf den vorigen Thron schwang, eilte Obrist Bory St. Vincent mit seinen Anhängern herbei, ward als Volksrepräsentant in die Deputirtenkammer berufen und zeigte sich hier in seinen Reden als einen der heftigsten Gegner der Bourbonschen Familie. Vielleicht meinte er es im Grunde nicht so böse und ließ sich nur von seiner angebornen Lebhaftigkeit hinreißen. Er mußte hart dafür büßen; denn nach der Rückkehr der Bourbons wurde er auf die Verbannungsliste gesezt und mußte flüchtig in Deutschland und den Niederlanden umherirren, bis er endlich von der Regierung die Erlaubniß erhielt, wieder in sein Vaterland zurückzukehren. Bekanntlich schrieb er während seiner Verbannung eine apologetische Notiz über sich selbst, die in den Zeitgenossen abgedruckt steht und die, wie alle Apologien, nur die schöne Seite darstellt, und zwar mit einiger Uebertreibung. Seinen wissenschaftlichen Leistungen hatte er es zu verdanken, daß er überall, wo er hinkam, wohl aufgenommen wurde und daß sich in Frankreich mehrere Gelehrte bei der Regierung zu seinen Gunsten verwendeten. Er arbeitete sich nun wieder ganz in die Botanik hinein, und wahrscheinlich fällt in diese Zeit seine mikroskopische Beobachtung der Vegetation der schimmelichten Ueberzüge feuchter Körper, eine Arbeit, die von Naturforschern hochgeschäzt wird. Zu gleicher Zeit aber kam Zerrüttung in seine häuslichen Angelegenheiten; er hatte mit Geldwucherern zu thun, die ihn vollends in Noth brachten, und einer derselben ließ ihn wegen einer Schuld von etwa 6000 Franken in das Schuldnergefängniß setzen. Bory St. Vincent richtete sich zu St. Pelagie so gut ein, als es möglich war, und arbeitete nun aus allen Kräften. Unter andern begann er in seinem Gefängnisse eine Reihe von geographischen Résumés, wovon er das erste Bändchen, nämlich über Portugal und Spanien, und ein Mitgefangener, ein Grieche, der, wenn ich nicht irre, jezt Vorlesungen in Deutschland hält, das zweite, Griechenland, schrieb; später ist das Unternehmen liegengeblieben und Niemand hat sich weiter um dasselbe bekümmert; der Grieche war froh, daß er aus St. Pelagie und Paris wegkommen konnte, und Bory St. Vincent hatte tausend andere Dinge im Kopfe. Um seinen hartherzigen Gläubiger zu necken, war er fest entschlossen, die fünf Jahre zu St. Pelagie auszuhalten, was den Wucherer zwang, monatlich für den Unterhalt seines Schuldners zu sorgen, ohne Hoffnung, das Geringste von ihm zu erhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Dresden, Februar.

Karneval. Strenger Winter. Landtag.

Die Freuden des Karnevals beschränkten sich dieses Jahr mehr auf Privatunterhaltungen, als daß sie öffentlich hervorgetreten wären. Denn zu Jedermanns Erstaunen fand nicht einmal eine einzige öffentliche Redoute, weder, wie sonst, im großen Opernhause, noch, wie in andern Jahren, in einem der hiesigen Hôtels statt. Die erst seit einigen Tagen gemilderte strenge Kälte mochte wohl hauptsächlich Schuld daran seyn, und sie hatte nur in geschlossenen Vereinen, namentlich dem hiesigen sogenannten Bürgerkasino, etwas der Art aufkommen lassen. Selbst Schlittenfahrten waren selten, und nur eine einzige solennere ward vom hiesigen hohen Adel zu einem benachbarten Vergnügungsorte veranstaltet, wobei jedoch der Luxus auch eben nicht präsidirte. Dafür tanzte man desto fleißiger theils bei Hofe, theils in den Häusern der Gesandten, Minister und anderer angesehenen Einwohner und Fremden, besonders aber zeichnete sich ein Fest aus, das der Fürst von Schönburg im Hôtel de Pologne gab, wo Geschmack sich mit Fülle vereinte. Aber der bedrängten Armen wurde dabei auch nicht vergessen, und nach der schönen, von Paris zu uns herübergekommenen Sitte, bei den meisten derselben Einsammlung milder Gaben von schönen Händen veranstaltet. Alles bestrebte sich überhaupt, die Noth der Leidenden möglichst zu lindern, und wo sich ein Verein für diesen Zweck nur zeigte, strömten die Beiträge reichlich herbei.

Schauspiel und Oper gingen ihren gewohnten Gang fort, nur daß die italienische Oper auf Einen Tag in der Woche, den Sonnabend, beschränkt ward, um mehr Mannigfaltigkeit in ihre Darstellungen bringen zu können. Im vorigen Jahre schloß die Bühne mit der ersten Vorstellung von Shakespeare's „Heinrichs IV." zweitem Theil; es dürfte aber wohl auch zugleich die lezte gewesen seyn, so wenig sprach das Werk an, ob sich gleich die Darsteller viele Mühe damit gaben.

Von dem sächsischen Landtage, der am 6. Januar eröffnet wurde, kann ich Ihnen nichts melden, wenn sich auch dessen Verhandlungen überhaupt für Ihre Blätter eigneten, da nichts von denselben verlautet und alles nur unter den Ständen selbst in Anregung kommt. Selbst die Eröffnungsfeierlichkeit geschieht im Audienzzimmer des königlichen Schlosses, ohne Zulassung anderer Zeugen. Nur die Predigt, welche der jedesmalige Oberhofprediger vor derselben an die Stände hält, gelangt zur öffentlichen Kunde und ist, wie gewöhnlich, auch diesesmal im Drucke erschienen. Sie zeichnet sich durch freimüthige Ansichten, dringende Aufforderungen und edle Sprache höchst vortheilhaft aus, und der Oberhofprediger von Ammon hat sich in ihr abermals als einen der vorzüglichsten Kanzelredner gezeigt. Ueberhaupt kann sich Dresden mehrerer Geistlichen rühmen, die durch ihre Vorträge ein sehr zahlreiches Publikum um sich sammeln, und der Besuch der Kirchen, wenn beliebte Prediger auftreten, ist daher so stark, daß oft die Räume nicht ausreichen.

Der so anhaltend strenge Winter hat seine Wirkungen bereits in einer sehr vermehrten Mortalität gezeigt, und die Zahl der in jeder Woche Beerdigten übersteigt stets um die Hälfte mindestens den gleichen Ausfall in den Sommermonaten. Unter andern bedeutenden Personen, welche ein Opfer der leztern Monate wurden, befand sich auch der russische Fürst Putiatine. Seit mehr als 30 Jahren hier eingebürgert, hatte er sich stets durch seine Sonderbarkeiten, die aber alle eine sehr geniale Seite hatten, ausgezeichnet, eben so aber auch wieder durch seine Tugenden und trefflichen Eigenschaften die allgemeine Liebe erworben. Eine Besizung, die er im Dorfe Schachwitz, ohnweit Dresden, eingerichtet hatte, war im eigenthümlichsten Geschmacke gebaut, und eben so war auch sein Anzug, so wie seine ganze Lebensweise beschaffen. Alles zweckte auf Bequemlichkeit, Zweckmäßigkeit, Ungebundenheit ab, aber meist unter den sonderbarsten Formen, deren innern Gehalt man erst kennen mußte, um sich mit ihnen auszusöhnen. Er war auch Schriftsteller, in deutscher und französischer Sprache, und was er, jedoch ohne seinen Namen, herausgab, trägt denselben Stempel.

Beilage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 74.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. März 1830.

Du heiliges und weites Meer,
Wie ist dein Anblick mir so hehr!
Sey mir im frühen Strahl gegrüßt,
Der zitternd deine Lippen küßt!

F. L. v. Stollberg.

Erinnerungen an Adria.

Von A. Grün.

Sonntagsmorgen.

Zu dem Dome wallt die fromme Menge:
Sonntag ist's! horch Glocken, Orgelklänge!
Ueber's Meer hin zittern auf und nieder
Orgelklänge, Glockentön' und Lieder!

Und ein neues Glanzmeer scheint zu liegen
Auf der Fluth, und tönend sich zu wiegen;
Rauschen Sonnenstrahlen klingend nieder?
Oder glänzen Orgeltön' und Lieder?

Wie so ruhig ist die ew'ge Weite!
Wie so feierlich die Ufer heute!
Von dem grünen Strand zum Meere schwingen
Blüthenflocken sich mit Schmetterlingen.

Sonne ward zur Ampel heut im Dome,
Und das Goldgewölk' zum Weihrauchströme;
Wehn'de Flaggen, Rosenfinger deuten
Meiner Sehnsucht in die fernen Weiten!

Tauben dort, die über'm Meere kreisen,
Sonst nur Bettler, die nach Nahrung reisen,
Heute doch, im silbernen Gewande,
Flügelpilger zum gelobten Lande!

Und es schaukelt sanft im Lilienkahne
Meine Seele auf dem Oceane,
Liebespsalme, Friedenshymnen singend,
Myrthenzweig' und weiße Fahnen schwingend.

Wie die Gläub'gen in den Kirchengängen
Fromm mit heil'gem Weihbronn sich besprengen,
Netz' ich meine Hand im Fluthenspiegel;
Stirn' und Herz, nehmt hin der Weihe Siegel!

Der Granatenbaum.

Fern vom Granatenhaine
Steht ein Granatenbaum;
Er grünt und blüht ganz einsam
Hart an des Meeres Saum.

Und ob ihm aus der Erde
Auch Keim und Nahrung quoll,
Doch neigt er Stamm und Aeste
Zum Meere sehnsuchtsvoll.

Er spiegelt sich so gerne
Im klaren Wellenschein;
All seine Blüthen und Blätter
Wirft er in's Meer hinein.

Ach, was am meisten Schade!
Die saft'gen Aepfel von Gold,
Er streut in's Meer sie alle,
Auf's Land nicht einer rollt. —

Dieß Thun nimmt mich nicht Wunder,
Doch wundert Ein's mich, traun!
Daß man den Nutzelosen
Nicht längst schon umgehaun.

Blick auf Gesinnung und Streben in den Jahren 1776 — 1778.

Herr von Winanko an Herrn von Briest.

Den 30ten Januar 1776.

Ich fange heute mit einer interessanten Mittheilung an. Goethe wird bald ein neues Trauerspiel herausgeben; er schreibt es auf Ansuchen der Generalstaaten in Holland. Es wird den Titel führen: Egmond. Die Geschichte ist aus den Zeiten, wo der Herzog von Alba in den Niederlanden solche Grausamkeiten verübte, und diesen unschuldigen und wirklich großen Mann dem Könige Philipp von Spanien so verdächtig machte, daß dieser ihm und den Grafen Horn zu Gent den Kopf abschlagen ließ.

Haben Sie Stella gelesen? und was sagen Sie dazu? nicht wahr, es ist der Mühe werth, daß man es liest? „Und nichts weiter als der Mühe werth?" — Ei nun, wenn Sie glauben, daß das noch nicht genug gesagt ist, so will ich sagen, daß es die Mühe reichlich belohnt. Das Stück ist durchgehends Goethisch, das ist, warm und stark, ist für Liebende, wie der Verfasser auf dem Titelblatte sagt; die andern, Philister z. E., wie sie der Verfasser nennt, möchten nun freilich wieder Eins und das Andere daran auszusetzen finden. Ich für mein geringes Theil sage: daß es mir gefallen, mich gerührt und bei manchen Stellen hingerissen hat. Die beiden Weiber sind Engel, der Mann ein, ein — ich weiß nicht was? Bösewicht möchte ich nicht gern sagen. Die Situation, worin er sich befindet, ist schrecklich und muß auf der Bühne die stärkste Wirkung thun. Die Katastrophe ist unerwartet, aber das ist vielleicht auch alles, was man von ihr sagen kann. Doch noch zur rechten Zeit erinnere ich mich, daß auf dem Titel Schauspiel steht, und so mag es hingehen. Aber nun zum eigentlichen Zweck, zur moralischen Absicht dieses Stückes. Ich weiß es nicht recht! Doch ja! Eine Lehre ist es für uns Männer: die Unschuld und Ehre eines Mädchens nicht leichtsinnig auf's Spiel zu setzen. Liebenden wird und muß das Stück gefallen.

* * *

Den 6ten Februar.

Noch einmal, mein Bester, muß ich Sie fragen: „Haben Sie Stella gelesen?" Ich habe es nun zum zweiten Mal gethan und bin ganz davon bezaubert. Welche Charaktere, welche Situationen, welche Sprache! Wie stark, wie glühend, wie hinreißend ist nicht Alles! bis auf den schändlichen Menschen, den Fernando; und doch muß ich Mitleiden mit ihm haben, ihn bedauern. Ich werde Ihnen einmal meine Gedanken mittheilen, warum ich glaube, daß Goethe seine bösen Charaktere immer noch in einem Lichte zeigt, wo sie nur unser Mitleiden erregen.

Was sagen Sie zu der Scene zwischen Cäcilie und Stella im ersten Akt? Zu der zwischen Fernando und Stella im dritten Akt, zu der Entdeckung zwischen Cäcilie und Fernando, zu dem folgenden Monologe von Stella im Garten, zu den übrigen Auftritten, die den Knoten lösen? O, ich bin dabei ganz weg gewesen, mir ist Sehen und Hören vergangen. Aber wie geht das zu, daß es das erste Mal nicht die gleiche Wirkung auf Sie gethan hat, höre ich Sie fragen? Das will ich Ihnen erklären: ich las es allein. Sie wissen, daß Alles, was ich allein genießen muß, es seyen Nahrungsmittel des Geistes oder Leibes, mir nicht schmeckt. Wie oft bin ich nicht mit einem Buche in der Tasche zu Ihnen gelaufen, aus dem ich Ihnen diese oder jene Stelle vorlas, und die ich nicht halb so gut würde gefunden haben, wenn ich sie für mich allein gelesen hätte; so wahr ist es, daß die Freundschaft alles verschönert.

* * *

Den 7ten Februar.

Sie kommen nicht los, mein Bester! Ich wollte gestern schon den Brief abschicken, aber da sind mir wieder einige neue Gegenstände aufgestoßen, wovon ich Ihnen einen kleinen Bericht abstatten muß. Ich war gestern zum Mittagessen bei Milord Marschall; ich habe seit einiger Zeit schon mehrere Mal da gespeist. Milord beschenkte mich mit einem sehr guten dictionaire espagnol et françois, mit dem ganzen Santa-Cruz in spanischer Sprache und in Maroquin gebunden, und noch drei andern spanischen Büchern. Stellen Sie sich meine Freude vor; spanisch müssen Sie von mir lernen!

Bei Benda erzählte man mir, daß wir Döblin mit seinem tragischen Prinzen hier haben würden. Haben Sie keine Stücke von ihm gesehen? Die Franzosen fangen schon den ersten März an. Wie man hört, so ist die Valmour directrice von der Truppe. Gestern sprach ich Jemand, der sie kennt und viel Anekdoten von ihr weiß. Sie ist die Geliebte vom Prince de Conti gewesen.

Les deux princes de Wurtenberg font le diable à quatre au Château. Ils raillent tout le monde et sont raillé de tout le monde; c'est une fête pour Mrs. les officiers du I. Bataillon. Munchow, qui fut avanthier chez moi à la garde, m'a raconté de leurs traits qui sont asses plaisants. Sydow fait toujours le fou, et le prince Frédéric a dit dernièrement de lui que tout son discours rouloit sur ces quatre mots: sentiment, préjugé, système et libertinage. Il leur dit en face tout ce qu'il pense d'eux.

Mais finissons ce griffonage, wo alles durcheinander steht wie Kraut und Rüben. — Noch Eins, Sie haben mir nicht gesagt, ob Sie alle meine Briefe erhalten; es wäre freilich nicht viel daran verloren, außer daß Sie seltener erführen, wie sehr ich Ihr

treuergebener Freund bin

W.

Neue Nachrichten aus dem innern Asien.

Der Engländer Hodgson, der sich unermüdlich mit Forschungen im Himalayagebirge beschäftigt, hat der asiatischen Gesellschaft in Kalkutta ein Reisebuch mitgetheilt, das ein eingeborner Tibetaner diktirt hat, der seit zwanzig Jahren den Kaufleuten, die von Nepaul an die chinesische Grenze, durch Länder, welche noch kein Europäer betreten hat, ziehen, als Dolmetscher dient. Wir theilen Einiges daraus mit. Gleich wenn man diese unbekannten Länder betritt, stößt man auf merkwürdige Zeichen der Kultur. Pfeiler mit Inschriften bezeichnen die Gebietsgrenzen. Man fordert den Reisenden die Pässe ab, untersucht sie sorgfältig und tauscht sie gegen andere aus. Eine Besatzung von 400 Mann mit vier Stücken Geschütz liegt in der Stadt Kouti, an der hintersten Grenze von Boutan, und von Tiegri bis China, über diese weite Länderstrecke, besteht eine gut organisirte Postlinie, wodurch eine ganz regelmäßige Verbindung hergestellt ist. Die Reisenden finden Pferde, Esel, ja Kameele zu miethen. Die heilige Stadt Teschou-Lombhu ist die Residenz des großen Lamas; man sieht daselbst mehrere hundert Klöster. Die Stadt Natan scheint aber die bedeutendste zu seyn; sie soll 300,000 Einwohner haben. Digourchi, wo eine Besatzung von 5000 Mann ist, liegt an einem Flusse, über den ein alter Lama eine 500 Fuß lange eiserne Brücke von dreizehn Bogen hat bauen lassen. Die Stadt Lassa, der Sitz der Regierung, ist sehr volkreich; sie hat steinerne Mauern, und die fünf Thore werden sorgfältig bewacht. Bei Schubudu ist eine andere eiserne Brücke von 25 Bogen; man entrichtet Zoll darauf. Auch Tagedo, nahe an der chinesischen Gränze, scheint eine beträchtliche Stadt zu seyn. Ueberhaupt staunt man über die Menge großer Städte, deren der Reisebericht erwähnt, in einem Lande, daß wir uns nach seiner ungeheuren Höhe über dem Meer und seinem Gürtel von Schneegebirgen als öde und unbewohnt denken. Aber weit gefehlt; im Gegentheil findet man auf dieser Central-Hochebene der alten Welt sämmtliche nützliche Produkte unserer schönsten Länder, und, was uns noch außerordentlicher dünken muß, Alles, was wir für ein ausschließliches Eigenthum der alten europäischen Kultur gehalten haben. So gibt es, nach dem Reisebericht, in Tibet eiserne Brücken, gewölbte Häuser, Klöster mit vergoldeten Kuppeln, Tuchmanufakturen, geschickte Färber, große Märkte, die auf ein Zeichen mit der Glocke geschlossen werden, Kanonengießereien, Polizeibeamte, Zöllner, Schmuggler, ehelose, reiche und mächtige Mönche, kurz, was nach europäischen Begriffen zu einer vollständig organisirten Gesellschaft gehört.

Nach einem Briefe des Dr. Gerards an die asiatische Gesellschaft in Kalcutta, ist der ungarische gelehrte Reisende, von dem wir in Nr. 287 vorigen Jahrs berichtet haben, Csomo von Koros, noch immer in Tibet mit dem Studium der Landessprache und Geschichte beschäftigt. Er sah ihn bei einem Lama, seinem Freunde, in einer Hütte, umgeben von Büchern aller Art. Er schien ganz vertieft in seine Studien. Im verflossenen Winter saß er 10,000 F. über dem Meer, von Kopf bis zu Fuß in Wollenzeuge eingehüllt, vom Morgen bis zum Abend unausgesezt vor seinem Schreibtisch. Die Kälte war so stark, daß Csomo kaum die Hand aus seinem Pelz hervorstrecken konnte, um beim Lesen das Blatt umzuwenden. Unter diesen Umständen hat er zum Behufe eines Wörterbuchs 40,000 Worte der tibetanischen Sprache gesammelt und geordnet. Er dehnt seine Forschungen auch auf Religion, Geschichte, Kosmographie und andere Gegenstände aus. In seiner tibetanischen Büchersammlung befinden sich sehr viele philosophische Systeme, über die sich, wie er meint, die europäischen Gelehrten nicht wenig wundern würden. Er besizt 5 Bände über Medizin, in denen 400 Krankheitsarten beschrieben sind. Der innere und äußere Bau des Menschen ist auf Holztafeln in 6 verschiedenen Gesichtspunkten geschnitten. Er hat auch entdeckt, daß der Steindruck in Tibet schon seit langer Zeit bekannt ist. Csomos ländliche Wohnung liegt mitten unter Mönchsklöstern in einer sehr malerischen Landschaft. Ihre Religionsgebräuche haben mit denen der katholischen Kirche überraschende Aehnlichkeit. In der Nähe ist das Kloster, in welchem sich die tibetanische Encyklopädie befindet, und die Büchersammlungen der alten Städte Teschou-Lombhu und Lassa sind reich an wichtigen Werken, die sich Csomo noch zu verschaffen hofft.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Bory St. Vincent. Egyptische Expedition.

Wäre Bory St. Vincent die fünf Jahre lang in St. Pelagie geblieben, so hätte er gewiß zwanzig Bände geschrieben; denn Niemand schreibt schneller als er. Freilich sieht man auch manchen seiner Arbeiten die Flüchtigkeit an, womit sie abgefaßt sind. Naturforscher rühmen den Aufsaz über die Gebirge, den er für das große Wörterbuch der Naturwissenschaften schrieb; allein nur den ersten Theil rühmen sie; der zweite soll in der Eile zusammengerafft worden seyn, und das Ende mit dem Anfange schlecht zusammenstimmen. Dieser Aufsaz hätte beinahe eine Veränderung in seiner Lage bewirkt. Der bekannte Montlosier, der sich in den lezten Jahren als ein heftiger Jesuitenfeind bewiesen und der heimlichen Kongregation nicht wenig zu schaffen gemacht hat, war so entzückt über den Aufsaz Bory St. Vincents, daß, als ihm sein Verleger eine Summe von 6000 Franken brachte und ihm im Gespräche berichtete, daß Bory St. Vincent zu St. Pelagie size, Montlosier in einer Aufwallung von Menschenliebe sogleich beschloß, die 6000 Franken zur Befreiung des Naturforschers anzuwenden. Der Antrag wurde diesem gemacht; Bory St. Vincent aber schlug ihn aus; vermuthlich hatte er nicht im Sinn, dem Wucherer, dem er gewiß nichts Glückliches wünschte, noch zu guter Lezt zu seinem Sündengelde zu verhelfen. Andere Umstände verschafften ihm aber endlich seine Freiheit wieder. Jemand heirathete nämlich die Tochter Bory's; nun wollte der Eidam nicht zulassen, daß sein Schwiegervater länger im Schuldnergebäude size, und kaufte ihn los. Kurz darauf kam das Projekt der wissenschaftlichen Expedition nach Griechenland auf; vielleicht hatte er selbst es angesponnen

nen, um sich dadurch eine angemessene Beschäftigung zu verschaffen; denn die meisten Unternehmungen dieser Art werden nicht von der Regierung ausgedacht, sondern von Privatpersonen vorgeschlagen, welche dabei eine Hauptrolle zu spielen gedenken. Man würde oft erstaunen, wenn man hinter den Vorhang schauen und sehen könnte, durch welche Umtriebe, auf welche verwickelte Art große wissenschaftliche Unternehmungen hier beschlossen werden, die der Regierung oder den Ministern nur mit Unrecht zum Ruhme angerechnet werden, die von ihnen aber nicht erfunden, sondern ihnen blos eingegeben worden sind. Dießmal aber war nichts dazu geeignet, einen ausgezeichneten Erfolg herbeizuführen. Die zu Mitgliedern der Reisegesellschaft ernannten, theils jungen, theils ältern Gelehrten paßten schlecht zusammen; sie fanden in Griechenland nichts vorbereitet zu ihren Forschungen, konnten sich nicht einmal das Nöthige verschaffen und hatten noch dazu mit Krankheiten zu kämpfen; vielleicht hat jeder geleistet, was er konnte; allein etwas Großes ist nicht zu Stande gekommen; besonders ist das archäologische Fach, wie es scheint, schlecht besorgt worden, und gerade dieses hätte die wichtigste Ausbeute liefern sollen. Will Frankreich sich ein Verdienst um die nähere Kenntniß Griechenlands erwerben, so wird es eine besser gewählte Gesellschaft von Gelehrten hinsenden, ihnen die Mittel zum Forschen mehr erleichtern und eine etwas ruhigere Zeit abwarten müssen. Besser ist die wissenschaftliche Reise nach Egypten ausgefallen. Um gerecht zu seyn, muß man gestehen, daß diese auch viel leichter auszuführen war. Die Reise auf dem Nil ist jezt eine wahre Lustfahrt; man braucht nicht nach den Alterthümern zu suchen; sie fallen einem an den Nilufern leicht in die Augen; der Reisende kann sie ungestört besuchen, und die meisten, wo nicht alle, sind bereits aus den Berichten voriger Reisenden bekannt. Besonders hat, wie man weiß, die französische Gelehrtenkommission während der Bonaparteschen Expedition bedeutend vorgearbeitet; nur auf die Hieroglyphen, die man damals als einen unerklärlichen Theil der Alterthümer betrachtete, hat sie wenig Aufmerksamkeit verwendet, und diese sind daher in ihrem Prachtwerke oft sehr ungetreu dargestellt. Nun sind aber die hieroglyphischen Gebilde gerade dasjenige, womit sich Champollion am meisten beschäftigt; es konnte also nicht unzweckmäßig seyn, eine Reise nach Egypten zu unternehmen, um diese besonders genauer zu untersuchen und mit den übrigen Theilen der Alterthümer zu vergleichen. Daß aus der Reise des Hrn. Champollion wichtige Ergebnisse für Entzifferung der hieroglyphischen Schrift hervorgehen werden, steht sehr zu bezweifeln, und man hat bisher nicht erfahren, daß dieser Gelehrte einen bedeutenden Schritt in diesem Fache weiter gethan hätte. Allein gewiß wird die Expedition zur Folge haben, daß die egyptischen Gebilde genauer und besser beschrieben werden; eine um so nöthigere Sache, da es bei dem jezigen Regen und Streben der Regierung in Egypten um manche alte Denkmäler geschehen ist, die man niederreißt, um Kasernen, Fabriken und andere Gebäude daraus zu machen. Champollion, welcher zum Professor der egyptischen Alterthümer ernannt worden war, ehe er noch ein großes Denkmal Egyptens gesehen hatte, und daher klüglich seine Vorlesungen bis nach seiner Reise aufgeschoben hat, kann doch jezt mit voller Sachkenntniß seine Materie vortragen. Es ist nun einmal so gebräuchlich in Frankreich, daß man sich eine wissenschaftliche Stelle verschafft, wenn man Zugang zu den Ministerbureaus hat, und sich dann zu einer Reise auf Kosten der Regierung ausschicken läßt, um die nöthigen Fähigkeiten zur Erfüllung der Pflichten dieser Stelle erwerben zu können. So ward Hr. Raoul Rochette sehr jung zum Aufseher des Antikenkabinetts bei der königlichen Bibliothek ernannt, und hernach erhielt er bedeutende Summen von der Regierung, um die Alterthümer Italiens zu beschauen. Vielleicht könnte die Regierung einen bedeutenden Theil solchen Lehrgeldes ersparen, wenn sie die jungen angehenden Gelehrten nach Italien, Griechenland, Egypten mit wenigem Gehalte reisen ließe, wie sie junge Künstler mit einem mäßigen Gehalte nach Rom schickt. Sind die Herren einmal Konservatoren der Antikenkabinetts und Museen, und wollen dann reisen, um sich zu bilden, so muß die Regierung ihnen Zeichner und Eleven mitgeben; aus den Reisen werden Expeditionen, und diese erfordern bedeutende Geldsummen. Ein solcher spät abziehender Reisende ist auch der Akademiker Michaud, welcher seit zehn Jahren an seiner Geschichte der Kreuzzüge gearbeitet hat und nun, da dieselbe in einer dritten Auflage und in zehn Bänden ganz erschienen ist, auf den Einfall geräth, die Länder zu besuchen, die er beschrieben hat, und diese Reise natürlich nicht auf seine Kosten, sondern auf Kosten der Regierung zu unternehmen. Da der Mann einer der Eigenthümer der Quotidienne, eines bei den Ministern und der Kongregation beliebten und hoch angeschriebenen Tageblattes, ist, so ist ihm die verlangte Gunst nicht versagt worden, und die Zeitungen stellen seine Reise beinahe wie eine Gesandtschaft dar; er soll nämlich mit mehreren untergeordneten Personen, Zeichnern u. a., sich einschiffen und besondere Aufträge von der Regierung haben. Diese Aufträge beziehen sich vielleicht auf einige milde, den Klöstern in Palästina bestimmte Gaben. Hr. Michaud aber will die Reiserouten der Kreuzfahrer wieder aufsuchen und die von denselben zurückgelassenen Denkmäler in Augenschein nehmen. Wozu? vielleicht zu einem Nachtrage und zur Berichtigung seines großen Werkes. Also Glück zu! Unterdessen reisen auch, aber nicht auf Kosten der Regierung, sondern auf elterliche Kosten, einige junge Leute, welche den Alex. Labordeschen Reise- und Erziehungsplan, wovon ich im vorigen Jahre Bericht abgestattet habe, in Ausführung bringen wollen. Ob sie die ganze Erde umreisen werden, wie es Graf v. Laborde vorschlägt, weiß ich nicht. Es sind rüstige und muthige junge Leute, die wahrscheinlich so lange reisen werden, als ihnen das Geld nicht ausgeht, und die vielleicht auch von diesem langen Umherirren manchen Nutzen ziehen mögen. Für reiche Familien ist dies recht gut; schwerlich aber wird es zur allgemeinen Gewohnheit bei der Erziehung werden, die jungen Leute um die ganze Erde wandern zu lassen, als Ergänzung ihrer Studien, wie es Graf von Laborde vorschlug. Wie manche werden daheim bleiben müssen, ohne Hoffnung, den vaterländischen Boden je überschreiten zu können!

D g.

Auflösung der Homonyme in Nr. 68:

Zug.

Wort-Palindrome.

I.

1. 2.

Schüsseln und Teller und Tische sind wir.

2. 1.

Volksinteressen verhandelt man hier.

II.

1., 2. 3.

Kinder und Narren nur haben uns feil.

2. 3., 1.

Ich bin vom Kopfe des Gibbon ein Theil.

III.

1., 2. 3.

Holz ist mein Stoff, und mein Werk ist ein Haus.
Fleiß und Genie nur brüten mich aus.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 75.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 29. März 1830.

— Lob' es die ganze Welt,
Ich sage frei heraus, daß es mir nicht gefällt.

Piron.

Blick auf Gesinnung und Streben in den Jahren 1776 — 1778.

Herr von Münchow an Herrn von Briest.

Potsdam den 10ten Febr. 1776.

Liebster Freund!

Winanko hat mir gesagt, daß er neulich dem Herrn von Knobloch und mir einem jeden ein Fach für unsere Korrespondenz mit Ihnen angewiesen und sich selbst die Literatur vorbehalten hätte. Er wollte mir aber das meinige nicht sogleich sagen; ich ersuchte ihn also, es nur meinem Herzen zu überlassen und zu erlauben, daß ich Ihnen alles schreiben dürfte, was mir selbiges für Sie sagt. Es könnte leicht seyn, daß er mir ein Fach anwiese, dem ich nicht gehörig Genüge zu leisten im Stande wäre. Er mag es nun auch nicht übel nehmen, daß ich ihm in sein Amt falle und Ihnen sage, daß wir gestern ein Trauerspiel gelesen haben, Stella genannt. Nicht Trauerspiel, ich irre mich, ein Schauspiel für Liebende nennt es der Verfasser, Goethe. Dieser Name, glaube ich, wird genug seyn, um mein Lob entbehrlich zu machen. Aber was würden Sie sagen, wenn ich statt dessen mit einem Tadel angezogen käme? Ich möchte es bald lieber, als es loben. Die Sprache darin ist herrlich, wie Sie leicht glauben können; aber das Sujet scheint mir ein wenig verzerrt und in den meisten Ländern, außer der Türkei, Contrebande. Wissen Sie, was die Criticaster jezt sagen werden? Erst will der Mensch den Selbstmord einführen und nun die Polygamie. Die Herrn könnten vielleicht in dem Leztern so unrecht haben wie in dem Erstern; indeß will mir das Stück doch nicht recht in den Kopf. Wenn es doch ein ähnlicher Gegenstand seyn sollte, warum bearbeitete er die Geschichte von dem Grafen aus dem Kreuzzuge nicht selbst, die er doch einem von den verträglichen Weibern erzählen läßt? Vielleicht hätte es mehr Glück gemacht, als sie modernisiren zu wollen. Sie müssen es lesen, lieber Briest. Stellenweise werden Sie erstaunen, dafür bin ich gut, und dann Ihre Kritik schon selbst machen. — Sophiens Reise von Memel u. s. w. ist in einem sehr schönen Kleide und mit dem sechsten Theile vermehrt, erschienen. So viel habe ich wohl gesehen, daß sich Sophie in dem lezten Briefe als Madame T. unterschreibt. Dem Himmel sey Dank, daß sie unter der Haube ist!

Der Prinz Ludwig von Würtemberg zieht jezt bei uns auf die Wache — doch was geht das mich an! Es gehört in das Fach des Herrn von Knobloch, und ich will ihm keinen Eingriff thun.

Für dieß Mal habe ich Ihnen also weiter nichts zu sagen, als daß ich Sie von ganzem Herzen liebe und daß ich Sie bitte, mich nicht zu vergessen und versichert zu seyn, daß ich unaufhörlich seyn werde

u. s. w.

*

P. S. Giller versicherte mich neulich auf der Wache, daß ihm der Tod seines Vaters nicht mehr Schmerzen verursacht hätte als Ihre Abreise. Ein sicherer Beweis

von der Güte des Herrn, wenn seine Leute so von ihm sprechen. Er sagte noch viel mehr. Ich hätte ihn küssen mögen! Leben Sie wohl, mein bester Briest.

* * *

Herr von Winanko an Herrn von Briest.

Potsdam den 23ten Februar 1776.

Ich habe eine neue Bekanntschaft gemacht, und eine angenehme: ein hübscher junger Mensch, Vetter unseres Regimentsfeldscheer, Cosmar mit Namen. Er hat einen Freund in Rathenow, den ich Ihnen empfehle, wenn Sie seiner Hülfe bedürfen. Er ist Arzt daselbst, und heißt Meier. Nun weiß ich zwar nicht, ob er glücklich in Kuren ist. Wenn ich aber von dem Geist und Eifer, mit dem er seine Wissenschaft treibt, auf seine Geschicklichkeit und erlangte Kenntnisse schließen soll, so müssen diese groß seyn. Er hat in Berlin auf der Anatomie den größten Ruhm erworben.

Mit dem jungen Cosmar ging es mir wie Werthern mit seinem jungen Menschen. Er kramte auch viel Wissens aus, doch nicht vom Wood bis zum de Pille, sondern vom Barthol bis zum Cujaz und Nettelblatt. Ich ließ das auch all gut seyn und fragte ihn nach diesem und jenem. An seine Schwestern dachte ich dabei mehr als an Cujaz: ein Paar Mädchen mit Engelsköpfen, dabei ist die Eine so zart und sanft wie die Täubchen der Venus. Ich lernte sie vor drei Jahren hier kennen, und war Zeuge eines Auftritts, der sich nur sehen und empfinden, aber nicht beschreiben läßt.

Sie waren in tiefer Trauer um ihren Vater, der Forstrath über einen großen Forst gewesen war und in voller Mannskraft, vom Schlage getroffen, seiner Familie entrissen ward. Er hinterließ drei Töchter und zwei Söhne, alle in Reichthum und Wohlleben erzogen. Der älteste Sohn hatte bereits die Universität bezogen, als dieser Unglücksfall ihrem Wohlstande ein Ende machte. Gutmüthig und sorglos hatte der Vater viel große Summen ausgeliehen und seine Rechnungen noch nicht geschlossen. Die Gerichte nahmen Besitz von dem Bestande, legten Beschlag auf das ganze Vermögen, die Familie kam an den Bettelstab. Der älteste Sohn ward unterstützt, damit er seine Studien fortsetzen und der Familie eine Stütze werden konnte. Zwei Töchter blieben bei der Mutter, der kleine Sohn kam in das Schindlersche Weisenhaus, und der zwölfjährigen Tochter verschaffte man eine Stelle im Fräuleinhause. Wie nun das arme Kind hiehergebracht ward, die Mutter, die Schwestern sich von ihr trennten, geriethen alle in einen Zustand, der sich nicht darstellen läßt. Die Kleine ward ohnmächtig aus den Armen der Ihrigen davon getragen. Ich stand zitternd vor Rührung und Besorgniß da und hätte in dem Augenblick mein Leben darum gegeben, um reich zu seyn und die Getrennten wieder vereinigen zu können. Das Kind ist diese drei Jahre lang in dem Zustand tiefster Trauer geblieben. Sie kann es nicht ertragen, die Mutter nicht zu sehen. Sie krankt an Sehnsucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geologische Neuerungen.

Das Alter der Berge.

Lange glaubte der Mensch, die Erde mit ihren Ländern und Meeren, ihren Bergen und Thälern, der ganze mütterliche Boden, auf dem sich das Menschengeschlecht seit einer ungezählten Reihe von Jahrhunderten bewegt, sey so, wie er ist, aus Gottes Schöpferhand hervorgegangen. Zwar frühe schon mußte dem nach den Schätzen des Steinreichs in die Erdrinde Dringenden die Schichtung des Gesteins auffallen, er mußte bei der Aufeinanderfolge der Gebilde an eine Aufeinanderfolge der Bildung in der Zeit denken. Aber lange währte es, bis, mit steigender Ausbildung des Menschengeschlechts und Vervielfachung des Verkehrs unter den Völkern, diese Ahnung unter den Weisen zum wissenschaftlichen Glauben, noch länger, bis dieser Glaube zur eigentlichen Wissenschaft wurde. Erst am Ende des vorigen Jahrhunderts war man soweit gediehen, daß ein Mann von Genie, Werner, beweisen konnte, wie die Zeit der Bildung der verschiedenen Schichten, aus denen die Erdrinde besteht, sich ziemlich genau ausmitteln lasse. Er entwarf eine geologische Chronologie der physischen Ereignisse, in deren Folge die verschiedenen Erdgebilde auftreten, und diese Chronologie war darum, daß es ihr nicht an dunkeln Stellen fehlte, um nichts weniger zuverläßig als die historische. Er hatte die Zeitfolge der Bildung der Gebirgsarten einzig nach der Ordnung des Aufeinanderliegens der Schichten bestimmt. Zu Anfang dieses Jahrhunderts waren auch die Ueberreste organischer Körper, die man überall in der Erdrinde zerstreut findet, systematisch geordnet, nach den tiefern oder oberflächlichern Erdschichten, in denen sie sich finden, in Gruppen vertheilt, und trugen, gleichsam Vignetten und Lithographien in dem gigantischen Buche des Erdballs, zum Verständniß seiner oft so verworrenen Schrift unglaublich viel bei.

Die allgemeinen Grundsätze dieser Wissenschaft schienen so fest zu stehen, als die ewigen Säulen der Natur selbst, und gewisse geologische Sätze verschmolzen so mit der Vorstellungsweise der Gebildeteren des Geschlechts, daß sie am Ende selbst der Spötter, wenn er anders auf Bildung Anspruch machte, nicht mehr anzugreifen wagte. Hieher gehört der Satz, daß die Schichten und Bänke von versteinerten Seethieren, die sich in sehr bedeutenden Höhen, ja in manchem Gebirgszuge auf der höchsten Höhe finden, beweisen, das Meer habe sich einst, in den Revolutionen der Erde, an den Gebirgen so hoch hinangestaut und, sich

zurückziehend, jene Schaalthiere mit seinem Schlamme zurückgelassen. Diese Hypothese, worüber noch Voltaire die volle Lauge seiner Sarkasmen ausgoß, ist jezt ein Glaubensartikel jedes gebildeten Frauenzimmers, das einen Kurs in der allgemeinen Naturgeschichte gemacht hat. Ferner stößt man überall auf der Erde, wo man immer in ihr Eingeweide dringen mag, in größerer oder geringerer Tiefe, nachdem man sich durch die mehr oder minder deutlich geschichteten Gebilde durchgearbeitet, auf ein derbes Gestein, das keine Spur von Schichtung mehr zeigt; es ist dieß einerseits das Porphyrgebirge, andernseits und hauptsächlich der Granit und das granitartige Gestein. Da nun der Granit überall *unter* allen andern Bildungen liegt, so zog man den Schluß, er sey früher als alle andere, so wie er jezt ist, gebildet, er sey der eigentliche Krystallisationskern, an den sich alle andern Erdgebilde angelegt.

Seit Saussure wurden die Geologen so ziemlich einig, daß das eigentliche Knochengerüste des Erdballs, das granitische Urgebirge, dadurch entstanden sey, daß die anfänglich geschmolzene, breiartige Masse durch innere Ursachen an gewissen Stellen emporgehoben wurde und erstarrend den Kern unserer Gebirge bildete. Wann aber stiegen jene Massen aus dem Schooße der Erde hervor? wann erstarrten jene Wellen des geschmolzenen Urstoffs der Erde zum granitischen Fels? wie viele Schichten früher gebildeten Gesteins waren damals schon über der Erde verbreitet, die jene emportauchenden Berge aufhoben und durchbrachen? geschah dieses Emporsteigen zumal, plötzlich, mit Einem Schlage auf dem ganzen Erdball? war diese Bewegung rasch oder allmählig? Diese und ähnliche Fragen sind noch so sehr im Dunkeln, daß hier noch Spielraum für die verschiedensten Hypothesen stattfindet, an denen es denn auch nicht gefehlt hat; vor allem aber ist die Ansicht, welche vor Kurzem der französische Gelehrte *Beaumont*, nach direkten Beobachtungen vieler Bergketten, aufgestellt hat, durch Einfachheit und wenigstens scheinbare Konsequenz überraschend.

Einen großen Theil der festen Erdrinde, wie sie jezt ist, bildet das auf die ältern Erdbildungen aufgelagerte Flözgebirge, das auf der ganzen Erde einerseits bedeutende Bergketten und Plateaux bildet, andernseits häufig zu sehr bedeutenden Tiefen sich hinaberstreckt. Allen physischen Kennzeichen nach sind die Gebirgsschichten, aus welchen dieses Flözgebirge besteht, Gebilde des Wassers, d. h. das Meer, das einst Alles überfluthete, enthielt ihre Bestandtheile in sich aufgelöst und sezte sie im Fortgang der Erdbildung schichtenweise ab. Die Hauptschichtungen unterscheiden sich durch die physische Beschaffenheit des Abgelagerten genau von einander, so wie auch durch die Natur der in ihnen enthaltenen Ueberreste einer zu Grunde gegangenen organischen Welt, und in den Hauptabschnitten dieser Flöze sieht der Geologe die Zeugnisse von eben so vielen Revolutionen, die der Erdboden erlitten hat. Man theilt die neuern Flözgebirge in *vier* große Klassen, welche nach dem Alter so aufeinander folgen: Am tiefsten liegt der sogenannte Jurakalk, aus welchem Gestein, z. B. der Jura, die schwäbische Alp u. s. w. besteht; darauf folgt nach oben zu der grüne Sandstein und die Kreide, dann die sogenannten tertiären Bildungen, und endlich zu oberst die ersten und ältesten Schichten des sogenannten aufgeschwemmten Landes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortsetzung von Nro. 59.)

Der neue Handelsplatz Goole.

Unserm Versprechen gemäß, fahren wir fort, den Companion to the Almanach zu analysiren und unsere Betrachtungen daran anzuknüpfen. — Der nächste Artikel nach den angegebenen ist eine offizielle, dem Parlamente vorgelegte Nachweisung von der Aus- und Einfuhr von Waaren und Produkten im Hafen von Goole. Die Verfasser bezweckten dadurch, ihre eigenen Landsleute mit einem Orte in Yorkshire bekannt zu machen,*) der den meisten noch auf viele Jahre eben so fremd geblieben wäre, wie die amerikanische freie Negerkolonie Liberia an der Westküste Afrika's es bis jezt für den Redakteur unserer Foreign Litterary Gazette war, der in einer neulich erschienenen Nummer gutmüthig eingestand, daß ihm jene Kolonie bis zu dieser Stunde nicht einmal dem Namen nach bekannt gewesen sey. Wie so manche Stadt im Mittelalter ihre Entstehung der nachbarlichen Eifersucht und Nebenbuhlerschaft verdankt, und sich heute noch in ihrer Chronik in dem rohen Naturzustande eines Fischer- oder Walddorfes erblickt, so hat auch der Handelsort Goole in unsern Tagen sein Mittelalter erhalten; er ist nur einige Monate älter als der der Republik Bremen zugehörige neue deutsche Ort Bremerhafen. Groll gegen die Stadt Hull, veranlaßt durch einige hohe Lokal- und Dockabgaben und Lauheit in der Erweiterung ihrer Hafenanstalten, welche der ausgedehntere Geschäftsbetrieb des fruchtbaren und fleißigen westlichen Landstriches von Yorkshire nach den nördlichen Häfen Deutschlands forderte, bewog die reichen Kanaleigenthümer, besonders die des Air- und Calderkanals, so wie die Fabrikhäuser in und in der Umgegend von Leeds sich nach einem andern gelegenern Orte zum schnellern und wohlfeilern Umtausche ihrer und fremder Erzeugnisse umzusehen. Diesen Ort fanden sie in dem dreißig Meilen landeinwärts gelegenen unbedeutenden Flecken Goole. Bis hierher können Seeschiffe von 200 Tonnen ohne viele Schwierigkeiten ansegeln. Die mannigfachen Gewerbserzeugnisse des Manufakturdistrikts von Yorkshire sollten hier schneller zu ihrer Bestimmung nach fernen Gegenden geladen

---

*) Es verdient jedoch erwähnt zu werden, daß die Verfasser des Companion nur eine trockene Zahlenstatistik liefern und über das Geschichtliche der Entstehung dieses Handelshafens nichts erwähnen; überhaupt dienen uns die Angaben des Companion blos als Leitfaden zu unsern Betrachtungen.

werden, während die rohen Produkte der jenseits des deutschen Meeres liegenden Länder, die mannigfaltigen Getreidearten, die Oelsaamen, Knochen zum Feldbau, Schafwolle u. m. a. Erzeugnisse, die jenen Nordstrich Englands zu einem guten Kunden Deutschlands machen, mit geringerm Kostenaufwande tiefer ins Innere des Landes gebracht und ausgeladen werden sollten. Man legte Docks an, baute Speicher und Straßen; von Leeds, Halifax, Hull und andern Orten ließen sich Kaufleute in der jungen Stadt nieder, das Parlament gewährte ihr alle Hafenrechte, und der Erfolg war, daß die alte Nachbarin Hull, von dem jungen Städtlein in die Enge getrieben, ihre Trägheit und ihr Selbstvertrauen endlich aufgeben und auf ihre Ansprüche verzichten mußte. Die Abgaben auf Schiffsladungen wurden nun auch in Hull ermäßigt; ein neuer Dock, welcher den Fluß Hull mit der Humber vereinigt und der die Stadt zur vollkommenen Insel macht, ward auf einer Quadratfläche von sechs Acres binnen neun Monaten ausgegraben, vollendet und im Juli voriges Jahr geöffnet. Durch diese Verbesserung segeln jezt die Seeschiffe von der Hull nach der Humber in einer Viertelstunde, während sie früher, wie sehr erfahrne und glaubwürdige Männer mich versicherten, oft vierzehn Tage damit hinbringen mußten. Hull verspricht sich von dieser Reform viele Vortheile, und Goole trägt mit jedem Jahre reichere Blüthen. Hier zeigt sich wieder ein Beispiel von den wohlthätigen Folgen freien, unbeschränkten Wetteifers.

(Der Beschluß folgt.)

Wien, März.

Fasching. Zustand des Hofburgtheaters.

Der Fasching ist im Ganzen dieses Jahr in den höhern Klassen der Gesellschaft minder lebhaft als sonst begangen worden, woran die Trauer für J. k. H. die Erzherzogin Henriette allerdings großen Antheil hatte; indeß war das Ende doch noch ziemlich glänzend, und auch an einigen Maskenbällen hat es nicht gefehlt. Der russische Botschafter, Hr. von Tatitscheff, veranstaltete ein solches Fest, dem auch die Glieder des allerhöchsten Hofes beiwohnten; Maskenzüge stellten Figuren aus den bekannten Feenmährchen der Kinderbibliothek vor. Ein anderer fand in dem Hause eines hiesigen Banquiers statt, der dem vorgenannten weder an Eleganz, noch Geschmack nachgestanden haben soll. Ich habe keinen von beiden gesehen und kann daher nur vom Hörensagen berichten. — Zu Penzing, nahe an der Stadt, hat der Gastwirth Kinnel den sinnreichen Einfall gehabt, einen Eispallast mit Säulengängen in der größten Dimension zu errichten, der, beleuchtet und eine große Menge Menschen in sich fassend, einen wahrhaft magischen Eindruck machte. Später, als eine Anzahl Invaliden darin bewirthet wurde, war der Saal mit Kanonen und Armaturen, gleichfalls von Eis geformt, ausgeschmückt. Vasen, ja eine lebensgroße Bildsäule Neptuns, alles aus Eis gefertigt, das Werk des Steinmetz Heller, erregten mit Recht allgemeine Bewunderung.

Die neuen Gaben, die das Hofburgtheater brachte, bestanden: in einem Stück von Lembert: „Das Blümchen Wunderhold," das ohne große Beachtung vorüberging, „Pelva," nach Castelli's Bearbeitung, und Raupachs „Schleichhändlern." Castelli hat dem französischen Melodrame nichts von seiner Vortrefflichkeit genommen, und der Effekt auf thränenfreudige Seelen war vollständig. Das Hofburgtheater, das in seinem Repertoire sonst eine rühmliche Auswahl zu treffen weiß, hätte diesen Thränenpresser füglich den Vorstadttheatern überlassen können, ohne der Kunst etwas an ihrer Gebühr entzogen zu haben. Raupachs Schleichhändler machten viel zu lachen, und somit ist ihnen zum Lobe gesagt, was nur irgend mit Fug von ihnen gesagt werden kann und sie verdienen. Die Aufführung war ziemlich gerundet und billigen Ansprüchen genügend. Die Rolle des Fräulein Rickebosch, in den Händen der fleißigen Mlle. Hruschka, hätte indessen allerdings eine bei weitem kräftigere und entschiedenere Färbung vertragen, als ihr zu Theil geworden ist. Mlle. Hr. ist eine von den nicht genug zu achtenden Schauspielerinnen, die fast überall ihren Platz ausfüllt, nie, oder doch nur höchst selten stört, außer wenn ihr, wie hier, ein hochkomischer oder, im Gegensatze, zu Zeiten ein hochtragischer Charakter zugetheilt wird, wozu ihr die nöthige künstlerische Freiheit mangelt. In einer Gattung Charaktere, die in der Mitte zwischen Tragik und Komik liegen, trifft sie fast jedesmal das Rechte; doch nicht so, wenn diese Charaktere eine entschiedene komische oder tragische Kraft erfordern. Ueberhaupt scheint unsere Bühne in diesem Augenblicke auf einem gefährlichen Wendepunkte zu stehen, und es wird alle Sachkenntniß unserer ausgezeichneten Dramaturgen und aller guter Wille und die Mitwirkung der Direktion dazu gehören, das Schiff durch diese Klippen zu steuern. Viele unserer bedeutendsten Künstler sind durch Alter, Krankheit, Tod oder sonstige Verhältnisse von uns geschieden, die meisten von ihnen sind nicht ersezt und manche wohl auch nicht zu ersetzen. Vorzüglich ist das Fach der Alten, einst die Hauptstütze unsers trefflichen Lustspieles, durch Krügers und Rügers Tod und Kochs abnehmende Kräfte als verwaist zu betrachten. Hr. Wilhelmi und Hr. Costenoble, sonst anderweitig hinlänglich und glücklich beschäftigt, mußten nun auf diese Plätze rücken, die sie wohl mit Ehren behaupten, aber doch keineswegs so ausfüllen können, daß nicht noch immer eine Lücke ersichtlich wäre. Eben so ist es mit dem Fache der komischen Mütter, das eigentlich gar nicht besezt ist und für das man immer noch irgend ein Surrogat bald in diese, bald in jene Rolle wirft, ohne im Wesentlichen nur irgend genügenden Ersatz zu finden. Auf gleiche Weise fehlt das Fach der tragischen Mütter, seit Mad. Schröder entlassen wurde, ganz, und Mad. Lembert kann sich nur nothdürftig darin behaupten. Unter diesen Umständen muß man wohl zugestehen, daß der dermalige Zustand unserer Bühne allerdings einen nahen Fall von ihrer Höhe befürchten lasse, und zwar eben in dem Kreise von Vorstellungen, der sonst den vollendetsten und gediegensten Theil ihrer Leistungen ausmachte, nämlich der Conversationsstücke, in ausgedehnter und höherer Bedeutung. Die Direktion unsers Hoftheaters war bisher die einzige, die den Verstand gehabt hat, einzusehen, daß das Conversationsstück die Basis und das Correctiv für alle andere Darstellung, und überhaupt für jede Theaterunternehmung abgeben muß. Ohne daß hierauf, als auf das Wesentlichste, hingearbeitet wird, gehen Schauspieler, Publikum und Direktion zu Grunde. Die Schauspieler verlernen, wenn sie unausgesezt auf der Höhe des sogenannten poetischen Lust- oder Trauerspiels gehalten werden, jeden einfachen und wahren Naturlaut, jede feinere Nuance der Charakteristik, und werden auf solche Weise so recht eigentlich in die Manier hineingejagt. Das Publikum wird durch diese tägliche Nahrung so überreizt, daß ihm, wie den Opiumessern des Orients, zulezt nur noch die konvulsiven Zuckungen französischer Melodrame einigen Genuß gewähren, und die Direktionen werden dann nur zu bald und zu ihrem eigenen Nachtheil das allmählige Erkalten für jede dramatische Unterhaltung gewahr, um so mehr, da sie sich nachgerade in die Unfähigkeit versezt finden, dem übersättigten Geschmacke mit neuen Reizmitteln zu Hülfe zu kommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 76.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 30. März 1830.

Omega muß zum Alpha werden;
Und so wäre denn die liebe Welt
Geognostisch auf den Kopf gestellt.

Goethe.

Geologische Neuerungen.

(Fortsetzung.)

Alle diese Flötzbildungen sind mehr oder minder deutlich geschichtet; sie hatten sich auf dem Boden des Meeres oder großer Wasserbecken nach dem Gesetze der Schwere horizontal niedergeschlagen. Nun finden wir aber, daß diese Schichten bei weitem nicht immer horizontal streichen, sondern unter den verschiedensten Winkeln aufgestellt sind. In der Ebene ist die Schichtung fast immer horizontal, oft laufen die Flötze wagerecht aus, bis sie an das Gebirge stoßen, und brechen hier ab; häufig werden aber gegen die Berge zu die Schichten aufgehoben, und zwar sogar oft bis zum rechten Winkel. Haben sich nun diese Gebirgsarten bei ihrer Bildung an den Abhängen der Berge schief oder gar senkrecht niederschlagen und erhärten können? Nein, sagt Beaumont; sie sind nur, als die Berge, deren Seite sie bedecken, aus der Erde Schooß aufstiegen, mehr oder weniger aufgehoben worden, je nachdem die emporstrebende Gewalt des Urgebirgs schwächer oder mächtiger war; aus demselben Grunde sind sie von der auftauchenden Masse entweder blos gekrümmt und gebrochen, oder wirklich zertrümmert, durchbrochen und theilweise in die Höhe gerissen worden. Dieß vorausgesezt, müssen die schiefen Erdschichten an den Bergen existirt haben, ehe die Berge aufstiegen; diejenigen Lagen des Flötzgebirgs aber, die sich horizontal fortsetzen, bis sie an dieselben Abhänge stoßen, müssen dagegen jünger seyn als der Berg; denn warum sollten sie, wenn sie vorher vorhanden waren, nicht auch aufgehoben worden seyn? Hält man nun dieß fest und betrachtet die verschiedenen Gebirgssysteme aus diesem Gesichtspunkt, so zeigt sich, daß die Gebirge nicht auf einmal, sondern zu verschiedenen Zeiten emporgestiegen sind, und daß das jedesmalige Emporsteigen des Urgebirgs eine Erdrevolution zu bezeichnen scheint, deren Folge immer wieder ein neuer Niederschlag von Flötzen war. Beaumont nimmt nach seinen bisherigen Beobachtungen, die sich über die Alpen, die Pyrenäen und die deutschen Gebirge erstrecken, im Allgemeinen drei Perioden jenes Emporsteigens der Gebirge an.

Von den vier oben erwähnten Arten der Flötzgebirge setzen sich drei, und zwar die obersten oder jüngsten, in horizontalen Schichten bis zum sächsischen Erzgebirge, zu den Bergen der Cote d'Or und dem Piladberg bei Forez in Frankreich fort; nur Eine, der Jurakalkstein, ist emporgehoben. Alle diese Gebirge haben sich also offenbar nach der Bildung des Jurakalks und vor der Bildung der drei andern Gebirgsarten erhoben. Auf diese Revolution folgte eine Zwischenzeit der Ruhe, und wohl eine bedeutend lange, in der sich die Kreide, die zweite angeführte Klasse der Flötzgebirge, absezte.

An den Abhängen der Apenninen und Pyrenäen sind dagegen die Schichten von zwei Flötzgebirgsarten aufgehoben, nämlich der Jurakalk und der grüne Sandstein und die Kreide, während blos die zwei obersten, neusten horizontal geblieben sind. Jene Gebirge sind also jünger

als der Jurakalk und die Kreide, und jünger als die zuerst angeführten Gebirge.

Die Gebirge endlich, welche bei ihrem Emporsteigen sämmtliche Flötze, welche organische Reste enthalten, nämlich außer den zwei obigen auch die sogenannten tertiären Formationen aufgehoben haben — Formationen, die man noch vor dreißig Jahren für so beschränkt hielt, daß man sie kaum erwähnte — und an deren Fuße sich allein das ausgeschwemmte Land horizontal findet, diese Gebirge sind — und dieß ist das seltsamste Resultat — die Alpen der Schweiz, namentlich der Montblanc und seine Brüder. Dieses jüngste Emporsteigen des Granits erscheint uns als das überraschendste, sowohl wegen seiner gigantischen Wirkungen, als weil es in eine so sehr späte Periode der Erdbildung fällt. Wenn wir also, hoch an den Alpen, im groben Kalkstein das Ammonshorn und seine hundert Verwandte finden, so ist nicht einst der ganze Ocean zu dieser Höhe von 12,000 Fuß emporgestiegen, hat jene Schaalthiere auf die Gipfel der Alpen geschleppt und, sich zurückziehend, daselbst abgesezt; nein, diese Gipfel sind aus dem Meeresgrunde, gleichsam gekrönt von jenen Kalk- und Sandsteinbetten, emporgetaucht, und haben diese mit sich in die Region der Wolken und des ewigen Schnees aufgezogen; sie sind zum Theil unversehrt, zum Theil zerbrochen, verbogen und vom innern Feuer geschwärzt oben angekommen.

Das Flötzgebirge scheint allem nach, und namentlich seine regelmäßige Schichtung weist darauf hin, sich in Zeiten der Ruhe aus dem Wasser abgesezt zu haben. Da nun die verschiedenen übereinanderliegenden Formationen dieser Flötze jedesmal ein eigenthümliches System von organischen Ueberresten, fossilen Thieren und Pflanzen, charakterisirt, so ist längst angenommen, daß zwischen den Perioden der Ruhe, die dem Niederschlage zweier Flötzformationen entsprechen, die Erdoberfläche jedesmal eine große Revolution erlitten habe, welche jedesmal der organischen Welt, die sich entwickelt hatte, den Untergang brachte. Nach Beaumont war nun jede dieser Revolutionen durch das Emporsteigen eines Bergsystems in der oben angegebenen Ordnung bezeichnet.

Man hat gesehen, daß die beiden ersten Revolutionen der Art gegen die dritte um so viel unbedeutender waren, als die Apenninen und die Pyrenäen den Alpen an Masse nachstehen. Es läßt sich demnach nicht behaupten, mit dem Alter verliere die Erde die Fähigkeit, Katastrophen der Art zu erleiden, und die Ruhe, der sie seit etlichen Jahrtausenden genießt, könne nicht plötzlich gestört werden, wenn einmal der flüßige Kern der Erde noch größere Blasen austreibt als früher; aber Beaumonts Hypothese hat das Schlimme, daß, wenn sie einmal auf recht schlagende, überzeugende Weise bestätigt wird, wohl schwerlich ein Naturforscher mehr Zeit hat, das Faktum zu registriren.

Wir wollen aus dem Umstande, daß unser, der Erde in so mancher Hinsicht ähnliche Nachbarplanet, die Venus, so ungeheure Berge, im Vergleich zu den irdischen, hat, keinen beunruhigenden, voreiligen Schluß ziehen; wenn die einen sagen, die Venus bedürfe, wegen ihrer größern Sonnennähe, schattenreicherer Gebirge, so können die andern antworten: in jener Sonnennähe sey eben die Katastrophe, welche so ungeheure Massen aus dem Körper des Planeten emporgetrieben, früher gereift als bei uns. Ueberhaupt gibt diese Hypothese der Phantasie einen weiten Spielraum: sie mag sich nach Gefallen ausmalen, wie es einst seyn wird, wenn, nach dem Untergang der jetzigen Welt, sich ein neues Riesengebirge zum Himalaya verhält, wie der Himalaya zu Rübezahls Riesengebirge; wenn die Herrn der neuen Schöpfung unsere Knochen und unsere Waffen, die Werke unserer Kunst und unserer Thorheit aus dem Schooß der Erde graben und in ihren Museen aufstellen; auch der Gedanke, daß, dieser Ansicht nach, die Wolken- und Schneekönige der Erde nur Parvenus sind, daß die höchsten und mächtigsten derselben sich eben nicht der ältesten Herkunft rühmen können, und daß auch im Reiche der Natur die Beherrschten früher da waren als die Herrscher, ist ein sehr ergötzlicher.

Läßt man den Beaumontschen Grundsatz gelten und fragt nun, ob die gleichzeitig entstandenen Gebirge sich nicht vielleicht im Streichen ähnlich verhalten, so findet man, daß die Berge in Europa, welche zu derselben Zeit aufstiegen, Ketten bilden, die jedesmal mit einem größten Kreis der Erdkugel parallel laufen, und im Großen und Allgemeinen weiß man, daß sich dieses Resultat nicht auf Europa allein beschränkt. Die große amerikanische Cordillere scheint durch ihre Richtung einen Strich durch dieses System zu machen; Beaumont vermuthet aber, daß dieses Gebirg noch bedeutend jünger sey, als die andern.

Wir führen zum Schluß einige Beispiele an, die sich leicht vermehren ließen, daß auch im jetzigen ruhigen Zustand der Erde hie und da kleine Soulevemens, wie der Franzose sagt, gleichsam kleine Revolutionsversuche vorkommen. Am 28 — 29 September 1759 erhob sich ein 3 — 4 Quadratmeilen großes Stück Land in der Intendanz Valladolid in Mexiko 500 Fuß hoch; ein zweimonatliches Erdbeben war vorangegangen. — 1707 erschien bei Santorin im griechischen Archipelagus eine neue Insel; ein Jahr darauf hatte sie fünf Meilen im Umfang, war eine Meile breit und ihr Ufer 240 Fuß hoch; sie bestand auf ihrer Oberfläche aus dem Gestein des Seebodens. 1822 erhob sich nach einem fürchterlichen Erdbeben, das Valparaiso, Casa bianca &c. in Chili zerstörte, die Seeküste fünfzehn geographische Meilen weit über vier Fuß hoch.

(Der Beschluß folgt.)

Blick auf Gesinnung und Streben in den Jahren 1776 — 1778.

(Fortsetzung.)

Bei meinem Umherschweifen der Gedanken und Empfindungen werden Sie wohl denken, daß ich wenig mit Sammlung betreibe. Lieber, ich lese, spiele Klavier, schreibe Briefe ohne Ende. Meine Brüder, Thümen, Professor Schirach, haben meine Feder exerzirt. Der Leztere hat mir ein Geschenk de sa façon gemacht. Es ist eine historische Notiz von den Kolonien in Nordamerika, mit politischen Anmerkungen, die jetzigen Unruhen betreffend. Diese Schrift ist außerordentlich partheyisch. England hat das größte Recht, den Krieg gegen die Kolonien zu führen. Die Kolonien hingegen sind Rebellen und verdienen die schönste Züchtigung von der Welt. Der politische Theil dieser Schrift taugt, wie gesagt, nicht viel, dafür ist der statistische desto besser. Ich halte das Ganze für ein, von Hannover bestelltes und für baares Geld fabricirtes Machwerk.

So dachte der große Leibnitz in einem ähnlichen Falle nicht. Aber Leibnitz und Schirach! welch eine Zusammenstellung! Verzeihe es mir, großer, heiliger Schatten, daß ich dich mit diesem unseligen Zwerge zusammenbringe.

Ich nahm heute aus dem Buchladen Epistel an die deutschen Dichter mit nach Hause. Nachdem ich sie gelesen, will ich Ihnen doch Einiges davon mittheilen. Der Verfasser spottet über deutsche Dichter und Dichtarten, wundert sich dabei, daß die Sänger nicht Deutschlands Mäcen loben, räth ihnen, wenn sie nicht, wie die Dichter Ludwigs, bezahlt lügen können, unbezahlt zu lügen.

„Lernt nicht von Frankreichs Witz das ganze Vaterland
„Religion, Frisur, Moral und Liebeslieder?“

Der Verfasser kommt nun auf Klopstock und Ramlers Muse; von dem Leztern heißt es:

„Wer störet Ramlers Fleiß? Er kann sich ja bestreben.
„Sich nach Horazens Schnitt ein deutsch Gewand zu weben.
„Wer höhnet ihn? wer lacht ihn spottend an,
„Wenn er im Dichtertrupp ganz ausgesondert stehet,
„Und in der Toga stolz mit freiem Anstand gehet?
„Wer sein antikes Lied ja im Vorbeigehn hört,
„Mißt ihn mit flücht'gem Blick und fragt, von ihm gekehrt:
„Wer ist der Mann? Er trägt kein Kleid nach Frankreichs Schnitte,
„Und sein Geschwätz verstünde kaum ein Britte.“

Ferner geht der Verfasser auf die Ungleichheit und Unoriginalität deutscher Dichter über.

— — — — — „Ihr irrt vom Mittelpfade.
„Im weißen Mantel steif, im Stutzerrocke fade.
„Weiß dieser nicht genug und jener gar zu viel.
„Zur Sonne fliegt Ihr bald, bald spielet Ihr im Grase.
„Bald fließt Ihr wie der Bach, bald strömt Ihr wie der Nil,
„Vom Menschen kennt Ihr bald nur Augen, Mund und Nase,
„Bald jeden Schritt des Geist's bis auf die höchste Spur,
„Im Bildniß alles das, und selten in Natur.
„Bald hüpfender Franzos, bald halbverwirrter Britte,
„Geht Ihr in fremdem Takt und nie in deutschem Schritte.
„Von Worten fast erdrückt und von Gedanken schwer,
„Seufzt unter seiner Last Euphranors Vers daher;
„Leicht wie ein Span, vom Wasser fortgerissen,
„Schwimmt .... Reim gedankenlos vorbei.“

Er fährt noch lange fort zu spotten, und sagt unter andern:

„Wahrscheinlich — ist gemein, und unnatürlich kühn.
— — — — — — — — —
„Die Prosa wird ein Meer, der Vers ein sanfter Bach,
„In jener wird gestürmt, in diesem nur gelallet.“
— — — — — — — — —
„Die Grazie zerreißt entrüstet ihren Kranz,
„Der Musen Chor verschmäht Gesänge, Spiel und Tanz,
„Zerbricht das Saitenspiel und flieht davon auf immer.“

Der Epistel sind noch zwei andere Gedichte angehängt: „Die unvermuthete Nachbarschaft.“ Es ist ein Gespräch zwischen Young und Yorik, die sich zusammen in einem Bücherschranke treffen; nicht ohne Witz und gute Gedanken.

Kennen Sie die Soldaten von Lenz? Ein tolles Lustspiel!

Ich habe wieder bei Mylord Marschall gespeist, der mich auf's Neue mit drei Folianten, einem Quartanten und einem Octavbande in spanischer Sprache beschenkt hat.

Eben komme ich von einem Spaziergange in Sanssouci. Knobloch war mein Begleiter. Unser Gespräch war ganz Leben, ganz Seele. Anfangs war Knobloch sehr stille, er befand sich nicht wohl; da ich ihn aber auf sein Lieblingsthema brachte, seine Freundschaft für Sie, vergaß er Unpäßlichkeit und Alles, so daß wir bei dem neuen Palais ankamen, wir wußten nicht wie.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Beschluß.)

Das Patentwesen.

Der Leser des Companion erhält nun eine gedrängte Uebersicht der hiesigen Patentgesetze; eine Leistung der Verfasser, wofür ihnen viele Leser recht großen Dank wissen, da wohl in keinem Lande die Spekulation mit dem Patentwesen so hoch getrieben und so viel Geld dabei weggeworfen wird, als hier; dennoch sind die Patente eben so kostspielig, als die Patentgesetze schlecht und unsicher sind. Will der Erfinder sich sein Werk nur einigermaßen sichern, so muß er drei Patente, für England, Schottland und Irland, nehmen, die ihn zusammen 315 Pf. Sterl. kosten; dieser hohe Preis schließt demzufolge den ärmern Mann von der Wohlthat der Patentsicherung aus, wenn er sich nicht den Händen von Wucherern anvertrauen will, die um einen geringen Geldvorschuß gar oft den größten Theil des aus seiner Erfindung erwachsenden Vortheils an sich ziehen. Kaum wird man es aber glauben, daß außer der Stempelabgabe, die 30 Pfund für

jedes Patent beträgt, alle übrigen Kosten nur von den leidigen Sporteln absorbirt werden, welche in die Taschen der Beamten fließen. Gerade liegt eine offizielle Angabe der Kosten eines Patentes in Schottland vor mir, die etwa 80 Pf. betragen, (das schottische Patent ist das wohlfeilste in den drei Königreichen, da in England das Patent 107 Pf. und in Irland 128 Pf. kostet) was mich in den Stand sezt, Ihnen eine Probe von unserm gesegneten Sportelsystem zu geben. Zuvörderst kommt der Lord Advokat von Schottland und säckelt drei Guineen ein; dann nimmt sein Schreiber für einen Bericht pro forma eine Guinee; hierauf erscheint der Direktor der Kanzlei von Schottland und nimmt 15 Pf.; seine Schreiber erhalten 7 Pf. 10 S.; die Uebersezer (?) 1 Guinee; Trinkgeld (Drink money) 1 Guinee; (ob wohl Se. Excell. der Kanzleidirektor auch das Trinkgeld erhält?) die Boten 3 S. 7½ Pence; der Bediente des Direktors 2 S. 6 P.; für das Registriren der Siegelung 2 S. 6 P.; endlich tritt auch Se. Herrl. der Lord Siegelbewahrer auf und steckt 6 Pf. 13 S. 4 P. zu sich. Hierauf folgt noch eine ganze Reihe, nämlich: Sr. Herrl. Deputirter mit 2 Pf. 10 S.; sein Usher oder Ceremonienmeister 2 Pf. 4 S. 5½ P.; (wie diese Geldsauger ihre Portionen sogar auf halbe Pfennige festsezen!) der Siegelanhefter 2 Guineen; aber der gute Anhefter muß auch noch einen Stellvertreter oder Deputirten haben, daher der Deputy Anhefter eine Guinee erhält; für die Uebersendung nach der Kanzleikammer 2 S., und endlich für Wachs und Kapsel 6 S. 8 P. Nun ist der zerfleischte Patentnehmer noch genöthigt, für die Specification seiner Erfindung abermals ungefähr 30 Pf. zu bezahlen, und man kann sich mit Recht fragen, ob ein solches System erhört sey? Bis zu dem Anfange der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, der großen Periode, wo die geistige Kraft des Menschengeschlechts gleich nach Vollendung der amerikanischen Revolution einen neuen Kreislauf begann und ihre befruchtende Saat auch über die verborgensten Winkel der Weltenden ausstreute, war die Anzahl der Erfinder, welche bei uns Patente nahmen, verhältnißmäßig gar gering; kaum überstieg sie dreißig jährlich; im Jahre 1783 wuchs sie aber schon auf 64 an; im Jahre 1800 auf 96; 1813 auf 143; im Jahre 1825, dem bekannten Aufbrausungsjahre, an dem mehrere unserer Staatsmänner nur die schlimme Seite sehen können, dessen große Folgen für die Entwickelung der Industrie aller Völker (und hierbei vergesse man nur einen unbedeutenden Punkt in der Weltgeschichte nicht, nämlich daß jenes Jahr auf die Anerkennung der Unabhängigkeit der neuen amerikanischen Staaten folgte, und damals die erste Handelsnation unsers Erdbodens ihre mit eisernen Ketten umschlossenen Handelsgeseze etwas zu lüften begann) weder sie, noch manche unschuldige Zeitungsschreiber aufzufassen vermögen, die alles dieß einem Schwindelgeist zuschreiben, — in jenem Jahre stieg die Zahl der neuen Patente auf 249; sie ging im darauffolgenden Jahre auf 131 zurück; 1827 war sie 148 und 1828, 152; im Ganzen blieben bis zum Monate Mai des vorigen Jahres noch 1853 Patente auf neue Erfindungen in Kraft. Die Durchschnittszahl der im hiesigen Lande jährlich ertheilten neuen Patente ist 152, in Frankreich 182 und in Oestreich 183. In den deutschen Staaten werden von Sachkennern die Patentgeseze in Baiern am meisten gelobt und die in Preußen am meisten getadelt.

Wien, März.

(Fortsezung.)

Zustand des Hofburgtheaters.

Auf obige Weise gingen die Bühnen zu Berlin, München etc., ja an vielen Orten die Bühnen und das Publikum zugleich zu Grunde, und man hat nun doppelte und vielleicht vergebliche Mühe, das Theater mit dem Publikum zu reorganisiren. Von diesem Irrthum hat sich die hiesige Hofbühne auf eine nicht genug zu lobende Weise frei gehalten und ihr Repertoire, das noch obendrein durch die Censur ungemein beeinträchtigt wird, ist als eigentlich musterhaft für das Gedeihen der Anstalt zu betrachten gewesen. — Die Vortrefflichkeit der Darstellung hat die etwas prosaische Gattung bürgerlicher Dramen zu wahrem poetischen Genusse veredelt, und so konnte es geschehen, daß Ifflandsche, Kozebuesche, Schrödersche Stücke, die an andern Orten schon lange von den Brettern verschwunden sind, hier gedrückt volle Häuser machten, und viele Fremde, die in ihrer Heimath bei solchen Stücken die Bühne verächtlich mit dem Rücken ansahen, haben ihnen hier den entschiedensten Beifall gezollt. Für die höhere poetische Gattung, die zu ihrer Würdigung immer eine Anstrengung von Seite des Publikums voraussezt, und mithin nicht allzu oft oder gar täglich geboten werden darf, wurde auf diese Weise immer die ganze und vollständige Empfänglichkeit, durch keinen Uebergenuß abgestumpft, bei Mitwirkenden und Beschauenden vorgefunden. Bei einer so richtigen und durch den glänzendsten Erfolg bestätigten Ansicht der Sache von Seite der Direktion im Ganzen, scheint doch in diesem Augenblicke ein einseitiges Streben, die jüngern Darsteller auf Kosten der ältern Fächer vollständig zu erhalten, Plaz zu finden und der Darstellung selbst dadurch wesentlicher Abbruch gethan zu werden. Schauspieler für jugendliche Fächer besizt unser Hoftheater an Anzahl und Vortrefflichkeit wie keine andere Bühne, und wenn andere Theater für dieselben kaum ein erträgliches Individuum aufweisen können, besizt das hiesige oft drei, vier vortreffliche, und erst neuerlich wurde durch das Engagement von Mlle. Karoline Müller, eben in dem Augenblicke, wo das Fach der vortrefflichen Mad. Löwe auf lange verwaist zu werden drohte, ein eben so glücklicher, als genügender Wurf gethan. Dieser Wurf gereicht der Einsicht der leitenden Behörde doppelt zur Ehre, weil sie das Talent dieser jungen Künstlerin besser als diese selbst zu beurtheilen wußte. Mlle. Müller, die meist in Soubrettenrollen debütirte und hierin für den Kenner nur wenig befriedigend erschien, wird in ihrem Engagement seither nur im Fache junger Frauen und Weltdamen beschäftigt, und entwickelt in diesem Fache die reichsten und schönsten Anlagen, und so wurde ein Talent, das auf seiner früheren Bahn schwerlich ein bedeutender Erwerb für die Kunst geworden wäre, auf das Glücklichste entfaltet. Wie gerne ich aber auch hierin und im Ganzen das Verdienst der Direktion anerkenne, so kann ich doch nicht umhin, unumwunden zu gestehen, daß mir der Grundsaz durchaus fehlerhaft erscheint, nur auf den Ersaz junger Talente hinzuarbeiten, und die älteren Fächer nur wie eine Art Pensionsanstalt für übertragene Individuen zu betrachten. Nicht alle Schauspieler werden, wie der meisterhafte Korn, wie Mad. Koberwein, in jedem Stadium ihrer Laufbahn ein entsprechendes Rollenfach finden; bei vielen sehr ausgezeichneten Künstlern, vorzüglich bei Damen, hört mit der Epoche, wo ihre Persönlichkeit nicht mehr wirksam erscheint, ihre Brauchbarkeit großentheils auf, während oft noch junge Leute ein entschiedenes Talent für ältere Charaktere entwickeln, wie dieß bei Devrient in seiner frühesten Jugend der Fall war.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 77.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 31. März 1830.

Antonio, ich will dir etwas sagen,
Ich liebe dich und Liebe spricht aus mir.

Shakespeare
Kaufmann von Venedig.

Blick auf Gesinnung und Streben in den Jahren 1776 — 1778.

Herr von Winanko an Herrn von Briest.

Potsdam den 31ten März 1776.

Dem Herrn von Nennhausen meinen freundlichen Gruß zuvor. Ich wollte, daß ich lieber, ich weiß nicht wo? wäre, als auf den Brachfeldern bei Potsdam. Kann man wohl dazu kommen, einen vernünftigen Gedanken zu fassen? Und wenn man ja noch so viel Zeit übrig hat, so ist es nur, um Dinge zu schreiben, wobei der leidige Kopf mehr als das Herz die Hand führt.

Lassen Sie sich's klagen, mein Bester, wie mir's geht, wie mir zu Muthe ist.

Immer wollte ich an Sie schreiben, und wie die ersten acht Tage verstrichen waren, ohne daß ich eine Zeile niederschrieb, so fing es an, mich zu wurmen. Aber, dachte ich wieder, du wirst bald alles wieder einbringen, nur Geduld! — Ja, wenn Nachläßigkeit einzubringen gewesen wäre! Es verstrichen noch acht Tage, und wie die vorüber waren, kündigte mir mein Gewissen förmlich den Krieg an. „Ist das die Art, wie man sich von Verbindlichkeiten losmacht, womit man überschüttet worden? Erkennt man so die Güte eines Freundes? Erfüllt man so sein Versprechen, fleißig und unverrückt zu schreiben?“ Vergebens wollte ich mich damit entschuldigen, daß ich Herrn von Münchow eine lange Beschreibung meiner Reise nach Nennhausen aufgesezt, daß ich den Plan von Nennhausen gezeichnet, daß ich von seinem liebenswürdigen Besitzer stündlich gesprochen, unaufhörlich an ihn gedacht hatte. „Das ist nicht genug,“ war die Antwort. „Du mußt zeigen, von welchem Geiste Du belebt bist, mußt ein Sohn deiner Thaten, nicht deiner Worte seyn. Was konnte ich dagegen erwiedern? Nichts! und deßwegen ergriff ich geschwind die Feder, machte mir den ersten Augenblick, den ich von Berufsgeschäften frei war, zu nutze, um Ihnen nur die Versicherung meiner zärtlichsten Freundschaft zu wiederholen und Ihnen zu sagen, daß ich immer noch, immer meinen Briest im Herzen trage, und stolzer darauf bin, als das ruhmsüchtige Herz auf den Stern ist, der es bedeckt.

„Der Geist, durch den ein Cato groß geworden,
„Fährt in kein Band und ruht auf keinem Orden.“

sagt einmal unser Hagedorn, und so oft die Rede von Sternen und Ordensbändern ist, fällt mir das Sprüchlein ein.

Aber warum muß ich meinen gerechten, edlen Stolz mit einem so niedrigen vergleichen? künftig will ich mich auf bessere Gleichnisse befleißigen. Jezt habe ich viel mehr zu thun, als auf Gleichnisse zu sinnen. Ich habe Sie zu fragen, wie es Ihnen geht? und was Sie und unser lieber Knobloch machen? und ob Sie wohl zuweilen an Ihren Anführer, und seinen, im Eichenwalde so glorreich errungenen Sieg über die Feinde der Munterkeit und des La-

chens, zurückdenken? ob Sie das grausame Schicksal des unglücklichen Königs Artaxerxes bejammern? Ich habe die Verwegenheit gehabt, zu diesem unverbesserlichen Werke noch Eins und das Andere hinzuzusetzen. Es führt anjezt den Titel: „Artaxerxes, oder der Dornstrauch.“ Der Schauplatz ist im Garten, nahe an der Burg des Königs. Es sind einige ganz vortreffliche Veränderungen im Stücke vorgenommen, vorzüglich mehrere Arien. Da der ganze Ursprung des Trauerspiels Ihnen vielleicht noch unbekannt seyn dürfte, und Sie vielleicht nicht werden begreifen können, wie es das Werk eines Sterblichen seyn könne, so dient Ihnen hiemit zur Nachricht:

„Als einst Apoll die Pierinnen,
„Cyther' und ihre Huldgöttinnen,
„Minerv' und Cynthia
„Und alle Damen des Olympus
„Beim Nektar und Ambrosia
„Für Langeweile gähnen sah:
„Schickt' er zu seinem Favoriten,
„Dem Dichter Melpothelilimpus,
„Und ließ ihm seinen Gruß erbieten
„Mit dem Befehl, ein Drama auszubieten,
„Wobei die ernste Pallas selbst vor Lachen
— — — — — — —
— — — — — — —
„Der Dichter schrieb ein solches Drama;
„Stracks ließ Apollo durch die Fama
„Mit vielem Wesen und Geschrei
„Den Götterdamen annonciren,
„Daß man gesonnen sey,
„In ihrer Gegenwart ein Schauspiel aufzuführen.
„Er selbsten würde mit agiren
„u. s. w. — u. s. w.“

Alle diese geheimen Nachrichten haben wir vom Merkur, der den Schauspielern soufflirt, und auf einer Reise nach der Unterwelt, als er einmal ohne einen Dreier Geld gewesen, das Drama an einen Hypochondristen verkauft hat.

* * *

Potsdam den 1ten April.

Heute ward in hiesiger katholischer Kirche die Passionsmusik von Bach, zum Besten der Armen, aufgeführt. Heute erhoben sich auch Se. Majestät mit der ganzen Garnison zum ersten Mal wieder vor's Thor zum Exerziren. Der Monarch war mit allem zufrieden. Vor vierzehn Tagen bezogen Sie Ihr Lustschloß zu Sanssouci. Den Tag zuvor speiste der Kronprinz mit seiner Durchlaucht Gemahlin bei Höchstdenselben, eine Ehre, die Ihnen seit anderthalb Jahren nicht widerfahren war. Der dritte Adjudant vom Prinz von Preußen bleibt noch bis zu seinem Abschied. Wer doch so gutem Exempel folgen könnte! So seufzen viele!

Geologische Neuerungen.

(Beschluß.)

Die Anschwemmungen im Rheinthal.

Die Ebene, welche der Rhein von Basel bis Mainz durchströmt, wird der Länge nach von zwei Bergketten, den Vogesen und dem Schwarzwalde begrenzt, die von Süd nach Nord streichen. Dieses Thal ist in seiner ganzen Länge und Breite, gleich vielen ähnlichen Thälern, mit einer ungeheuern Masse von Thon, Mergel und Sand bedeckt, welche fast überall eine Menge abgerollter Kiesel und an manchen Orten Felsblöcke von verschiedener Größe enthält; kurz, der Boden des Rheinthals besteht überall aus sogenanntem Diluvium. Offenbar sind jene aufgelagerten und zusammengeschwemmten Massen Trümmer der umgebenden Gebirge, denn sie bestehen durchaus aus denselben Steinarten, die man in den Bergen selbst findet. Der Sand im Thale ist zwar weiß oder graulich, enthält aber häufig kleine röthliche Adern, zum deutlichen Beweis, daß er von Zerstörung des rothen Sandsteins herrührt, der Hauptsteinart jener Gebirge, aus der alle Dome dem Rhein entlang gebaut sind. Die Mächtigkeit dieser Anschwemmung nimmt zu, je weiter man gegen die Mitte des Thals kommt, wird dagegen geringer, je mehr man sich beiderseits den Bergen nähert. An vielen Punkten findet man Ueberreste fossiler urweltlicher Thiere, wie Elephanten, Nashörner u. s. w. Am Fuße der Schwarzwaldkette sieht man kleine 250 — 300 Fuß hohe Hügel, aus gelblichtem, feinem Mergel bestehend, der ungeheure Mengen von Land- und Flußmuscheln und Thierknochen enthält; dieser Mergel liegt auf dem Sand und den gerollten Kieseln auf, die den Boden der Ebene bilden.

Solche aufgeschwemmte Massen finden sich in fast allen Thälern von Elsaß und Lothringen, in Baden und Würtemberg; ferner längs der Donau, in allen Thälern Ungarns und sehr häufig in Frankreich. Was also vom Rheinthal gesagt wird, gilt von allen Thälern ähnlicher Art.

Die Frage nach dem Wesen und dem Ursprung jener aufgeschwemmten Masse ist unter den Geologen noch nicht entschieden. Nach allen Verhältnissen, besonders nach den fossilen darin begrabenen Thieren, scheinen diese Trümmer in der geognostischen Periode, welche dem Auftreten des Menschen auf der Erde unmittelbar oder doch nicht lange vorherging, von den Bergen losgerissen und von einer Fluth zusammengehäuft worden zu seyn. Einige sehen in diesen aufgeschwemmten Massen deutliche Belege für große, durch Wasser, das einst in Strömen aus der Atmosphäre niederfiel, herbeigeführte Katastrophen; andere erblicken in diesem Sand, diesen gerollten Kieseln die Folgen von plötzlichen Einbrüchen des Meers auf die Kontinente; andere endlich meinen, dieses Diluvium sey einfach das Produkt von Kräften, wie sie jezt noch wirken.

der natürlichen Wasser der Gebirge und der verschiedenen meteorologischen Erscheinungen, nur daß diese Kräfte damals unverhältnißmäßig mächtiger wirkten. Der Gedanke, den der Franzose Rozet kürzlich über diesen Gegenstand geäußert hat, ist wohl an sich nicht ganz neu, aber die Art, wie er ihm wissenschaftliche Haltung zu geben sucht, immer bemerkenswerth. Er glaubt, zu einer gewissen Zeit seyen ungeheure Massen gesäuerten Wassers aus der Erde Schooß hervorgebrochen, haben die Berge zertrümmert, sich an ihren Seiten herabgestürzt, die Trümmer mit sich fortgerissen und sie auf mechanischem und chemischem Wege zerbröckelt, abgeschliffen und gerundet. Da es nach allen physischen Merkmalen scheint, daß die Depots, von denen hier die Rede ist, sich aus einer gewaltsam bewegten Wassermasse gebildet haben, so wollte Rozet sehen, ob, wenn er alle Bestandtheile derselben in ähnliche Verhältnisse bringe, sich dasselbe Resultat ergebe. Er brachte also in ein Becken ein gewisse Menge Mergel, Sand und gerollte Steine, rüttelte alles gewaltsam durcheinander, ließ die Masse sich setzen, untersuchte nun die innere Struktur des Abgesezten, und fand wirklich eine ganz ähnliche Schichtung, wie in der Natur: der Mergel, leichter als der Sand, bildete den obersten Theil, in einer gewissen Tiefe wurde er sandig, dann kam ganz reiner Sand mit zerstreuten Kieseln, aber der größte Theil dieser leztern befand sich ganz unten.

Von seiner Voraussetzung, daß Ströme gesäuerten Wassers aus der Erde gebrochen seyen, und von der Annahme ausgehend, daß der weiße Sand des Rheinthals nichts als das zerriebene Gestein der Berge sey, suchte nun Rozet ausfindig zu machen, welche Säuren wohl auf den rothen Sandstein entfärbend wirken, und endlich gelang es ihm, den rothen Sand ganz zu entfärben, indem er durch das Wasser, das eine gewisse Menge davon enthielt, einen Strom von Kohlensäure gehen ließ.

Bekanntlich finden sich noch jezt in den meisten Gebirgen Quellen von mit Kohlensäure oder sogenannter fixen Luft geschwängertem Wasser, und die Bergketten, die sich an den Rheinufern erheben, sind vorzüglich reich daran. Diese Quellen sind nun, nach dieser Theorie, nichts, als schwache Zeugen und spärliche Reste eines gewaltigen Phänomens, das sich in der Periode der Erde, die der jetzigen Schöpfung vorausging, ereignete. In den Schichten der Gebirge des Rheinthals, wie aller andern, lesen wir das Zeugniß von mehreren Revolutionen; die lezte Katastrophe dieser Art nun hat gewaltsam die Kanäle geöffnet, durch welche das gesäuerte Wasser ausbrach und jene Anschwemmungen von Gebirgstrümmern erzeugte. Jene Wasserströme überflutheten die Kontinente, zerstörten Pflanzen und Thiere der damaligen Schöpfung und begruben ihre Reste unter den Felstrümmern, die sie mechanisch und chemisch abrundeten. Diese Katastrophe dauerte wohl sehr lange und hatte mannigfache Paroxysmen; endlich aber stellte sich das Gleichgewicht wieder her, die Mündungen jener unterirdischen Ströme schlossen sich, es sind aber noch hinreichende Spuren vorhanden, die ihr einstiges Daseyn beweisen. Nach wiederhergestellter Ruhe bevölkerte ein neues Geschlecht die Erde, und der Mensch trat auf. Da aber die Kräfte, welche sich in jener Katastrophe gewaltsam entladen haben, immer noch, für den Menschen unberechenbar, im Innern der Erde schlummern, so kann man nicht dafür stehen, daß sie nicht einst zu neuer Thätigkeit erwachen und eines Tags alles, was lebt auf Erden, zerstören.

So hat also der Erdebewohner die Wahl, ob er der Furcht, in Strömen von Sauerwasser zu ertrinken, oder der Furcht, von aufsteigenden Gebirgen emporgerissen und verschüttet zu werden, den Vorzug geben will. Doch weder die eine noch die andere Aussicht wird viele erschrecken; denn es ist wohl tief in unserer Natur gegründet, daß auf den Menschen, der vertrauensvoll auf dem alten, festen Mutterboden der Erde steht, die unwahrscheinlichste Prophezeihung vom Weltuntergang aus siderischen Gründen, weit grössern Eindruck macht, als die bündigste Beweisführung aus geologischen Gründen, daß die Rolle des Menschen auf dieser Erde sich nicht ewig fortspielen, und daß einst eine neue Schöpfung an die Stelle der jetzigen treten wird.

H.

An einen schweigenden Dichter.

Von einem Sänger las ich der Hellenen,
Der sich des klügsten Volkes Lob errungen,
Und doch nicht laut, nur innerlich gesungen:
Der Mähre wußt' ich keinen Sinn zu lehnen;

Doch seit ich deinen Mund, so reich an Tönen,
Von dem sie einst wie Quellen frisch entsprungen,
Stillschweigen seh', hat Schauer mich durchdrungen
Mit der Erkenntniß des geheimen Schönen.

Unangefangen, unvertönt wallt stille
Ein Wohlklang über dich vom Haupt zur Sohle
In immergleichen Strömen fühlbar nieder.

Nicht Nachklang ist's der einstgesung'nen Lieder,
Ob auch ihr Ton in ihm sich wiederhole;
Ihr Fortklang ist's im Brunn der Liederfülle.

A. Schöll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, März.

(Beschluß.)

Hofburgtheater. Andere Theater. Literatur. Verzehrungssteuer.

Es genügt keineswegs, alte Fächer mit alt gewordenen Individuen auszuflicken, und hierin liegt meines Bedünkens ein Mißgriff unserer Theaterverwaltung, der gefährlich zu werden droht und schon jezt in der Darstellung für Jeden

fühlbar ist, der mehr Urtheil zur Sache bringt, als der größte Theil der Beschauer, der erst dann etwas merkt, wenn kaum mehr zu helfen ist. Ich frage jeden unpartheiischen und sachverständigen Beurtheiler, ob, während Korn, Löwe, Fichtner, Wothe, Herzfeld, Mad. Löwe, Mad. Korn, Mlle. Sophie Müller, Karol. Müller, Mad. Anschütz, Mlle. Pistor, Mad. Fichtner, noch immer die jüngeren Partbien des Conversationsstücks so trefflich ausfüllen, Hr. Wilhelmi und Costenoble, wie wacker sie auch beide sind, und noch mehr, ob die Damen Weissenthurn, Kruschka und Lembert genügen, den älteren Rollen gleiches Recht zu verschaffen? Man kann der Sachkenntniß der Hoftheaterdirektion mit Fug und Recht vertrauen, daß sie besorgt ist, das Gedeihen ihrer Anstalt bestmöglichst aufrecht zu erhalten; auch hat ihr bisher selten fremder Rath nothgethan, um das Zweckmäßigste zu wählen; aber alles das vollkommen zugestanden, bleibt das hier Gesagte nichtsdestoweniger wahr und unwiderlegbar. Man sehe und vergleiche nur Vorstellungen, wie wir sie in früherer Zeit, noch vor drei, vier Jahren, besezt sahen, mit den gegenwärtigen, und wenn man Augen hat, wird man wahrnehmen, ob ein Unterschied sey oder nicht. Dieser Unterschied wird aber, wie gesagt, nicht in den jungen Rollenfächern gefunden werden, die noch immer, gleich vortrefflich besezt, das Ganze noch bei Ehren erhalten, wohl aber in den älteren. Eben so sieht man in Nebenrollen, die sonst meist vorzüglich bedacht waren und zur Rundung und dem Totaleffekt so viel beitrugen, oft nur wahre Lückenbüsser.

So viel mag über unser Hoftheater einstweilen genügen; ich habe Ihnen heute nur flüchtig seinen gegenwärtigen Standpunkt im Allgemeinen andeuten wollen; wenn ich Ihnen wieder schreibe, finde ich wohl Gelegenheit, in einige Einzelheiten der Darstellung einzugehen. Sie werden mir erlauben, über die übrigen Bühnen nur wenige Worte zu verschwenden. Meine Ansichten über Volksbühnen kennen Sie; sie sind nicht im Einklang mit den gewöhnlichen, und ich möchte meinem Gewissen nicht so sehr zu nahe treten, z. B. das Theater an der Wien unter Hrn. Carls Leitung eine Kunstanstalt zu nennen. Was ist da von Kunst zu finden? Trivialitäten, manchmal, wenn es gut geht, ein gesunder Spaß und höchstens die Stücke von Mad. Pfeiffer-Birch, die allerdings ein etwas würdigeres Streben bekunden, ganz abgesehen von ihrem Werthe oder Erfolge. Wollen Sie aber hierüber entgegengesezte Stimmen vernehmen, so lesen Sie die gewöhnlichen Lobhudeleien der Tageblätter. Mitunter kommt der herrlichste Unsinn der Welt zum Vorschein, wenn diese Lobposaunen den Mund recht voll nehmen. So stand in einem Blatte der Theaterzeitung neulich Folgendes: „Hier — in der Rolle der Behlen in den dreißig Jahren aus dem Leben eines Spielers — ist vieles auf den Kontrapunkt der Gefühle berechnet, hier muß man sich ganz auf den Generalbaß des Herzens verstehen. — — Mad. Pann wußte das alles so reizend mit Liebe zu verschmelzen, daß sich die anscheinend widerstrebenden Empfindungen zu einem Gusse vereinigten, aus dem eine Glocke hervorging, bei deren vollem Schlage Liebe und Schmerz ihr stilles Thränenamt hielten!“ — Solchen Galimathias nimmt eine umsichtige Redaktion auf, so etwas nennt man Theaterkritik, und aus solchen hündischen Schwanzwedeleien soll der Schauspieler etwas lernen und die Kunst soll dabei vorwärts kommen! Viel Glück dazu! — Im Leopoldstädter Theater (von dem Mlle. Krones, die nun an der Wien gastirt, abgegangen ist) kämpft der wackere Raimund mühsam, den Nachen über dem Wasser zu halten. Die Unkenntniß und der Eigensinn des Eigenthümers dieser Bühne ist eine Klippe, an der dieser geschickte Pilote doch am Ende Schiffbruch leiden muß, und früher oder später wird, wenn nicht ein Deus ex machina der Sache wieder etwas aufhilft, diese in mancher Hinsicht wirklich merkwürdige Bühne wohl auch den Weg alles Fleisches gehen. — Wenn ich des Hofoperntheaters unter der Leitung des Grafen Gallenberg zulezt erwähne, so geschieht es keineswegs, weil ich nichts Gutes davon zu sagen wüßte; vielmehr muß man dem Eifer des Hrn. Grafen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hat in der That das Mögliche geleistet, und wenn das Vorhandene großen Ansprüchen nicht durchaus genügt, so ist billig zu erwägen, daß nach so glücklichen Constellationen, wo die größten Gesangskünstler Europa's, die sich sonst höchstens hier und da einzeln vorfinden, auf dieser Bühne zu gleicher Zeit und gemeinsam wirkten, alles später Geleistete immer bei dem Vergleiche mit der italienischen Oper nur verlieren muß. Stellt man aber die hiesige Oper mit den deutschen Opernbühnen in Vergleich, so wird unserer Anstalt, selbst gegen die besten gehalten, immer noch mit Ehren bestehen. Das Ballet ist vortrefflich, und Mlle. Mimi Dupuy unter vielen ausgezeichneten Mitgliedern das vorzüglichste.

In der Literatur ist von den guten einheimischen Schriftstellern nichts Neues zur Oeffentlichkeit gekommen; dagegen geht der literarische Markt und Trödel unter jenen um so fleißiger fort, von denen für unser Vaterland weder Ruhm, noch Nutzen zu gewärtigen ist. Die Werke des Bischofs Sailer haben ein Privilegium gegen den Nachdruck erhalten; es steht mindestens zu hoffen, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo durch allgemeine Gesetze und nicht durch ausnahmsweise ertheilte Privilegien Druckdieben der Betrieb ihres Schandgewerbes niedergelegt werden wird. Die hiesigen Buchhändler haben zu diesem Ende selbst Vorstellungen an die Regierung gelangen lassen, und da über die Unmoralität der Sache unter civilisirten Nationen wohl kein Zweifel mehr obwalten kann, so läßt sich, bei dem wahrhaft würdigen, gerechten und zeitgemäßen Gange, den die innere Verwaltung zu gehen beflissen ist, hoffen, daß dieser Schritt der Buchhändler die erwünschte Wirkung nicht verfehlen werde.

Die neu eingeführte Verzehrungssteuer, über die im Auslande viel Unwahres gefaselt wurde, erweist sich im Prinzip und in allem Wesentlichen durchaus zweckmäßig und entsprechend. Nur in der Anwendung scheinen manche Mißgriffe mit untergelaufen zu seyn, die man einsieht und abzustellen bedacht ist, dabei aber, wie billig, nicht übereilt verfahren will, um nicht einen Irrthum durch einen andern zu ersetzen. Alle noch so genau überdachten Verwaltungsmaßregeln brauchen die Nachweisungen der Erfahrung, um sie auf den Standpunkt ihrer möglichsten Zweckmäßigkeit bringen zu können. Hier hat sich alles Erhebliche des Entwurfs durchaus probehaltig gezeigt, und so wird es leicht seyn, das zu beseitigen, was in der Ausführung mangelhaft erscheint. Eine gleichmäßigere und billigere Vertheilung der Abgaben, als bisher, Erleichterung für den kleineren Grundbesitzer und die Ersparung eines Heeres von Erhebungsbeamten sind die Vortheile, die sich nicht wegläugnen lassen; auch fangen viele der entschiedensten Gegner dieser wohlthätigen Maßregel an, ihr laut Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das segensreiche Wirken des vortrefflichen Grafen Kolowrath wird auch hierin von dem Lande erkannt und dankbar gewürdigt.

Auflösung der Palindrome in Nr. 74:

Hausrath, Rathhaus. Maulaffe, Affenmaul. Baumeister, Meisterbau.

Beilagen: Intelligenzbl. Nr. 9. u. Monatsreg. März.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Vier und zwanzigster Jahrgang.

1830.

April.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände" enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus grössern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt" Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts" für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt" in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts" eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt" bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt." — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Romane und Erzählungen.

Länder- und Völkerkunde.

Naturgeschichtliches.

Reisen.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 26.

Literatur-Blatt.

№. 79.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 2. April 1830.

Das Schwerdt der Macht, das in die Wage fällt,
Schnellt in die Luft des Rechtes leichte Schaale.

F. Schmit.

Pipins Engel.

Eine Erzählung aus der frühern baierschen Geschichte. 741 — 768.

Ehe der tapfere fränkische Hausmeier, Karl der Martell, starb, hatte er zuvor seine Macht unter seine drei Söhne vertheilt, unter Karlmann, Pipin und Grifo, seinen Sohn zweiter Ehe, welchen ihm die schöne Sonnichildis geboren, die er in ihrer frühen Jugend aus Bojoarien gefangen fortgeführt hatte. Aber die älteren Brüder gaben der Stimme des Ehrgeizes Gehör, achteten das Recht des Unmündigen geringe und theilten des Vaters Macht unter sich, ohne Grifos zu gedenken. Ueber solche That empört, erhob Sonnichildis laute Klage vor dem Volk, sammelte ihre Anhänger um sich her, um durch Gewalt der Waffen Grifos Recht zu fordern, und wandte sich mit ihnen und dem Sohn nach Laon, auf steiler Höhe im ebenen Feld gelegen. Doch vermochten sie der Brüder vereinigten Heeren nicht zu trotzen, Laon ward berennt und erobert, Grifo und Sonnichildis gefangen fortgeführt, ersterer auf einem Schloß in den Ardennen streng verwahret und Sonnichildis gezwungen, in dem Kloster von Köln den Schleier zu nehmen.

Aber nicht jedem werden die heiligen Mauern zum Wohnsitze des Friedens; die Leiden des Herzens verhüllet der Schleier wohl, doch vermag er sie nicht zu beschwichtigen, nur von innen heraus will der Feind im Busen besiegt seyn. — Sonnichildis vermochte die stolzen Träume von Erdenhoheit nimmer zu verschmerzen, ihr Herz lechzte nach Rache, und der Gedanke, selbst im Kerker noch den ungerechten Söhnen furchtbar werden zu können, ward ihr Stolz und ihre Hoffnung. Chiltrudis, der königlichen Hausmeier schöne Schwester, hatte immer mit kindlicher Liebe an Sonnichildis gehangen und nimmer in dieser die rechte Mutter vermißt. Deßhalb sprach sie auch jetzt mit dem edlen Feuer der Jugend für die Rechte der gekränkten Frau und hatte dieserhalb von dem mächtigen Brüderpaare viel Hartes zu erdulden. Dieß war Sonnichildis nicht fremd geblieben, und sie benutzte ihren Einfluß auf die Stieftochter, sie zur Flucht in's bojoarische Gebiet zu verleiten.

Was die schlaue Frau vorhergesehen, geschah. Herzog Odilo, welcher damals auf seiner Väter Thron saß, empfing die schöne Verwandte zu Regensburg gastfreundlich; von ihrem Liebreiz und ihrer Anmuth gefesselt, von ihrem Unglück gerührt, bot er sich ihr zum Beschützer und Gemahl an, und der Brüder Drohen nicht achtend, ward sie die Seine.

Karlmann und Pipin aber weigerten fort und fort diesem Ehebündniß ihre Zustimmung, und sie, welche schon lange die Rechte des Königs sich selber angemaßt, ließen Odilo zum Gehorsam und an die Oberherrlichkeit der Franken mahnen. Aber das Demüthigende einer solchen Erinnerung hat niemals ein Fürst agilolfingischen Geblüts gelassen erduldet, auch achtete sich Odilo seit Karl des Martells Tode völlig frei. Denn es war der Zeiten Sitte und Recht, den Todten sey kein Lebendiger schuldig. Deß-

halb hielt auch Odilo den Unterwerfungsvertrag Bojoariens mit Karls Tode für gebrochen, und rüstete sich, seines Landes Unabhängigkeit zu bewahren.

Aber wie viele befreundete Völker auch herbeizogen, den Bojoaren Hülfe zu leisten und den Stolz der Franken zu demüthigen, als Slaven und Thüringer, so die nachbarlichen Allemannen jenseits des Lech; dennoch war das Heer der Verbündeten der Macht der Franken nicht gewachsen, welche täglich drohender anschwoll, so daß den Verbündeten fast vor des Kampfes Ausgang grauete. Da erbot sich der Gesandte des heiligen Vaters, Sergius geheißen, noch einmal den Weg der Milde zu versuchen. Mit Ehrfurcht und Huld empfingen ihn die königlichen Hausmeier. Als nun aber Sergius seine Stimme erhob und den Franken im Namen des heiligen Petrus und seines irdischen Stellvertreters befahl, umzukehren und die Vergießung christlichen Blutes zu meiden, da lächelten die schlauen Feldherrn voll gerechten Zweifels an der Aechtheit seiner Sendung, und Sergius schied verhöhnt und zürnend.

Nachts darauf überfielen der Franken Heere das Lager der Verbündeten, und obgleich diese mit Löwenmuthe fochten und ihre Niederlage theuer verkauften, denn der Franken fielen mehr als früher in ihren blutigsten Schlachten, so mußten sie endlich doch der Uebermacht erliegen. Die Franken drangen vor, und unter den Jubelruf ihrer Siegesfreude mischten sich noch Worte des Hohnes gegen Sergius, den Priester, welcher, einer der Ersten, gefangen in ihre Hände fiel. „Seht Ihr nun, wie recht wir gestern hatten, Herr Sergius?“ so rief man ihm entgegen, „Sankt Peter hätte uns mit nichten geholfen, wäre unsere Sache schlecht gewesen. So glaubt es nun, daß Bojoarien den Franken angehört durch Gottes Urtheil und den Beistand des Fürsten der heiligen Zwölf!“

Zwei-und-funfzig Tage lang dauerte darnach der Sieger feindseliges Walten, Plünderung und Verfolgung der Flüchtlinge, bis endlich völlige Unterwerfung dem Lande den Frieden wieder gab. Den Herzog Odilo aber führten die königlichen Hausmeier gefangen mit sich fort in ihre Heimath.

Gleichwie der Blitzstrahl, welcher die Hütte des Landmanns entzündet, auch die Wohnung der friedlichen Schwalbe verzehrt, welche unter seinem Dache genistet, geht auch das Glück der Niedern im Volke in den Zwisten der Großen und Mächtigen auf und unter. Viele Thränen mischten sich in Chiltrudens gerechte Klage, manche Mutter jammerte über dem Leichnam ihres erschlagenen Sohnes, manche Gattin und Braut rief vergebens nach den Heißgeliebten, und mancher Seufzer folgte der geraubten Habe, welche der Sieger Beute geworden.

Auch in eine der Hütten am Würmsee, in welcher Hunold das friedliche Fischer-Gewerbe trieb, war seit der Niederlage am Lech großes Leid eingezogen. Zwei blühende Söhne hatten sich mit freudigem Muthe zum Kampfe für Fürst und Vaterland gerüstet, und keiner derselben war heimgekehrt. — Seitdem war das Auge der Mutter nicht trocken geworden, den Vater hatte der Schmerz auf's Siechbette geworfen, und die holde Bertha, jezt Hunolds einziges Kind, zürnte fast der schwachen Kraft des Weibes, welche ihr versagte, für den Tod der Lieben an ihren Mördern Rache zu nehmen. Ihr erschienen die fremden Kriegsgesellen gleich bösen Geistern, welche der Neid aus ihrem finstern Abgrunde auf die schöne Erde herauf getrieben, um hier der Menschen Glück zu stören, und wenn je zuweilen einer derselben sich bis in ihr einsames Thal verirrt hatte, so war sie bei seinem Anblick voll Abscheu entflohen.

Aber Gastfreundschaft ist des Deutschen angeborne Tugend, und auch Bertha war sie heilig. Darum, als eines Abends, da sie zu einer nahgelegenen Quelle gegangen war, um für den kranken Vater einen frischen Trunk zu holen, zwei Männer auf die Jungfrau zugeschritten kamen und Obdach für die Nacht von ihr begehrten, weil sie auf der Jagd verirrt und sehr ermüdet seyen, vermochte ihnen Bertha diese Bitte nicht zu versagen, obwohl ihr Kleidung und Sprache sogleich verriethen, daß die Fremdlinge den Feinden ihres Vaterlandes angehörten. Schweigend nickte sie den Bittenden Gewährung zu und schritt voran, sie zur Hütte zu geleiten. Als nun aber einer der Jünglinge mit freundlicher Geberde und gütigen Worten ihr nahete und ihre Hand ergreifen wollte, da schauderte die Jungfrau zusammen, gleich als habe eine Natter sie berührt; denn der Gedanke durchzuckte ihre Seele, wie vielleicht dieselbe Hand, die die ihrige erfassen wollte, den Pfeil abgesendet habe, der ihres Bruders Brust durchbohrt, und voll sichtlichen Abscheus wandte sie das Antlitz abwärts und eilte mit noch schnelleren Schritten der väterlichen Hütte zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rio Janeiro.

(Fortsetzung.)

Nach der Versicherung glaubwürdiger Leute gibt es wohl in wenigen Städten mehr Schmuggler, Diebe, ja Mörder als in Rio Janeiro. Mordthaten kommen außerordentlich häufig vor. Völlerei, Eifersucht und Hang zur Dieberei sind unter den niedern Volksklassen die ewigen Quellen von Mord und Todtschlag. Der Gebrauch der Brasilianer, beständig ein Stilet im Gürtel zu tragen, begünstigt dieses schreckliche Unwesen nur zu sehr.

Dieser schlimme sittliche Zustand rührt wohl von verschiedenen Ursachen her, unter andern auch vom Klima; die hauptsächlichste aber ist ohne Zweifel die Sklaverei,

die hier noch streng gesetzlich besteht und alle Laster aufrecht hält, die gewöhnlich in ihrem Gefolge auftreten. Und wie könnte der Brasilianer sich von den verderblichen Einflüssen einer solchen moralischen Auflösung frei erhalten, da er gleichsam schon durch die Muttermilch angesteckt wird? Mehr als irgendwo in der Welt haben sich hier die Mütter von der heiligen Pflicht, ihren Kindern selbst Nahrung zu geben, losgesagt, und laden diese Last auf ihre Negerinnen ab. Die Erziehung ist in den ersten Jahren, oft noch viel länger, fast ganz in den Händen elender Sklaven, deren Haupteigenschaft natürlich die Kunst ist, zu kriechen und zu schmeicheln.

Der Unterricht, wohl das einzige Mittel, solche Verderbniß zu bekämpfen, wird indessen in Rio nicht ganz vernachläßigt. An Elementarschulen fehlt es nicht, die Kinder lernen lesen, schreiben und rechnen, nach einer deutschen Methode, wornach alles gleichsam abgesungen wird. Seit der Unabhängigkeitserklärung hat auch der wechselseitige Unterricht Eingang gefunden, und die neue Ordnung der Dinge hat geistiges Streben aller Art sehr gefördert. In verschiedenen öffentlichen Schulen wird jetzt Latein, Griechisch, Französisch, Englisch, Philosophie, Mathematik, Zeichnen gelehrt. Es gibt Institute für Marine, Genie, Arzneikunde; namentlich das Französische wird ausnehmend stark getrieben; die Buchhandlungen sind überfüllt mit unsern besten literarischen und philosophischen Werken, und die Erfahrungswissenschaften werden fast durchaus nach französischen Schriften gelehrt. Der Schüler sind aber bei weitem noch nicht so viele, als zu wünschen wäre.

Die Religion, auf die man zuerst sollte rechnen dürfen, wenn es sich von Dämpfung wilder Leidenschaften und sittlicher Umwandlung eines Volks handelt, ist hier leider ein ganz unnützes Werkzeug, von dem man sich vergeblich den mindesten Dienst in einer so wichtigen Sache verspräche. Weit entfernt, einen Damm für den Strom abzugeben, läßt sie sich selbst mit hinreißen, und man müßte sie erst in ihre eigenen Schranken zurückweisen, bevor man ihr das Recht einräumte, welche zu ziehen. Wie schon erwähnt, sind die Kirchen bequemere Orte für Liebeshändel als die Schauspielhäuser, und dieser einzige Zug ist so bezeichnend, daß er die Mühe, sich weitläuftiger darüber auszulassen, erspart. Ich wohnte einmal einem Kirchenfeste in der Kirche zu St. Luzien bei, wenn man anders einen Akt so heißen kann, zu dem ein Menschenhaufe zusammengelaufen war, der nur sehen, gesehen werden und gute Musik hören wollte. Die Frauen gehen hier fast nie aus, außer in die Kirche; ich will nicht behaupten, die Feste seyen gerade nur darum so häufig, indessen wird fast jeden Abend eines gefeiert. Sonderbarerweise werden sie nicht nur durch Glockengeläute angekündigt, sondern auch durch Feuerwerk, das an hellem Tage und zu wiederholten Malen abgebrannt wird. Ich sah hier sehr viele Portugiesinnen, die mir mittelmäßig hübsch vorkamen; doch waren es meist interessante Brünetten. Ist der Putz, in dem sie sich zu diesen Festen begeben, nicht sehr züchtig, so ist er desto eleganter, etwa wie wenn sie auf den Ball oder in die Oper gingen. Aber einem Menschen, der in Frankreich erzogen und daher bei den Geistlichen an fromme Haltung und Sammlung gewöhnt ist, wird dann am sonderbarsten zu Muthe, wenn er die hiesigen Geistlichen an den Altar treten, sich zu der Gemeinde umkehren, mit den Augen Bekannte aufsuchen, dem einen zulachen, andere grüßen sieht.

Mönchen begegnet man sehr häufig in den Straßen. Sagt die skandalöse Chronik wahr, so legen die Mönche Abends ihr Ordenskleid ab, werfen sich in ganz weltliche Gewänder und betragen sich durchaus weltlich. Ich sah viele, die jungen Kavalieren glichen; einmal hielt ich einen für einen Offizier, und zwar für einen alten Schnurrbart, der seine meiste Lebenszeit im Lager zugebracht hat. Er selbst benahm mir noch zur rechten Zeit meinen Irrthum. Die Benediktiner sind die reichsten; sie besitzen eine Menge Häuser, Höfe, große Zuckerfabriken, eine Menge Sklaven u. s. w. Ja, diese Mönche sollen einen ausgebreiteten Handel nach Indien treiben. Die Sorge, ihr unermeßliches Vermögen noch zu mehren, die Jagd nach einem weichlichen, sinnlichen Leben, darin besteht ihr ganzes Geschäft. Bewunderung verdient dagegen die geordnete Lebensweise der Karmeliterinnen von St. Therese, die im Rufe strenger Tugend stehen; ganz anders verhält es sich aber mit den Franziskanernonnen von Ajuda.

Ist es begreiflich, daß es in Europa Schriftsteller gibt, die einen solchen Zustand der Dinge als Muster aufstellen, welche Länder, in denen sich dieses ihr Ideal verwirklicht, beneiden, und die uns sachte zu dieser Seligkeit zurückführen wollen? In ihren Augen geschieht der Religion dann erst ihr Recht, wenn sie alle Augenblicke eines müßigen Lebens ausfüllt, und sie ist nur dann blühend, wenn ihre Diener reich sind.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Februar.

(Fortsetzung.)

Der Karneval.

Zu wundern ist es, daß der Römer bei seiner Maskenlust keine einheimische komische Person besitzt; der Harlekin ist venetianischen, der Pulcinell neapolitanischen Ursprunges, und beide müssen in diesen Dialekten sprechen.

wenn sie nicht ausgelacht werden wollen. Der Cassandro, der einzige stehende römische Charakter, welcher alle Ereignisse in Rom, alle Thorheiten seiner Mitbürger, alle Schwächen und Sonderbarkeiten der Fremden mit unnachahmlichem Witze und mit der feinsten Satire geißelt, ist auf die Marionettenbude beschränkt; und die unzähligen Doktoren, welche Alles kuriren, die Apotheker, die Alles purgiren, die Advokaten, welche mit der ganzen Welt Prozesse anfangen, und selbst die berühmten Conti, welche in ihrem habit habillé alle Rollen spielen, sind nur Fragmente und können nicht für stehende Charaktere gelten. Aecht nationell erscheint die von den römischen Mädchen so leidenschaftlich geliebte und so überaus reizend getanzte Saltarella. Jedes Mädchen weiß hier das Tambourin zu schlagen, eine Musik, die vielleicht die aufregendste für den Tanz ist. Haben so ein paar muntere Wesen ein Plätzchen auf dem Corso gefunden, so tanzen sie auch ihren lieblichen Tanz gewiß fort, bis sie durch die augenscheinlichste Gefahr, unter die Räder zu kommen, vertrieben werden. So endet nun der Karneval mit seinen unzähligen Bildern, die kein Auge fassen, keine Feder beschreiben kann, und die ein Traum scheinen, so rasch schwinden sie vorüber. Nicht ohne Opfer war die tolle Lust geblieben; mehrere Personen waren unter den Dolchen römischer Eifersucht und mehrere unter den Hufen der zu früh ausgebrochenen unbändigen Berberi gefallen. Da hatten diese von Stacheln und Rauschgold getriebenen Pferde zum leztenmale ihre Bahn durchlaufen, zum leztenmale verkündete der dritte Kanonenschuß ihre Ankunft am Ziele, und dichter und dichter füllte sich der immer dunkler werdende Corso. Da entzündete sich ein Licht am andern; eine ferne Prozession, ein Leichenbegängniß schien die lange schwarze Gasse herabzuziehen, und immer mehrten sich die Lichter, und auf den Straßen, auf den Balkonen, auf den Dächern wurde es helle und heller, und in einem Feuermeere wogte plözlich die lärmende Menge. Da erscholl von allen Seiten das Geschrei, die Losung dieser lezten Stunde der Freude: Moccoli, Moccoli! tönte es aus tausend und tausend Kehlen, und nun begann ein Krieg, der gewiß zu den muntersten gehört, welche man führen kann. Alles, was nur Scharfsinn und Uebung erfinden kann, ist hier aufgeboten, um das Auslöschen und Wegnehmen der Wachskerzchen zu verhindern oder unmöglich zu machen. Die Personen in den Wagen stehen und halten die Lichter hoch in der Luft; die fahrenden Damen tragen ihre Moccoli auf langen Stäben und haben sie mit gefärbtem Papiere umgeben; die Kutscher stecken sie auf die Peitsche, die Bedienten auf die Hüte; Alles steht auf den Stühlen, auf den Trottoirs, und Jeder ist bemüht, allen erdenklichen Angriffen zu widerstehen. Dabei zeigt sich nun vom Ave Maria an Alles ohne Masken, und man kann sich keinen Begriff von der günstigen Beleuchtung dieser Tausende von Lichterchen und dem magischen Reflex machen, welchen diese Flammenmasse auf den unzähligen freudestrahlenden Gesichtern der schönen Frauen hervorbringt, welche in Wagen, auf den Sedien, an Fenstern und Balkonen in ihren idealischen Trachten vertheilt sind. Der Lärmen, die Ausgelassenheit steigt immer höher. Man erstürmt die Wagen, man klettert an den Balkonen hinauf, und was den unten Angreifenden nicht gelingt, das erreichen die Obenstehenden, indem sie mit langen Flaggen die Lichter in den Wagen auswehen oder mit Blasröhren die unzugänglichen, in Papier gewickelten ausblasen. Ein auf diese Art dunkel gemachter Wagen wird ausgelacht. Alles geschieht mit höchster Heiterkeit, und Jeder sucht lachend seine Kerzen wieder anzuzünden, wobei er freilich dem Helfer oft mit Undank lohnt und ihn selbst finster macht. Höchstens rufen die Frauen einmal einem zu kecken Ausbläser ein Cujone, ein Briccone nach, obgleich auch dieses nicht böse gemeint ist.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Stadt Algier.

Der Semaphor von Marseille theilt folgenden Brief eines Mannes mit, der mehrere Jahre in Algier zugebracht hat.

„Die Stadt Algier ist amphitheatralisch gebaut und bildet ein Dreieck. Die eine Seite bespült die See, die beiden andern ziehen sich bergan landeinwärts und bilden die Spize, an welcher der neue Pallast des Deys, die Casba genannt, liegt. Die Stadt wird von dem sogenannten Kaisersfort beherrscht, welches die Ebene von Babazon, die Stadt und das Schloß Casba bestreicht. Die Sternschanze, die noch auf mehreren Karten angegeben ist, steht nicht mehr. Vom Garten des niederländischen und in der Nähe des Gartens des schwedischen Konsuls beherrscht man das Kaisersfort; jene Punkte liegen so hoch, daß man in die innern Höfe des Forts sieht. Dieser Umstand ist von Wichtigkeit, und ich führe ihn absichtlich an, um zu zeigen, wie leicht man das Fort wird zerstören können, von dem Algiers Geschick abhängt.

Von der Seeseite ist Algier furchtbar befestigt; auf der Landseite dagegen kann es keine dreitägige regelmäßige Belagerung aushalten. Die Stadt ist sogar nicht vollständig geschlossen: die Wälle sind hie und da von Wohnhäusern unterbrochen, deren hohe Wände gegen den Graben zwar aussehen wie Fortifikationen, es aber in Wahrheit nicht sind. Die Stadtgräben sind beständig trocken und können nicht unter Wasser gesezt werden, weil sie einen sehr starken Fall haben, daher das Wasser nicht stehenbleiben kann. Die Stadt hat auf der Landseite drei Thore: westlich liegt Babalnet, südlich das neue Thor, gegen Ost Babazon. Wasser wird ihr allein durch eine offene Wasserleitung auf ebenem Boden eine halbe Meile weit her zugeführt. Diese Wasserleitung kann ganz leicht abgegraben und dadurch die Stadt wegen Wassermangels zur Uebergabe gezwungen werden. Die Besazung besteht aus 4000 Türken; 2000 sind in den verschiedenen Pläzen der Regentschaft vertheilt. Die Stadt hat auf der Seeseite 800, auf der Landseite 100 — 120 Feuerschlünde.

Die Hauptschwierigkeit liegt ohne allen Zweifel im Landen. Das französische Heer muß sich darauf gefaßt machen, auf der Rhede Schwärme von Arabern zu treffen, die ihm das Terrain streitig machen werden; diese Araber sind aber undisciplinirte, schlecht bewaffnete Horden; viele führen noch Feuergewehre mit Lunten. Ueberdieß bringen sie wohl nur auf wenige Tage Lebensmittel mit und der Hunger treibt sie bald in die Berge zurück, wenn sie nicht unsere Kanoniere noch schneller dazu vermögen.

Die französischen Karten nennen die Rhede, wo, der allgemeinen Meinung nach, die Landung bewerkstelligt werden wird, Turetta chica. Sie heißt in Algier Sabo ferench und liegt vier französische Meilen westwärts von der Stadt. Indessen findet sich ostwärts, wie westwärts, wo man nun landen mag, Wasser genug. Das Klima ist, wie ich versichern kann, ganz gesund; vielleicht ist es nicht ganz so heiß, als in der Provence, wenigstens nach der schönen Vegetation zu schließen. Fieber herrschen nie in Algier, und die Pest wüthet nur, wenn sie aus Egypten hergeschleppt wird. Seit mehr als zehn Jahren ist nichts mehr davon verspürt worden.“

Beilage: Literaturblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 80.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 3. April 1830.

Ein frohes Völkchen lieber Müßiggänger!

Platen.

Rio Janeiro.

(Beschluß.)

In der Lebensweise der Brasilianer sind noch manche Eigenheiten zu bemerken, die uns auffallen müssen. Die Sorglosigkeit, der Hauptzug im gewöhnlichen Lauf ihres Lebens, ist nicht allein den obern Klassen der Gesellschaft eigen, welche der Reichthum aller Arbeit überhebt, sie ist selbst den niedersten Ständen gemein. Man steht nicht leicht vor acht Uhr auf, und die Sieste, ohne die keiner seyn kann, nimmt weitere vier bis fünf Stunden vom Tag weg. Eine Hauptergötzlichkeit ist, am Fenster die Leute auf der Straße vorbeigehen zu sehen, und Abends vertreiben sich die Frauen, welche auf Ordnung halten wollen, die Zeit damit, daß sie ihre Männer auf der Thürschwelle kämmen, während diese, auf einer Matte ausgestreckt, zur Guitarre singen. In der Stadt machen die Reichen die französischen und englischen Kleidermoden ziemlich genau mit. Auf dem Lande begnügt sich der Mann mit einem Hemd, leichten Beinkleidern und einem Strohhut mit breitem Rand; steigt er zu Pferd, so legt er große silberne Sporen an die nackten Füße, und so reitet er hinein in die weiten Ebenen und macht sehr große Reisen; ein gut geschliffenes Stilet gehört auch noch zu diesem ländlichen Aufzug. Die ganze Kleidung der männlichen Sklaven besteht in schlechten baumwollenen Beinkleidern, und die Negerinnen tragen blos einen Rock und ein Hemd oder ein Halstuch, das ihnen den Busen bedecken soll. Sogar ihre Gebieterinnen halten sich häufig zu Hause an diese einfache Kleidung. Ohne Zweifel deßhalb ist den Frauen einiger Zwang auferlegt, der uns fremd ist: es ist ihnen fast durchaus untersagt, Besuche anzunehmen; sie gehen sehr selten aus und lassen sich niemals von einem Kavalier führen. Geht man spazieren, was selten vorkommt, so ist die Familie unter sich, und man schreitet in bestimmter Ordnung einher: voraus geht das jüngste Kind im Hause, dann kommen in einer Reihe hintereinander nach dem Alter die andern Kinder, die Mutter, die Tanten oder andere Anverwandte, die Männer und hintendrein die Sklaven. In einigen großen Häusern, wo die Etiquette strenger beobachtet wird, dürfen die Mädchen keine andern Männer, als ihre nächsten Verwandten sehen. Auf dem Ball bezeichnet der Hausherr jedem Kavalier die Dame, mit der er tanzen soll; diese Methode ist nicht so bequem als die unsrige für geheime Einverständnisse; man tanzt aber dennoch sehr unanständige Figuren, an denen die jungen Mädchen ohne Scheu theilnehmen.

In einem Lande, wo es Gold und Edelsteine gibt, will Jedermann für reich gelten. Der Luxus ist deßhalb sehr groß; er dreht sich aber nicht, wie bei uns, um Bequemlichkeiten des Lebens und wirkliche Genüsse, es ist blos Prahlerei, ein leeres Schautragen der Verschwendung, wodurch allein die Eigenliebe sich gekitzelt fühlt. Die Frauen treiben den Luxus im Schmuck auf's Aeußerste; es gibt Familien, die, wenn sie sich in großer Toilette befinden, für fünf bis sechs Millionen Diamanten auf dem

Leib tragen. Die Häuser sind meistens nur mittelmäßig möblirt und eben nicht sehr reinlich. Die Reichen haben einen Ueberfluß von schönen Möbeln, sie sind aber geschmacklos aufgestellt. Ebenso verhält es sich mit dem Essen; wenn auch der Speisen mehr als zuviel sind, so ist dagegen von Eleganz bei der Aufwartung wenig zu verspüren. Ich speiste einmal beim Bischof und wunderte mich Anfangs ein wenig, daß man sich um einen sehr großen Tisch sezte, obgleich der Gäste gar nicht viele waren; aber mein Erstaunen wuchs, als man mir von keiner Speise anbot, sondern eine tüchtige Portion von jeder vorsezte; so standen bald acht bis zehn volle Teller um mich her, und man ließ mir frei, nach Gefallen und Geschmack davon zu kosten. Dieser Brauch scheint in den portugiesischen Familien allgemein zu herrschen.

Obgleich Rio Janeiro der bedeutendste civilisirte Punkt in Südamerika ist, so ist doch der Einfluß der Stadt über ihr eigenes Weichbild hinaus nicht sehr fühlbar, und ist man einmal außen, so befindet man sich bald im barbarischen Land. Einer der größten Uebelstände ist der Mangel an Straßen und Gasthöfen; dadurch wird es unmöglich, im Lande anders zu reisen, als mit Maulthieren, und man muß nothgedrungen eine ganze Haushaltung mit sich nehmen, ja sogar Lebensmittel, wenn man es nicht ganz elend haben will. Man stößt wohl von Zeit zu Zeit auf ein Paar Hütten, wo die Reisenden für Geld Aufnahme finden; aber in diesen trübseligen Herbergen findet man so wenig Hausrath, ja sogar so wenig Lebensmittel, daß man nur dann versichert ist, man werde hier schlafen, essen und Beleuchtung finden können, wenn man sich selbst mit allem Nöthigen dazu versehen hat. Brasilien scheint, in dieser Beziehung, noch schwieriger zu bereisen als die Länder im Orient, wo sich die Reisenden zwar mit demselben Gepäcke schleppen müssen, dagegen aber doch fast überall Caravanserais finden, die den erwähnten schlechten, schmutzigen Herbergen weit vorzuziehen sind. Unter der alten Verwaltung gab es ein Mittel gegen diesen großen Uebelstand; man durfte sich nur bei der Regierung eine Art Patent, Portaria genannt, auswirken, vermöge dessen die Einwohner gehalten waren, dem Reisenden, der es vorzeigte, Lastthiere, Lebensmittel und Wohnung zu verschaffen; ich zweifle aber, ob sich dieser Gebrauch unter der gegenwärtig in Brasilien herrschenden konstitutionellen Regierung hat aufrecht erhalten können. Diese Art, ohne Weiteres über das Privateigenthum zu verfügen, ist ein Mißbrauch, der sich mit dem Jedem zustehenden Recht, frei mit dem Seinigen zu schalten, schwer vereinigen läßt. Ein Engländer, Mawe, findet diese Art zu reisen bequem; ein Deutscher, Eschwege, sieht viele Uebelstände dabei; darüber mögen diese Herrn streiten; Niemand wird aber läugnen, daß es ein großes Unrecht ist.

Pipins Engel.

(Fortsetzung.)

Bertha hieß die Fremdlinge neben des Herdes hell flackerndem Feuer ruhen, denn schon wehete ein herber Wind über die herbstlichen Fluren, und eilte dann in des Vaters Gemach, ihm die Bitte der fremden Gäste zu verkünden.

Mit wilder Freude lauschte Hunold der Tochter Bericht, hob dann den zitternden Arm drohend auf und sprach mit dumpfer Stimme: „Ja, so der Herr mir Kraft verleiht, so soll ihr Schlaf tief und ihre Nacht lang seyn.“ Da wich Bertha mit Entsetzen zurück und fragte zweifelnd: „Wie, mein Vater, verstehe ich Euch? hätte der Schmerz Euren edlen Sinn so verdüstert, daß Ihr das Gastrecht brechen könntet? — Nein, da sey Gott für! Glühender kann kein Herz diese rohen Mörder hassen, als das meine, aber dennoch spreche ich: die Rache ist des Herrn! und nur in offener Feldschlacht mögen bojoarische Männer sie suchen! — Vater!“ fuhr sie fort, als sie sein Auge noch immer düster sah, „denkt daran, wie Ihr so oft Eure Kinder zur Gottesfurcht ermahnt, und befleckt Eure reine Hand nicht durch Meuchelmord!“ Da küßte der Vater der Tochter Antlitz, welches im Eifer der Rede höher glühte, und sprach: „gute Kinder sind der Eltern höchster Segen! ich danke Dir, mein Kind, für Deine treue Mahnung, und gelobe Dir, die Fremdlinge sollen sicher unter meinem Dache ruhen. Eile also, Dein Brod mit ihnen zu brechen, und bereite ihnen ein Lager, so gut es die Hütte bietet.“ Bertha wandte sich, des Vaters Gebote zu erfüllen; als sie aber aus der Thüre trat, da gewahrte sie einen der Fremden, welchen die Ungeduld und der Hunger getrieben hatten, seine schöne Wirthin aufzusuchen, und der, von dem Inhalte des Gespräches gefesselt, unwillkührlich zum Horcher geworden war. Mit einer Bewegung, welche selbst seinen unschönen Zügen den Ausdruck von Gefühl und Milde gab, sagte er der Jungfrau Worte des heißesten Dankes; sie aber enteilte ihm zürnend und bat ihn, den ersten Theil ihrer Rede ja nicht unbeachtet zu lassen und ihres herzlichen Hasses sich überzeugt zu halten. Doch der Fremdling lächelte ungläubig, überzeugt, daß das Herz der Holdseligen fern von den gehässigen Gefühlen sey, zu welchen ihre Lippen sich bekannten. Und je länger er das freundliche, geschäftige Walten der Jungfrau belauschte, je länger er sah, wie sie der betrübten Mutter Trost, des Vaters Pflegerin war, wie sie selbst für den niedrigsten Knecht freundlich ermunternde Worte hatte, und mit welcher Leichtigkeit sie die Geschäfte des Hauswesens besorgte, da war dem fremden Krieger, der sich Luitpold genannt hatte, als hätte er nimmer zuvor unter Sammt und Seide so viel Anmuth und Liebreiz gefunden, als hier unter dem

groben Leinwandkleide der lieblich blühenden Jungfrau. Wenn aber aus Luitpolds Augen herzinniges Wohlgefallen an der Jungfrau leuchtete, so flammte dagegen in den Blicken des schönen Karl eine düstre Flamme wilder Leidenschaft, und nur die Kälte und Strenge in Berthas Wesen vermochte sie vor den frechen Aeußerungen einer kecken Minne zu bewahren.

Als nun endlich die fremden Gäste, ihre Ruhestätten gesucht hatten, da schlüpften noch, von Neugier getrieben, Berthas Gespielinnen in die niedere Hüttenthür, um von ihr Kunde von den Fremdlingen zu erhalten, in deren Begleitung sie Bertha von der Quelle heimkehren gesehen; die Mägdlein wurden nicht müde, Karls schlanke Gestalt, seine flammenden Augen, seine männlich schönen Zügen, das Ebenmaaß seiner Glieder und die fast königliche Würde seines Wesens zu rühmen. Bertha aber schüttelte mißbilligend den Kopf und meinte, in Karls Blicken lodere ein Feuer, vor welchem billig eine sittige Jungfrau erröthen solle; „weit lieber möchte ich mich dem unschönen Luitpold, auf dessen Antlitz Güte und Seelenfriede thronen, vertrauend nahen — wenn er nur kein Franke wäre,“ fügte sie erröthend hinzu.

Am andern Morgen lockte die heitere Herbstsonne den kranken Hunold hinaus in's Freie; die Fremdlinge gesellten sich zu ihm, und Luitpold wußte ihm so viel von seines Landes Eigenthümlichkeit und seines Volkes Sitten und Gebräuchen zu erzählen, so wie von den Thaten der fränkischen Großen und viel andern wichtigen Welthändeln, daß Hunold die Zeit mit Windesschnelle entfloh, und es ihm wirklich wehe that, als nun endlich die Krieger sich zum Abschiede rüsteten; deßhalb gewährte er ihre Bitte, bald einmal wieder bei ihm einsprechen zu dürfen, mit bei weitem größerer Freudigkeit, als er solches noch gestern für möglich gehalten hätte, und Bertha sah den Scheidenden lange nach und seufzte still für sich: wohl schade, daß er ein Franke ist! Und oft noch wiederholte sie diesen Seufzer im Laufe der nächsten Wochen, denn Luitpold schied niemals aus ihrer Hütte, ohne daß sie einen neuen Vorzug an ihm entdeckt hatte, und seit er sie nun vollends von Karls unziemlichem Minnedienst befreit, hing ihr Herz an ihm mit heißem Danke und Vertrauen. Denn einst war Karl der Jungfrau fern von der Hütte begegnet und hatte sie durch seine wilden Liebkosungen so erschreckt, daß sie laut um Hülfe rief, worauf Luitpold herbeieilte, der den Bruder mit harten Worten in fremder Mundart anredete, die freilich die Jungfrau nicht verstand, deren Sinn sie aber wohl begriff. Denn nachdem sich die Jünglinge eine Weile drohend gegenüber gestanden, blickte Karl lange, wie es schien, staunend auf den Bruder, bot ihm dann die Hand, ging still von dannen, und ließ sich seit dieser Zeit nimmer wieder in der Hütte sehen.

Von jenem Tage an genoß Luitpold Freundesrechte in Hunolds Hause, und immer schmerzlicher klagte Bertha im Stillen: „Wohl schade, daß er ein Franke ist!“ Auch Luitpold gewahrte den Zwiespalt im jungfräulichen Herzen, denn deutlich verkündete er sich in dem Wechsel von Huld und Härte, mit welchem sie den Gast behandelte; nur wußte er lange den Grund desselben nicht zu erforschen, bis einst der Jungfrau Selbstgespräch zu seinem Ohre drang. Da freute er sich innig, daß nicht, wie er gefürchtet, vielleicht ein früher gegebenes Wort ihm das Herz der längst schon heiß Geliebten entfremde, und lächelnd fragte er sie, warum ihr denn ein Franke so hassenswerth erscheine? Da ermannte sich Bertha, und in feuriger Rede zählte sie ihm alle das Wehe her, welches durch die Franken über ihr theures Vaterland gekommen sey. Luitpold aber fragte dagegen: ob solches denn der Einzelne verschuldet habe? und ob, wenn das Glück den bojoarischen Waffen gelächelt und ihre Brüder, ruhmgekränzt und mit Beute beladen, das Vaterland wiedergesehen hätten, sie ihr dann minder achtungswerth erschienen wären? Da ob dieser Rede die Jungfrau betroffen schwieg, wußte er ihr die Pflichten des Kriegers und die Stellung zwischen Volk und Fürsten so lebendig zu schildern, wußte der Jungfrau, welche bisher die Weltbegebenheiten nur in Bezug auf sich und die Ihren betrachtet, so viel hellere und höhere Ansichten zu geben, daß es ihr war, als blicke sie plötzlich in eine neue Welt hinein, und mancher Wahn und manches Vorurtheil entwich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Februar.

(Beschluß.)

Der Karneval.

Der Krieg in den Häusern selbst wird eben so lebhaft geführt, und man bekämpft sich hier mit langen Stäben, an denen Tücher, Fächer, Lappen, Kehrwische und andere Löschanstalten befestigt sind und mit denen man sich von Stockwerk zu Stockwerk, von Balkon zu Balkon verfolgt. Man denke sich nur selbst, welchen Grad die Munterkeit erreichen muß, da sie hier, ohne alle Rücksicht, nur einen Vereinigungspunkt hat, der, so albern er auch ist, doch jeden Scherz gestattet, jeden verzeiht. Die Lustigkeit macht sich auch so sehr Luft, daß das Geschrei auf eine wirklich betäubende Weise zunimmt und Alles toll erscheint. Dabei geschieht nicht die geringste Unordnung, die Pferde ziehen ruhig ihres Weges und die Fußgänger haben so sehr alle Furcht vor ihnen verloren, daß sie in den gedrängtesten Massen die Wagen umgeben. Dieses Fest ist unstreitig dem Karneval an Originalität und besonders an Leben selbst vorzuziehen; denn während bei Tage doch sehr viele Masken, blos mit ihrem selbstzufriedenen Vergnügen beschäftigt, sich auf sich selbst reduziren, muß hier Jeder Hand anlegen oder sich doch vertheidigen, und hier wird man wirklich unwillkührlich in den Wahnsinn hineingerissen, während man im Karneval doch von Zeit zu Zeit den ruhigen Beobachter machen kann. Der Anblick dieses beweglichen Feuerstromes ist mit gar keiner andern, selbst nicht der reichsten denkbaren Beleuchtung zu vergleichen. Dort ist Feuer

und Mensch todt, hier sind beide im äußersten Grade lebendig. Jede Karosse bietet ein neues Schauspiel, jeder Blick stößt auf neue Verwandlungen. Wie dürfte man es aber an einem andern Orte wagen, diese so-einfache Belustigung einheimisch zu machen? Während hier eine Masse von vielleicht hunderttausend Menschen friedlich und harmlos gleich Kindern sich vergnügt, würde dieselbe Sache wohl an jedem andern Orte zu Ausgelassenheit und Unsittlichkeit führen. Kein Soldat zeigt sich in diesen Reihen, und die Gensd'armen, welche hier und da zerstreut sind, machen den Spaß so gut mit, wie jeder Andere. Je länger dieser Fieberparoxysmus dauert, je näher das Ende desselben rückt, desto ärger wird der Spuck, und man glaubt wirklich in einer Versammlung aller Narren des Erdbodens sich zu befinden. Wo wäre aber nun ein Volk, das sich gutwillig von seiner höchsten Freude zur tiefsten Ruhe bringen ließe, wie der Römer? Man zittert vor dem Augenblick, wo dieses magische Zauberspiel, dieser Taumel des Vergnügens enden soll, und zittert vor den Gewaltthätigkeiten, die zur Herstellung derselben angewendet werden müssen. Allein wie unnöthig ist hier jede Besorgniß! Mit dem Glockenschlage ein Uhr erlöschen alle Lichter, schwarze Nacht und tiefe Stille folgt dem unermeßlichsten Tumult, den Menschen hervorzubringen vermögen, und in wenigen Minuten hat sich die Menge verlaufen. Kein Geschrei, kein Lärmen läßt sich mehr hören, und betäubt über solch unbegreifliche Verwandlung steht man auf diesem vor Kurzem so belebten Platze; allein die Millionenmal gehörten Rufe: Sedie, palchi avanti, Confetti! und endlich das einem Kosackenhurrah ähnliche, eine Stunde fortgebrüllte: Smorzate Moccoli! tönen immer in den Ohren fort und bleiben gewiß Jedem unvergeßlich, der den römischen Karneval genossen hat. Und über all dieser vergänglichen irdischen Lust bricht die heilige Buße in Sack und Asche herein, und glaubig strömt das Christenvolk in St. Peters Dom, Ablaß zu holen für das Verbrechen, sich vergnügt zu haben. In Sixtus herrlicher Kapelle verkündet der schönste Stimmenchor in tief-ernster Weise, daß es Zeit ist, den Lüsten der Erde zu entsagen und den Geist auf den Schwingen der Andacht zur Betrachtung des Höchsten zurückzuführen. Vor Petri Stuhl kniet das ehrwürdige Kollegium der Kirchenväter und mit ihnen kniet das gläubige Volk; ernster und feierlicher tönen die herrlichen Stimmen, hehr und schauerlich stimmt sich das Gemüth in der düstern Halle. Da bricht ein heller Strahl der allbelebenden Sonne in das dunkle Grau des schwarzverhängten Tempels; er fällt auf Michel Angelo's göttlichen Erlöser und die engelsmilde Maria, die mitten in dem furchtbaren Weltgerichte richtend und verzeihend schweben. Aller Blicke wenden sich nach diesem wundervollen Schauspiele, selbst die ehrwürdigen Verrichtungen der Kirche zögern ob dieser himmlischen Erscheinung, und schöner und immer vollendeter tritt das göttliche Christusbild in seiner Verklärung hervor und sieht lächelnd und versöhnend auf die ewige Thorheit der Menschen herab, und waltend nach Recht übt die Nemesis ihr Amt und die Sündigen wälzen sich im Pfuhle. Da schwindet das Licht, es verstummt der Gesang, dunkle Schatten umziehen die fromme Gemeinde, und tieferfaßt, von den heiligen Schauern der Religion durchbebt, erhebt sich schweigend die erschütterte Versammlug und verläßt die Stätte der erhabensten Buße und Versöhnung. Wehe dem Menschen, dessen Gefühl sich nicht mehr erheben läßt zu den großen Wirkungen, welche diese feierliche Stätte auf jedes empfängliche Gemüth macht, wehe dem Spötter, der mit profanem Muthwillen die erhabenen Empfindungen verläugnen und unterdrücken kann, welche dieser größte Akt der Hingebung und Anbetung des ewig Unbegreiflichen in ihm selbst hervorgerufen hat!

Berlin, März.

Der Karneval.

Unser „Karneval“ wird niemals laut, und es ist nicht selten erst die hinterherziehende Satire, welche seinen Einzug und Abzug, und daß er dagewesen ist, bekannt macht. Billigerweise hätte er dießmal unter dem Schnee, Eis und Unglück vorzugsweise still bleiben müssen, und die einzige große Oper, welche ihn offiziell repräsentirte, machte dießmal auch in der That keinen großen Lärm. Es war Rossini's „Belagerung von Korinth,“ von der der Berliner Witz sagte: Nachdem die Belagerung überall längst aufgehoben, fingen wir sie erst an. Noch sind aber die Nachwirkungen vom vorigen Karneval so stark, daß die Stumme von Portici, fast wie vor einem Jahre, das Haus füllt. Lustigkeit und Leben macht sich auf den Subscriptionsbällen eben so wenig bemerkbar, als in unserm täglichen Leben. Forciren läßt sich nichts; wie schlimm es abläuft, wenn man es durchaus will, beweist uns der Rhein. Es klang Anfangs recht lustig und gut, was man aus Köln über den wiedererwachten Frohsinn bei den Karnevalsfesten schrieb; aber nun wiederholt es sich auch dort: es müssen Narrenorden, Zünfte, Innungen gestiftet werden, um die mühsam angeblasene Flamme nicht ausgehen zu lassen. Wochen-, Monatlange Vorbereitungen, um eilf Tage lustig zu seyn! Da fragt es sich, ob man die Zeit nicht besser anwenden kann, wenn aus der Lustigkeit nichts als Ergötzung für den Moment entspringt und entspringen soll. — Der ernste Geist in unserm Norden war eine Zeitlang sehr gefällig gegen den komischen Freund, der uns aus alter Zeit als Hauswurst, Pickelhering, Arlequin, Bajazzo u. s. w. freundlich zunickte und sich über die Pedanterie unserer Ahnen beklagte, die ihn bei noch lebendigem Leibe begraben hatten. Man wälzte gern, um altes Unrecht gut zu machen, den Leichenstein fort und der Bursche sprang heraus; aber man hatte übersehen, daß er nun wirklich todt war, nämlich todt für die Gegenwart, die er nicht kannte, da er nicht mit der Zeit fortgelebt hatte. Die Versuche, ihn durch Elektrizität und eingeblasene Lebensluft wieder munter zu machen, mißlangen. Unser Königstädtisches Theater liefert die Akten darüber. Nun sollte man ihn immer gehen und sich selbst überlassen. Am allerwenigsten war dieß Jahr ihm geneigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wort-Palindrom.

Zweisylbig.

Zu einem Bauern, der sein Vetter war,
Sprach, jezt ist's etwa zwanzig Jahr,
Ein Herr von Adel: Eines brauchet Ihr,
Ihr könnt es haben, umsonst, von mir,
Und mein Herr Vetter, Euer Sohn,
Wird los von der Conscription.

Der Bauer kommt zur Zeit und spricht: Ihr Gnaden,
Das Angebotne komm' ich aufzuladen.

Der Andre gibt's ihm hin und spricht:
Steckt's ein! vier Pferde braucht es nicht;
Dieß Blatt hier dient zu Eurem Frommen,
Ihr glaubtet ein Stück Holz zu bekommen:
Ihr machtet zum zweiten mein erstes Wort.
Doch — das Blatt fährt billig mit Vieren fort.
Drum löse die bäurischen Stricke mein Knecht!
Mit Strängen von Leder nur führet Ihr's recht.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 81.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 5. April 1830.

Erzittre! Dein umwölkt Gestirn sah ich erbleichen.
Die Stütze fehlt der Macht, wirft sie den Zügel weg;
Ade! dein Ruhm zerrinnt, aus ist's mit deinen Reichen.

Delavigne
Messéniennes.

Des Kaisers Traum.

Umgeben von den Großen seiner Reiche,
Von seiner Siege heil'gem Grau'n umflossen,
So steht der Weltbezwinger da, der bleiche,

Und vor ihm auf den Knieen hingegossen,
Noch hold im Schmerze, einer Kais'rin Leiche,
Liegt Josephine — ihre Thränen flossen.

Vergeblich flossen sie! Er hat's gesprochen,
Der Trennung herbes Wort. Das Band der Ehe
Hat seine kaiserliche Hand gebrochen.

Er fordert, daß sie ihre Krone sehe
Auf fremdem Haupt, und stumm des Herzens Pochen
Duldend bezwinge bei so tiefem Wehe.

„Denn, spricht er, freuen will ich mich des Erben,
„Der friedlich erndte, was ich blutig säe,
„Muß ich, ein Mensch, wie and're Menschen sterben.

„Wohin ich schreite, seh' ich Kronen sprießen;
„Nicht einem Fremdling will ich sie erwerben,
„Das eig'ne Glück soll mein Geschlecht genießen."

Sie hört es, und gehorcht dem stolzen Gatten;
Die lezten Thränen ihrer Liebe fließen.
Sie richtet sich empor — fühlt sich ermatten,

Und stüzt sich auf den Arm des Heldensohnes;
Wankt stumm hinaus — nun ein gekrönter Schatten,
Die Qualen fliehend und den Glanz des Thrones.

Und alle folgen ihr — und feuchte Blicke
Gewähren ihr den Lohn des holden Lohnes,
Den sie so oft gewährt dem Mißgeschicke.

Er aber bleibt allein, im stillen Zimmer;
Allein, mit seinem ungeheuren Glücke,
Und seiner Kronen blendendem Geflimmer;

Allein, mit allen seinen blut'gen Siegen,
Die zu den Höhen ihn geführt, die nimmer
Vor ihm der Helden kühnster Fuß erstiegen.

Er sucht sein ewiges Gestirn — doch draußen
Am Himmel thürmen Wolken sich und fliegen,
Gescheucht im Dunkel, unter Sturmes Brausen.

Und wie die Nacht ihr schwärzliches Gefieder
Um's Haupt des Kaisers schlägt, zieht ihn ein Grausen,
Wie er's noch nie gefühlt, zum Schlummer nieder.

Und in den Mantel, der ihn treu bedeckte
Am Tag Marengo's, hüllt er jezt sich wieder
Und schließt das Aug', das Könige erschreckte.

Doch er, den sonst nicht in beglückten Nächten
Der Siegesdonner laute Jubel weckten,
Stöhnt zuckend, als ob Schlangen ihn umflechten.

Er windet sich in seines Schlummers Schlingen,
Kämpft athemlos mit unsichtbaren Mächten,
Mit Geistern, die sein Lager still umringen.

Und über seinem bleichen Haupt erzittert
Sein gold'ner Aar, mit ahnungsvollen Schwingen;
Aufrauschend bebt, von bangem Hauch erschüttert,

Des kaiserlichen Bettes Purpurseide,
Und plötzlich steht, von Siegesglanz umwittert,
Im Lichtgewand ein Jüngling ihm zur Seite.

„Erkenn' in mir," spricht er, „den Gott gesendet,
„Dir nah zu seyn in jedem blut'gen Streite,
„Den Engel, der die Feinde dir geblendet,

„Der dir voranflog über Lodi's Brücke,
„Der Jaffa's Pesthauch von dir abgewendet,
„Gelähmt des Höllenwerkzeugs nied're Tücke;

„Der dir geleuchtet an dem blut'gen Tage
„Von Austerlitz, aus hellem Sonnenblicke,
„Er ruft dir heut zum erstenmal: Verzage!

„Verzage! und vernimm, zum leztenmale,
„Die Stimme deines Glücks in meiner Klage;
„Nimm Abschied jezt von deines Engels Strahle!

„Denn daß der Geist der Nacht auf Erden wüthe,
„Verstößt du in dem liebenden Gemahle
„Mich selbst, ein lebend Bild der ew'gen Güte.

„Du forderst, stolzer Held des Augenblickes,
„Ein neu Geschlecht, das deine Kronen hüte!
„Ein dauernd Pfand des wechselnden Geschickes!

„Der Freiheit Sohn, willst du, mit frechen Händen,
„Auf alter Thronen Grund den Bau des Glückes
„Fest stützend, in den Wolken ihn vollenden?

„So werde dir das ew'ge Loos der Thoren.
„Der Himmel will's, ich muß mich von dir wenden,
„Dein Engel weint um dich; du bist verloren!

„Ihr aber folg' ich, die du jezt verstoßen,
„Und führe das Geschlecht, das sie geboren,
„Mit treuem Schutz zu allem ird'schen Großen.

„Wohl sah' ich's, wie dein kecker Geist nicht weilte,
„Und träumend schon in ungeheuren Loosen
„Die Königreiche künft'gen Söhnen theilte.

„Doch wenn dich selber erst, mit flücht'gen Sohlen,
„Ein rächendes Verderben schnell ereilte,
„Erheb' ich, wie der Himmel mir's befohlen,

„Die Enkel der Verstoßenen zu Thronen;
„Und leuchtend an der Erde fernsten Polen
„Strahl' ihr Geschlecht im Glanze junger Kronen.

„Siehst du im eisumwogten Königshause
„Die älteste der Heldentöchter wohnen?
„Dort, wo die Fluth, mit nordischem Gebrause,

„Die Söhne ihres reichen Schooßes grüßte?
„Indessen schlägt, mit bräutlichem Gesause
„Ein südlich Meer die diamant'ne Küste.

„Das Schiff verkündet's, das mit raschen Schwingen
„Der Sehnsucht fliegt durch seine Wasserwüste,
„Dem frohen Cäsar seine Braut zu bringen.

„Ja, eine Kaiserbraut aus dem Geschlechte,
„Das du verwarfst! — Vom Völkerjubel klingen
„Die milden Lüfte der erhellten Nächte.

„In Blumen sieht sie Stadt und Hügel prangen;
„Doch keinen gibt's, der schön're Rosen brächte,
„Als unter jungen Küssen ihre Wangen.

„Auch du wirst bald aus altem Fürstenstamme
„Die jugendliche blonde Braut empfangen;
„Doch daß der Himmel diesen Bund verdamme,

„Gibt er ein dräuend fürchterliches Zeichen;
„Und eines brennenden Pallastes Flamme
„Dient dir zur Hochzeitsfackel sonder Gleichen;

„Sie leuchtet durch die Nacht mit wilder Helle
„Und läßt, zu gräßlichem Gedächtniß, Leichen
„Zurück dir an des Festes brand'ger Schwelle.

„Dich aber kann kein Himmelswink bewahren,
„Du kannst nicht ruh'n an holder Liebe Stelle,
„Im Arme nicht der Tochter der Cäsaren.

„Zu neuem Kampf, ein nie bezwung'ner Streiter,
„Folgst du dem wilden Fluge deines Aaren,
„Er trägt dich immer weiter fort und weiter.

„Dir ist, als wenn ein Reich noch ruhig schliefe:
„Auch dahin führt die blut'ge Siegesleiter:
„Gieb Acht! Gieb Acht! dort gähnt die ew'ge Tiefe.

„Doch ob der Städte Brand mit Flammenzungen
„Dich weg von dem verborg'nen Abgrund riefe,
„Schon bist du in des Landes Herz gedrungen.

„Nun schüttelt plötzlich dich ein frostig Grauen,
„Und schaudernd fühl'st du dein Gebein umschlungen
„Von eines eis'gen Ungeheuers Klauen.

„Es hält dich fest; du ringst mit wildem Muthe
„Noch fort, willst deinem treuen Schwert vertrauen,
„Und kauf'st dich los nur mit dem reichsten Blute,

„Dich los nur mit dem Marke deines Lebens;
„Und nun erhebt die Welt, die lange ruh'te,
„Sich wider dich im Rausch des Freiheitsstrebens.

„Was deine siegestrunk'ne Hand ihr raubte,
„Das fordert sie zurück und nicht vergebens;
„Dein Aar, der stets sich unerreichbar glaubte,

„Kreis't bangen Flugs um deine morschen Throne,
„Indeß der Waffen Blitz von deinem Haupte
„Zerspaltend wirft die kühne Doppelkrone.

„Ja, Kaiser, deine Reiche werden fallen,
„Und ach! es bleibt dem selbstgezeugten Sohne
„Nicht Eine mehr von deinen Kronen allen.

„Du aber wirst —" Es will mit feuchtem Blicke
Der Engel noch ein Wort des Schreckens lallen,
Da fühlt er, daß den Ton die Thrän' ersticke.

Doch jener ruft im schwerem Schlafe: „„Lasse
Erfahren mich den Ausgang der Geschicke,
Du weinst — und siehst doch nicht, daß ich erblasse.""

Und wie er spricht, fühlt er, von Angst umflogen,
Daß eine schauerliche Hand ihn fasse,
Die tief und tiefer ihn hinabgezogen.

Er liegt im Grab, und über ihm ein Felsen
Auf seiner Brust, zu dem des Meeres Wogen
Mit schäumendem Geheul sich brausend wälzen.

Ein Athemzug nur noch! Doch von den Wellen
Wird keine ihm die Last des Herzens schmelzen,
Wie sie am Felsen brandend auch zerschellen.

Und nah dem Grabe tönt die Trauerweide,
Und nah dem Grabe murmelt eine Quelle,
Und eine düst're Weise singen beide.

Vom großen Kaiser klang das Lied, und tönte
Von seinen Siegen und von seinem Leide,
Daß es durch Felsen zu ihm nieder dröhnte.

Und wie er angstvoll mit gewalt'gem Ringen
In seinem engen Leichentuche stöhnte,
Sprengt das Entsetzen seines Schlummers Schlingen.

Er wacht — erkennt aufathmend sich, und wieder
Sieht er beglückten Tag zum Lager dringen.
Und fühlt die alte Kraft der Heldenglieder,

Und ruft: „Was soll der Traum und diese Todten,
Und diese lügenhaften Grabeslieder?
Wir fordern von dem Himmel beßre Boten.

Ein Traum! Der Rabe krächzt umsonst sich heiser:
Herr Fürst von Neufchatel, Euch seys geboten,
Führt her die deutsche Braut zu Eurem Kaiser!"

Michael Beer.

Pipins Engel.

(Fortsetzung.)

Mit ganz besonderer Freude fühlte Bertha in ihr Herz die Ruhe wiederkehren, denn zum ersten Mal konnte sie jezt ohne inneres Widerstreben vertrauend auf den theuer gewordenen Fremdling blicken. Wie zur Versöhnung oder Verständigung bot sie ihm die Hand und sprach: „Ja, ich fühle es jezt, Ihr habt gethan, was Ihr mußtet; Ihr konntet nicht anders, doch Eurer Fürsten Verantwortung möchte ich nicht tragen!" — „Und warum nicht?" fragte Luitpold lächelnd, der Vater aber schmälte ärgerlich: „Mädchen, rühre Deine Spindel und kümmere Dich nicht um der Fürsten Thun" denn ihm wurde bange, der Fremdling möchte ihn in Verdruß und Schaden bringen ob dem Geschwätz der Tochter. Noch immer walteten die Franken im Lande und Pipin selber hausete noch unweit Freising auf alter Burg. Aber das Mädchen ließ sich nicht irren, sprach kecklich weiter, und der edle Zorn, welcher während der Rede ihre Wangen dunkler färbte, ihrem Auge helleren Glanz verlieh, verschönerte die kindlich frommen Züge der Lieblichen so, daß Luitpold, statt ihr zu zürnen, mit stillem Entzücken und, wie es schien, mit inniger Bewegung ihren Worten lauschte. „Groß nennt Ihre Eure Fürsten?" sprach die Jungfrau; „doch auf solche Weise ist es auch der Leu, der Bär, sind es die Raubthiere unserer Wälder auch, die das wehrlose Reh zerfleischen! Gewalt ist noch nicht Recht, und wer den Bruder beraubt, die Mutter in ein Kloster sperrt, der Schwester reine Liebe mit dem Fluch belegt, und endlich für ihren Ungehorsam gegen das ungerechte Verbot ein schuldloses Volk büßen läßt, der mag ein tapferer Krieger seyn, groß aber ist er nicht!" Luitpold wollte reden, doch Bertha bat fast wehmüthig: „nein, sprecht nicht wieder von kalten Klugheitsregeln, da, wo nur des Herzens Gefühl entscheiden sollte. Wie der Fürst als Fürst zu handeln habe, das verstehe ich freilich nicht; doch was er als Mensch thun sollte, das kann jedes Gemüth empfinden! Der Erste im Volke, sollte er auch der Edelste seyn. Wie mögen die Seinen ihm vertrauen und ihn als Vater lieben, wenn er ein schlechter Sohn, ein liebloser Bruder ist? — Was that der arme Grifo, der die Brüder nie beleidigt? was unsere edle Herzogin? In Eurer Fürsten Brust muß kein Fünkchen Liebe wohnen, sonst hätten sie doch wissen sollen, daß des Herzens allmächtigem Gefühle sich nicht gebieten läßt." — „Wer hat denn Dich dieß gelehrt, Mädchen?" fragte Luitpold schäkernd, und Bertha senkte erröthend das Auge zu Boden; hätte sie die Wahrheit sprechen wollen, so hätte sie dem Fremdling erwiedern müssen: „Du selber thatest dieß, Du und mein Herz!"

Aber auch ohne Worte hatte sie Luitpold verstanden, und die Scheu der ersten Liebe besiegend, säumte er nicht länger, um Berthas Herz und Hand zu werben. Mit

stummer Rührung küßte er das bräutliche Ja von den Lippen der Geliebten, und wenn auch Hunold sich lieber einen Eidam aus dem Kreise seiner Nachbarn gewählt hätte, so wagte er dennoch nicht, die Bitte des fremden Kriegers zu versagen, theils aus Furcht vor dessen Macht, theils aus Liebe zu der Tochter, welche dem fremden Manne mit inniger Zärtlichkeit ergeben war.

Ein paar glückselige Monate waren der jungen Gattin rasch enteilt, nur stets von kurzer Trennung Weh getrübt, wenn der Dienst Luitpolden zu Pipins Hofhaltung rief; da aber nahte ihr eine schmerzlichere Abschiedsstunde: Pipin brach auf, um in seine Lande zurückzukehren, und mit ihm sein stattliches Gefolge. Vater und Mutter mochten die Tochter noch nicht von sich lassen, und Luitpold begehrte dessen auch nicht; denn noch sey sein Leben zu unstät, hatte er selbst gestanden, und vieles sey noch zu beschicken, ehe er die traute Gefährtin in seiner Väter Haus einführen könne. Dann aber, wenn Alles geordnet und gethan, dann wolle er seine Bertha heimführen und Vater und Mutter mit ihr, wenn sie von der Heimath sich zu trennen vermöchten. Dieser Verheißung Erfüllung harrte Bertha mit gläubigem Herzen; aber Woche um Woche und Monat um Monat entrann; Bertha wiegte schon längst ein blühendes Knäblein, des Vaters Ebenbild, in ihren Armen, und immer noch kehrte Luitpold nicht wieder. Da ward allgemach der Hohn und die Schadenfreude der Nachbarn laut und sie meinten, es geschehe der eitlen Magd schon recht, welche sich von dem Glanz und der süßen Rede des fremden Kriegsknechtes habe bethören lassen, daß sie nun schon an des Kindleins Wiege gleich einer Wittib Trauer trage, und Bertha weinte manche stille Thräne; doch der Glaube in ihrer Brust wankte niemals, denn sie wußte es voll Zuversicht, Luitpold könne sie nimmer verlassen, noch vergessen; nur daß dem Geliebten ein Unglück widerfahren, war ihres Herzens Schmerz und Sorge. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Karneval, Wohlthätigkeit, Hundesteuer, neue Betrügerei.

Man hat zwei maskirte Bälle von Seiten der königlichen Theaterintendantur unter besonderer Mitwirkung des Hofes arrangirt. Der erste, in der strengsten Kälte, fiel etwas nackt aus. Prinz Karneval zog mit eisigen Attributen aus dem verschneiten Rom ein. Es war leer und nicht lustig; ein Paar siamesische Zwillinge wurden belacht, doch blieb alles Erscheinung; man sah und wollte mehr sehen und spielte nicht mit. Bei einem zweiten Balle hatte man für mehr Zuschauer gesorgt. Es war eine Art dramatischer Vorstellung veranstaltet — der Text von Fr. Forster; Sie finden ihn im Freimüthigen abgedruckt — in welcher Melpomene die tragischen, Momus alle komischen Masken anführen, und ein Streit zwischen beiden, leichthin, doch witzig geführt, zu einem ernsten Kampf um die Oberherrschaft auszuarten droht, als Huons Horn beide Partheien zu munterm Tanze unter einander wirft. Ausgestattet mit den Schätzen der Theatergarderobe, konnte dieser Aufzug für das Auge ganz befriedigend wirken. Auch gesellte sich wirkliche Lustigkeit zu dem Feste. An beiden Abenden bildeten Vorstellungen der französischen Truppe, der die Ballgäste als Masken beiwohnten, einen Theil des festlichen Abends. Man sah indessen lieber auf die Masken, als auf das französische Spiel.

Für die Armen ist in der drückenden Zeit viel gethan worden, wie überhaupt darin Berlin sich auszeichnet. Aus dem Geschrei, das die Pariser Blätter über das verhältnißmäßig Wenige, was dort geschehen, erheben, läßt sich abnehmen, wie wenig daselbst in der Regel geschieht. Was wollen die paar Theatereinnahmen, was der Ball bedeuten, für die Noth der Armen im großen Paris mit allen seinen Faurbourgs! Es ist nicht gewagt, auszusprechen: daß in jeder deutschen Stadt verhältnißmäßig mehr gegeben worden ist, als in Frankreichs Hauptstadt. Hier hatten sich die Schauspieler und Sänger des königlichen Theaters vereinigt zu einem Deklamatorium und Konzert, dessen Ertrag dazu bestimmt worden, bei den Pfandleihern die nothwendigsten Effekten einzulösen, welche während der Strenge des Winters dort versezt worden. Die Einnahme war für Berlin sehr bedeutend, wiewohl sie nur eine kleine Beisteuer gegen das war, was von den Bezirksvorstehern gesammelt worden und bei den Parochialgeistlichen niedergelegt ist. — Allmählig verschwindet denn auch das Eis von den Straßen und man geht streckenweis auf dem rein gefegten Pflaster, während nicht weit davon Eisbrüche wie Felsen stehen geblieben sind. — Eine Hundesteuer, welche für dieses Jahr eingeführt ist, soll dazu bestimmt seyn, die hülfsbedürftigen Eigenthümer in ihrer Verpflichtung: Trottoirs vor ihren Häusern anzulegen, zu unterstützen. Die Steuer hat freilich auch manchen Seufzer hervorgelockt, und ein Dichter (Ad. v. Chamisso) sogar den tragischen Tod eines Invaliden besungen, der, da er die Hundesteuer nicht bezahlen und seinen treuen alten Lebensgefährten zu ersäufen nicht übers Herz bringen kann, statt seiner in das Wasser springt. Andere Arme sollen nicht so zartfühlend seyn und ihre Hunde, um der Steuer zu entgehen, in die Menagerie des Herrn van Aken verkaufen.

Eine eigene Art Betrügerei ist vor Kurzem hier zur Sprache gekommen. Ein fein gebildeter junger Mann, in der elegantesten Kleidung, besuchte mehrere unserer ersten Gelehrten. Er gab sich für einen Grafen „Spiegel vom Desenberge“ aus, für einen Neffen des Erzbischofs von Köln, und wußte durch seine literarischen Tiraden die, welche er besuchte, wenigstens so weit zu täuschen, daß sie ihn für einen Gentleman hielten, welchem man ein Buch leihen könne. Er lieh sich nun, immer nur für einige Tage während seiner Durchreise, die seltensten Exemplare; oft, indem er dem Eigenthümer als speziellen Zweck angab: ihm aus der und der Stelle, die er nicht gleich finden könne, den Beweis zu führen, daß die und die Behauptung der Gelehrten unrichtig sey. Welcher Gelehrte konnte ihm da mit Ehren das Buch verweigern? Erst als ein namhafter Mann sein vor zwei Tagen dem jungen Grafen zugeschicktes Werk beim Antiquar vorfand, kam man dem gespielten Betruge auf die Sprünge. Der junge Mann hatte dieß neue literarische Geschäft, Bücher zu leihen, um sie zu verkaufen, ins Große getrieben. Vor dem Requisitionsrichter hat er nicht so gut bestanden, als vor den Gelehrten, und ist der wohlverdienten Strafe nicht entgangen. Zur Ehre der Familie des geachteten Prälaten ist gerichtlich bekannt gemacht worden, daß der Betrüger nicht die entferntesten Ansprüche auf den willkührlich usurpirten Stand und Namen hat. (Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 82.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 6. April 1830.

Aristoteles war der Sekretär der Natur, der seine Feder in den Geist tauchte.

Suidas.

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

(Fortsetzung von Nro. 59.)

Aristoteles.

Wir haben im Bisherigen die philosophischen Sekten vor Aristoteles betrachtet und kommen nun auf diesen einzig großen Mann, dessen Einfluß auf die Welt so ungeheuer groß war.

Aristoteles wurde zu Stagira 384 vor Chr. geboren. Sein Vater Nicomachus war Arzt des macedonischen Königs Amyntas III.; er wurde mit den jungen Prinzen erzogen und war gleichsam der Gespiele Philipps, der ihn, kurz nachdem er den Thron bestiegen, zum Lehrer seines Sohns Alexander bestimmte. Der Philosoph war damals erst 28 Jahre alt und noch Plato's Schüler. Aristoteles hielt sich in Athen, in Myssen bei seinem Freunde Hermias und in Mitylene auf, bis ihn Philipp im Jahr 345 kommen ließ, damit er die Bildung des dreizehnjährigen Alexanders übernehme. Philipp starb 336 und bald darauf kam Aristoteles wieder nach Athen zurück. Man behauptet zwar, er habe Alexandern bis nach Egypten begleitet; dieß ist indessen darum nicht wahrscheinlich, weil die Beschreibungen der egyptischen Thiere in seinen Werken mit allen Irrthümern aus Herodot entlehnt sind. Er eröffnete in Athen seine Schule im Lyceum und lehrte hier dreizehn Jahre, während welcher Zeit er fortwährend mit Alexandern im Briefwechsel blieb. Gegen das Ende seines Lebens scheint indessen der König kälter gegen ihn geworden zu seyn; in einigen Briefen sucht er ihn damit, daß er den Xenokrates herausstreicht, zu necken; ja mehrere Schriftsteller behaupten, Alexander habe, nach der Ermordung des Callisthenes, Aristoteles dasselbe Loos zugedacht, Antipater aber habe sich geweigert, den Befehl, der ihm deßhalb geworden, auszuführen.

Trotz dieser Verstimmung genoß Aristoteles immer noch eines gewissen Schutzes, der ihn in Ruhe leben ließ; aber kaum war Alexander todt, so hielten sich die Athener für den Zwang, den ihnen die Furcht auferlegt, schadlos. Die Demagogen, die den Haß gegen den macedonischen König auf seinen Lehrer übertrugen, die Sophisten, deren armselige Spitzfindigkeiten er zu Schanden gemacht, die Platoniker, von deren Lehren er abgewichen, die er später bestritten hatte, alle verbanden sich gegen ihn, um ihn der Gottlosigkeit anzuklagen. Aristoteles, von Sokrates Beispiel gewarnt, räumte das Feld, um, wie er sagte, den Athenern eine neue Sünde gegen die Philosophie zu ersparen; er zog nach Chalcis auf Euböa, wo er bald darauf starb, 322 vor Chr.

Ehe wir von Aristoteles Leistungen sprechen, mußten wir an die Hauptereignisse seines Lebens erinnern; denn sicher that seine Stellung in der Welt seinem Genius ganz außerordentlichen Vorschub. Er hatte seinem Zögling Geschmack an der Naturwissenschaft eingeflößt, und somit erweiterte jeder Sieg des Eroberers den Kreis der Beobachtungen des Philosophen. Während jenes Feldzugs schickte,

wie es scheint, Alexander dem Aristoteles die merkwürdigsten Erzeugnisse der Länder zu, in welche er kam; ja er beschränkte sich nicht darauf: um ihn in Stand zu setzen, die Materialien zu seiner Geschichte der Thiere zu sammeln, schenkte er ihm bei 900 Talenten, über drei Millionen französischen Gelds. Plinius sagt ferner, er habe Tausende von Menschen zu seiner Verfügung gestellt, die jagen, fischen und alle nöthigen Beobachtungen sammeln mußten.

So groß und mächtig auch solche Hülfsmittel seyn mögen, so übertraf doch das, was Aristoteles daraus zu schaffen wußte, weit alle Erwartung. Nicht allein stellte er für die Naturwissenschaft eine Methode auf, die einzig ihr Fortschreiten sicher stellen konnte; er hat auch, in einem nicht sehr langen Leben, mehr einzelne Beobachtungen gesammelt, mehr allgemeine Gesetze entwickelt, als alle seine Nachfolger zusammen in mehreren Jahrhunderten. Dabei ist nicht zu vergessen, daß wir vom Umfang seiner Kenntnisse blos einen unvollständigen Begriff haben, weil ein Theil seiner Werke ganz verloren und der andere verstümmelt ist. Strabo erzählt uns das Schicksal dieser Schriften; Aristoteles hatte sie dem Theophrast, seinem Lieblingsschüler und Nachfolger, hinterlassen, Theophrast wiederum dem Neleus, und dieser brachte sie nach Scepsis in Kleinasien, das damals zum Königreich Pergamus gehörte. Die Erben des Neleus fürchteten, die Bücher möchten dem Attalus, der gerade eine Büchersammlung nach dem Muster der alexandrinischen anlegte, in die Hände fallen, und verbargen sie daher in einem Gewölbe, wo sie zum Theil durch Feuchtigkeit zu Grunde gingen. Appelicon, in dessen Besitz sie nun kamen, ließ die Lücken wieder ausfüllen; aber leider haben diese ungeschickten Restitutionen mehr Schaden als Nutzen gestiftet. Appelicon brachte die Bücher nach Athen, und hier fand sie Sylla, als er dieser Stadt Meister wurde. Sie kamen nun nach Rom, und ein Grammatiker, Namens Tyrranion, nahm zahlreiche Abschriften davon. Sie wurden jezt auch in Kapitel abgetheilt; dieß gerieth aber sehr schlecht, und die Titel beziehen sich oft gar nicht auf den Inhalt oder auf die unbedeutendsten Sachen. Von den 260 Werken des Aristoteles, deren Titel uns Diogenes Laërtius aufbehalten hat, kennen wir viele blos dem Namen nach. Unter diesen haben wir besonders den Verlust einer Reihe von anatomischen Beschreibungen in acht Büchern zu bedauern, wozu gemalte Figuren gehörten, und eine Sammlung von Naturgegenständen in alphabetischer Ordnung, eigentlich ein naturgeschichtliches Wörterbuch, in dem wohl fast alle Materien aufgeführt waren, welche Aristoteles in seinen Werken behandelt hat; es bestand aus 38 Rollen, und gäbe einen starken Quartband. Für den Historiker ist dagegen der Verlust einer Sammlung der Verfassungen von 158 unabhängigen Staaten sehr empfindlich. Es war dieß eine Art Vorarbeit für seine Politik.

Aristoteles umfaßt in seinen Werken fast den ganzen Kreis menschlicher Kenntnisse; aber er wirft sie nicht mehr unter einander, wie seine Vorgänger. Er weist den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft ihre bestimmten Grenzen an, und seine Eintheilungsweise ist so sinnreich, so aus der Natur gegriffen, daß zweitausendjährige Forschung nichts daran zu ändern gefunden hat. Wir beschränken uns natürlich auf die Betrachtung seiner naturgeschichtlichen Werke; indessen müssen wir doch der andern kurz erwähnen, um einen Begriff von dem wirklich außerordentlichen Umfang der Kenntnisse dieses wahrhaft umfassenden Genie's zu geben.

Seine ersten Werke handeln von Logik oder Psychologie; das Studium des menschlichen Geistes ging wohl natürlich allen andern voraus. Dann kommen die Werke über Rhetorik und Poetik. Aristoteles gibt hier aus der Erfahrung abgezogene Vorschriften, die darum auch nicht veraltet sind, wie so viele willkührlich aufgestellte Regeln in alter und neuer Zeit. Auch in den Schriften über Moral und Politik befolgt er diese Methode. In den leztern kommen manche Ideen vor, die jezt keine Geltung mehr haben, wir meinen namentlich, was sich auf Sklaverei bezieht. Diese Ideen waren aber so sehr mit dem ganzen Charakter des Zeitalters verschmolzen, daß das Christenthum mehrere Jahrhunderte lang wirken mußte, bis menschlichere Ansichten den Sieg errangen. In seiner Metaphysik handelt er von dem Wesen, das an sich ist; hier vermißten wir die Klarheit, die wir in den andern Werken bewundern, und dieß rührt zum Theil daher, daß der Gegenstand abstrakter ist, zum Theil auch wohl daher, daß seine Ideen hier weniger klar sind. Indessen ist Aristoteles auch hierin von seinen Nachfolgern nicht übertroffen worden; ja gerade dieser Theil seiner Werke hat am meisten zur Ausbreitung seines Einflusses beigetragen, und hat vorzüglich seine Herrschaft in den Schulen des Mittelalters begründet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pipins Engel.

(Fortsetzung.)

Während auf solche Weise in Hunolds Hütte der Kummer eingezogen, war in Chiltrudens Busen von Neuem die Freude wach geworden. Denn kaum war Pipin in die Heimath zurückgekehrt, wohin sein Bruder Karlmann schon längst vorangegangen, hatte er sich bemüht, diesem mildere Gesinnungen einzuflößen. Es war, als hätte Pipin, welcher sich bisher von den Meinungen des älteren Bruders hatte leiten lassen, erst in diesem Feldzuge die eigene Kraft erkennen lernen, und als wäre es jezt sein Stolz und sein Ruhm, seine Selbstständigkeit zu behaupten. Mit Bitten und Dräuen forderte er jezt Grifos Freiheit,

und rastete nicht, bis er dem Jüngling das Schloß der Ardennen aufgethan, worauf er ihn am Hofe mit Ehren wie mit Gütern überhäufte. Sonnhilde's Loos war nicht mehr zu wenden, denn sie hatte das heilige Gelübde der Weltentsagung bereits ausgesprochen, aber er suchte es so freundlich als möglich zu gestalten, und sprach reuevoll die Mutter um Vergebung an. Dem Schwäher Odilo aber gab er, so bald er seiner Unterwerfung sich versichert hatte, sein Land zurück, und dieser kehrte, wenn auch gebeugt in dem Gefühle der erlittenen Schmach, von heißer Sehnsucht getrieben, in seines treuen Volkes Mitte und in der holden Gattin Arm zurück.

Auch Bertha stimmte mit vollem Herzen in den lauten Jubel ein, welcher den Herzog willkommen hieß, und leise erklang in ihrer Brust von Neuem der Hoffnung Stimme. Ja, dieß süße Hoffen ward ihr bald zum festen Glauben, so daß sie bei jedem Geräusche froh erschrack, meinend, der Heißgeliebte nahe. Als nun aber Vater Hunold, welcher Odilos Einzug in die Burg Freising angesehen, mit betrübten Mienen heimkehrte, und der ängstlich Harrenden gestand, wie wohl viele Franken den Herzog hergeleitet hätten, doch Luitpold unter ihnen nicht zu finden sey, da faßte ein unnennbares Weh das Herz der Armen, und mit heißen Thränen flehete sie zu Gott und den Heiligen, die einstens auch des Lebens Schmerz empfunden, um Geduld und Glauben. Und als sie nun gestärkt von ihren Knieen sich erhob, da naheten ihr mehrere Männer in fremder Kriegstracht, grüßten die holdselige Frau voll Achtung, und sagten ihr, wie sie von Luitpold gesandt seyen, den seine Dienstpflicht an den Fürsten binde, um sie in's Land der Franken zu geleiten. Da sprach Vater Hunold in frommer Rührung: „Dein Glaube hat Dir geholfen!“ und bald entließ er die Tochter und den blühenden Enkel, von seinen Segenswünschen begleitet. Er selber aber mochte sich nicht von dem Boden trennen, wo er alt geworden, und der einstens seiner Söhne Blut getrunken; ihm genügte die Ueberzeugung von der Tochter Glück.

Wohl trauerte Bertha tief bei der Trennung von den Eltern und vom Vaterhause, doch die Sehnsucht nach dem Gatten war größer noch als des Abschieds Schmerz; auch boten sich ihr, die das stille Thal am See noch niemals überschritten, auf der Reise der neuen Gegenstände so viele dar, daß sie bald des Wehes vergaß, und mit offener Seele sich dem Eindruck hingab, den die Gegenwart ihr bot. Viel Schönes erblickte sie im neuen Vaterlande, so daß es ihr bald lieb und theuer wurde, und vor allem freute sie die treue Liebe, mit welcher das Volk an seinen Fürsten hing, und die Ueberzeugung, daß diese, welche sie einst im Herzen hart verdammt, den Ihren so freundlich gesinnt, und nicht nur ihres Landes Schirm, sondern auch die Beglücker ihrer Völker waren.

So naheten sie Soissons, wo die königlichen Hausmeier, welche man des Landes Herrscher nennen konnte, denn Gilderich, der Franken König, war nur ein leeres Schattenbild, mit königlichem Glanze Hof hielten.

Da fragten die Reisigen ihre schöne Schutzbefohlene: ob ihr nicht gelüste, auch einmal die Pracht einer Hofhaltung zu schauen? und Bertha, voll weiblicher Neugierde, vermochte solchem Verlangen nicht zu widerstehen. Da sie hörte, daß die Fürsten mit glänzendem Gefolge sich nach einer Burg im Walde begeben würden, um dort des Waidwerks sich zu erfreuen, mischte sie sich unter das Volk, welches herbeigeströmt war, um den frohen Jagdzug zu sehen. Mit frohem Staunen hingen Berthas Blicke an dem neuen Schauspiel. Die edlen, reichgeschmückten Rosse, die kräftigen Gestalten der Frankenritter, ihre kostbaren Gewänder, die flatternden Federn am Helm, der frohe Hörnerklang, der Rüden Gebell — das ganze heitere Bild der Lust that Berthas Seele wohl; fast war ihr, als müsse auch sie ihre Stimme in den lauten Jubel mischen. Da flüsterten die Gefährten hinter ihr: „Sehet da, unsern tapfern Herzog Karlmann, Karl des Martellen erstgebornen Sohn!“ Als nun Bertha das Auge auf den Jüngling wandte mit dem schönen, aber düstern Angesicht, da zuckte ein seltsames Weh durch ihre Brust, und es war ihr, als sey ihr diese Gestalt schon einmal feindlich entgegengetreten. Und wieder klang es hinter ihr: „Dort auf dem weißen Zelter nahet Pipin!“ Von Neuem folgte Berthas Blick der Weisung, und mit einem Laute des Schreckens sank sie unwillkührlich in die Knie, denn — sie konnte nicht zweifeln — Luitpold war's, der Geliebte, der Gemahl, von königlichem Glanz umflossen. Pipin aber schwang sich, Bertha gewahrend, schnell vom Rosse, empfing die Sinkende in seinen Armen, stellte sie den staunenden Großen und dem jubelnden Volke als seine Gattin vor und sprach bewegt: „So Ihr mir Gutes danket seit meiner Rückkehr aus Bojoarien, so danket Ihr's nur dieser. Sie, mit der einfältig frommen Seele, ist der Engel meines Lebens worden, und hat des Herzens wilden, unumschränkten Ehrgeiz dem Wahren und Rechten zugeleitet.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, März.

(Fortsetzung von Nr. 65.)

Schweizerische Vereine und Gesellschaften in Genf.

Ich fahre fort, Ihnen über das Leben und Treiben in unserer kleinen Republik, besonders über unsere Vereine, zu berichten.

Unsere Société cantonale d'utilité publique ist einer der frischesten Zweige der großen schweizerischen Gesellschaft für öffentliches Wohl, die jährlich in einem andern Kanton ihre Generalversammlungen hält, wo dann der Schweizer bei

dem Schweizer einkehrt und gastlich von ihm empfangen wird. Vergangenes Jahr war sie in Bern, wo ihr der würdige Wessenberg, ehemaliger Bisthumsverweser von Constanz, beiwohnte. Das nächstemal wird sie sich in Lausanne versammeln. Sie beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Primärunterricht, dem Gewerbfleiß und den Armen. Unsere Kantonsgesellschaft in Genf, die dem verstorbenen Baissier ihr Daseyn und ihre Ausstattung verdankt, arbeitet mit großem Eifer in ihrer Sphäre. Die Schweizer haben Recht, wenn sie all' ihre zahlreichen Vereine und Gesellschaften für Musik, Scheibenschiessen, Naturwissenschaften und auch die Zusammenkünfte der Studenten als treffliche Mittel betrachten, sich einander national zu nähern, mit einander zu befreunden und die alte kantonale Schroffheit und Spießbürgerlichkeit abzuschleifen. Nur mögen sie sich hüten, daß diese Zusammenkünfte nicht in festliche Gästereien und Vergnügungen ausarten, bei denen die Hauptsache über das angenehme Drum und Dran vergessen wird. Man soll auch nicht mehr davon erwarten, als sie bei der politischen und militärischen Lage der Schweiz leisten können, deren Schicksal sich wenig nach dem richten wird, was in jenen Vereinen bei Gesang und Gläserklang und unter hämischen Seitenblicken auf die Nachbarn und auf monarchische Regierungen überhaupt gewünscht, gehofft, versichert und proklamirt worden ist. Bei dem unverkennbaren und raschen Fortschreiten der Schweiz zum Bessern, zum Hellen und Rechten muß man doch tadeln, daß die Leute gar zu viel von sich selbst reden. Dieß kommt unstreitig von ihrer geographischen Lage und ihrer vielfachen Verbindung mit Frankreich, wo bekanntlich die Phrasen und das Eigenlob so wenig ausgehen, als die Eitelkeit.

Ich schrieb Ihnen vorigen Sommer von der Aussicht zur Bildung einer Association von Handwerksgesellen zu gegenseitiger Unterstützung, besonders in Krankheit und Reconvalescenz. Dieser Verein ist nun durch den Eifer unsers lutherischen Pfarrers Wend glücklich zu Stande gekommen und hat sich, wie andere dergleichen Gesellschaften, ordentlich konstituirt. Die Schneider figuriren dabei ausnehmend, denn Einer ist Vicepräsident, ein Anderer Sekretär, ein Dritter Kassier. Sechs Gesellen sind Beisitzer. Die Generalversammlungen sind in der lutherischen Kirche. Jedes Mitglied des Vereins zahlt monatlich 21 Genfer Sous (20 kr. rhein.), und hat dafür Anspruch auf Wohnung, Bett, Heizung, ärztliche und chirurgische Verpflegung und Arzneien im Krankheitsfall oder in der Reconvalescenz. Einer unserer ausgezeichnetsten Aerzte und ein Wundarzt haben ihnen unentgeldliche Hülfe angeboten. Ein gesundes Lokal ist zur Krankenstube eingerichtet, oder sie können sich ins große Hospital bringen lassen, wo sie dann auf Kosten der Association verpflegt werden. Da ehemals das Hospital, das Bureau der Wohlthätigkeit und die beiden deutschen Kirchen für kranke Handwerksgesellen sorgten, so steuern sie nun auch verhältnißmäßig zu dieser Association bei.

Einen fast gleichen Verein hat ganz neuerdings die Société des industriels gestiftet. Es liegt etwas Ehrendes darin, daß die Handwerksgesellen nicht mehr, wie bisher, von Almosen verpflegt werden, sondern daß sie sich selbst, ihrer Ordnung, ihrer Sparsamkeit und ihrem Fleiß die Pflege verdanken, deren sie im Krankheitsfall bedürfen. Auf jeden Fall wird dieß auch auf ihre sittliche Läuterung wirken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, März.

(Beschluß.)

Zeitungswesen.

Unsere beiden politischen Zeitungen machen mit jedem Jahre mehr Eroberungen, d. h. nicht auf dem Felde der Politik, sondern auf dem der Literatur. Um die Lücken zu füllen, wenn nicht genug Schnee gefallen, keine Erdbeben gewüthet haben und die Parlamentsdebatten aus London und Paris ausgeblieben sind, streifen sie in alle die Felder der artistischen und wissenschaftlichen Berichte, welche sonst, nach alter deutscher Ordnung, den Journalen und Literaturzeitungen vorbehalten waren. Theatralische, musikalische Recensionen, Kritiken ernsterer Werke, tagesgeschichtliche Notizen jeder Art, Gedichte ersetzen den allgemeinen Mangel an Schlachten und politischen Haupt- und Staatsaktionen. Die ehemalige Spenersche Zeitung vertieft sich in englische Reisebeschreibungen, und es fehlen nur noch die Novellen, um unsere Zeitungen den Journalen gleich zu stellen. Abgerechnet dieses etwas konfuse Ansehen, kann man jedoch beiden Zeitungen nicht absprechen, daß sie im Vergleich mit der Mehrzahl der übrigen deutschen Zeitungen, die nicht, wie die „Allgemeine“ Aktenstücke, oder wie der „Oestreichische Beobachter“ ein bestimmtes Raisonnement geben, reich an Stoff sind. — So wie Beide die Journale beeinträchtigen, erleiden sie selbst indessen eine andere Beeinträchtigung durch die „Staatszeitung.“ Diese wird jezt gut redigirt; ausgezeichnete Männer arbeiten daran mit, und sie ist eines der politischen Blätter, in welchen Meinungen geäußert werden können. Zu diesen Vorzügen treten noch zwei hinzu: einmal, daß sie alle offizielle Mittheilungen zuerst erhält, dann aber, daß sie schon am Abende ausgegeben wird, für die kaufmännische Welt daher von großer Wichtigkeit ist. So kommt es, daß die Vossische und Spenersche Zeitung selten etwas mittheilen können, wo ihnen nicht die Staatszeitung zuvorgekommen ist. Jezt fängt leztere sogar schon an, das Theater, bei wichtigern Gelegenheiten, zu besprechen. Jener Vorschub, einem Institute geleistet, welches doch hinwiederum auch nicht als offizielles Organ bestimmt auftritt, kann schwerlich dauern; es streitet mit dem Billigkeitssinn unserer verwaltenden Behörden und gewissermaßen auch gegen das königliche Privilegium beider sehr alten Zeitungen. Die Vossische wurde im Anfang des vorigen Jahrhunderts, die Spenersche unter Friedrichs des Großen Regierung gegründet. Merkwürdig ist es gewiß, daß jüngst eine Art Denunciation gegen die Staatszeitung höhern Ortes eingereicht worden, des Inhalts: sie hege eine Vorliebe für die französischen Oppositionsblätter, deren Raisonnements sie zu umständlich mittheile, während sie aus der Gazette und Quotidienne nur bruchstückweise excerpire: Dieß verführe die andern Zeitungen zu einer ähnlichen Partheilichkeit. Es müßte seltsam mit Preußen stehen, wenn wir aus den jesuitischen Lehren der Quotidienne Früchte ziehen sollten. Dem Himmel sey Dank, unsere Regierung steht auf einer festeren Basis, als die, welche die Gazette als das einzige Heil der Völker predigt. Die Anschuldigung ist, wie man vernimmt, beseitigt worden.

Die „Kirchenzeitung,“ ein Organ der orthodoxen Theologie, verliert von der Achtung, die sie bei ihrem Erscheinen sich zu verschaffen gewußt hat. Mit einer Intoleranz, aus der ein wüthender Parteihaß spricht, verfolgt sie nicht mehr Meinungen, sondern Personen, verkezert und denuncirt. Daran ist man seit lange in Preußen nicht mehr gewöhnt. Sie verfehlt daher ihre Absicht, dem wahren Christenthum Anhänger zu gewinnen. Allein indem sie in zu hastigem Eifer verräth, daß es nicht mehr Ansichten sind, die geltend gemacht werden sollen, sondern deutliche Absichten hervortreten, nuzt sie auf der andern Seite: dem Unbefangenen werden die Augen geöffnet.

Beilage: Kunstblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 83.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. April 1830.

Bin ich verwandelt? wie ist mir geschehn?
Hat mich ein Zauberstab berührt, bin ich
In einen Wunderbrunnen eingetaucht?

Uhlands
Herzog Ernst.

Pipins Engel.

(Beschluß.)

Bertha barg in Demuth und schaamvoller Verwirrung das Angesicht an des Gatten Brust, und flehte an seinem Herzen leise zu Gott, daß er sie dieses Namens immer möge werth erhalten. Und was sie in dieser seligen Minute vom Himmel erbeten, das hat er ihr gewährt; ihr ward es vergönnt, manche Gefahr, welche dem Glück des Gatten drohte, mit sicherer Hand an seinem Haupt vorbei zu leiten, und noch im Silberhaare war ihr die Zauberkraft geblieben, die Stimme der Leidenschaft in Pipins Busen zu beschwören, und ihn fort und fort treu der milden Größe zu bewahren, welcher er einst im Thal am Würmsee still gelobend sein Herz geweiht.

Als sie sah, daß in Karlmanns Busen die alte Flamme noch nicht verglüht war, als sie gewahrte, wie er oft mit düstern, Tod drohenden Blicken den Bruder betrachte, wenn dieser ohne Arges in Karlmanns Gegenwart seiner Ehe schönes Glück rühmte; wie er jezt so ängstlich um die Gunst des Volkes buhle, und mit so mancher als unruhig oder verdächtig Bekannten Gemeinschaft suche, da säumte sie länger nicht, sondern suchte selbst eine Stunde ungestörten Alleinseyns mit dem Schwager herbeizuführen, nach welcher dieser schon lange, doch bisher umsonst, gestrebt hatte. Und als er ihr nun mit liebeglühenden Blicken gegenüber stand, da nahete sie ihm mit schwesterlicher Traulichkeit, ihn fragend, warum das Auge ihres brüderlichen Freundes so düster, und sein Herz so voll Unruhe sey? Da sah sie Karlmann lange an, von solcher Frage zu kühnem Hoffen veranlaßt. Endlich sprach er: „Ich fand einmal auf einer meiner Fahrten ein wunderholdes Vögelein, schöner und lieblicher als ich je vorher und nachher eins gesehen. Schon hatte ich die Hand ausgestreckt es zu erfassen, da kam ein kecker Geselle, schwazte viel von Pflicht und Recht und von des Vögleins Freiheit, und ich Tropf ging still von dannen. Jener aber hat es genommen, in einen goldenen Käficht gesperrt, und zeigt es mir noch gar voll Hohn und Schadenfreude aus der Ferne. Da ist mir denn, als könne ich nimmer ruhen, bis das holde Vögelein mein eigen geworden.

Bertha schüttelte unwillig das Haupt, und erwiederte: „kann Euch auch Jemand rauben, was Ihr nie besessen? Sagt vielmehr, daß Ihr dem Vogelsteller glichet, welcher Leimruthen ausstellt und Lockvögel aushängt, mit gieriger Hand seinen Raub anfaßt, sich nur kurze Zeit seines Besitzes freut, und dann die armen Vöglein ihrer Augen Licht beraubt, dem ersten besten feil bietet, welcher ihrer begehrt. Das Vöglein aber durchschaute Eure List und suchte Schutz vor Euren Nachstellungen bei dem Manne, dessen Namen ihr schmähet, und als es sah, wie es dieser sich gern zur Gesellschaft für's ganze Leben gewinnen möchte, da hat es ihm seine Freiheit zum Opfer gebracht aus freiem Willen, und hat darüber nimmer Reue empfunden. Ihr aber, seyd Ihr nicht thöricht, fort und fort nach einem geringen Gut zu trachten, welches Euch der Himmel weigert,

und dagegen ein größeres zu verschmähen, welches Euch unverwelkliche Freuden verheißt?“ und mit feuriger Beredsamkeit begann sie, dem Betroffenen jezt das Glück des Herzens zu schildern, welches sie selbst besiegt. Gesenkten Blickes hatte ihr Karlmann gegenüber gestanden, und als sie geendet, ging er schweigend von dannen, und Bertha wußte nicht, ob sie sein Herz gerührt habe. Kurz darauf aber pilgerte Karlmann gen Rom, um an den Gräbern der Apostel zu beten. Dort vertauschte er unerwartet den Feldherrnrock gegen das Mönchskleid, und flüchtete sich in die Einsamkeit des Berges Soracte. Darüber staunte das Volk, und auch Pipin wußte den schnellen Sinneswandel des Bruders nicht zu deuten. Bertha aber verstand ihn wohl, und zum ersten Male weihete sie ihm mit ruhigem Herzen der Achtung Zoll.

So war denn Pipin Alleinherrscher des Volks. Aber Griso neidete ihm die Gewalt, die ihm geworden, und hatte bald das Gute vergessen, das ihm Pipin gethan, aber für jede einst erlittene Unbill hatte er ein treues Gedächtniß. Diesem Jüngling schien es jezt die rechte Stunde, um Rache zu nehmen, denn er wußte, wie vielen, durch fränkische Waffen unterjochten Völkern darnach gelüstete, ihre Ketten zu brechen; auch war Odilo von Bojoarien gestorben, und Chiltrudis schwache Hand führte dort, im Namen ihres unmündigen Sohnes Tassilo, des Staates Ruder. Da entwich Griso im Geleite vieler jungen Edlen, welche geschworen, Schicksal und Hoffnung mit ihm zu theilen, über den Rhein, bemächtigte sich des verlassenen Herzogthums und verhieß Sieg und Freiheit. Chiltrudis wich der Gewalt, die ihres Kindes Oheim übte, und Sachsen und Alemannen und Graf Suitgar von Hirschberg sagten dem Empörer ihren Beistand zu. Aber vor Pipins furchtbar drohender Macht flohen der Sachsen Heere, und als nun die fränkischen Schaaren verheerend aus Sachsen über die Donau zogen, da wichen auch Alemannen und Bojoaren erschrocken und ohne Schlacht hinter den reißenden Inn. Da sandten sie Friedensboten und reiche Gaben, um den zürnenden Pipin zu versöhnen, und lieferten endlich gar ihre Anführer, Suitgar von Hirschberg, Herzog Landfrieden von Alemannien und Griso, in des Siegers Hände.

Voll dumpfer Ergebung harrte Griso im düstern Kerker der Entscheidung seines Schicksals. Schon war ihm die Kunde geworden, wie Suitgar und Landfrieden ihrer Lande beraubt geblieben, und Alemannien das Recht zu eigenen Fürsten verloren habe, und jezt in Gaue aufgelöset, von Grafen verwaltet werde, welche der König berief. Welch Loos durfte nun er erwarten, welcher durch den Stolz und die Rachsucht seines Herzens die Empörung heraufbeschworen, und friedlichen Völkern unsägliches Wehe bereitet hatte? Der Tod oder das Kloster schien ihm gewiß, auf jede Weise Schmach oder Entehrung, und oft war ihm, als könne nur ein freiwilliger Tod vor solcher ihn bewahren. Noch brütete er über derlei schwarzen Vorsätzen, da klirrten eines Tages zu ungewohnter Stunde seines Kerkers Riegel. Griso, den Ruf zum Tode erwartend, sammelte seine Kraft, um wie ein Mann zu sterben. Da aber trat Berthas freundliche Gestalt in die geöffnete Thüre, und der Jüngling rief voll froher Zuversicht: „nein! Ihr seyd kein Todesbote!“ Bertha aber erwiederte bewegt: „Ich bringe Euch vielmehr Eures Bruders freundlichen Gruß! möchte es mir gelingen, ihm in Euch ein treues Bruderherz entgegen zu führen.“ Darauf erfaßte sie Grisos Hand und führte ihn vor den Richterstuhl des ihm durch sie versöhnten Fürsten. Hier empfing er aus Pipins Hand Freiheit, Verzeihung, die neustrische Stadt Mons zum Wohnsitz, und Befehl über zwölf Grafschaften gleich einem Herzog. Da fiel Griso, durch so viel Großmuth tief erschüttert, zu des Bruders Füßen, und blieb ihm von dieser Stunde an treu ergeben.

Als nun bald darnach Pipin, durch des Pabstes Ausspruch und des Volkes Wunsch bewegt, sein Haupt mit der fränkischen Königskrone schmückte, der Childerich entsagte, um im Kloster sein thatenloses Daseyn zu beschließen, da fühlte es Bertha mit freudigem Stolze, daß, wenn der verehrte Gatte durch seines Geistes Kraft die Trotzigen geschreckt und sich Gehorsam und Ehrfurcht errungen habe, doch nur die Milde, welche sie fort und fort in seiner Brust zu nähren sich gemüht, die Liebe des Volkes ihm gewonnen habe, das ihm huldigte; und sie gelobte sich selbst, auch auf dem Throne des Weibes freundlichem Berufe treu zu bleiben, bemüht zu seyn, die Bitterkeit zu mildern, die im Kampfe mit dem Leben so oft des Mannes Brust erfüllt, und jedes gehässige Gefühl aus ihr zu bannen. In diesem Sinne war Bertha auch Bojoariens Schutzgeist geworden. Pipin vermochte sich nicht zu entschließen, dem Lande, welches die geliebte Gattin ihm geboren, Knechtschaft zu bereiten, auch ehrte er seiner Schwester und ihres verlassenen Kindes Rechte, und als Tassilo bald darauf auch die Mutter verloren, nahm ihn Pipin an seinen Hof, und der Verwaiste fand hier Vater- und Mutterliebe wieder. Selbst da, als Tassilo, undankbarer noch als Griso, und treubrüchig seinem Wohlthäter entflohen, und sich gegen ihn empört hatte, erhob Pipin nimmer gegen den, den er einst als Sohn geliebt, das Schwerdt, und als Tassilo endlich, von Furcht ergriffen, um Verzeihung flehte, umfing Bertha ihn mit Muttertreu, und führte den Reuigen an das Siechbett des Gatten, der ihm gern verzieh, der Gefährtin aber noch in seiner lezten Stunde das Zeugniß gab: Du warst der Engel meines ganzen Lebens!

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

(Fortsetzung.)

Der Bücher des Aristoteles, die von physischen Wissenschaften handeln, sind viele und mannigfaltige: acht Bücher über eigentliche Physik, vier Bücher über den Himmel, eines über die Meteorologie, eines über die Farben; zwei Bücher über Zeugung und Zersetzung der Körper; zehn von der Geschichte der Thiere, vier über ihre Theile, eines über ihre Bewegungsmittel, zwei über ihre Zeugung, und verschiedene Abhandlungen über Schlaf und Wachen.

In diesen physischen Werken allen geht Aristoteles denselben Gang, wie in Poetik, Moral und Politik, das heißt, er stellt keinen Grundsatz a priori auf, sondern leitet alle aus der Beobachtung der einzelnen Thatsachen und ihrer Vergleichung unter einander ab. Diese Methode ist indessen blos eine Anwendung seiner Theorie vom Ursprung der allgemeinen Ideen, die Plato's Theorie schnurgerade entgegengesetzt ist. Lezterer nimmt an, wie wir bei Erwähnung seines Timäus gesehen haben, die allgemeinen Ideen bestehen für sich, sie seyen dem Menschen eingeboren, d. h. die Seele habe sie besessen, als sie Eins war mit der Gottheit, und wenn sie dieselben wiederfinde, so geschehe dieß in Wahrheit durch Rückerinnerung. Dieses System führt offenbar dazu, daß man die Sinne zur Unthätigkeit verdammt, um durch Selbstbeschauung die Rückkehr des Geistes zu seinem ursprünglichen Wesen zu fördern. Aristoteles kehrt diesen Grundsatz geradezu um: nach ihm gibt es keine eingebornen Ideen. Daß die Gottheit aus sich alle allgemeinen Ideen hat, das liegt in ihrem Wesen; der Mensch aber kann sie allein auf dem Wege der Abstraktion erhalten, und da in seinem Geiste nichts ist, was ihm nicht durch die Sinne mitgetheilt worden, so ist nothwendig Beobachtung, Erfahrung die Quelle aller seiner Kenntnisse. Dadurch, daß er diesen einzigen Grundsatz schon in seiner Logik ausspricht, erhält seine Philosophie einen eigenthümlichen Charakter, dadurch bleibt sich seine Verfahrungsweise in den moralischen, wie in den physischen Wissenschaften durchaus gleich. Will er z. B. über Politik schreiben, so schafft er sich nicht zuerst das Ideal einer Republik, um es als Maaßstab für die Güte der bestehenden Regierungen zu gebrauchen; nein, er sammelt zuerst eine Menge von Verfassungen, vergleicht sie mit einander, untersucht historisch, welchen Einfluß sie auf die Völker geäußert haben, und kommt endlich auf allgemeine Sätze über die Folgen gesellschaftlicher Einrichtungen und die Triebfedern des Staats, und dieß ist durchaus und überall seine Methode. Wir betrachten nun die einzelnen naturgeschichtlichen Abhandlungen. Das erste der oben aufgezählten Werke, das über allgemeine Physik, ist das schwächste von allen, und das konnte nicht anders seyn; denn in dieser Wissenschaft kann man nicht weit kommen, wenn man sich darauf beschränkt, die Erscheinungen, so wie sie in der Natur vorkommen, zu beobachten; man muß neue hervorrufen, kurz, man muß experimentiren. Dieß konnte man aber zu Aristoteles Zeit so gut als gar nicht, die Mechanik war dazu noch viel zu weit zurück. Man besaß nur wenige Beobachtungen in isolirten Gruppen, und damit konnte man sich unmöglich zu umfassenden Grundsätzen erheben. Manche Prinzipien, die unser Philosoph aufstellt, hat die Zeit als falsch oder unvollständig erwiesen; zu seiner Zeit waren sie aber wirklich der allgemeine Ausdruck für die bekannten Erscheinungen; so bemerkte er, daß die festen und flüssigen Körper gegen die Erde fallen, wenn sie nicht mehr gestützt werden, daß die luftartigen Körper dagegen im Wasser von unten aufwärts steigen, daß die Flamme gen Himmel lodert; er schloß daraus, Feuer und Luft streben hinauf, Erde und Wasser hinunter. Jezt wissen wir, daß diese Bewegungen in umgekehrter Richtung das Ergebniß einer und derselben Kraft sind; wir kamen aber auf diese Entdeckung erst, nachdem neue Thatsachen uns auf die Unzulänglichkeit der frühern Erklärungen aufmerksam gemacht hatten. Ganz dasselbe gilt von der sogenannten Scheu vor dem leeren Raume (horror vacui), einem Grundsatz, den man häufig so abgeschmackt gefunden hat; Aristoteles hat ihn nicht von vorne herein aufgestellt, er hat ihn als den Gesammtausdruck der zu seiner Zeit bekannten Thatsachen ausgesprochen; hätte er das Wasser in den Pumpen bei 32 Fuß stillestehen, das Quecksilber in der Toricellischen Röhre sich 28 Zoll hoch halten sehen, vielleicht wäre er, durch Vergleichung der spezifischen Gewichte mit der Höhe der beiden Säulen, auf die wahre Ursache der Erscheinung gekommen. Ueberdieß ist nicht zu vergessen, daß, so lange die Erfahrung nicht das Gegentheil bewiesen hatte, es eben so vernünftig war, den Körpern eine Neigung zuzuschreiben, sich dahin zu bewegen, wo sich ein leerer Raum zu bilden strebte, als, wie man jezt thut, anzunehmen, die Körper ziehen einander an. Der Grundsatz von der Scheu vor dem leeren Raum hat sich als falsch erwiesen; aber an sich hat er durchaus nichts Abgeschmacktes, und nur Leute, die einen bildlichen Ausdruck, einen Ausdruck, wie wir eine Menge ganz ähnlicher haben, die wir ohne Bedenken gebrauchen, weil wir in unserer Sprache einmal keine streng bezeichnende haben, ganz buchstäblich nahmen, konnten ihn für abgeschmackt halten.

Mit weit mehr Glück hat Aristoteles seine Methode auf das Studium der lebenden Wesen angewandt, und seine Geschichte der Thiere ist ein wahres Meisterwerk. Kaum begreift man, wenn man dieses Werk liest, wie der Verfasser aus seinen eigenen Beobachtungen so viele

allgemeine Regeln, eine solche Menge von vollkommen richtigen Sätzen ziehen konnte, von denen seine Vorgänger nie nur den entferntesten Begriff gehabt hatten. Dieses Buch ist eigentlich keine zoologische Abhandlung, sondern gerade eine solche Uebersicht, wie Linnés botanische Philosophie.

Das erste Buch handelt von den Theilen des thierischen Körpers, wobei er die Thiere nicht den einzelnen Arten nach, sondern in natürlichen Gruppen beschreibt und angibt, was jeder Abtheilung zukommt. Um solches zu leisten, mußte der Philosoph nothwendig sehr klare Ideen über die Klassifikation der Wesen haben. Da er indessen nicht für nothwendig erachtet hat, ein eigentliches zoologisches Fachwerk zu entwerfen, so halten manche sein Werk für unmethodisch; es ist dieß aber ein sehr oberflächliches Urtheil.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, März.

(Fortsetzung.)

Wohlthätigkeitsverein. Abbé Desmazure. Mängel des Erziehungswesens.

Der überaus günstige Erfolg der Sparkasse und ähnlicher Vereine hat ein sehr heilsames Beispiel gegeben. Ein Verein bildet sich nach dem andern, und wenn er auf verständigen Grundsätzen ruht, so ist an seinem Gelingen nicht zu zweifeln. Ich führe als Beispiel nur die Société de secours an, da ihr Entstehen wirklich merkwürdig ist. Vor einigen Jahren vereinigten sich mehrere Studenten der Theologie, um sich durch Handlungen der Wohlthätigkeit und deren eigene Vertheilung auf ihren künftigen schönen Beruf vorzubereiten, und um Gutes im Stillen zu thun. So trugen und schafften sie alle Wochen Nahrungsmittel, Kleider, Decken und Holz in die Wohnungen armer Leute. Dabei wachten sie über ihre Beschäftigung und die Sittlichkeit. Später traten auch Laien zu dem schönen, ächt christlichen Vereine. Dabei konnte sein Wirkungskreis erweitert und des Guten noch mehr gethan werden. Zu den frühern Unterstützungen kamen nun auch Schul- und Lehrgelder. In allen Theilen der Stadt wurden nun Vorräthe von Holz, Brod und andern Nahrungsmitteln unter der Aufsicht verantwortlicher Distributeurs angelegt. Zwei Mitglieder heißen Commis aux apprentissages und haben die Verpflichtung, von einem Meister zum andern zu gehen, um sich über die Fortschritte und das sittliche Betragen der dahingegebenen Lehrlinge zu erkundigen. Früher, wo alles Wohlthun nach den Statuten im Stillen geschah, machte die Gesellschaft nichts über ihren Finanzzustand bekannt. Neuerdings aber ist sie aus guten Gründen von diesem Grundsatze abgegangen und wir wissen nun von 1829, daß von 127 ordentlichen und außerordentlichen Mitgliedern 18,974 Gulden eingingen, aber 19,559 ausgegeben wurden. Bei einer Gesellschaft dieser Art ist ein Deficit ein Lob. Es ist durch die bedeutende Vermehrung der Lehrlinge entstanden, für welche die Gesellschaft sorgt. Es wurden 47 Familien mit Brod, Nahrungsmitteln, Decken, Holz, Oefen, Handwerkszeug u. s. w. unterstützt; 38 Lehrlinge, weibliche und männliche, wurden untergebracht, und zwar nicht blos bei Uhrmachern und Bijouteriearbeitern, wie es bisher Sitte war, da die Genfer eine thörichte Abneigung gegen andere einträgliche Gewerbe hegen und sie Ausländern überlassen, sondern auch bei Schuhmachern, Schneidern, Schmieden u. s. w. Außerdem wurden noch die bei zwei Feuersbrünsten abgebrannten Familien unterstützt und ihre Kinder in die Lehre gegeben.

Das Wohlthun und die Macht des Guten muß wirklich groß bei uns seyn, da es von Männern anerkannt wird, die früher eben nicht freundlich auf uns zu sprechen waren. Der bekannte Abbé Desmazure hielt in den benachbarten savoyischen Städtchen Annecy und Thonon mehrere Predigten, worin er stark vor Genf, als vor dem schädlichsten Lichtherd der Christenheit, warnte und seinen Zuhörern rieth, so wenig Gemeinschaft als möglich mit demselben zu haben. Dieß war nicht verständig, so schlau auch sonst der beredte Abbé ist und seine Worte nach Zeit und Ort wohl zu setzen weiß. Er hatte damals wohl noch nicht im Sinne, auch hierher zu kommen und in dem kalvinischen Zion zu predigen. Es geschah aber doch. Bekanntlich kommt er vom heiligen Grabe von Jerusalem, durchpilgert Europa und predigt einen neuen Kreuzzug, nicht wie ehemals sein Landsmann Peter, der Eremit, um die Fürsten, Ritter und Völker zu der gefährlichen Eroberung des gelobten Landes zu bewegen, sondern um die Christen in Europa mit den Wächtern des heiligen Grabes durch Wohlthun in Verbindung zu setzen. Der Kreuzzug, den er predigt, ist ein Kreuzzug der Milde und Barmherzigkeit, denn die Geistlichen des heiligen Grabes sind wie die vom Hospiz des heiligen Bernhard, die nur Verunglückten und Hülfsbedürftigen helfen, ohne Ansehen des Ranges und Standes, des Landes und der Religion, der sie angehören. Darum hatte ihm auch unser Staatsrath eine ansehnliche Summe für jene Geistlichen übersendet, und der Abbé Desmazure sagte in seiner Predigt: „Ich freue mich, von dieser Kanzel herab der Genfer Regierung meinen Dank dafür zu sagen, daß auch sie den Christen des gelobten Landes eine wohlthätige Gabe spenden wollte. Künftig ist keine Entfernung mehr zwischen beiden. Der See Tiberias ist mit dem Genfer See verbunden: Jerusalem steht durch seinen Dank in Genf und Genf ist in Jerusalem.“ Der Redner äußerte auch sein Erstaunen über die vielen wohlthätigen Anstalten und Vereine in unserer Stadt.

Auffallen muß es, daß unser ganzes Erziehungs- und Unterrichtswesen nicht so im Fortschreiten, Verbessern und Erweitern begriffen ist, als man wohl denken sollte. Ich habe Ihnen darüber schon einigemal gesprochen. Eine Kommission tüchtiger Männer geht zwar seit geraumer Zeit mit Verbesserungen um; sie findet aber in allen Ecken Schwierigkeiten, Hindernisse und Vorurtheile, so daß bisher Alles beim Alten geblieben ist. So war auch dieß Jahr wieder das Promotionsfest, bei dem den jungen Gemüthern erst durch offenbare Ungerechtigkeit in Zuerkennung der Preise und der Beförderungen, dann durch eine Ehrsucht und Eitelkeit erweckende Theaterscene unendlich geschadet wird, und bei der der stille, bescheidene und schüchterne Fleiß ganz leer ausgeht. Dieß hat man bisher bei uns nicht einsehen wollen, weil der Eigenliebe der Eltern gar sehr durch dieß Fest geschmeichelt wird, weil es seit Calvin besteht und durch lange Gewohnheit ein Theil unserer Genfer Nationalität geworden ist. Auffallend war dieß Jahr, daß so wenig Professoren und Mitglieder des repräsentativen Raths in corpore gegenwärtig waren. Sollte dieß eine indirekte Mißbilligung der geräuschvollen und glänzenden Ceremonie seyn?

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 84.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 8. April 1830.

Heraus, heraus in des Frühlings Reich,
Er wird nicht lange bleiben!

W. Müller.

Zweite Vorlesung des Herrn M. G. Saphir im großen Museumsaale zu München.

Zweite Fastendevise.
Das „ff" des Lebens: „Frühling und Frauen."

Der Text, den ich meiner heutigen Devise zu Grunde gelegt habe, findet sich aufgezeichnet in dem großen Buche der Natur und in dem goldenen Buche Cytherea's.

„Frühling und Frauen."

Beide, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, beginnen mit dem weichsten Buchstaben des A B C, mit einem zusammenstoßenden Lippenlaut und, so zu sagen mit einem leisen Kusse für sich selbst. Zu diesem weichen Lippenlaut kömmt sogleich das R als Zungenbuchstabe, welcher nicht nur die Frauen charakterisirt, sondern auch den Frühling, denn im Frühlinge werden alle Zungen der Natur wach. Die befiederten Sänger auf den Bäumen, die vor unsern Sängern das Voraus haben, daß sie vom Blatte singen, werden wach; die Bäche, des eisigen Mundschlosses entfesselt, schwätzen und plaudern unaufhörlich, und aus Zweigen, Büschen, Blumen und Gräsern, ruft uns die Stimme der verjüngten Schöpfung zu.

„Frühling und Frauen" sind die Vielliebchen des Daseyns. Der Frühling erscheint uns rosiger und blühender, wenn wir an der Hand der Frauen sein großes Blüthen-Belvedere besuchen, und die Frauen sind wonniger und milder, inniger und treueigener, wenn der Frühling sie anweht, mit dem unsichtbaren Kusse der Verjüngung.

Die erste Frau entstand im Schlafe, Adams erster ruhiger Schlaf ist auch sein lezter ruhiger Schlaf gewesen; seine Ruhe hatte während seines Schlafes einen Ribbenstoß erhalten; aber auch der Frühling möcht' ich sagen, entstand in dem Schlummer der ermüdeten Schöpfung als reizender Traum ihrer raschen Jugend, und die gütige Gottheit hielt den Traum fest und führt ihn als Frühling alle Jahre auf kurze Zeit der schmachtenden Schöpfung wieder vor.

Wir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, stehen jezt an der Schwelle des Frühlings; und der Frühling ist ein freundlicher Wirth, er frägt nicht nach Paß und Aufenthaltskarte, nach Wanderbuch und Kundschaft, er öffnet sein blaues Gezelt allen Wesen, die athmen und fühlen; und der Frühling ist ein heiliger Priester, und sein großer Tempel steht offen allen, die belasteten Herzens sind, und er frägt nicht nach Taufschein und Katechismus, und gibt beseligenden Ablaß allen, die in der Ohrenbeichte der Natur ihre geheimsten Leiden aushauchen und ausweinen; und der Frühling ist ein großer Arzt, ein Wunderdoktor, und er frägt nicht nach Geld, Stand und Rang seiner Kranken, sondern er nimmt alle auf, die kranken Herzens sind, und siechen Gemüthes in seiner großen Heilanstalt und in dem Bade der heilgewürzten Luft.

Leider wissen wir in unsern Städten gar selten, wann der gute Frühling vor dem Thore steht und nicht so sehr

um Einlaß bittet als um Auslaß, das heißt, daß die Menschen hinaus zu ihm kommen und sich seiner freuen und kindlich und kindisch mit seinen Gaben spielen sollen. Bis die Nachricht, daß der Frühling da ist, durch das Thor kömmt, vom Thore durch die Straßen, durch die Hausthüre, durch die Flur, durch das Vorzimmer, bis zur gnädigen Herrschaft, indessen ist der Frühling schon weg. Der Bediente meldet ordentlich: „Der Herr Frühling ist im Vorzimmer!“ Die gnädige Frau sagt darauf: „Der Frühling? ein andermal, ich hab jezt nicht Zeit!“ Der Mops bellt, und die gnädige Frau hält ihn zurück, damit der Mops dem Frühling nicht in die Waden falle. Höchstens schickt der Frühling unsern Damen ein Paar Blumentöpfe als Visitenkarten in's Zimmer, die unter den Spiegel gestellt werden. Zuweilen fällt es auch den Damen ein, dem Frühlinge eine Gegenvisite zu machen, oder eine Visite de reconnaissance. Sie lassen anspannen, fahren in wohlverschlossenem Kasten bei dem Frühling vor, aber nur der Kutscher und der Lakai sprechen den Frühling mündlich. Steigt je einmal eine Dame aus, um dem Frühling persönlich ihren Besuch zu machen, so geschieht es mit aller Delikatesse und Aengstlichkeit, daß sie nur ja nirgend mit ihren langen Ermeln oder mit der Garnirung in der lieben Natur hängen bleibe, oder vielmehr, daß nur ja nichts von der Natur an ihr hängen bleibe. Sie schauen die Natur durch ihre Lorgnette an, wie einen Schauspieler, fahren nach Hause und sagen: „Monsieur Frühling est un joli garçon, il jouait bien!“ und sie nehmen sich vor, wenn der Frühling noch einmal spielt, wieder hinzugehen.

Da sind wir Männer anders, wir freuen uns Monate lang auf den Frühling, wie sehnen wir uns nach ihm, wie jauchzen wir ihm entgegen. Nicht etwa seiner Rosen, oder seiner Nachtigallen, oder seiner milden Lüfte wegen, o nein, wir freuen uns blos, daß wir so schön und frei, so unter Gottes schönem, blauen, weit hingestreckten, freien Himmel — Tabak rauchen können. Denn wir Männer lieben Natur und Schinken geräuchert. Wir schwärmen mit Morgenroth und Knaster, mit Abendroth und Varinas. Wir sagen: „Morgenstund hat Zigaren im Mund.“ Wie lieben wir Männer die herrliche Natur, wenn sie über unserm rauchenden Mund so schön im Schornstein hängt und allmählig hübsch braun wird. Sollte es dem Scharfsinne, dem erfinderischen Geiste des schönen Geschlechtes nicht möglich seyn, es den Männern abzugewöhnen, daß sie nicht wie lebendige Rauchhöhlen herumwandeln? Es ist mit unsern Männern wie mit Küchenöfen, je weniger Feuer in ihnen ist, desto stärker rauchen sie. Ich habe lezthin zufällig das Gespräch zwei solcher lebenden Rauchöfen mit angehört, als sie von einer Pfeife sprachen, ich glaubte aber, sie sprächen von einem Frauenzimmer. „Ist das nicht ein wunderschöner Kopf?“ fragte der eine. „Wunderschön!“ erwiederte der andere. „Wie schön rund und porportionirt,“ sagte wieder der Erste. „Ja,“ war die Antwort. „und zart braun, wie ich es gerade liebe.“ — „Ach!“ rief der Erste mit steigendem Feuer aus, „und dieser göttliche, langgebogene Hals!“ Es wurde mir ordentlich schwül bei dem Gespräche, aber plötzlich fragte der eine: „Ich bitte Dich, hast Du den Kopf in Wachs eingesotten?“ Da fiel es mir erst ein, daß es wohl ein Pfeifenkopf seyn müsse. So wie nun der Frühling jedes Rendez vous begünstiget, so begünstiget er auch das Tête à tête unserer Männer mit ihren Pfeifenköpfen, mit dem Unterschiede, daß bei dem Rendez vous oft beide Köpfe leer sind, bei dem Tête à tête aber immer ein Kopf wenigstens voll ist.

Wo gibt es aber ein reizenderes Tête à tête als das mit der ewig schönen, ewig jungen Morgenröthe eines schönen Frühlingstages? Die Nacht, dieses Ruhebett aller Tagesorgen und der herrliche Friedensfürst, der Schlaf, dieser kurze Polstersitz von der langen Bank des Todes, sie nehmen alle Menschen versöhnend auf, und jede Morgenauferstehung ist eine wahre Auferstehung. Hinter uns liegt die Nacht wie das leere Grab, aus dem wir entkörpert aufsteigen, ein reineres Daseyn zu athmen, und nur die Träume schweben noch wie die Geister theurer Abgeschiedenen, aus dem stillen Kirchhof des Schlafes zu uns herüber. O, so eilt denn hinaus, und begrüßt die Natur in ihrem lachenden Erwachen. Eilt hinaus, wenn die Morgenröthe die schlummernde Erde noch küßt, wenn sie die dunklen Vorhänge von ihrem Schlafgezelte zurückschlägt, und der erste Lichtstrahl auf das schaamerröthende Antlitz der bräutlichen Erde fällt! Eilt hinaus, wenn Aurora ihre Purpurlippe an das Blau des Himmels legt, eilt hinaus, meine freundlichen Hörerinnen, bewundert und betet an das Morgen-Negligee der Frühlingsnatur! Hier ist jede Schönheit wahr, und jeder Reitz eigenthümlich. Wie Morgenrosen-Gardinen hängen die Guirlanden um das hohe Himmelsbett, die Sevigné des Morgensterns ist bereits nicht mehr zu sehen und blos die ächten Blonden des Lichts hat Aurora über das blaue bonnet de matin des Himmels hingeweht; die ersten Lichtstrahlen flattern wie aufgelöste Rosenbändchen von diesem Häubchen tief herab. Blüthen, Reis und Zweig schlagen nun die freundlichen Augen auf, und besehen sich lächelnd in dem Spiegel der freundlichen Wellen, die Bäume geben ihr freiflatterndes Lockenspiel hin dem haarekräuslenden Zephir; die Kräuter, die Knospen und die Blüthenkelche eilen wie Kammermädchen mit ihrem parfum und eau de milles fleurs herbei, und die bethauten Blätter und Gräser legen ihre Thauperlen und ihr Juwelenwasser um den Hals und um den Busen der schönen Natur, und die blauen, entfesselten Ströme laufen wie eine hochwallende Ceinture um ihre üppige Form. Kommt mit mir hinaus,

meine freundlichen Hörerinnen in den klar gewölbten Dom des Morgentempels, wenn die heilige Hofkapelle Gottes, die singenden Priester des Hains aus tausend Kehlen zur anbetenden Hora rufen! Eilt hinaus, alle die ihr kranken Gemüthes seyd, in die große Erfrischungshalle der Schöpfung! Reißt herab von Euch die Zugpflaster des Schmerzens, und legt die wunde Schmerzstelle an den kühlenden, heilenden Odem der allgemeinen Verjüngung!

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

(Fortsetzung.)

Der ganze Anfang des ersten Buchs ist gleichsam vom Uebrigen getrennt, und dient als Einleitung. Er enthält größtentheils allgemeine Sätze, die nicht weiter ausgeführt werden, aber durchaus verständlich hingestellt sind, so daß sie jeder leicht auf die ihm bekannten Naturgegenstände anwenden kann. Sichtbar wollte der Verfasser damit, daß er eine Menge merkwürdiger Resultate zusammendrängte, die Aufmerksamkeit fesseln und einen Vorschmack davon geben, wie interessant das Studium der Natur sey. Diese Sätze setzen meist die Beobachtung einer ungeheuren Menge einzelner Fälle voraus, was leicht in die Augen springen wird, wenn wir einige derselben anführen.

Alle Thiere, ohne Ausnahme, sagt er, sind mit einem Mund versehen und besitzen den Tastsinn; aber diese beiden Merkmale sind die zwei einzigen durchaus allgemeinen, und es gibt kein drittes, das nicht bei dieser oder jener Art fehlte. Von den Landthieren ist kein einziges an den Boden befestigt; unter den Wasserthieren dagegen mehrere. Jedes Thier, das Flügel hat, hat auch Füße. Er stützt sich auf diesen allgemeinen Satz, um die Existenz des Drachen zu läugnen, den man als eine geflügelte Schlange vorstellte. Mehrere geflügelte Insekten sind mit Stacheln versehen; die dieses Organ vorne tragen, haben nie mehr als zwei Flügel; die es hinten tragen, haben vier. —

Solche Sätze können, wie man leicht sieht, nicht von vorne herein aufgestellt werden; sie gründen sich nothwendig auf umfassende unmittelbare Beobachtung.

Gleich in dieser Einleitung entwickelt nun Aristoteles auch die Grundlagen seiner Klassifikation. Er theilt die Thiere ab, je nachdem sie Blut oder keines haben, mit andern Worten, er trennt die Thiere mit rothem, von denen mit weißem Blut. Die Thiere mit rothem Blut sind die vierfüßigen Thiere, die Schlangen, die Vögel, die Fische und die wallfischartigen Thiere. Obgleich die beiden lezten Klassen im Wasser leben, und sich in der äußern Gestalt ein wenig gleichen, so verwechselt sie doch Aristoteles damit, daß er sie nebeneinanderstellt, durchaus nicht; er kennt das Wesen der Wallfische so gut als wir: er weiß, daß es warmblütige Thiere sind, die lebendige Junge gebären und dieselben säugen. Er theilt auch die vierfüßigen Thiere streng in lebendiggebärende und in eierlegende ab; leztere, sagt er, haben ihrem innern Bau und der Beschaffenheit ihrer Haut nach viele Aehnlichkeit mit den Schlangen, was bekanntlich vollkommen richtig ist.

Die weißblütigen Thiere sind die Weichthiere (Mollusken), die Krustenthiere, die Schaalthiere und die Insekten. Diese Eintheilung ist allerdings nicht ganz richtig; indessen hat man bis auf Linné keine bessere gehabt. Von Mollusken führt Aristoteles namentlich den Polypen, den Kalmar, den Tintenfisch und den Argonauten an, und bemerkt, daß lezterer nicht an seine Schaale befestigt ist. Er beschreibt im Allgemeinen alle Theile dieser Thiere, ja er spricht von ihrem Gehirn, und dieß ist sehr merkwürdig, weil dieses Organ bei den Mollusken erst vor wenigen Jahren entdeckt worden ist.

Seine Unterabtheilungen der weißblütigen Thiere sind besser als die Hauptabtheilung; bei den Insekten z. B. ist es durchaus Linné's Classifikation. Er theilt die Insekten ab, je nachdem sie geflügelt sind oder nicht, und die drei ersten Unterordnungen begreifen die Insekten mit zwei, mit vier Flügeln und mit Flügeln, die mit hornenen Scheiden bedeckt sind. Er erklärt darauf, was er unter **Geschlecht** (genus) versteht, und führt als Beispiel das Geschlecht der einhufigen Thiere an, das aus dem Pferd, dem Esel und dem syrischen wilden Esel (hemionus) besteht; es ist dieß wirklich ein ganz streng geschiedenes Geschlecht, und eines von denjenigen, die wir auch noch jezt vorzugsweise als Beispiel anführen würden.

Nach dieser Einleitung, die, wie er selbst sagt, zum Studium der Naturgeschichte anlocken soll, geht er auf die Beschreibung der verschiedenen Theile der Thiere über, wobei er vom menschlichen Körper als Vergleichungspunkt und Grundlage für seine Benennungen ausgeht. Er handelt zuerst vom äußern Bau und geht dann auf den innern über; hier ist nun, was er anführt, nicht mehr so richtig, die Hauptzüge der Organisation sind ihm indessen wohl bekannt, und auch von manchem Einzelnen scheint er besser unterrichtet gewesen zu seyn, als seine meisten Nachfolger. So kannte er die sogenannte Eustachische Röhre; er spricht davon, wenn er Alemäon widerlegt, der, wie bereits angeführt, behauptete, die Ziegen athmen durch die Ohren. Das Gehirn, das, wie er sagt, beim Menschen am größten ist, beschreibt er ziemlich gut; die Vertheilung und Verrichtung der Nerven ist ihm aber unbekannt; erst Herophilus hatte darüber nicht ganz unrichtige Begriffe. Die Adern beschreibt er auch ziemlich richtig; daß

aber die Pulsadern Blut enthalten, weiß er nicht, und scheint zu glauben, die Luft dringe in das Herz. So unvollständig, ja oft falsch seine Beschreibungen sind, so beweisen sie doch, daß er die beschriebenen Eingeweide wirklich gesehen hat. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, März.

(Fortsetzung.)

Lancasterschüler. Waisenmädchen. Landwirthschaftliche Schule.

Wie ganz anders, als das Promotionsfest, und durchaus in kindlichem Sinne war das Fest der Lancasterschüler von Plain-Palais! Auf der schönen Wiese unter den alten anmuthigen Bäumen war eine Reihe Tische und Bänke gestellt. Da saßen alle die Kinder, welche Preise in den Schulen wechselseitigen Unterrichts empfangen hatten. Einige waren nur zwei bis drei Jahre alt. Hier wurde ihnen ein ländliches Banket vorgesezt, dem sie auch tüchtig zusprachen. Freilich wurde hier kein Chanson, kein Toast vernommen; dafür aber ein lauter Freuderuf über den andern. Die Eltern, Geschwister oder Verwandten bedienten die Preisträger und gingen dabei vergnügt unter den weitschattenden Kastanien auf und ab. Am Abend wollten die Kinder gar nicht nach Haus, und der Mond war wirklich schon zwischen den St. Petersthürmen aufgegangen, als man von einander schied. Gar manche Theilnehmer und Theilnehmerinnen am Fest wurden nach Haus getragen und schliefen schon, ehe sie beim Stadtthor ankamen. Auch die Waisenmädchen hatten ein ähnliches, ihrem Alter angemessenes Fest. Für sie sorgt gleichfalls ein Verein wohldenkender Frauen. Die Anstalt ist für arme Mädchen bestimmt, die ihre Eltern durch den Tod verloren haben, oder die von ihnen ausgesezt oder verlassen wurden. Sie sollen besonders vor Verführung gesichert und zu Dienstboten erzogen werden. In den vierundzwanzig Jahren, seit die Anstalt besteht, sind durch freiwillige Beiträge 415.233 Gulden eingekommen und 546.386 Gulden ausgegeben worden. Außer dem Materiellen der Anstalt findet sich noch ein kleiner Reservefonds von 4154 Gulden vor. Vor Kurzem ist zum erstenmale seit dem Beginne des Vereins ein 16jähriges Mädchen gestorben, die, wie die Damen versichern, durch Geist und Betragen zu den günstigsten Hoffnungen berechtigte. Was hätte man wohl aus ihr gemacht? Auch nichts weiter, als Köchin oder Hausmagd? Diese Einseitigkeit in der Berufsbestimmung der Mädchen ist der einzige Vorwurf, der dieser Anstalt gemacht werden kann. Eine ähnliche Anstalt für junge elternlose, arme Landmädchen ist in Vilette, wo sie trefflich gedeiht und eine Menge Arbeiten liefert, die in Genf sehr gesucht werden. Die Mädchen leben dort wie in einer Familie auf sehr einfachem Fuße, und werden für ländliche Beschäftigungen erzogen. In Pressy wird jezt eine ähnliche Anstalt gegründet.

Des besten Gedeihens erfreut sich die landwirthschaftliche Schule in Carra, die dem verstorbenen Boissier ihr Daseyn verdankt. Auch diese Anstalt begann vor einigen Jahren mit Wenigem; jezt gibt sie jährlich an 17.000 Gulden aus und hat dabei noch einen bedeutenden Reservefonds. Die dreißig jungen Leute werden größtentheils für Landwirthschaft erzogen, doch sind auch andere Beschäftigungen nicht ausgeschlossen. Sie gedeihen moralisch und physisch in der Landluft. Die Kosten für Arzeneien betrugen im Laufe des lezten Jahres nicht mehr denn 10 Gulden 6 Sols.

Auch unsere Akademie macht Fortschritte und reinigt sich, wenn auch langsam, von dem, was man ihr bisher vorwerfen konnte. Tüchtige Männer bekamen die Lehrstühle der griechischen und lateinischen Literatur. Fauriel, Verfasser der französischen Griechenlieder, kommt als Professor der französischen Literatur hierher. Dagegen hat der akademische Senat umsonst bei dem Staatsrath um Errichtung eines Lehrstuhls für die neuere Geschichte gebeten, und damit wäre doch eine der auffallendsten Lücken ausgefüllt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, März.

Neuorganisirte Polizei der Hauptstadt.

Folgen wir ferner den Verfassern des Companion, so gelangen wir auf einen Auszug der Instruktionen an die vermittelst Parlamentsakte neu organisirte bürgerliche Polizei der Hauptstadt. Diese wichtige und wohlthätige Reform in unserm Munizipalwesen ist Ihnen schon auf dem gewöhnlichen Wege der Zeitungen bekannt geworden. Ihr wesentlicher Unterschied von der frühern Einrichtung liegt in ihrer Getrenntheit von der richterlichen Gewalt oder den Magistratspersonen, die vormals diese Offizianten ernannt hatten; es gab nämlich eben so viele Gattungen Polizeioffiziale als Jurisdiktionen; jeder Distrikt in derselben Hauptstadt bildete für sich ein geschlossenes Ganze, in welchem die Polizei des benachbarten Distrikts keine Befehle annehmen wollte, noch konnte, und die Folge war, daß die bösen Menschen bei diesem Systeme sich eben so wohl befanden, als die Mörder in Rom bei den heiligen Schutz- und Schlupfwinkeln der christlichen Hauptstadt. Das Parlament hatte nun in einem am 19. Juni 1829 angenommenen Gesetze die neue Polizei unter die unmittelbare Kontrolle zweier besondern Magistratspersonen gestellt, welche als Friedensrichter für die Grafschaften Middlesex, Surrey, Hertford, Essex und Kent in Pflicht genommen wurden und die hinwieder die untern Beamten wählen und dem Staatssekretär des Innern verantwortlich sind. Die Kosten werden von dem Kirchspiel getragen. Die Folgen dieses bessern Systems, das besonders auf Verhinderung der Verbrechen abzielt, sind schon so fühlbar, daß nach den mir vor einigen Tagen mitgetheilten Versicherungen einer Magistratsperson vom Distrikte Westminster, bei den Quartal-Gerichtssitzungen nur ein einziger jugendlicher Gefangener unter 18 Jahren unter den Verurtheilten war, während sonst die Anzahl im Durchschnitte neun bis zehn betrug. Was einige hiesige Zeitungen von Ausdehnung der Gewalt der Regierung und Besorgnissen für die Freiheit der Nation schwazten, muß auf Rechnung der Faktionspolitiker gesezt werden. Die Verfasser solcher Aufsäze glauben selbst kein Wort davon, und keinem Engländer, der nur das A. B. C. seiner Landesinstitutionen und den Geist kennt, mit welchem sie von der Nation bewahrt werden, fiel es nur ein, hierin den entferntesten Schritt zu einer ungesezlichen Gewalt von Seiten der Minister zu sehen. Sämmtliche niedern Polizeioffizianten bilden einen wesentlichen Theil der ehrwürdigen englischen Verfassung; sie sind alle Constables und müssen vor Antritt ihres Amtes den Constabel-Eid leisten. Die mindeste Ueberschreitung ihrer Macht zieht eine Civilklage nach sich. Die täglich im Richterstuhle sizenden Magistratspersonen der Hauptstadt dulden auch nicht den entferntesten Eingriff in die öffentliche Freiheit, und endlich dürfen nur die Kirchspielherren eines Distrikts bei dem leisesten Gelüste eines Ministers nach einem kleinen Gewaltstreiche in einer public meeting beschließen, daß zu dem Unterhalte der bürgerlichen Polizei von dem Kirchspielfonds nichts mehr beigetragen werden solle, und der ganze utopische Versuch muß wie Rauch vergehen. Auch erkennt schon Jedermann mit vielem Danke gegen den Minister Peel die große Wohlthat des neuen Systems für die Sicherheit der Hauptstadt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 85.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 9. April 1830.

— Wer den edlern Sinn, den Kunst und Weisheit schärfen,
Durch's weite Reich der Welt, empor zur Wahrheit schwingt,
Der wird an keinen Ort gelehrte Blicke werfen,
Wo nicht ein Wunder ihn zum Steh'n und Forschen zwingt.

Albrecht v. Haller.

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

(Fortsetzung.)

Nun geht Aristoteles bei den Thieren mehr in's Einzelne und handelt zuerst von ihren Gliedern. Beim Elephanten macht er darauf aufmerksam, daß die langen Vorderbeine und die Anordnung ihrer Gelenke dem Thiere das Trinken und Aufnehmen der Nahrung sehr erschweren würde; er zeigt, daß der Rüssel diesem Uebelstande abhilft; verkennt aber dabei nicht, daß er eine wahre Nase ist. Er gibt sehr interessante Notizen über die Art der Fortpflanzung des Elephanten, den Unterschied der Geschlechter u. s. w. Buffon hat ihm verschiedentlich widersprochen, aber, wie neue Beobachtungen in Indien erwiesen haben, fast immer mit Unrecht.

Er betrachtet nun die Thiere hinsichtlich der Anordnung der Haare. Unter denen, die mit einer Mähne versehen sind, führt er den Bonasus an, d. h. den Aurochsen, und drei indische Thiere, den Hippelaphus, das Hippardium und den Büffel. Den Hippelaphus oder Pferdehirsch haben vor Kurzem Diard und Duvaucel entdeckt; das Hippardium, der Jägertieger, ist auch erst seit wenigen Jahren bekannt; er war in der Pariser Menagerie, Buffon hat ihn aber nie gesehen. Der Büffel wurde bekanntlich erst zur Zeit der Kreuzzüge in Europa eingeführt. Beim Kameel unterscheidet er bereits die beiden Arten, wovon eine Arabien, die andere Bactriana angehört; leztere konnte den Griechen erst durch Alexanders Eroberungen bekannt werden. Er kommt nun auf die Hörner und stellt hier allgemeine Regeln auf, die sich in der ganzen Folgezeit als richtig erwiesen haben; z. B. kein Thier, das keinen gespaltenen Fuß hat, hat Hörner; das Umgekehrte gilt nicht; so hat das Kameel zwar einen gespaltenen Fuß, aber keine Hörner. — Die Thiere mit gespaltenem Fuß, mit Hörnern und ohne Zähne in der obern Kinnlade käuen alle wieder, und umgekehrt gibt es keinen Wiederkäuer, der nicht alle diese drei Merkmale hätte. Die Hörner sind entweder hohl oder ganz; die erstern bleiben beständig stehen, die leztern fallen ab und erneuern sich alle Jahre. Nun spricht Aristoteles von den Zähnen, von der Art ihrer Erneuerung, von ihren verschiedenen Formen bei den Thieren je nach den Nahrungsmitteln; so sind sie scharf und spitzig bei den Fleischfressern, platt bei den Grasfressern. Bei einigen Thieren springen gewisse Zähne hervor und bilden Hauer; aber kein Thier hat zugleich Hauer und Hörner. Beim Elephanten sind die Hauzähne des Weibchens klein und gegen den Boden gerichtet. Dieß ist wieder ein Satz, wo man Aristoteles im Irrthum glaubte; bei den indischen Elephanten findet allerdings darin kein Unterschied zwischen den Geschlechtern statt; aber bei dem afrikanischen Elephanten, den der Philosoph beschrieb, ist es ganz, wie oben, angegeben. Nun folgt eine Beschreibung des Nilpferds, die zum Uebrigen schlecht paßt; wahrscheinlich ist dieß Herodots Beschreibung, die von einem der ersten Besitzer des Buchs auf den Rand geschrieben

und später von einem unverständigen Abschreiber in den Text eingeschaltet worden ist. Beispiele der Art kommen oft vor.

Ehe er die lebendiggebärenden vierfüßigen Thiere verläßt, spricht er von den Affen, die er als Mittelglieder zwischen Mensch und Thieren ansieht. Er beschreibt ihren Bau im Ganzen sehr gut, namentlich die Struktur ihrer Hände. Nun geht er auf die eierlegenden Quadrupeden über und gibt ihre allgemeinen Charaktere an. Er beschreibt das egyptische Krokodil, macht auf seine harten Schuppen, seine langen Zähne, den Bau seines Ohrs aufmerksam, und erzählt die Lebensweise dieses Thiers.

Aristoteles Eintheilung der Vögel ist, hinsichtlich der Hauptabschnitte, sehr gut. Er behauptet die Aehnlichkeit der Flügel mit den vordern Gliedmaßen der vierfüßigen Thiere; er spricht von dem mannigfachen Bau ihrer Füße, vom dritten Augenlied, von der Fähigkeit einiger Vögel, namentlich deren mit fleischiger Zunge, Worte auszusprechen. Er bemerkt, daß kein Vogel zugleich mit Sporen und mit Krallen bewaffnet ist. Auch dieß ist wieder solch ein allgemeiner Satz, wie wir sie mit Erstaunen fast schon in der Wiege der Wissenschaft ausgesprochen sehen.

Endlich kommt Aristoteles auf die Fische; hier ist er wahrhaft bewundernswürdig und zeigt in manchen Punkten Kenntnisse, die weit über die unsrigen hinausgehen. Er macht uns an verschiedenen Stellen seines Buchs mit 117 Fischen bekannt, obgleich er in diesem Werke nicht den Zweck hat, die einzelnen Arten aufzuzählen, sondern nur allgemeine Gesichtspunkte aufzustellen. Die Thatsachen, die er anführt, werden zum Theil noch in Zweifel gezogen; indessen erweisen sich noch immer von Zeit zu Zeit durch neue Beobachtungen manche seiner Behauptungen, ja die scheinbar gewagtesten, als richtig; so sagt er z. B., ein Fisch, den er Phycis nennt, mache sich ein Nest wie die Vögel; man hat dieß lange für ein Mährchen gehalten; aber ganz vor Kurzem hat Olivi die Entdeckung gemacht, daß dieß bei einem Fisch, Namens Gou oder Gau (Gobius niger) wirklich der Fall ist: das Männchen gräbt ein Loch in den Schlamm, umgibt es mit Seegras, macht ein wahres Nest daraus, erwartet das Weibchen und bleibt hier, bis die in das Nest gelegten Eier ausschlüpfen.

In dem Theile, der von den Sinnen handelt, gibt er die Thiere an, denen ein Sinnorgan fehlt oder bei denen eines oder das andere besonders gebildet ist; so spricht er beim Gesicht vom Auge des Maulwurfs, das unter der Haut liegt, im Uebrigen aber dem Auge der andern Thiere vollkommen gleicht und sogar einen Augennerven hat. Er spricht vom Gehör der Fische, und behauptet, der Schall könne sich auch im Wasser fortpflanzen; er zeigt, daß auch die Insekten hören und sogar riechen, weil gewisse Gerüche sie vertreiben, andere sie herlocken. Bei der Stimme unterscheidet er ganz richtig die wahre Stimme, die von der Ausstoßung der Luft aus den Lungen herrührt, von dem verschiedenartigen Geräusch, das einige Thiere machen; er beschreibt hierbei den musikalischen Apparat der Grillen und Heuschrecken.

Im Abschnitt vom Schlafen und Wachen handelt Aristoteles vom Winterschlafe mehrerer Thiere und vom Schlafe der Fische; er führt in Absicht auf leztern Umstände an, deren Grund oder Ungrund wir jezt nur sehr schwer möchten ausmitteln können; er befand sich übrigens in einer Lage, welche die Beobachtung dieser Thiere sehr begünstigen mußte: Griechenland hat einen Ueberfluß von fischreichen Buchten und Meerengen; die Küstenbewohner legten sich also wohl schon frühe auf den Fischfang; zwar scheint aus einigen Stellen im Homer hervorzugehen, daß in ganz früher Zeit dieses Gewerbe in Mißachtung stand; dieses Vorurtheil hielt sich aber nicht lange. Es kamen bedeutende Fischereien in Gang und die gesalzenen Fische wurden ein bedeutender Handelsartikel. Wegen des Reichthums, den dieser Erwerbszweig den Bewohnern von Byzanz verschaffte, wurde ihr Hafen das **goldene Horn** genannt.

In dem Theile, der von der Zeugung handelt, finden sich sehr ausgebreitete, sehr richtige Beobachtungen. Er spricht von den Häuten, in welche verschiedene Weichthiere ihre Eier hüllen; er entwickelt die Verwandlungen der Insekten, die, bevor sie ihre lezte Gestalt annehmen, die Zustände der Larve und der Puppe durchmachen; er kennt auch die unvollständigen Verwandlungen, wobei sich die Larve vom ausgebildeten Insekt blos durch den Mangel der Flügel unterscheidet und sich blos einmal verwandelt. Er macht hier eine Menge sehr interessanter und vollkommen richtiger Bemerkungen. Er nimmt übrigens an, daß sich diese Thiere von selbst erzeugen können; er glaubt, wenn die Elemente sich in den gehörigen Verhältnissen und unter günstigen Umständen zusammenfinden, können lebende Wesen von selbst entstehen; man muß aber bedenken, daß ein solcher Irrthum zu jener Zeit so gut als unvermeidlich war, denn das Mikroscop allein vermochte uns hierin auf die rechte Spur zu helfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zweite Vorlesung des Herrn M. G. Saphir

im großen Museumsaale zu München.

Das „F" des Lebens: „Frühling und Frauen."

(Fortsetzung.)

Eilt hinaus alle, die ihr kaum noch athmen könnt, die ihr in der Stick- und Kellerluft der großen Welt lebt, und trinkt mit langen, tiefen Zügen in Euch hinein den Brusttrank der Luft, den himmelabthauenden Aether! Ihr Eingeschachtelten alle, in Zirkeln, Museen, Kunstsä-

len und Vereinen, eilt hinaus aus den Spannriemen und aus den Quetschformen Eurer Zirkelkreise, in die große Menschengleiche der göttlichen Sendung und in das große Freiheitshaus der Schöpfung. Oder eilt mit mir hinaus in die Abendunterhaltung eines Maiabends, seht wie der enteilende Tag mit dem Lufttritt nur noch auf den Bergspitzen zu sehen ist, wie der westliche Himmel seine goldenen Locken tief in den milchweißen Horizont hereinflattern läßt; wie die Gipfel der Bäume wie Weihe-Räucherkerzen an den Spitzen erglühen und duften, wie das Theater de Variété der Abendwelt vor uns aufgeht, und der Kompositeur dieses Theaters, die Nachtigall, ihre Weise anfängt, wie die überhandnehmende Dunkelheit ihre Schattenkeulissen um uns herzieht und herstellt, wie das Licht von Millionen Sternen wie ein Staubbach durch den Witwenschleier der Nacht herabstäubt; eilt mit mir hinaus in einem solchen Augenblick, in dem die Schöpfung den Athem anzuhalten scheint, um das leise Klopfen des menschlichen Herzens wie ein Gebet zu vernehmen, und laßt sodann das eingesogene Gefühl zu einer ewigen Perle werden in eurer geöffneten Herzensmuschel.

Ja der Frühling gibt allen Alles, er ist der Garten Gottes, die Idylle der Natur, das Sorgenfrei des Daseyns, die Freiredoute der Wesen, die Kunstausstellung der Pflanzen, der Freistaat der Gefühle, die Rennbahn der Glücklichen, das Thränenkissen der Unglücklichen, der Schmollwinkel der Verliebten, die Eremitage der Denker, der Paradeplatz der Dichter und das lezte Mittel der Müßiggänger! Man hat in neuerer Zeit die Beobachtung gemacht, daß jezt die Frühlinge viel kälter und die Frauen viel wärmer sind als früher. Das Eine soll daher kommen, daß sich große Eismassen vom Nordpol losgerissen haben sollen, für das zweite aber haben wir noch keine Muthmaßung, da wir nicht ahnen können, wo sich bei unserer frostigen Welt Feuerberge losgerissen haben sollen. Weil aber der Frühling jezt kalt ist, so bringen ihn unsere Frauen mit in die heiße Luft der Bälle und Gesellschaften. Zuweilen hat eine solche Dame alle vier Jahreszeiten beisammen, den Frühling auf dem Kopfe, den Sommer in den Augen, den Herbst auf den Wangen, und den Winter im Taufschein. Sie haben so viel Blumen in den Haaren, daß man fast die Blumen „Frauenhaar“ selbst gar nicht sieht, und man muß gestehen, daß sie den Frühling bei den Haaren herbeiziehen. Aber die Frauen sind sehr unzufrieden mit der Natur, sie hat ihnen noch viel zu wenig Blumen hervorgebracht, sie müssen noch „Phantasieblumen“ haben. Es ist ein wahres Glück für die liebe Schöpfung, daß unsere Marchands de Modes die Natur in einer verbesserten Auflage herausgeben.

Der Frühling hat nicht Blumen genug, sie machen Phantasieblumen, und wer die jetzigen Marchands de Modes kennt, wird nicht zweifeln, daß ihre Phantasie die der Natur bei weitem überflügelt. Unsere Damen stecken diese zweite, verbesserte Natur triumphirend auf, und manche hat so viel Phantasie auf dem Kopfe, daß sie selbst nur wie eine Titelvignette zu einem Phantasiestücke erscheint. Noch schlimmere Natur- und Frühlingsverbesserer als unsere Marchands de Modes sind die Frühlingsdichter, die wie die Schwalben den ganzen Winter im Sumpf liegen und mit dem Frühlinge heranrücken. Man lese nur bei jedem neuen Frühlinge unsere Zeitschriften, und man wird gestehen, daß der gute Frühling viel zu thun hat, so viel frische, schöne Blätter hervorzubringen, als Blätter durch ihn auf eine traurige Weise ausgedörrt werden. Den ganzen Winter über liegt ein solcher Frühlings-Phantasieblumen-Poet auf der Lauer und stellt sich die Gerüste zusammen, durch welche er sodann seine Frühlingsbauten vollenden will. Einige solche Gerüste liegen mir ordentlich vor den Augen, so z. B.:

Gerüste zu einer Frühlingshuldigung.

— — — Traum, — — — Eis
— — — halbe, — — — glühen
— — — Saum — — — weiß
— — — Schwalbe, — — — blühen,
— — — lind, — — — O!
— — — gewoben, — — — Wonne
— — — sind — — — so,
— — — geschnoben — — — Sonne!

Oder Gerüste zu einem Sonette.
Mai-Morgen-Minne-Manna.

— — — — freuen — — — — zweien
— — — — geflossen — — — geboren
— — — — umgossen — — — Weiland
— — — Maien — — — horen
— — — — neuen — — — Eiland
— — — genossen — — — geschworen
— — — entschlossen — — — Mailand

Ist nun der Frühling da, werden die Gerüste schnell aufgeschlagen; Jamben, Trochäen und Daktylen werden durch rhythmisches Seegras zusammengekittet, das Gerüste darum herumgeschlagen und die neugebornen, frischen Frühlingspastetchen sind fertig, so mürbe, daß sie einem im Munde zergehen. Ich glaube auch fest, daß der Frühling diese Gedichte als Molkenkur gebraucht, und daß sie bei ihm die Schafgarben und Sauerampfer heraustreiben. Ich will auch aus Mitleid mit ihm den ersten Theil meines ff beschließen, den ich mit dem Frühling anfing, weil ich zu viel Ehrfurcht vor den Frauen habe, um mit ihnen anzufangen; ich will mit ihnen enden, damit man sagen könne: Ende gut, alles gut.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, im März.

Bildungsanstalt für Taubstumme.

Von der Direktion der im Jahr 1831 durch die Regierung genehmigten, unter Leitung und Aufsicht des Kirchenraths gestellten Bildungsanstalt für dürftige, taubstumme Knaben des Kantons Bern ist zu Ende Jänners über den ungefähr achtjährigen Bestand der Anstalt und ihre bisherigen Resultate ein Bericht eingereicht und auf Fortbestand der Taubstummenanstalt bei der Regierung angetragen worden. Bei Gründung derselben wurde ihr Zweck dahin ausgesprochen: sie solle ihren Zöglingen die Wohlthaten der häuslichen Pflege, des Volkslebens und Religionsunterrichtes und der Erlernung eines Handwerks gewähren, und sie dadurch nicht blos zu Menschen bilden, sondern in die Möglichkeit versetzen, dereinst ihren Lebensunterhalt selbstständig zu verdienen. Nun sind in dem achtjährigen Zeitraum, dem bisherigen Bestand derselben, ein halbes Hundert taubstummer Knaben in sie aufgenommen worden und es befinden sich 22 derselben gegenwärtig in der Anstalt. Von der Mehrzahl der übrigen sind etliche gestorben und verschiedene mußten wegen geringer Bildungsfähigkeit noch entlassen werden; jedoch ist auch für sie aus dem Aufenthalt in der Anstalt mancherlei Vortheil erwachsen. Bei neun Zöglingen hingegen ist der Bildungszweck vollständig erreicht worden und sie üben jetzt verschiedene Handwerke aus; 22 Zöglinge befinden sich, wie gesagt, gegenwärtig noch in der Anstalt, die neben der Erziehung und Ausbildung einzelner Taubstummen noch einen wesentlichen Nutzen durch die Anleitung bewährt hat, welche andere Schullehrer für die Behandlung jener Unglücklichen erhalten haben. Während längerer Zeit hat sich nämlich eine Anzahl Landschullehrer in derselben aufgehalten, um sich mit der Methode und dem Gang des Taubstummenunterrichts vertraut zu machen; zugleich mit einiger Kenntniß dieser speciellen Methode und mit dem vermehrten Interesse für die bessere Bildung der Taubstummen, haben dieselben aber auch manches Gute für den Schulunterricht überhaupt und namentlich für den Sprachunterricht erlernt, und mancher ist aus der Schule für Taubstumme mit neuem Leben und regem Eifer in seine Schule für Hörende zurückgekehrt. — Hinsichtlich auf die Leistungen dieser bernischen Anstalt in der Methode der Taubstummenerziehung überhaupt, hält der Bericht dafür, daß dieselben jede Vergleichung mit den Leistungen ähnlicher Anstalten aushalten, und, wenn sie in einigen Punkten zurückstehen, sie in andern hingegen wieder bedeutende Vorzüge darbieten. So kann man namentlich behaupten, daß die mannichfaltigen Handarbeiten*), durch welche die Zöglinge auf ihren künftigen Broderwerb vorbereitet werden, sich auch als ein treffliches Erziehungs- und Bildungsmittel des Verstandes bewährt haben, und damit reichlich ersetzen, was dem Sprachunterrichte etwa noch abgehen mag. Und einen Zweig des Unterrichts können wir nennen, der unsers Wissens noch in keiner andern Anstalt mit so vielem Erfolg betrieben worden, als in der unsrigen: nämlich das Rechnen, welches sowohl für die Entwicklung der Verstandeskräfte, als auch für das Fortkommen der Zöglinge im Leben von so großer Wichtigkeit ist.

*) Von Handwerken wurden in der Anstalt vorzüglich das Hecheln und Seilen, das Schneider-, Schuster- und Schreinerhandwerk, das Leinweben, Korbflechten, und für die kleinern Zöglinge ward die Verfertigung von Pappendeckel-Arbeiten, Holzschachteln u. s. w. mit Erfolg gelehrt.

Genf, März.

(Fortsetzung.)

De Candolle. Monnards Vorlesungen.

Die akademischen Einkünfte sind sehr beschränkt, und erlauben nur langsam Erweiterungen. Dessenungeachtet studiren hier ziemlich viel junge Deutsche und deutsche Schweizer, zumal in den Naturwissenschaften, denen unser De Candolle so trefflich vorsteht. Dabei haben sie Gelegenheit, französische Sprache und Literatur zu lernen, die wenigstens von Fremden musterhaft vorgetragen wird, denn kein Inländer leistete darin bisher so viel Neues und Geistreiches, als der Professor Monnard von Lausanne. Sie wissen, wie es dem edeln Mann voriges Jahr in seiner Heimath erging. Seine Mitwirkung zum Drucke der Vinet'schen Schrift über Religionsfreiheit wurde von seiner Regierung vorgewendet, um ihn, zum großen Leidwesen der Studenten, von seiner Stelle als Professor der Literatur zu suspendiren. Die eigentliche Ursache dieser Maßregel war jedoch Monnards eindringliche und liberale Aufsätze im Nouvelliste Vaudois. Diese Suspension hatte indessen einen Erfolg, den die hohen Herren nicht vermuthet. Monnard eröffnete zu gleicher Zeit zwei Curse über die französische Literatur des 18ten Jahrhunderts, einen im Kasino zu Lausanne, den andern im Museumsrath zu Genf. Zu beiden strömten nun nicht nur seine ehemaligen Zuhörer, die Studenten, sondern auch eine Menge Menschen, denen Monnard politisch interessant geworden war, und die durch ihre Theilnahme an seinen Vorlesungen ihr Interesse an seinem politischen Märtyrerthum und ihre politische Farbe an den Tag legen wollten. Dadurch waren seine Säle schon voll, noch ehe er das erste Wort sprach. Aber schon in der ersten Vorlesung gewann er seine Zuhörer durch den schmucklosen Reichthum und die lebendige Mannichfaltigkeit seiner Ideen, die bei keinem Gegenstande schwieriger ist, als in Vorträgen über französische Literatur, die schon so oft und von so vielen Seiten behandelt worden ist, und mit der uns Boissier, Durand und voriges Jahr Peschier zur Genüge gefüttert haben. Freilich ist in Monnards Curs die französische Literatur nur der Bauplatz, auf dem sein reiches Gemüth ein weites Haus aufführt, wo in jedem Gemach eine aus unserm heutigen Leben, aus unserer Civilisation, aus freien Ansichten über Wissenschaft, Kunst und Schriftthum genommene Idee sitzt, wie eine honigmachende Biene. Seine Ansichten über Religion, Unabhängigkeit der Literatur, wahres Wesen und Bewegen der Poesie, Freiheit und Würde der Sprache, französische Manier und Affektation, aber auch über das, was den französischen Geist lobenswerth auszeichnet, über Freiheit und Unabhängigkeit der Ideen u. s. w. sind, wenn nicht immer ganz neu, am wenigsten in Deutschland, doch meisterlich entwickelt und in kurzer, klarer und gedrängter Sprache an passender Stelle eingeschaltet. So sind seine Literaturvorlesungen keine Aufzählung nach Schriftstellern und Dichtern, Kapiteln und Versen, sondern ein wahrer Mikrokosmus alles Geistigen und der höchsten Interessen der Menschheit und der Humanität. Sein Vortrag ist ganz frei und erinnert mich in gar Vielem an Thibaut in Heidelberg. Auf der Stirn des Redners sieht man seine Gedanken entstehen. Seine Sprache und sein Vortrag ist ganz einfach und natürlich, durchaus keine Phrasen und rednerische Wendungen, nichts Geziertes, Theatralisches und Akademisches, dafür aber Geist, Gefühl, Begeisterung für alles Gute, Rechte und Schöne, und zwischen durch schlagende Witzworte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 86.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 10. April 1830.

Man gehe Länder und Jahrhunderte durch; fast überall wird man die Frauen angebetet finden, und unterdrückt. Der Mann, der keine Gelegenheit vorüberläßt, seine Gewalt zu mißbrauchen, hat überall, während er der Schönheit des Weibes huldigte, dessen Schwäche benützt. Er war zugleich der Tyrann und der Sclave der Frauen.

Thomas Essai sur les femmes.

Zweite Vorlesung des Herrn M. G. Saphir im großen Museumsaale zu München.

Das „ff" des Lebens: „Frühling und Frauen."

(Fortsetzung.)

Zweite Abtheilung.

Frauen.

Die Frauen sind die beglückenden Gnadenbriefe der Schöpfung an die Männerwelt. Die Verheiratheten sind schon an ihre Bestimmung gebracht, die Ledigen haben noch keine Adresse, und die welche gar nicht heirathen, das sind die unbestellbaren Briefe, die auf der Post liegen bleiben. Die Ehemänner zahlen das Postporto oft sehr theuer, aber es macht uns Männern sehr wenig Ehre, daß wir mehr auf die Kalligraphie der Briefe sehen, d. h. ob sie schöne Züge haben, als auf den Sinn und den reellen Werth derselben. In dieser Hinsicht stehen wir Männer wieder tief unter dem weiblichen Geschlechte. Der gebildetste Mann liebt in dem Frauenzimmer nur die Form, das Frauenzimmer liebt aber an dem Manne den Gehalt, den Werth, den Charakter, den Geist, den Grad der Achtung, den er im Leben genießt, und nicht blos die Form.

Es gibt zwar eine Form, der sie vorzüglich zugethan sind, die Uniform, man würde ihnen aber Unrecht thun, wenn man spöttischerweise sagen wollte, sie lieben das Porte-Épée oder die Aufschläge, sie lieben den Muth, den Heroismus und den Gedanken von Schutz, weil sie ganz richtig wissen, daß der wahre Muth nur bei Biederkeit, bei hohem Charakter und bei einer freien und ungeschwächten Seele wohnt. Sie lieben den, der kühn sein Herzblut für das Vaterland hergibt, weil sie glauben, dasselbe Herz würde auch sein Blut für seine Liebe hergeben.

Das liebe schöne Geschlecht ist oft sehr verkannt worden, und warum? weil wir Männer die Sittenbüchlein und Erfahrungsregeln schreiben und nicht die Frauen. Wir schreiben über sie, was uns eben einfällt, und da man viel pikanter seyn kann, wenn man Schwächen enthüllt, als wenn man sie verhüllt, so haben wir blos die Schattenseiten des weiblichen Herzens hervorgehoben. Wenn einmal aber die Frauenzimmer alle zu schreiben anfingen, wofür uns übrigens der liebe Herrgott behüten möge, da würden wir Männer bald um unser bischen Vorzug kommen, welches wir nach dem „Car tel est notre plaisir" uns selbst beilegen. Leider aber sitzen Frauen, die das Musenroß besteigen, auf demselben auch wie auf dem Reitpferde, nur einseitig. Ich mag aber den Pegasus als Damenpferd nicht sehen. Ich will hiermit nicht sagen, daß ein Frauenzimmer nicht auch hier und da in den Stunden der Muße, den gefälligen Musen einen freundschaftlichen Sonnenblick ablauschen dürfe. Warum sollte das weibliche Geschlecht den süßen Besuch der Muse nicht empfangen dürfen? Ich kann nur einzig und allein das sogenannte Bücherkochen der Frauen nicht leiden und ihr Heißabsieden der Schriftstellerei. Wir Männer, wenn wir schriftstellen, so warten wir, bis wir einen herzlich-

günstigen Blick von unserer Parnaßdame bekommen; die Schriftstellerinnen aber überlaufen den Parnaß. Sie müssen alle Tage ein Paar Bogen sieden oder braten. Das Schriftstellern ist bei vielen Frauen blos eine verfehlte Putzsucht, denn die Federn zieren sie nur auf dem Kopfe aber nicht in der Hand. Es ist auch ein großer Unterschied in der Art und Weise, wie die Frauen die Schriften der Männer lesen, und der, wie wir Männer ein Buch von einem Frauenzimmer lesen.

Die Frauenzimmer betrachten das Buch als Naturpaß des Autors, sie wollen aus dem Buche gleich alles herausfinden, was den Verfasser betrifft, ob er klein oder schlank, dick oder dünn, schwarz oder blond ist, ob er liebt, ob er gerne Kaffee trinkt u. s. w. Wenn wir aber ein Buch von einem Frauenzimmer lesen, so denken wir gar nichts dabei, als höchstens: „das ist gar nicht übel gestrickt.“ Die Frauen schreiben wie sie reden, mit aller möglichen Bequemlichkeit und Ausführlichkeit. Sie schreiben einen Roman in drei dicken Bänden, im ersten erfährt der Leser: Anton und Sophie haben sich gesehen, im zweiten: Anton und Sophie haben sich geliebt, und im dritten: Anton und Sophie haben sich geheirathet. Ich kenne Schriftstellerinnen, die, wenn sie erzählen wollen: Luise trank ein Glas Wasser, dieses ungefähr in folgenden Worten ausdrücken: „Horch! dort wo im düstern Schatten der finstern Buchen der bemoßte Felsen sein Haupt in das Gezweige hüllt, rieselt ein munteres Bächlein durch schaukelndes Schilf. Am Ufer, auf Blumen hingestreckt, ruhte Luise schmachtend in drückender Hitze der glühenden Strahlen der brennenden Sonne. Unfern stand Robert und lauschte den Lüften, die blühende Blüthen auf Luisens wallendes Leben herabschüttelten; da hob Luise den sehnenden Blick, in welchem die tiefere Sehnsucht nach des Baches sprudelnder Labung hochaufleuchtete, zu ihm und lispelte leise erröthend: „Robert, bring mir ein Glas Wasser.“ Die meisten Schriftstellerinnen schreiben ihre Romane in Briefen, weil sie sich da immer selbst mitschreiben lassen, und gewöhnlich hängt noch ein Roman als Postscriptum daran. —

Wagner, Oken, Walter und alle Anhänger der Identitätsphilosophie stellen das Weib niedrig, allein Schiller, Goethe, Humboldt u. s. w. geben ihm die Rechte zurück, welche der herzlose Verstand ihnen rauben will. Die Philosophen haben sogar schon Untersuchungen geschrieben, ob die Frauenzimmer wirklich zu dem Menschengeschlechte gehören, allein was haben unsere Philosophen nicht schon alles untersucht! nur das haben sie noch nicht untersucht, ob sie selbst zu dem Menschengeschlechte gehören, und ob nicht bei ihnen der Mensch aufhört, wo der Philosoph anfängt. Andere Schriftsteller erheben die Frauenzimmer weit über die Männer. Bocaccio erhebt sie zu den Engeln, Plutarch sagt, sie können sich schwerer berauschen, Agrippa sagt, sie können länger schwimmen; diese Erfahrung bestätiget sich täglich, sie schwimmen länger als die Männer, gegen den Strom. Plinius erzählt, sie werden weniger von den Löwen angefallen. Leider sind wenig Löwen unter unsern Jünglingen, wir können also diese Wahrheit nicht ergründen. Die Geschichte der Achtung, welche die Frauen von jeher genoßen, gleicht einem Schichtengebirge, aus dessen verschütteten Lagen und Anschwemmungen durch Zeit und Völkerumwälzung man seinen Charakter erkennt. In den ältern Zeiten ist der Charakter der Frauen wenig hervorgetreten, sie standen nicht als sittliche Grazien, als Bildnerinnen des Schönen im Leben da; Staatsverfassung und Erziehung wiesen ihnen eine rohe Stellung an. Die Griechen haben ihnen gefröhnt, aber sie nicht geachtet. Homers Frauen sind groß, edel, aber höchst einfältig. Die griechischen Tragödien geben ihnen eine heroische Gestaltung, eine resignirende Tugend, aber die Blume der weiblichen Grazie erblühte ihrer Muse nicht, ihre Frauen sind duftlose Rosen, marmorne Gestalten, kalt ohne Seele. Mit den Römern begann die edlere Stellung der Frauen und ihr Eintritt in das gesellige Leben. Aber es war doch eine profane Verehrung, eine Gnadensache, und manche erlaubte Genüsse waren ihnen untersagt. Nicht alle Frauen aber wissen es, daß es einer der vielen Segen des Christenthums ist, welcher den schönen Morgen auch über das weibliche Geschlecht heraufführte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

(Fortsetzung.)

Aristoteles spricht vom Haushalt der Bienen und sagt: Manche halten den König für ein wahres Weibchen; er beschreibt die Zelle, die für diese privilegirten Wesen gebaut wird, zum Beweis, daß er das Innere der Bienenstöcke beobachtet hatte, obgleich er sich sicher dabei nicht des Glases bedienen konnte. Er handelt ferner vom Haushalt der Wespen, der Hornisse, der Mauerbienen, der Hummel; er beschreibt das seltsame Gehäuse, das sich die Larve der Wassermotte baut. — Bei höhern Thieren unterscheidet er sehr richtig die Eier mit harter Hülle, wie die des Krokodils, von denen mit weicher Hülle, wie die Schlangeneier. Er sagt, die Schlangen, die lebendige Junge gebären, haben dessen ungeachtet Eier; die Jungen schlüpfen nur schon in Mutterleibe aus. Die Entwicklung des Küchleins beim Brüten ist ihm vollkommen bekannt, er beschreibt sie Tag für Tag, und spricht vom Herzen, als vom ersten sichtbaren Punkt. Man darf nicht vergessen, daß alle diese Beobachtungen mit dem bloßen Auge angestellt sind und daß die unbedeutenden

Irrthümer einzig daher rühren, daß Aristoteles die Vergrößerungsgläser noch nicht kannte. — Von den Fischen nimmt er, wie von den Insekten, an, daß sie von selbst entstehen können und führt scheinbar bündige Beweise dafür an, z. B. das plötzliche Erscheinen einer ungeheuren Menge kleiner Fische; die Griechen nannten diese Fische in jener Voraussetzung, daß sie von selbst entstanden seyen, Αφυα, und noch jezt haben sie im südlichen Frankreich einen Namen, der an dieselbe Idee erinnert, nämlich Nonnauts (non nati, ungeborne). Was er von den Aalen sagt, ist allerdings nicht richtig; aber wir selbst haben, troz Spallanzanis Forschungen, hinsichtlich der Reproduktion dieses Thiers noch vieles zu lernen.

Aristoteles untersucht, welche Aenderungen das Alter beim Menschen und den Thieren hervorbringt, und ertheilt bei dieser Gelegenheit den Müttern trefflichen Rath. Er spricht dann vom Einfluß der Lebensweise, der äußern Umstände, des Klimas, der Jahreszeiten, des Mediums, in dem die verschiedenen Thiere leben, gibt die Nahrungsmittel an, die jeder Thierart zukommen. Besonders was er von den Fischen sagt, ist sehr interessant. Er handelt vom Einfluß der Temperatur auf das Wandern der Vögel, von der Zeit, wo sie ziehen, von ihrer Ordnung beim Flug. Er spricht auch von den Zugfischen, vom Thunfisch, der Makrele, der Sardelle; erzählt, wie aus dem schwarzen Meere Legionen von Fischen in das ägeische ziehen; er folgt ihnen auf ihrem Zug durch die Propontis bis in den Archipelagus; er scheint sie an der thrazischen Küste, besonders bei Byzanz beobachtet zu haben. Er gibt an, wie derselbe Fisch zu verschiedenen Zeiten verschiedene Benennungen erhält, wie z. B. der Fisch, der im Pontus Euxinus Cordilus heißt, im Frühjahr Telamides und endlich, wenn er im Archipelagus angelangt ist, Thunfisch genannt wird. Er handelt hierbei von den Fischen, die sich im Winter nicht zeigen, und auch von andern Thieren, die nur zu gewissen Zeiten des Jahrs zum Vorschein kommen, wie der Bobak oder die pontische Ratze. Er spricht von den Krankheiten der Fische und scheint darüber weit mehr gewußt zu haben als wir. Bei den Kräften der Thiere erzählt er von den Schlägen, die der Krampffisch austheilt, wenn man ihn fassen will, wie der Tintenfisch seinen Feinden entgeht, indem er das Wasser mit seinem schwarzen Safte trübt. Bei den Vögeln beschreibt er die verschiedenen Nester, nennt die Arten, die keines bauen, und erzählt endlich vom Kukuk, der seine Eier in ein fremdes Nest legt.

Schon dieser kurze Ueberblick gibt einen Begriff davon, welche reiche Fülle von Beobachtungen in dieser Geschichte der Thiere enthalten ist. Dieses Buch hat indessen einen Fehler, wodurch seine Brauchbarkeit für uns sehr geschmälert wird. Aristoteles scheint, wie alle alten Naturforscher, der Meinung gewesen zu seyn, die Sprache, die er redete, müsse von ewiger Dauer seyn und die Worte können niemals wechseln; darum begnügt er sich in der Regel damit, die Arten zu nennen; eine eigentliche Beschreibung gibt er fast nur vom Elephanten, dem Kameel, dem Krokodil und dem Chamäleon. Zwar erkennt man manche andere Thiere leicht und unzweifelhaft an charakteristischen Merkmalen; aber in den meisten Fällen sieht man sich auf Vermuthungen nach diesem oder jenem Umstand in der Geschichte des Thiers, oder nach Eigenschaften, die der Verfasser ihm beilegt, beschränkt. Man vergleicht nun die verschiedenen Stellen unter einander, mit Stellen in gleichzeitigen, selbst in spätern Schriftstellern; im leztern Fall muß man aber sehr vorsichtig seyn, weil die Bedeutung der Worte sich mit der Zeit verändert. Man merkt wirklich, daß die Namen zwischen der Zeit des Aristoteles und der des Athenäus sich verändert haben, noch viel mehr muß dieß bis auf unsere Zeit der Fall gewesen seyn. Indessen können uns die Benennungen der jetzigen Griechen häufig auf die Spur helfen, wenn es sich darum handelt, die Thiere der Alten auszumitteln.

Die übrigen naturgeschichtlichen Werke des Aristoteles sind bei weitem nicht so klar als das durchgegangene. Es wird darin mehr über Kunstausdrücke gestritten; die griechische Sprache gibt leicht zu Verhandlungen der Art Anlaß, und dieser Uebelstand wiederholt sich bei allen Sprachen, die sich streng an die Etymologie halten. Da jedes Wort gleichsam eine kurze Definition des Gegenstandes ist, so trägt es nothwendig den Stempel der falschen Ideen, die derjenige hatte, der es schuf. So kommt es, daß jeder Ausdruck definirt werden muß und daß die griechischen Schriftsteller beständig ihre Ausdrücke erklären, unendliche Unterscheidungen und Unterabtheilungen machen. Sie gehen darin unglaublich weit, und auch Aristoteles ist, wie gesagt, von diesem Fehler nicht frei. — Man schreibt Aristoteles ein Werk über die Pflanzen zu; es scheint aber unterschoben zu seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, März.

(Beschluß.)

Monnard. Humphry Davy's Tod und Begräbniß.

Hinsichtlich Monnards literarischer Konfession ließ sich bald erkennen, daß er mit kluger Mäßigung der neuen französischen Schule angehört, sich aber darin ganz frei hält. Dieß zeigte sich deutlich in seinen Aeußerungen über Ludwig XIV. und sein Jahrhundert, über dessen unfreien, knechtischen und eitlen Sinn, besonders aber über den literarischen Proteus des 18ten Jahrhunderts, über Voltaire, der natürlich mehrere Sizungen einnahm und darin nach all' seinem Licht und Schatten mit Geist und Gerechtigkeit besprochen wurde. Er ging selbst in dessen Lob nicht so weit wie Goethe, der es allerdings übertreibt. Den ungeheuren Erfolg Voltaire's in Frankreich seit seinem Erscheinen bis auf den heutigen Tag — man kann rechnen, daß der Betrag seiner Werke in ihren

bisherigen Ausgaben sich auf mehr denn sechs Millionen Franken beläuft — erklärte er sehr richtig aus dem Umstand, daß Voltaire im Guten und Bösen der nationalste französische Schriftsteller sey, bei dem sich alle Züge seines Volkes: Geist, Witz, Scharfsinn, schnelles Auffassen alles Aeußern und Haß der Kirche, aber auch Mangel an Tiefe und Gemüth, an Achtung des Höhern und Heiligen zeige, und daß er durch diese Assimilation den Franzosen so theuer geworden sey, da sie sich überall bei ihm selbst wiederfänden. Gleich geistreich war die Parallele zwischen Montesquieu und Jeremias Bentham, wo das weit größere Verdienst des erstern für seine Zeit richtig herausgehoben wurde. Monnard hängt weder der klassischen, noch der romantischen Literaturschule Frankreichs an. Es ist erfreulich, wenn er bisweilen Villemain ehrend nennt. Oft aber ist er nicht seiner Meinung, nie nennt er sich dessen Schüler oder Anhänger. Er hat gute Kenntnisse in der deutschen Literatur und führt oft vergleichungsweise unsere Dichter und Schriftsteller neben französischen an. Er kennt Bouterweks und der Schlegel Ansichten über die französische Literatur und ihre ausgezeichneten Männer, erwähnt ihrer manchmal ehrend, manchmal berichtigend oder tadelnd. Schiller steht bei ihm ausnehmend hoch; er nennt ihn nie ohne Begeisterung. Die vielen blinden Anhänger Voltaires konnten ihren Ingrimm nicht bergen, als Monnard bei der pucelle d'Orléans auf den edlen deutschen Dichter überging, der dieß herrliche, von dem größten französischen Schriftsteller in den Staub getretene Nationalbild gerettet und wieder auf seine Höhe gestellt habe. Gleich im Anfang seiner Vorlesungen sagte er: „Ich fürchte nur, daß ich der günstigen Meinung der Genfer nicht werde entsprechen können, denn ich bin kein geschickter Improvisator — so nennen sie hier einen Professor, der freien Vortrag hat und sein Heft nicht liest — auch nicht reich an neuen Ideen. Wenn ich etwas Verdienstliches habe, so ist es meine leidenschaftliche Liebe für die Wahrheit. Meine Zuhörer haben mir wohl nur darum gern zugehört, weil ich ihnen vor allem Andern das Einfache und Wahre empfahl." Diese Aeußerung bezeichnet ganz den bescheidenen, glanzlosen Mann.

Ein anderer Fremder von Bedeutung verweilte nur wenige Stunden bei uns. Sir Humphry Davy kam um Mittag von Italien hier an, und obgleich schon sehr leidend, freute ihn doch der Anblick unsers Sees und unserer reizenden Natur, in der er nicht lange lebte, denn bald nach Mitternacht starb er am Schlagfluß. Da großes wissenschaftliches Verdienst bei uns einer Krone gleich kommt, so war auch sein Leichenbegängniß dem eines Königs ähnlich, denn seinem Sarge folgten nicht nur die ersten Staatsbehörden, sondern auch alle wissenschaftliche und Kunstvereine, die Akademie, alle Fremden und die ausgezeichnetsten hiesigen Einwohner. Der Staatsrath gab für 99 Jahre einen Raum auf dem Kirchhof für sein Grab und für ein passendes Denkmal her, nahe bei dem vor einigen Jahren gestorbenen Professor A. Pictet. Humphrys Familie und die wissenschaftlichen Institute, denen er in England angehörte oder vorstand, haben unsere Aufmerksamkeit mit Dank erkannt. Lady Davy, die hinterlassene Wittwe des berühmten Mannes, schrieb an die hiesige Akademie einen sehr verbindlichen Brief, worin sie für die ganz brüderliche und doch so ehrenvolle Art dankt, mit der die Stadt Genf ihren Gatten zur Ruhe bestattete. Mündlich hat Sir Humphry Davy der Schule seines Geburtsorts Penzance in Cornwallis ein Legat von hundert Pfund Sterling ausgesezt. Die Lady sagt nun in ihrem Brief: „Ich will Genf mit Penzance durch das Band der Dankbarkeit vereinen, und überschicke daher der Akademie dieser Stadt eine gleiche Summe, wobei ich wünsche, daß sie zu einem nützlichen Zweck verwendet werde, der zugleich an den Verlust erinnert, den die Wissenschaften und ganz Europa erlitten haben." Die Interessen dieser hundert Pfund sollen zu einer physikalischen oder chemischen Preisaufgabe verwendet werden, wobei sich Humphry Davys passend und mit Dankbarkeit gedenken läßt.

Paris, März.

Unglück durch Zweikampf.

Vor ungefähr zwei Monaten erschien in dem Journale le Silphe, in welchem, wie ich unlängst meldete, sich manche junge Schriftsteller versuchen, ein Aufsaz, worin Hr. Mira schlechtweg ein grober Flegel genannt wurde. Hr. Mira ist der älteste Sohn des seit dreißig Jahren bekannten komischen Schauspielers Brunet am Variétéstheater. Brunet ist nur ein angenommener Name; Mira scheint sein Familienname zu seyn. Da Brunet einer der Eigenthümer des Theaters geworden ist, sich aber wahrscheinlich nicht gern mit den Verwaltungsgeschäften abgibt, sondern sich lieber auf sein Schauspielertalent beschränkt, so hat er die Verwaltung seinem Sohne übertragen, einem 30jährigen jungen Manne, der nun das immer stark besuchte Theater mit den andern Eigenthümern verwaltet. Bei solchen Geschäften kommt der Unternehmer beständig in Berührung mit den Dichtern, und ist er noch nicht erfahren und weise genug, so zieht ihm seine Unbesonnenheit manche Unannehmlichkeit zu. So mag es denn auch dem jungen Hrn. Mira ergangen seyn, und wahrscheinlich weil er irgend einen dramatischen Dichter vor den Kopf gestoßen hatte, mußte er den widerlichen Ausdruck des Silphen vernehmen. Er aber, der sich als ein beherzter Mann zeigen wollte, forderte beim Silphen Genugthuung für den angethanen Schimpf; der Aufsaz rührte von einem 18jährigen Jünglinge Namens d'Ovalle her, der eben erst in die literarische Laufbahn eingetreten war und nur erst einige kleine Gedichte geliefert hatte. Dieser gestand unverholen, daß er sich so über Hrn. Mira ausgedrückt habe und darauf bestehe. Also nach dem leidigen Gebrauche konnte nur ein Duell die Sache ausgleichen. Mira, als der Beleidigte, hatte zuerst zu schießen und traf mit dem ersten Schusse seinen Gegner, der nur wenige Stunden diesen unglücklichen Vorfall überlebte. Der Schuß war durch seine Brieftasche gegangen, in welcher sich ein Brief befand, den er im Voraus an seine Mutter geschrieben hatte, um ihr Nachricht von dem heillosen Duelle zu geben. Der Brief konnte der Mutter auch das Ende ihres Sohnes berichten, denn er war von der Kugel durchbohrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Palindroms in Nr. 80:
Stammbaum.

Räthsel.

Millionen von lufterzeugten Kugeln
Dringen nach unten durch verborgne Räume,
Machen zusammen einen langen dunkeln
Weg, von düsterer Nacht umflossen ringsum,
Kommen zusammen ans Licht als silberheller
Strahl, den freudig der Mensch erblickt, und füllen
Seine Behälter.
Laufen dann ihm über Gesicht und Hände,
Laufen über die Schüsseln und die Teller,
Ueber Fleisch und Gemüs, und oft ins Feuer,
Schlüpfen ihm in den Hals und in den Magen,
Dringen wieder ans Licht auf heißer Stirne,
Schimmernde Perlen.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 87.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 12. April 1830.

Noch steigen Götter auf die Erde nieder,
Noch treten die Gedanken, die der Mensch
Die höchsten achtet, in das Leben ein.

Uhland.

Die Wohlthätigkeitsanstalten Londons.

Indem ich mir die Aufgabe stelle, Ihnen, wenn auch nur in einer sehr schwachen Darstellung, einige unserer Wohlthätigkeitsanstalten zu skizziren, verdient wohl zuvörderst die folgende Frage möglichst gelöst zu werden: Was ist die Grundursache einer so außerordentlichen Erscheinung unter der brittischen Nation, wie die der zahllosen, nur von Privatpersonen erhaltenen und geleiteten, höchst wichtigen, in allen Welttheilen ihren Einfluß ausübenden Institute, der Gesellschaften, die zusammen das größte Monument des Wohlthätigkeitsgefühls einer Nation bilden, welches von der ältesten bis zur neuesten Zeit sich je ein Volk gesezt hat? Die Antwort ist nach einigem Nachdenken leicht: Freiheit und fortschreitende Civilisation, deren Grundlage ein frommer Sinn ist, sind es, die unaufhörlich an dieser Krone des Nationalruhmes arbeiten und ihr jedes Jahr neue Edelsteine zufügen. Das an sich so natürliche, einfache und nothwendige, nur vom Despotismus und unumschränkter Herrschgier verkannte Grundprinzip jeder Gesellschaft: bürgerliche Freiheit im Handeln und Ausführen ohne alle Beschränkung, bauet allein hier alle diese Palläste und Wohnungen der Liebe und des Mitleides, und gibt ihren innern Einrichtungen eine Vollkommenheit und Ausdehnung, die uns so oft Bewunderung entlockt und den gebildetsten Nationen als Muster zur Nachahmung dient. Ein einfacher Staatsbürger, ein Menschenfreund, nimmt im Kreise seiner Erfahrungen und Beobachtungen etwa den Mangel einer Anstalt wahr, welche das Leiden oder Elend seiner Mitmenschen mildern oder denselben durch Erziehung, Religiosität und andere moralische Mittel gar vorbeugen könnte; er theilt seine Ansichten, seinen Entwurf zur Abhülfe einigen Freunden mit, und sogleich bildet sich ein Kern zur Berathung. In der ersten Zusammenkunft des kleinen Häufleins, wobei aber schon die Formen von Chair, minutes u. s. w. beobachtet werden, und wären diese Herrn sämmtlich nur Brüder oder Schwäger unter einander, trägt jeder seine Meinung vor. Nun wird die Hauptfrage gestellt, ob die Ausführung einem wirklichen Bedürfnisse abhelfe und möglich sey oder nicht? Wird sie bejaht, dann wird in einer zweiten Zusammenkunft ein Komité ernannt, in das jeder der Anwesenden so viele seiner einflußreichen Freunde und Bekannte zu bringen sucht, als ihm zum Gelingen des Planes nützlich scheint, immer aber noch unter der Formel with liberty to add to the numbers, d. h. daß es jedem thätigen Mitgliede frei stehe, noch andere zur Verstärkung vorzuschlagen, von denen sich hoffen läßt, daß sie efficient members, thätige Theilnehmer, seyn werden; gewöhnlich werden solche Männer, so lange die Gesellschaft sich nicht vollkommen konstituirt und die Zahl der Mitglieder ihres Ausschusses bestimmt hat, ohne alle Abstimmung in diese Liste eingetragen; ist nun die Komitéangelegenheit erledigt, so zählt jeder seine Freunde in der Hauptstadt her, auf deren Unterstützung zur Beförderung des Instituts er rechnen zu können glaubt, besonders sind

Parlamentsglieder und Pairs sehr willkommen; nicht etwa wegen ihrer Beiträge und ihres Einflusses, sondern hauptsächlich wegen ihres Privilegiums, die Briefe zu frankiren *), denn nun werden, bei großen Zwecken, die nicht ganz lokaler Art sind, wie z. B. Erziehungswesen, Sittigung entfernter Völkerstämme, Besserungsanstalten u. s. w. an alle Freunde im Innern des Landes, nahe und fern, Sendschreiben häufig mit dem bereits gedruckten Prospektus erlassen, in welchen sie zur thätigen Unterstützung und Mitwirkung, und zur Bildung von Filialgesellschaften aufgefordert werden. Die wahre Konstituirung datirt sich aber erst von der ersten öffentlichen Zusammenkunft (die nicht mit den großen öffentlichen Versammlungen im Mai, Juni und Juli verwechselt werden darf, wo die Jahresberichte und ferneren Pläne der bereits bestehenden Gesellschaften den Tausenden und aber Tausenden der Nation vorgetragen werden), zu welcher das Publikum durch die Zeitungen eingeladen wird. Nun beginnt die Rolle der Redner; die arbeitenden Bienen fertigen nur die zu fassenden Beschlüsse aus, die s. g. Resolutions to be moved, welche den Rednern als Grund dienen und ziehen sich dann bescheiden zurück. Ein Brougham, oder auch Männer von weit geringerem öffentlichen Einflusse, die aber Rednertalent besitzen, sind hier unschätzbar, weil die Theilnahme an dem neuen Institute sich überall verbreiten soll, und die lebendige, allbelebende Rede gar viel dazu beiträgt. Nachdem nun die Beschlüsse zur Abstimmung gebracht worden, und das Publikum durch Aufheben der Hände seinen Beifall bezeugt hat, beginnen die Arbeiten der Gesellschaft, welche durch die Zusammenkünfte der Haupt- und Unterausschüsse in stetem, regem Leben erhalten wird. Dieß ist mit wenigen Worten die Entstehung und Fortpflanzung aller hiesigen großen Anstalten, die mit Recht die Bewunderung der Welt verdienen. Glaubt man nun wohl, daß solche große und so zahlreiche Schöpfungen ohne die bürgerliche Freiheit hätten entstehen können, wie sie hier das Eigenthum der Nation ist? Glaubt man, daß unabhängige Leute dem öffentlichen Wohle solche Opfer an Zeit und Geld bringen würden, wenn jeder ihrer Pläne und Schritte erst der Wasserprobe von Ministerial- und Regierungsrescripten und dergleichen unterläge, oder wenn zu großen öffentlichen Versammlungen und andern öffentlichen Handlungen, wie Predigten und Kollekten, erst die Erlaubniß der Polizei oder anderer Behörden eingeholt werden müßte? Nicht der zwanzigste Theil von dem, was uns wirklich in Staunen sezt, würde in Großbritannien entstanden seyn; wir besäßen zwar wohl einige Krankenhäuser, Waisenanstalten und Zuchtgefängnisse, aber die Nation würde nicht für den, trotz der Millionen Armentaxen unermüdet einwirkenden, von keinem Zufalle, keiner Naturerscheinung abhängenden regen Wohlthätigkeitssinn so empfänglich geworden seyn, läge nicht der Grund in der bürgerlichen Freiheit, wie sie jedes freie Volk genießen muß, das auf diesen Namen Anspruch machen will. Aber der Erkenntniß, daß es eine, von unserer Existenz untrennbare Pflicht für jeden von uns ist, an dem Wohl und der Vervollkommnung der Menschheit zu arbeiten, eine Erkenntniß, die uns selbst so sehr humanisirt und zu guten Mitgliedern der Gesellschaft macht, dieser gebührt, nächst jener Freiheit, die nächste Stelle unter den Ursachen jener Erscheinung.

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Welcher Mißbrauch oft mit diesem Privilegium getrieben wird, davon gibt folgende zu verbürgende Thatsache einen sprechenden Beweis. Sir Thomas, einer der höchsten Beamten des Oberhauses, der vermöge seiner Würde, wie alle übrigen Pairs und Parlamentsmitglieder, das Privilegium genießt, portofrei täglich zehn Briefe abzusenden und fünfzehn zu empfangen, machte sich dasselbe in der Stadt Dover, seinem Aufenthaltsorte, während der Parlamentsprorogation auf eine so ausgedehnte Weise zu nutze, daß die Verminderung der Posteinnahme auf dieser Station gar sehr empfunden wurde, und das Generalpostamt sich genöthigt sah, ihm etwas mehr Achtung für das öffentliche Wohl anzuempfehlen. Sir Thomas gehört ohne Zweifel zu den gutmüthigen Wesen, die ihren Stewarts, Footmen und Cooks nichts abschlagen können. Diese haben nun ihre Muhmen, Geschwisterkinder und diese wiederum ihre Verwandte, Freunde und Bekannte, die sämmtlich ihre Briefe, unter Enveloppe vervielfacht, durch Sir Thomas gütige Hand abgeben ließen. Auf diese Weise wurde seine Residenz das eigentliche Posthaus, und kein Mensch war so thöricht, seine Briefe nach der wirklichen Post zu tragen wenn er sich und seinen Freunden die Ausgabe ersparen konnte.

Zweite Vorlesung des Herrn M. G. Saphir im großen Museumsaale zu München.

Das „ff" des Lebens: „Frühling und Frauen."

(Fortsetzung.)

Mit dem Christianismus begann das Reich der allwaltenden Liebe, der Sieg des allgemeinen Menschenrechtes. Jedes Frauenzimmer wurde auch als eine Erlösete angesehen und stand in geistiger und heiliger Beziehung mit der Unendlichkeit. Eben so viele Martyrerinnen errangen mit der Palme der Religion die hohe Würdigung des ganzen Geschlechtes, und die Anbetung der Mutter Gottes warf einen Licht- und Gnadenstrahl auf alle Weiblichkeit zurück. Späterhin kam die goldene Zeit der Frauen, die Zeit des Ritterthums der Chevalerie. Diese Zeit war eine Zeit des Taumels, die Frauen wurden abgöttisch verehrt. Ritter und Sänger, Leyer und Schwerdt, Kronen und Schäferstäbe waren nur dem Tempel der Galanterie geweiht. Man möchte diese ganze Epoche einen großen

Liebesseufzer nennen, von Provençalen und Troubadours an den süßen Klang der Saiten geknüpft. Nach diesem Champagnerrausch kam die französische Küche, die *Galanterie*, mit den feinsten Sinnlichkeitsgewürzen gewürzt, brach aus Frankreich über Deutschland und das übrige Europa ein. Der allgemeine Ton wurde frivol und koquett, bis die Namen einer Du Deffand, einer Sevigné, einer Lespinasse der schönen Literatur und dem Tone eine feinere, sittigere Richtung gaben.

Mit dem jungen Lichte der deutschen Literatur begann auch der schönere Morgen der deutschen Frauen, denn Schulen bilden nur die Männer, die Dichter aber bilden die Frauen. Der deutsche Bär fing endlich an nach den Tönen der Liebe, in edlerer Bedeutung des Wortes, zu tanzen, der zarten weiblichen Anmuth den Sieg über die wilde und rohe Kraft der Männer einzuräumen und in die angenehme Dienst- und Zinsbarkeit der Frauen sich zu begeben. Denn

Was wär das Leben immer,
Wohl ohne Frauenzimmer?
Ein Demant ohne Schimmer,
Ein Himmel ohne Blau,
Ein Morgen ohne Thau,
Ein Garten ohne Duft,
Ein Athmen ohne Luft,
Ein Ermel ohn' Gigot,
Ein Stutzer ohn' Jabot,
Ein Mädchen ohne Herz,
Ein Daseyn ohne Scherz,
Ein Nachtstück ohne Licht,
Ein Wechsel ohne Sicht,
Ein Feldzug ohne Feld
Ein Freyer ohne Geld,
Jedoch, wo *sie* sind, sie,
Da fehlt die Sonne nie
Da herrscht des Seyns Magie
Harmonie
Poesie
Symmetrie
Wenn auch nicht immer *Orthographie*.

Wir Männer machen uns über das Uebergewicht, welches die Frauen über uns haben, gerne lustig, aber es ist nicht jeder frei, der seiner Fesseln spottet. In jeder Gemüths-, Empfindungs- und Herzenssache, steht das Frauenzimmer um einige Stufen höher auf der reizenden Schicklichkeitsleiter. Die Frauenzimmer haben mehr *Schwächen*, die Männer mehr *Gebrechen*, die Frauenzimmer haben mehr *Untugenden*, die Männer mehr *Laster*, die Frauenzimmer verwunden oft mehr mit der Zunge, aber sie verbinden die Wunden mit dem Herzen und heilen sie mit den Augen; der Mann hingegen verwundet nicht, er zermalmt und geht von dannen. Man betrachte die Liebe des Frauenzimmers und die des Mannes: Sie verhalten sich zusammen wie Morgenroth zu Kornmehl. Das Mädchen ist ganz Liebe, die ganze Wesenheit existirt ihr nur in Beziehung auf ihre Liebe. Aurora und Hesper sprechen ihr nur von ihrer Liebe, all ihr Thun, Streben, Wirken und Treiben, bewegt sich nur um den Gegenstand ihrer Liebe. Der Mann aber liebt nur so unter anderem, er steht des Morgens auf, geht an sein Geschäft, speist zu Mittag, trinkt Kaffee, reitet spazieren, geht an sein Amtsgeschäft, endlich schaut er auf die Uhr, ob er schon lieben soll, nein, sagt er: ich hab noch eine halbe Stunde Zeit, ich fange erst um dreiviertel auf vier an zu lieben. An hohen Fest- und Feiertagen legt er eine halbe Stunde Liebe zu. Selbst in der Mittheilung der Liebe zeigt es sich, daß das weibliche Geschlecht liebt, das männliche aber blos so gnädig ist, sich lieben zu lassen. Das Mädchen sucht eine Vertraute, um ihr zu sagen, wie sie liebt, der Mann sucht einen Vertrauten, um ihm zu erzählen, wie er *geliebt wird*. In der Ehe sucht das Mädchen *ihre erste Liebe*. Der Mann sucht gewöhnlich eine Frau als seine *letzte Liebe*; wenn er schon genug geliebt wird, so schließt er seine Rechnung durch eine Ehe. Die Männer machen es mit dem Heirathen wie die Weintrinker: sie versuchen erst alle Sorten, dann sagen sie: nun aber bleib' ich doch bei dem Chateau Margaut. Deshalb sind unsere Ehen auch so farblos, wie ein angelaufenes Doppelfenster, und wir haben *viererlei* Frauen:

Weiber, Gattinnen, Frauen und *Gemahlinnen*.

Man *nimmt* das Weib, man *heirathet* eine Gattin, man *freit* eine Frau und man *vermählt* sich mit der Gemahlin. Man ist *glücklich* mit dem *Weibe*, *zufrieden* mit der *Gattin*, man lebt so so mit der *Frau* und arrangirt sich mit der *Gemahlin*. Man wird *geliebt* von dem *Weibe*, gut *behandelt* von der *Gattin*, *ästimirt* von der *Frau* und *geduldet* von der *Gemahlin*. Man bildet einen Leib und eine Seele mit dem *Weibe*, ein *Paar* mit der *Gattin*, eine *Familie* mit der *Frau* und ein *Haus* mit der *Gemahlin*.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz.

Die Linthkolonie im Lande Glarus.

Emanuel v. *Fellenberg* in Hofwyl hat über die Verhältnisse der Bildungsanstalt an der Linth, ihre Bedeutsamkeit und die ihr zugedachten Entwickelungen ein Buch herausgegeben: „Beleuchtung einer weltgerichtlichen Frage an unsern Zeitgeist (Bern bei Jenni. 1850).“ Des Buches Name sollte

beides, die Wichtigkeit der beabsichtigten Stiftung für Menschenbildung und den Sinn aufgeklärter Frömmigkeit, womit sie erfaßt ward und durchgeführt werden soll, andeuten.

Das Rettungswerk, welches dem Linththale zu Theil geworden ist und von ihm in weiterem Kreisen sich verbreitend ausgehen soll, ist ein doppeltes: das materielle oder physische und das sittliche. Verwüstende Strömungen, Wohlstands- und Sittlichkeitswidrige Zeitereignisse verschiedener Art, und insbesondere die verheerenden Wasser- und Geschiebsfluthen des Bergstromes, Linth genannt, hatten im Glarnerland und in den angrenzenden Schweizerkantonen schwere und von Jahr zu Jahr wachsende Noth, nah und fern, über Land und Volk verbreitet. Lange war, was zur Rettung vorgeschlagen wurde, ohnmächtig geblieben. Die großartige und thatkräftige Vaterlandsliebe eines edeln Zürchers (Eschers von der Linth) führte aber zu der festen Ueberzeugung, daß der rechte Glaube Berge zu versetzen vermag, und daß derjenige auf einen sichern Grund bauet, der mit redlicher Bestrebung unbedingt um das Beste ringt und für den Erfolg Gott vertraut. Im Verein mit würdigen Freunden wandte Escher sich an die Schweizer aller Kantone, mit einer Begeisterung für die große Aufgabe seines Lebens und mit einer persönlichen Hingebung, der eben so wenig die theilnahmlosesten Gemüther, als der wüthende Bergstrom und die verwüstenden Geschiebsmassen, womit aus den Glarner Bergschluchten die Niederungen verschüttet worden waren, zu widerstehen vermochten.

Es wurde über eine Million Schweizerfranken zu dem Nationalwerke zusammengebracht und dieses damit binnen zehn Jahren in seinen wesentlichsten Theilen ausgeführt. Der Bergstrom ist bezwungen; der geregelte Lauf, den menschliche Uebermacht seiner Wuth angewiesen hat, ist mit Bollwerken versehen, deren Festigkeit sich bereits gegen die gewaltigsten Stürme bewährt hat. Die Wasserfluthen, die früher der Thalfläche nur Verheerung brachten, müssen nun in dem geschlossenen Laufe ihre gesammte Gewalt daran setzen, die drohenden Geschiebsmassen dadurch unschädlich zu machen, daß sie dieselben in ihrem reißenden Strome aus den Glarnerbergschluchten in das Becken des Wallensees versenken. Die Unsterblichkeit der Verdienste und der Glorie des Leiters der vieljährigen, wahrhaft philanthropischen Nationalanstrengung, die sein Tod als Folge seiner Hingebung besiegelte, wie sein Leben ihr geweihet war, hat auch die Bundesbehörde der Eidgenossenschaft gewährleistet. Aber das steinerne Denkmal, das diese Behörde dem verklärten Linth-Escher zuerkannt hat, kann nur als ein Eckstein, als eine Mark dienen, zwischen dem leblosen Werke und dem geistigen, ewigen Leben, das aus der Asche des verblichenen Helden, zum Heile des Vaterlandes, hervorgehen soll. Die Wohlthat der Entsumpfung, die dem Lande und dem Volke bereits das physische Gedeihen gewährt hat, sollte mit einer durchgreifenden sittlichen Entsumpfung gekrönt werden. Auch dafür gab die Theurung und Hungersnoth der Jahre 1816 und 1817 den nächsten Antrieb: die Linthkolonie ward angelegt und aus ihr ging die Erziehungsanstalt oder die landwirthschaftliche Armenschule der Linth hervor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Mira's Duell. Streit der Schauspieldichter um ihre herkömmlichen Freibillette.

Ein anderes Blatt, das den sonderbaren Namen l'Effronté führt, wie Bahrdt mit der eisernen Stirn, erzählte obigen Vorgang und sezte hinzu: „Es mag darauf folgen, was der Himmel will, so viel ist gewiß, daß Hr. Mira unter allen groben der gröbste Flegel ist, den die Sonne je beschienen hat.“ Man hat nicht vernommen, daß der Theaterdirektor auch vom l'Effronté Genugthuung gefordert habe; wenn er ein Mann von Gefühl ist, so muß ihm der Tod eines 18jährigen hoffnungsvollen Jünglings, den er seiner Mutter entrissen hat, so nahe gehen, daß er kein zweites Duell jemals vorschlagen kann. Auch haben Streitigkeiten, die sich unter den Eigenthümern des Variétéstheaters erhoben, wahrscheinlich seine Aufmerksamkeit ganz gefesselt und ihn den zweiten Schimpf von Seiten des l'Effronté übersehen lassen. Was nun den jungen d'Ovalle betrifft, so haben seine Freunde seine Gedichte gesammelt und dieselben so eben mit einer Vorrede Victor Hugo's herausgegeben. Obschon sich aus diesen jugendlichen Versuchen nicht mit Gewißheit urtheilen läßt, was dereinst aus dem Verfasser auf dem Parnasse geworden wäre, so bemerkt man doch große Anlagen zur Dichtkunst. Eine Elegie des Dichters ist nur halb gegeben worden, weil sie sich in seiner Brieftasche befand und die Kugel, welche durch diese Brieftasche gedrungen, die andere Hälfte der Elegie mit sich fortgerissen hat. Eine andere heftige Spannung, welche zwischen Theaterdirektoren und dramatischen Dichtern in Paris entstanden ist, wird hoffentlich zu keinem Duell Anlaß geben. Die Sache verhält sich folgendermaßen. Außer seinem Antheil an dem Empfange des Geldes bei jeder Aufführung seines Stückes bekommt der Dichter eine bestimmte Anzahl Freibillette, worüber er nach Belieben verfügen kann. Natürlich wird vorausgesezt, daß er dieselben an seine Freunde austheilt. Da nun aber manche Dichter, deren Stücke häufig gegeben werden, ihre Freunde übersättigen müßten, wenn sie ihnen jedesmal ihre Freibillette abträten, so hat sich nach und nach der Gebrauch eingeschlichen, daß sie ihre Billette an einen Unterhändler verkaufen, der sie dann wieder en détail absezt. Es gibt Kaffeehäuser in Paris, wo dieser Billettshandel ganz offen getrieben wird, und wer ein Schauspiel besuchen will, ohne den Eingang theuer zu erkaufen, wendet sich an einen solchen Unterhändler. Natürlich hängt bei demselben der Preis von dem Interesse ab, den eine Darstellung gewähren wird; zuweilen ist großes Verlangen nach den Freibilletten dieses oder jenes Abends an einem Theater; zuweilen sind sie für einen Spottpreis zu haben. Man behauptet, gewisse Theaterdirektoren hätten zuweilen ihre Billette eben so abgesezt, um ihre Schauspielsäle doch einigermaßen zu füllen und einiges Geld zu lösen, wenn sie zu befürchten hatten, das Publikum würde ausbleiben. Die meisten Direktoren der kleinern Theater aber (denn bei diesen herrscht besonders dieser Unfug) haben den Schaden, welcher ihrer Einnahme durch das Schachern mit den Freibilletten verursacht wird, schon lange eingesehen und einmüthig beschlossen, dem Uebel durch einen kühnen Entschluß abzuhelfen, und daher den Dichtern die Freibillette abgeschlagen. Die Dichter aber behaupten mit Recht, die Freibillette gehören zu ihren Rechten, folglich könne man sie ihnen nicht ohne Vergütung abschlagen. Hätten nun nach dieser Einwendung die Theaterdirektoren sich zu einer billigen Entschädigung verstanden, so wäre vermuthlich der Streit bald beendigt worden; allein die Direktoren der kleinern Schauspielsäle bestanden auf ihrer Weigerung und die Schauspieldichter auf ihrer Forderung.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 88.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 13. April 1830.

Dem hohen Zauber nie entweihter Jugend,
Dem Talisman der Unschuld und der Tugend,
Den will ich sehn, der diesem trotzen kann!

Schiller.

Zweite Vorlesung des Herrn M. G. Saphir im großen Museumsaale zu München.

Das „ff" des Lebens: „Frühling und Frauen."

(Beschluß.)

Wenn der Mann krank ist, so ist seine zärtlichste Pflegerin das Weib, Theilnehmerin die Gattin, nahe geht es der Frau, und nach seinem Befinden erkundigt sich die Gemahlin, stirbt der Mann, so ist untröstlich das Weib, es trauert die Gattin, in einem Jahre heirathet die Frau, und in sechs Wochen die Gemahlin: denn mit den Wittwen ist es eine ganz eigene Sache, sie gleichen dem grünen frischen Holze, je mehr sie auf der einen Seite brennen, desto mehr weinen sie auf der andern Seite. Wer Wittwen freien will, darf die Geister nicht fürchten; denn kaum haben sie den zweiten Mann, so citiren sie alle Augenblick den Geist des ersten aus dem Grabe, sie haben dann gewöhnlich zwei Männer, einen todten und einen lebenden, der Todte möchte aber für sein Leben nicht wieder lebendig werden. Wenn eine solche Wittwe zu dem Manne sagt: mein Schatz, so muß ihn ein kleiner Zweifel anwandeln, ob sie nicht jeden Schatz in die Erde vergräbt. Die Wittwen lesen in dem Buche der Liebe oft noch eifriger fort, als die Mädchen; den Mann, den sie hatten, betrachten sie als ein Einlegezeichen, um zu wissen, wo sie in dem Buche geblieben sind, das Einlegezeichen ist fort, und sie lesen weiter. Jedoch sind alle diese kleinen Schwächen des weiblichen Geschlechtes nur Erhöhungsmittel seiner Liebenswürdigkeit, so wie kleine Wölkchen das heitere Blau des Himmels erhöhen und seine Klarheit anschaulicher machen.

Die vier Genien, die gemeinschaftlich die Bundeslade des weiblichen Lebens heiligen und über derselben thronen, heißen: Schönheit, Anmuth, Gefühl und Geschmack. Die Schönheit aber verhält sich zur Anmuth, wie ein Schlüssel zu einem Dietrich, die Schönheit erschließt ein Herz, die Anmuth erschließt alle Herzen, sie ist ein Passe-par-tout zu allen Seelen. In Hinsicht des Geschmackes sind sie die kompetentesten Richterinnen über alles, was Anstand, Grazie, Lieblichkeit, Symmetrie und Harmonie betrifft, über alles, was schicklich und zulässig, was angenehm und wohlgefällig ist.

Nur in Beziehung ihrer gegenseitigen Schönheit, haben sie kein Urtheil. Zwei ausgezeichnet schöne Frauenzimmer werden sich nie lieben, nie anerkennen, daß die andere schön ist. Es geht ihnen wie den römischen Zeichendeutern, alle Welt glaubte ihre Wunder, nur sie selbst machten sie sich wechselseitig streitig.

In Hinsicht des Gefühls sind sie die süßen Gesandtinnen der trostreichen Götter. Liebe und Freundschaft haben keine schönern Tempel, als das weibliche Herz; die Tugend und die Unschuld keine geheiligtern Farben als das Morgenroth der Frauenwangen, das Mitleid und der Trost hat keine süßern Töne als die Rosenglocke eines weiblichen Mundes; der Schmerz und der Jammer haben keine linderndere Tröstung als die Süßigkeit weiblicher Thränen; das Leidenshaupt des Dulders hat kein sanfteres Lager

als das Herz des Weibes, und der verwaiste, verwittwete Solitärmensch hat keine süßere Einfassung als die Silberspangen weiblicher Arme. Leider aber artet dieses Gefühl oft in Kränkeln aus, seitdem irgend ein guter Weiberdoktor die Nerven erfunden hat. Wenn ich heirathen würde, würde meine erste Frage seyn: Hat sie Nerven? was für Nerven? wie viel Nerven?

Wie oft heirathet man nichts als ein Nervensystem mit zweitausend Thalern Einkünfte. Die Einkünfte gehen sogleich als Auskünfte für die Marchande de modes davon, das Nervensystem fällt in Ohnmacht, wo bleibt dann das Wesen, das man geheirathet hat?

Auch an Verstand sind die Frauen uns überlegen, denn nie liebt ein Frauenzimmer einen dummen Mann, oft aber liebt der Mann die dümmsten Frauenzimmer. Es ist nur Schade, daß der Verstand der Frauenzimmer auch so oft in Ohnmacht fällt und Krämpfe bekömmt, wie sie selbst.

Eine Haupttugend der Damen, die eben sowohl aus ihrem Verstande, als aus ihrer Sanftmuth entspringt, ist die Geduld, die ihnen in allen Fällen des menschlichen Lebens eigen ist, um diese Tugend aber nicht gar zu lange auf eine peinliche Probe zu setzen, will ich meine Variationen auf ein Thema beenden, welches wie sein Gegenstand zu hinreißend ist, um sich leicht davon trennen zu können.

Die Wohlthätigkeitsanstalten Londons.

(Beschluß.)

Man hat das nach der Vollendung der amerikanischen Revolution eingetretene 1785ste Jahr, als den Anfang einer neuen Kulturepoche bezeichnet, deren Hauptcharakter die Auflösung des Kolonialsystems in der neuen und in der alten Welt der Sturz des Feudalwesens war; es schien daher angemessen, jene Anstalten nach gewissen Zeitabschnitten zu ordnen, und zwar 1) von der ältesten Zeit bis zum Jahre 1785, dem ersten Jahre der Ruhe für Großbritannien nach dem Freiheitskampfe Amerikas. 2) Von 1785 bis 1800 den Jahren großer innerer Bewegungen im Lande, seit der Proklamirung der französischen Umwälzungsprinzipien. 3) Vom Jahre 1800 bis 1815, den Jahren der Alliance und der Kriege gegen die koncentrirte Napoleonsche Macht, und endlich von 1815 bis zum Anfange des Jahres 1830, die Epoche des allgemeinen europäischen Friedens; nach diesen Zeitabschnitten nun habe ich auf die Grundlage der Angaben des Companion folgende Tabelle entworfen:

	Von der ältesten Zeit bis 1785	von 1785 bis 1800	von 1800 bis 1815	von 1815 bis 1830 excl.	Entstehungsjahr nicht bekannt.	Zusammen.
1. Allgemeine und spezielle Krankenhäuser	10	6	6	13	8	43
2. Entbindungshäuser für verheirathete Frauen und Unterstützungsgesellschaften solcher Wöchnerinnen.	6	1	6	4	3	20
3. Dispensaries oder Apotheken für unentgeldliche Medizin und ärztliche Hülfe	8	5	2	1	11	27
4. Allgemeine Geldunterstützungsgesellschaften an nothdürftige Arme und Kranke in ihren eigenen Wohnungen.	2	—	9	5	7	23
5. Pensionsgesellschaften für zurückgekommene Mitglieder bestimmter Klassen der mittleren Stände, ihre Wittwen und Kinder (nicht mit dem friendly societies zu verwechseln, die hier gar nicht aufgezählt werden).	7	8	7	10	6	38
6. Allgemeine Hülfsgesellschaften.	6	0	3	5	1	15
7. Besserungsanstalten für moralisch Verwahrloste beider Geschlechter (es versteht sich, daß hier von keinen Staats- oder Regierungsanstalten die Rede ist).	2	1	2	4	1	10
8. Wohlthätigkeitsgesellschaften zur Beförderung allgemeiner und besonderer Zwecke der Humanität.	3	5	3	12	2	25
9. Bibelgesellschaften.	2	2	5	1	2	12
10. Gesellschaften zur Verbreitung und Beförderung christlicher Moral und des Gottesdienstes.	—	2	1	15	3	21

	Von der ältesten Zeit bis 1785.	von 1785 bis 1800	von 1800 bis 1815	von 1815 bis 1830	Entstehungsjahr. nicht bezeichnet.	Zusammen.
Transport	46	28	47	68	43	232.
11. Missionsgesellschaften	2	3	2	4	6	17
12. Allgemeine Erziehungsgesellschaften	12	5	8	5	11	41
13. Erziehungsgesellschaften für Kinder, deren Eltern aus gewissen Grafschaften im Innern sind.	6	1	0	4	3	14
14. Gesellschaften für Sonntagsschulen.	1	2	3	5	—	11
	67	39	60	86	63	315.

Nach den angestellten Nachforschungen gehören die 63 Vereine, deren Entstehungsjahr nicht angegeben ist, fast sämmtlich den beiden lezten Zeitabschnitten vom Beginne unsers Jahrhunderts bis auf unsere Zeit an. Von den allgemeinen Erziehungsgesellschaften Nr. 12, sind acht ausschließlich den Waisen gewidmet. Ich gestehe Ihnen gern, die Anfertigung oder vielmehr die Idee zur Anfertigung dieser Tabelle nach Zeitabschnitten, so unbedeutend die Arbeit auch ist, verursacht mir viel Freude, weil sie zu mäßigen und nicht unerfreulichen Folgerungen führt; obgleich jene erwähnten 63 Vereine sicher zu den übrigen, in den lezten dreißig Jahren gestifteten, gefügt werden dürfen, so sollen sie dennoch gar nicht mitgezählt werden, damit die Berechnungen auf fester Grundlage erscheinen. Welche Resultate lieferten schon diese wenige Zahlen! Zuvörderst werfen sie die ganze, seit der Resurrektion des Jesuitenordens aufgebaute Theorie, von der Verschlimmerung der gegenwärtigen Zeit und der Vermehrung der Verbrechen, bedingt durch die Ausbreitung der Civilisation, über den Haufen, eine Theorie, deren Grundlage unfruchtbarer Sand ist. Thatsachen zeigen uns hier, daß in den drei lezten Decennien mehr wohlthätige Vereine zur Linderung der Leiden unserer Mitmenschen und zur Beförderung ihres physischen und moralischen Wohls gestiftet worden, als in dem ganzen Zeitraume von der Mitte des sechszehnten bis zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts; ferner, daß die Ausbreitung dieser Gesellschaften, deren viele nach einem sehr großartigen Plane, der ganze Welttheile umfaßt, angelegt sind, in rascher Zunahme ist, daß die lezten funfzehn Jahre des Friedens, welche für Eroberung von Reichthümern in Großbritannien weit weniger günstig waren, als die vorhergegangenen beiden Kriegsperioden, dennoch die leztere in der Errichtung solcher Vereine weit übertreffen und beiden zusammen beinahe gleich kommen. Es ist kein Zweifel, daß man ähnliche Resultate in den deutschen Staaten, Frankreich, den Niederlanden und andern Ländern des nördlichen Europas ganz besonders seit dem Frieden erhalten würde. Berechtigt uns nun nicht die merkwürdige Vermehrung dieser, nicht zur Beförderung der Bettelei und des Müßigganges, sondern zur Erhebung der geringern und nothleidenden Klassen und ihrer Besserung gegründeten Vereine vollkommen zu dem Schlusse: daß das gegenwärtige Geschlecht mehr Gefühl für den Mitmenschen, weniger Egoismus und richtigere Ansichten über die Mittel zur Abwendung menschlicher Leiden besizt, als die verschollenen Gesellschaften; daß vieles, was vormals aus Furcht vor ewigen Qualen jenseits und zur Abbüßung der Sündhaftigkeit diesseits geschah, jezt der freie Erguß eines reinen Pflichtgefühls ist, das unserm Mitmenschen gewidmet ist? Und könnten wohl jene Anstalten ohne eine Zunahme innerer Bildung, kurz ohne ein Fortschreiten der Civilisation sich so vervielfachen? Freilich hat die Bevölkerung der Hauptstadt sich gehoben, aber die Wirksamkeit und die Menge jener Wohlthätigkeitsgesellschaften hob sich in einem noch unendlich größern Verhältnisse; eine Erscheinung, die sich auch in den Provinzen wiederholt. Haben die Verbrechen und Vergehen sich vermehrt, so liegt dieß durchaus nicht in der Verbreitung größerer Bildung und des Volksunterrichts, sondern in der Trägheit der Gesezgeber bei einer sich freier entwikkelnden Volksthätigkeit seit dem allgemeinen Frieden, welche es immer versäumt, bestehende Uebel aus einer frühern Zeit, wie Lotterien, Hazardspiele, schlechtes Mauthwesen, schädliche Beschränkungen und veraltete, dem Zeitalter nicht mehr genügende Geseze so schnell abzuschaffen, als die Gegenwart es verlangt. Es wäre gewiß keine nuzlose Arbeit, wenn Andere sich bemühten, ähnliche Tabellen für Deutschland und Frankreich zusammenzustellen. Bald soll eine kurze Skizze von einigen der neuesten Anstalten selbst folgen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz.

(Fortsetzung.)

Fellenbergs Urtheil über die landwirthschaftliche Armenschule der Linth.

Von der landwirthschaftlichen Armenschule der Linth bezeugt nun Hr. v. Fellenberg u. a. was folgt: „Das frühere Verheerungsbett des verwüstenden Bergstroms ist durch die Erziehungsanstalt an der Linth bereits in einen eigentlichen Garten der Humanität umgewandelt worden; es liegt da zugleich an dem Tage, wie die Kinder, vermittelst der Stunden, die nothwendig der Erholung von der Arbeit gewidmet seyn müssen, durch zweckmäßigen Unterricht zu würdig gebildeten, in allen ihren wesentlichen Anlagen und Fähigkeiten entwickelten Menschen und Christen erzogen werden können, ohne daß der wünschenswertheste kindliche Frohsinn-

im Schooße des heitersten Gottvertrauens, durch das unabwendbare Gedränge der äußeren Umstände, gefährdet zu werden brauchte. Die Erziehungsanstalt an der Linth hat also ein Problem gelöst, dessen Lösung allen civilisirten Völkern Noth thut und das für die gesammte Menschheit von der größten Wichtigkeit ist, nämlich die Aufgabe, in der Verkettung menschlicher Schicksale, wie sie allenthalben im Leben voll auffallender Gegensätze vorkommen, selbst den äußersten Marken des Verfalls die segenreichsten Quellen sittlicher und thatkräftiger Erneuerung unsers Geschlechtes abzugewinnen, indem aus der scheinbar mittellosen und sehr oft gefährlichsten Abtheilung der Gesellschaft, ihr die wohlthätigsten Träger göttlicher Wohlthätigkeit zugezogen werden. — Dieß geschieht nun allerdings auch in unsern Anstalten in Hofwyl, aber die Erziehungsanstalt an der Linth ist unstreitig, besonders in dieser Beziehung, viel mehr als Typus zweckmäßiger Volks-Erziehungsanstalten zu allgemeiner Nachahmung zu empfehlen. Die Verhältnisse, in welchen sich die Volksschule in Hofwyl vermittelst der dortigen Gesammtanstalten befindet, können schwerlich anderswo in der Schweiz aufs Neue so hervorgebracht und ausgebildet werden, wie dieß in Hofwyl geschehen ist. Wir hofften zwar früher, diese Anstalten in verschiedenen Gegenden des Vaterlandes wiederholt zu sehen, aber unsere Erfahrungen haben uns von diesem Wahne zurückgebracht. In der Erziehungsanstalt an der Linth kommt hingegen nichts vor, das nicht allenthalben zum Besten des Landes und des Volkes nachgeahmt werden könnte. Aus einem landesverderblichen Sumpfe entstand dort, durch Menschenfreundlichkeit und wohlangewendete Verstandes- und Thatkraft, nicht nur ein kulturfähiger Boden; aus unfruchtbarem, ganz ausgewaschenem Sand wurden vermittelst zweckmäßiger Vorschüsse und wohlgeleiteter Arbeit nicht nur fruchtbare Wiesen, Felder und Gärten geschaffen, sondern verwilderte Kinder wurden zugleich durch die Erbauung dieser äußern Grundlage ihres Daseyns und vermittelst gleichzeitiger, sehr sorgfältiger Abweisung aller und jeder Schlechtigkeit, das heißt, durch wohlgeordnete Arbeit, durch erziehende Pflege und durch zweckmäßigen Unterricht, zur Tugend, zur Frömmigkeit und zur Tüchtigkeit für's Leben erzogen. Jene Anstalt hat übrigens vor jeder andern Oertlichkeit den großen Vorzug: daß jeder Schritt, den ihre Zöglinge nun auf ihrem durch die gebildetste christliche Menschlichkeit und durch hohe Vaterlandsliebe geheiligten Boden thun, sie sofort, an der Hand guter Erzieher, an ihren höheren Beruf mahnt und ihnen nachweist, was fromme und redliche Menschenkinder vermögen, wenn sie Gottes Gebot, im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod zu verdienen, nicht verschmähen und zugleich mit unbedingtem Vertrauen zu Gott alle ihre Gemüths- und Geisteskräfte, ihrer irdischen und ihrer unsterblichen Bestimmung gemäß, in möglichstem Maße zu entwickeln, zu bilden und aufs Beste anzuwenden trachten. — Vermittelst der Haus- und der Landwirthschaft der Linthkolonie ist zugleich eine Musterwirthschaft zwischen die Kantone Zürich, Schwyz, Glarus und St. Gallen gesezt worden, die schon, für sich allein betrachtet, als ein würdiges Denkmal edler Nationalbestrebung erscheint, das in Beziehung auf die häusliche und ländliche Industrieentwickelung für die genannten Kantone und für die weitere östliche Schweiz wohlthätig wirksam werden soll."

(Der Beschluß folgt.)

Paris, März.

(Beschluß.)

Streit der Schauspieldichter mit den Theaterdirektoren.

Die Schauspieldichter waren so klug und vereinigten sich, die ganze Macht des lateinischen Sprüchwortes erkennend: vis unita fortior. Sie hielten Zusammenkünfte und versprachen, den so eben gebildeten Verein nicht wieder zu lösen und kein Stück den kleinern Theatern verabfolgen zu lassen, bis die Direktoren ihrer Forderung Genüge geleistet hätten. Einer von ihnen, welcher sah, daß Hr. Adolph Bossange, der aus einem Buchhändler zu einem Theaterdirektor umgewandelt ist und das Nouveautéstheater mitdirigirt, dennoch eins seiner Stücke aufführte, ohne zuvor seine Erlaubniß nachgesucht zu haben, verklagte den Direktor und gewann seinen Prozeß; der Direktor muß die ganze Einnahme während jeder Vorstellung herausgeben und noch dazu eine Geldbuße von etwa 600 Fr. zahlen. Wären alle Theaterdichter in diesen Bund eingetreten, so wären die Schauspieldirektionen, wenigstens diejenigen der kleinern Theater, verloren; denn wie sollten sie bestehen können, wenn sie kein Stück von noch lebenden Dichtern mehr aufführen könnten? Zwar soll ein Pariser Schauspieldirektor einmal in seinem Unmuthe ausgerufen haben: „O wie glücklich würden wir seyn, wenn's keine Schauspieldichter mehr gäbe!" Allein bis jezt hat noch kein solcher Direktor die Kunst erfunden, die Dichter zu entbehren. Mit dem Abschneiden der Zufuhr würde also auf einmal das Triebwerk des Schauspielwesens in Stocken gerathen; glücklicherweise aber für die Herren Direktoren soll sich nur ungefähr ein Viertel der Gesammtzahl der Pariser Schauspieldichter in den Bund begeben haben. Wenigstens kündigt der Hr. Delestre Poirson, der Direktor des Théâtre de Madame und der Wortführer der kleinern Theater, die, wie es scheint, auch eine Art von Bündniß errichtet haben, frohlockend in den Zeitungen an, daß von den achtzig Dichtern, welche in der Hauptstadt Frankreichs für die Schaubühne schrieben, nur neunzehn den Direktionen feindlich entgegenständen. Hr. Delestre Poirson kann wohl frohlocken, denn Scribe, sein Hauptdichter, ist nicht mit im Bunde, und so lange er diesen hat, kann er die andern ziemlich leicht entbehren. Indessen ist doch der Schaden, den sich die beiden feindlichen Partien einander zufügen, gleich groß von beiden Seiten, und ein Menenius Agrippa, der sie zu versöhnen suchen wollte, könnte ihnen beiden die Fabel von den Händen und dem Munde, welche dem Bauche keine Speise mehr zuführen wollten, ins Gedächtniß zurückrufen. Auch sind schon mehrere Unterhandlungen gepflogen worden, allein ohne Erfolg, wie es scheint; vielleicht ist von beiden Seiten noch zu viel Erbitterung; erst wenn sich die Herrn einander etwas ausgehungert haben werden, entsteht vielleicht bei ihnen der Wunsch, dem Streite ein Ende zu machen. Welches nun auch der Erfolg seyn mag, so wird doch etwas Gutes daraus entstehen, nämlich die Verbindung der Schauspieldichter; sie haben eine Kasse errichtet und beschlossen, ihre Angelegenheiten gemeinschaftlich besorgen zu lassen. Was jedem einzeln mühsam und fast unmöglich war, wird einem Vereine leicht werden. In London besteht schon seit lange ein solcher dramatic fund; also kann er auch in Paris sehr wohl gedeihen; wie denn überhaupt die Vereine zu gemeinsamen Zwecken immer häufiger in Frankreich werden. Es ist ein offenbares Zeichen des großen Wachsthums patriotischer und kosmopolitischer Gesinnungen, daß diejenigen Bürger, welche dieselbe Beschäftigung treiben, zusammentreten und sich einander aushelfen. So können sie sich ein unabhängiges Leben versichern und brauchen auf keine Gnade, keine Gunst von Seiten der Machthaber zu warten. Eben dieser Geist war es, welcher vor einigen Jahren, als Villèle das Vaterland mit seinen unseligen Plänen bedrohte, alle diejenigen belebte, welche zusammentraten, um eine Gesellschaft zur Rettung der Volksrechte zu bilden, mit dem Motto: Hilf dir, so wird dir geholfen werden!

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 89.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 14. April 1830.

Durch solchen Geist hat Pollux und Herkules,
Der Erdumwanderer, Aetherpaläst' erstrebt.

Horaz, nach Voß.

Der vergötterte Herkules an die Menschen.

Als ich dem Schooße
Jovis entstieg,
Irdischem Loose,
Waffen und Krieg
Mich zu ergeben,
Reizte mein Streben,
Lockte die Brust,
Hoffnung und Lust.
Heldengenüsse
Blumen und Küsse,
Sah ich im Traum;
Stieg durch der Lüfte
Wolkigen Saum;
Nahm, in der Düfte
Nied'rigem Raum,
Kräftige Fülle
Irdische Hülle,
Königsgeblüt.
Wonnedurchglüht
Sah ich der Felder
Blumigen Glanz,
Duftende Wälder,
Nymphen im Tanz.
Müde vom Schauen
Freut' ich der Nacht,
Freute der lauen,
Lieblichen, blauen
Luft mich und Pracht.
Kam ich im Spiele
Schneller als viele
Tausend zum Ziele,
Lächelte mir
Künftiger Siege
Rühmliche Gier.
Schon in der Wiege
Nahten dem Kind
Giftige Schlangen,
Feindlich gesinnt:
Sie zu umfangen
Sucht', ich, und rang
Sie zu ersticken,
Sie zu erdrücken;
Und es gelang.
Härt'res erfahren
Mußt' ich in Jahren
Männlicher Kraft:
Löwen bestreiten,
Kampfpreis erbeuten
Nimmer erschlafft.
Immer den milden
Vatergefilden
Grausam entrafft,
Mußt ich, auf Wegen
Mühsamer Art,

Riesen erlegen
Dreifach gepaart.
Bis zu der Hölle
Furchtbarer Schwelle
Mußt' ich alsdann;
Und in dem Reiche
Herrschte der bleiche
Neidische Mann,
Der mich bedrückte,
Dessen Gebot
Fromm ich mich schickte,
Bis in den Tod.
Zwar aus der Frauen
Lieblichem Blick,
Lachte mir Glück,
Und auf den Auen
Wo, bei Neptun,
Unten im blauen
Bette zu ruhn,
Täglich der sonnige
Morgen sich senkt,
Wurden mir wonnige
Früchte geschenkt.
Doch mich verzehrte
Brennende Wuth;
Bis mich verklärte
Himmlische Gluth;
Bis mir die Flamme,
Die mich durchfuhr,
Wies, ich entstamme
Göttlicher Flur.
Hier nun schenkt Hebe
Nektar mir ein,
Und ich erlebe
Seliges Seyn.
Da ich auf Erden
Selbst mich befand,
Mich durch Beschwerden
Kümmerlich wand;
Kenn' ich die Blößen
Eures Geschicks;
Doch auch die Größen
Lohnendes Glücks.
Euch spinnt der schwarzen,
Nächtlichen Parzen
Grausame Hand,
Schon von der Windel
Traurige Spindel,
Schicksal genannt.
Wir aber senden
Leiden zu enden
Irdischem Land
Himmlische Söhne;
Bilden das Schöne
Euch zu erfreu'n;
Lassen der Sonne
Fröhlichen Schein
Herrliche Wonne,
Reizende Lust
Euch in die Brust,
Liebend, ergießen.
Wir auch versüßen,
Durch den Genuß
Göttlichen Strebens,
Mühen des Lebens.
Hohen Entschluß
Schützen und krönen
Wir und Camönen;
Lassen kein Grab
Hemmend ihn höhnen.
Drum laßt nicht ab,
Wirket nur Gutes;
Fröhlichen Muthes
Folgend dem Licht
Heiliger Pflicht.
Feige verschwinden,
Frevelnde finden
Strenges Gericht;
Tugenden lohnen
Herrliche Thronen,
Hier im Olymp.

J. G. Schweighäuser.

Der Lieutenant und das Fräulein*).

Anekdote aus der Praxis eines Arztes.

Zweites Buch. Zweites Kapitel.

Der Arzt zog am runden Tische sein Büchelchen hervor und las:

Der Lieutenant und das Fräulein.

Anekdote aus meiner Praxis.

Als ich in der Hauptstadt zwar noch meinen Cursus machte, aber doch bereits tüchtig darauf los kurirte, lernte ich einen Offizier von der Garnison kennen, der mir wegen seines soliden Wesens sehr zusagte. Seine Kameraden nannten ihn einen ruhigen Charakter. Ich brachte ihn in meiner Psychologie bei der Rubrik: „Phlegmatische Temperamente," unter.

Der ruhige Charakter war schon seit einigen Jahren mit einem Frauenzimmer von sehr unruhiger Gemüthsart verlobt. Fräulein Ida hatte alles Feuer bekommen, was die Natur bei der Erschaffung des Lieutenants Fabian er-

*) Bruchstück aus dem Roman: die Epigonen. Von Immermann.

spärt hatte. Lebendig galt sie bei ihren Tänzern für geistreich, und konnte charmant seyn, wenn ihre Partbieen auf vierzehn Tage hinaus versichert waren, und keine Mitschwester sie durch Putz oder Liebenswürdigkeit überstrahlte. Im Anfange spielte sich das Verhältniß überaus artig fort; er wurde von ihrer Beweglichkeit in Bewegung gesezt, sie gewann durch seine Gravität mehr Haltung, woran es ihr früherhin zu ihrem Nachtheile bisweilen gebrochen hatte. Das Unpassende, was das Publikum sonst wohl in Lieutenantsverlobungen finden mag, fiel hier weg; Bräutigam und Braut besaßen, jedes, ein artiges Vermögen, und nur der Eigensinn der Mutter schob die Heirath bis zu dem Zeitpunkte hinaus, wo der Schwiegersohn einen höheren Rang und die Kompagnie erlangt haben würde.

Indessen mußte der Monarch doch wohl eine große Anzahl verdienstvollerer oderbejahrterer Lieutenants in seiner Armee zählen. Das Patent blieb länger aus, als man nach dem ersten Kusse gedacht hatte, und da die Mutter ihre Tochter durchaus nicht ohne einen klingenden Titel von ihrem Herzen geben wollte, so dehnten sich die Tage der Hoffnung unerwünschterweise zu Jahren der Erwartung. Ein zu langer Brautstand hat aber die bedeutendsten Unannehmlichkeiten. Die Liebe ist für Stunden, die Ruhe für das Leben. Wer aber kann im Brautstande an Ruhe denken? Das Gefühl gleicht nach so gedehntem Harren einem schönen Weine, den man im offnen Glase hat stehen lassen, es ist immer der alte Wein, aber er ward fade und übelschmeckend.

Kurz vor der Periode, wo dieser bedenkliche Mangel an Geschmack in dem Verhältnisse der Liebenden eintrat, lernte ich den Lieutenant kennen, und ward durch ihn im Hause seiner zukünftigen Schwiegermutter eingeführt. Ich sah noch die lezten Sommertage der Zärtlichkeit, bald aber bemerkte ich eine gewisse Kälte zwischen den Brautleuten, die nur mit einem unangenehm feurigen Wesen abwechselte. Sie ließ sich wohl, wenn er dicht bei ihr stand, durch einen andern den Mantel holen, und betonte den Befehl; er rannte mitunter in der schönsten Gesellschaft nach heimlichraschem Zwiegespräch in die Ecke, wo sein Hut und Degen sich befand, und nur meine Zuredungen konnten ihn dann bewegen, Aufsehn zu vermeiden und zu bleiben. Denn schon war ich sein Vertrauter geworden. Als junger Arzt mußte ich mir auf jede Weise zu helfen suchen. Ich machte in Herzenssachen überall den Rath und Beistand, um stärkere Praxis zu bekommen.

Der Lieutenant bekannte mir seinen ganzen Kummer. Er könne seiner Geliebten nichts mehr recht machen. Jede Laune werde an ihm ausgelassen. Bald solle er erkaltet seyn, bald sich ohne Gemüth betragen haben, neulich habe sie ihm vorgeworfen, er verstehe sie nicht. Er sey wirklich noch ganz und gar der Alte, laufe jeden Frühling mit dem ersten Märzenveilchen zu ihr, im Junius komme der Rosenstock, im Herbst ein Almanach an die Reihe, wie immer, zu ihrem Geburtstage fehle nie der Vers, um die Weihnachtszeit rühre und rege er sich, wie sonst. Aber alles werde jezt kaltsinnig und schnöde aufgenommen. Was er in dieser Noth beginnen solle?

Ich konnte ihm freilich als einziges Mittel nur die Heirath nennen. Er versezte, dieses Mittel stehe nicht in seiner Gewalt. Sich selber könne er nicht avancieren, und das Kriegsdepartement wolle es noch nicht.

Indessen sind solche „ruhige Charaktere“ nur bis auf einen gewissen Punkt zu treiben, und dieser fand seine Gleichmuth wieder, als er vor seinem Gewissen sicher war, im Dienste der Liebe nicht lässig geworden zu seyn. Nun verwies er seine Braut, wenn sie ohne Grund klagte, an die Vernunft. Von der Vernunft wollte sie nichts wissen. Dann kam er mit der Nothwendigkeit sich zufrieden zu geben, wenn die Dinge einmal nicht anders gehen wollten. Darauf sagte sie ihm, er sey unausstehlich. Endlich, da alle Beruhigungsmittel niederer Instanz nichts helfen wollten, wählte er als lezte Arzney die Fügungen des Himmels. Wenn sie über ein Fältchen zu viel oder zu wenig im Kleide sich trostlos anstellte, sagte er: „Man könne nicht wissen, wozu dieses frommen werde.“ Wenn der Regen eine Spazierfahrt verdarb, bemerkte er: „die Vorsehung lasse Tropfen fallen, damit die Sonne nachher um so herrlicher glänze.“ Und als sie einst weinend auf ihrem Stuhle saß, weil man den Gesang einer andern stärker beklatscht hatte als den ihrigen, sprach er, zu ihr tretend, die Worte: „Verzage nicht, wenn Dich die Welt gekränkt.“ Er war ein ordentlicher Kirchengänger, und hatte wirklich den Glauben, daß alle üblen Sachen dem Geduldigen zum Heile sich wenden müssen.

Zuerst war ihr dieser Ton neu, und es vergingen einige Wochen unter solchen Tröstungen ganz leidlich. Indessen wollte das Gute, zu welchem nach ihrer Meinung das Schlechte führen mußte, nämlich das Avancement, immer noch nicht erscheinen. Da ward sie böser, als je, und der arme Phlegmaticus gerieth in ein Fegefeuer, welches nicht läuternder seyn konnte. Zu gleicher Zeit stellte sich eine Influenz bei ihr ein, welche den Frieden zwischen ihnen bald ganz aufhob.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Böhmen, April.

Das Landvolk.

Auf welcher Seite man auch die Grenzen von Böhmen betreten mag, so wird man überall, selbst wenn man nicht darauf aufmerksam gemacht würde, sogleich eine auffallende Veränderung bemerken. Uns wenigstens ist es so gegangen, und wir würden, auch wenn wir keine Grenzpfähle gesehen

hätten, jedesmal im ersten Dorfe gewußt haben, daß wir in Böhmen waren; denn überall spricht sich eigenthümliche Nationalität aus; Kleidung, Sprache, Bildung des Volkes ist national, und ob dasselbe auch durch deutsche Sitte und deutsche Sprache sich allmählig germanisiren wird, so ist diese Umwandlung für jezt doch nur in den großen Städten sichtbar. Einzelne Distrikte, wie z. B. von Naaz herüber bis nach Eger, machen freilich davon eine Ausnahme, und wir werden weiter unten angeben, wie weit dieser Strich gehe, der in frühern Zeiten von deutschen Ansiedlern besezt ward.

Betritt man von Schlesien her über Nachod den böhmischen Boden, so hört man sogleich die böhmische Sprache, die so allgemein ist, daß vom Volke nur wenige mit der deutschen vertraut sind. Gesicht und Körperbildung zeigen rein den slavischen Ursprung. Auch die Nationaltracht hat das Volk beibehalten. Die Kleidung der Männer besteht in einem mit bunten Bändern geschmückten Hute, meist in blauem Rocke und Weste, ledernen gelben oder braunen kurzen Beinkleidern, wollenen Strümpfen und Schuhen. Die Frauen lieben vorzugsweise weiße Linnen, und sehen in diesen, besonders an Festtagen, sehr nett und reinlich aus. Ihr Kopfputz besteht meist aus breit bebänderten Mützen; ein weißer Shawl mit Troddeln von Garn und rothe Strümpfe, oft mit blauen Zwickeln, vollenden den Putz. Man sieht größtentheils kräftige, aber selten sehr große Gestalten. Der Charakter des Volks scheint meist gut zu seyn, ob uns gleich von denen, die ihn genauer kennen gelernt haben, versichert ward, daß der Böhme nicht immer ganz gerade und zuverlässig sey. Uns hat es geschienen, als ob der Feudalismus, der hier noch ziemlich in seiner ganzen Ausdehnung herrscht, hieran keinen geringen Theil hätte. Hand- und Spannfrohnen haben die Dorfinsassen, welche hier noch im vollen Sinne des Wortes Unterthanen der Gutsherren sind, in Menge zu leisten, und ihre eigenen Felder dürfen gewöhnlich erst nach Leistung jener bestellt werden. Da man bei diesen Verhältnissen seine Vorgesezten nur als Zwingherrn anzusehen geneigt ist, diese hinwiederum die Renitenz der Untergebenen zu bekämpfen haben, so ist man von gegenseitigem Vertrauen wohl noch ziemlich weit entfernt. Das Frohnwesen hat auf den Charakter dieser Völker den entschiedensten Einfluß gehabt. Ueberall trifft man bei ihnen eine große Unterwürfigkeit und scheinbare Dienstbeflissenheit, wenn auch im Hintergrunde das Mißtrauen und die Abneigung gegen Jeden, der höher steht, auch wohl die Lust, ihm zu schaden, nicht zu verkennen ist. Wir sind wirklich der Meinung, daß dieser nachtheilige Zug mehr in den Verhältnissen, als in den natürlichen Anlagen dieser Völker liege. Wir haben in Polen, Mähren und Böhmen hier und da einen hohen Grad von Dienstfertigkeit, auch von Gutmüthigkeit hervorleuchten sehen, sobald wir nur Gelegenheit hatten, das Mißtrauen, welches das Volk gegen Jeden hegt, der nicht seines Gleichen ist, zu beseitigen. Gewandtheit und viel natürlicher Verstand ist der gemeinschaftliche Charakter fast aller slavischen Völker. Auch in Böhmen hat sich uns dieß vielfach bestätigt, und wenn dieß Land nicht auf der hohen Stufe der Kultur steht, worauf es wohl stehen könnte und wodurch es recht eigentlich der Mittelpunkt von Deutschland werden müßte, so liegt dieß weniger in den mangelhaften Anlagen und Fähigkeiten des Volks.

Aus dem Verkehr auf den Landstraßen läßt sich immer ein ziemlich sicherer Schluß auf die Industrie und den Handel eines Landes ziehen. Reiset man z. B. in Sachsen auf einer der Hauptstraßen, so begegnet man einer Menge von Frachtfahrleuten und Reisenden zu Fuß und Wagen und findet stets ein reges Leben, ein sicheres Zeichen eines lebhaften Handelsverkehrs. Darum hat auch Sachsen stets die Wunden, die ihm der Krieg schlug, so bald verschmerzt und es herrscht dort, troz dem Drucke der Zeit, doch ein überall sichtbarer Wohlstand. Schlesien, die Mark Brandenburg, Magdeburg und Mecklenburg eifern Sachsen nach, und troz aller Klagen kann man diese Länder doch nicht zu den verarmten zählen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Schweiz.

(Beschluß.)

Fellenbergs Urtheil über die landwirthschaftliche Armenschule der Linth.

Von obigem Standpunkte ausgehend, entwickelt nun Hr. v. Fellenberg näher und umständlich seinen Plan zu einer eidsgenössischen Erziehungsanstalt, die auf dem entsumpften Linthboden gestiftet werden sollte. Die ersten pecuniären Mittel dafür bieten er selbst und seine Freunde dar. Weiteres und Mehreres erwartet er von allgemeiner Theilnahme. „Eidgenossen aller Schweizerkantone (so drückt sein patriotischer Aufruf sich u. a. aus), es geht aus unzähligen Erfahrungen, die mit jedem Tage sich vermehren, unzweideutig hervor, daß es nur an uns liegt, innerhalb der Marken unsers Vaterlandes zu Stadt und Land, zu Berg und Thal, uns den wünschenswerthesten Wohlstand zuzusichern und die Schweiz zur segensreichsten Pflanzschule wahrhafter Wohlthäter des Menschengeschlechts zu machen, und uns demnach alles, was uns vorzüglich am Herzen liegen und heilig seyn soll, zu gewährleisten. Lasset uns diesen Ruf der Vorsehung nicht verkennen und ihn nicht verschmähen. Menschenfreunde, welchem Volke ihr auch angehören möget, es kann euch nicht gleichgültig seyn, ob und auf welche Weise, im Herzen von Europa, im Wallfahrtslande der Reisenden, die Erfahrungen, welche mit ihren Ergebnissen für die höchsten Interessen des Menschengeschlechts als die allerwichtigsten in die vollkommenste Evidenz gesezt werden sollen, zu ihrer befriedigenden Vollendung geführt werden. Lasset uns bedenken, daß kein anderes europäisches Land uns zu der Einleitung und völligen Reifung dieser Erfahrungen solche Freiheit und so günstige Gelegenheit gewähren würde; es ist zudem auch im Interesse der Staatswissenschaft und der Staatskunst sehr lehrreich, die Schwierigkeiten, die solcher Nationalerziehung entgegentreten, zugleich in unsern verschiedenen demokratischen und unter so mannigfachen Combinationen aristokratischer, repräsentativer und monarchischer Staatsbedingungen, wie sie in der Schweiz vorkommen, erfahren zu haben und sie daselbst überwunden zu sehen. Es müssen daraus Aufschlüsse über die zweckmäßigsten Mittel, den allgemeinen Vervollkommnungsgang des praktischen Erziehungs- und Unterrichtswesens zu befördern, hervorgehen, die sich im allgemeinen Interesse der Menschheit unfehlbar als höchst wichtig und wohlthätig erweisen werden. Lasset uns also alle, nahe und ferne Vaterlands- und Menschenfreunde, lasset uns einander zur Versicherung des Gedeihens der hochwichtigen Angelegenheit, von der hier die Rede ist, die Hand bieten zu einem werkthätigen, thatkräftigen Bunde, der eben so hoch über den Bund der Eidgenossen auf dem Grütli zu stehen kommen soll, als die Civilisation unserer Tage über der Bildung jener Zeit steht. Hat sich doch die hohe Kraft der gebildeten Menschheit unter Gottes Schutz und Leitung im Orient an Griechenland bewährt, und Mittel und Wege nachgewiesen, wie den allgemeinen menschlichen Interessen in dieser Zeit aufs Beste genug gethan werden kann; sollte sie sich nicht auch in der schweizerischen Wiege europäischer Freiheit, aus der sich nun auch Griechenland eine, in sittlicher und industrieller Beziehung genugthuende Erziehung zu holen hat, durchgreifend wirksam erweisen?“

Beilage: Literaturblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 90.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 15. April 1830.

Unwiderruflich dorrt die Blüthe,
Unwiderruflich wächst das Kind,
Abgründe liegen im Gemüthe,
Die tiefer als die Hölle sind.

Platen.

Blick auf Gesinnung und Streben in den Jahren 1776 — 1778.

Herr von Winanko an Herrn von Briest.

Potsdam den 31ten März 1776.

Meine Gedanken waren in dieser Zeit oft bei Ihnen. Ich ging mit Ihnen spazieren, mischte mich in Ihre Gespräche, nahm allerhand Neckereien mit Ihnen vor, und so lange dieser angenehme Traum währte, war ich vergnügt und glücklich. Aber wie lange? Wenn ich meine Gedanken auf mich, auf meine Lage, auf die Welt zurücklenke — ach, dann ist alles anders! dann treten mir Thränen in die Augen. Ich mag wohl unrecht haben, daß ich mich so oft traurigen Vorstellungen überlasse. Vielleicht ist es Schwachheit, unphilosophisches Nachgeben eines allzuweichen Herzens! Aber ich kann mir nicht helfen, je älter ich werde, desto mehr nimmt diese Schwachheit zu. Mit der Philosophie will es gar nicht mit mir fort. Welchen Ernst, welchen Frost, welche Fühllosigkeit sie oft in die heißesten Herzen hinein trägt! Erwäge ich das, so danke ich für ihre Schätze und nehme lieber mit einer leichteren Kost verlieb, die mir die Empfindungen darbieten. Freilich wird man auch mit ihnen selten recht fertig und muß gestehen, daß man nicht weiß „à quel Saint se vouer!“ — Aber ist das nicht das Loos aller Menschen? Haben nicht alle mit ihren Empfindungen zu kämpfen? mit ihrer Vernunft, mit ihren Herzen zu streiten? Müssen wir uns nicht durch das Leben wie durch ein dichtes Rosengebüsch winden, wo wir bald von Rosen gestreichelt, bald von Dornen gestachelt werden?

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Wollen Sie mir wohl zuhören, so will ich Ihnen eine Anekdote erzählen, die ganz wahr seyn soll, und wohl bekannt zu werden verdient.

Dem Könige begegnete auf seinen lezten Reisen nach Preußen, folgende Geschichte. Ein junges Frauenzimmer, gut gekleidet, von feinem Wuchse, mit verschleiertem Gesichte, naht sich dem Wagen des Königs, während man mit dem Umspannen der Pferde beschäftigt war. „Sire,“ redet sie ihn an, nimmt ihren Schleier vom Gesicht und steigt auf den Fußtritt des Wagens, „Sire, helfen Sie einer unglücklichen Waise, die mit ihren Eltern alles verlor. Ich bin die Tochter eines Edelmannes, mein Vater war arm, geben Sie mir eine Stelle im Kloster, ich bitte fußfällig um diese Gnade.“ Der König, von ihrer Schönheit und dem Nachdruck ihrer Worte getroffen, sagt mit der gnädigsten Miene: „O, ein so schönes Kind muß nicht in's Kloster, sie muß auf eine bessere Art versorgt werden. Herr Landrath,“ ruft er dem dabei stehenden Landrathe des Kreises zu, „hat er schon eine Frau?“ Der Landrath, der vielleicht in diesem Augenblick doppelt bereuete verheirathet zu seyn, beantwortete die Frage mit „ja.“ „Nun,“ entgegnete der König,

„so muß er doch wenigstens sorgen, daß dieß Mädchen einen ordentlichen Mann bekommt. Für die Aussteuer will ich sorgen.

Sobald er nach Potsdam kam, hat er ihr tausend Thaler durch Dressor auszahlen lassen, um ihren dringendsten Bedürfnissen abzuhelfen und die nächste Anwartschaft auf die erste Vacance in allen seinen Klöstern gegeben, bis sich eine Partie für sie findet! Vive le roi! —

Dieß vive le roi deucht mir ein bischen besser angebracht, als das des alten Grafen Hoditz, welches er vor ein Paar Tagen ausgerufen hat. Der König spricht mit ihm, beklagt ihn wegen seiner üblen Gesundheit, wobei er sich in folgenden Worten ausdrückt: „Es muß doch was ganz Entsetzliches seyn, wenn Ihn mit einem Male seine Schmerzen, seine Gicht und andere Uebel antreten." „Ja, Ihre Majestät," antwortete Hoditz, „das ist es!" „Aber wie hilft Er sich denn in solchen Augenblicken?" — „Ich beiße die Zähne zusammen, und rufe aus: Es lebe der König! und Alles ist wieder gut." — „Nun," lächelte der König, „so wünsche ich, daß er so wenig als möglich Gelegenheit habe, das auszurufen."

Gleich darauf fragt ihn der König: „Hoditz, sehe er einmal diese Porzellan-Figur an, gefällt sie ihm nicht? hat es meine Fabrik nicht schon recht weit gebracht?" Der Graf schweigt lange und gibt keine Antwort. „O, ich sehe wohl," fährt der König fort, „sie gefällt ihm nicht." Hierauf sagt der Graf aus dem Stegreife ein Sinngedicht her, das Beziehung auf die Figur und den König hat; die Verse sollen erbärmlich und voll der lächerlichsten Schmeichelei gewesen seyn. Der König wendet sich ab von ihm, ohne etwas zu erwiedern. Der alte Hoditz, darüber sehr bestürzt, in der Meinung, der König habe das Gesagte übel aufgenommen, eilt nach Hause und schreibt dem Könige, rückt die Verse wieder ein und schickt den Brief an Köper. Der hat ihm den andern Tag ein sehr gnädiges Sendschreiben vom Könige zugeschickt, worauf denn der alte Hofmann sich zufrieden gegeben.

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Diesen Morgen habe ich eine Uebersetzung eines italienischen Gedichtes gemacht. Besser hätte sie nicht der Fürst aller Dichter, Horaz, besser konnte sie nicht der Barde Ramler, und besser dürfen es schwerlich die Dichter künftiger Zeiten machen. Diese Uebersetzung, denke ich, soll meinen Namen auf die Nachwelt bringen. Das Gedicht hat den Grafen Zarowitz, den Hospodar von Albanien, einen Nachkömmling des großen Skanderbeg, zum Verfasser; vielleicht auch den Teufel! was weiß ich? Genug, der Verfasser ist jezt hier, vom Könige hieher berufen worden, und ist die seltsamste Person, die je auf Gottes Erdboden gelebt hat. Ganz Räthsel! ganz Abentheuer! Er hat fast alle Reiche der Erde durchreist, ist in der Türkei geboren, spricht alle Sprachen, gibt sich selbst für den Autor der lettres turques aus, die meines Wissens von Montesqieu sind und schon 1747 herauskamen; da der Albanier doch höchstens nur dreißig Jahre zählt, so paßt das nicht. Vielleicht sind es aber auch die lettres d'Osman, die man auch lettres turques nennt.

Kein Mensch weiß, was man aus dem Manne machen soll. Er speist alle Abende beim Prinzen, hat dem Prinzen und mehreren Andern noch prächtige Ringe geschenkt, gibt vor, zweimalhunderttausend Dukaten Einkünfte zu haben, dreißigtausend Mann Truppen zu halten, und was weiß ich alles? Dieser Mann ist Dichter, Philosoph, im Gebiete der Wissenschaften völlig zu Hause. Vor etlichen Tagen kommt er hier an, bringt ein Empfehlungsschreiben von der Gräfin Gallici an den Prediger P.; dieser muß immer um ihn seyn. Er hat vorgedachtes Gedicht und einen Lobgesang auf den König von ihm erhalten. P., dem man gesagt, daß ich italienisch verstehe, kommt zu mir, gibt mir das Gedicht, und verlangt eine Uebersetzung davon. Ich gehe den Vorschlag ein, mit der Bedingung, sie in deutscher Sprache zu liefern. Man ist es zufrieden. Ich reibe mir die Stirn, nehme die Feder zur Hand und nun, nun geht's an's Uebersetzen. Ehe ich mir's versehe, steht die Uebesetzung da, die, wie gesagt, alle Versuche der Art beschämen wird. Wenn Sie mir ein gut Wort geben, so vertausche ich sie gegen die Ihrige von Yorils Briefen an Elise. Adieu Yorik und Elise! Das Blatt ist zu Ende! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Lieutenant und das Fräulein.

Anekdote aus der Praxis eines Arztes.

(Fortsetzung.)

Eine jener alten Jungfrauen, welche, weil sie sitzen geblieben sind, es gern sähen, wenn alle Mädchen Nonnen würden, hatte sich des verdüsterten Sinnes unserer schönen Aergerlichen bemächtigt. Sie sprach ihr allerhand vor: daß sie schon längst mit Betrübniß gesehen habe, wie der Lieutenant immer gleichgültiger geworden sey, daß seine Neigung wohl keine Probe bestehen werde, daß man ein neues Verhältniß zu der und der vermuthe, und was dergleichen Einflüsterungen mehr waren, die ein nur zu offenes Ohr fanden. Feuer und Flamme, ließ sich die Getäuschte zu dem Schritte hinreißen, dessen gefährliche Albernheit schon so Viele beklagt haben. Sie wollte den Sinn ihres Liebhabers prüfen.

Eines Morgens wurde ich an das Krankenlager des Fräuleins berufen. Sie lag, sehr zierlich gekleidet, im Bette und klagte fast über alles, was dem Menschen nur

weh thun kann. Die Mutter stand untröstlich daneben; sie liebte das Kind vielleicht zu sehr und war nur hart in dem einen Punkte wo die Tochter etwas Vernünftiges wünschte, während sie ihr alle Thorheiten gern nachsah. Man kann denken, daß mir, als einem jungen Arzte, eine Krankheit in einem geachteten Hause, welches selbst einigermaßen in der Mode war, höchst angenehm seyn mußte; ich strengte daher die ganze Kraft meiner Diagnose, deren Feinheit man stets auf der Klinik gerühmt hatte, an, um die Natur des Uebels zu entdecken. Aber der Puls ging vortrefflich, die Augen strahlten vom gesundesten Feuer, die Wangen lachten im reinen Rothe der Jugend, die Zunge war unbelegt, Alles, ach Alles! befand sich leider im wünschenswerthesten Zustande. Ich entschied mich, daß hier Verstellung sey, verordnete die unschuldigen Mittel, welche uns Hippokrates für einen solchen Fall vorgeschrieben hat, äußerte indessen natürlich meine wahre Meinung nicht, sondern sagte nur zur Mutter draußen, auf ihre ängstliche Frage: „ob es Gefahr habe?“ mit Ernst und Nachdruck: „Mein Wort darauf, ich rette Ihnen die Tochter!“ — „Sie hat ein unbegrenztes Zutrauen zu Ihnen,“ fügte die Mutter hinzu, „ich durfte nicht nach dem Geheimerathe schicken.“ — Der alte grobe Heros würde freilich wenig Umstände gemacht haben, und meine blöde Jugend mußte bei dergleichen Leiden wünschenswerther erscheinen.

Auf der Straße fand ich den Liebhaber, dem man schon durch die dritte Hand dieses Siechthum zu wissen gethan hatte. Er war so bestürzt, wie es einem Seladon geziemt, und in Verzweiflung, daß er nicht gleich nach dem Hause seiner Braut eilen könne; aber er dürfe die Parade nicht versäumen. Ich beruhigte ihn und verpfändete mein Ehrenwort, daß die Sache nichts weiter sey, als ein kleiner Schnupfen.

Gegen Abend fand ich mich wieder bei der verstellten Kranken ein, denn ich war neugierig, wohin diese Komödie führen werde. „Treuer, sorgsamer Freund!“ sagte die Mutter, welche von meinem Eifer gerührt war. In bescheidener Entfernung vom Krankenlager saß der Lieutenant, wie es schien, zerstreut und verlegen.

Es ist doch ein großes Glück um einen gleichmüthigen Sinn, spöttelte die Mutter. Man versäumt dann nichts Nothwendiges, und macht alle seine Geschäfte erst ab, bevor man dem Herzen folgt.

„Er will es nicht glauben, Doktor, daß ich so krank bin,“ seufzte Ida, deren hochrothes Antlitz von großer Bewegung zeugte. Die alte Jungfer saß im Fenster und strickte für die Armen.

Dießmal errieth meine Diagnose die Krankheit. Mich gelüstete nach der Krisis. Da ich als junger Arzt, traurig für mich! überflüssig Zeit hatte, setzte ich mich zu den gesunden Damen und knüpfte mit ihnen eines von den Gesprächen an, bei welchen man noch immer mit Geistesfreiheit nach etwas anderem hinzuhören vermag.

„Wenn ich sterbe, Fabian .....,“ lispelte das Fräulein. „Theure Ida, an einem Schnupfen stirbt man ja nicht,“ versezte freundlich, aber gefaßt, der Lieutenant. Sie begann immer heftiger und weinerlicher zu reden, kam in den Ton der Jean Paulischen Liane, sagte, im Traume sey ihr ihre selige Karoline erschienen, und sprach viel von Ahnung und Vorgefühl. Ich saß so, daß ich im Spiegel die Scene beobachten konnte. Je pathetischer das Fräulein wurde, desto mehr nahm das Gesicht ihres Bräutigams den Ausdruck der Abwesenheit an. Er half sich fast nur mit Interjectionen, als: Hm! So! Ei bewahre! und dergleichen. Nachmals hat er mir gestanden, daß er an dem Tage einen großen Verdruß mit seinem Obersten gehabt habe, und daß seine Gedanken freilich mehr bei dem ungerechten Vorgesetzten, als bei dem Schnupfen des Fräuleins gewesen seyen. In einem solchen Zustande laufen einem wohl gewisse Redensarten, die man häufig im Munde führt, ohne Sinn und Verstand über die Lippen. Daher geschah es, daß, als das Fräulein, die über die Fassung ihres Geliebten immer mehr aus der Fassung gerieth, mit unterdrücktem Weinen sagte: „Ja, ich empfinde ein gewisses Etwas in mir, ein Beben der Auflösung; die schwarzen Männer werden mich gewiß wegtragen,“ — der Lieutenant, der schon lange nicht mehr wußte, wovon die Rede war, mechanisch mit dem Spruche erwiederte: „Wie Gott will! Der Wille des Herrn geschehe!“

Aber wie schrecklich war die Wirkung dieser Worte. Das Fräulein, entrüstet über eine solche Ergebung in die Fügungen des Himmels, die denn doch gar zu weit ging, warf meine unschuldige Medizinflasche zu Boden, daß die Scherben umherflogen, und rief: „Aus meinen Augen! Nun habe ich Dich durchschaut! Nicht einmal mein Tod sezt Dich Fühllosen in Bewegung. Fort, wir sind für immer geschieden!“ — „Wenn meine Tochter stirbt, sind Sie ihr Mörder,“ wehklagte die Mutter. Die alte Jungfer hatte aufgehört zu stricken und äußerte mit Salbung, daß derjenige zu beneiden sey, der so früh, wie Ida, die Einsicht in die Nichtigkeit aller Erdenlust gewinne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Böhmen, April.

(Fortsetzung.)

Landbau.

Wir haben in Böhmen die Landstraßen wenig belebt gefunden, wir haben in den Provinzialstädten die Regsamkeit, die ihnen allein einiges Interesse geben kann, vermißt; auf

dem Lande schien uns wenig Wohlhabenheit zu herrschen; wir haben allenthalben eine, im Verhältniß zu den Nachbarländern große Wohlfeilheit gefunden, und doch belagern Bettler die Landstraßen und zeigen Elend und Armuth. Der Landmann schien selbst in den guten und fruchtbarsten Gegenden nicht so selbstzufrieden, wie in andern Gegenden der Art; und doch hat Böhmen der Krieg seit mehr denn sechzig Jahren kaum berührt. Wir wollen versuchen, diese Erscheinungen einigermaßen zu erklären.

In einem Lande, wo das Grundeigenthum, wie in Böhmen, noch in so große Portionen getheilt ist, wo die Besitzer dieser Theile nicht nöthig haben, sich persönlich um die Verwaltung derselben zu bekümmern, sondern den Ertrag davon entweder in der Hauptstadt des Landes oder im Auslande verzehren, da kann allgemeiner Wohlstand nicht so leicht aufkommen.

Um uns nicht den Vorwurf zuzuziehen, als suchten wir absichtlich dieses schöne Land herabzusetzen, bemerken wir, daß wir dasselbe gerade ganz besonders lieb gewonnen haben, so daß es uns wehe thut, wenn es nicht auf dem hohen Standpunkte steht, auf welchen es seine innere Kraft stellen müßte. Dies gesegnete Land hat in dem Maße Alles in sich selbst, daß, denkt man es sich auch als isolirt von der ganzen übrigen Welt, es bestehen und glücklich seyn könnte. Ein fast durchgehends guter Ackerboden, eine südliche Lage, Waldungen und Steinkohlen im Ueberflusse, edle und unedle Metalle, schiffbare Flüsse, alles dies vereint, reicht wohl hin, ein Land zu einem glücklichen zu machen. Wenn einmal die Intelligenz die Industrie noch mehr weckt, muß es zur reichsten Provinz emporblühen.

Werfen wir einen genauern Blick auf den Anbau des Landes, so finden wir ihn zwar nicht gerade vernachläßigt, aber dennoch nicht mit der Sorgsamkeit betrieben, wodurch man dem Boden den höchsten Ertrag abzulocken erwarten dürfte. Handelsgewächse, als Oelsaat, Krapp ꝛc., sieht man wenig oder gar nicht. Hopfen, der besonders im Saazer Kreise überaus reichlich und gut wächst, ist fast das einzige Gewächs, was dem Landbaue einige Kapitalien vom Auslande zuführt. Daß es übrigens, wie wir schon oben bemerkten, nur des anregenden Beispiels bedürfte, beweisen die Bauern in der Gegend von Jung-Bunzlau bis nach dem Riesengebirge hin; denn diese haben seit einigen Jahren den Kleesaamen zu einer Quelle des Gewinns gemacht, und es sollen davon in diesem Jahre allein über 40,000 Cntr. aus Böhmen ausgeführt worden seyn, was wenigstens ein Kapital von einer halben Million Gulden ins Land gezogen hat. Am dürftigsten hat uns die Gegend von Leutomischl und Hohenmauth geschienen; auch mag wohl der dortige Boden, wenn er reichlich tragen soll, eine bessere Behandlung erfordern, als man ihm angedeihen läßt.

Auffallen wird es jedem Fremden, wenn er in Böhmen in so vielen Gegenden die Weiber eine Menge männlicher Arbeiten, als Pflügen, Säen u. dgl., verrichten sieht. Sie sind übrigens darin sehr geübt. In den Landstädten schien uns, ungeachtet der scheinbar geringen Lebendigkeit des Verkehrs, der Luxus doch, trotz irgend einer deutschen Provinz, überhand genommen zu haben. Da dieser Luxus eine Menge Gegenstände vom Auslande erheischt, und Böhmen nicht in gleichem Maße Produkte ins Ausland absezt, so mögen wohl die Klagen mancher Patrioten über das allmählige Verarmen des ganzen Landes nicht ganz ungegründet seyn. In der Hauptstadt scheint der Luxus kaum verhältnißmäßig auf gleicher Höhe zu stehen.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, März.

Torquato Tasso auf der Berliner Bühne.

Goethe's „Torquato Tasso,“ der neun Jahre lang geruht hat, ist kürzlich auf dem königlichen Theater von Neuem in Scene gesezt worden. Aeltere Freunde der Bühne halten dieses für ein Ereigniß, das im Gebiete der dramatischen Kunst wenigstens eben so wichtig ist, als die Erscheinung dreier Nachbildungen und eines neuen deutschen Originalstückes, und so ward ich von mehreren Seiten aufgefordert, ein öffentliches Wort hierüber zu sagen. — Worüber? Ueber das Meisterwerk selbst? — Da muß ich um Entschuldigung bitten! Ich besitze weder die erforderliche Genialität, um deducirend zum Verständniß seiner Schönheiten zu zwingen, noch die dünkelhafte Absicht, durch dreiste Herabsetzung unseres größten Dichters mich selbst bemerklich und drei Tage von mir sprechen zu machen, noch auch den Leichtsinn der kecken Jugend von heute, die das, was sie erst lernen sollte, schon beurtheilt, das, was sie noch nicht begreifen kann, schon getadelt hat. Aber ich habe die innigste Ueberzeugung, daß ein Werk, wie der Goethesche Tasso, so hoch über die Tageskritik und über das Theaterpublikum erhaben ist, daß sich das gewöhnliche Verhältniß umkehrt, daß nicht mehr Kritiker und Publikum den Maßstab für das Stück, sondern das Stück den Maßstab für Jene hergibt. Meiner Ueberzeugung gemäß habe ich also nur von unseren Kritikeren und unserem Publikum zu sprechen. Was die Ersteren betrifft, so kann ich nur sagen, daß sie sich nicht auf meinen Standpunkt, sondern über das Meisterwerk gestellt haben, und daß ich sie also noch weniger, als das Werk selbst, zu beurtheilen vermag. Von dem Publikum aber kann ich aus recht freudigem Herzen sagen, daß es einen schönen und tröstenden Kunstgenuß darbot. Ja, es war ein Kunstgenuß, es war in dieser tänzelnden und trillernden, in dieser bengalischen und kostümlich-flitternden Statistenzeit ein wahrer Trost, in das Schauspielhaus zu treten und ein gedrängtes Publikum zu finden, versammelt, um einem Stücke beizuwohnen, das nur von fünf Personen dargestellt wird, worin im gewöhnlichen Sinne gar nichts vorgeht und welches überdies die unbequeme Anforderung macht, daß man, obgleich nicht gesungen, sondern nur gesprochen wird, dennoch aufmerksam zuhöre. Man that es; es herrschte eine feierliche Stille, eine ununterbrochene Aufmerksamkeit, es fehlte nicht an unwillkührlichen „Bravo's!“ bei einzelnen Stellen von zarter Farbengebung, nicht an lautem allgemeinen Beifall in den großen Momenten dieser innerlichen Tragödie. Sie darf mit unserm Publikum zufrieden seyn, sie, die ein so empfindlicher Abmesser des Kunstsinnes ist. Zweimal, im Verlauf von acht Tagen, wurde das große einfache Werk dargestellt; das erstemal war das Haus gefüllt, das zweitemal gut besezt. Ob man es gleich wieder geben sollte? darüber waren die Meinungen getheilt; die dagegen sich erklärten, fürchteten ein leeres Haus und dadurch ihre Freude an dem Gelingen verbittert zu sehen. Ich kann diese Meinung, die gesiegt zu haben scheint, nicht theilen. Mit muthiger Ausdauer kann die Direktion jeder größern Stadt jedes Stück, das nicht gänzlich mißfallen hat, zu einem Einnahmestück machen; sie gebe es nur und gebe es wieder und an guten Tagen, und nicht als Lückenbüßer; und wenn der Hörsaal das dritte- und viertemal nur mäßig besezt war, so wird er das sechste- und siebentemal überfüllt seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 91.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 16. April 1830.

— Leih' Schwingen, Liebe, daß sey schnell vollbracht,
Wozu du Wiz gabst, daß ich es erdacht.

Shakespeare.
Die beiden Edelleute von Verona.

Der Lieutenant und das Fräulein.

Anekdote aus der Praxis eines Arztes.

(Fortsetzung.)

„Erlauben Sie mir doch nur ein Wort zu meiner Vertheidigung ....." stammelte der arme Fabian. „Es ist jezt nicht Zeit dazu, machen Sie, daß Sie fortkommen," flüsterte ich ihm zu.

Ich war mit den Damen allein. „Ida! meine Ida!" seufzte die Mutter. „Diese gewaltige Gemüthserschütterung in Deinen Leiden! Erhole Dich, mein Kind, denke nicht mehr an den Abscheulichen." Ich beschloß, die kleine Heuchlerin zu strafen, und die alte Jungfer dazu. Und so ist es gekommen. Ich erklärte den Zustand des Fräuleins für verschlimmert, ich ernannte die bejahrte Freundin zur nächtlichen Wächterin, da die Mutter eine solche Anstrengung nicht aushalten könne. Drei Tage mußte die gesunde Kranke im Bette zubringen, drei Nächte hatte die Friedensstörerin auf dem Wächterstuhle zu sitzen. Endlich erklärte jene sich mit Gewalt für hergestellt, zulezt lief diese aus dem Hause, und verschwor, es wieder zu betreten, wenn ich dort aufgenommen bleibe. Darüber kam sie mit der Mutter, die mich einen seltenen Menschen nannte, in Streit und Feindschaft. Kurz, der böse Feind hatte sich dießmal die Grube selbst gegraben.

Hierauf vergingen mehrere Wochen, in denen ich nichts von meinen Liebesleuten hörte. Einige wirkliche und zwar sehr ernsthafte Krankheiten hatten meine ganze Zeit in Anspruch genommen. An einem schönen Märztage machte ich die Wanderung über den neuen Kirchhof, wo alle Sträucher in dem ungewöhnlich frühwarmen Wetter schon die Knospenaugen aufschlugen. Ich bemerke, dieser Gang ist kein humoristischer Zug meinerseits, nein, ich machte ihn wirklich, und er hatte einen realen Zweck, nämlich, im Leichenhause die neuen Einrichtungen zu besichtigen, welche zur Rettung der Scheintodten angebracht worden war. Ich hatte, so eben mit dem Meisterdiplom versehen, als ein Weitgereister die Inspektion jener Anstalt von der Stadt bekommen. Wie ich so durch die gewundenen, reinlich mit Kies gefesteten Wege des parkartigen Gottesackers ging, hatte ich meine Freude über das Leichenhaus, welches, im elegantesten Style erbaut, mir weiß hinter einem Bowling-green entgegen glänzte. Auf einem freien Plaze fand ich unvermuthet meinen Phlegmatikus wieder. Er stand bei einem Straußermädchen, die ihren Korb voll Frühlingsblumen ihm vorhielt. Er wählte und wählte, und suchte sich das Schönste, was sie an Veilchen, Primeln und Crokus hatte, zusammen. „Für wen den Strauß?" fragte ich. „Für Ida," versezte er. „Gottlob, so seyd Ihr versöhnt?" — „Ach nein. Ich habe sie nicht wieder gesehen. Aber ich bin das so gewohnt mit dem Strauße in diesen Frühlingstagen. Es kommt noch allerhand Orangerie hinzu, dann will ich nach Hause gehen und die Blumen unter ihrem Portrait in's Wasser setzen."

Er sprach diese Worte ruhig, ja kalt; aber seine Augen waren erloschen und die Wangen bleich. Ich muß

gestehen, daß mich die stummen, geduldigen Patienten immer am meisten zur Theilnahme bewegt haben. Ich sah meinen armen Verstoßenen an, ich überlegte hin und her, ob hier nicht mit einem raschen Streiche zu helfen sey? Die Natur der Leidenschaften, insbesondere der Liebe, kannte ich aus meiner Psychologie; das Fräulein war mit der Mutter in der Stadt, das wußte ich, mir kam, wie durch Divination, der Gedanke, daß sie jezt wohl ein gewisses Etwas empfinden möge, welches aufrichtiger seyn dürfte als jenes Etwas in der falschen Krankheit. Ich war jung, verwegen. Ohne an die möglichen Folgen eines tollen Einfalls zu denken, lud ich den Lieutenant ein, sich von mir die in mancher Hinsicht merkwürdigen Rettungsanstalten zeigen zu lassen. Dem Sträußermädchen befahl ich unter einem unscheinbaren Vorwande, vor der Thüre zu warten.

Der Wächter war ausgegangen. Alles begünstigte meinen Plan. Ich öffnete mit dem Hauptschlüssel; wir waren allein in dem leeren, schallenden Hause. Ich erklärte meinem Begleiter jedes Ding: die Konstruktion und Verbindung der Gemächer, die sonderbaren Glockenzüge, die komplicirten Wärmmaschinen, die Frottirzeuge, die Bürsten, den Elirier- und Essenzenapparat des Wächters für die ersten Augenblicke des Erwachens aus dem furchtbaren Schlummer. Er fragte, ernst und wissenschaftlich gesinnt, verständig nach Allem, und keine sentimentale Betrachtung kam in diesem Hause des Todes über seine Lippen. Endlich sagte er scherzend: „Diese reinlichen, schimmernden Wände, die eleganten Lampen, die blinkenden Stahlgriffe, die schönen Teppiche und Matratzen zeigen recht, wie Alles jezt selbst bei den schrecklichsten Dingen zum Bequemen und Gefälligen strebt. Es fehlen nur noch die Tische mit den Journalen, so hätten die erwachten Todten auch Unterhaltung, bis die Ihrigen sie wieder abholen." Jezt bat ich mir seinen Verlobungsring aus. Er stuzte, wußte nicht, was ich wollte. Ich erklärte ihm trocken, daß ich gesonnen sey, noch heute dauerhaften Frieden zwischen ihm und seiner Braut zu stiften, aber dazu des Ringes bedürfe, nahm ihn bei der Hand, und streifte mit freundschaftlicher Gewalt ihm den Reif vom Finger. Er, in plötzlich auflodernder Hoffnung und Freude, rief: ob ich verwirrt sey? Ich, ohne zu antworten, schrieb mit Bleifeder auf ein ausgerissenes Blättchen meines Portefeuilles ein Paar Zeilen an die Schwiegermutter, legte den Ring bei, verschloß das Billet mit Oblate, sprang zum Mädchen hinaus, sagte ihr, den Herrn habe ein Unfall betroffen, sie solle das Brieschen auf der Stelle der Dame überbringen, deren Wohnung ich ihr bezeichnete.

Mein bestürzter Freund war bis auf die Flur gefolgt und hatte die Bestellung gehört. Ich nöthigte ihn in eine der angenehmsten Sterbekammern zurück. „Um Gotteswillen!" rief er, „was treiben Sie? Was machen Sie aus mir?" — „Einen Scheintodten," versezte ich. Er sah mich an wie einen, von dem man glaubt, er habe den Verstand verloren. „Idas Krankheit," sagte ich, „führte den Bruch herbei, Ihr Tod soll das Bündniß herstellen; das ist ein Climar, und diese Figur gehört zu den wirksamsten im Leben wie im Schreiben. Ich recitirte mein Billet an die Mutter. Es lautete so:

Gnädige Frau!

Zwei traurige Worte. Unser Fabian ist mir eben über den Gräbern leblos in die Arme gesunken. Ein Nervenschlag ohne Zweifel. Ich bin mit ihm im Leichenhause und wende die Mittel der Kunst an, aber .... Hiebei der Ring Idas. Sie war sein leztes Wort und sein lezter Schmerz.

(Der Beschluß folgt.)

Blick auf Gesinnung und Streben in den Jahren 1776 — 1778.

(Fortsetzung.)

Das habe ich gut gemacht. Lassen Sie sich meine Leiden klagen. Der Hospodar will mit Gewalt meine Bekanntschaft machen. Er hat gestern vier Mal zu mir geschickt, eine prächtige Collation auftragen lassen und droht sogar mit einem Present. Ich Undankbarer verstecke mich aber vor ihm, fliehe ihn, will nichts von ihm wissen. Der gute Mensch doit avoir l'esprit un peu timbré. Er stellt sich verliebt in die Prinzeß, spricht zu allen Leuten von ihrer Schönheit mit einem Enthusiasmus und einer Art, die von einem verbrannten Gehirne zeugt. Im Vorbeigehen, er hat die Linie passirt. Seine Reden, seine Manieren sollen äußerst rauh seyn, als wenn er aus den Wäldern käme; und dieser Mensch schreibt Bücher, die vom Könige mit vielem Beifall gelesen werden. Wie reimt sich das zusammen? Den ersten Abend, wo er beim Prinzen gegessen, hat er dem Fräulein von Stranz die abscheulichsten Grobheiten gesagt. Seine erste Frage war: „Où est la Princesse? Je veux parler à la Princesse. Qui sont ces femmes? (die Hofdamen) je n'aime pas les servantes plâtrées! Dem Prinzen rief er zwei bis drei Mal über Tisch zu: „Je viendrai Vous voir, quand Vous serez roi; après la mort de votre oncle. Der Prinz ist darüber entsetzlich embarassirt gewesen. Man erzählt noch tausend andere tolle Streiche von ihm. Doch, ich will Ihnen mit allem dem Zeuge nicht länger Langeweile machen. — — — — — — — — — — —

Er ist dahin! der verzehrende Zahn der Zeit zehrte an ihm, der seinen Nacken hoch empor hielt, der den Wolken nahe war — der Atlas! Ja, da hat ihn nun der Henker von seinem hohen Posten heruntergeführt! da liegt er auf Gottes Erdboden ausgestreckt wie ein gefällter Riese! Gestern

zwischen acht und neun Uhr war es, da es ihm in der freien Luft nicht länger gefiel. Er hat weder dem Rathhause noch irgend einer menschlichen Seele Schade gethan. Zwölf Stunden später wäre das unvermeidlich gewesen. Wir haben heute Markttag, und auf derselben Stelle, wo er nun liegt und über einen Fuß tief durch das Pflaster in die Erde geschlagen ist, auf derselben Stelle, sage ich, halten nun die Marktwagen. Die Neugier der Einwohner war unbeschreiblich. Ein Unteroffizier und acht Mann Wache sind nicht im Stande gewesen, den zuströmenden Haufen in Ordnung zu halten. Einige alte Weiber haben die Statue herabstürzen sehen und laut geschrieen: „Jesus! unser Mann! unser Mann kommt herunter!“ Viele Leute üben ihren Witz und machen tausend Anspielungen auf die hiesige Justiz. Der König will unsern Mann wieder an Ort und Stelle haben, ehe der Großfürst kommt, aber die Zeit ist zu kurz. Die Figur ist von Blei, inwendig mit Sand und Steinen gefüllt; ihre Höhe ist zwölf Fuß, die Kugel hat sechs Fuß im Durchmesser, die ganze Länge der Gestalt ist achtzehn Fuß. Ihr Gewicht beträgt hundert und dreißig Centner.

* * *

Herr von Münchow an Herrn von Briest.

13ten Juni 1776.

Heute Mittag um eilf Uhr kamen Ihre Majestät wieder bei uns an. In Pommern ist er sehr zufrieden gewesen, in Preußen auch so ziemlich. Owstin, der das neue Husarenregiment hat, ist einige Stunden in Arrest gewesen, denn er hat dem Könige über hundert Deserteurs gemeldet.

Zu dem Empfang des Großfürsten werden viel Anstalten auf unsere Art gemacht: ein Paar neue Wagen und Geschirre u. d. m. Die beiden zu Pagen bestimmten Akademisten von List und Weltzin, sind heute Morgen durch den Herrn von Zollikofer herbeigebracht worden. Acht Stück Lakaien sind auch angenommen, und der General von Lentulus geht mit einem ganzen Gefolge dem Großfürsten bis Memel entgegen. Der Tag seiner Ankunft hieselbst ist noch nicht gewiß bekannt. Heute ist die Ministerrevue gewesen. Ich glaube aber, daß sie gut ausgefallen, denn der König, der heute auf der Parade war, soll da sehr freundlich gewesen seyn.

Ein Seeungeheuer.

Don Jose Marie Lopez, Kommandant des Dampfschiffs Neptun, schreibt aus Havannah Folgendes, das wir ohne Bemerkung mittheilen:

Am 5ten Januar um Mittag gewahrten wir auf der Fahrt, vier Meilen von der Küste, an der wir hinsegelten, einen Gegenstand, der weit aus der See hervorragte. Die Matrosen und Passagiere hielten es Anfangs für ein gestrandetes Fahrzeug. Ich ließ sogleich darauf zusteuern; als wir aber näher kamen, sah der Gegenstand, den wir beobachteten, anders aus, und wir glaubten, es sey ein großes Schiff in Noth. In der Hoffnung, den Unglücklichen Hülfe leisten zu können, fuhr ich auf Flintenschußweite hinan, und da wurden unsere Zweifel gelöst: das vermeintliche Schiff war die obere Kinnlade eines Ungeheuers von furchtbarer Größe. Es erhob sich in fast wagrechter Lage bei sechzehn Fuß über das Wasser, und war von einer unzähligen Menge von Fischen verschiedener Größe, gegen eine Meile im Umkreise, umgeben. Als wir uns dem ungeheuren Wallfisch noch mehr näherten, sahen wir ihn die Kinnladen öffnen, und ein furchtbares Getöse, wie bei einem Erdfall, ließ sich hören. Langsam erhob sich eine schwarze, bei neun Fuß lange Floße, vielleicht sechzig Fuß weit vom Maule entfernt. Die ganze Länge des Ungeheuers konnten wir nicht schätzen, da sein Schwanz nicht über dem Wasser zum Vorschein kam. Ohne die dringenden Bitten meiner erschreckten Passagiere hätte ich mich so weit genähert, daß ich mehr darüber berichten könnte. Eben als wir das Schiff wandten, verschwand das Ungeheuer gegen Nordwest; es zeigte sich aber bald wieder weiter weg in Norden und hatte, wie es schien, seine frühere Stellung wieder angenommen. Das Thier ist bei weitem größer, als der stärkste Wallfisch, auch ganz anders gebildet; ich halte es daher für eine neue, bisher unbekannte Art.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Beschluß.)

Torquato Tasso auf der Berliner Bühne.

Die wenigsten Menschen haben ein ursprünglich eigenes Urtheil, viele selbst von denen nicht, die es zu haben wähnen; dagegen wird schon dadurch, daß ein Stück oft gegeben wird, viel die Rede davon seyn, und das Lob, welches die Direktion durch öftere Wiederholung ausspricht, seine Wirkung nicht verfehlen. Zuletzt will, was man auch dafür und dagegen sagt, doch Jeder mit eigenen Augen sehen, und so wird der ganze Kreis der, auch seltenen Besucher des Theaters (in Berlin wohl 20.000 Menschen) nach und nach für ein solches Stück herbeigezogen. Auf diese Weise haben Nebenabsicht und Mißgunst, Keckheit und Feigheit, Einsicht und Unverstand schon manches mittelmäßige Stück gehoben, manches bessere zu Grabe getragen. Wenn einige höhere Beamte der königlichen Direktion sich bei der Aufführung des „Tasso“ im Auditorium befunden haben, so kann es ihnen, so wenig als mir, entgangen seyn, daß sich ein ganz fremdes Publikum diesmal versammelt hatte, so daß nicht zwanzig von denen zugegen waren, die man bei heutigen Modewerken auf den besten und ersten Plätzen immer wieder sieht. Dies liefert den Beweis für eine Behauptung, die ich die Ehre hatte, der hochlöbl. General-Intendantur direkt mitzutheilen: daß es nämlich in unserer Stadt ein kunstsinniges Publikum gibt, welches das

Theater selten oder gar nicht besucht, und daß es das Interesse der Kunst verlangt, dieses Publikum wiederum dem Theater zu befreunden und in und durch sich selbst zu vermehren. Die Aufführung des „Tasso“ war hiezu eine günstige Gelegenheit; denn schon war viel die Rede in der Stadt von diesem seltenen Ereigniß; viele Personen erwarteten die dritte Wiederholung, viele andere hatten sich des literarischen Anstandes wegen, und mehrere noch dem Strome folgend eingefunden. — Ich sage dies nicht, um der Direktion der königl. Bühne einen Vorwurf zu machen, um so weniger, da sie sich seit einiger Zeit mit höchst löblichem Eifer und wahrlich nicht fruchtlos bemüht, das lang vernachlässigte und stiefmütterlich behandelte deutsche Drama wieder in Aufnahme zu bringen. Aber ich konnte meine Ueberzeugung deßhalb nicht verschweigen, weil es mein sehnlichster Wunsch ist, daß zu derselben auch die Direktionen anderer größerer Bühnen gelangen, und das Interesse allgemeiner Kunstbildung nicht mehr nur allein in funkelnden Nebenwerken und gedankenraubendem Ohrenkitzel suchen mögen. Dies gesagt, wird man mich um so weniger mißverstehen, wenn ich die schönen Kostüme, den reizenden Garten und die fürstlichen Gemächer bei Aufführung des „Tasso“ höchst angemessen und lobenswerth finde und nur bemerke, daß es Alphonso's Hermelinmantel in den Gärten seiner Villa nicht so durchaus seyn dürfte. — Was nun die Darstellung betrifft, so verdient sie in jeder Hinsicht, daß man ausführlich in dieselbe eingehe; indessen gehört dieses weniger in diese, als in die Blätter, welche hier für unsere Stadt erscheinen. So viel nur im Allgemeinen: Es war nicht nur eine gerundete, sondern eine treffliche Darstellung, die trefflicher auf keinem andern deutschen Theater gegeben werden dürfte. Der Fleiß und der Eifer a l l e r Darstellenden kann nicht genugsam gelobt werden; sie wußten, daß eine große, eine unendliche Aufgabe zu lösen war. Bei dem höchsten Anstande, mit welchem dieses Werk dargestellt werden muß, ward doch eine langsame und steife Schulmäßigkeit vermieden, in welche zu fallen, nicht unschwer zu vermeiden ist. Herr K r ü g e r (T a s s o) und Hr. L e m m (A n t o n i o) gaben in der berühmten Streitscene einen wohlverstandenen und ergreifenden Gegensatz. Meisterhaft war, und ganz besonders im zweiten Akt, Madame C r e l i n g e r (P r i n z e s s i n); Hr. R e d e n s t e i n (A l p h o n s) wußte Majestät und herablassende Herzensfreundlichkeit höchst liebenswürdig zu verschmelzen, und Madame U n z e l m a n n (G r ä f i n S a n v i t a l e) hütete sich, einen störenden und allzugrellen Kontrast gegen die Prinzessin aufzustellen; sie trug weder den leichteren Sinn, noch die Schalkheit allzusehr auf, und that recht daran; sie wird es aber gütig aufnehmen, wenn sie aufmerksam gemacht wird, der Prinzessin nicht gar zu ähnlich zu werden. Möchte mit diesem Meisterwerke die Bahn zu neuen schönen Bestrebungen auf unserer Bühne eröffnet seyn!

L u d w i g R o b e r t.

A u s B ö h m e n, April.

(Beschluß.)

D i e H a u p t s t a d t u n d d a s L a n d.

Freundlich und gemüthlich spricht den Fremden in der Hauptstadt die praktische Lebensregel an: „Leben und leben lassen;“ denn es wird hier so leicht keiner den andern in seinem Vergnügen stören; auch ist lästiger Zwang und steife Ceremonie selten zu finden. So lebhaft übrigens auch die Stadt ist, so haben wir doch das Geräusch des großen Welthandels vermißt.

Wie ein strahlender Punkt erschien uns Kosmanos bei Jung-Bunzlau mit seinen Baumwollen-Manufakturen. Mehrere hundert Menschen finden hier nützliche Beschäftigung und Unterhalt. Eben so freundlich sprechen den Reisenden die ausgedehnten Obstbaumpflanzungen in K r u s c h e w i z, auf der Straße von Prag nach Karlsbad, an. Ein ganzer Zug von sonst unfruchtbaren Hügeln ist mit Fruchtbäumen besezt, und verspricht für die Folge eine bedeutende Einnahme, die zum Theil jezt schon beginnt.

Ueberhaupt gibt es eine Menge verdienstvoller Männer, besonders unter den Landwirthen, die sehr wohl einsehen, was ihnen und ihrem Vaterlande Noth thut, die auch zum Bessern bereits eine sehr schöne Bahn gebrochen haben, und die Aufmerksamkeit vieler Anderer, die gern erst den Erfolg abwarten, bevor sie zu einer andern Verfahrungsart übergehen, ist schon sehr rege geworden. Es ist daher die freudige Aussicht eröffnet, daß sich Böhmen, wenn auch etwas später, als andere deutsche Provinzen, kräftig entwickeln und einst den hohen Rang, der ihm unter diesen gebührt, einnehmen wird. Bei den natürlichen glücklichen Anlagen der Nation und bei den reichen Hülfsquellen des Landes muß und wird ihm dieses glücken.

Ganz von der böhmisch-slavischen Nationalität weichen, wie schon oben bemerkt, die Bewohner des Landstriches vom Erzgebirge herüber bis jenseits Eger ab. Sprache, Körpergestalt, Kleidung und Sitten, alles erinnert an die Bewohner des Erzgebirges. Unstreitig sind sie von diesem herüber gedrungen und haben sich bis hierher ausgebreitet. Hier und da schneiden sich ihre Grenzen scharf ab, und oft liegen zwei Dörfer kaum eine Viertelmeile von einander, wovon das eine rein böhmisch, das andere rein deutsch ist. Einige Meilen vor Pilsen hört dieser Landstrich auf; gegen Osten fängt er ohngefähr sechs Meilen vor Karlsbad an.

Besonders charakteristisch sind die Bewohner der Gegend um Eger. Sie haben ihre besondere Nationaltracht, die man in ihrer Art eben so prachtvoll nennen kann, als sie von keinem ganz verdorbenen Geschmack zeugt. Es ist zum Theil eine Mischung der deutschen und böhmischen Volkstracht.

Durch die besondere Art, ihren Acker zu bestellen, unterscheiden sich diese deutschen Einwanderer auch von den Böhmen. Sie pflügen die Felder nämlich in lauter Kämme, die aus zwei bis drei gegen einander gestrichenen Furchen bestehen. Diese Bestellungsart erstreckt sich über das Fürstenthum Bayreuth und dehnt sich nördlich über das Vogtland aus. Sie ist ohne allen Zweifel von Gebirgsbewohnern eingeführt, die ihren naßkalten Boden auf diese Weise am besten zu einem sichern Ertrage brachten, indem sie ihn dadurch trocken legten und den Einwirkungen der Luft und Sonne auf die möglichste Weise aussezten. Für das flache Land halten wir sie aber wenig geeignet, indem sie ohne alle Frage einen geringern Ertrag der Früchte gewähren muß, als wenn man den Acker in breite, regelmäßig und gut gearbeitete Beete bringt; denn nicht allein kann in den Vertiefungen jener Kämme nur wenig und geringes Getreide wachsen, sondern sie erschweren auch die Erndte. So sehr auch die Bewohner der gedachten Gegenden an ihrer Methode hängen, so würden vergleichende Versuche mit der Bestellung in Beeten sie sehr bald von deren größern Zweckmäßigkeit überzeugen. Wir schließen diese Bemerkungen mit dem Wunsche, daß man sie nicht als aus Tadelsucht entstanden, sondern vielmehr für das ansehen möge, was sie seyn sollen: nämlich gutgemeinte und aus wirklicher Liebe zu diesem Lande geflossene Mittheilungen von Ansichten, die, wenn auch hier und da vielleicht befangen, dennoch wohl nicht ganz falsch seyn dürften.

Beilage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 92.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. April 1830.

Falstaff. Und so halte ich meine Rede.
Wirthin. Das ist ein prächtiger Spaß, mein Seel.

Shakespeare
Heinrich IV.

Blick auf Gesinnung und Streben in den Jahren 1776 — 1778.

Herr von Münchow an Herrn von Briest.

Den 1ten Juli 1776.

Am 21ten war der Geburtstag unsres Herrn von Sydow. Der älteste Prinz von Würtemberg hat ihn gefeiert. Einige Tage zuvor ward ich von ihm dazu eingeladen, und er bat mich inständigst, Verse darauf zu machen; er würde ihm, wo nicht Verse, doch eine Rede halten. Schack und der Prinz Ludwig, sein Bruder, waren die übrigen Gäste. Um fünf Uhr gingen Schack und ich in pontificalibus, c'est à dire gestickt hin, und wir fanden beide Prinzen in Cordons und das ganze Haus in Galla. Gegen sechs Uhr erschien Herr von Sydow. In dem ersten Zimmer empfing Schack und ich ihn, mit einem Korbe voll Rosen, welche wir vor ihm herstreuten; im zweiten Zimmer empfing ihn der Prinz Ludwig und führte ihn zum dritten, woselbst ihn der Aelteste in einen großen Armstuhl sitzen ließ, vor welchem ein kleiner bedeckter Tisch stand. Vor diesen Tisch trat er nun und wir beide ihm zur Rechten und Linken, und so hielt er ihm eine pompöse französische Rede, die damit schloß, daß Mars und Venus ihm aufgetragen haben, ihm ihre Geschenke zu überreichen. Bei diesen Worten nahm Schack und ich das Tuch vom Tisch, und zwei Kränze erschienen, einer von Lorbeeren und einer von Rosen, womit er durch die Hand des Prinzen gekrönt ward. Hierauf nahm ich den Platz des Prinzen ein und er den meinigen, und ich verlas ein Karmen, das den Titel führte: „der Brennspiegel der Tugend oder die Posaune des Ruhms und die Trompete der Wahrheit, ergriffen und geblasen am allererfreulichsten Geburtsfest des Hochwürdigen rc." in bombastischen Versen, worin die vier Favoritwörter des Herrn von Sydow treulich vorkamen, nämlich: préjugé, système, philosophie et libertinage. Bei einem jeden dieser Worte wurde von den andern laut applaudirt. So bald dieß aus war, nahm Schack den Platz ein und las einen französischen Dialog zwischen Bacchus und Venus, die sich um den Herrn von Sydow stritten, wem er angehören solle, welche sich denn endlich so verglichen, daß Venus in der Jugend und Bacchus im Alter die Oberhand behalten sollten. Prinz Ludwig spielte die ganze Zeit über mit den Windhunden. Nun wurden Erfrischungen servirt und Spaß getrieben. In einem Saal, wo Herr von Sydow seinen Namen von Blumenkränzen gezogen, mit 26 Blackers erleuchtet fand, wurde soupirt, und er saß auf einem erhöhten Stuhl und hatte zwei valets de chambre hinter sich. Beim Abschied hielt ihm der Prinz noch eine kurze Rede und so schieden wir sehr vergnügt von einander. Ich hatte besondere Fortüne mit meinem Karmen gemacht. Aber ich habe Ihnen wohl schon ein wenig zu lange von diesem Spaße vorerzählt. Verzeihen Sie es! —

* * *

Herr von Winanko an Herrn von Briest.

Potsdam den 18ten Juli 1776.

Haben Sie schon von einem Julius von Tarent etwas gehört? Wo nicht, so freuen Sie sich, es ist ein Leckerbissen, den ich Ihnen aufhebe: „Julius von Tarent," ein Trauerspiel von einem Ungenannten. Dieser Ungenannte ist der Advokat Leisewitz aus Hannover, ein junger Mensch, von dem ich nach diesem Stücke dreist entscheide, daß er Genie hat, wofern er nicht gar ein Genie ist. Sie sollen nun sehen, Sie sollen selbst urtheilen. Ich werde Ihnen vorher kein Wort sagen. Genug, es ist schön, zu schön, sagte heute Campe, zu schön in Ansehung der Sprache. Aber ich wollte ja nicht aus der Schule plaudern. Still also, bis Sie den Julius kennen, wie ich ihn kenne. O, ich bin recht ungeduldig, daß Sie ihn noch nicht gelesen; ich beneide mich in Ihrer Seele darüber.

Vorgestern wurde ich mit dem neuesten Bande der allgemeinen Bibliothek fertig. Mich dünkt, man kann von diesem wie von den meisten unserer kritischen Schriften, Bibliotheken, Magazine ꝛc. das sagen, was Lemiere von dem Mercure de France gesagt hat:

„C'est le carosse de Voiture
„Il faut qu'il parte vuide ou plein.

Für mich war nur sehr wenig darin. Ihre Beschreibung von den Wenden, mein Bester, hat recht viel Charakteristisches und verräth den Beobachter. Sie haben uns versprochen, mehr davon mitzutheilen. Auch die Sprache haben Sie schon gelernt. Ei, das ist ja geschwind zugegangen. Wer war denn Ihr Lehrmeister? Etwa ein Wendischer Amor? Wenn Sie von seinen Liedchen einige lernten, so theilen Sie sie uns doch in der Uebersetzung mit. Sehen Sie nur, Sie haben mich ganz neugierig gemacht. Apropos, von Neugierde: warum sind Sie nicht in Berlin geblieben, den Einzug des Großfürsten mit anzusehen? Ihre Gründe scheinen uns nicht von großem Gewicht zu seyn. Sie fliehen die Stadt, suchen Einsamkeit und Stille und sprechen:

„Betäubt vom Gewühl der Stadt, der Thorheit müde,
„Flücht' ich auf's sel'ge Land, empfang' mich, werther Friede;
„Die Einfalt, der ich oft mich in die Arme warf,
„Hat, was der Dichter wünscht, und was der Mensch bedarf,
„Der Demuth ächte Pracht, dem Mäßigen die Fülle,
„Vergnügen für das Herz und für die Weisheit Stille."

Was hat das Alles zu bedeuten? Dummkopf! ruft mir hier Gott Amor zu, ist es doch, als wenn Du in Deinem Leben nicht geliebt hättest! O, wenn die Liebe die Ursache wäre! Wie wollte ich mich freuen und wünschen, daß der Gegenstand Ihrer Schwermuth eine Miß Henriette Byron, eine Musarion seyn, kurz, das idealischste Mädchen übertreffen möchte.

Der alte Graf Hodiß hat nun seine Wohnung vor dem nauenschen Thore in des Maurermeister Schäde Haus bezogen, um seine Tage darin zu beschließen. Der König hat es mit allem Nothwendigen versehen lassen. Der alte Graf, der sich selbst überlebt, spielte nicht sowohl mit seinem Vermögen als mit seinem Leben Bankerot. Er kam vor einiger Zeit zu Schiff hier an. Das Schiff ist überbaut und hat drei recht hübsche Zimmerchen. Bei den Festen in Berlin will er darauf wohnen, und lieber der Göttin Spree auf ihren Wellen als dem Gott Merkur in den Wirthshäusern vertrauen.

Denken Sie, was ich heute erlebte. Ich gehe vor dem Hause des Kaufmann Schock vorbei. Ich weiß nicht, ob Sie das Haus kennen, es steht in der Friedrichstraße, ist ein Eckhaus und wird von beiden Seiten mit schönen en étages geschnittenen Linden eingefaßt. Mein Weg führt da vorbei, wenn ich zu Münchow gehe. Jedesmal freue ich mich über die Bäume, die im Frühling die ganze Straße mit Wohlgeruch füllen. Stellen Sie sich meinen Schreck vor, als ich alle Bäume entwurzelt auf der Erde liegen sah. Was ist das! rufe ich mit zusammengeschlagenen Händen aus. Man lachte mich über meinem Schreck aus und sagte mir, die Linden sollen nach Sanssouci, der König wolle keinen trockenen Baum dort leiden, der Großfürst solle alles vollkommen finden. „Recht gut," erwiederte ich, „aber wie werden diese hier mitten in der Sonnenhitze, dort fortkommen?" — „Deßwegen haben wir sie mit einem Theil Erde in der Runde herum ausgegraben," hieß es, „und so hoffen wir sie durch gute Pflege zu erhalten." Viel Glück, dachte ich, ging meiner Wege und bedauerte nur den Kaufmann, der vielleicht um ein Paar hundert Thaler reicher, aber um den herrlichen Schatten und köstlichen Duft ärmer geworden war.

* * *

Den 23ten.

In wenigen Tagen haben wir ein Konzert, in welchem zwei Cantaten aufgeführt werden: die Flucht der Laläge und die Zurückkunft derselben. Die erste ist bekannt und von Kleist, die andere von einem Ungenannten. Es ist kein Menschenverstand in dem lezten Gedicht, das noch dazu aus schlechten, holprichten Versen besteht; allein die Musik, vom Kapellmeister Benda aus Gotha, soll vortrefflich seyn.

Die drei arretirten Offiziere vom ersten Bataillon sind endlich losgegeben. Der König war ziemlich gnädig, als sie sich meldeten. Er hat in der Ovalkammer gesessen, die Füße in einen Mantel geschlagen, im Gesicht sehr blaß und abgefallen. Der arme alte Mann! Wenn er doch nur zu unserer nächsten Exerzierzeit besser werden wollte!

Münchow sehe ich fast gar nicht. Er ist fast immer bei den Prinzen von Würtemberg und verführt mit ihnen seinen Lärm.

Wenn ich zu Ihnen komme, bringe ich Ihnen Thomsons Trauerspiele, von Lessing übersezt, mit. Auch zwei Predigten von Campe. Denken Sie sich, daß Knobloch die Stella nicht gefällt. Es ist unbegreiflich!

Der Lieutenant und das Fräulein.

Anekdote aus der Praxis eines Arztes.

(Beschluß.)

„Sie haben nun die Wahl, sagte ich, entweder mich zum Eulenspiegel zu machen und sich jede Aussicht zu verbauen, oder hübsch folgsam zu seyn und Ihr Glück im letzten Akt einer Posse zu empfangen." — Er stand Anfangs starr, dann verwünschte er meine Thorheit und überschüttete mich mit Vorwürfen. Ich behielt indessen Geistesgegenwart, framte Schnapper und Bindzeug aus, setzte eine Menge Flaschen auf den Tisch, ließ den Essigäther duften, verbrannte Federn, begoß einen Stuhl mit Hirschhorngeist, kurz, richtete das Zimmer so zu, daß es ganz medicinisch aussah und roch. Er, über meine Kaltblütigkeit in Verzweiflung, warf sich auf die Matratze. Ich erklärte ihm, da könne er liegen bleiben, denn dahin gehöre er in seinem jetzigen Zustande. Ich löste seine Halsbinde, knöpfte die Uniform und Weste auf und machte mir immerfort zu schaffen, um meine Unruhe zu verbergen, die sich denn doch mit dem Nachdenken heimlich bei mir einzustellen begann.

Nach einiger Zeit sprang er auf und rief: „Ich muß fort, ich bin an diesen Dingen unschuldig! Sehen Sie zu, wie Sie aus der Verlegenheit kommen, die Sie angerichtet haben." — Ein Wagen fuhr sturmschnell vor. „Sie kommen, rief ich, ich wußte das ja!" Mein Todter sank zitternd und sich verfärbend auf einen Stuhl. Ich lief hinaus. Sie waren es, Ida und ihre Mutter, meine Berechnung traf zu. Aus dem Schlage stürzte mir das Fräulein entgegen, entgeistert, blaß, die Augen voll Thränen, und rief: „Wo ist seine Leiche? Er muß mir vergeben, ich muß ihm noch die viele Qual abbitten, ehe er hinüber geht!" — „Er lebt, beruhigen Sie sich, er ist erwacht, meine Furcht war zu voreilig!" rief ich ihr hastig zu. „Wo? wo?" stammelte sie, flog in das Haus und, wie durch Instinkt geleitet, in das rechte Zimmer.

Ich half der Mutter aus dem Wagen. Sie wußte sich in diesen Wechsel von Trauer und Freude nicht zu finden. — „Theurer Freund, warum erschreckten Sie uns? Man muß doch bei dergleichen erst das Ende abwarten," sagte sie. Ich bat um Verzeihung, ich hätte ganz den Kopf verloren gehabt, sie möchte einem jungen, unerfahrnen Manne um des glücklichen Ausgangs willen nicht zürnen.

Wir traten in die Sterbekammer. Da war die Liebe von den Todten auferstanden. Fabian und Ida lagen einander in den Armen. Sie herzten sich und küßten sich, und wußten beide nicht, was sie sprachen. Sie wollte von ihm wissen, wie ihm zu Muthe gewesen sey? er erwiederte, in diesem Punkte sehr vernünftig, er wisse von nichts, sie müsse den Doktor fragen. Ich verbot alle Erklärungen und rieth ihnen, sich des Lebens zu freun.

Die Mutter trat hinzu, gab ihm die Hand und sagte sehr freundlich: „Lieber Sohn, Sie machen uns schöne Streiche. Mein Gott, wie das hier aussieht und riecht! Es fällt mir auf die Nerven. Verlassen wir den abominabeln Ort." — Ich benuhte den Augenblick, küßte ihr ehrerbietig die Hand und sagte bescheiden: „Edle Frau! Ida ist krank geworden, Fabian wäre beinahe gestorben, sollen Ihre Lieben noch länger schmachten? Ihr Sinn ist wahrlich zu hoch für kleinliche Vorurtheile."

Die Gewalt dieser Auftritte hatte sie erweicht. Sie gab die Zustimmung zu dem, was die Liebenden wünschten. Es folgte ein neuer Sturm von Liebkosungen und Umarmungen, in dem auch ich von ohngefähr eine Menge Küsse bekam.

Indessen wollte der Himmel nun auch das Seinige thun, da die Menschen das Ihrige gethan hätten. Als wir eben aus diesem seltsamsten aller Boudoire aufzubrechen im Begriff standen, trat Ernst, des Lieutenants Bursche, in die Thüre, rothglühend vom Laufen, machte militärisch Front und stotterte außer Athem: „Bin ich doch nach dem Herrn Hauptmann allerwege umhergerannt, und zuletzt hieß es gar, Sie lägen todt auf dem Kirchhofe. Dieses wäre sehr Schade gewesen, denn der Herr Oberst haben schon dreimal geschickt und wir sind endlich, Gott sey Dank, avancirt."

So führte Ida, statt eines erblichenen Lieutenants, nach dem sie ausgefahren war, einen lebendigen Kapitain nach Hause. Sie leben sehr glücklich mit einander; manche Scene, die sonst in die Ehe fällt, haben sie vorher schon unter sich abgethan. Jedes schlimme Ding hat auch seine gute Seite, selbst das schlimmste, ein in die Länge gezogener Brautstand. Mir brachte die sorgsame Behandlung des Fräuleins während jener drei Tage und die Rettung des Bräutigams große Gunst in den vielen, mit dem Hause verbundenen Familien zuwege. Einer lobte mich immer noch mehr, als der Andre; so entstand mir bald ein Ruf, den mir so manche an armen Leuten im Verborgenen geübte saure Mühe nicht erworben hatte.

Zuerst schlug mir das Gewissen, nachher beruhigte ich mich durch den Anblick der allgemeinen Charlatanerie, die in der Welt herrscht, über die meinige, die wenigstens Niemanden geschadet, vielmehr eine zufriedene Ehe gestiftet hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, März.

Universität. Journalwesen.

Obschon unser Landtag seit zehn Wochen in der Hauptstadt versammelt ist, so ist doch bis jezt von seinen Arbeiten noch nichts mit Gewißheit zu erfahren gewesen, und was hin und wieder darüber hat verlauten wollen, sind Gerüchte und weiter nichts. Man liebt bei uns die Oeffentlichkeit nicht, und diese Geheimhaltung sowohl, als der Umstand, daß unsere Stände keine eigentliche Volksrepräsentation bilden, sondern sich nur als reine Feudalstände zeigen, veranlassen denn auch die äußerst geringe Theilnahme des Publikums an diesen Zusammenkünften.

Bei der Universität ist in Schuldensachen der Studirenden die neue Einrichtung getroffen, daß der Gang des richterlichen Verfahrens nach der gewöhnlichen bürgerlichen Prozeßordnung und zwar solchergestalt eingerichtet wird, daß an dem Debitor im Nichtzahlungsfalle die Hülfsvollstreckung (Auspfändung) vollzogen werden soll. Ob das bei Studirenden, deren bewegliche Habe in der Regel sich nicht weit über einige Bücher u. dgl. erstreckt, viel Nutzen stiften wird, steht dahin; besser dürfte es übrigens immer noch seyn, als das frühere Verfahren, in dessen Folge ein Student zuweilen weniger Thaler Schulden wegen zu halben Jahren im Carcer sitzen konnte, wobei denn die ursprüngliche Schuldsumme durch Atzungs- und andere Kosten sich mitunter auf eine furchtbare Art vermehrte, wie dies im vorigen Jahre das in Zwickau erscheinende Volksblatt, die Biene, in einem sehr unerfreulichen, wiewohl vielleicht etwas übertriebenen Beispiele zeigte. Die Erörterung dieser Angelegenheit hatte übrigens für das genannte Blatt höchst unangenehme Folgen. Der Redakteur desselben, früher Diakonus in Zwickau, ließ sein Journal in Schneeberg drucken, und da er hier das Glück hatte, einen von der vernünftigen Idee, daß eine öffentliche Besprechung alter Mißbräuche nicht ein Crimen gegen den Staat sey, belebten Censor zu finden, so machte sein Blatt um so mehr ein schnelles Glück in Sachsen, als man allgemein die Wahrheit der berührten Gegenstände einsah, und der Bürger und Landmann sich freute, einmal so manches zur Sprache gebracht zu sehen, dessen Aenderung in seinem Interesse lag. Plözlich wurde jedoch, und, wie behauptet wird, in Folge der Urgirung des Schuldverfahrens gegen insolvente Studirende, das Blatt unter die Censur des Hofrath Beck in Leipzig gestellt, und indem der Herausgeber hierdurch gezwungen ward, die Manuscripte erst nach Leipzig an den genannten Herrn zur Durchsicht zu senden, von wo sie dann wieder mit dem Imprimatur versehen über Zwickau nach Schneeberg in die Druckerei wandern konnten, geschah es, daß die Biene seitdem die Flügel gewaltig hängen läßt, was denn natürlich auf ihren Absaz großen Einfluß hatte, so daß sie im neuen Jahr sehr viel weniger Leser zählt und immer mehr zur Unbedeutenheit herabsinkt. Dies ist aber um so mehr zu bedauern, da die mit nicht geringem Lärm und Ostentation angekündigte Sachsenzeitung durchaus nicht den erregten Erwartungen entsprochen hat. Schon daß die Hauptredaktion in den Händen eines Mannes sich befinden sollte, welcher als ein erst seit wenigen Jahren nach Sachsen gekommener Fremdling schwerlich etwas Genügendes von den Verhältnissen des Landes wissen konnte, und sich übrigens weder als Gelehrter, noch als Literat auf irgend eine Weise besonders achtungswerth bekannt gemacht hatte, ließ befürchten, es möchte hier wohl einmal wieder das Sprüchwort von dem Berg und der Maus sich verwirklichen, und wenn diesem einen Redakteur (einem Hrn. v. Alvensleben, früher in preußischen Militärdiensten) auch in der Person eines hiesigen Gelehrten, des Dr. jur. Gretschel, ein Gehülfe zur Seite stehen sollte, von dessen Kenntnissen und Umsicht sich mehr erwarten ließ, so zeigte doch gleich der Beginn des Ganzen, daß die Kraft dieses Einen nicht ausreichte. Ein so gänzliches Verkennen dessen, was zu einem Volksblatte gehört, wie sich schon in den ersten Nummern dieser Sachsenzeitung offenbarte und seitdem in rascher Folge, wirklich zum Erstaunen des getäuschten Publikums und selbst der Behörden, die dem Unternehmen einige Aufmerksamkeit schenken zu wollen schienen, zeigte, dürfte kaum wiedergefunden werden. Statt daß wie der Prospekt verkündete, ein Band zwischen Thron und Volk durch anständige Besprechung gemeinnütziger Dinge angeknüpft wurde, eröffnete eine matte Erzählung, geschöpft aus einigen alten Ueberlieferungen, das Ganze, und während diese „Diethold" sich wurmartig zwei Monate durch die Spalten wanden, bis sie endlich „auf des Verlegers Wunsch" ihr Ende erreichten, wurden nebenbei Merkwürdigkeiten gemeldet, wie, daß in der und der Straße Leipzigs ein Rauchfang gebrannt habe und der und der zu seinem Geburtsfeste mit einer Torte beschenkt worden sey ꝛc. Man hätte glauben sollen, dies sey genug gethan, um die Illusion, welche die wiederholten Ankündigungen vielleicht erweckt hatten, schnell zu zerstreuen; aber nein! nach den weitern Veränderungen, die mit der Redaktion vorgenommen wurden, schien es fast, als habe der Verleger selbst mit den andern Theilnehmern sich beredet, das Blatt so geschwind wie möglich um jeden Kredit zu bringen.

Daß von den Studirenden in Halle einigen in mystischen Umtrieben befangenen Herren ein unangemessener Empfang beim Beginne einer Vorlesung bereitet worden ist, werden Sie aus öffentlichen Blättern (Eremit u. a.) bereits ersehen haben; ziemlich Aehnliches geschah auch hier dem Dr. Lindner, dem bekannten Verfasser des Mac-Benac, der gleichfalls seit Jahren sich einer Ultra-Gläubigkeit befleißigt und für das Daseyn des Teufels mit Hand und Fuß ficht. — Von unserm Theater melde ich heute nur, daß die neue Oper von Wohlbrück und Marschner: „Der Templer und die Jüdin," bereits fünf- bis sechsmal bei immer vollem Hause mit Beifall gegeben worden ist, dagegen eine andere Oper von Gebe und Wolfram: „Prinz Lieschen," ganz und gar durchfiel. Ueber Anderes nächstens.

Auflösung des Räthsels in Nro. 86:

Tropfen.

Palindrom.

1. 2.

Ich bin der sämmtlichen Bäume Gestalt.

2. 1.

Hinter mir rufen die Zöllner: Halt!

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 93.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 19. April 1830.

Wir sind geschieden von der Welt,
Doch nicht von ihren Freuden.

Weisse.

Skizzen aus Korsika.

Bastia, im März 1830.

In einem Lande, wie Korsika, das, obschon einem der ersten Staaten Europas gehörig, den Bewohnern des Kontinents noch so wenig bekannt ist, glaubte ich des Merkwürdigen und Neuen genug zu finden. Allein ich sah mich hierin nicht minder getäuscht, als in Hinsicht des lieblichen Himmels, auf den ich gerechnet hatte. Die zwei Winter, welche ich hier zugebracht, besonders der leztvergangene, fünf Monate lange, sind freilich etwas Ungewöhnliches, fast Unerhörtes, und dürfen keineswegs als Regel gelten. Auch ist zu Gunsten des hiesigen Klimas anzumerken, daß das schlechte Wetter fast blos in unaufhörlichen Regengüssen bestand. Schnee fiel hier in der Stadt nur zwei Mal, den 10ten und 11ten Januar, und dann in beträchtlicher Masse den 1ten Februar; er schmolz aber alsbald wieder, und während es von Portugal bis nach Ungarn überall fror, sank unser Thermometer nie ganz auf Null. Eine sonderbare Erscheinung war auch, daß es bei einfallendem Schneewetter jedesmal viel und heftig blizte und donnerte, und daß das lezte Mal das nur durch die Berge getrennte St. Florent, so wie die nahe liegende Insel Elba, die doch beide dem Nordost, welcher diesen Winter der herrschende Wind war, ausgesezt sind wie wir, beinahe gänzlich verschont blieben. Der Barometer zeigte auf seinem höchsten Stande im December 770 mm., auf seinem tiefsten Anfangs Februars 735 mm. Im September schon hatte die Regenzeit begonnen und die Weinlese sehr beeinträchtigt, was übrigens von wenig Bedeutung ist, da man im Allgemeinen die Trauben nicht zu behandeln versteht und der Wein sich nicht halten läßt. Den Oliven hingegen, von denen alle Bäume voll hiengen, war die Nässe günstig, sie wurden dadurch vor dem Wurm bewahrt, und man rechnet auf einen Ertrag von sechs bis sieben Millionen. Die Einsammlung derselben, die sonst im December beendigt ist, dauert noch jezt fort, so daß wir zugleich Frühling am Meere, Herbst auf den Hügelabhängen und Winter auf dem Berge haben.

Uns bei dem trüben Wetter etwas aufzuheitern, erschien sehr zu rechter Zeit eine französische Schauspielertruppe, unter Leitung des Herrn Belfort, ehemaligen Direktors zu Nismes, wo auch er das gewöhnliche Loos dieser Herrn in Frankreich theilte, d. h. Bankerott machte. Nach Italien geflüchtet, bekam er in Florenz und Livorno Erlaubniß, sein Heil zu versuchen, allein Schulden zwangen ihn bald zu dem kühnen Entschluß, nach Korsika herüberzusegeln. Und er that nicht übel. Die alten Rührspiele, der Bruderzwist, der Abbé de l'Epée ꝛc. sowohl, als die witzigen Vaudevilles gefielen den Bastianern nicht übel, und im Tartüffe beklatschte man die Stellen, welche sich auf die gegenwärtige Zeit anwenden lassen, so gut als in Frankreich. Das kleine Haus war immer voll und die Kasse befand sich gut. Siehe! da kommt ein italienisches Opernpersonale an, das schon lange vorher für diesen Winter

bestellt war, und statt drei bis vier kleiner lustiger Stücke, wird nun nach löblicher italienischer Sitte der ewige Barbiere uns zehen Mal nach einander aufgeführt, dann eben so oft der Inganno felice, endlich, um abzuwechseln, ein Akt von jedem, und das von solchen Karrikaturen von Schauspielern, wie sie höchstens in Dorfscheunen aufzutreten pflegen. Daß die Italiener gleich Telegraphen gestikuliren, ist bekannt, daß sie sich aber solchen Unsinn erlaubten, hätte ich nie geglaubt. So bleibt z. B. Don Bartolo in der mühsamsten Stellung wie eine wahre Bildsäule fünf Minuten lang stehen, während man singt: mi pare una statua; der gemeinen Lazzi's nicht zu erwähnen, die sie dem Pöbel zum Besten geben. Wäre es nicht politischer und vernünftiger, ein bleibendes französisches Theater, allenfalls abwechselnd mit Ajaccio, zu unterhalten? Zur Civilisirung würde dieß gewiß viel beitragen. Dazu wird es hoffentlich auch kommen, denn die Prime Donne wurden sogar dem hiesigen Publikum zum Eckel, und aus Mangel an Zuschauern ward der Saal geschlossen, während Belfort in Ajaccio immerfort Furore macht.

Eine andere Aufheiterung verdankten wir der hiesigen Polizei. Ein italienischer Doktor Zwin, der, wie es scheint, sein Rednertalent nicht für die Gerichtssäle allein bestimmt glaubt, kam hieher, um den Korsen den Genuß zu bereiten, einen Improvisatore zu hören. Man fand sich zahlreich ein, es kamen allerlei Themas zum Vorschein, unter andern le fils d'un grand homme sur le tombeau de son père. Der Mann zog sich recht gut aus dem etwas delikaten Handel; keiner der Zuhörer, unter denen doch einige der ersten Magistratspersonen waren, fand etwas Anstößiges. Nicht so aber der Polizeikommissär, der konnte den grand homme nicht verdauen. Er dressirt einen procès verbal, behauptet, für die Regierung beleidigende Aeußerungen gehört zu haben, und macht Anzeige. Man informirt, und der Stegreifsredner hätte sich bald ein Gefängniß improvisirt, wenn nicht eine beträchtliche Bürgschaft für ihn geleistet worden wäre. Indeß fielen alle Zeugenaussagen zu seinen Gunsten aus, und sein Advokat verlangte, um den geringen Glauben, den der Polizeykommissär verdiene, darzuthun, das Gericht möchte seinem Klienten erlauben, vor ihnen aus dem Stegreif zu dichten, und den Kommissär dann ersuchen, das Gesagte gefälligst ins Französische zu übersetzen. Dieß ward jedoch nicht zugestanden, der Doktor der Rechte aber losgesprochen.

Mit dem Karneval kamen die Bälle. Bei den Subscriptionen zeigte sich recht der korsische Geist. Da gab es Schwierigkeiten ohne Ende, Unterhandlungen, verwickelter als die mit dem Dey von Algier; der Eine strich seinen Namen wieder durch, weil man seinen Vetter nicht früh genug eingeladen, ein Anderer, eifriger Freund der Poli, war ganz entrüstet, daß man die Podesta dem Feste beiwohnen lassen wolle (die öffentliche Blätter erwähnten zur Zeit des unglücklichen Vorfalls zwischen diesen zwe Familien, der drei Menschen das Leben kostete, und der nach Landesbrauch nicht vergessen wird, bis die Zahl der Gefallenen auf jeder Seite ausgeglichen ist); ein hübsches Frauenzimmer sollte ausgeschlossen werden, weil man nicht recht wisse, wer ihr Vater gewesen, ein simpler Bürger, weil er sich unter seinem Stande verheirathet habe u. s. f. Endlich siegt jedoch die Diplomatik der Ballkommissärs über diesen Kleinigkeitsgeist. Die Lustbarkeiten beginnen, vier Wochen lang schwimmt alles in Jubel. Gleich Ephemeren, erscheinen da schöne Mädchen, die man sonst nie erblickt; nichts wird gespart an Putz und an Masken. Auf den Ecartétischen rollen die Thaler, als wären die Herrn lauter Millionärs, es wird Tag und Nacht ohne Aufhören fortgespielt, bis endlich die Fastenzeit eintritt, welche für Manchen das ganze Jahr hindurch dauern wird.

(Der Beschluß folgt.)

Blick auf Gesinnung und Streben in den Jahren 1776 — 1778.

Herr von Münchow an Herrn von Briest.

Potsdam 1776.

Liebster, sie ist sehr krank! — Nicht bettlägerig, aber — gefährlich, sehr gefährlich — in drei Monaten spätestens wird es entschieden seyn!

Leider haben Sie und Werther nur allzusehr recht! Ja, was unser höchstes Glück ausmacht, ist fast immer wieder die Quelle unseres schrecklichsten Elendes. Ein trauriges Beispiel davon bin ich. Vier bis fünf Tage habe ich durchlebt, daß, wenn sie so viel Wochen wären, Sie zuverlässig mein Grab oder mich im Tollhause hätten besuchen können. Um Gotteswillen, wissen Sie, daß H... aus K... verrückt und in Brandenburg eingesperrt ist? Es ist entsetzlich! Doch Sie werden die Umstände vielleicht besser kennen als ich. Was ist doch der Mensch! dieser gepriesene Halbgott! Daß das Leben ein Traum ist, sagen viele hochgelehrte und weise Herrn; aber auch Träume sind oft fürchterlich. Neulich sagte mir ein junges Mädchen: „j'ai appris à mépriser les plaisirs de la vie, mais je ne suis pas encore insensible à la douleur.“

Liebster Briest, was gäbe ich nicht darum, wenn Sie hier wären! bedauren Sie mich, denn vielleicht erwartet mich noch das Schrecklichste!

Werthers Bildniß, so wie das der Lotte, ist von Chodowiecki und Berger in Kupfer gestochen: ein finsteres Bild, auf dem man den Vorsatz zum Selbstmorde zu lesen glaubt; aber nach meiner Meinung nicht interessant

genug. Seine Asche kann man noch nicht ruhen lassen. Aus der ganzen Geschichte ist eine Romanze oder Bänkelgesang, wie ich es nennen möchte, gemacht worden. Ich habe nur erst eine Abschrift davon gesehen. Der Titel heißt ohngefähr: „Schreckliches Abentheuer des jungen Werther, der sich am ein-und-zwanzigsten December aus Liebe umgebracht, abgefaßt in ein Lied zur Warnung der Jugend und für alle fast nützlich zu lesen.“ Der Anfang lautet:

„Hört ihr Junggesellen
„Und ihr Jungfrau'n zart,
„Auf daß ihr nicht zur Höllen
„Aus lauter Liebe fahrt u. s. w.“

Ich will es Ihnen, mitsammt den Bildnissen, sobald ich Gelegenheit finde, schicken.

Ist Knobloch noch bei Ihnen? oder hat er schon die Reise nach seinem Vaterlande angetreten? Sehen Sie, mein Bester, nun werden Sie es auch bald erfahren, wie das thut, wenn man einen Freund verliert, den man so recht herzlich lieb hat. Oder ist er schon fort? so wird Ihr armes Herz die Wunde schon erhalten haben und noch bluten. Es ist eine ausgemachte Wahrheit, mir scheint es wenigstens mit Händen greifbar, daß die Philosophie, welche in solchen Fällen gezeigt oder angepriesen wird, mit weit mehrerm Rechte Kaltherzigkeit als Weisheit genannt zu werden verdient. Ich möchte den Leuten mit der Brust von Kieselsteinen ihr „non dolet“ ins Angesicht schreien. Gehet hin, schafft Euch ein Herz wie Yorick, und dann wiederholt es, wenn Ihr könnt.

Aber mein liebster Briefst, machen Sie es auch wie Yorick. Klammern Sie sich geschwind wieder an etwas an, damit die Wolken, die jezt vielleicht Ihren Geist umgeben, nur dem Gewitter an einem Sommertage gleichen.

Wie es mir geht, wollen Sie wissen? Wie Jemanden, der eine Niete aus der großen Lotterie der Zeit gezogen hat, wie Fielding sagt. Nichts ist in mir verändert, als daß ich einen Freund weniger besitze, in dessen Umgange ich sonst so glücklich war. Wer dieser Verlorne ist? Ihr Herz mag ihn Ihnen nennen. Ja wahrhaftig, ich kann nicht ohne Wehmuth an die Vergangenheit denken, und will ich nicht ganz trübe werden, so muß ich nur so darüber hinschlüpfen, wie meine Augen täglich einige Mal über die Fenster Ihrer ehemaligen Wohnung hinfliegen, da ich ihnen noch nicht abgewöhnen kann hinaufzusehen.

Gille dankt Ihnen auf das Verbindlichste für die Gnade Ihres Andenkens und für das Geschenk; die Thränen standen ihm vor Freuden in den Augen. Leben Sie wohl, Liebster, Bester. Vergessen Sie mich nicht ganz.

Mahnung.

Schlage die Folianten zu,
Komm hervor aus deiner Zelle!
Treu und kindlich schöpfe du
Aus der klaren Wiesenquelle.

Heute still, auf grüner Trift,
Blumensprach' im Flurenbuche;
Lies die goldne Sternenschrift
Auf dem blauen Himmelstuche.

Unter Gottes Sonnenlicht
Grünet Hoffnung, Lieb' und Glaube:
Diese Blüthen keimen nicht
Aus dem grauen Bücherstaube!

Adolph Stöber.

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, März.

Ein Sonderling. Strenger Winter. Maßregeln der Regierung.

Wenn Sie glauben, daß es bei uns in Savoyen keine Weisen gebe, so sind Sie sehr im Irrthum. In dem kleinen Dorfe Gaillard lebt ein solcher, der nahe daran ist, ein Diogenes zu werden. Es ist ein alter Junggesell, dem es unausstehlich war, bei Andern zur Miethe zu wohnen und sich von ihnen allerlei Chikanen gefallen zu lassen. Sechs Monate hat er vorigen Frühling und Herbst daran gearbeitet, sich eine Wohnung einzurichten, die ihn nichts kostet, und ist auch glücklich damit zu Stand gekommen. An dem Abhang eines benachbarten Berges hat er sich zwischen Felsen eine Höhle gegraben und nach und nach sein Bett, einen Stuhl, einen Tisch und eine Kommode hineingetragen. Da lebt nun der Mann glasfrei, und versichert vorigen harten Winter weniger von der Kälte ausgestanden zu haben, als die Leute in ihren Häusern. Er ißt im Dorfe Reihe um und unterrichtet dafür die Kinder im Lesen und Schreiben, da das blutarme Dorf keinen Schulmeister halten kann. Seine Höhle ohne Thür bleibt offen stehen, wenn er ins Dorf geht, denn in diesem Lande ist nichts von Dieben oder Muthwilligen zu fürchten. Einige Aehnlichkeit mit diesem Mann hat der jezige Besitzer der Charmettes bei Chambery, dieses reizenden Fleckchens, wo einst Rousseau jahrelang bei Frau von Warens lebte. Darum stehen auch folgende Zeilen über der Thür:

Réduit par Jean-Jacques habité,
Tu me rappelles son génie,
Sa solitude, sa fierté,
Et ses malheurs, et sa folie.
A la gloire, à la vérité,
Il osa consacrer sa vie,
Et fut toujours persécuté,
Ou par lui-même, ou par l'envie.

die den geistreichen Sonderling recht gut bezeichnen. Wen meinen Sie, daß jezt die Charmettes bewohnt? Ein gewaltiger Obscurant, der dem piemontesischen Verfinsterungssystem und den schwarzen Herren in Brieg und Freiburg von ganzem

Herzen ergeben ist. Auch er gibt den Kindern Unterricht im Lesen und Schreiben; es müssen aber hübsche kleine Mädchen seyn.

Auch wir in unserm sonst so milden Thal haben mit unsern Kaminen, unsern auf italienische Weise schlecht passenden Fenstern und Thüren und steinernen Fußböden vorigen Winter unglaublich gelitten. Zahllos waren die armen Wanderer, die erfroren vom kleinen St. Bernhard und vom Mont-Cenis zu uns gebracht wurden. Ein Offizier und ein Unteroffizier in sardinischen Diensten wollten nach Walgy, ihre Heimath; da stürzt eine Schneelawine auf sie; sie halten sich aber fest aneinander und nach mehrstündiger Arbeit kommen sie wieder ans Tageslicht, jedoch weit ab von ihrem Weg, auf einer fast ganz unzugänglichen Stelle des kleinen St. Bernhard. Ueberdies brach die Nacht ein, und um sich gegen die Kälte zu schützen, graben sie sich wieder in den Schnee ein, machen sich da eine Art von Grotte, hüllen sich in ihre Mäntel; bei ihnen war ein kleiner Hund, der sich überall mit durchgearbeitet hatte. Gegen Morgen kriechen sie wieder heraus und beginnen von Neuem ihre Anstrengung, sich aufwärts und über die Lawine wegzuarbeiten. Endlich erblickt der Offizier von Weitem den Kourier mit dem Felleisen von Turin und ruft ihn an; dieser aber antwortet, er sey schon über zwölf Stunden zurück, wolle ihm aber sogleich Hülfe senden. Nach einigen Stunden kommen auch wirklich zehn Männer und helfen ihm aus dem Schnee; darauf suchen sie den Unteroffizier, der aus Erschöpfung zurückgeblieben war, finden ihn auch, aber ganz erstarrt und leblos, die Arme nach vorn ausgestreckt, wie ein Mann, der sich einen Weg bahnen will. Sogleich beginnt nun das in unsern Gegenden gewöhnliche Mittel, Erstarrte wieder herzustellen: die zehn Männer schlagen die Verunglückten eine Stunde lang mit dünnen Stäben. Dadurch kam auch der Offizier wieder in vollen Gang, nicht aber sein Begleiter, der die Kälte, die Angst und die Anstrengung von achtundzwanzig Stunden nicht hatte aushalten können. Man sage mir nun, die Stockschläge seyen zu nichts gut!

Eine freundlichere Naturerscheinung, als Kälte und Lawinen, hatte vor Kurzem an der Südostseite des kleinen Salève bei Genf, aber noch auf savoyischem Boden statt. Es ist da ein herrlicher Wasserfall entstanden, der sich in sehr reizenden Formen zweihundert Fuß hoch herunterstürzt und einige Aehnlichkeit mit dem in Vaucluse hat. Das Wasser kommt in vier Stürzen herab. Der erste ist wirklich sehr schön.

Die sardinische Regierung hält es für gerathen, die freisinnigen, helldenkenden und kühnsprechenden Genfer so viel wie möglich von unserm Land fern zu halten. Ehemals und noch unter dem vorigen Minister des Innern, dem Grafen Cholez, konnten sie unangefochten in Savoyen umherreisen, besonders in den Genf nahe liegenden Städtchen Frangy, la Roche, Annecy, Bonneville, Thonon, Cluse u. s. w., deren Märkte und Messen häufig von ihnen besucht wurden. Dies ist jezt ganz anders. Sie müssen einen ordentlichen Paß von ihrer Regierung haben, der 1 fl. kostet und hernach noch von dem sardinischen Generalkonsul visirt seyn muß, der dafür auch 1 Fr. 50 Cent. fordert, zusammen mehr denn 3 Fr. oder so viel, als die ganze jährliche Personalsteuer in Genf.

Paris, März.

Hernani von Victor Hugo.

Von Neuem ist ein Feuerbrand ins Lager der Klassiker geworfen worden, und sie stehen nun den Romantikern wieder feindlich gegenüber. Schon lange war von der baldigen Darstellung des Schauspiels „Hernani“ von Victor Hugo die Rede, welches das Théâtre français angenommen hatte und mit vielem Eifer zur Vorstellung bereitete. Victor Hugo ist unstreitig der kühnste unter den Parisern Romantikern. Wenig kümmerts ihn, ob die klassische Parthei seine Dichtungen ihren Regeln angemessen findet. Er dichtet keck und verwegen fort und läßt drucken, was ihm sein poetischer Genius eingibt, und bei der jedesmaligen Erscheinung eines neuen Gedichtes von ihm entsteht eine gewaltsame Bewegung in der hiesigen literarischen Welt, indem die eine Parthei sich ereifert, schilt, zürnt, und die andere frohlockt, lobt und dankt. Es ist nichts kurzweiliger, als sich in einem Kreise von ächten Pariser Klassikern zu befinden, welche jammern und seufzen, daß sich die Steine erbarmen möchten, über den Verfall der französischen Literatur, über das Einreißen der Barbarei, über das Verschwinden des guten Geschmackes, über das Verderbniß der poetischen Sprache. Einige, die noch nicht verzweifeln, meinen, der Taumel könne doch nicht lange dauern und das Publikum werde bald seinen Irrthum erkennen und die neuen Götzen verlassen. Andere hegen nicht so viel Hoffnung. Sie sehen, daß ihre eigenen Gedichte, ihre eigenen Schauspiele keinen Beifall erhalten, daß sich die Gunst des Publikums den kühnen Neuerern zuwendet, welche unbekannte Bahnen zu brechen suchen. Sie stümpfen mit Unmuth ihre Federkiele und sehen nichts vor sich, als eine dunkle Zukunft. Ihrerseits gewähren die Romantiker ein possierliches Schauspiel. Es sind meistens junge Leute, welche sich verwegen aller Fesseln entledigen und darauf los dichten, mit Verlezung der Sprache, der Verskunst und des guten Geschmackes. Es kommen die sonderbarsten Dinge zum Vorschein; zuweilen sollte man glauben, eine Versammlung von Tollhäuslern zu vernehmen. Und dabei jauchzen und frohlocken sie über den Sieg ihrer Parthei, und nehmen sich ihres Oberhauptes (denn als solches betrachten sie Victor Hugo) mit einem Eifer an, der zuweilen dem Fanatismus ähnlich sieht. Sie erheben sich einander bis zu den Wolken in ihren Journalen, und streuen einander so dicken Weihrauch, daß die Belobten darüber benebelt werden müssen. Vignetten, gothische Lettern und dergleichen äussere Schmuck bezeichnet schon die Gedichte dieser Parthei, und dieser Schmuck sticht zuweilen gegen das ungereimte Zeug, welches darin vorkommt, sonderbar ab. Diese enthusiastische Parthei sah die erste Darstellung Hernani's als eine wichtige Angelegenheit an und bereitet sich vor, um bei derselben siegreich zu erscheinen und zu bleiben. Sie miethete die Logen im Théâtre français und vermiethete sie für den ersten Abend nur an solche Personen, welche sich zu ihr bekannten. Jeder, welcher eine Loge haben wollte, mußte zuvor eine Art von Examen über seine literarischen Grundsäze bestehen; erkannte man in ihm einen verstockten Klassiker, so ward ihm das Vergnügen versagt, der ersten Darstellung Hernani's beizuwohnen. Ich kenne Jemand, welcher eine Loge verlangte, und zuerst ausgefragt wurde, wer er sey, was für eine Meinung er von Victor Hugo hege und ob er im Schauspiel seine Gesinnung laut zu äußern pflege. Der Mann antwortete ganz phlegmatisch, er pflege nie zu pfeifen. Man gab ihm zu verstehen, dies sey nicht genug; vermuthlich sollte er versprechen, tüchtig zu klatschen, wofern ihm das Stück gefiele. Dies lächerliche Versprechen gab er jedoch nicht, da man in ihm aber einen friedfertigen Mann zu erkennen glaubte, so trat man ihm endlich eine Loge ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 94.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 20. April 1830.

Gern verzeihen wir dem egyptischen Alexandrien seine schlechteren Dichter; es gab uns dafür gute Beobachter und Rechner; Dichter werden durch sich selbst; Beobachter können durch Fleiß und Uebung allein vollkommen werden.

Herder.

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.
Nach Cuvier.

(Fortsetzung von Nr. 86.)

Alexanders Eroberungen und Egypten.

Die meisten großen Eroberungen, deren die Geschichte erwähnt, rührten von halbwilden Horden her, die über civilisirte Völker herfielen, und in ihrem Gefolge brachen Unwissenheit und Barbarei ein. Aber von ganz anderem Charakter ist der Zug der Griechen unter Alexander. Wir sehen hier ein in der Kultur schon sehr weit vorgeschrittenes Volk, wohin es dringt, Licht verbreiten und zu gleicher Zeit, was es in andern Ländern Schönes und Nützliches findet, für sein Vaterland nützen. So bereicherte sich während dieser Eroberung Griechenland mit verschiedenen neuen Thieren; so bekam es die Elephanten, deren sich bald verschiedene abendländische Fürsten in ihren Kriegen bedienten, die Pfauen, die durch ihren prachtvollen Schmuck so großes Aufsehen machten, daß die ersten für Geld gezeigt wurden, endlich die Papagaien; die Art, welche damals nach Griechenland kam, führt jezt noch einen Namen, der an jene Zeit erinnert: es ist der psittacus Alexandri, der kleine grüne Papagei mit spitzem Schwanz und scharlachrothem Halsband.

Hätten übrigens die Griechen nicht einen aufgeklärten Fürsten an der Spitze gehabt, so hätte wohl dieser neue Zug die Naturwissenschaft um nichts mehr gefördert als der Zug der Zehntausend. Aber Alexander hatte auf Aristoteles Rath Gelehrte mit sich genommen, die den besondern Auftrag hatten, alle Erzeugnisse der Länder, durch welche das Heer kam, zu beobachten, und so bekam man, statt der fabelhaften Geschichte des Ctesias, wahrhafte Berichte unterrichteter Männer, die sich in den günstigsten Umständen befanden, um alles sehen und beobachten zu können. Unter diesen Männern verdient vorzügliche Auszeichnung Callisthenes, der sich schon vor dem Auszug durch verschiedene wissenschaftliche Arbeiten, namentlich durch ein Buch über die Pflanzen und eine anatomische Beschreibung des innern Auges bekannt gemacht hatte. Vom Ergebniß seiner Beobachtungen im Orient wissen wir nichts, woran sein tragisches Ende Schuld ist; indessen waren wohl seine Forschungen für die Wissenschaft nicht ganz verloren, und er hatte ohne Zweifel bis zu seiner Ungnade in fortgeseztem Briefwechsel mit Aristoteles gestanden, der sein Lehrer und sein Verwandter war.

Die wissenschaftlichen Forschungen beschränkten sich nicht auf die Provinzen, welche Alexander durchzog, und wenn ferne Länder von seinen Generalen besucht wurden, waren fast immer einige Gelehrte bei der Expedition. So schickte Alexander, als er, nachdem er den Indus hinabgefahren war, Nearch den Befehl gab, seinen Weg zur See fortzusetzen, den Philosophen Onesicrates mit. Die Flotte befuhr ein Meer, das die Griechen zum ersten Male sahen, und gelangte, immer gen Westen segelnd, nach Hermozia, einem Hafen an der Mündung des persischen Meerbusens. Auf dieser Fahrt kam sie häufig in Verkehr mit

den Völkerschaften an der Küste, und im Reisebericht kommen Beschreibungen verschiedener Pflanzen und Thiere vor, die beym Landen beobachtet wurden. Es war darin unter andern vom Baumwollenbaum die Rede, vom gestreiften oder Königstiger, vom Wallfisch, dessen Kinnladen mehrere Küstenbewohner zum Häuserbau anwandten.

Alexander starb 32 Jahr alt, 323 vor Chr. Sein Reich, das sich vom adriatischen Meer bis jenseits des Indus erstreckte, ward alsbald zerstückt, und seine Generale rissen sich um die einzelnen Theile. Eine Zeitlang war alles voll Verwirrung; als aber bald Perdiccas ums Leben kam, und später Antigonus und sein Sohn Demetrius Polyorcetes in der Schlacht bei Ipsus auf's Haupt geschlagen worden waren, bildeten sich drei Königreiche, welche Dauer versprachen. Cassander herrschte in Macedonien, Seleucus in Syrien und den Nachbarländern, Ptolemäus in Egypten. Nur der erste dieser Fürsten scheint kein Freund der Wissenschaften gewesen zu seyn; er herrschte über Griechenland, tyrannisirte Athen, und der Geschmack an ernsten Beschäftigungen nahm dadurch ab. Bei den beiden andern war es nicht so: sie beschützten nicht allein die Wissenschaften, sondern beschäftigten sich selbst nicht ohne Glück damit. Ptolemäus, der ein General Alexanders und, wie es heißt, sogar sein natürlicher Bruder war, schrieb die Geschichte der Eroberung, und nach ihr hat Arrian sein Buch abgefaßt.

Ptolemäus und Seleucus beschäftigten sich beide mit der Anlegung einer Büchersammlung nach dem Muster der des Aristoteles, vielleicht nach dem Plane, den dieser selbst ihnen früher angegeben hatte. Vor diesem Philosophen hatten wohl einzelne Privatleute Bücher als Erholungsmittel gehabt, aber keinem war es eingefallen, sie als Werkzeug zum wissenschaftlichen Studium zu benützen. Er war der erste, der sich eine Sammlung von Büchern anlegte, in denen man sich nach Bedürfniß Raths erholen konnte. Seine Bibliothek, die sehr stark gewesen zu seyn scheint, wurde später von Ptolemäus mit der in Alexandrien vereinigt.

Das Reich des Seleucus war das größte; es wurde aber bald getheilt, und aus seinen Trümmern bildeten sich die Königreiche Pergamus, Cappadocien, Pontus, Bythinien und Bactriana. Das Reich der Ptolemäer dagegen war das kleinste, aber ruhigste, und es wurde bald blühend, und zwar aus denselben Gründen, weßhalb Egypten unter den alten Dynastien glücklich gewesen war. Es vergrößerte sich sogar durch Eroberungen im Süden und war unstreitbar das reichste, gewerbfleißigste und lange Zeit das am besten regierte Land von allen, die Alexanders Scepter gehorcht hatten.

Ptolemäus legte seine Bibliothek zu Alexandrien an, einer eben erst entstehenden Stadt, die aber ihre einstige Größe bereits ahnen ließ. Er zog eine Menge unterrichteter Männer dahin und wies ihnen Einkünfte und Wohnungen bei der Bibliothek an. So konnte sich jeder, frei von persönlichen Sorgen, ganz und ungetheilt dem Studium ergeben. Dieses Institut, das den Namen Museum erhielt, befand sich von Anbeginn in den günstigsten Verhältnissen, die sich eine gelehrte Gesellschaft nur immer wünschen kann. Ungerechnet den weisen Schutz des Fürsten und die Benützung einer großen Büchersammlung, bot ihr die geographische Lage ihres Sitzes unschätzbare Vortheile. Alexandrien war in wenigen Jahren der allgemeine Stapelplatz für den Handel aller Länder rings ums Mittelmeer, des mittlern Afrikas, Arabiens, Persiens und Indiens geworden; daher floßen daselbst die Erzeugnisse fremder Länder und die Nachrichten der Reisenden von allen Seiten zusammen. Die Museumsglieder arbeiteten deßhalb mit dem glücklichsten Erfolg. Doch muß hier bemerkt werden, daß damit griechische, nicht egyptische Wissenschaft gefördert und erweitert wurde; denn die Philosophen, welche Ptolemäus verschrieb, brachten Kenntnisse mit, welche weit über denen standen, die sie im Lande vorfanden. Der fremde Druck und die bürgerlichen Unruhen hatten längst die Wissenschaften in Egypten fast gänzlich unterdrückt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Korsika.

(Beschluß.)

Wenn ich oben sagte, meine Erwartung, viel Interessantes auf dieser Insel zu finden, sey nicht erfüllt worden, so glaube ich, daß dieß den meisten Fremden (die Naturforscher ausgenommen) begegnet seyn wird, und nicht minder, als der Mangel an Straßen und Wirthshäusern dazu beiträgt, die Besucher fern zu halten. Obgleich von der Natur ausnehmend begünstigt durch vortheilhafte Lage für den Handel, durch fruchtbaren Boden und mildes Klima, ist das Land doch nicht schön zu nennen, so unverzeihlich ward es seit Jahrhunderten von den Bewohnern vernachläßigt. Es gleicht mehr einer großen Wildniß als dem lachenden Garten, wozu es geschaffen scheint, und in welchen eine andere Nation als die Franzosen es, trotz der Eingebornen, längst umgewandelt haben würde. Betrachten wir die Ebene, welche sich dreißig Stunden lang von Bastia bis nahe an Portovecchio erstreckt und zwischen einer Breite von ein bis vier Stunden wechselt. Da lagen zu der Römer Zeiten zwei blühende Städte, von 30 — 40,000 Einwohnern, Aleria und Mariana, und jezt muß, sobald der Sommer eintritt, alles auf die Berge flüchten, um nicht den pestilenzialischen Sumpfausdünstungen zu unterliegen. Denn hier ist die cattiva aria kein Vorurtheil, wie etwa in Rom. Einige reiche Kapitalisten könnten da mit verhältnißmäßig geringen Kosten die schönsten Landgüter anlegen und Korsika, das jezt nicht einmal für 185,000 Ein-

wohner Getreide genug hervorbringt, obschon eine Menge blos von Kastanien lebt, würde dann leicht die doppelte Zahl ernähren. Von der unbegreiflichen Fruchtbarkeit dieses Bodens sah ich bei Aleria Beispiele: man zeigte mir Felder, die seit langen Jahren ohne Düngung dreißig- bis sechzigfältigen Ertrag geben. Aber nicht einmal Futter für das Vieh, was Heu ist, wissen sie gar nicht, sammeln die indolenten Korsen, und so starben ihnen denn im lezten Winter Tausende von Schaafen vor Hunger. Man rechnet, daß von den 875,000 Hektaren, welche die Insel enthält, die Maki's Dreiviertel einnehmen, und daß das übrige Viertel sich in Hochwälder, nackte Felsen und angebautes Land theilt. Welch einförmigen Anblick dieß gewähren muß, läßt sich leicht denken. Die hohen Berge des Innern und die engen Thäler dazwischen zeigen auch wenig Abwechslung in ihrer Gestaltung, und wer einen Theil gesehen hat, der sah das Ganze. An Aehnlichkeit mit den Alpen ist nicht zu denken, vergebens sucht das Auge erhabene und liebliche Naturscenen, schäumende Wasserfälle, weite Schneefelder oder blumigte Matten mit läutenden Heerden. Nur Ziegen und Schaafe klettern an den Felsen umher und erspähen sich ein kärgliches Futter. Längs den im Sommer halbvertrockneten Bächen und in den schattigen Bergritzen sproßt allein etwas saftiges Grün. Die wenigen Bergebenen aber sind meist mit einem kurzen schlechten Grase bewachsen, das selbst den Maulthieren nicht behagen will. Weder Primeln, Genzianen noch Alpenrosen schmücken die hohen Regionen, und selbst von Steinbrech finden sich nur fünf- bis sechserlei Arten. Dagegen aber trifft man dem Lande eigenthümliche Gewächse, unter andern eine liebliche Immortelle mit milchweißen Blümchen, welche sich auf den grauen Felsen gar hübsch ausnimmt. Man vermißt im Pflanzenreich nicht sowohl die Mannigfaltigkeit als die Menge.

Alte Denkmäler der Baukunst und Literatur kann man in einem so häufig von Außen angefallenen und im Innern selten ruhigen Lande schwerlich erwarten; einige Kirchen sind jedoch bemerkenswerth. Volkssagen und Volkslieder gibt es wenige. Diese Gebirge scheinen der Poesie nicht günstig zu seyn. Singen hört man zwar die Korsen viel, aber der Inhalt ihrer Lieder ist in der Regel nicht anziehender als die einschläfernden Weisen, nach welchen sie sie ableyern. Sie halten lange auf den Enden aus und brechen plötzlich durch die Nase ab. Im Reden sind sie auch schleppend, doch die Sprache dünkt mir, besonders in Versen, angenehm.

Reicheren Stoff, als Maler, Gelehrte oder Antiquare, würde der Menschenbeobachter finden. An sonderbaren Gebräuchen und Aberglauben fehlt es nicht. So sieht man in gewissen Dörfern bei einer Hochzeit etwas Aehnliches, wie bei Freiburg im Breisgau: die ledigen Bursche ziehen ein langes Band quer über die Straße, durch welche der Zug geht; einer von ihnen tritt vor, nicht mit einem Säbel, wie dort, sondern mit einem Blumenstrauß in der Hand, überreicht ihn der Braut und sagt ihr ein Sonnett vor, worauf sie etwas geben muß, um den Durchlaß zu erkaufen. Das piagnisteo dagegen erinnert an die Leichenwache in Irland. Die Weiber versammeln sich in dem Gemache, wo der Leichnam liegt, zuweilen in solcher Menge, daß nicht selten schon der Boden wich und Unglücksfälle sich ereigneten; eine Vorsängerin stimmt in langsamer, trauriger Weise ein Loblied auf den Verstorbenen an, zählt alles das Gute auf, dessen er genossen, ja richtet sich auch wohl fragend an ihn: Hattest Du denn nicht Pulver und Gewehre, aßest Du nicht sechs Monate im Jahr Brod von Korn, warum starbst Du denn? u. s. w. Abergläubisch waren die Korsen von jeher, so wie sie denn auch ihre andern Fehler schon lange zu haben scheinen. Seneka, der sechs Jahre in einem der traurigsten Theile der Insel zubringen mußte, mag sein: Ulcisci prima est lex, etwas im Unmuth geschrieben haben. Hören wir aber Filippini, einen Eingebornen, der im 16ten Jahrhundert schrieb. „Die Unwissenheit, sagt er, ist unter den Geistlichen nicht geringer, als beim Volke. Die Faulheit der Insulaner im Landbau läßt sich gar nicht beschreiben. Darum sind sie auch oft dem Elend ausgesezt, begehen Räubereien, schwören Meineide u. s. f. Ihre Feindschaften dauern in alle Ewigkeit fort, daher das Sprüchwort: ein Korse verzeiht nie. Sie sind allerlei abergläubischen Dingen ergeben, welche sie Magonie nennen. So sehen sie z. B. todten Thieren in den Bauch, um daraus zu weissagen.“ Von dieser heidnischen Praxis hört man zwar nichts mehr, aber sie glauben noch steif und fest an Behexung mittelst Anschauens, inocchiatura, an Zauberformeln, womit man ein Feuergewehr versagen machen könne u. dgl. Auch zeigt man in einem Dorfe drei Stunden von hier gar seltsame Reliquien: ein Stück von dem Erdkloß, woraus der erste Mensch geformt ward, Mandeln aus dem Paradiese, den Stab Mosis und ein wenig versteinerte Manna aus der Wüste.

Die Eigenthümlichkeiten des Volks müßte man indeß in den abgelegenen Thälern beobachten können. In den Städten sind sie durch den Verkehr mit Fremden meist verwischt. Nur die Hauptzüge des Nationalcharakters, eine gewaltige Arbeitsscheue und eine übermäßig hohe Meinung von sich selber, stechen auch da noch hervor. Daß Nichtsthun zu Klatscherei und diese zu bösen Händeln führt, ist ganz einfach. Hat man nun südliches Blut in den Adern, führt man beständig ein Stilet oder Feuergewehr bei sich, darf man auf den Beistand eines Patrons oder einer zahlreichen Klientschaft rechnen, nehmen alle Verwandte bis auf den zwölften Grad Parthei für Einen, was Wunder, wenn man sich da einem Vorurtheil fügt, das den für feig erklärt, der sich nicht rächt!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsezung.)

Hernani von Victor Hugo.

Noch niemals ist man, glaube ich, auf so abgeschmackte Mittel gefallen, um den Beifall eines Stückes zu sichern, und schon das allein würde hinreichen, um jedem Unpartheiischen die Angelegenheit einer solchen Parthei zu verleiden. Victor Hugo hat im vorigen Jahre großen Edelsinn bewiesen, als er dem Minister Labourdonnaie, welcher ihn mit einer Pension wegen der verweigerten Darstellung seines ersten Schauspiels entschädigen wollte, die Pensionszusicherung mit Verachtung zurücksandte, um dadurch einem Minister zu zeigen, daß einem Dichter der Beifall des Publikums lieber ist, als eine Gnade, die er weder verlangt, noch verdient. Wie hat sich nun aber Victor Hugo dazu verleiten lassen, so ungereimte Maßregeln zu ergreifen, um nicht durchzufallen? Gesezt, er selbst habe sich damit nicht abgegeben, so hätte er doch unsinnige Freunde verhindern sollen, ähnliche Umtriebe zu beginnen. Da nun aber in Paris die Logen desto begieriger gesucht werden, je schwerer sie zu haben sind, so war ein gewaltiges Nachfragen darnach; vielleicht wollte sich Mancher nicht allein am Schauspiele, sondern auch an den Tollheiten der Parthei belustigen, welche an diesem Abend ihren großen Sieg über die Klassiker feiern wollte. Eine lustige Gesellschaft verkleidete einen Bedienten als einen Jäger mit Hirschfänger und Hahnenfedern, und ließ im Namen des eben angekommenen Lord Breekrock eine Loge miethen. Natürlich wurde diese nicht versagt; denn ein Lord kommt doch wohl nicht eigends nach Paris, um Victor Hugo's Stücke auszupfeifen. Endlich erschien der verhängnißvolle Abend, an welchem das Schicksal eines Geistesprodukts des Anführers der romantischen Schule in Paris entschieden werden sollte. Begreiflich hatten die Anhänger dieser Schule schon frühzeitig die meisten Pläze in Beschlag genommen; die Klassiker machten die Minorität aus. Der viel besprochene und lang erwartete Hernani trat hervor: ein kühner spanischer Buschklepper, voll Hochherzigkeit und eingenommen für die kastilische Ehre, ein Räuber, der es wagt, dem jungen Don Carlos, nachmals Kaiser Karl dem Fünften, das Herz der Donna Sol streitig zu machen und sie ihrem alten Oheim, dem Don Gomez, der auch Anschläge auf sie macht, entreißen zu wollen, von diesem überwunden wird und versprechen muß, zu sterben, wenn er je das Hüfthorn des alten Kauzes neben sich blasen hören würde. Don Carlos wird Kaiser. Hernani ist nur aus Verzweiflung über die Aechtung seiner Familie unter dem vorigen Könige zum Räuber geworden. Don Carlos sezt ihn wieder in den Besiz der Güter seiner Familie, nichts steht seinem Glücke, das heißt seiner Vermählung mit Donna Sol entgegen; allein auf einmal bläst der alte Don Gomez in sein verwünschtes Hüfthorn, und weg ist Heirath und Glück. Hernani ergreift den Giftbecher, und seine Geliebte trinkt und stirbt mit ihm. Da es kein Pariser Journal gibt, welches nicht den Inhalt des sehr verwickelten und fünf Aufzüge enthaltenden Stückes umständlich besprochen hätte, so ist es unnöthig, dasselbe hier zu zergliedern. Auch ist es ja bereits mit einer unbedeutenden Vorrede des Verfassers gedruckt zu haben, und zwar zu dem theuren Preise von sechs Franken, wiewohl der Druck bei weitem nicht so schön ist, wie bei den übrigen Werken dieses Dichters. Der Styl ist wie in seinem Cromwell, stets kühn, zuweilen erhaben, oft aber geschraubt oder dunkel, und dann ins Gemeine oder Lächerliche fallend. Auf der französischen Bühne ist aber der Styl eine Hauptsache; man kann also denken, wie sehr die wunderlichen Ausdrücke und die sonderbaren Verdrehungen der Sprache, welche in Hernani vorkommen, die klassischen Zuhörer belustigen mußten. Sie wollten ihre Gesinnung äußern; allein die Romantiker, welche schaarenweise dasaßen, hielten sie in Respekt und sie durften nicht muchsen. (Die Fortsezung folgt.)

London, März.

Ursprung der Torys und Whigs.

Wir haben seit einiger Zeit eine Menge Memoirs über die Zeiten der lezten Stuarts und der englischen Revolution. Das neueste Werk dieser Art ist das Leben und die Zeit Daniel Defoes. Es ist voller historischen Notizen, welche auf manche Begebenheiten jener Zeit ein neues Licht werfen. Ich hebe die Geschichte des Ursprungs der beiden Partheien, der Whigs und Torys, aus: „Das Wort Tory ist irländisch und wurde zuerst zur Zeit der Königin Elisabeth in den irländischen Kriegen gebraucht. Es bedeutete eine Art Räuber, welche in beiden Armeen dienten und überall das Land verheerten. Bei den irländischen Metzeleien im Jahre 1641 waren sie in großer Anzahl. In England erhob sich im Jahr 1680 eine Parthei von Männern, welche, obgleich angebliche Protestanten, darauf sannen, ihr Vaterland zu Grunde zu richten. Sie fingen damit an, daß sie das papistische Komplott lächerlich machten und die Papisten aufmunterten, solches zu erneuern. Die Verbannung des Herzogs von Monmouth und die Zurückberufung des Herzogs von York waren Folgen ihrer Plane; ferner die Ermordung vieler Vaterlandsfreunde, die Verfolgung der Nichtconformisten; und endlich sezten sie einen Papisten unter dem Vorwande erblicher Rechte, und einen Tyrannen unter dem Vorwande leidenden Gehorsams auf den Thron. Diese Leute waren durch ihr ganzes Wesen und Betragen den erwähnten irländischen Dieben so ähnlich, daß sie bald den Namen Torys erhielten. — Das Wort Whig ist schottisch. Es kam dort auf, als die Männer im Westen, Cameronier genannt, für ihren Glauben die Waffen ergriffen. Das Wort Whig bezeichnete eine Art Getränke (Sauermilch) der westlichen Hochländer, und wurde auch den Leuten beigelegt, welche solches tranken. Nachher wurde es eine Benennung für die armen geplagten Leute jener Gegend, welche, während sie die Regierung ohne Gnade verfolgte, fest an ihrem Glauben hingen und daher oft den Königen Widerstand leisteten. Diese Leute, der zahllosen Bedrückungen, Mordthaten und Plünderungen müde, ergriffen im Jahr 1681 die Waffen, und dies war der berühmte Aufstand bei der Bodwellbrücke. Der Herzog von Monmouth wurde gegen sie geschickt und schlug sie. Bei seiner Zurückkunft aber wurde er statt des Dankes für seinen Dienst schlimm behandelt, weil er zu gnädig gegen sie verfahren war, und der Herzog von Lauderdale sagte zum Könige mit einem Schwur, er sey so säuberlich mit den Whigs verfahren, weil er selbst im Herzen ein Whig sey. Dadurch wurde das Wort zum Hofwort; in Kurzem legte man es allen Freunden und Anhängern des Herzogs bei, und diese ließen es sich, so wie die andere Parthei das Wort Tory, gerne gefallen."

Der Umstand, daß durch den Direktor der Horticultural Society die Gesellschaft in eine Schuld von 19,000 Pf. Sterl. verwickelt worden ist, ohne daß dieselbe es auch nur geahnet hätte, hat bei vielen ähnlichen Vereinen Aufmerksamkeit erregt, welche jezt damit beschäftigt sind, den Zustand ihrer Angelegenheiten zu untersuchen. Es ist in der That unbegreiflich, welchen Kredit solche Gesellschaften haben können, wenn sie oder ihre Beamten es wollen; auch gibt es deren wenige, welche ans Sparen denken. Man sehe z. B. die zwei prächtigen Klubbhäuser, welche an der Stelle der ehemaligen Wohnung des Prinzen Regenten, Carlton-House, sich erhoben haben, das Athenäum und das militärische Klubbhaus. (Die Forts. flgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 95.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 21. April 1830.

Helle Musen, steigt herab und hemmet
Eurer ew'gen Lieder ew'ge Wirkung. —
Seht, o sehet ihre Müh' und Arbeit,
Ihren Hunger, ihre heiße Sanglust,
Wandelt sie! —

Herder.

Genialität und Buchhandel.

Das Reimen ist nicht Jedermanns Sache, sagte einst mein Lehrer zu mir, als ich ihm statt der verlangten lateinischen Verse ein deutsches Gedicht brachte. Dieß nahm ich ihm damals sehr übel. Denn ich war fest überzeugt, daß das Reimen meine Sache sey. Daher ließ ich mich auch nicht irre machen, stimmte unverdrossen meine Leyer, rief die Musen mit Namen um Hülfe an, sang mitten im Kloster, wo ich nie ein schönes Mädchen zu Gesichte bekam, von Amors Pfeilen und den Schmerzen verschmähter Liebe. Allmählig kam es mir jedoch vor, als ob entweder meine Reime nicht klingen, oder meine Gedanken sich nicht reimen wollten. Indessen ein guter Muth überwindet Alles: ich schrieb nun ungereimte Lieder. Wollte mir's je einfallen, daß ihnen dadurch doch ein Vorzug abgehe, so sagte ich mir absichtlich die größten Schmähungen des Reimes vor, nannte ihn ein unnützes Gellingel, berief mich auf Klopstock, und wer weiß, ob mir nicht heimlich der Trost vorschwebte, als wären meine Gedanken zu stark, um sich dem Reime anzuschmiegen. Auf diese Weise war ich so glücklich, mich noch geraume Zeit im Paroxysmus zu erhalten. Endlich aber kam ich zur Einsicht, daß manches kostbare Stündchen vertändelt worden sey, und suchte daher mehr und mehr mit dem liederreichen Apollo zu brechen. Die Erfahrung habe ich nicht blos an mir selbst gemacht. Sonst wäre es vielleicht am gerathensten, ich schwiege davon. Nein, betrachten wir die Krise, die ich überstehen mußte, als eine Krankheit, so ist fast jedes Gymnasium ein Spital. Mit der Mappe unter dem Arme, brütet der Gymnasist über Unsterblichkeit. Die Augen gehen ihm über, so oft er ein Lorbeerblatt sieht. Seine Manuscripte durchblättert er mit einer Selbstgefälligkeit, als hätte er den lezten Stein zu einem monumentum ære perennius unter den Händen. Hört er von Schiller sprechen, so liegt etwas wie Triumph in seiner Miene. Wird Goethes Name genannt, so streicht er sich das Haar von der Stirne. Weist der Professor eine seiner Arbeiten zurück, so kümmert er sich nichts darum. Denn es ist überhaupt sein Grundsatz, den Tadel zu ignoriren und nur mit dem Lobe zufrieden zu seyn, das er sich selbst gibt. Himmel, was waren unsere Väter so froh, wenn sie ein Bene nach Hause trugen! Man kann's heute noch in ihren Tagebüchern lesen. In den unsrigen stehen andere Dinge geschrieben! Wir lachen unsere Professoren so lange aus, bis zulezt die Reihe an sie kommt; und dieß ist gewöhnlich dann der Fall, wenn sie uns examiniren. Unsern Damen geht es nicht viel besser als uns. Zuerst gähnen sie bei unsern phantastischen Phrasen; weil aber kein vernünftiges Wort über unsre Lippen kommt, und der Mann immer Recht hat, so lange er unverheirathet ist, so stimmen sie über kurz oder lang nothgedrungen mit uns ein. Sodann werden sie von Wahnsinnigen angebetet, und endlich beten wiederum sie den Wahnsinn in ihren eigenen Gedichten an.

Welch ein Heer von Dilettanten, und alle, wenigstens provisorisch, in des Einen Apollos Diensten! Rechnen wir dazu die bereits förmlich angestellten Poeten, und zu diesen manche veraltete Dichter, die doch immer noch ihr Ruhegehalt vom Pegasus beziehen, so kann uns wahrlich für das Budget bange werden. Apollo zwar kann sich sicher stellen: im schlimmsten Falle würde er sich an die Buchhändler, und diese würden sich an die Recensenten halten. Was aber würde aus diesen? Sie sind meistens Recensenten geworden, um dem Bankerotte zu entgehen, und nun sollten sie für Leute einstehen, welche durch ihre Lindigkeit reich geworden sind? — Ehemals war es ein merkwürdiges Ereigniß, wenn wieder ein neues Buch erschien. Man hatte kaum das Herz, einen Schriftsteller anzureden. Gegenwärtig ist man nicht mehr so blöde, und es wäre auch schlimm: unsere Väter müßten sonst mit ihren eigenen Kindern Komplimente machen. Man trete in unsre Bibliotheken. So bestäubt sie auch seyn mögen, vorne steht doch immer eine hübsche Anzahl reinlich gehaltener Bücher, und diese haben wir selbst geschrieben. Nun, der Staub wird auch noch an sie kommen! Man lese unsre Zeitungen. Von Jahr zu Jahr wird eine Summe neuer Zeitschriften angegeben. Warum nicht auch die neuen Gedanken, welche darin enthalten sind? Die Mühe könnte so groß nicht seyn. — Der deutsche Frühling ist, trotz des nördlichen Klimas, für unsere Dichter immer zu schön. In diese Zeit fallen eigentlich die poetischen Hundstage, wo jeder sich glücklich preisen mag, der nicht mit Genie behaftet ist. Man sehe sie daherrennen! Die meisten schönen Punkte sind bereits besungen. Ist irgendwo noch einer übrig, so drängt sich Alles zu, und Einer kann doch nur der Erste seyn. Und nun noch das spröde Publikum! Früher machte schon ein Zephyr Effekt; gegenwärtig ist man kaum mit einem Orkane zufrieden, und diese kommen leider bei uns nicht vor. Ob sich so etwas nicht mit Dampf bewerkstelligen ließe? Denn es ist doch schwer, Dinge zu besingen, von denen man keine Anschauung, und kaum einen Begriff hat. Warum hat doch der lezte Eisgang die Mauern von Koblenz nur beschädigt, nicht umgestürzt? Hat denn die Natur unsere Dichter ganz vergessen? Es mußte ja nicht nothwendig ein Unglück damit verbunden seyn. Wie leicht konnte die Stadt durch ein Wunder gerettet werden! und welche Freude hätten unsre Mystiker darüber gehabt! Gebt uns nur Stoff her! dichten wollen wir den ganzen Tag und, wenn's Noth thut, die Nacht dazu. Wer Genie hat, muß dichten, und wer dichtet, ist ein Genie. — Wo die Leute nur eigentlich ihr Genie haben? Darüber bin ich nie recht mit mir einig geworden. Man sieht es ihnen und ihren Werken oft gar nicht an. Und irgendwo muß es doch stecken, denn sie sagen es ja selbst. — Vor einiger Zeit sezte ich mich, ohne an etwas Schlimmes zu denken, an meinen Schreibtisch. Auf einmal wurde mir's dumpf im Kopfe, die Sinnen vergingen mir, die Augen stunden mir stille, die Finger aber juckten mich, als müßte ich schreiben. Meine Frau, die zufällig in's Zimmer kam, sagte mir später, ich hätte verfinstert ausgesehen, und sie habe geglaubt, ich wolle etwas für das Mitternachtsblatt schreiben. Wie lange ich in diesem Zustande blieb, kann ich nicht angeben. Als ich aber wieder zu mir kam, lag vor mir ein engbeschriebener Bogen, und beim Durchlesen fand sich's, daß er ein großes, etwas dunkles, aber ideenreiches Gedicht enthielt, das während jenes Anfalls meiner Feder entflossen ist. Diese Thatsache wirft einiges Licht auf die schwer zu bestimmende Natur des Genies. Genie ist Geistesabwesenheit. Die Vernunft geht spazieren, während unsre Hand an Gedichten arbeitet. Es ist daher keine Anmaßung, wenn unsre Dichter behaupten, daß das Dichten sie durchaus nicht angreife. Für ihren Geist ist es eine wahre Erholung.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

(Fortsetzung.)

Der zweite Lagide, Ptolemäus Philadelphus, dessen Regierung 285 vor Chr. beginnt, war den Gelehrten nicht weniger hold als sein Vater. Sein Lehrer war ein Schüler des Aristoteles, Strato, genannt der Physiker, wegen seiner leidenschaftlichen Vorliebe für Naturgeschichte, und Philadelphus bekam selbst großen Geschmack an dieser Wissenschaft. Strato hatte ein Buch über wahre und fabelhafte Thiere geschrieben; Ptolemäus selbst gab sich mit Zoologie ab und legte deßhalb eine Menagerie an, die erste, und ohne Zweifel auch glänzendste, die es je gab. Nicht allein standen ihm große Schätze zu Gebot, seine Lage machte es ihm auch möglich, Thiere aus der ganzen bekannten Welt zusammenzubringen. Mittelst des Handels, den Egypten mit dem innern Afrika trieb, konnte er sich leicht sämmtliche Thiere dieses Landes, entweder zu Land oder auf dem Nil, verschaffen; die Thiere aus Europa, aus Kleinasien kamen über das Mittelmeer, die indischen über das rothe Meer. Um sich einen Begriff zu machen, welche Schätze in diesem Fache Alexandrien besaß, darf man nur die Beschreibung eines Festes lesen, das der König von Egypten seinem Vater zu Ehren feierte. Da Ptolemäus Soter Indien besucht hatte, wollte man auf diese Reise anspielen und stellte daher den Triumph des Bacchus vor. Im Zuge des Gottes trat eine solche Masse seltener Thiere auf, wie sie sämmtliche Monarchen Europas jezt gewiß nicht zusammenzubringen vermöchten. Man sah Wagen, die von Elephanten, andere die von

Hirschen, Büffeln, Straußen, Antilopen gezogen wurden. Man sah mit Weihrauch und den köstlichsten Erzeugnissen des Orients beladene Kameele, äthiopische Schaafe, weiße indische Hirsche, Leoparden, Panther, Onzen, weiße Bären, endlich vier-und-zwanzig der größten Löwen. Lange wunderte man sich, weiße Bären in diesem Prachtzuge zu finden, weil man blos die Eisbären kannte, und man mühte sich, zu erklären, wie Ptolemäus solche vom Eismeer habe bekommen können; aber seit Kurzem wissen wir durch Rüppel, daß es weiße Bären im Libanon gibt.

Eine solche Thiersammlung war ohne Zweifel den Gelehrten, die sich mit Naturgeschichte beschäftigen, von großem Nutzen. Eine Menagerie war überdieß in Egypten ganz an ihrem Ort, da dort von Uralters her die Sitte herrschte, Thiere in den Tempeln zu halten, ihre Sitten zu beobachten und sie nach ihrem Tode einzubalsamiren. Daher hatte auch Alexandrien gute Anatomen und Zoologen, so lange die peripatetische oder aristotelische Philosophie daselbst herrschte. Doch vorerst müssen wir von den Gelehrten des Museums Abschied nehmen und wieder in Athen die Geschichte der Philosophie verfolgen.

* * *

Theophrast.

Aristoteles starb, wie gesagt, 322 Jahre vor Chr., im selben Jahr wie Demosthenes. Von dieser Zeit an lastete das macedonische Joch noch schwerer auf Griechenland als zur Zeit Alexanders. Athen behielt zwar seine Verfassung, war aber in Wahrheit unterworfen. So lange es indessen die Unruhen erlaubten, hatte diese Stadt blühende Schulen: den Portikus, einen Seitenzweig der cynischen Sekte, die Akademie, in der Platos Lehren sich mit weniger Veränderung fortpflanzten, endlich das Lycäum, in welchem Aristoteles Forschungen fortgesezt wurden.

Unter den Philosophen des Lycäums oder den Peripatetikern war der berühmteste Theophrast. Er war auf Lesbos 370 vor Chr. geboren, 22 Jahre vor Platos Tod, dessen Schüler er einige Zeit gewesen zu seyn scheint, ehe er in Aristoteles Schule trat. Seine Beredtsamkeit, der er den Namen Theophrast verdankt, denn er hieß zuerst Tyrtamus, versammelte zahlreiche Schüler um ihn, und er hatte deren über 200 auf einmal.

Theophrast hatte, wie sein Lehrer, Verfolgungen zu leiden. Er wurde von Sophokles angegriffen und 306 vor Chr. mit andern Philosophen verbannt, aber bald wieder zurückberufen und sein Ankläger dagegen exilirt. Ptolemäus Lagus suchte ihn nach Alexandrien zu ziehen, er blieb aber lieber in Athen. Beredsam, sanftmüthig, wohlthätig, von reinen Sitten, geordnet im Aeußern, hatte er sich allgemein Liebe und Achtung erworben. Er starb 85 Jahre alt nach einigen, über 100 Jahre alt nach anderen. Das ganze Volk ging mit seiner Leiche. Er vermachte sein Haus seinen Freunden, unter der Bedingung, daß sie es nie verkaufen und sich darin zu literarischen Arbeiten versammeln wollten. Dies ist das erste Vermächtniß eines Privatmanns zum Besten der Wissenschaft. Er hinterließ ihnen auch einen Garten, in dem er eine Menge einheimischer und fremder Gewächse gezogen hatte, wenigstens solche, die im griechischen Klima fortkamen; denn man hatte damals, weil das Glas noch nicht gebräuchlich war, noch keine Gewächshäuser. Theophrasts Beschreibungen von Pflanzen heißer Länder merkt man auch diesen Mangel an; sein botanischer Garten war dessen ungeachtet eine für die Wissenschaft sehr ersprießliche Anlage; es war der erste auf der Welt.

Theophrast hat über allgemeine philosophische Gegenstände, über Sitten, über Naturgeschichte geschrieben. Er soll über zweihundert Abhandlungen hinterlassen haben, wovon wir die größten und einige der kleinern noch haben. In diesen Werken allen finden wir viel Geist, eine sehr bestimmte zierliche Sprache und eine vortreffliche Methode. Theophrasts wichtigstes Werk ist seine Geschichte der Pflanzen, die gewissermaßen völlig nach dem Vorbild der Geschichte der Thiere des Aristoteles entworfen ist. So handelt er nach diesem Muster zuerst von den allgemeinen Theilen der Pflanzen, den Wurzeln, Stengeln, Zweigen und Sprossen. Er macht darauf aufmerksam, daß kein einziger dieser Theile allen Pflanzen zukommt, und dieß ist sehr wahr, besonders wenn man, wie man denn auch muß, Schwämme und Trüffeln dazurechnet. Er unterscheidet bei jedem Theil die Rinde, das Holz und das Mark; er führt die äußern Organe der Gewächse auf: Blatt, Blume, Blumenstiel, Ranke, und bei dieser Gelegenheit spricht er von den Galläpfeln. Sodann handelt er von den innern Theilen, vom Fleisch, d. h. dem Zellstoff, den Adern, den Säften. Nach diesen vorläufigen Begriffen theilt er die Pflanzen ab, nach einer Art Methode, wie Aristoteles bei den Thieren gethan. Aber seine Aufgabe war schwieriger, weil die Kennzeichen, nach denen man klassifiziren kann, bei den Pflanzen weit nicht so leicht aufzufassen sind, als bei den Thieren. Darum begnügte sich auch Theophrast, die Pflanzen nach ihrer Größe und Dichtigkeit in Bäume, Sträucher, Stauden und Kräuter einzutheilen. Diese Eintheilungsweise hat sich sehr lange erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Hernani von Victor Hugo.

Bei der zweiten und dritten Darstellung des Hernani ging es nicht viel besser; einige Zeitungen meinten, das Stück werde nicht vor dem Publikum, sondern en famille vor Vict. Hugo's Freunden gespielt, und man müsse warten, bis

es der romantischen Parthei gefalle, das Publikum zu den Darstellungen zuzulassen. Dafür entschädigten sich die Klassiker in den Journalen und hechelten den Hernani unbarmherzig durch, welches denn mit dem Jubel des Globe etwas grell abstach, welcher nach der ersten Darstellung gestand, er sey so innig gerührt, daß es ihm nicht möglich sey, an eine kalte Zergliederung des Meisterstücks zu gehen. Diese Rührung hatte etwas Komisches für die Klassiker, welche der Schlacken genug im Stücke fanden, um dasselbe lächerlich zu machen; alle Tageblätter gestanden jedoch, daß Victor Hugo ein Dichter von ungewöhnlichen Anlagen sey; nur meinten die klassischen Rezensenten, er müsse einen bessern Gebrauch von diesen Anlagen machen, wenn er gefallen wolle, wogegen die Romantiker seinen Hernani schlechtweg als ein Meisterstück verehrt wissen wollten. Bei der ersten Vorstellung bemerkte man viele Damen, welche sich der Sache des Dichters ernsthaft annahmen und mit vieler Lebhaftigkeit ihren Beifall an den Tag legten. Natürlich muß die Sache der Romantik einigen Reiz für das junge weibliche Geschlecht haben, zumal da sich ja so viele junge Herrn zu derselben Parthei bekennen, und der Anführer derselben ein hübscher Mann mit einem geistvollen Angesichte ist. Die Damen nun ließen vor Freude ihre weißen Schnupftücher hin und her wallen, und nach der Vorstellung ward der Dichter hervorgerufen; er war aber aus seiner Loge verschwunden, folglich mußte seine Frau die jubelnden Glückwünschungen der Romantiker annehmen; sie mochte in diesem Augenblicke stolz darauf seyn, daß sie einem so hochgefeierten Dichter angehörte. Zum Glücke für ihn hat Dlle. Mars die Rolle der Donna Sol übernommen, und was diese vortreffliche Schauspielerin darstellt, muß nothwendig gefallen. Indessen gestehen doch selbst die kältern Freunde Vict. Hugo's, daß sein Hernani etwas unter ihrer Erwartung ausgefallen ist. Keine einzige Person des Stückes erregt in der Seele des Zuschauers ein sehr lebhaftes Interesse; kein Charakter ist völlig entwikkelt und originell; manche Personen sehen nichts weiter in dem Stücke, als den Streit eines Räubers, eines Erbprinzen und eines alten Oheims um den Besitz eines jungen Mädchens, welches die drei Liebhaber streiten läßt, in der Erwartung dessen, was aus dem Streite folgen wird. Allerdings herrscht viele Bewegung im Stücke, und die Ernennung Don Carlos zum deutschen Kaiser vermehrt noch dieselbe; leider aber eilt diese Bewegung nicht so schnell zum Ziele, wie es die französische Ungeduld verlangt, und statt sich an dem bunten Gemälde zu ergötzen, beklagen sich manche Zuschauer, daß sie das ewige Hin- und Herbewegen der Figuren ermüde. Wohl zwanzig Kritiken sind über Hernani in den Zeitungen erschienen, und an *dramatischen Kritiken* oder an Parodien hat es so wenig gefehlt, daß bereits drei oder vier kleine Theater dergleichen Parodien aufführen und noch andere vorbereitet werden. Die lustigste ist die, welche am Porte St. Martintheater aufgeführt wird, und worin aus Donna Sol Mamsel Parasol und aus Don Carlos Harlequin-Pathos geworden ist, welcher, wie Don Carlos am Grabe Karls des Großen zu Aachen, einen langen Monolog hersagt, aber mitten in demselben still hält, nach seiner Uhr sieht, und da er bemerkt, daß es spät ist, aufhört, weil es sonst den ganzen Abend dauern würde. Lustig ist noch ein anderer Zug: nach dem vierten Aufzuge erscheint nämlich der Theaterdirektor und sagt zu den Zuschauern: sie könnten allerdings glauben, das Stück sey zu Ende; allein er bitte sie, sitzen zu bleiben, weil das wahre Ende erst in dem folgenden Aufzuge statt haben werde; eine beißende Kritik des Originals, in welchem auch die Handlung im vierten Aufzuge zu Ende zu gehen scheint, obschon sie im fünften wieder anhebt. Natürlich haben die Verfasser der Parodien nicht verfehlt, die barockesten Verse des Originals herauszuheben und in ihre ironischen Darstellungen zu verweben.

(Der Beschluß folgt.)

London, März.

(Fortsetzung.)

Klubbs. Leake's Reisen in Morea.

Obige Art von Anstalten ist wirklich merkwürdig in London; es gibt dieser Klubbs eine Menge; sie zählen alle 500 bis 1500 Mitglieder, und die beliebtesten darunter haben fast beständig so viele Kandidaten zur Aufnahme in ihren Listen, als wirkliche Mitglieder; und dies ist kein Wunder: für ein verhältnißmäßig unbedeutendes Eintrittsgeld und eine eben so geringe jährliche Subscription (10 bis 20 und 4 bis 10 Guineen) findet man Aufnahme in einem Pallaste, wo orientalischer Luxus herrscht, sieht sich in der besten Gesellschaft, und besonders der Unverheirathete findet hier zu allen Stunden eine Heimath. Es ist Mode, zu einem, ja zu mehreren Klubbs zu gehören, und wenn ein neuer gebildet wird, so ist die Schwierigkeit nicht, wie er Mitglieder bekommen, sondern wie er Bewerber fern halten will, welche die Gesellschaft wegen ihres Charakters, Standes oder Berufes nicht aufzunehmen wünscht. Der neueste Klubb wurde vor wenigen Monaten hauptsächlich vom Dichter T. Campbel gestiftet; er heißt the Literary Union; Aufnahmsgebühren und Subscription sollten besonders billig seyn, da man nicht Luxus und Pracht, sondern eine Vereinigung gebildeter und wissenschaftlicher Männer beabsichtigte, welche meistens nicht reich sind, und die Anzahl der Mitglieder sollte 500 nicht übersteigen. Die Schnelligkeit aber, womit diese Anzahl sich fand, und vor allem die Aufnahme mehrerer Männer von Stand und Namen führte bald auch hier einen aristokratischen Geist ein; man erhöhte das Eintrittsgeld von 2 Guineen auf 10, setzte die Anzahl der Mitglieder auf 1000, und Alles soll nun, so weit es die Mittel erlauben, auf großen Fuß eingerichtet werden; unter andern wird man einen Koch mit einem Gehalt von 300 Pf. annehmen.

Der vortheilhaft bekannte Obristlieutenant Leake hat so eben in drei Octavbänden seine vor dem Ausbruche der Revolution in Morea unternommenen Reisen herausgegeben. Wem daran gelegen ist, zu wissen, wo es noch irgendwo im Peloponnes Trümmer aus den alten Zeiten Griechenlands gibt, in welchem Zustande dieselben sich vor der Revolution, die auch hierin manches verändert hat, befanden, wie lang und breit jeder Tempel, jeder Pallast und jedes Theater gewesen und welche Verhältnisse Säulen und Kapitäler gehabt, der kann hier seine Neugierde vollkommen befriedigen. Aber auch für den Geschichtsforscher, den Geographen und Oekonomen ist reichlich gesorgt, und wenn das Werk auch etwas ausgesponnen scheint, so findet sich doch für Jeden etwas darin. Ich gebe einige Auszüge aufs Gerathewohl: „Eine Heerde Schafe (die Rede ist hier von Gastuni) besteht aus etwa 500 Stück, von denen zwei Drittel Mutterschafe sind; sie wird von drei Männern, einem Knaben und drei bis fünf Hunden begleitet. Man bezahlt nichts für die Weide als 1½ Asper für jedes Thier an den Spahi des Dorfes, zu welchem die Weide gehört. Die Steuer an die Regierung ist jetzt jährlich 1½ Asper fürs Stück nebst einem Asper für die Schur. Weder Schafe noch Ziegen werden je gefüttert; man verändert drei- bis viermal in einem Sommer die Weide. Vier Widder reichen für hundert Schafe hin. Die Lämmer werden in wärmern Gegenden am Meer gegen den 20. December geworfen, in kältern gegen den 6. Januar. Nach zwei Monaten werden die Lämmer entwöhnt, doch läßt man sie einen Monat lang noch ein wenig, nachdem die Mütter gemolken sind, saugen."

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 96.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 22. April 1830.

Voran! wenn Alle von mir weichen,
Und sollt' ich nicht das Ziel erreichen!
Groß ist das Streben, schön der Tod!

Weber.

Der einsame Kämpfer.

So bist du ganz verlassen,
So bist du ganz allein!
Wirst du nicht bald erblassen
Und müder Schatten seyn?

Es will ja kein Genosse
Mit dir zum Streite zieh'n;
Sie flieh'n auf schlankem Rosse
Nach andern Wegen hin.

Geht, laßt mich einsam streiten
Mit meinem kurzen Beil;
Ich will auch nichts erbeuten
Zu meinem eignen Theil.

Von keinem Kranz vergöttert,
Werd' ich der Wunden Raub;
Ein Herbstbaum nur entblättert
Auf meinen Schlaf sein Laub.

Doch drück' ich meine Wimpern
Gar fest und ruhig zu,
Und meine Waffen klimpern
Das Todtenlied dazu.

Da lieg' ich kaum im Grünen,
So kommt ein junger Held
Mit hellen Siegesmienen
Wohl auf dasselbe Feld.

Halt, ruft er, treue Brüder,
Wir sind die ersten nicht!
Hier liegen blut'ge Glieder,
Und ein verklärt Gesicht!

A. Schöll.

Genialität und Buchhandel.

(Beschluß.)

Weit haben wir's gebracht; darüber mag ich gar nicht mehr streiten. Die hellen Thränen stehen mir oft in den Augen, wenn ich in jedem Zeitungsblatte Ankündigungen neuer Bücher lese. Und was für Ankündigungen! Da kommt keine Schrift heraus, die nicht eine Lücke der Literatur ausfüllte, keine Broschüre, die nicht einem längst gefühlten Bedürfnisse zu Hülfe käme, kein historischer Versuch, der nicht über diese oder jene Epoche ein ganz neues Licht verbreitete, kein Sitten- und Anstandsbüchlein, ohne welches man vernünftig leben könnte. Es ist in der That zum Erstaunen, daß selten ein Talleyrand darüber schreibt, wie man in der großen Welt leben müsse. Meistens geschieht es von Leuten, die kaum je in eine Provinzialstadt gekommen sind. Sie können es nur aus Inspiration wissen. Ich glaube, sie sind durch langes Hungern magnetisch geworden. Aus solchem angehungerten Magnetismus ließe sich vielleicht manches in unserer Literatur erklären. Neulich wurde uns sogar ein Lexikon geschenkt, das für den Gelehrten und den Dilettanten,

für den Künstler und den Handwerker, für den Kaufmann und den Landwirth gleich unentbehrlich ist, ohne welches man überhaupt weder deutsch sprechen noch schreiben kann. Wie mich der gute Schiller dauert, daß er nicht einmal dieses Lexikon erlebt hat! So wäre er doch wenigstens zu einem ordentlichen Deutsch gekommen. Das Herrlichste in dieser Art sind die Anzeigen neuer Gedichte oder Erzählungen für das andere Geschlecht. Da dampft es von Wohlgerüchen, da perlt es von Thautropfen, da drängt sich Vergißmeinnicht und Immergrün, da sind die buntesten Blüthen der Liebe und Sehnsucht in einen duftenden Kranz gewunden. Ich muß gestehen, daß ich dergleichen Worte, so oft ich sie schon gehört habe, nie ohne Rührung lesen kann. Und was muß erst ein Gärtner dabei empfinden. Glückliches Jahrhundert! gesegnetes Deutschland! Unsre Väter kommen mir oft vor wie Leute, die in Einem fort Feuer schlagen, und doch nie ein Licht zu Stande bringen. Woran es ihnen fehlte, das regnet auf uns herein. Wir wissen gar nicht, wie reich wir sind. Uebrigens noch weiter als wir selbst, haben es diejenigen gebracht, die den Druck und den Verlag unsrer Schriften besorgen. Die Interessen des Staats und der Kirche, der Wissenschaft und der Kunst, des Handels und der Landwirthschaft begegnen sich in ihrem Beutel. In den Steppen des Rationalismus und in den Winkeln der Mystik sind sie gleich sehr zu Hause. Protestantismus und Papismus erscheinen von ihrem Standpunkte aus nicht mehr als etwas Entgegengesetztes. Für sie gibt es keine Widersprüche: die konträrsten Dinge, die schneidendsten Dissonanzen klingen für ihr Gehör in einem Silbertone zusammen. Mit gleicher Wärme empfehlen sie eine neue Philosophie und eine Instruktion für Seifensieder. Bald führen sie ein Kind des Freisinns, bald eine Ausgeburt des Absolutismus in die Welt, und beides ist vortrefflich, beides unentbehrlich und wahr! Welch ein Ueberblick, welche Höhe der Spekulation! Ich habe mich oft bemüht, für das Benehmen der Buchhändler gegenüber von dem Publikum einen würdigen Namen zu finden, allein kein Name schien mir an den Gegenstand hinzureichen, wenn wir's nicht etwa Edelsinn oder Großmuth nennen wollen. Denn was kann sie bewegen, für alle unsre Bedürfnisse zu sorgen, unsern Wünschen zuvorzukommen, und selbst über Dinge uns aufzuklären, die wir nicht einmal zu wissen brauchen? Was verdanken sie uns denn, das bischen Geld ausgenommen, so Großes, daß sie die Früchte des südlichsten und des nördlichsten Klimas, der östlichsten und der westlichsten Regionen für uns pflücken und abdörren? daß sie brittischen und nordamerikanischen Schriftstellern ihre Romane unter der Feder absassen, sie unbesehen in Dampfschiffe einpacken, und dann beispiellos wohlfeil an uns verkaufen? Freilich, hiezu gehören auch prompte Uebersetzer, die nie über den Ausdruck verlegen sind, und diesen sage ich hiemit öffentlich meinen Dank. Durch das Lesen ihrer Uebersetzungen sind mir unvermerkt so viele englische Redensarten geläufig worden, daß ich mir nun, mit Hülfe eines Handwörterbuchs, fast jede englische Schrift im Original zu lesen getraue.

Also Eine Aushülfe, Ein Erwerbequell ist uns übrig geblieben in dieser Zeit der Steuern und der Schulden, und dieß ist die Schriftstellerei. Alle Fächer, alle Gewerbe sind übersezt, jeder, der sein Glück machen will, muß sich hervorthun. Der Schriftsteller allein hat dieß nicht nöthig. Je größer die Konkurrenz, desto zufriedener ist das Publikum mit der Waare. Gebt uns nur her, was ihr geschrieben habt, es wird schon recht seyn, wir sind auf Alles gefaßt. Schafft uns Trauerspiele, wir möchtens einmal mit dem Schicksale probiren. Für die tragische Wirkung laßt uns sorgen: wenn auch nicht eure Helden, den Dichter können wir doch immer bemitleiden. Und nun wollen wir Romane! Aber laßt sie überall spielen, denn wir möchten überall zu Hause seyn. Uns dürstet nach Abentheuern, wenn wir sie auf der Studierstube bestehen können. Zeichnet uns die Geschichte! Aber ja nicht, wie sie gewesen ist; denn diese steht in unsern Kompendien und ist langweilig; sondern so, wie sie uns gefällt. Würzt sie mit unglücklicher Liebe; mischt namenlose Personen darunter, die wie aus den Wolken in den Gang der Dinge eingreifen; laßt uns hie und da ein Geheimniß ahnen, und schließt, wo möglich, mit einer Hochzeit, oder, wenn dieß nicht angeht, mit Wahnsinn und Verzweiflung. Auch die Politik verschmähen wir nicht; aber wohl gemerkt, sie darf nicht ohne Poesie seyn. Weil wir an keinen Teufel mehr glauben, so ängstigt uns mit Jesuiten. Sprecht von gefährlichen Umtrieben, laßt uns für unsere Rechte und Freiheiten zittern; mit einem Worte, bringt uns in Hitze. Ihr riskirt dabei nicht das Mindeste; denn morgen sind wir wieder ruhig. Endlich, wenn wir bitten dürfen, weissagt ein wenig von der Zukunft. Schwer wird es euch nicht ankommen. Denn schreibt ihr nicht deßwegen Bücher, weil ihr Geld brauchet? und ist nicht jeder Schuldner gewohnt, im Futurum zu sprechen? Es ist in der That verdrießlich, wenn ein Mann von Bildung sterben soll, ohne zu wissen, wie es hernach gehen wird. Wenn ihr die Vergangenheit improvisiren könnt, warum nicht auch die Zukunft? Diese enthält das Schicksal unserer Nachkommen. Es ist billig, daß uns dasselbe zur Durchsicht vorgelegt werde. Nachdem wir lange Zeit unsre Minister mit dem Schicksale identificirt hatten, sind sie nunmehr verantwortlich geworden. Jetzt geht es an das Schicksal selbst. Auch dieses muß seine Kontrolle haben. Verwilligen werden wir natürlich Alles, und besonders, wenn von neuen Lasten die Rede ist. Denn die Nachwelt hat das Recht, uns auszulachen. So freuen wird uns denn, wenn ihr das Lachen verbittert wird.

Diese Bemerkungen bilden gleichsam nur das lange Seil, an welchem ich mein eignes Windspiel loslassen möchte. Ich habe nämlich auch eine Schrift in Bereitschaft, und wollte hiemit ein Probe meines Styls ablegen. Wie dieser Aufsatz, so ist in der Hauptsache auch jene Schrift, vorne ein vielversprechender Titel, und im Ganzen wenig Zusammenhang. Sie ist betitelt: Bemerkungen an den Rand der Vernunft, und hat den Zweck, für jeden Leser ein Räthsel zu bleiben. Gegenwärtig ist es in der That keine leichte Aufgabe, etwas rein Unverständliches zu schreiben. Die Entzifferungskunst wird so weit getrieben, daß selbst der baare Unsinn nicht mehr vor ihr gesichert ist. Was aber meine Schrift anlangt, so fordre ich ohne Bedenken die scharfsinnigsten Interpreten heraus, ob sie es dahin bringen werden, irgend einen gesunden Sinn darin zu finden. Ich hoffte dadurch einem längst gefühlten Bedürfnisse zu entsprechen; denn solche Schriften müssen auf die Bahn kommen, wenn der Uebermuth der Interpreten gedämpft werden soll. Wer sich durch genügende Zeugnisse ausweisen kann, mein Buch bis ans Ende gelesen zu haben, erhält ein Freiexemplar und darf sich überdieß in mein Stammbuch einschreiben.

Ludwig Bauer.

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

(Fortsetzung.)

Theophrast betrachtet die wilden und die kultivirten Pflanzen, und führt aus, daß leztere nicht Produkte einer durch die Kultur hervorgebrachten Ausartung seyen; es sey also z. B. falsch, daß sich Gerste in Hafer verwandeln könne. Er spricht von den Einflüssen des Bodens und Klimas und von den verschiedenen Umständen, die auf die Fruchtbarkeit der Pflanzen Einfluß äußern, und führt bei dieser Gelegenheit manches Merkwürdige an: so spricht er von der Caprifikation, einer Operation, mittelst welcher man die Früchte des Feigenbaums zu stärkerem Wachsthum treibt; man bringt nämlich auf den Baum ganz kleine Insekten, die dann in den Blumenkelch schlüpfen; er beschreibt auch die Art, wie man die weiblichen Dattelbäume zum Tragen brachte, indem man sie dem Einflusse der männlichen Bäume aussezte; er sah übrigens darin keine wahre Befruchtung. Er spricht an dieser Stelle von verschiedenen Palmen der heißen Länder, unter andern von einem Palmbaume mit gabelförmigem Schaft, der Oberegypten angehört. Er führt an, durch welche Mittel sich die Waldbäume weit fortpflanzen, mittelst der Winde, der Ueberschwemmungen ꝛc. Wenn er von den Bäumen spricht, unterscheidet er oft männliche und weibliche: er verbindet aber mit diesen Worten in diesem Fall nicht den Begriff des Geschlechts. Er beschreibt verschiedene einzelne Baumarten: bei den Bäumen der warmen Länder beschreibt er die wahre Achazie, den Citronenbaum (stachlichten medischen Apfelbaum), mit dessen Frucht man zu seiner Zeit die Kleider parfümirte, den Bananenbaum, dessen breite Blätter einem Straußenschwanze gleichen, endlich den Feigenbaum der Bramanen, dessen zur Erde hängende Zweige Wurzel schlagen und neue Schoße treiben. Er spricht auch vom Ebenholzbaum und Baumwollenbaum, einem Strauch, der seit Alexanders Zuge bekannt, aber noch nie nach Griechenland gekommen war. Bei den Wasserpflanzen beschreibt er den Papyrus, eine zu jener Zeit sehr wichtige Pflanze, da das Pergament noch nicht erfunden war, und den Lotus, eine in allen egyptischen Kanälen sehr gemeine Wasserpflanze. Er handelt von der Lebensdauer der Gewächse, ihren Krankheiten, namentlich denen des Holzes, von den Insekten, welche es zerfressen, und bei dieser Gelegenheit beschreibt er die Larve des Hornschröters. Er gibt an, wo die Waldbäume die größte Höhe erreichen, und führt ganz besonders Korsika an. — Dies sind ungefähr die Materien, die in den ersten fünf Büchern abgehandelt werden. Das sechste handelt von den Sträuchern, Stauden und Gartenblumen; das siebente von den Küchenkräutern und einigen Feldpflanzen, das achte von den Getreidearten und einigen Hülsengewächsen; im neunten endlich handelt er von den Säften, die man aus den Pflanzen gewinnt: vom Pech, vom Theer, vom Harz, vom Weihrauch, von der Myrrhe, auch von einigen Gewürzen, namentlich dem Zimmt, und verschiedenen Arzneipflanzen, z. B. der Nießwurz.

Man sieht nach dem Bisherigen, daß diese Geschichte der Pflanzen gleichsam eine Kopie der Geschichte der Thiere ist; aber Theophrast hatte bei allem seinem Geist und ausgebreiteten Wissen bei weitem nicht des Aristoteles Genie: daher vermissen wir auch in seinem Buche die großartigen Ideen, die Fülle von allgemeinen Regeln, die wir bei jenem bewundern. Theophrast führt in seinem Buche etwa 360 Pflanzen an: viele Waldbäume, mehrere Fruchtbäume, die meisten Küchenkräuter, die Getreidearten, endlich mehrere indische Gewächse, mit denen wir erst im 15ten oder 16ten Jahrhundert bekannt geworden sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichter.

Paris, März.

(Beschluß.)

Hernani von Victor Hugo.

Victor Hugo sieht selbst ein, daß manche seiner Verse ein sehr holperichtes Ansehen haben, besonders wenn sie mit den so fließenden und eleganten Versen eines Racine oder eines Voltaire verglichen werden; er sucht sie zu verbessern, damit sie den Zuhörern keinen Anstoß mehr geben; denn noch den ersten acht oder zehn Darstellungen Hernani's konnten die Klassiker endlich sich in Menge im Théâtre français einfinden und ihre Gesinnungen äußern. Seitdem geht es bei den Vorstellungen sehr lärmend zu; jeder barocke Ausdruck wird be-

lacht und jede den französischen Geschmack beleidigende Tirade bespottet, so daß man Mühe hat, etwas von dem Stücke zu verstehen. Von Zeit zu Zeit bekommen freilich die Romantiker die Oberhand, und wenn eine schöne Stelle vorkommt, so entsteht ein plözliches Beifallsgeschrei; dann aber läßt sich das spöttische Lachen der Antiromantiker wieder vernehmen, und in Wahrheit gibt es Dinge in Hernani, die auch der eifrigste Romantiker schwerlich verfechten kann. Es ist ein Gegendruck entstanden, welcher wahrscheinlich nicht statt haben würde, wenn die Romantiker nicht den ersten Druck verursacht hätten. So geht es mit den Partheien in der politischen Welt, wie in der Literatur; man bedrücke eine derselben, so wird sie, wenn sie sich Luft verschaffen kann, noch heftiger entgegen drücken; dann beklagt man sich über die Heftigkeit der leztern; aber warum drückte die erstere auf sie? Hernani bringt dem Théâtre français, so oft er aufgeführt wird, 3 bis 4000 Fr. ein; natürlich sehnt sich nun dieses Theater, das schon bei Dumas Heinrich dem Dritten seine Rechnung gefunden hatte, nach ähnlichen romantischen Stücken. Ihm kann man es gewiß nicht verdenken, wenn es die Romantik der Herren Dumas und Victor Hugo dem Klassizismus der Herren Arnaud, Jouy und so vieler andern vorzieht, denn bei leztern gewinnt es nichts; die kühnen Versuche eines Dumas und V. Hugo's hingegen, welche eine Hälfte des Publikums verherrlicht und die andere heruntersezt, erregen allgemeine Aufmerksamkeit und werden zu Tagesbegebenheiten in Paris, woran Jedermann Theil nimmt, die in Zeitungen und in den Salons täglich besprochen werden, und was das Wichtigste für das Theater ist, die ganze Stadt bewegen, das vielbesprochene Stück selbst anzuschauen. Was nun endlich den muthmaßlichen Einfluß eines Theaterstückes wie Hernani betrifft, so läßt sich voraussehen, daß nach diesem kühnen Versuche jeder andere, besonders wenn der Vorwurf noch mehr Interesse erregt als dieser, vom französischen Publikum wohl aufgenommen werden wird, und daß die sogenannten aristotelischen Regeln, welche zuvor als unumstößliches Gesez galten, ihr Ansehen bald gänzlich verlieren werden. Dies beweist wieder, daß Voltaire Recht hatte, als er behauptete, alle Gattungen von Dichtung seyen gut, ausgenommen die langweilige. Denn sicher ist das Publikum den guten Theaterstücken nach dem alten Zuschnitte nicht abhold geworden; allein es ist der ewigen, in einer und derselben Form gegossenen Nachahmungen müde und zollt den jungen Dichtern Beifall, welche, troz der dramatischen Gesezgebung, kühn und frei ihre Theaterstücke dichten, ohne sich darum zu kümmern, ob sie zu den alten Regeln passen oder nicht. Manche Neuerungen aber, die Victor Hugo und seine Anhänger vorbringen, werden nimmer in der französischen Literatur Eingang finden, weil sie dem Nationalgeschmacke zuwider sind. Dahin gehören besonders die Sprach- und Versverdrehungen. Eine Nation, welche an dem fließenden, natürlichen und geistreichen Styl eines Voltaire ihren Gefallen hat und diesen mit Recht als ein Muster ansieht, wird nimmermehr den kauderwelschen Ton einiger jungen Dichter vorziehen. Will also Victor Hugo sich ein dauerhaftes Verdienst um die französische Dichtkunst erwerben, so muß er erst seinen Styl verbessern, mit Anmuth und Grazie dichten, wie Racine und Voltaire, und legt er dann in seine Dichtungen eine kühne Phantasie, wie Chateaubriand, so wird er sicher ein großer Dichter werden; allein sonst nicht.

D g.

London, März.

(Beschluß.)

Leake's Reisen in Morea.

„Ein Lamm (heißt es in der Reisebeschreibung des Obristlieutenants Leake von Morea weiter), welches drei Monate lang durchaus von Milch genährt worden ist, wird um Ostern, wo die meisten Lämmer verbraucht werden, um vier bis sechs Piaster verkauft. Im März werden die Mutterschafe abgesondert und die drei folgenden Monate über zweimal des Tages, dann einen Monat lang einmal des Tages, und im Juli einmal in zwei, drei Tagen gemolken. Ein gutes Schaf gibt jedesmal ein Pfund Milch, woraus dann Butter, Käse, Misithra und Yaourt gemacht werden. Von der Mitte Juni bis zum Herbst weiden die Schafe nur Nachts und bedürfen einmal des Tages Wasser. Man rechnet ungefähr 300.000 Schafe und Ziegen im Vilayeti Gastuni, zu welchen im Winter 150.000 von den benachbarten Gebirgen kommen. Diese entrichten an den Spahi 3¼ Asper fürs Haupt, statt 1¼.

Ich bemerkte im Vorbeireiten bei dem Dorfe ein Bauernmädchen im Felde, welches sowohl nach Zügen als Bildung ein vollkommenes Muster griechischer Schönheit war. Solche Beispiele sind indessen selten, und natürlicherweise noch seltener beim weiblichen als beim männlichen Geschlecht in einem Lande, wo Armuth und Druck die Masse des Volkes von der Wiege auf zu einer harten Lebensart zwingt, welche die Männer besser auszuhalten vermögen. Deßwegen verblüht auch die weibliche Schönheit schnell, wenn sie sich ja irgendwo zeigt.

.... Hassans Beschreibung seiner Kriege in Mani ist sehr unterhaltend. Die Bürgerkriege, die sie untereinander führen, bemerkt er unter anderm, sind selten sehr blutig, und es vergehen oft Monate, ohne daß ein Mensch dabei umkommt. Die Weiber tragen ihren Männern und Brüdern Pulver und Blei zu, und es ist Ehrensache, daß man nicht auf sie schießt. Um mir zu beweisen, wie hoch er in Mani geachtet sey, zeigte mir Hassan ein Gedicht, welches er eben von dort erhalten hatte, und worin ihm jede mögliche Tugend beigelegt wird. Dichtkunst und Seeräuberei scheinen eingeborne Pflanzen in Griechenland zu seyn, die sich nie ausreuten lassen..... Als wir uns dem Dorfe Kalivia näherten, flohen die Einwohner und verbargen sich. Ich fand jedoch bald Eingang in eines der besten Bauernhäuser im Dorfe, und der erste Gegenstand, dem mein Blick hier begegnete, war ein Marmor mit einer Inschrift. Das Haus ist auf die gewöhnliche Art von Lehm mit einem Ueberzuge von Mörtel gebaut; das Dach ist mit Stroh gedeckt, was bei den Bauernhäusern in Griechenland nicht gewöhnlich der Fall ist. An einem Ende befindet sich ein erhabener Halbkreis von Erde fürs Feuer, aber ohne Schornstein, am andern trennt eine niedrige Wand von demselben Material, wie das Haus, die Wohnung der Familie von der Stallung für die Ochsen und Esel, und beide Theile haben nur eine Thüre. Das gewöhnliche Geräth eines griechischen Bauernhauses steht und hängt umher, nämlich ein Webstuhl, faßförmige, mit Lehm bedeckte Weidenkörbe fürs Getreide, ein Sieb, Spinnrocken, einige kupferne Gefäße zum Kochen und zwei Levern. Der Boden ist die nackte Erde, blos wie die Wände mit einer Lage von Mörtel bedeckt. Ein an der Außenseite des Hauses anliegender Backofen, im Garten einige Bohnen und Artischocken und ein über das Haus hingezogener Weinstock verrathen ungewöhnlichen Wohlstand und Fleiß. Der erwähnte Marmor ist auf einer Seite der Thüre in die Wand eingefügt und ist ein interessantes Denkmal. Es wurde zur Ehre des Caius Julius Eurycles errichtet, welcher zur Zeit des Strabo Statthalter von Lakonien und ein so mächtiger Mann war, daß er die Insel Cythera (Cerigo) als Eigenthum besaß. Sein Name befindet sich auf den unter seiner Herrschaft geprägten lacedemonischen Münzen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 97.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 23. April 1830.

Der Gatte zieht sein Weib unwiderstehlich
In seines Kreises abgeschlossne Bahn. —
Was sie gewann, wer will es ihr entreißen?

Goethe.

Die Gräfin.

Ich war eines Morgens in der Leopoldinischen Gemäldegallerie, wo die ganze Wiener Welt hinströmte, das Porträt einer Dame zu sehen. Die hohe Schönheit der Züge und die Vollendung der Ausführung verdienten wirklich Bewunderung. Der gravitätische kaiserliche Adjudant, der mich begleitete, lächelte über meine Ecstase, versprach, mich mit dem Original selbst bekannt zu machen, und führte mich am Abend in die Soirée der Gräfin von M. Der Geist und das Leben, das in dem ganzen Wesen dieser Frau lag, und die Mischung von Würde und Anmuth, die aus ihrer Miene sprach, machten sie zu dem liebenswürdigsten, verführerischsten Weibe, das ich je gesehen. Nachdem sie die Spielpartheien angeordnet, den Bostontisch in die Mitte des Zimmers hatte setzen lassen, und das ewige Picket in eine Ecke gewiesen, trat die schöne Gräfin zu einer kleinen Gruppe am äußersten Ende des Zimmers, die so glücklich war, keine Karte zu erhalten, und dem traurigen Zeitvertreib eines Whists oder Ecartés den selteneren Genuß einer geistreichen Unterhaltung vorzog. Eben, da die Gräfin herzutrat, behauptete ein junger Kammerherr, vielleicht zu warm, es sey unmöglich, sich in der Herkunft eines Menschen zu täuschen, und ein gewisses Air von Würde im ganzen Wesen verrathe die gute Geburt. Dieselbe Meinung theilte auch eine alte Dame, sie ward aber von einem Stabs-Offizier von ausgezeichnetem Anstand und einem Exminister bestritten, die Beide ihre Gründe dazu hatten. Endlich, um ein Beispiel zu geben, das jeden für seine Parthei gewinnen sollte, wandte sich der Kammerherr an die Frau des Hauses und fragte sie triumphirend, ob nicht, wenn das Schicksal sie auch in eine niedrige Lage versezt hätte, ihre edle Geburt sogleich aus ihrem Wesen und ihren Manieren erkannt werden würde. Die schöne Gräfin lächelte bei diesen Worten. „Sie haben einen schlechten Beleg für Ihre Behauptung gewählt, Graf L.,“ sagte sie. „Wie, meine Gnädige, sind Sie nicht die Tochter eines Grafen?“ — „Nein.“ — „Oder eines Barons?“ fragte die alte Dame. „Nein.“ — „Eines Offiziers?“ fragte der Obrist. „Nein.“ — „Oder eines Ministers?“ fragte der Exminister. „Nein.“ — „Sie täuschen uns, Madame,“ versezte der junge Kammerherr; „Sie sind gewiß von sehr guter Familie —“ — „Von ehrlichen Leuten, die aber in der That keine Titel besaßen, deren sie sich rühmen konnten,“ fiel lächelnd die Gräfin ein. „Sie können es bezeugen, daß ich nicht besser bin, als ich behaupte,“ fuhr sie gegen meinen Freund gewandt fort. In diesem Augenblick ward sie an einen der Spieltische gerufen, um einen Streit zu schlichten, und während sich über ihre freimüthige Erklärung Bemerkung auf Bemerkung drängte, fragte ich den Adjudanten: „Wer ist die schöne Gräfin?“ — „Sie soll es Ihnen selbst sagen,“ erwiederte er. „Ich habe ihr Tagbuch zu Hause. Sie lieh es mir und ich will es Ihnen leihen; denn sie scheint so wenig verbergen zu wollen, woher sie stammt, als was sie geworden ist.“

Mein Weg führte an seinem Hause vorbei, ich begleitete ihn dahin, er gab mir das Manuscript, und ich las es, bevor ich schlafen ging.

„Mein Name ist Angelique l'Arjou; ich ward zu Neuilly geboren. Meine Mutter, la belle Pavsaune genannt, starb wenige Tage, nachdem ich zur Welt gekommen, und mein Vater überlebte sie nicht lange. Als eine Waise von zwei Jahren, nahm mich eine Muhme auf, die mir eine zweite Mutter ward. Seit dem Tod meiner Eltern hatte sich ihr Garten bedeutend erweitert, sie hatte alle Kunden ihrer Schwester geerbt, und ihr einziger Ehrgeiz war, mich die schönsten Früchte und Blumen in der Umgegend von Paris austragen zu lassen. Ich trat in mein fünfzehntes Jahr; die feurigen Blicke der jungen Männer, die mir zu begegnen suchten, der Mißmuth der Mädchen, die mir aus dem Wege gingen, und die Sorglichkeit meiner Muhme sagten mir, daß ich schön sey; ich hatte es selbst schon seit einem Jahre gemuthmaßt. Doch man ist nicht ungestraft hübsch. Alle Jungen von Neuilly machten mir den Hof; ich liebte keinen, und wollte doch Niemand wehe thun, aber ihre Lobsprüche lehrten mich, wie man gefallen kann; und bei nur mäßigem Gedächtnisse vergißt man solche Lehren nicht so bald wieder.

Ein ganzes Jahr erhielt ich zwischen meinen Dorfanbetern klug das Gleichgewicht. Meine Muhme aber, die nicht viel Glück mit ihren Männern hatte — sie war die Wittwe des dritten — wählte für mich einen Gatten, einen Jungen von meinem Alter, den Sohn eines reichen Handelsmanns. Ich hatte ihn nie zuvor gesehen und empfing ihn mit klopfendem Herzen. Schon war der Hochzeitflitter gekauft, der Ehekontrakt entworfen, als ein Zufall meine Heirath vereitelte und mein Glück gründete.

Bei einem Besuche in Paris glitt ich aus, als ich eben in das Hôtel de Suède, rue de Richelieu eintrat, und verrenkte dadurch den Knöchel. Mein Geschrei brachte viele Fremde, die dort wohnten, herbei. Unter ihnen befand sich ein alter Herr, der lebhaften Antheil an meinem Unfall zu nehmen schien; er ging mir keinen Augenblick von der Seite, seine Güte übertrieb meine Gefahr. Aus Furcht, die geringste Bewegung möchte mir schaden, wollte er nichts von meiner Fortschaffung hören, und schickte sogleich seinen Wagen mit seinen Bedienten an meine Muhme ab. Sie kam an, besuchte mich, kondolirte, umarmte mich, wollte verzweifeln, entschuldigte, klagte, dankte, alles durcheinander, am Ende aber unterhielt sie sich ernstlich und lange mit meinem Beschützer.

Monsieur de Villefort war ein alter Junggeselle, der sein Lebenlang Reichthümer aufgehäuft hatte, ohne zu wissen, wer sie genießen würde. Seine Erben waren entfernte Verwandte, die ihm von Zeit zu Zeit Winke gaben, wie überglücklich sein Alter sey. Diese Winke wollten ihm in die Länge nicht behagen. Eines Morgens verließ er Grenoble und kam nach Paris, in der Absicht, seine Verwandten zu enterben. Eine Heirath schien ihm das nächste und sicherste Mittel. Meine Persönlichkeit gefiel ihm, meine Jugend sprach ihn an und er wählte mich zum Werkzeug seiner Rache. Meine Muhme hatte die Güte, ihm nichts in den Weg zu legen. Der Bräutigam von Neuilly ward abgedankt, ein neues Aufgebot geschah, sie führte mich zur Kirche, ließ mich ein kleines Wörtchen am rechten Platze sprechen, und Monsieur de Villefort war mein Gatte.

Dieser merkwürdige Alte beschäftigte sich eifrig mit meiner Bildung, und ihm verdanke ich die wenigen Kenntnisse, die ich besitze. Ich verlor ihn drei Jahre nach unserer Verbindung und werde ihn mein Lebenlang bedauern. Er hinterließ mir all sein Gut; seine Verwandten griffen seinen lezten Willen an, sie verloren ihren Prozeß und appellirten. Ich mußte mich deßhalb nach Grenoble begeben. Recht zu haben ist eine schöne Sache, aber Bitten, Empfehlungen haben auch ihr Gutes, und in Rechtssachen darf man nichts versäumen. Ich kannte Niemand in dieser Provinz, als ich ankam; ich wohnte im goldenen Löwen, gegenüber einem Obrist der Infanterie, der, ich wußte nicht wie, wohl aber warum, mir immer begegnete. In einer Stadt auf dem Lande genießt jeder Fremde das Vorrecht, Neugierde zu erregen. Der Grund meiner Anwesenheit war bald bekannt, und meine Gegner wußten durch allerlei skandalöse Anekdötchen die öffentliche Meinung gegen mich einzunehmen. Durch einen Zufall, wie denn der Zufall eine nur zu große Rolle in meiner Geschichte spielt, bekam der Obrist ein solches Pasquill zu Gesicht; er war empört, er erbat sich die Erlaubniß, mir aufwarten zu dürfen; er kam, und bot mir mit kriegerischem Freimuth sein Schwert, seine Zeit, seine Dienste und — sein Herz an. Ich nahm alles an, und that wohl daran. In der Umgegend von Grenoble geboren, stand er mit der Mehrzahl der Richter in Verbindung, sprach sie, überzeugte sie von der Gültigkeit meiner Ansprüche, und da es doch auch Umstände gibt, wo das Recht der Intrigue den Weg abläuft, so gewann ich meinen Rechtshandel zum zweiten Mal."

(Der Beschluß folgt.)

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.
Nach Cuvier.

(Fortsetzung.)

In einem zweiten botanischen Werke: von den Ursachen der Pflanzen, wirft Theophrast eine Anzahl Fragen auf, die nicht immer leicht aufzulösen sind. So fragt er sich, warum die besten Früchte nicht immer die besten Saamen

enthalten, warum die Früchte der wilden Bäume nicht so gut schmecken als die der zahmen? Er stellt noch andere physische Fragen: so will er erklären, warum die Thiere im Allgemeinen keinen angenehmen Geruch haben, während viele Pflanzen sehr gut riechen. Aber seine Physik steht weit unter der des Aristoteles.

Theophrast gab sich, wie sein Lehrer, mit mehreren Zweigen der Naturgeschichte ab. Unter mehreren kleinen Abhandlungen von Thieren handelt eine von den Fischen, die auf dem Trockenen leben, und hier zeigt er ziemlich ausgebreitete Kenntnisse von den Naturprodukten Indiens. Er spricht von den fliegenden Fischen, von den Fischen, die das Meer bei der Ebbe auf den Felsen läßt, von denen, die im trocknenden Schlamm der Moräste stecken bleiben. Er führt einen indischen Fisch an, der aus dem Wasser herausgeht. Diesen Fisch, den Ophicephalus, haben wir erst vor etlichen und zwanzig Jahren durch Hamilton Buchanan kennen lernen; er lebt im Ganges; man findet ihn aber zuweilen so weit entfernt von allem Wasser, daß das Volk glaubt, er sey vom Himmel gefallen. Theophrast beschreibt ihn gar nicht übel und sagt, er gleiche der Meeräsche im runden Kopf, der Färbung und der Stellung der Schuppen.

Das bedeutendste Werk Theophrasts, nach den botanischen, ist die Abhandlung von den Steinen, ein kostbares Buch, wegen der Menge von Mineralien, die darin aufgeführt werden. Die Metalle sind nach ihm aus dem Wasser entstanden, die Steine aber aus der Erde. Er theilt die Steine ab in schmelzbare und unschmelzbare, und leztere in solche, die sich calciniren lassen, und solche, die das Feuer nicht angreift. Auch nach Härte und Zusammenhang stellt er sie in Ordnung. Er gibt den Gebrauch des Probiersteins an, spricht von den verschiedenen Versteinerungsarten, den inkrustirenden Wassern u. s. w.

Nach den allgemeinen Betrachtungen geht er auf die besondern Beschreibungen über. Er spricht von den verschiedenen Marmorarten, vom parischen und pantelischen Marmor, dem Alabaster u. s. w., von den Steinen, die sich zu Metallen schmelzen lassen, von der Steinkohle und ihren verschiedenen Arten. Er erwähnt auch der Bimssteine, deren vulkanische Herkunft ihm nicht unbekannt ist, und nennt eine Art derselben Stein von Lipari. Dann kommen die Steine, die sich graviren lassen, der Carneol, der Jaspis u. s. w. Auch vom Sapphir ist die Rede, der auf blauem Grund goldene Adern hat; dieß ist also nicht der Stein, den wir jezt so nennen, sondern der Lapis Lazuli. Er redet von den Smaragden und erzählt, ein König von Egypten habe von einem äthiopischen Fürsten Smaragde bekommen, die nicht weniger als vier Ellen hoch gewesen seyen; aus vieren konnte man einen Obelisken bauen. So auffallend dieß ist, so ist es doch nicht ganz unglaublich; bei Limoges wurden auch außerordentlich große Smaragde gefunden, die aber weder glänzten, noch durchsichtig waren. Uebrigens verwechselten die Alten oft den Turmalin und manche andere grüne Steine mit dem Smaragd. Er führt auch den Hyacinth an, den Amethyst, den er Stein von Heraclea nennt, den Bergkrystall, den Onyx, den man findet, wenn man gewisse Steine zerbricht, den Achat, der seinen Namen vom Fluß Achates hat, den Bactrianischen Jaspis, den man im Sand findet.

Bei den kostbaren Steinen spricht Theophrast auch von den Perlen, jedoch ohne sie mit den mineralischen Produkten zu verwechseln. Er sagt, sie kommen aus einer Muschel, die man im indischen Meere fange. Er spricht von den Ueberresten organischer Körper, die man in der Erde findet, vom versteinerten Rohr, dem fossilen Elfenbein u. s. w. Wo er vom Nutzen der mineralischen Körper handelt, beschreibt er die Glasbereitung. Er führt die verschiedenen Farben an, welche die Maler aus den Mineralien gewinnen: den natürlichen Oker, den gebrannten Oker, das Bleiweiß, den Grünspan, den Zinnober, den die Phönizier aus Spanien holten; auch aus Colchis kam welcher, wo er sich oben auf steilen Felsen finden sollte, von wo man ihn mit Pfeilen herabschoß. Es war dies wohl ein Mährchen, wie sie die Kaufleute ersannen, um einen hohen Preis fordern zu können. Theophrast spricht endlich vom Mergel und seiner Anwendung, und vom Gips, aus dem man damals schon, wie jezt, Verzierungen für das Innere der Häuser goß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Avignon, März.

Partheiungen. Ein neuer Epimenides.

Der Frühling bringt mit Macht heran und will uns durch tausend aufgehende Knospen und Blumen, durch warmen Sonnenschein und Duft für die schrecklichen Wintertage und für die Angst des Eisgangs entschädigen, der unsere Rhonebrücke einriß. — Wie bei uns noch immer Alles Partheiung, Haß und Leidenschaftlichkeit ist, davon nur einen Beleg aus diesen Tagen der Noth und Furcht. Als der durch ungeheure Eisstücke furchtbar und unwiderstehlich gewordene Strom ein Joch der Brücke nach dem andern wegriß, waren die Behörden versammelt und man that Alles, um zu retten und zu helfen. Auf dem andern Ufer, wo das Städtchen Villeneuve liegt, standen die Einwohner zu Hunderten am Ufer, sangen, lachten, spotteten und höhnten die geängstigten Avignoner. Auf jeden neuen Eisandrang an die Brücke folgte ein unbändiges Freudengeschrei und Händeklatschen. Der Maire von Villeneuve hatte Muth genug, ihnen dieses Unwesen zu verweisen; dies half aber nichts; sie schrien, jubelten und tobten nur noch ärger, und warum? weil die Villeneuver den Avignonern seit geraumer Zeit aufsäßig sind, wiewohl der größte Theil dort Nahrung und Unterhalt findet. In dem kleinen Ort arbeiten allein vierhundert Seidenwebstühle für Avignon.

Aus unserer Gegend stammt der adelige Epimenides, von dem in diesen Monaten hin und wieder in den französischen

Zeitschriften die Rede gewesen ist. In der Revolutionszeit von 1792 verließ er sein Vaterland, ging nach England und nahm da Dienste in einem Regiment, das nach den Kolonien ging. Nach einigen Jahren wurde ihm das Kommando in einer kleinen Niederlassung am äußersten Ende Nordamerikas anvertraut. Wie er sah, daß er nun einmal für lange Zeit, vielleicht für immer an diesem fernen Punkt der Welt leben mußte, bat er 1795 den Kapitän eines europäischen Schiffes, ihn doch auf irgend eine Art wieder mit seinem Vaterlande in Verbindung zu setzen. Dies geschah auch. Seitdem sandte man ihm den Moniteur in Paketen. Man kann denken, daß sie nicht oft und nicht regelmäßig bei ihm auf dem fernen, verlassenen Punkt ankamen. Er nannte es ein gutes Jahr, wenn er zweimal in zwölf Monaten Zeitungen aus Frankreich bekam; manchmal langte aber auch in diesem Zeitraum keine einzige an. Er war einmal auf dem Punkt, seinen Posten zu verlassen und nach Europa zurückzukehren, als er die Restauration der Bourbons auf den französischen Thron las. Schon machte er Vorbereitungen zu seiner Reise, als er aus einem der folgenden Moniteurblätter, die er nicht alle auf den ersten Anlauf hatte übersehen können, ersah, daß Napoleon wieder zurückgekommen sey und wieder auf dem Thron sitze. Seit dieser Zeit gab er den Gedanken ganz auf, seine Heimath wieder zu sehen, und beschloß, sein Leben ruhig auf der Stelle zu beschließen, wo er war. Zwar erfuhr er hernach die zweite Restauration der Bourbons, hatte aber kein Vertrauen mehr darauf. Endlich kam ihm auch das Indemnitätsgesetz zu, das damals schon sechs bis neun Monate alt war. Dies betraf ihn ganz nahe, denn auch er hatte seine Güter durch die Revolution verloren. Er übergibt daher das Kommando seines Postens einem andern Offizier und macht sich nach England und Frankreich auf den Weg. Nur einen Monat vor dem Ablauf des Termins kommt er in Paris an; seine Sache ist gleich im Reinen; dreimalhunderttausend Franken werden ihm zugesprochen; diese vertheilt er unter seine arme Familie in Avignon und — reist dann gleich wieder nach seinem einsamen Winkel ab, um da zu sterben; denn weder die Freuden der Hauptstadt, die jetzige Civilisation seiner Landsleute, die Genossen im Faubourg St. Germain, noch der Reiz des südlichen Frankreichs, nicht einmal die Fontaine de Vaucluse konnten ihn zurückhalten. „Das ist Alles zu schön für einen Wilden," sagte er, und kehrte zu den Seehunden zurück.

Wenn wir so sehen, wie sich bei uns Alles in politischer und religiöser Partheiung anfeindet, dann ist es recht erfreulich, wenn es in der Nähe Menschen gibt, die anders denken und handeln. In der kleinen Stadt Lunel bei Nimes kam bei der großen Kälte der katholische Pfarrer zu dem protestantischen und veranlaßte ihn, gemeinschaftlich milde Gaben für beide Gemeinden zu sammeln. So geschah es auch. Jedermann war über diese christliche Eintracht in christlichem Werke erfreut und gerührt, und die Sammlung für die durch Frost und Hunger erstarrten Armen fiel sehr bedeutend aus.

Berlin, März.

Zustand des Theaters.

Es heißt jezt von unserm königlichen Theater, daß es sich hebt. In der That ist auch seit Jahresanfang manches geschehen, mehr indessen geeignet, eine Art Lustre auf das Institut zu werfen, als daß es ein Zeichen der innern, gemessenen, dauernden Thätigkeit wäre. Wie es auch in kalten Zonen mitunter Erdstöße gibt, so überfliegen uns zuweilen solche Impulse. Es geschieht auf vierzehn Tage, vielleicht auf zwei, drei Monate wirklich recht viel; aber man ist kaum zur Anerkenntniß gekommen, so hört es auch schon wieder auf. Es fehlt dem Institute in seiner gegenwärtigen Konstruktion an jeder organischen Lebenskraft; ein guter Wille hier und dort genügt nicht, es in Bewegung zu erhalten. Damit will ich nicht tadeln, was seit dem Jahresanfang geschehen ist, auch nicht, daß es etwas bunt und kraus unter einander liegt, aber es ist keine Bürgschaft da, daß es nicht bald wieder nachläßt. Man hatte in den lezten Zeiten eine Menge Stücke aufgenommen, die nur für das Secondairtheater gehören. Selbst Hr. Angely, der jezt als Schauspieler die königsstädtische Bühne verlassen hat, wanderte mit seinen Bearbeitungen französischer Tagesneuigkeiten auf das königliche Theater über. Sie nehmen sich nicht schlimmer aus, als manches daselbst längst eingebürgerte; aber es ist doch schlimm, wenn zu dem Ballast immer neuer Ballast hinzukommt. Ueberhaupt sollten, seit ein französisches Theater organisirt ist, seit die französische Truppe auf denselben Brettern spielt, dort keine deutschen Uebersetzungen der gespielten französischen Originale gegeben werden. Den Vortheil hatten die Kunstfreunde wenigstens von der fremden Einquartirung erwartet. Von Wetteifer und Nacheifer kann nicht die Rede seyn, denn in dem, was ihnen eigenthümlich ist, was den Reiz ihrer Darstellungen ausmacht, wird der Deutsche die Franzosen nicht übertreffen; das Streben liegt schon ganz außer seiner Sphäre. Man konnte in den lezten Jahren etwa fünf große Stücke aufzählen, mit denen gewissermaßen das gebildete Publikum und die Rezensenten beschwichtigt wurden, wenn sie zu laut klagten. Das war Maria Stuart, Romeo und Julia, der Kaufmann von Venedig, Donna Diana und Isidor und Olga. Man konnte sie im Schlafrock spielen und Publikum und Darsteller machten es sich denn eben so bequem, wie die Regie. Es sah alles nach dem Schlafrock aus.

Seit Neujahr hat sich dies nun geändert; es kommen vergessene Stücke zum Vorschein und neue auf. Einen Plan, ein Prinzip dabei bemerkt man freilich nicht, aber es ist doch Thätigkeit. Einmal wurde „Göz von Berlichingen" gegeben, aber auch nur einmal; einmal „Macbeth" in der verfehlten Spikerschen Uebersezung. Auch in der Aufführung war manches Verfehlte, aber es zog doch an, das Haus war gedrängt voll, es sprach sich aus: das Berliner Publikum will mehr als französische Kleinigkeiten, und es ist schon zufrieden mit dem guten Willen, der mehr geben will. Man schaufelte weiter im Schutt der lezten Jahre und brachte manche artige Kleinigkeit wieder ans Tageslicht: unter Ifflandschen Conversationsstücken, die wenigstens dem Mimen Gelegenheit geben, ein vergessenes Charakterspiel zu üben oder zu versuchen, ältere und neuere Piecen von Schall, Robert; man studirte abgelebte Stücke neu ein, z. B. den „Tartüffe." Raupachs „Heinrich VI.," der, ein seltenes Phänomen, noch immer das Haus füllt, erscheint einigermaßen als Repräsentant des neu erwachten Verlangens nach dem Trauerspiel. Daß aber Goethe's „Tasso," nach neunjähriger Ruhe neu besezt, von zwei vollen Häusern zweimal mit Enthusiasmus empfangen und begleitet wurde, ist man recht eigentlich geschäftig, als den Triumph des Theaters darzustellen. Es war nicht das zarte Gedicht, die Musik der Worte, die Jedem im Ohre schwebt, aber es war eine Darstellung, die man im Ganzen nicht zu den verfehlten rechnen darf, ein wohlgemeintes, ein durchdachtes, ein hie und da gelungenes Streben nach dem Höheren, und man durfte nach so langer Unterbrechung, nach einer Entwöhnung von solchen Darstellungen, die gewissermaßen den Gegensaz zu den herrschenden melodramatischen bilden, zufrieden seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 98.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 24. April 1830.

Wo wär' die sel'ge Insel aufzufinden,
Wenn sie nicht hier ist in der Unschuld Land?
Hier, wo die alte Treue heimisch wohnt,
Wo sich die Falschheit noch nicht hingefunden.

Schiller.

Barrèges im Sommer und im Winter.

Was kein Mensch über mich vermocht hätte, nicht einmal eine schöne Frau, dazu hat mich ein Arzt beredet, nämlich die Wintermonate in diesem Pyrenäenbad zuzubringen, um eine, durch gar mancherlei wankend gewordene Gesundheit wo möglich wieder herzustellen und zu befestigen. In diesem Wiegenland der Müllnerschen Schuld ist mir seit dem December die Zeit so entsetzlich lang geworden, wie einst Hanna'n und Laura'n, weßhalb sie zum Zeitvertreib Unsinniges vornahmen. So weit will ich es nun nicht kommen lassen, sondern mir lieber durch einen Bericht in Ihr Morgenblatt Luft machen, das doch wahrscheinlich keinen Korrespondenten in Barrèges hat. Ich will aber nicht mit dem Winter anfangen, sondern mit dem Sommer, wo ich voriges Jahr Bagnères und die sämmtlichen Pyrenäenbäder im vollen Naturschmucke sah.

Es gibt Leute, und in der Regel sind es Franzosen oder französirte Ausländer, die hier in den Bergen mehr Reiz finden als in der Schweiz, und die nicht nur das Land, sondern auch die Menschen hier vorziehen und höchlich rühmen. Ich glaube, diese Leute haben die Schweiz gar nicht, oder nur bei Nacht, oder im Nebel, oder im Regenwetter gesehen. Außer dem ewigen Pic du midi, dessen gleichen in der Schweiz zu Hunderten und in weit schönern Formen gefunden wird, hat das französische Pyrenäenland wenig schweizerisches. Wo ist hier die frische, reiche Vegetation in den Thälern, die gewaltigen Bergzüge, die Gletscher, Firnen und großen Seen? Ich kenne viel hundert Punkte in der Schweiz, am Luzerner See, bei Solothurn, im Berner Oberland, auf der Forclag, am Genfersee und auf dem Jura, denen in Reichthum und farbenreicher Mannigfaltigkeit hier nichts zur Seite gestellt werden kann. Aber die Einwohner? Hier muß unterschieden werden. Die Schweizer, die entfernt von ihren Städten, großen Dörfern und Landstraßen leben, und nie von ihren Bergen und aus ihren einsamen Thälern wegkommen, nur selten von Fremden besucht werden und sich dadurch rein, gut, frei und eigenthümlich erhalten, diese Schweizer sind mir so lieb wie die Pyrenäen-Franzosen. Sie haben freilich weniger aufgeweckten Sinn, weniger südliches Blut und angenehme Lebensformen, dafür aber einen reichen Schatz von Rechtlichkeit und Gemüth. Die Verdorbenheit, Prellerei und den Spekulationssinn der Schweizer in den von Fremden überschwemmten Gegenden sucht man überall anderswo vergeblich, also auch hier. Man gründe aber nur am Fuß der Pyrenäen wohlhabende Städte voll Luxus und Leidenschaften, und Dörfer, die durch Tausende von Fremden reich und üppig werden, man schicke die Landeskinder für Geld und gute Worte in fremden Kriegsdienst, man sende einige Jahrhunderte lang reiche und oft verdorbene Ausländer aus allen Gegenden der Welt mit ihren Sitten, Ideen und Gewohnheiten hieher, nicht für einige Wochen und Monate, sondern um Jahre lang da zu ver-

weilen, und wir wollen sehen, wie es dann hier aussehen wird. In Bagnères, Barrèges und den übrigen Pyrenäenbädern, ist es schon jezt um kein Haar besser als in Schinznach, Pfeffers und Leuk; nur unreinlicher und unbequemer ist es hier.

Das Land ist schön, so viel ist gewiß, und ich begreife, daß die vielen Franzosen, welche selten über ihre östlichen Grenzen hinauskommen, darüber in das höchste Entzücken gerathen, denn Frankreich ist bekanntlich sehr arm an naturreizenden Landschaften. Leute, die von Paris kommen, finden leicht schön, was Fremden aus Deutschland, der Schweiz und Italien ziemlich armselig vorkommt, z. B. die ganze kahle, trockene Provence, bei deren Nennung die mehrsten Franzosen nicht unterlassen können, in Ekstase zu gerathen und sie le plus beau pays de l'Europe zu nennen.

Ich kam nicht von Pau und Argelès, sondern von Bagnères hierher, das am Eingang des lieblichen Campanthals und an einem grünen Hügel liegt, aus dem die vielen warmen Heilquellen sprudeln, derentwegen so viele Gäste nach Bagnères kommen. Viele Häuser im Dorf Campan sind zum Theil von dem schönen Marmor gebaut, der in der Nähe gebrochen wird. Wenigstens haben die armen Leute wie in der Nähe von Carara Fenster- und Thürpfosten daraus gemacht. Es ist hier wirklich viel Reiz vereint: eine idyllische Natur, voll Stille und Anmuth, die ein französischer Schriftsteller etwas emphatisch den Vorschmack einer bessern Welt nennt. Das Land ist gut angebaut und darin herrschen besonders die Wiesen vor; Hügel, nicht Berge, durchziehen es nach allen Richtungen; der Adour läuft in Windungen und Krümmungen, neben ihm eine Menge kleiner Bäche und Quellen, die in Marmorbetten rinnen und liebliche Wasserfälle auf weiß und grünem Grunde und zwischen Blumen und Bäumen bilden. Die Häuser stehen lachend und reinlich da, fast vor jeder Wohnung einige immergrüne Eichen und Kastanien, zwischendurch weiden zahlreiche Heerden, dahinter steht die ernste Bergmauer der Pyrenäen und drüber her, wie Damocles Schwert, der Pic du midi. Vergleicht man die aufgeweckten, lebhaften und gastfreien Einwohner dieses schönen Thals mit den Bewohnern der vielbesuchten Schweizerthäler und der herrlichen Gründe an der Limmath und Aar, so muß man freilich gestehen, daß die Leute am Fuß der Pyrenäen viel mehr ansprechen und nicht so von Interesse und Geldgier angefressen sind wie jene. Auch möchte ich die Pyrenäenmädchen in jeder Beziehung denen in der bereisten Schweiz vorziehen. Bei ihnen fand ich nicht nur viel Anmuth in reizender Form, sondern auch eine wahre Unverdorbenheit, die in Frankreich selten gefunden wird und im Berner Oberland schon seit Jahren nicht mehr zu Haus ist. Sie erinnern eher an die Mädchen aus der savoyischen Gletscherregion, haben aber eine französische, spanische und baskische Beimischung, die ihnen gar gut steht.

Bei Campan liegt die berühmte Grotte der Montagne grise, die von Feen, Berggeistern und Zauberern wimmelt. Hier schlagen eine Menge Traditionen und Volkssagen Wurzel, die sich bis ins Thal von Ronceval und in den ganzen Sagenkreis Karls des Großen hinziehen. Den Franzosen, die mit mir waren, kam es gar lächerlich vor, daß ich mich bei den Einwohnern mit Eifer darnach erkundigte und ihre Antworten sehr zu Herzen nahm. Ein membre de l'institut fragte mich mehrmal: est-ce qu'on croit en Allemagne aux fées, aux farfadets et aux enchanteurs? ein andermal bemerkte er vornehm: Vous paraissez ajouter un grand intéret à ces contes d'enfans et de vieilles femmes, à Paris nous nous en moquons. Sie begreifen, daß ich mit nichts antwortete als mit Lächeln. Von den Sagen selbst berichte ich Ihnen ein andermal.

Aus dem Campanthal kömmt man in ein anderes, das Vallée d'Aure heißt, und wo das artige Dorf Grip liegt. Hieß ißt man treffliche Forellen, die in den kühlen, hellen Gebirgsbächen zu Hause sind. Zu diesem Schmaus kommen häufig die Badegäste von Bagnères und Barrèges hierher. In der Nähe bildet der Gave von Rognières mehrere recht malerische Wasserfälle. Auf der Ebene von Tramès-Aiguès schaut man dem Gipfel des Pic du midi recht ins Gesicht. Lange hielt man ihn für den höchsten Pyrenäenpunkt. Laboutinière und Dangos machten aber eine Menge barometrische Beobachtungen, aus denen sich ergab, daß der Mont-Perdu und der Vignemale höher sind.

Wenn man den steilen Pas de l'Escalette zurückgelegt hat, so tritt man in das Thal, wo Barrèges in einem engen Schlund liegt. Der zusammengezwängte, von hohen Bergwänden überragte Ort hat mich an Kreuth bei Tegernsee und Pfeffers in der Schweiz erinnert. Es ist jedoch in den lezten zehn Jahren viel für die Wohnlichkeit des Orts und für die Bequemlichkeit der Reisenden geschehen. Die Franzosen haben aber keinen rechten Sinn für die Einrichtung eines Heilbads. Dieß kann man hier so gut wie in Bagnères und in Plombières sehen, wo für alle leiblichen und geistigen Bedürfnisse der Kurgäste viel weniger gesorgt ist als in Deutschland und in der Schweiz. Für solch einen unbequemen Ort, ohne gute Wohnung und Verköstigung, ist der Aufenthalt ziemlich theuer, denn ein einzelner Mann kommt hier täglich kaum mit zwölf Franken aus.

Das Beste, was man in der guten Jahreszeit hier thun kann, ist die Besteigung des Pic du midi, eine Wanderung, auf der man, außer den schönen Naturpunkten und Fernsichten, auch die Gebirgsbewohner der Pyrenäen in ihrer anziehenden Eigenthümlichkeit beobachten kann.

besonders wenn man so oft wie möglich bei den Hirten und Sennen einkehrt und sie zutraulich reden läßt, um sie in ihrer ganz originellen, halb baskischen Weise zu vernehmen. In wenigen Ländern Europas stößt man bei den Einwohnern auf so auffallende Kontraste. Der aus Civilisationsfirniß, Unterricht, Eitelkeit, Oberflächlichkeit und genügsamer Unwissenheit, aus Dünkel, gloire und honneur zusammengeleimte Pariser ist ein Franzose, und auch der Ziegenhirt an der Nordseite der Pyrenäen ist es; diesen Leuten fehlt alles, was die Erziehung gibt; auch im kühnsten Gedankenflug kömmt er nicht über seinen Patriarchengott, seine Berge und seine Thäler hinaus. Er meint nicht, daß es noch etwas anderes gibt, und wenn er ja davon hört, so kümmert ihn dieß wenig, und er nimmt sich nicht die Mühe, weiter darnach zu fragen. Diese Leute haben nichts als ihre Heerden, und leben mit Niemanden als ihres Gleichen. Ihre Sprache, unendlich reich, poetisch und farbenvoll, beschämt das Französische, das ihr zum Grund liegt; aus jedem Wort spricht das kräftige Gemüth, die lebhafte Einbildungskraft und der Dichtergeist dieser Hirten, die ich mit jedem Schritt aufwärts ins Gebirg merkwürdiger gefunden habe. In der untern Bergregion stehen noch feste Wohnungen, in denen eine Art von Wohlstand, manchmal selbst Reichthum herrscht; oben ist dieß ganz anders. Da schlagen herumziehende Hirten nur für einige Zeit enge Hütten für sich und die ihrigen auf und brechen sie wieder ab, wenn abgeweidet ist und sie weiter ziehen müssen. Viele werden hier oben geboren und sterben auch da, ohne ein einziges Mal ins Thal zu kommen; sie verstehen nichts als die Führung ihrer Heerde. Thue aber ihren innern Schrein auf, daraus geht eine Wunder- und Zauberwelt hervor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gräfin.

(Beschluß.)

„Ich konnte mir nicht verhehlen, welche Verbindlichkeit ich dem Obrist schuldig war; er hatte mich kräftig unterstützt, sein Eifer hatte die Gerüchte zu Nichte gemacht, die die Erben des Herrn von Villefort gegen mich ausgestreut. Mit jedem Tag wurden seine Besuche häufiger, seine Blicke bedeutungsvoller, seine Sprache lebendiger. Endlich wagte er, seinen Minnesold von mir zu erbitten, und ich sah mich zum zweiten Mal verheirathet, ohne dabei mehr als das erste Mal mein Herz um Rath gefragt zu haben.

Nach wenigen Monaten wurde mein Gatte zu seinem Regiment abberufen; er fiel, durch seinen Muth zu weit geführt, in einem Gefecht bei Nürnberg, und ich war in einem Alter von 22 Jahren zum zweiten Mal Wittwe. Da seine Familie mit den besten Häusern der Provinz verwandt war, ward ich natürlich mit den ausgezeichnetsten Personen des Dauphiné bekannt, und diese Bekanntschaften trugen nicht wenig dazu bei, das, was mir von den Manieren und Sitten meiner Kindheit noch etwa angeklebt, vollends abzuschleifen.

Ich verließ Grenoble, nachdem ich meine Erbschaft, die meine Renten verdoppelte, in Ordnung gebracht hatte. Ich war bereits vier Jahre in Paris, als eine Schwester des Obrists mich bat, mich für sie wegen der Aufnahme eines ihrer Söhne in St. Cyr bei einem Manne von Einfluß zu verwenden. Ich fuhr bei dem Grafen von M. vor; er empfing mich sehr artig und sein Gesicht gefiel mir sogleich ausnehmend wohl; er gab mir das Wort, sich für mein Gesuch zu verwenden, und am nächsten Morgen brachte er mir das Patent. Für diesen Dienst erbat er sich die Erlaubniß, mich besuchen zu dürfen, und er erlangte sie ohne große Schwierigkeiten. Einige Tage darauf hielt der Graf um meine Hand an, und ich sagte ohne Weiteres ja. Als man aber den Ehevertrag aufsezte, entlockten ihm meine Namen, die ich natürlich angeben mußte, einen Ausruf der Freude und des Erstaunens. Dieser arme Graf von M. liebte mich nämlich in der Erinnerung, und erwartete nicht, in der Wittwe des Hrn. von Villefort und des Obristen L. das hübsche kleine Blumenmädchen, den Gegenstand seiner ersten Liebe, wiederzufinden. Ich meiner Seits, wie hätte ich in dem Manne, den ich jezt liebte, ihn erkannt, den ich vor zehn Jahren hatte heirathen sollen, hätten nicht mein Ausgleiten in der rue de Richelieu und Herrn von Villefort's Dazwischenkunft diese Ehe verhindert. Jedes von uns hatte seine Carrière gemacht. In der folgenden Woche heirathete ich meinen Geliebten; der erste Monat war eine Reihe von Festen und Ergötzlichkeiten; der zweite —“

Hier endete das Manuskript.

„Was wird unser junger Graf dazu sagen?“ fragte ich am nächsten Tag meinen Freund, als ich ihm das Memoire der Gräfin zurückgab. — „Was er sagen wird? Das Schloß des Prinzen von . . . stehe unfern Neuilly, Se. Durchlaucht sey als Freund der Schönheit bekannt, die Mutter habe la belle Paysanne geheißen und sey heimlich mit ihm getraut gewesen.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Beschluß.)

Zustand des Theaters. Mademois. Sontag.

Man will jezt an den Shakespeare gehen und die alten Bearbeitungen völlig durch die neue Uebersezung des Herrn Kauffmann, von der, obgleich noch keine Probe erschienen, schon viel die Rede ist, verdrängen. So soll der „Lear,“

allzulange um seine Introduction verkürzt, nach dieser Uebersetzung auf die Bretter kommen, und man spricht davon, daß Devrient die Rolle des Königsgreises mit der des Narren vertauschen wolle. „Othello" soll ebenfalls an die Reihe kommen. Vom „Julius Cäsar," der nach der Bearbeitung, oder vielmehr gänzlichen Umarbeitung Friedrich Försters schon angekündigt ist, wird Ihnen mein nächster Brief schon Nachricht geben können.

So geschieht Manches, was man billig anerkennen muß, als einer großen Kunstanstalt würdig. Soll sie aber dem sich nähern, was man, mit billigen Wünschen, von einer so hochgestellten Bühne fordern darf, muß sie nicht allein im Dargestellten, sondern auch in den Darstellern sich rekrutiren. Mad. Crelinger scheint der Bühne zu bleiben. Da ihr Kontrakt auf Lebenszeit lautet, ist ihr Entlassungsgesuch zurückgewiesen worden; sie hat dagegen Zulage erhalten. Mlle. Fournier aus Dresden, wider Erwarten schnell engagirt, ist eine gute Zubuße zum defecten Personale, „macht aber nichts," nach dem Kunstausdruck, wie man sich auch Mühe gibt, sie in der Gunst des Publikums zu heben. Noch dringender spricht sich das Bedürfniß nach einem jugendlichen Liebhaber aus, da die bisherigen in das Fach der Helden und Väter übergehen. Da, wo das Bedürfniß am allerdringendsten ist, ist aber die Abhülfe am allerschwierigsten; doch darf man einem leisen Gerüchte trauen, so dächte man darauf, dem Schauspiel eine dramaturgische Leitung zu verschaffen, wie sie sich nur wünschen läßt. Ein solcher Plan, vom Grafen Redern ausgehend, würde, wenn er ihn durchsetzte, diesem jungen Dirigenten nur Ehre bringen.

Seit einigen Tagen ist die Sontag mit ihrer Schwester hier eingetroffen. Ein halb im Scherz projektirter Empfang ist unterblieben, aber die liebenswürdige Sängerin ist und bleibt, was auch Neid und Aerger vorbringen mögen, ein solcher Gegenstand der Aufmerksamkeit, ja der allgemeinen Theilnahme, daß nichts dagegen aufkommt, selbst nicht die gespannte Erwartung auf die Adresse der französischen Kammer. Und warum dieser Neid, dieser Aerger? Den Wahnwitz des Enthusiasmus, der am geringfügigen haftet, bespöttele oder geißele die Satire, wo aber das Glück so dauernd, so entschieden, so überall gleich ein glückliches Haupt mit seinem Segen überschüttet hat, sollte man so wenig über Ungerechtigkeit und Ungleichheit zürnen, als das Talent ein Recht hat, dem Genie sein Mehr zu mißgönnen. Der Beglückten sind so wenige, warum mit dem Schicksal murren, daß der Sonnenstrahl hier zu hell hinfiel und dort zu matt? Das Auge freut sich doch. Das Gerücht ihrer in aller Form vollzogenen Vermählung scheint sich zu bestätigen. Seit Paris ist die Sängerin in keiner theatralischen Darstellung aufgetreten, und will nur in Konzerten ihre Kunst öffentlich zeigen. Doch hofft man, daß in Berlin auf besondere Veranlassung eine Ausnahme statt finden werde. Die Hoffnung auf ein dauerndes Engagement hat man aufgegeben. Von hier reist sie nach dem hohen Norden. Schon ist ihr erstes Konzert angekündigt, und wer sie in Privatcirkeln gehört hat, ist über die hohe Ausbildung ihres melodischen Gesanges, über den neuen Umfang und die gewonnene Tiefe ihrer Stimme, wie über deren seltsame Volubilität erstaunt.

Für das Königsstädtische Theater ist ein scheinbarer Sommer eingetreten. Guter Absatz und schlechte Waare. Die Wiener Stücke machen Epoche. Man sieht, daß seit den letzten Ritterstücken ein neues Geschlecht aufgekommen ist, sonst könnten die Birch-Pfeiferschen, wo nichts neu ist, nicht die Verließe, Visiere, Pokale, Flamberge, am wenigsten die Menschen, unmöglich wie Meerwunder angestaunt werden. Die Ingredienzien waren bei Spieß und Veit Weber sogar pikanter, wogegen Mad. Birch-Pfeiffer die Effekte aus dem Grunde versteht. Doch auch „der Bauer als Millionär," von besserer Art, macht sein Glück.

Am literarischen Himmel zuckt es und blitzt es in der Gegend der Theologie: Pietisten von der einen, Rationalisten von der andern Seite die Religion belagernd; noch ist das Gewitter indessen nicht ganz heraufgezogen. — Im belletristischen Fache sind (bei Dunker und Humblot) die Novellen von W. Alexis zum erstenmal gesammelt erschienen. Beide Bände enthalten aber auch Neues, und die aufgenommenen ältern Erzählungen erscheinen, der Vorrede zufolge, in einer ganz umgearbeiteten Gestalt. Aus demselben Verlage erwartet man eine Sammlung der Streckfußischen Novellen.

Auflösung des Palindroms in Nr. 92:
Baumschlag, Schlagbaum.

Räthsel.

Wie heißt der unbesiegte Held,
Dem unterthan die ganze Welt,
Der reiches Leben die Erd' entlang
Nach Gefallen spendet, und Untergang?

Die Menschen fallen auf sein Geheiß
Auf's Antlitz hin, bedeckt mit Schweiß,
Wenn aus dem Sommerpallast er fährt;
Niemand zu widerstehn begehrt.

Und kommt er aus seinem Winterpallast,
So zittern vor ihm die Lebendigen fast;
Sie weichen, wie Sklaven dem Sultan, aus,
Und kriechen, wie Schnecken, ins enge Haus.

Der Held hat eine starke Braut,
Die ist von Gott ihm angetraut;
Sie treibt im Tanz ihn wild umher:
Sein Weib wird sie doch nimmermehr.

Sie brächen ja Alles zusammen mit Macht,
Daß die Welt in ihren Angeln kracht'; —
Und läßt er sie fahren und bleibt allein,
So kann man des rüstigen Helden sich freun.

Denn wenn er Segen spenden will,
Aufathmet Alles und hält ihm still,
Oft wich der unbezwingliche Tod
Selbst auf des stärkeren Herrschers Gebot.

Auch kann er zuweilen empfindsam seyn,
Und spielen, wie lustige Vögelein,
Mit Mädchen kosen und Schleier lüften,
Und sich umgeben mit Ambradüften.

Und wenn er zur Harfe noch leise singt,
Und hörbar kaum sich die Saite schwingt,
So lauschen doch, denk' ich, zwei Liebende schon
Auf dieses himmlischen Sängers Ton.

Drum kennt ihn Alles, was Odem hat,
Und fürchtet und liebt sich an ihm nicht satt;
Drum schrieb ich sein Lob auf das Blättchen hier:
Er faßte das Blättchen und bringt es dir.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 99.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 26. April 1830.

Mitten in dem Strom, Sturm, und, wie ich sagen mag, Wirbelwind eurer Leidenschaft müßt ihr euch eine Mäßigung zu eigen machen, die ihr Geschmeidigkeit gibt. — Laßt euer eignes Urtheil euren Meister seyn: paßt die Geberde dem Wort, das Wort der Geberde an.

Shakespeare.

Eine Paradoxie über den Schauspieler.
Ungedrucktes Fragment von Diderot.

In Kurzem soll in Paris ein bisher ungedrucktes Werk von Diderot: Paradoxe sur le comédien, erscheinen. Den Franzosen wird dieses Werk, besonders wegen der Winke, die sich auf die gegenwärtige Revolution in ihrer Literatur deuten lassen, merkwürdig seyn; aber auch der deutsche Leser wird mit Interesse, wenn er das folgende Bruchstück gelesen hat, die Ideen unserer deutschen Dramaturgen mit denen des berühmten französischen Kunstrichters vergleichen.

* * *

„Die Hauptsache, die ich beim großen Schauspieler verlange, ist viel Verstand. Er soll nach mir ein kalter, ruhiger Beobachter seyn; also Scharfsinn will ich von ihm, kein Gefühl, die Kunst, alles nachzuahmen, oder, was dasselbe ist, die Fertigkeit, sich in alle Charaktere und Rollen zu finden. Fühlte der Schauspieler bei seinem Spiel, könnte er da zwei Mal hintereinander dieselbe Rolle mit derselben Kraft und demselben Glück geben? Er wäre voll Feuer und Leben bei der ersten Vorstellung, abgespannt, marmorkalt bei der dritten; ist er aber ein aufmerksamer Beobachter, ein denkender Schüler der Natur, und tritt nun zum ersten Mal als Cinna, Orosman, Agamemnon auf, so wird, da er streng sich selbst oder seine Studien kopirt, und die Eindrücke, die wir bekommen, nie aus dem Auge verliert, sein Spiel nicht nachlassen, nein, es wird kräftiger werden, weil er allermittelst neue Studien gemacht hat; er steigert oder mäßigt sich, und befriedigt uns mehr und mehr. Ist er Er selbst, wenn er spielt, wie soll er aufhören, es zu seyn? will er nicht mehr er selbst seyn, wie will er den Punkt erfassen, auf dem er stehen bleiben, über den er nicht hinausgehen soll? Was mich in meiner Ansicht bestätigt, das ist das ungleiche Spiel der Schauspieler, die mit dem Gemüthe spielen. Von Einheit ist da gar keine Rede: ihr Spiel ist wechselnd kräftig und schwach, leidenschaftlich und kalt, platt und erhaben; morgen verfehlen sie die Stelle, in der sie heute vortrefflich waren; dafür sind sie trefflich in einer, die sie gestern verfehlt haben. Der Schauspieler dagegen, dessen Spiel sich auf Verstand, auf Studium des Menschen, auf stete Nachahmung eines idealen Musters, auf Einbildungskraft und Gedächtniß gründet, ist und bleibt in allen Vorstellungen wer er ist, immer gleich vollkommen. Alles ist in seinem Kopfe abgemessen, berechnet, gelernt, geordnet; in seiner Deklamation ist keine Eintönigkeit, keine Dissonanz; die Leidenschaft hat ihre stete Steigerung, sie kommt zum Ausbruch, sie dämpft sich wieder, sie hat Anfang, Mittel, Ende; es ist derselbe Ton, einmal wie das andere, dieselben Stellungen, dieselben Bewegungen; ist ja ein Unterschied zwischen zwei Vorstellungen, so ist die lezte die beste. Der große Schauspieler ist kein Geschöpf des Tages und der Stunde; er ist ein Glas, das immer und überall die Gegenstände das einemal

so klar, kräftig und richtig zeigt als das anderemal. Gleich dem Dichter, schöpft er ohne Unterlaß aus der unergründlichen Tiefe der Natur; mit seinen eigenen Schätzen wäre er gar bald zu Ende.“

„Läßt sich ein vollendeteres Spiel denken, als das der Clairon? So beobachtet sie, studirt sie, und Ihr überzeugt Euch, daß sie bei der sechsten Vorstellung alle feinsten Züge ihres Spiels auswendig weiß, so gut als die Worte ihrer Rolle. Allerdings hat sie sich ein Ideal gedacht und es von vorne herein zu verwirklichen gestrebt; allerdings hat sie sich dieses Ideal so erhaben, so groß, so vollkommen gedacht, als nur möglich; aber dieses Ideal, habe sie es nun der Geschichte entlehnt, oder habe es ihre Phantasie als ein erhabenes Phantom selbst geschaffen, ist nicht sie selbst; wäre es nicht mehr als sie, wie schwach, wie kleinlich müßte ihr Spiel ausfallen! Hat sie sich nun zu dieser Idee so nahe, als es ihr möglich war, emporgeschwungen, so ist alles fertig; dabei bleibt sie fest stehen und von nun an ist alles rein Sache der Uebung und des Gedächtnisses.“

„Anders als bei der Clairen, ist es bei der Dumesnil: sie kommt auf die Bretter und weiß nicht, was sie sprechen wird, das halbe Stück über weiß sie nicht, was sie spricht; aber da kommt auf einmal ein herrlicher Moment. Und warum sollte es beim Schauspieler anders seyn, als beim Dichter, dem Maler, dem Redner, dem Tonkünstler? Nicht in der Hitze des ersten Wurfs kommen einem die charakteristischen Züge, nein, in ruhigen, kalten Augenblicken, dann, wenn man es am wenigsten erwartet, dann, wenn der Genius sinnend bald auf die Natur, bald auf seine Skizze blickt, und diese Schönheiten, die ihm durch Inspiration kommen, diese zufälligen Züge, deren plötzliches Auftauchen den Genius selbst überrascht, sind von weit höherer und sichererer Wirkung, als was nur schnell hingeworfen wird. Das kalte Blut muß das Feuer der Begeisterung dämpfen; nicht der Mensch, den die Leidenschaft außer sich gebracht, hat uns in seiner Gewalt, dem Menschen, der seiner mächtig ist, steht dieß allein zu. Die großen Dichter, vor allem die dramatischen Dichter, sind aufmerksame Beobachter alles dessen, was um sie her in der physischen, wie in der moralischen Welt vorgeht. Die leidenschaftlichen, heftigen, gefühlvollen Menschen sind die Spieler, sie führen das Drama auf, genießen es aber nicht. Nach ihnen entwirft der Genius seine Kopie. Große Dichter, große Schauspieler, vielleicht überhaupt alle großen Nachahmer der Natur, sie mögen heißen, wie sie wollen, denen kräftige Phantasie, großer Verstand, sicherer Takt, feiner Geschmack zu Gebote stehen, sind Wesen, die wohl weniger Gefühl besitzen als irgend Jemand. Sie haben zu viel mit Betrachten, Erforschen, Nachahmen zu schaffen, als daß sie innerlich sehr lebhaft angeregt werden könnten. Mir ist, als hätten sie beständig das Portefeuille auf den Knieen und den Stift in der Hand. Wir, wir fühlen; sie beobachten, machen Studien, malen. Und warum sollte es nicht so seyn? Gefühl ist einmal nicht die Eigenschaft eines großen Genius. Gefühle, die sich zum größtmöglichen Effekt vereinigen, sich abmessen, jezt herabstimmen, jezt steigern, sich chromatisch abstufen sollen, um ein Ganzes, eine Einheit zu bilden, darüber kann ich nur lachen. Also sage ich und bleibe dabei: zuviel Gefühl macht mittelmäßige Schauspieler; mittelmäßiges Gefühl macht die Mehrzahl der schlechten Schauspieler, und im gänzlichen Mangel an Gefühl liegt der Keim zum großen Schauspieler.“

„Habt Ihr schon darüber nachgedacht, was für ein Unterschied ist zwischen den Thränen, die ein tragisches Ereigniß, und denen, die eine rührende Geschichte entlockt? Man hört etwas Hübsches erzählen; allgemach fühlt man, wie es einem schwerer im Kopfe wird, wie die Brust sich beengt, und die Thränen fließen. Das eine Mal kommen die Thränen plötzlich, das andere Mal werden sie langsam herbeigeführt. Darin liegt es, warum ein natürlicher, wahrer Theaterstreich vor einem Auftritt, in dem gesprochen wird, so viel voraus hat; er bewirkt rasch, auf was man bei der Scene warten muß; aber die Illusion ist dabei auch weit schwieriger: ein einziger falscher Zug, ein verfehlter Punkt, und es ist aus damit. Töne sind leichter nachzuahmen, als Bewegungen; aber die Bewegungen machen weit stärkern Eindruck. Darin liegt der Grund eines Gesetzes, das, glaube ich, ohne Ausnahme gilt, des Gesetzes, daß, will man nicht anders frostig werden, der Knoten durch *Handlung*, nicht durch *Erzählung* gelöst werden muß. Nun, habt Ihr mir nichts einzuwenden? Ich verstehe. Ihr erzählt etwas in Gesellschaft, die Brust wird Euch enge, die Stimme versagt Euch, Ihr weint. Ihr habt, sagt Ihr, gefühlt, sehr lebhaft gefühlt. Ich gebe es zu. Aber habt Ihr Euch darauf vorbereitet? nein. Spracht Ihr in Versen? nein. Und doch risset Ihr hin, Ihr überraschtet, rührtet, brachtet einen großen Eindruck hervor, alles richtig. Tretet nun aber aufs Theater mit Eurem familiären Ton, dem einfachen Ausdruck, den Hausmanieren, den natürlichen Geberden, und da sollt Ihr sehen, wie armselig und schwach Ihr seyd. Vergießt immerhin Thränen, Ihr seyd lächerlich und man lacht Euch aus. Nicht ein Trauerspiel spielt Ihr, sondern eine tragische Posse. Meint Ihr, die Scenen in Corneille, Racine, Voltaire, sogar im Shakespeare, dürfen in Eurem Conversationston, in der Sprache, die Ihr an Eurem Kamin sprecht, vorgetragen werden? so wenig als die Geschichte, die ihr am Kaminwinkel erzählt, mit der Emphase und dem offenen Mund, wie auf dem Theater.

(Der Beschluß folgt.)

Barrèges im Sommer und im Winter.

(Fortsetzung.)

Von den benachbarten Städten Bordeaux, Pau und Toulouse wissen die Hirten und Sennen nichts, desto mehr aber von Rolands Schleuder, von der Wundergrotte der Montagne-geise und der Notre-Dame de Héas. Die Unterrichtetsten sprechen von der Geschichte ihres Landes, als hätten sie solche in des Erzbischofs Turpin Roman oder aus dem Ariost zusammen gelesen, wenn dieß möglich wäre. Keiner von diesen Leuten kann lesen, von Schreiben haben sie kaum einen Begriff. Alles, was sie wissen, ist durch Tradition und uralte Volkssagen auf sie gekommen, zumal Ronceval nahe liegt, und sich von da ihr reichster Sagenkreis ausspinnt. Von den Potentaten, die über Frankreich geherrscht haben, von Ludwig XIV., ja selbst von Napoleon wissen sie nichts, eben so wenig von der Revolution und ihren Gräueln, die sie auch nicht begreifen würden. Einige haben doch, der Nähe wegen, von dem Béarnais (Heinrich IV.) reden hören. Was sie von ihm wissen, gränzt aber auch mehr an Sage als an Geschichte. Da die Uebergänge über das Gebirg ziemlich fern von ihnen liegen, so wissen sie auch nichts von den Kriegen zwischen Spanien und Frankreich. Dafür frage man nach Rolands Geschichte, nach den Haimonssöhnen, nach dem braven Roger und den Zauberern Atlant und Merlin, wenn man Alt und Jung mit Freude und Lust will reden hören. Mit Herzinnigkeit glauben sie fest an ihre Sagen, was diesen noch einen größern Reiz gibt. Ein Alter hat am Fuß des Mont-Perdu die Wunderhöhle des Schwarzkünstlers entdeckt. Ein anderer kennt aufs Haar das stählerne Schloß, wo Gradasse festgesetzt wurde, oder den Ort, wo Roland und Ferragud mit einander kämpften. Wenn man die Leute so erzählen hört, ließe sich wohl fragen: hat Ariost oder sein Vorgänger Boyardo nicht alte Romanzen der Béarnischen Troubadours bei seinem Orlando furioso zu Grunde gelegt? Dann hätten wir hier dieselbe Entstehung wie bei Homer, Ossian und den Nibelungen. Diese Leute kennen in ihrem Leben keine Wünsche, die sie nicht befriedigen könnten, keine Gefahr ist größer, als ihr Muth. Sie leben ohne Herrn, ohne Diener, Niemanden über sich, Niemanden unter sich. Sie sind schön gebaut, Leben, Frische und Ausdruck im Gesicht. Ihr Gang ist rasch und leicht; dazu die nichts verstellende Kleidung, ein kurzes Wams ohne Aermel, auf dem vollen Haar ein scharlachenes Baret. In ihrer ganzen Form und Darstellung ist etwas antikes, malerisches, das mächtig zur Einbildungskraft spricht. Die Gesänge dieser Leute tragen viel zu dem Reiz dieser Berge bei. Es sind ältere und neuere Romanzen aus dem Hirtenleben in Béarnischem Dialekt, voll Einfalt und Lieblichkeit, zu denen sie eine Art von Harfe mit zwei Saiten spielen.

Der Weg auf den Pic ist weder schwierig, noch gefährlich, aber ermüdend für die, welche nicht an bedeutende Bergreisen gewöhnt sind. Wer jedoch auf dem Breven, dem Jardin, den Petits-Mulets und dergleichen im Montblancreich gewesen ist, der findet, daß die Besteigung des Pic du midi ein Kinderspiel ist, das nur Pariser „furchtbar“ nennen können. Recht leicht gelangt man in das hoch gelegene Thal du Couret. Etwas mehr Mühe hat man zum Oncetsee, von dem noch dreihundert und fünfzig Toisen bis auf den Gipfel des Pic ziemlich steil zu steigen sind.

Wer nun hier auf eine weite Aussicht rechnet, etwa wie auf dem Rigi, dem Weißenstein, dem Moléson oder der Dole, der irrt sich. Nach Norden hin liegt freilich das Béarner, Bigorrer und Languedocer Land weit hingebreitet und von Hügeln begrenzt, aber die ganze Südseite ist von hohen Pics verbaut, die amphitheatralisch über einander stehen: zuerst die Pics Cobero, Campana und Espade, drüberher der pic des vieilles-neiges (neouvieilles), die Marboré-Thürme, der Vignemale und der Mont-Perdu, der nur eine gute Meile weit entfernt ist. Hier stellte der Astronom Plantade in seinem siebenzigsten Jahre Beobachtungen an, als ihn im Juli 1748 der Tod neben seinem Quadranten heimsuchte.

An dem Oncetsee kann man die Menge der Heerden beurtheilen, die auf dem Pic du midi und seinen Abhängen weiden. Mich zogen hier besonders die schönen Hunde, die Chiens des Pyrénées, an, die Buffon beschreibt und die er für den Prototyp ihrer Gattung hält. Wer aber die Hunde vom großen St. Bernhard, ihr Leben und Weben kennt, gibt diesen gewiß den Vorzug.

Ehemals lebte Niemand im Winter in Barrèges, sondern alle zogen nach der kleinen Stadt Luz und in die andern siebzehn Dörfer des Thals. Seit einigen Jahren aber, da die Pariser Aerzte auch für den Winter Leidende hieher schicken, bleiben die Leute zurück, so unfreundlich es auch vom November bis März hier ist. Davon ließ sich besonders diesen Winter reden. (Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Ueber Algier.

Allgemeine Geographie von Nordafrika. Geschichte der Völker, welche das nördliche Afrika bewohnen.

Im gegenwärtigen Augenblicke, da möglicherweise die Nordküste von Afrika eine Revolution erleiden könnte, werden geographische und historische Notizen über dieses Land mit Interesse gelesen werden.

Afrika ist gleichsam ein Sandmeer, eingeschlossen von einer rings längs des Oceans herumlaufenden Bergkette. Nur drei, vier große Flüsse, wovon der Nil der größte ist, durchbrechen diese Schranke; die andern verlieren sich im Innern und bilden Seen. Diese Bildung hat Afrika mit Neuholland gemein und sie führt hier wie dort zu denselben Resultaten: ringsum, zwischen dem Meer und den Bergen, ein breiterer oder schmälerer Streifen fruchtbaren Landes, jenseits derselben ein undurchdringliches Land; weite Wüsteneien, wo kein Was-

ser ist, und wo Wasser ist, große Moräste. — Der nördliche Theil jenes Berggürtels, der Afrika umgibt, heißt der Atlas. Er läuft von Kap Nun, den Kanarien gegenüber, aus, streicht von Süd gegen Nord, sodann von West nach Ost, parallel mit der See, und verliert sich an der Meerenge von Suez, nachdem er eine Lücke für das fruchtbare Nilthal gelassen. Mit Ausnahme einiger Punkte, wo die Wüste des Innern gleichsam durch die Lücken der Kette herausdringt, ist der ganze tausend Stunden lange Küstenstrich fruchtbar: es sind dies die longissima regna der Alten. Dieser Strich ist nichts als der Abhang des Atlas, der sich sanft terrassenförmig, bewässert von den Bächen, die aus den Höhen kommen, heraberstreckt und am Ufer endet. Aber an der andern Seite, der Wüste zu, erhebt sich die Kette schroff, und von hier läuft die unermeßliche Wüste aus, deren südliche Grenze noch unbekannt ist, jenes Sandmeer, in dem grüne Inseln zerstreut liegen und das, wie Strabo sagt, der gelben, gefleckten Haut des Leoparden gleicht. Hier beginnt das wahre Afrika mit seinen Gluthwinden, seinen Sandstürmen, brüllenden Ungeheuern und abentheuerlichen Karavanen. Nach einem 700stündigen Marsch durch die Wüste kommen diese Karavanen, von Brunnen zu Brunnen, an das Gestade eines großen Stromes, des Joliba, an dem die berühmte Stadt Tombuctu liegt. Aber jenseits dieser Stadt weiß man nichts mehr von Afrika, nicht einmal, wohin dieser Fluß läuft, der das Meer flieht und sich gegen die unbekannte Mitte dieses seltsamen Kontinents kehrt.

Die Wüste trennt den weißen Menschenstamm vom schwarzen; sie gehört aber dem erstern, der vom südlichen Abhang des Atlas aus auf diesem Sandocean kreuzt, gerade wie jenseits des Atlas in den Gewässern des Mittelmeers. Die Beute der Wüste sind die Karavanen, das Schiff dieses Oceans ist der flüchtige Dromedar. Jener Geist der Wildheit führt auf so ungleichartigen Schauplätzen ähnliche Scenen auf; man erkennt hier wie dort den großen nordafrikanischen Volksstamm, dessen Vaterland der alte Atlas und, man sollte es fast glauben, dessen Lebenszweck der Raub ist.

Vom Nilthal bis zu Cap Nun ist der Küstenstrich, den die Atlaskette vor der Versandung schüzt, in vier Herrschaften getheilt, nämlich, von Ost nach West, in die Regentschaften von Tripolis, Tunis und Algier und das Reich Marokko. Die Fruchtbarkeit dieser langen Küste richtet sich nach der jedesmaligen Wassermenge, und diese nach der Höhe der beherrschenden Berge. Darum ist der westliche Strich, der dem höchsten Theil der Atlaskette entspricht, der fruchtbarste; hier ist auch das Land am breitesten. Hier theilt sich der große Atlas und sendet längs des Ufers eine parallele Kette ab, den sogenannten kleinen Atlas. Senkrechte Ausläufer verbinden diese beiden Zweige und bilden zahlreiche Thäler. Der kleine Atlas hört bei der großen Syrte auf, während der große bis zur Landenge von Suez fortstreicht. Aber von Tunis an ist er nicht mehr die hohe, mit ewigem Schnee bedeckte schüzende Scheidewand, wie in Marokko und Algier; er nimmt rasch an Höhe ab, verschwindet stellenweise ganz und läßt breite Lücken, durch welche die Wüste bis an das Meer vordringt; endlich dem Nilthal zu verschwimmt er so, daß er nur noch ein Schatten von dem ist, was er war. Hier wird nun auch der Küstenstrich, den hie und da Sandstreifen unterbrechen, dürrer und schmäler. An ihrem östlichen Ende ist die Regentschaft Tripolis nur noch ein langer Küstenstreif zwischen den kaum in Schranken gehaltenen Sandwogen der Wüste und den Wellen des Mittelmeers, ein schmaler Pfad für die Einfälle der Asiaten und die frommen Karavanen, die Afrika jährlich zum Grabe des Propheten sendet.

Wir betrachten nun im Allgemeinen die Völkerstämme, welche von Alters her sich auf diesem Boden bewegt haben.

Ueber die Ureinwohner der afrikanischen Nordküste vor den historischen Zeiten gibt es zweierlei Ansichten. Nach der einen bewohnten diese lange Küste von Egypten an ursprünglich zwei große Nomadenstämme, die Lybier im Osten, die Getuler im Westen. Durch einen zweimaligen Einfall von Asiaten wurden sie in ihrem Besize gestört: einmal kamen die Mauritanier und drängten die Eingebornen in die Berge und die Wüste zurück, und jene wurden wiederum von den Numidiern gegen den atlantischen Ocean bis zum Flusse Malva zurückgedrängt. Die Griechen, die Cyrene, die Phönizier, die Karthago gründeten, entrissen später wiederum den Numidiern den ganzen östlichen Theil ihrer Eroberung und beschränkten sie auf das Gebiet, das sie noch inne hatten, als die Römer auftraten. Diese Ansicht, die sich auf eine alte, von Sallust angeführte Sage gründet, hat die Verschiedenheit der Bewohner der Wüste, des Gebirgs und der Küste in Sprache, Sitten und Körperbau für sich; gegen sich aber Sallusts Ausspruch, die Mauritanier und Numidier seyen ein Gemisch von Persern und Medern gewesen; denn bei aller Verschiedenheit ist doch unverkennbar, daß sämmtliche Völkerstämme von Nordafrika dem semitischen Stamm angehören, Perser und Meder gehörten aber nicht dazu. — Nach der zweiten Ansicht waren Lybier, Getuler, Mauritanier und Numidier blos verschiedene Stämme eines und desselben eingebornen Volkes, die hier seit den ältesten Zeiten, Lybier und Getuler im Gebirg und in der Wüste, Mauritanier und Numidier an der Küste wohnten.

Wie dem sey, wir nehmen Afrika, wie es die griechischen und phönizischen Kolonisten fanden. Zu dieser Zeit zerfiel es in drei Theile: Lybien, Numidien und Mauritanien. Im Osten von Lybien entstand Cyrene, im Westen Karthago, und leztere Stadt unterwarf sich bald ganz Lybien, dessen Gebiet, mit Ausnahme von Cyrenaika, die heutigen Staaten von Tunis und Tripolis ausmachten. Numidien, wie es unter Masinissa und Syphax war, umfaßte just die jezige Regentschaft Algier. Der Rest der Küste, das heutige Kaiserthum Marokko, bildete Mauritanien, dessen Grenze gegen Numidien der Fluß Malva war.

Mauritanien wurde von Cäsar mit dem römischen Reich vereinigt und in zwei Provinzen getheilt, in Mauritania tingitana (von der Stadt Tingi oder Tanger) gegen West, und in Mauritania caesariensis (von der Hauptstadt Cäsarea), zu der zwei Drittheile von Numidien geschlagen wurden, gegen Ost. Unter den Kaisern war also die Nordküste von Afrika in folgende Provinzen getheilt: Mauritanien, der Rest von Numidien, das eigentlich sogenannte Afrika oder das alte karthagische Reich, Cyrenaika und Egypten.

Die römische Herrschaft dauerte bis zum Jahr 428. Zu dieser Zeit gingen die Vandalen, die in zwanzig Jahren mit dem Schwerdte in der Hand von der Elbe bis zu den Säulen des Herkules gezogen waren, über die Meerenge von Cadix. Die verfolgten Donatisten und die der römischen Herrschaft müden Eingebornen schlugen sich zu ihnen, und dieser wilde Haufen zog wie ein Gewittersturm über das ganze Gestade Afrikas, von Tanger bis Karthago. Hundert Jahre darauf, 563, jagte Belisar die Vandalen aus Afrika und brachte das Land unter griechische Herrschaft. Aber kaum hundert Jahre, so kamen die Araber; der Kampf zwischen den Ankömmlingen und den Herrn des Landes dauerte 30 Jahre, und endigte sich 699 mit dem völligen Triumphe der Kinder des Propheten, die von Afrika nach Spanien übersezten, und denen erst an dem Ufer der Loire Karl Martells überlegner Geist einen Damm sezte. (Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 100.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 27. April 1830.

> Natur, o wie so tief bist du gesunken!
> Verwüstung, Raub und Mord stellt meinem Blick sich dar!
> Ist das die beide Flur, wo sonst, von Wonne trunken,
> Mein Auge ganz Empfindung war?
>
> Langer.

Barrèges im Sommer und im Winter.

(Beschluß.)

Schon Anfangs Decembers fiel das Thermometer auf 11° Kälte. Später sah ich ihn mehrmals auf 16°, 17° und Anfangs Februars gar auf 21°. Den Wölfen war es gar nicht übel zu nehmen, daß sie schaarenweis aus den Pyrenäen herunter kamen und sich bei den Menschen, und wenn's seyn konnte, auch an den Menschen Futter suchten. Hier in Barrèges hat man aber ein ganz einfaches Mittel, sich vor ihnen zu sichern. Die Leute gehen nie aus einem Haus ins andere ohne einen Spahn brennenden Kienholzes, dessen knisternde Flamme die Gäste in Respekt erhält. Dabei schoßen wir herzhaft aus den Fenstern mit Kugeln auf sie, wenn sich einige bei Tage in den Straßen sehen ließen. Mein Wirth und ich haben auf diese Weise sieben getödtet. Am häufigsten kommen sie des Nachts, und da ist es freilich nicht rathsam, über die Straße zu gehen. Der Hülfspriester des kleinen Dorfs Aba, das bei Eaux-Bonne im Gebirg liegt, kam zu Pferd mit dem Viatikum zurück, das er einem Sterbenden gereicht; eine Heerde hungriger Wölfe fiel ihn an und fraß ihn nebst seinem Pferd auf. Am folgenden Tag fand man nur Blutspuren auf dem Schnee, einige Pferdeknochen und Fetzen von dem schwarzen Priesterrocke. Aehnliches geschah zwischen Bagnères und Campan, und auch ein armer Eremit wurde mit Stumpf und Styl aufgefressen. Von Pau aus ordnete der Präfekt ein allgemeines Streifen gegen diese, auch in der Ebene ganz unverschämt gewordenen Bestien an. Wie viele glauben Sie, daß man bei dieser Gelegenheit nur in dem Departement erschlagen? Nicht weniger als fünfhundert. Allerdings auch ein guter Erwerb wegen der Häute; es dauerte aber nicht lange, so waren wieder eben so viel im Lande wie ehemals. Um Schaafe brauchten sie sich nicht zu bemühen, denn diese hatte häufig der Frost schon weggerafft, der auch einem großen Theil der schönen Eichen, Nuß- und Kastanienbäume schadete, wie denn in der Ebene auch die Olivenbäume schrecklich gelitten haben.

Bei so vielen Unfällen hatten wir doch auch einen schönen und unerhörten Anblick, die Heerden Schwäne, die über unsern Köpfen wegzogen, um an den spanischen Flüssen und Meeresküsten Schutz gegen die große Kälte in ihrer Heimath zu suchen. Da kamen sie aber schlecht an, denn der heftigste Frost war nicht nur bei uns auf der Nordseite der Pyrenäen, sondern auch jenseits derselben in Spanien; so in Catalonien und auf seiner ganzen Meeresküste. In den reizenden Huertas von Valencia und an den Küsten lag lange Schnee, und die leichtgekleideten, an keine Kälte gewöhnten Einwohner erstarrten bei der anhaltenden Kälte von 4°. Eben so war es auf Majorka und sogar in dem westlich gelegenen Andalusien, dem Paradis Europas. Auch hier lag wochenlang dicker Schnee. Die Schwäne kamen bis zum Guadalquivir, zum größten Erstaunen der Einwohner, die dergleichen schöne Thiere nie vorher gesehen. Sie hielten sich aber nicht lange da auf, sondern zogen noch südlicher, als der Strom anfing mit Eis zu

gehen; er ist jedoch nie ganz zugefroren. Die Aehnlichkeit des Klimas mit dem afrikanischen in der Nachbarschaft half dem Lande nichts, denn Schnee und Reif fiel auf Datteln, Palmen und Orangen, von denen viele erfroren sind, wie eine Menge Weinreben in Malaga und Alicante.

Hatte uns der furchtbare Frost Leiden genug gebracht und auch gar manchen hingerafft, der sich weit hinaus wagte, so war das erste Thauwetter Anfangs Februars — ein wahrer blinder Lärm, denn es folgte wieder heftige Kälte darauf — noch gefährlicher. Der häufig in den Pyrenäen gefallene Schnee schmolz oder stürzte mit einem Male lawinenartig in die angeschwollenen Waldströme, und brachte Zerstörung, Tod und Angst in viele Thäler. An einem Ort schoß eine Lawine auf eine Wohnung, die sie nebst den Menschen und den vielen Schaafen in einem Augenblick in einen Abgrund riß, aus dem nichts gerettet werden konnte. An andern Orten retteten sich einige Menschen wie durch ein Wunder. In Saros ergriff ein Schneewirbel, dort Corneille genannt, einen Mann und begrub ihn zwölf Stunden lang unter einen Haufen Schnee, aus dem er nur durch ein Wunder gerettet wurde. Wundervolleres geschah noch zu Sars. Eine Lawine riß auch ein Kind mit sich fort, und schoß damit einem Abgrund zu; der Stoß war aber so heftig, daß die Kleine von einem Rand desselben auf den andern geworfen wurde, ohne daß ihr ein Leid geschah. In Cauterets, das ich vorigen Sommer im vollsten Reiz mit seinen Wiesen und seinen Gärten sah, wurde alles durch Lawinen zerstört und weggerissen. In Barrèges hatten wir kein solches Unglück; davor schüzt uns ein dichter Wald in der Nähe.

Ein wunderschönes Meteor schloß wie ein Zeichen der Himmelsversöhnung all' diesen Jammer, und seit dieser Zeit sproßen Gras und Veilchen um unsere Quellen; die Menschen räumen singend die Trümmer der Zerstörung weg und sehen hoffend dem Frühling ins freundliche Antliz.

Eine Paradoxie über den Schauspieler.

(Beschluß.)

Der Freund. Vielleicht taugt eben Alles nichts, was Corneille und Racine geschrieben haben, so große Männer sie waren.

Diderot. Welche Lästerung! wer kann so etwas behaupten, und wer kann es nachsagen? Selbst nicht die familiären Stellen im Corneille dürfen im familiären Ton gesprochen werden. Aber wohl schon hundert Mal ist es Euch begegnet, daß, wenn Eure Geschichte zu Ende war, mitten in der Rührung, in die Ihr Eure Zuhörer im Salon versezt habt, noch Einer dazu kommt, dessen Neugierde Ihr befriedigen sollt. Das könnt Ihr nicht mehr: Euer Gemüth ist abgespannt; Ihr habt kein Gefühl, keine Thränen mehr. Warum empfindet aber der Schauspieler nicht dieselbe Abspannung? Darum, weil ein großer Unterschied ist zwischen dem Interesse, das er an einer erfundenen Geschichte nimmt, und dem Interesse, das Euch Eures Nachbars Unglück einflößt. Seyd Ihr Cinna? seyd Ihr je Cleopatra, Merope, Agrippina gewesen? Ja, sind die Theater-Cleopatra, der Theater-Cinna auch nur historische Personen? Nein, es sind eingebildete, poetische Phantome; ich sage noch zuviel: es sind von diesem oder jenem Dichter selbstständig geschaffene Gespenster. Laßt diese Schattenbilder mit ihren Gesten und ihrem Geschrei auf den Brettern; in der Geschichte würden sie eine schlechte Rolle spielen; in einer Gesellschaft müßte alles vor Lachen bersten, kämen sie hereingeschritten. Ist das ein Narr? würde man sich leise fragen. Woher kommt der Don Quixote? Hat man je solches Zeug gehört? auf welchem Planeten wird so gesprochen?

Der Freund. Warum sind sie aber auf dem Theater nicht eben so widrig?

Diderot. Dort sind sie konventionell. Die Formel rührt vom alten Aeschylus her und das Protokoll ist zweitausend Jahre alt.

Der Freund. Und wird dieses Protokoll noch lange fortgehen?

Diderot. Das kann ich nicht sagen, nur so viel weiß ich, daß man in dem Grade davon abgeht, in dem man seinem Jahrhundert und seinem Vaterlande näher kommt. Ich stelle mir eine Lage vor, ähnlich der, in der sich Agamemnon im ersten Auftritt der Iphigenie befindet; nämlich die Lage Heinrichs IV., da er in banger Ahnung, die nur zu gegründet war, zu seinen Vertrauten spricht: „Sie bringen mich um, ganz gewiß, sie bringen mich um.“ Denkt Euch, den großen unglücklichen König quäle bei Nacht dieses schreckliche Vorgefühl, er stehe auf und poche an die Thüre Sullys, seines Ministers und Freundes. Meint Ihr, ein Dichter werde so abgeschmackt seyn, Heinrich IV. sagen zu lassen:

> Oui, Sully, c'est Henri, c'est ton roi qui t'éveille,
> Viens, reconnais la voix, qui frappe ton oreille.

und Sully antworten zu lassen:

> C'est vous même Seigneur; quel important besoin
> Vous a fait devancer l'aurore de si loin?
> A peine un faible jour etc.

Der Freund. Das war wohl Agamemnons wahre Sprache.

Diderot. So wenig als Heinrichs; es ist Homers, ist Racines, ist die poetische Sprache. Solche pompöse Sprache können nur unbekannte Wesen führen, solche Worte kann blos ein poetischer Mund in poetischem Tone sprechen.“

Weiterhin gibt Diderot zu, es könne vorkommen, daß

ein großer Schauspieler in einem Augenblicke der Leidenschaft, der Eifersucht z. B. wenn er eben mit dem Gegenstand seiner Liebe spielt, oder in ähnlichem Falle, sich von seinem Gefühle hinreißen lasse. Nach Diderot sezt er sich dadurch selbst herab. Aber dann, wendet der Freund ein, sehen wir doch Naturwahrheit.

Diderot. Wie wir sie an der Statue des Bildhauers sehen, der ein schlechtes Muster treu abgebildet hat. Man bewundert diese Wahrheit, das Ganze kommt einem aber niedrig, armselig vor. Ja noch mehr: sicher wird man kleinlich, niedrig spielen, wenn man seinen eigenen Charakter zu spielen hat. Ihr seyd ein Tartüffe, ein Geizhals, ein Misanthrop; Ihr spielt ihn gut, aber was der Dichter gemacht hat, das kommt nicht heraus: denn der Dichter hat den Tartüffe, den Geizhals, den Misanthropen gemacht.

Der Freund. Was wollt Ihr mit dem Unterschied zwischen einem Tartüffe und dem Tartüffe?

Diderot. Der Abbe Grizel ist ein Tartüffe, aber der Tartüffe ist er nicht. Der Financier Toinard war ein Geizhals, aber er war nicht der Geizhals. Der Geizhals und der Tartüffe sind nach allen Toinards und Grizels in der Welt gemacht. Die allgemeinsten, auffallendsten Züge sind zusammengefaßt, und das Gemälde ist keines einzigen getreues Conterfei, deßhalb erkennt sich auch keiner darin wieder.

Das leidenschaftliche, ja auch das Charakterlustspiel ist übertrieben; der gesellschaftliche Scherz ist ein leichter Schaum, der auf der Bühne verfliegt; der Theaterscherz ist eine schneidende Waffe, der in der Gesellschaft verletzen müßte. Mit eingebildeten Wesen geht man nicht so schonend um wie mit wirklichen. Die Satire gibt sich mit einem Tartüffe ab, das Lustspiel mit dem Tartüffe, die Satire geißelt einen Lasterhaften, das Lustspiel geißelt ein Laster."

Geht einmal zum Maler Lagrenée und bestellt die Malerei bei ihm. Er glaubt, Eure Bestellung richtig auszuführen, wenn er auf der Leinwand eine weibliche Figur vor die Staffelei sezt, mit der Palette auf dem Daumen und dem Pinsel in der Hand. Bestellt bei ihm die Musik: da ist es ein Weib mit einer Lyra; bestellt die Schönheit, ja bestellt sie bei einem, der geschickter ist als der, und ich irre mich sehr, oder er meint, Ihr sprecht seine Kunst blos um eine schöne weibliche Figur an. Euer Schauspieler und dieser Maler verfallen ganz in denselben Fehler, und ich sage ihnen: euer Gemälde und euer Spiel sind blos Bilder von Einzelwesen, die weit unter dem Ideal stehen, das der Dichter aufgestellt hat und das ich versinnlicht zu sehen hoffte. Eure Nachbarin ist hübsch, recht hübsch, aber die Schönheit ist sie nicht.

Der Freund. Ist aber dieses Ideal nicht etwa eine Chimäre?

Diderot. Nein.

Der Freund. Weil es aber ein Ideal ist, so existirt es nicht in der Wirklichkeit. Nun ist aber doch dem Geiste Alles nur durch die Sinne zugekommen.

Diderot. Das denke ich auch. Laßt uns aber eine Kunst in ihrem Ursprunge betrachten, die Bildhauerkunst zum Beispiel. Sie kopirte das erste beste Muster; sie wurde bald inne, daß vollkommenere Muster zu haben seyen und gab diesen den Vorzug; sie verbesserte erst die groben Fehler, dann die unmerklicheren, und so kam, nach langer Mühe und Arbeit, eine Figur heraus, wie sie in der Natur nicht vorkommt.

Der Freund. Und warum?

Diderot. Weil eine so zusammengesezte Maschine, wie der thierische Körper, unmöglich regelmäßig seyn kann. Geht in die Tuilerien an einem Festtag, betrachtet alle Weiber in den Alleen, und ihr findet nicht Eine, bei der der eine Mundwinkel just so wäre, wie der andere. Titians Danae ist Porträt, der Amor zu den Füßen ihres Lagers ist Ideal; auf einem Gemälde von Raphael in Katharina's II. Gallerie ist der h. Joseph eine gemeine Natur, die Jungfrau ein wirkliches schönes Weib, das Jesuskind ist Ideal.

Bald kommt Diderot wieder auf seinen Lieblingssatz: es gebe keinen großen Schauspieler mit vielem Gefühl.

„Gefühlvoll seyn und fühlen ist zweierlei: das eine ist Sache des Gemüths, das andere Sache des Verstandes. Darum kann, wer lebhaft fühlt, dieses Gefühl nicht veranschaulichen; wer Gefühl, Gemüth hat, oder wie man es sonst nennt, gibt darum auf der Bühne zwei, drei Rollen gut und verfehlt das Uebrige; eine große Rolle in ihrem ganzen Umfang aufzufassen, Licht und Schatten zu vertheilen, in der Kraft zu steigen, zu fallen, in gefühlvollen und leidenschaftlichen Rollen sich gleich zu bleiben, mannigfaltig zu seyn im Einzelnen, harmonisch, aus Einem Guß im Ganzen, sich seine Deklamation nach einem folgerechten System zu bilden, mit dem man selbst über die Uebereilungen des Dichters wegkommt — dahin bringt es darum nur ein ruhiger Kopf, ein großer Verstand, ein feiner Geschmack, mühsames Studium, lange Erfahrung und ungemeines Gedächtniß; darum gilt die Regel: qualis ab incepto processerit et sibi constet, an die der Dichter streng gehalten ist, durchaus auch für den Schauspieler; darum muß es einem, der aus der Koulisse tritt, ohne sein Spiel ganz in der Anschauung, seine Rolle Punkt für Punkt im Kopf zu haben, sein Lebenlang zu Muthe seyn wie einem Debutanten, oder wenn er unerschrocken, selbstgenügsam und kräftig, sich auf seinen gewandten Kopf und das Handwerk verläßt, blendet er Euch durch sein Feuer, seine lebendige Aktion, und Ihr beklatscht sein Spiel, wie ein Kunstkenner eine liederliche Skizze wohlgefällig betrachtet, auf der alles angegeben, nichts ausgeführt ist. Solche Wunder konnte man schon

auf der Messe oder bei Nikolet sehen. Diese Narren thun vielleicht gut, wenn sie bleiben, was sie sind, Skizzen von Schauspielern."

„Es gibt drei Musterbilder des Menschen: der Mensch der Natur, der Mensch des Dichters, der Mensch des Schauspielers. Der erste ist nicht so groß als der Mensch des Dichters, und dieser ist wieder nicht so groß als der Mensch des großen Schauspielers, denn dieser ist der am weitesten getriebene von allen."

Korrespondenz-Nachrichten.

Ueber Algier.

(Fortsetzung.)

Geschichte der Völker, welche das nördliche Afrika bewohnen.

Von allen Völkern, die Afrika erobert, äußerten die Araber durch ihre Kultur den mächtigsten Einfluß auf die Eingebornen; unter ihrer Herrschaft wurde Afrika bis ins Herz der Wüste hinein muselmännisch; die arabische Sprache verbreitete sich mit dem Koran überall hin und verdrängte mehr oder weniger alle Landesdialekte, mit denen sie übrigens allgemeine Familienähnlichkeit hatte. Diese herrschende arabische Kultur löschte indessen den Haß nicht aus, den der unbeugsame Maure gegen alle Eroberer im Herzen trägt. Dieser stets lebendige Haß, der den Römern gegen die Karthager, den Vandalen gegen die Römer, den Griechen gegen die Vandalen, den Arabern gegen die Griechen beigestanden hatte, dieser Haß erwachte, als die arabischen Stämme, die nach der Eroberung stets unter einander zerfielen, ein dreihundertjähriger Besitz verweichlicht und geschwächt hatte. Es brach ein allgemeiner Aufstand der Eingebornen gegen die Fremdlinge aus, und nach langem Kampfe errang sich Afrika seine Unabhängigkeit wieder. Im Jahr 1050 wurden die arabischen Stämme von dem ersten afrikanischen Häuptling aus dem Geschlecht der Almoraviden, der den Titel eines Kaisers der Gläubigen annahm, vollends ganz unterworfen.

Der Umstand, daß man wegen der Sprach- und Religionsähnlichkeit Mauren und Sarazenen oder Araber verwechselt, ist Schuld, daß man in der Geschichte diesen Sieg des afrikanischen Stammes über die asiatischen Eroberer zu wenig beachtet, und doch hat er zu großen Ereignissen Anlaß gegeben, und namentlich in Spanien mächtigen Einfluß geäußert. Denn die siegreichen Mauren blieben nicht bei Afrika stehen, sie gingen nach Spanien, entrissen es großen Theils den Arabern und ließen es ihre wilde Grausamkeit schrecklich fühlen. Dem Geiste dieser neuen Herren gehört jene mohrische Baukunst an, die sich von der ursprünglichen reinen arabischen so sehr unterscheidet, und deren eigenthümlicher Charakter bei Vergleichung der Denkmale aus beiden Perioden sogleich in die Augen springt. Diesem zweiten Einfall sind gleichfalls der Verfall der arabischen Kultur in Spanien und die langen Zwiste zuzuschreiben, die dieses Land wieder in die Hände seiner alten Herrn brachten.

Das Uebergewicht der Mauren über die Araber dauerte in Afrika bis zum 13ten Jahrhundert, wo dann die arabischen Stämme unter den Sheriffs von Hescein, Nachkommen von Mahomet, wieder die Oberhand bekamen. Sie unterwarfen die Eingebornen zum zweitenmale und theilten das Land in eine Menge kleiner Königreiche. So wurde um diese Zeit die Provinz Algier in vier Königreiche getheilt, nach eben so vielen hier wohnenden Hauptstämmen, deren Oberhäupter den Königstitel annahmen, und die selbst wieder unter kleinere Stämme getheilt waren. Dieser Zustand dauerte einige Jahrhunderte, bis unter diesen Häuptlingen Zwistigkeiten und Kriege ausbrachen. Die Mauren, welche nimmermehr zur Unterwürfigkeit zu bringen waren, und das jezt unabhängige Spanien beschlossen, sich dies zu Nutze zu machen. Im Jahr 1505 bemächtigten sich die Spanier Orans, Bugias und mehrerer anderer Pläze, bauten ein Fort auf einer Insel, Algier gegenüber, und machten die Stadt zinsbar. Die Mauren, die Anfangs den Spaniern Vorschub geleistet hatten, riefen, ihres Joches müde, in Verbindung mit den Arabern, den berüchtigten Horuc Barbarossa, einen türkischen Seeräuber, zu Hülfe. Dieser kam mit seinen Schiffen, vertrieb die Spanier nicht, sondern bemächtigte sich der Stadt, tödtete den arabischen König Selim Eutemi und ließ sich von seinen türkischen Soldaten zum König ausrufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wien.

Unglück durch Ueberschwemmung.

Das unerhörte Unglück, das das Austreten der Donau in der Nacht vom 1. März veranlaßte, wird Ihnen zum Theil schon aus den öffentlichen Blättern bekannt seyn; nichtsdestoweniger werden Sie manche Einzelnheiten, die diesen traurigen Vorfall begleitet haben, nicht ohne Theilnahme hören. Die in früheren Zeiten stattgehabten Ueberschwemmungen der Donau haben, so weit die Ueberlieferungen aus jenen Zeiten reichen, nie in einem so furchtbaren Grade und mit solcher Schnelle überhand genommen. Alle Vorkehrungen, die von Seite der Behörden veranlaßt wurden, haben sich bei dieser Gelegenheit durchaus unzulänglich erwiesen; kaum blieb so viel Zeit, in den am meisten gefährdeten Vorstädten die Sturmglocke zu läuten, als auch die Fluthen mit beispielloser Gewalt heranbrausten, und in dem Zeitraume von wenig Minuten waren die Roßau, die Leopoldstadt, Lichtenthal und die daran stoßenden Vorstadtgegenden so hoch unter Wasser gesezt, daß die ersten Stockwerke kaum mehr sicher genug zu seyn schienen. Alle Wohnungen zu ebener Erde waren nicht mehr zu sehen, und die meist im Schlafe liegenden Bewohner hatten kaum so viel Zeit, das nackte Leben zu retten. Die große Donaubrücke war bis auf einige Joche vom Wasser weggerissen, und die Kommunikation mit dem Marchfelde ganz unterbrochen, eben so wie aus der Stadt in die überschwemmten Vorstädte nur für beherzte Leute auf Kähnen mühsam und mit Lebensgefahr überzusezen war. Am ersten Tage waren die Verunglückten daher fast allein sich selbst überlassen, bis es nach und nach mit der größten Anstrengung gelang, sich zu ihnen Bahn zu machen. Alle Gassen waren hoch mit Wasser angefüllt, an vielen Orten mit hohen Eismauern umgeben. Zum Unglück fiel in der folgenden Nacht ein heftiger Frost ein, der die weite Wasserfläche mit einer Eisrinde überzog, zu schwach, um Menschen zu tragen, aber stark genug, um das Herbeirudern in Kähnen fast unmöglich zu machen. Am dritten Tage war es eigentlich erst möglich, ausgiebige Hülfe zu leisten; so lange mußten die Unglücklichen großen Theils der Angst, dem Hunger, der Kälte, kurz allen Unbilden dieser schrecklichen Begebenheit Preis gegeben bleiben. Als man endlich im Stande war, die Unglücksstätte näher zu besichtigen, traf man an allen Orten Scenen des Jammers, die man in der ersten Zeit gar nicht geahnet hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 101.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 28. April 1830.

Wer doch mahnete dich, du hochvermessener Jüngling,
Unserer Wohnung zu nahn?

Virgil.

Aus Caillés Reise nach Timbuctu.

Von K. H. Hermes.

Seit die Portugiesen die Westküste von Afrika entdeckten, war Timbuctu als der große Stapelplatz des Innern bekannt; schon im fünfzehnten Jahrhundert berichtete Leo Afrikanus, daß ein mächtiger Fürst in dieser Stadt herrsche, welcher die Wissenschaft begünstige, und für den ein Architekt aus Granada einen prächtigen Pallast erbaut habe. De Barros nennt Timbuctu oder Tungubutu, wie er schreibt, als die Hauptstadt des Binnenlandes und als den wichtigsten Markt desselben, auf welchem Kaufleute aus Kairo, Tunis, Oran, Fez und Marocco, so wie aus dem Süden zusammenströmten. Noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts machten Karavanen von 16,000 bis 20,000 Kameelen von Marocco aus den Weg dahin durch die Wüste; und es war daher natürlich, daß neuerer Zeit, als die Abschaffung des Negerhandels nicht blos in England, sondern in ganz Europa die allgemeine Theilnahme für das verhältnißmäßig so nahe gelegene und doch so räthselhafte Heimathland der Unglücklichen in Anspruch nahm, die Aufmerksamkeit sich besonders auf Timbuctu richtete als auf den Punkt, welcher am hellsten aus seiner geheimnißvollen Umgebung hervortrat. Vielfache Versuche wurden gemacht, eine direkte Verbindung mit Timbuctu anzuknüpfen; Mungo Park schiffte auf seinem Boote an dem Hafen von Timbuctu vorüber; Adams, ein amerikanischer Matrose, der in die Gefangenschaft der Mauren gerathen war, wurde als Sklave nach Timbuctu auf den Markt geführt, konnte aber bei seiner Rückkehr nur dürftige Nachrichten von dieser merkwürdigen Stadt geben; der englische Reisende Laing sollte nach vielfachen Gefahren sein Ziel nur erreichen, um seine Wißbegierde mit dem Leben zu bezahlen. Endlich gelang es vor vier Jahren einem jungen Menschen, den sein unruhiger Geist von Marseille nach dem Senegal getrieben hatte, ohne alle Hülfsmittel, außer jenen, welche seine eigene Ausdauer ihm gewährte, nach Timbuctu durchzudringen und von hier aus ungefährdet in seine Heimath zurückzukehren. Ganz Europa staunte bei der ersten Nachricht von diesem kühnen Wagstücke; in Paris wurde der glückliche Abentheurer mit einer Art von Enthusiasmus empfangen; einer der ausgezeichnetsten Gelehrten Frankreichs übernahm die Redaktion seiner Papiere, und von allen Seiten wurde der Bekanntmachung derselben mit der gespanntesten Erwartung entgegengesehen. Diese wird in der That durch den so eben ausgegebenen ersten Theil von René Caillés Voyage à Timboctou et à Jenné vollkommen gerechtfertigt, da die Reiseroute von Sierra Leone nach Timbuctu, und von dort nach Tanger, die größte Lücke in unserer Kenntniß der nördlichen Hälfte von Afrika ausfüllt; denn wenn auch Caillés Reise bei den beschränkten Mitteln, die ihm zu Gebote standen, wenig mehr als ein flüchtiger Durchflug seyn konnte, so war doch dieser hinreichend, um

uns fürs erste wenigstens eine Uebersicht des Terrains zu geben, von dem der forschende Blick des Europäers so lange ausgeschlossen blieb. Nur durch eine List wurde es Caillé möglich, seine gewagte Unternehmung auszuführen.

„Während meines Aufenthalts zu Freetown, in der Hauptstadt der Kolonie von Sierra Leone,“ erzählt der Reisende, „wurde ich mit mehreren Mandingos und Seracolets*) bekannt; ich gewann ihr Vertrauen und bediente mich derselben, um Nachrichten über die Gegenden einzuziehen, die ich zu besuchen beabsichtigte. Endlich machte ich ihnen, um ihrer Freundschaft gewiß zu werden, einige kleine Geschenke, und entdeckte ihnen dann mit geheimnißvoller Miene und unter dem Verlangen der strengsten Verschwiegenheit, daß ich in Egypten von arabischen Eltern geboren und in meiner frühesten Jugend von Soldaten der französischen Armee, die Egypten erobert hatten, nach Frankreich geführt worden sey; mein Herr habe mich darauf nach dem Senegal gebracht und hier zur Belohnung meiner Dienste mir die Freiheit geschenkt; ich fügte hinzu, daß ich jezt, da ich frei sei, eine natürliche Neigung fühle, nach Egypten zurückzukehren, meine Verwandten aufzusuchen und die mohamedanische Religion anzunehmen.“

Unter diesem Vorwande trat Caillé am 19ten April 1826, in der Gesellschaft von fünf freien Mandingos, drei Sklaven, einem Fulah-Lastträger, einem Führer und seinem Weibe, längs des Rio Nunnez seine Reise an; am 30sten Mai schloß er sich im Lande der Fulahs einer Handelskaravane an, und am 11ten Juni erreichte er Kurussa, ein Dorf am linken Ufer des Dioliba.

„Ich eilte, den Dioliba zu sehen, diesen merkwürdigen Fluß, der so lange ein Gegenstand meiner Neugierde gewesen war. Ich bemerkte, daß er von NW. herfloß, und einige Meilen weit in der Richtung von O.N.O. fortströmte, bis er sich endlich gerade nach Ost wandte. Der Fahrweg der Canoes ist an dem rechten Ufer. Ich sezte mich einen Augenblick nieder, um den geheimnißvollen Strom zu betrachten, der die Gelehrten von Europa so viel beschäftigt. Auf dem linken Ufer, in der Nähe des Dorfes, liegen Hügel, die zwischen hundert und fünfzig und zweihundert Fuß hoch und mit jungen Bäumen bedeckt sind. Der Boden war roth, und das Erdreich schien derselben Art wie zu Sierra Leone. — Ich beobachtete die Schnelligkeit des Stromlaufes und berechnete, daß derselbe ungefähr zwei und eine halbe, oder drei Meilen in der Stunde zurücklegte. In dieser Jahreszeit war er etwa neun Fuß tief; dieß sah ich an der langen Stange, deren die Bootsleute sich bedienten, um ihr Canoes fortzustoßen. Er schien mir hier so breit, wie der Senegal zu Podor. Das rechte Ufer ist niedriger als das linke, an welchem das Dorf auf einer Erhöhung liegt. Ich sah in dem Dorfe mehrere große Bambos, unter deren Schatten die alten Männer sich versammeln und einen Theil des Tages im Gespräche zubringen. Diese Leute schnupfen viel Tabak, aber sie nehmen denselben nicht, wie wir in Europa thun, mit den Fingern, sondern bedienen sich dabei einer kleinen Bürste oder auch eines eisernen Löffelchens. Die Neger sagten mir, daß der Fluß im Juli auszutreten anfange, und daß sie dann drei Meilen weit über die Ebene in Canoes fahren können. Es wird in dieser Ebene eine Menge Reis gebaut. Kurussa ist ein recht hübsches Dorf, von einem Lehmwall umgeben, der zehn bis zwölf Fuß hoch und acht bis zehn Zoll dick ist. Ich sah Tausende von Schwalben, derselben Art wie die europäischen, welche ihre Nester in diesem Walle gebaut hatten. Sie saßen in Schaaren auf den Bäumen, und ich schloß daraus, daß sie sich zu ihrer Abreise fertig machten. Die Stelle von Thoren oder Pforten vertreten mehrere niedere und enge Oeffnungen, die durch ein dickes Brett, das aus einem einzigen Baumstamme gemacht ist, geschlossen werden. Hohe Bäume beschatten den Ort, welchem fünf kleinere Dörfer an den Ufern des Dioliba untergeordnet sind. Dieß Ländchen heißt Amana, und die Einwohner werden Dialonkes genannt und sind größtentheils Götzendiener. Sie verlassen nie ihre Heimath, sondern beschäftigen sich friedlich mit dem Bau ihrer Felder, die durch die Ueberströmungen des Flusses fruchtbar gemacht werden. Sie fischen theils mit Angelhacken, die ihnen durch fremde Kaufleute von unsern Niederlassungen an der Küste zugeführt werden, theils mit dem Fuene, einem Instrumente, welches aus drei Aesten besteht, mit Spitzen, die gezahnt sind, gleich einer Säge. Ich sah eine Art von Fischen mit vielen Gräten, gleich den Karpfen. Die Einwohner dörren und räuchern diesen Fisch und verkaufen ihn ihren Nachbarn und den Handelsleuten, die durch ihr Land kommen. Abwärts an dem Flusse, in einer Entfernung von fünf Tagfahrten, liegt Bureh, ein Gebirgsland, welches, nach den Berichten der Eingebornen, viele Goldminen haben soll.

Ich ging, von meinem Führer begleitet, um dem Häuptling meine Aufwartung zu machen, der, wie ich hörte, ein großer Krieger und von seinen Nachbarn sehr gefürchtet war. Wir fanden ihn allein in seiner Hütte, damit beschäftigt, eine Spitze an einen Pfeil zu befestigen. Eine Menge von Bogen, Pfeilen und Köchern hingen in verschiedenen Theilen der Hütte umher. Er lud uns ein, uns auf einer Ochsenhaut nieder zu lassen, und Lamfin (der Führer) war bald mit ihm in ein lebhaftes Gespräch verwickelt. Die Unterhaltung hatte hauptsächlich mich zum Gegenstande. Er versprach, uns am nächsten Tage über den Fluß setzen zu lassen. Die Reisenden werden durch seine Sklaven hinübergeführt. Er erhebt einen Zoll, welcher in europäischen Waaren, wie Schießpulver, Tabak, Tischmessern, Rasiermessern u. dgl. erhoben wird. Auch in Salz wird diese Auflage abgetragen, und der Verkauf

*) Wandernde Kaufleute, die im Innern von Afrika umherziehen.

desselben ist eine Hauptquelle seines Reichthums. Er sagte mir, aus Achtung vor meinem Range als Sheriff wolle er mich zollfrei hinüber bringen lassen. Er war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren und maß fünf Fuß und einige Zoll. Seine Züge waren mild und selbst einnehmend. Die gewöhnlichste Nahrung der Einwohner ist gekochter Reis, ohne Salz, aber mit einer Sauce von getrockneten Fischen angemacht. Doch essen sie auch viel frische Fische. Da das Salz theuer zu werden anfängt, so bedienen sie sich desselben nur an großen Fest- und Freudentagen.

Am 13ten Juni gingen wir über den Fluß in Canoes, die fünf-und-zwanzig Fuß lang, drei weit und einen tief waren. Es fuhr mit uns eine große Menge von Leuten hinüber, und alle zankten, einige wegen des Fährgeldes, welches verlangt wurde, andere, weil sie zuerst hinüber wollten. Alle sprachen zugleich und erhoben einen furchtbaren Lärm. Die Saracolets hatten große Mühe, bis sie ihre Esel in die Boote brachten; und die Parteien, welche auf dem jenseitigen Ufer angekommen waren, feuerten ihre Flinten ab, um ihre Freude zu bezeugen, wodurch die allgemeine Verwirrung natürlich nicht vermindert wurde. Ich war unter den lezten und blieb daher den ganzen Morgen der Sonne ausgesezt, denn die Ufer des Flusses sind völlig frei. Auf dem linken Ufer war nur ein einziger Baum zu sehen; dieß war ein großer Bombar, unter dessen Schatten sich so viel Leute zusammengedrängt hatten, daß ich für mich keinen Platz finden konnte. Ich sah mehrere Weiber und Mädchen im Flusse baden; sie schienen sich wenig um die Gegenwart der Männer zu kümmern. Nachdem sie ihr Bad vollendet hatten, kehrten sie in das Dorf zurück, mit Pagnes um den Leib und Kürbißflaschen auf den Köpfen. Es waren nur vier Canoes, um zweihundert und fünfzig bis dreihundert Menschen mit all ihrem Gepäck überzuführen. Es wurde daher eilf Uhr, ehe wir alle auf das rechte Ufer übergesezt waren. Als wir unsern Weg fortsezten, öffnete ich meinen Regenschirm, um mich gegen die Hitze zu schützen; aber mehrere meiner Reisegefährten riethen mir, ihn zu schließen, so oft wir uns einem Dorfe näherten, um nicht die Habgier der Ungläubigen zu reizen. Wir gingen immer in der Richtung nach Osten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Todtengräber.

Kirchhoffpaziergänger.
Was wühlet Ihr, Alter, solch mächtiges Grab
Tief unter die andern Todten hinab.

Todtengräber.
Hinein kommt eines Vaters Sohn;
Ein Tag nimmt öfter viele davon.

Kirchhoffpaziergänger.
Für einen Riesen ist's zu groß;
Ist denn die Pest im Lande los?

Todtengräber.
Eine junge Magd auch und ihr Kind,
Die in der Geburtsnoth gestorben sind.

Kirchhoffpaziergänger.
Aber Ihr macht es ja lang und breit
Als wär's für die ganze Christenheit?

Todtengräber.
Noch ein Bub kommt; er war nicht schlecht;
Aber der Magd Bruder war's doch nicht recht;
Er hat mit ihm gesprochen!
Sie haben einander erstochen.

Kirchhoffpaziergänger.
Da gähnet der furchtbare Grabesschlund
Stets weiter und wird zu der Hölle Mund.

Todtengräber.
Nein, 's war ein altes ehrliches Weib,
Lag lang über der Todten Kinder Leib,
Und als ich sie wegzog war sie kalt,
War auch bald siebzig Jahre alt.

Kirchhoffpaziergänger.
O Graus, noch ist das Grab nicht voll!

Todtengräber.
Drum kommt noch einer, alt, mürrisch und toll,
Der will sein Eck besonders haben;
Da hat er so weit und so tief gegraben.

Rudolph Lohbauer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Ueber Algier.

(Fortsetzung.)

Geschichte der Völker, welche das nördliche Afrika bewohnen.

Barbarossa schlug die Araber, so oft sie sich zu seinem Sturze verbanden; er wurde aber von den Spaniern geschlagen, welche die Mauren in der Verzweiflung zur Hülfe gerufen hatten, und 1518 auf der Flucht getödtet. Die in Algier gebliebenen türkischen Soldaten machten seinen Bruder Hayradin zu seinem Nachfolger. Da sich dieser gegen die Mauren, Araber und Spanier nicht stark genug fühlte, machte er dem Sultan in Konstantinopel das Anerbieten, ihm zinspflichtig zu werden, wenn dieser ihn gehörig unterstüzte. Der Handel wurde eingegangen (1519); 2000 Janitscharen kamen an, brachten alle Feinde Hayradins zum Schweigen und eroberten unter ihm Tunis und den Rest der Küste gegen Ost. So wurden die Staaten Tripolis, Tunis und Algier dem Sultan zinspflichtig und kamen unter das Joch einer Handvoll Türken. Nur Marokko blieb von dieser Revolution unbetroffen, und die arabischen Sheriffs herrschen dort noch heutzutage.

Seit dem 17ten Jahrhundert ist die Oberherrlichkeit der Pforte über die drei Regentschaften blos noch ein leerer Name.

Anfangs ernannte der Sultan die Paschas, die in seinem Namen herrschten. Da aber die türkischen Milizen von diesen Paschas nicht immer richtig bezahlt wurden, so errangen sie sich das Recht, ein Oberhaupt unter sich zu wählen, das ihre Rechte dem Abgesandten der Pforte gegenüber vertreten sollte. Die Macht dieses Deys machte bald die der Paschas zu einem bloßen Schattenbild. Endlich wurden diese von den Soldaten ganz fortgeschickt, und seitdem sind die Deys die wirklichen Souveräns der drei Regentschaften. Die türkische Miliz ernennt und erdrosselt sie, wie es ihr gefällt; sie erhebt mit dem Säbel in der Hand die Abgaben von Mauren und Arabern; sie gibt Geseze und hebt sie auf, kurz, sie herrscht. Diese unruhigen Aristokraten sind und bleiben Fremdlinge im Lande, und verbinden sich weder mit den Eingebornen, noch mit den Arabern. Sie rekrutiren sich alle Jahre in den Strassen von Konstantinopel und Smyrna; was keinen andern Lebensunterhalt findet, wird hier aufgerafft. Dies waren vor noch nicht langer Zeit die Nachfolger der Karthager, Römer, Griechen und Araber im besten Theile von Afrika. In Tunis und Tripolis scheinen indessen die Mauren endlich das Joch dieser schändlichen Soldateska abgeschüttelt und die Macht in die Hände eines Mannes aus ihrem Stamme gelegt zu haben. Der Umstand, daß sich die Türken genöthigt sahen, zum Behuf ihrer Kriege eine Miliz von Eingebornen zu errichten, die weit zahlreicher war, als sie selbst, mußte nothwendig zu einer solchen Revolution führen. Nur Algier seufzt noch unter ihrem schändlichem Joche.

Nach dieser flüchtigen historischen Skizze können wir nun die verschiedenen Elemente, aus denen die Bevölkerung der afrikanischen Nordküste besteht, genau unterscheiden. Zuerst ist zu bemerken, daß von allen Völkern, die als Eroberer auf dieser Küste auftraten, nur diejenigen eigentliche Afrikaner wurden, die mit den Ureinwohnern zu demselben Hauptstamm gehörten. Römer, Griechen, Vandalen, alles Kinder der asiatischen Hochebene, kamen und gingen, ohne eine Spur zu hinterlassen; die Türken, von demselben Stamme wie jene, sind noch jezt in Algier, aber nur als fremde Besazung. Die Revolution, die sie als Herren stürzt, jagt sie zugleich aus dem Lande, in dem sie keine Wurzel geschlagen haben. Die Phönizier und Araber dagegen, Kinder des semitischen Stammes, wurden in Afrika Afrikaner und assimilirten sich mehr oder weniger mit den Eingebornen. Die Araber hätten sich wohl noch mehr verschmolzen, hätten sie nicht ihre Sitten als Nomaden von den Mauren, die von jeher feste Wohnsize hatten, ferner gehalten und die Trennung und den Haß zwischen beiden Völkern fortdauern lassen.

Zweitens ist zu bemerken, daß sich troz dieser Vermischung mit Phöniziern und Arabern der eingeborne Stamm von jeher auch von diesen deutlich unterschied. Dieser Stamm der alten Afrikaner hat fortwährend seinen Nationalcharakter und unter den verschiedensten Herrn den Haß gegen Fremdlinge beibehalten. Er ist nicht vom Boden gewichen, er hat ihn noch inne und bildet die eigentliche Bevölkerung; er hat durch Aufruhr alle seine Herrn für unrechtmäßig erklärt, hat sich mit allen neuen Eroberern gegen die alten verbündet; nach tausendjähriger ununterbrochener Sklaverei hatte er auf einen Augenblick, vom 11ten bis 13ten Jahrhundert, sich wieder in den Besiz des heimischen Bodens gesezt, und in Tunis und Tripolis ist ihm dies wieder gelungen. Und, wohl zu merken, diese Selbstständigkeit gründet sich ganz auf die Raçe als solche, nicht etwa auf den Glauben. Die Mauren haben, seit die Geschichte sie kennt, dreimal die Religion gewechselt: aus Gözendienern wurden sie Heiden, aus Heiden Christen, aus Christen Muselmänner. Sie sind jedesmal ohne Zwang zum Gottesdienst ihrer Eroberer übergetreten, ohne deßhalb die Eroberer weniger zu hassen. Die Geschichte kennt kein zweites Beispiel einer so zähen, beharrlichen Nationalität; sie erinnert an die Kraft, welche allen Erzeugnissen Afrikas eigen ist, und schon dies ließe, gegen Sallusts Tradition, vermuthen, daß die Numidier und Mauritanier Kinder des Bodens sind, wenn dieser Charakter nicht allen Völkern vom semitischen Stamme gemeinschaftlich wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Wien.

(Fortsezung.)

Unglück durch Ueberschwemmung. Wohlthätigkeit.

Dem Rufe nach hatten an zweihundert Personen in den Vorstädten ihren Tod gefunden. Die polizeilichen Ausweise berichtigen diese Angaben und nennen nur einige siebzig. Viele Tausende haben ihre Habe eingebüßt. Eine Fiakerfamilie stellte ihre fünf Kinder auf einen hohen Tisch, um nur schnell die Pferde im Stalle loszubinden; als sie hinauskam, ließ sie die Fluth den Stall nicht mehr erreichen, und als sie schnell wieder zurückkehrte, konnte sie schon nicht mehr in die Wohnstube gelangen. Alle Bestrebungen der Eltern waren vergebens; sie hörten die Kinder noch lange furchtbar schreien, ohne ihnen zu Hülfe kommen zu können, bis endlich das Geschrei nach und nach verstummte und das Schweigen ihnen die Gewißheit gab, daß die Kinder den Tod gefunden hatten. In einem der Häuser, wo ein Paar Familien ziemlich enge zusammen in einem Zimmer wohnten, springt eine Frau, von dem Getöse erweckt, auf und will hinaus; als sie das Wasser gewahr wird, eilt sie zurück, ihre beiden Kinder zu retten, und trägt sie im Finstern auf den Boden des Hauses. Als es Tag wurde, sieht sie, daß sie zwei fremde Kinder gerettet hatte; ihre eigenen waren umgekommen. Einer andern armen Frau, der zwei Findelkinder anvertraut waren, warf man einen Strick zu, um sich zu retten; da sie aber die Kinder nicht im Stiche lassen wollte, wurde ihr selbst später die Rettung unmöglich, und sie ertrank sammt den Findlingen, die sie so gewissenhaft bevormundet hatte. Scenen dieser Art gab es an allen Orten, und jeder Vorübergehende erzählte eine neue Jammergeschichte. Vom Stephansthurme aus sah man die ganze Ebene des Marchfeldes wie ein Meer ausgebreitet, aus dem nur hier und da ein Kirchthurm, oder an erhöhten Orten ein einzelnes Gebäude herausragte. Fünf Tage konnten von dort keine zuverlässigen Nachrichten eingeholt werden, da der Frost auch hier die ganze Fläche mit einer Eisrinde überzogen hatte, die man weder zu Fuß passiren, noch mit dem Kahne durchbrechen konnte.

In dieser Epoche der allgemeinen Noth hat sich der Volkscharakter auf eine so schöne, rührende und liebenswürdige Weise ausgesprochen, daß alle diejenigen, die dieses biedere, herzliche und zugleich so tüchtige und energische Volk nicht nach seinem wahren Werthe zu würdigen wissen, hier alle Gelegenheit gefunden hätten, ihm volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Alle hier anwesenden Fremden haben nur eine Stimme der Bewunderung dafür. In den ersten zwei Tagen waren bei 200,000 fl. C. M. zusammengelegt, und seither gehen ununterbrochen fort Geldbeiträge von allen Seiten ein. Vier Bankierhäuser haben allein 30,000 fl. C. M. gegeben. Der Frauenverein, unter der eifrigen Leitung der Gräfin Schönborn und Baronin Pereira-Arenstein, hatte kaum Sammlungsorte für Kleidungsstücke und Hausrath angezeigt, als ganze Ladungen von Kleidern zusammengebracht wurden, und viele Tausende, die bisher nur ärmlich gekleidet waren, sind nun mit besserer Garderobe versehen, als sie je zu tragen Hoffnung hatten.

(Die Fortsezung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 102.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 29. April 1830.

— Es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

Schiller.

Schiffersage.

Wer Abends geht am dunkeln Meer,
Der hat es wohl gehört,
Wenn ruhig zieh'n die Wellen schwer,
Wie, nahe bald, bald ferneher,
Auf stillem Meer
Ein hell Gelächter fährt.

Das ist der kleine Schifferjung,
Der war zu Land so stumm;
Doch sank der Tag in Dämmerung,
Dann flog ins Meer mit weitem Sprung
Der Schifferjung,
Und lachte drinn herum.

Der Vater rief vom Strand ihm zu,
Laut in der finstern Nacht:
Wie lange, Junge, plätscherst du,
Und badest dich, und lachst dazu!
Gieb einmal Ruh,
Eh du zulezt gelacht!

Dann stieg er traurig an den Strand,
Und schlich in's Bett hinein.
Und immer dünkt ihm hart das Land,
Die Steine dumm und grob der Sand;
Sein Sinn verstand
Aufs Wasser sich allein.

Er schaut der Wellen frohen Zug
Alltäglich voll Gelust,
Des Abends taucht er ein im Flug,
Und badet drinn sich nie genug,
Sich nie genug,
Und lacht in Badelust.

Da murrt der Welle dumpf Gebraus:
Was lacht so keck dein Mund?
Du bist im Wasser nicht zu Haus,
Gehörest auf das Land hinaus,
Auf's Land hinaus;
Dort spiel' auf festem Grund!

Er spricht: „Ich geh' nicht mehr hinauf,
Hier lachet mir das Herz,
Hier spiel' ich mit des Wassers Lauf!"
Und taucht hinab, und taucht hinauf,
Hinab, hinauf,
Und lacht zu seinem Scherz.

Die Welle droht: der Odem schon
Ist dir von mir geraubt!
Flieh' an das Land, des Landes Sohn!
Du lachst dir sterbend selber Hohn;
Du sinkest schon!
Bleich lacht sein sinkend Haupt.

„Nun ich in dir ertrunken bin,
Werd' ich ein leichter Geist!
Vom Strand bis weit im Meere drinn
Spiel' ich in allen Wellen hin,
Und lache drinn,
So weit das Wasser kreis't."

Wer Abends geht am dunkeln Meer,
Der hat es wohl gehört,
Wenn ruhig zieh'n die Wellen schwer,
Wie, nahe bald, bald ferneher,
Leicht über das Meer
Sein hell Gelächter fährt.

A. Schöll.

Aus Caillés Reise nach Timbuctu.

(Fortsetzung.)

„Die Unterrichtsmethode, deren sich die Mohamedaner im Innern von Afrika bedienen, besteht darin, daß man auf kleine Täfelchen Verse aus dem Koran schreibt, die dann von den Schülern, welche um ein großes Feuer herumsitzen, abgesungen werden. Die Lektion wird von dem Lehrer geschrieben, bis die Schüler weit genug sind, um selbst schreiben zu können. Caillé fand eine solche Schule zu Cambaya, auf dem Wege von Kuruassa nach Timbuctu, in welcher die strengste Ordnung herrschte. Sie war von Knaben und Mädchen besucht; doch scheint im Allgemeinen die Erziehung der lezteren in Afrika verhältnißmäßig eben so sehr vernachläßigt zu seyn, als in Europa. Es ist genug, wenn sie nur die ersten Verse aus dem Koran hersagen können, wogegen die Knaben den ganzen Koran auswendig lernen müssen, worauf ein anderer Lehrer für sie gesucht wird, der ihnen die schwierigsten Stellen erklärt. Die Schüler vertreten in gewisser Beziehung bei ihrem Lehrer zugleich die Stelle der Dienstboten. Sie holen Wasser und Holz für ihn, sie reinigen seine Hütte, bestellen ihm das Feld und bringen die Erndte ein. Außerdem machen die Eltern der Zöglinge dem Meister kleine Geschenke von Tuch, Tabak und Sämereien für seinen Garten."

„In Futa Diaton, dem Lande der Foulahs, am obern Laufe des Niger, ist eine theokratische Verfassung eingeführt. Die Häuptlinge wählen unter den Gelehrten des Landes einen Almamy, welcher an der Spize der Regierung steht, den sie aber wieder absetzen können, sobald er ihre Unzufriedenheit erregt. Die Foulahs von Futa sind groß und wohlgebildet; ihr Benehmen ist anständig und würdig, ihre Farbe ist ein helles Kastanienbraun, etwas dunkler, als bei den wandernden Foulahs; sie haben krauses Negerhaar, aber eine hohe Stirn, große Augen, römische Nase, dünne Lippen und ein länglichtes Gesicht; kurz, ihre Züge kommen der Physiognomie der Europäer sehr nahe. Sie sind alle Mohamedaner und ungemein fanatisch; sie verabscheuen die Christen und sind überzeugt, daß dieselben nur darnach streben, in den Besitz der Goldminen zu kommen, die im Osten von Futa liegen. Dieß ist der Grund, weßhalb sie es auf jede Weise zu verhindern suchen, daß Christen in ihr Land dringen. Sie reisen nicht, gleich den Mandingoes, nach entfernten Gegenden, sondern bleiben lieber ruhig zu Hause und führen die Aufsicht über ihre Sklaven, die einen bedeutenden Theil ihres Eigenthums bilden. Sie sind eifersüchtig und neidisch, und legen häufig fremden Kaufleuten, die durch ihr Land kommen, große Abgaben auf, besonders wenn sie reich sind. Auf der andern Seite sind sie aber auch sehr gastfrei und gegen ihre Landsleute mildthätig und großmüthig; ich sah nie einen Bettler unter ihnen. In ihren Bergen bauen sie Reis, Mais und Hirse, auch Baumwolle, woraus sie Zeuge weben, die nur fünf Zoll breit sind. Diese schmalen Streifen müssen ihnen dazu dienen, ihre Blöße zu bedecken. Der hauptsächlichste Handel des Landes besteht in Salz und Baumwollenzeug; sie geben nach Kakondy, um Leder, Reis, Wachs und Hirse gegen Salz auszutauschen, wofür sie dann wieder andere Waaren zu Kankan und Sambatikila (weiter im Innern) erhalten."

Zu Kankan verweilte Caillé einige Zeit, ehe er nach Jenné aufbrach. „Zu Kankan ist der Markt beständig reichlich mit europäischen Gütern versehen, welche durch die Mandingo-Kaufleute von der Küste gebracht werden, und in Flinten, Pulver, gedruckten Calicos, blauem und weißem Guineazeug, Ambra, Corallen, Glaskugeln und Stahlwaaren bestehen. Auch sah ich eine bedeutende Quantität von weißem Tuch, das in Wassoulo fabricirt war; irdene Gefäße, in dem Lande selbst gemacht, endlich Mundvorrath aller Art: Reis, Yams, Cassova, Hühner, Schaafe, Ochsen und Pferde werden von den Bewohnern der umliegenden Landschaften herbeigebracht. Auch Brennholz wird auf dem Markte verkauft, meist von Sklaven, die sich auf diese Weise ein wenig Salz verschaffen, welches sehr theuer und zugleich der hauptsächlichste Handelsartikel ist. Ich sah, daß einige Kaufleute Gold hatten, aber sie setzen großen Werth darauf und vertauschen es nur gegen die auserlesensten Waaren. Alle Kaufleute sind mit Maßen versehen, welche im Lande selbst verfertigt sind und ziemlich genau zu seyn scheinen. Statt des Gewichtes bedient man sich der Saamenkörner von einem Baume, der in Futa-dialon wächst, dessen Name ich aber vergessen habe. Ein Stück Gold, welches das Gewicht von zweien dieser Körner hat, ist sechs Franken werth. Das Gold, welches ich in Kankan sah, und das aus den Minen von Bouré kommen sollte, war größtentheils zu Ohrringen verarbeitet; doch sah ich auch Gold in kleinen Körnern, von der Größe des Vogel-

schrotes und zum Theil noch kleiner, die in Federkielen aufbewahrt waren."

„Am 5. Juli war das Salemfest, welches von den Muselmännern immer mit großem Pomp begangen wird. Ich war dabei zugegen, in der Gesellschaft meines Führers. Es wurde auf einer großen Ebene im Osten des Dorfes gehalten. Als ich durch die Straßen ging, sah ich viele ehrwürdige alte Männer, in kurzen Scharlachmänteln, die statt der Goldborten mit gelben Baumwollenfranzen besezt waren. Sie gingen einzeln, alles Volk hinter ihnen drein. Sie sangen Allah akbar, Allah akbar, la illa il Allah, Allah akbar u. s. w., und diese Worte wurden jedesmal von ihrem ganzen Gefolge wiederholt, das anwuchs, je weiter sie kamen. In der rechten Hand hielten sie Lanzen, und auf dem Haupte hatten sie rothe Mützen. Als wir auf dem Felde ankamen, sah ich eine große Menge Volks, welches in die verschiedensten Trachten gekleidet war. Die meisten trugen indessen die Landestracht: eine Coussabe, Beinkleider, Sandalen und spitze Mütze. Einige prangten in abgetragenen Scharlachröcken von englischen Soldaten, die sie sich von Sierra Leone oder vom Gambia verschafft hatten; andere trugen alte europäische Mäntel von verschiedenen Farben und hatten europäische Hüte auf. Kurz jeder hatte sich bei dieser festlichen Gelegenheit in den besten Staat geworfen, welchen er auftreiben konnte. Alle waren mit Flinten, Lanzen, Bogen und Pfeilen bewaffnet, die sie aber während des Gebetes auf den Boden legten. Bald kamen auch die alten Männer in den rothen Mänteln mit ihrem Gefolge an. Der Fürst erschien zu Pferde, begleitet von zwei oder dreihundert Mandingoes, die alle mit Flinten bewaffnet waren und zwei Reihen zu beiden Seiten von ihm bildeten. Eine Fahne von rosenfarbenem Taffet wurde vor ihm hergetragen. Der Almamy oder das geistliche Haupt folgte Mamadi Santri, dem obersten weltlichen Häuptlinge; beide waren von einer Leibgarde begleitet und weiße Fahnen, mit einem rothen Herzen in der Mitte, wurden vor ihnen hergetragen. Mamadi Sanici war sehr einfach gekleidet; aber der Almamy war in dem prächtigsten Staate: er trug einen feinen Scharlachmantel, mit goldenen Borten und Franzen besezt, ein Geschenk von dem Major Peddie, während seines Aufenthaltes zu Kakondi am Rio Nunnez; die alten Männer, welche die rothen Mäntel trugen, hatten sich sichtlich den des Almamy zum Muster genommen. Die Musik bei dem Feste bestand aus zwei großen Trommeln, jede ungefähr 3 oder 4 Fuß im Durchmesser und 6 bis 8 Zoll hoch. Der Almamy sprach die Gebete mit der Miene aufrichtiger Andacht. Es war ein feierlicher Anblick, eine so zahlreiche Versammlung auf freiem Felde niederknien zu sehen, um ihren Gott anzubeten."

Am 13. März schiffte Caillé sich zu Jenné, einem wichtigen Handelsplatze von ungefähr 8 bis 10,000 Einwohnern, an einem Nebenflusse des Dioliba ein, um zu Wasser nach Cabra, dem Hafen von Timbuctu, zu gehen. „Um zwei Uhr (sagt er in seinem Journal am ersten Tage dieser Reise) kamen wir in den majestätischen Dioliba, der langsam von W.N.W. herfließt. Er war hier sehr tief und fast dreimal so breit, als die Seine am Pont Neuf. Er wendet sich ungefähr auf eine Strecke von zwei Meilen südwärts; seine Ufer sind niedrig und völlig unfruchtbar. Die Entfernung von Jenné bis zu dem Flusse schätze ich auf zehn Meilen. Nachdem derselbe zwei Meilen weit südwärts geströmt ist, wendet er sich nach N.N.O." Am 24. März erreichte Caillé Cona, ein Foulahdorf, wo er auf ein größeres Schiff überging, das mit Reis, Hirse, Baumwolle, Honig, vegetabilischer Butter und andern Landesprodukten beladen war. „Am Ufer war eine große Menge Menschen, alle mit derselben Arbeit beschäftigt. Sie hatten Zelte aufgeschlagen, um sich gegen die Hitze zu schützen, die außerordentlich groß war. Die Neger boten und ihre Waaren zum Kauf an. In allen Ortschaften an dem Ufer des Flusses wird dieselbe Sprache gesprochen, wie zu Timbuctu und Jenné; sie heißt die Kissoursprache; doch spricht man überall auch die Foulahsprache." Zu Cona verließ Caillé das Gebiet von Sego Ahmadou, einem mohamedanischen Foulahfürsten, dem Jenné unterworfen ist, und betrat das Land Banan, ein kleines Königreich, das auf dem rechten Ufer des Flusses liegt und sich ziemlich weit nach Ost erstreckt. Die Einwohner sind sämmtlich Mohamedaner; sie haben viele Sklaven, die für sie das Feld bestellen; auch sind sie reich an Heerden und ziehen eine große Menge Geflügel. Sie bereiten eine Art von Baumwollenzeugen, die sie in die benachbarten Städte und Dörfer ausführen; auch aus Schafwolle machen sie Tücher, die ihnen als Handelswaare dienen. Ich sah die Einwohner dieses Ländchens außer ihren Häusern nie anders als bewaffnet mit Piken, Bogen und Pfeilen; sie haben wolliges Haar und sehr dunkle Farbe; sonst gleichen sie ganz den Mandingoes, zu deren Stamm sie auch zu gehören scheinen, obwohl sie eine andere Sprache sprechen."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien.

(Fortsetzung.)

Oeffentliche Wohlthätigkeit.

Bettzeug, Decken ꝛc. wurden reichlich beigesteuert, und die Damen haben die Vertheilung eben so eifrig, als dem Bedürfniß angemessen besorgt. In allen Straßen der Vorstädte sah man Kutschen halten, wo wohlthätige Frauenhände Spen-

den aller Art austheilten. Wie groß und wahrhaft staunenswerth auch die Beiträge der Reichen und Wohlhabenden einflossen, so werden sie fast noch durch die freiwilligen Gaben der Unbemittelten überboten. Das Militär, vorzüglich die Pontoniers, haben unbestritten den thätigsten und erfolgreichsten Antheil, sowohl an der Rettung von Menschen, als an allen später getroffenen Maßregeln genommen, und ein eigenes Handbillet des Kaisers trägt dem Hofkriegsrathspräsidenten auf, das gesammte Militär der besondern höchsten Anerkennung zu versichern. Mehrere Truppenabtheilungen haben eine viertägige Löhnung, andere ihre Brodportionen zur Unterstützung der Verunglückten angeboten. Der Gastwirth Leidenfrost hat ganze Wagen voll gekochter Speisen an die Hungrigen vertheilt; der Braumeister Posch zu Jedlersee hat fast die ganze Population des Dorfes durch seine persönliche Anstrengung mit Kähnen in das sicher gelegene Brauhaus gerettet und auf seine Kosten mit Lebensmitteln verpflegt. Nicht ohne Rührung erzählten viele Leute, die sich in die Vorstädte vertheilt hatten, um die Nothleidenden zu unterstützen, mit welcher wahrhaft seltenen Resignation viele arme Verunglückte die Gaben von sich weg zu andern, noch unglücklicheren Menschen mit der Aeußerung hingewiesen haben, daß diese der augenblicklichen Unterstützung bedürftiger als sie selbst seyen.

In diesen Tagen des Jammers fanden die Prinzen unsers Kaiserhauses neuerdings Gelegenheit, alle die Tugenden, die diese vortrefflichen Fürsten auszeichnen, auf das glänzendste vor allen Augen zu entfalten. Wenn man sie in dieser Unglückszeit gesehen hat, an allen Orten, wo Noth oder Gefahr war, von früh bis Nachts thätig, unermüdlich, mit der zartesten, liebreichsten und zweckmäßigsten Vorsorge trösten, helfen, Thränen der Noth und Verzweiflung trocknen; wenn man sie gesehen hat, Tagelang von Haus zu Haus gehen, selbst untersuchen, selbst in die noch voll Wasser stehenden, mit Leichen angefüllten Wohnungen dringen, dann wird man es natürlich finden, daß der Oestreicher mit Stolz und Liebe auf diese herrlichen Männer sieht, deren seltene Eigenschaften des Geistes und des Herzens nur durch die noch seltenere Bescheidenheit aufgewogen werden, mit der sie sich überall in den Hintergrund stellen, und nur dort als die ersten erscheinen, wo es gilt, ein großes Beispiel von Tugend und Aufopferung zu geben. Vorzüglich aber hat der Erzherzog Kronprinz die allgemeine Bewunderung auf sich gezogen, jeder Mund floß von seinem Lobe über, und wo man ihn erblickte, wurden ihm laute Huldigungen gebracht. Als er in einem ganz mit Wasser angefüllten Hause ein Kind fand, das erschöpft und verlassen auf einem Schrank kauerte und dessen Eltern im Wasser umgekommen waren, nahm er den weinenden kleinen Wurm augenblicklich in seinen eigenen Wagen und fuhr selbst mit ihm, vom Jubel der Menge begleitet, zur Stadt, wo das Kind nun auf seine Kosten erzogen wird. Es kann mit Wahrheit behauptet werden, daß die Liebe und Popularität, die sich dieser Prinz durch seine unendliche Herzensgüte bei dieser Gelegenheit gewonnen hat, zu wahrem Enthusiasmus gesteigert wurde. Sie wissen, daß ich weder durch Stellung, noch durch Charakter irgend einen Beruf zum Schmeichler habe, aber mir ist das Herz aufgegangen bei dem Anblick eines so schönen, edlen Wetteifers, und jeder Ehrenmann mußte sich freuen, die Höchsten auch zugleich als die Erhabensten zu erblicken. Der erste März ist ein neuer Tag des Ruhmes für die Prinzen von Oestreich, und zwar eines wohlverdienten, der ihnen von dort zugerufen wird, wo er am unverdächtigsten erscheint: von den Lippen der Unglücklichen und aus gebrochenen Herzen.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber Algier.

(Beschluß.)

Geschichte der Völker, welche das nördliche Afrika bewohnen.

Die Bevölkerung der Nordküste Afrikas besteht gegenwärtig aus folgenden Elementen: Die wirklich afrikanischen sind: 1) in den Gebirgen, auf dem südlichen Abhang des Atlas und in der Wüste, die Berbern, die sich vom maurischen und vom arabischen Stamm durch Sprache und Körperbau unterscheiden. Dieser Stamm, der sich in vier Hauptvölker theilt, erstreckt sich mit der Atlaskette von Egypten bis zum Ocean. Er herrscht in der Wüste, bis wo die Negerraçe beginnt. Unverkennbar sind es im Westen die Reste der alten Getuler, im Osten die Reste der alten Lybier. 2) Diesseits des Atlas, vom Fuß der großen Kette bis ans Meer, der große Stamm der Mauren, der allein die Städte und das bebaute Land inne hat; er hat feste Wohnsitze, zum Unterschied von den nomadischen Arabern, hat die Sprache der leztern angenommen, mischt aber Idiotismen darunter, Reste seiner eigenen alten Sprache. 3) Die Negersklaven, die aus dem Innern eingeführt werden. Die Piraten der Wüste rauben sie am Ufer des Joliba; die Karavanen kaufen welche von den Völkern im Innern, die ihre Gefangenen, oft ihre eigenen Kinder verkaufen. Die in Afrika nicht beimischen Elemente sind: 1) Die aus Asien gekommenen Araber; sie haben in Afrika die Sitten ihres Vaterlandes und ihres Stammes beibehalten; sie sind in Stämme getheilt, die mit ihren Zelten und Heerden in den Ebenen und nicht angebauten Thälern herumziehen. Nur wenige bauen das Land und auch dann nur im Vorübergehen. In physischer Beschaffenheit kommen sie mit ihren asiatischen Stammverwandten überein und unterscheiden sich dadurch, wie durch ihre Sitten, streng vom maurischen Stamme. 2) Die Türken, eine fremde, nicht zahlreiche Miliz, die zu Algier despotisch herrscht, deren Joch aber die Mohren in Tunis und Tripolis abgeschüttelt haben. 3) Die Juden, verachtete Handelsleute, unempfindlich gegen Schimpf; sie finden sich überall, in den Städten, wo sie wohnen, wie in den Thälern der Berbern und in der Wüste, wo sie Handel treiben. 4) Wenige Christen, die des Handels wegen hier sind, oder in Sklaverei an diesem unwirthlichen Gestade seufzen; sie verdienen kaum gezählt zu werden. 5) Endlich die Chulis, Abkömmlinge der Türken und eingeborner Weiber, troz der Verordnung gegen Verbindungen der Art. Sie bilden zu Algier eine besondere, ziemlich zahlreiche Klasse, werden von Türken und Mauren gleich sehr gehaßt, halten aber zusammen, sind thätig, verständig, wie alle gemischten Raçen, und leicht könnten sie einst, wenn sie sich vermehren, gerade weil sie von Jedermann zurückgestoßen werden, in Afrika die Rolle der amerikanischen Creolen spielen.

Es springt in die Augen, wie schwach die Türken in Algier sind, und wie leicht sich eine gewandte Politik den Haß der Mauren und Araber gegen dieselben zu Nuze machen könnte. Frankreich steht im Begriffe, die Türken, d. h. die natürlichen Feinde der Eingebornen, anzugreifen. Leicht können sie also diese auf ihre Seite bekommen und in Afrika als Befreier auftreten; so machte es Bonaparte in Egypten: er erklärte sich für den Feind der Mammelucken und den Freund der unterdrückten Egypter.

Beilage: Kunstblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 103.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 30. April 1830.

— Ich komme, ein irrender Fremdling,
Fern aus entlegenem Lande der Welt, und kenne der Menschen
Niemand, welche das Reich in diesem Lande bewohnen.

Homer.

Aus Caillés Reise nach Timbuctu.

(Beschluß.)

Am 2ten April kam Caillé zu einem großen See, der durch eine Inselreihe in zwei Abtheilungen getheilt war. Er durchfuhr die nördliche Hälfte, die sich nach Osten zu, ungefähr fünfzehn Meilen weit, ausdehnte und von weiten Morästen umgeben war. Das Land blieb auf allen Seiten sichtbar. „Als wir in die Mitte des Sees kamen, feuerten drei der großen Bote die Flinten ab und die ganze Schiffsmannschaft rief Salem! Salem! um den majestätischen See zu begrüßen. Die Strömung war auf der Oberfläche nicht zu bemerken; die Tiefe betrug zwölf bis dreizehn Fuß. Ich konnte von meinem Erstaunen nicht zurückkommen, als ich mitten in dem Herzen des Landes eine so unermeßliche Wassermasse sah*). Um fünf Uhr des Abends erreichten wir Gabibi, ein kleines Fischerdorf, an dem Ufer des Sees. Die Hütten, aus denen dasselbe bestand, waren von Stroh gemacht und hatten eine runde, bienenkorbähnliche Form. Wir fuhren von hier aus immer längs dem Ufer hin, und die Bootsleute sangen, während sie das Canoe mit ihren Stangen fortstießen. Wir sahen viele große Granitblöcke auf dem Ufer liegen." — Weiter abwärts kam die kleine Flotte in das Gebiet des räuberischen Stammes der Surgus oder Tuariks, welche hier der Schrecken aller ihrer Nachbarn zu Wasser und zu Lande zu seyn scheinen, wie die Felatah dieß im Süden sind. Hier wird ein geistiges Getränk aus einer Pflanze bereitet, die in den Morästen wächst und Condu heißt. Die Neger sammeln sie und trocknen die Stängel, die darauf zerstoßen und mit warmem Wasser übergossen werden, welches die Zuckertheile des Pulvers auszieht. Es waren Alligators in dem Flusse. Am 19ten April kam Caillé zu einer Stelle, wo der Fluß sich in zwei Arme theilt. Der Hauptarm mochte ungefähr dreiviertel Meilen breit seyn und floß sanft nach O.S.O. Die Richtung des andern Armes ist O. bei N.; dieser ist sehr tief, und seine Breite beträgt fünf-und-dreißig bis vierzig Ellen. Etwa um ein Uhr des Nachmittags erreichten wir den Hafen von Cabra. Ich eilte sogleich auf das Verdeck, wo ich aber nichts sehen konnte, als überschwemmtes Moorland, das mit Wasservögeln bedeckt war. Der kleine Arm des Flusses ist sehr schmal, aber die Strömung ist in demselben stärker, als in dem größeren. Ich halte es nicht für unwahrscheinlich, daß er sich in einiger Entfernung wieder mit dem Dioliba vereinigt, da er hier bereits die Richtung nach Osten nahm. Wenn dieß der Fall ist, so bildet der Fluß eine große morastige Insel, welche bei hohem Wasserstande ganz überschwemmt seyn muß. Mitten in diesen unermeßlichen Morästen entdeckte ich die kleine Stadt Cabra, die auf einem Hügel liegt, durch welchen sie vor der Ueberschwemmung geschützt wird. Man sagte mir, daß in der Regenzeit diese Moräste zehn Fuß

*) Durch diese Beschreibung des Sees, den Mungo-Park Dibbie nennt, wird Alexander Scotts Bericht von demselben (Ritter. S. 442 f.) bestätigt.

tief mit Wasser bedeckt seyen, was mir bei einem so unermeßlichen Raume unglaublich schien, und daß dann die größten Schiffe vor Cabra vor Anker gehen. Zu diesem Platze führt ein Kanal, den aber nur kleine Boote befahren können, weil Gras und andere Gewächse die Fahrt hemmen. Um drei Uhr Nachmittags kamen wir zu Cabra an, das etwa drei Meilen im Norden des großen Hafens gelegen ist. Als ich die Stadt betrat, sah ich in derselben eine Menge Strohhütten, gleich jenen der Foulahs, die von handeltreibenden Sklaven bewohnt waren. Daneben waren große Quantitäten von der Frucht des Nenuphar aufgeschüttet, welche die hauptsächlichste Nahrung der Sklaven und der ärmeren Volksklassen bildet. Ich sah in den Straßen viele Leute, die zum Theil müßig umher gingen, zum Theil ihre Waaren feil boten, meist Lebensmittel, als Fische, Milch, Colanüsse, Pistazien u. dergl. Die Stadt ist klein und die Häuser sind größtentheils von Erde gebaut, mit platten Dächern und nur ein Stockwerk hoch. Die meisten sind ärmliche Hütten, da die reichere Volksklasse es vorzieht, zu Timbuctu, in dem Mittelpunkte des Handels und Wandels zu leben. Die Bewohner von Cabra, ungefähr tausend oder zwölfhundert an Zahl, sind ausschließlich damit beschäftigt, die verschiedenen Handelsartikel, welche von Jenné kommen, auszuladen und nach Timbuctu zu schaffen. Sie bedienen sich zu diesem Zwecke der Esel und Kameele; die Sklaven tragen hier keine Lasten auf dem Kopfe; denn dieß würde sie bald zu Grunde richten, da der Weg nach der Stadt aus Flugsand besteht und daher sehr beschwerlich ist. In der Stadt ist eine kleine Moschee mit einem Thurme oder Minaret. Im Westen der Stadt sind Pflanzungen von balanitis aegyptiaca und Tabak; doch gedeiht diese leztere Pflanze nicht und wird selten höher als sechs oder sieben Zoll. Auf der Ostseite sind einige Dattelbäume, die schon aus der Ferne sichtbar sind. Die beinahe ununterbrochene Ueberschwemmung der Moorgründe, von denen Cabra umgeben ist, hält die Einwohner ab, Reis zu bauen."

Der Bericht, welchen Caillé von Timbuctu erstattet, ist so ungenau und in mancher Beziehung so verworren, daß mehrere Gelehrte dadurch veranlaßt worden sind, es in Zweifel zu ziehen, ob er überhaupt in Timbuctu gewesen sey. Um halb drei Uhr (früh) am 20ten April brach er von Cabra auf und erreichte die Stadt, gerade als die Sonne den Horizont berührte; eine Tagreise auf sandigem und beschwerlichem Wege, die er später genauer zu dreizehn englischen Meilen schäzt (also ungefähr drei geographische Meilen). Bei dem ersten Anblicke der Stadt fiel ihm nichts in die Augen, als ein Masse unansehnlicher Häuser, die von Erde gebaut waren; auf allen Seiten ist sie von unermeßlichen Flugsandebenen umgeben, die eine gelblich weiße Farbe haben und wo man nicht einmal einen Vogel singen hört. Was den Fluß betrifft, so ist Caillé der Meinung, daß derselbe früher dicht bei Timbuctu vorüber geflossen sey, obwohl er gegenwärtig acht Meilen im Norden dieser Stadt fließt, und fünf Meilen in derselben Richtung von Cabra entfernt ist. Hier ist ein offenbarer Widerspruch; Timbuctu liegt im Norden des Flusses, wie aus Caillés eigener Erzählung hervorgeht, nicht der Fluß im Norden von Timbuctu. Die Einwohner sind Neger, von dem Stamme der Kissur, aber eifrige Mohamedaner; doch wohnen auch viele Mauren hier. Der König, Namens Osman, ist ein Neger, aber mit gebogener Nase und dünnen Lippen (also ein Foulah), er spricht die Kissursprache und das Arabische. Die Regierung ist milde und patriarchalisch; die Sklaven werden freundlich behandelt. Die Stadt hat die Form eines Dreiecks und mißt ungefähr drei Meilen im Umfange. Sie hat sieben Moscheen, von denen zwei sehr groß sind, und jede derselben wird von einem hohen Ziegelthurme überragt. Timbuctu liegt in einer unermeßlichen Fläche von weißem Sand, ohne alle Vegetation, außer einigen verkümmerten Bäumen und niederem Gesträuch, wie die mimosa ferruginea, welche nicht höher wird als drei oder vier Fuß; die Stadt hat keine Mauern, sondern ist offen auf allen Seiten, und zählt höchstens zehn oder zwölftausend Einwohner.

Dieß sind die Hauptzüge von Caillés Beschreibung von Timbuctu; auffallend sind die Abweichungen von allen früheren Nachrichten (bei Ritter S. 445 ff.) über diesen großen Stapelplatz des innern Afrika; zum Theil lassen sich dieselben indessen durch die Veränderungen, die in den neuesten Zeiten in diesen Gegenden eingetreten sind, erklären. Aber wie soll man es erklären, daß Caillé (freilich mit Adams) Timbuctu einen offenen Platz nennt, während Schabini (1787) und in der neuesten Zeit noch Sidi Hamet (vor 1815) die Mauern und Stadtthore beschreiben? Wie soll man es erklären, daß Caillé die Umgebung von Timbuctu als eine unfruchtbare Sandwüste schildert, während Schabini von dem Ackerbau der Einwohner spricht, und andere arabische Reisende, wie Hadschi Talub und Mohamed (1806 und 1807), die Kokosnüsse von Timbuctu rühmen? Und wenn sich die Vernachläßigung des Ackerbaus auch vielleicht durch den allgemeinen Verfall des Wohlstandes von Timbuctu erklären ließe, der wahrscheinlich durch die Ausbreitung der Macht der Felatah beschleunigt worden ist, wie sollen wir es erklären, daß Caillé von diesem Verfall nicht die geringsten Spuren sah, nicht die geringste Kunde erhielt? Der einzige Ausweg, den wir aus diesem Labyrinthe finden konnten, ist die Annahme, daß Caillé durch die Furcht, sich zu verrathen, abgehalten, genauere Auskunft einzuziehen, Alles nur im Vorübergehen gesehen und nach diesem flüchtigen Eindrucke beschrieben habe, wobei denn freilich arge Irthümer unvermeidlich waren. So sah er von den Umgebungen der Stadt wahrscheinlich nur den Weg

von dem Hafen und die Seite gegen die Sahara hin, wo die Maurenvorstadt ist; und gerade diesen Theil nimmt auch Schabini aus, wenn er sagt, daß um Timbuctu guter Ackerbau getrieben werde. Der große Wald, dessen Schabini erwähnt, ist im Osten der Stadt, wohin demnach Caillé gar nicht gekommen wäre. Doch auch bei dieser Annahme bleiben noch manche Schwierigkeiten übrig, deren Lösung wir wohl erst von der Zeit erwarten dürfen.

Ueber Knetmaschinen. Von einem Bäckermeister. *)

Was man auch immer über Knetmaschinen und die Resultate der Anwendung derselben sagen mag, so bleibt es doch gewiß, daß der einzige wahre Vortheil, den sie zu gewähren im Stande sind, sich lediglich auf Militärbäckereien beschränkt, in welchen sehr große Massen Teiges mit oft wenigen Menschenhänden verarbeitet werden müssen. Wo es sich um gutes Brod handelt, taugen diese Maschinen nicht nur nicht, sondern werden sogar nachtheilig, wie ich aus 35jähriger Erfahrung versichern kann.

Die Knetmaschine ist keine neue Erfindung. Schon im Jahre 1787 —.88 ließ Joseph II. in seiner Militärbäckerei zu Wien Versuche mit einer Knetmaschine anstellen und wohnte diesen Versuchen selbst bei. Ein Bäcker und eine Maschine bekamen gleich viel Teig zu kneten; ersterer ward beinahe um die Hälfte früher fertig als die Maschine.

Ich lese von einer Knetmaschine des Obersten Montferrat, die in Holland arbeitet „und 30 Pfd. Teig in 11 Minuten hinlänglich und so vollkommen kneten soll, so daß das aus diesem Teige gebackene Brod nicht nur gut ist, sondern auch länger saftig bleibt, als jenes, das auf die gewöhnliche Weise geknetet wurde.“ Nun kann ich versichern, daß ein geschickter Bäcker mit 30 Pfd. Teig in 5 Minuten fertig ist, und daß der Teig dann gewiß besser geknetet ist, als die Maschine es zu thun vermag. 30 Pfd. Teig kneten ist eine Spielerei. Ich habe vor 35 Jahren, als ich noch ein junger Mann war, mit einem Kameraden gewettet, 12 Ctr. Teig aus dem stärksten Weizenmehle, das viel mehr Kraftaufwand fordert, als Rockenmehl, in 20 Minuten durchzukneten; ich gewann die Wette, und sie stand hoch: zwei Maß Bier! Jeder gute Arbeiter wird in 11 Minuten 100 Pfd., statt 30 Pf., wie die Maschine, kneten. Es ist also kein Zeitgewinn bei der Knetmaschine.

Daß an Reinlichkeit nichts bei Maschinen gewonnen ist, leuchtet ein. Wem vor reiner Menschenhand ekelt, der darf auch keine Pasteten essen.

Es heißt oben in dem Berichte über die Knetmaschine des Hrn. Obersten, daß das mit dieser Knetmaschine verfertigte Brod „länger saftig“ bleibe. Ein Bäcker, der sein Handwerk versteht, weiß recht gut, woher es kommt, daß ein Brod länger saftig bleibt, als das andere. Brod aus reinem Rockenmehle wird immer länger saftig bleiben, als Brod aus Rockenmehle, welchem Weizenmehl zugesezt wird. Diese Thatsache ist sogar jeder Hausfrau bekannt, die Brod zu Hause backen läßt. Der Bäcker weiß aber noch überdieß aus jeder Mehlgattung ein länger saftig bleibendes Brod zu bereiten, indem er die weitere Bearbeitung des Teiges und den Gährungsprozeß desselben nach den verschiedenen Arten des Mehles, die er unter den Händen hat, verschieden einrichtet. Durch dieses zweckmäßige Verfahren in der Behandlung des Teiges, in der Leitung der Gährung, und endlich im Backen selbst wird dem Brode jener angenehme Geschmack gegeben, der gutes Brod vor dem schlechten auszeichnet, der jede feinere Zunge und jeden feineren Gaumen den Bäckermeister erkennen läßt, der das Brod gebacken hat. Allerdings trägt gutes Kneten sehr viel zur länger anhaltenden Saftigkeit des Brodes bei, indem dadurch die überflüssige Menge der kohlensauren Luft aus dem Teige ausgetrieben, die widerliche Säure, welche dem Gaumen eben so wenig behagt, als dem Magen, dem Brod benommen und das Wasser mit dem Mehle, oder vielmehr mit den Bestandtheilen des Mehles, dem Kleber und dem Stärkmehle, in die innigste Verbindung gebracht wird; allein dieses Kneten geschieht nicht nur schneller, sondern auch besser mit der Hand, als mit der Maschine.

Es ist ein alter Satz, daß der Bäcker sein Mehl und seinen Ofen kennen muß, wenn er mit Sicherheit gutes, schmackhaftes Brod erzeugen will. Ohne Kenntniß seines Mehles wird er weder gehörig kneten, noch den Gährungsprozeß und die Hitze im Ofen gehörig leiten können. Um aber das Mehl gehörig kennen und obige weitere Arbeiten gehörig durchführen zu können, muß der Bäcker seine fünf Sinne, seine ganze Seele, wenn ich so sagen darf, in seinen Fingerspitzen haben. Ein erfahrener Bäcker steckt seine Hand in's Mehl und weiß mit einem Griffe, was er für ein Mehl in der Hand hat; er weiß folglich auch, wie dieses bearbeitet werden muß; er greift in den Teig, und erkennt im Griffe, ob dieser hinlänglich geknetet und gegangen ist, d. h. gegohren hat. Gerade beim Kneten hat der Bäcker seine ganze Seele in den Fingerspitzen, im Ballen und in der Höhlung der Hand sitzen; er fühlt, welche Theile noch zu viel Luft, zu viel Wasser, zu viel Mehl haben, und indem er dieß so richtig fühlt, als ob er es durch eine Brille sähe, macht er den Teig zu jener gleichförmigen Masse, die zu einem guten Brode unerläßlich ist. So lang Maschinen auch bei dem vollkommensten Mechanismus gefühllos bleiben müssen, werden sie nie die fühlende Hand, die Bäckerseele, ersetzen können. Ich bin daher überzeugt, daß jeder Bäcker, wenn er an-

*) Polytechnisches Journal. Jahrg. 1830. Zweytes Aprilheft.

ders ein Mann ist, der sein Handwerk und seine Kunst nicht maschinenmäßig erlernt hat und maschinenmäßig treibt, nie von einer Knetmaschine Gebrauch machen wird, indem er wohl weiß, daß er seinen Teig sicherer, besser und leichter durch Menschenhände bearbeiten kann, als es Maschinen vermögen.

Mit diesem Allen soll nur so viel gesagt seyn, daß zum Erzeugen eines guten Brodes mehr als bloßes Maschinenwesen gehört. Ich will nicht mit jenem Philosophen streiten, der behauptete, der ganze Mensch sey nur eine Maschine; ich bin nur Bäcker, kein Philosoph, aber so viel weiß ich, daß, wenn auch der Bäcker, als Mensch, eine Maschine ist, diese Maschine sich durch keine andere Maschine ersetzen läßt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien.

(Beschluß.)

Oeffentliche Wohlthätigkeit. Theater. Staatsverwaltung.

Der Kaiser selbst konnte, troz seiner schwachen Gesundheit, nur mit Mühe im Zimmer gehalten werden, aber von dort aus war er unablässig mit Anordnung solcher Maßregeln beschäftigt, die dem Elend am meisten Einhalt zu thun geeignet waren. — Seither dauern die Sammlungen zur Unterstützung der Verunglückten (zu welchem Ende eine eigene Hofkommission unter Vorsiz des Regierungspräsidenten, Grafen Klebelsberg, organisirt wurde) immer fort, und Vereine aller Art vervielfältigen die Gelegenheit, Wohlthätigkeit zu üben und zugleich Kunstgenüsse in den Kauf zu erhalten. Sämmtliche Theater haben Vorstellungen zur Unterstüzung der Verunglückten gegeben, von denen die des Göz von Berlichingen im Burgtheater bei 4000 fl. C. M. eintrug. Eine Akademie wurde im großen Redoutensaale von Dilettanten, den Mitgliedern des Musikvereines, gegeben, wobei der treffliche Bassist Schoberlechner und der Freiherr von Schönstein, einer der ersten, wo nicht vielleicht der erste Tenorist der Welt das Publikum entzückten, und zwar ein Publikum, das hundert Mal Rubini, Donzelli, David ꝛc. gehört und gewürdigt hat. Eine große Lotterie, zu der die Kaiserin und die Damen der Stadt gegen 700 Gewinnste beigetragen hatten, hat eine reine Einnahme von 30,000 fl. C. M. zur Vertheilung geliefert. Der höchst talentvolle Hr. Thalberg, ein junger Mann von kaum 18 Jahren, schon jezt ein großer Klavierspieler und ein vielversprechender Kompositeur, gibt ein Konzert im Saale des Fürsten Schwarzenberg, und eine andere Akademie, bei der viele Glieder des hohen Adels mitwirken werden, wird am Palmsonntag Abends im Redoutensaale abgehalten werden. Gelegenheitsgedichte vom Freiherrn von Zedlitz und Hrn. Deinhardstein sind hierzu in Musik gesezt worden. Ich behalte mir vor, Ihnen Näheres über diese Konzerte zu schreiben. — So wird unablässig für die Erleichterung der Verunglückten thätig gesorgt, und es wird, wenn alles, was an Kleidern, Victualien, freien Wohnungen geboten wurde, auf Geld reducirt und zu den baar eingegangenen Summen geschlagen würde, wenig zu einer halben Million C. M. fehlen, welche allein von der Hauptstadt eingegangen ist.

In der Literatur gibt es nichts Neues. Der lezte Band der Jahrbücher für 1829 enthält unter manchem andern Interessanten eine Beurtheilung der dramatischen Arbeiten Grillparzers, und ein Bruchstück aus einem großen Geschichtswerke von Hrn. Bucholz, der (durch Adam Müller convertirt) in hiesiger Staatskanzlei angestellt ist. Dieses Fragment (aus dem Leben Ferdinands des ersten) gehört wohl nicht so eigentlich in ein kritisches Institut; auch wird jeder Leser sein Urtheil darüber ohne Schwierigkeit selbst bilden können. Es ist gar nicht nöthig, Konstitutionsprediger zu seyn, um dessen ungeachtet nur geringe Meinung von dem historischen Blicke eines Mannes zu haben, der wie Hr. Bucholz von seinem Standspunkte aus in der englischen Verfassung nichts anderes sieht, als ein glänzendes Spiel von Druck und Gegendruck. — Armes England!

Das Theater hat in diesem Monate an Neuigkeiten den „Göz von Berlichingen“ und Raupach's Schauspiel, „der Müller und sein Kind“ gegeben. Ersterem ging ein trefflicher Prolog, von West-Schreyvogel gedichtet und von Korn gesprochen, voran. Zu lezterem, das zum Benefiz der Regisseurs gegeben wurde, ward ein Epilog von Hrn. Anschütz gesprochen. Die Aufführung des ersteren Stückes, obwohl im ganzen fleißig, hat mir doch neuerdings bewiesen, daß diese Dichtung in keinem Falle zur Darstellung geeignet sey, und man Unrecht habe, eine Wirkung von der Bühne mit einem Werke erzwingen zu wollen, das der Dichter selbst weit über alle Bühnendimensionen hinausgestellt hat. Alles, was im Lesen klar und zusammenhängend erscheint, so wie der grandiose historische Hintergrund, geht auf der Bühne durch die immerwährenden Verwandlungen ganz verloren. In der Darstellung schien mir im Ganzen der biderbe Ton unserer Altvordern etwas zu materiell aufgefaßt; vorzüglich in den untergeordneten Rollen ward des Guten in dieser Hinsicht zu viel gethan. — Raupach's Stück hat dem größten Theile des Publikums nicht zugesagt. Es scheint nicht, als ob dieser Schriftsteller die Anforderungen an sich selbst sehr hoch stellte. Die Hervorbringung bühnenrechter Stücke, so dampfmaschinenmäßig getrieben, sollte für den wahren Dichter eher etwas Abschreckendes als Anreizendes haben. Die Kunst hat jedenfalls geringe Ausbeute davon. — Mlle. Stubenrauch aus Stuttgart gab eine Reihe Gastdarstellungen. Sie wurde vom Publikum mit verdienter Achtung behandelt. Ohne daß sie in die Reihe großer Talente zu setzen ist, gebührt ihr doch alle Anerkennung, wäre es auch nur des seltenen Vorzuges wegen, daß sie bis jezt weniger manierirt erscheint, als es auf den deutschen Bühnen gewöhnlich der Fall ist. Möge sie sich auch künftig vor dieser Seuche bewahren, und sich lieber mit mäßigem Effekt begnügen, als nach falschem haschen; sie wird dann vielleicht wenige, aber auch um so kompetentere Stimmen für sich gewinnen.

In unserer Staatsverwaltung (nämlich in der innern, denn die Verhandlungen der äußern Verhältnisse werden dem Publikum nicht näher bekannt) wird auf das Thätigste, und man darf sagen, auf das Preiswürdigste fortgeschritten. Man kann der Monarchie nur Glück wünschen, daß ein so aufgeklärter, durchaus vorurtheilsfreier und wahrhaft wohlwollender Mann, wie Graf Kolowrath, sich an der Spitze der Verwaltung befindet. Seine Reformen sind umfassend, zeitgemäß, energisch und auf die hellsten Ansichten gegründet. In jedem andern Lande würden alle Zungen in Bewegung seyn; hier weiß und spricht man kaum von diesen Dingen. — So lange das Vertrauen des Monarchen so wohl gerechtfertigt wird, wie es in gegenwärtigem Augenblicke geschieht, verliert übrigens das gemeine Beste nichts, wenn auch wenig Kunde davon früher ins Publikum kommt. Dafür sorgt die Censur hinlänglich; sie verbietet nicht nur das Schlechte, sie liebt auch nicht, wenn man viel von dem Guten spricht.

Auflösung des Räthsels in Nro. 98:
Der Wind.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 44 u. Monatsreg. April.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Vier und zwanzigster Jahrgang.

1830.

Mai.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände" enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt" Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts" für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, troß Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt" in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts" eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt" bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt." — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts" eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts" beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts" dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt" einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts."

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-" und „Literatur-Blatt", miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts", mit Einschluß des „Literatur-" und „Kunst-Blatts", würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-" und „Kunst-Blatts" ohne das „Morgenblatt" . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt" . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt" . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Romane und Erzählungen.

Reisen.

Länder- und Völkerkunde.

Naturgeschichtliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Kunstphilosophie.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 35.

Literatur-Blatt.

№. 104.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 1. Mai 1830.

Man rettet gern aus trüber Gegenwart
Sich in das heitere Gebiet der Kunst,
Und für die Kränkungen der Wirklichkeit
Sucht man sich Heilung in des Dichters Träumen.

Uhland.

Das Lied der Nibelungen ein Kunstwerk.

Von Ludwig Bauer.

Erster Artikel.

Es ist ein erhebender Gedanke, vor den Augen der Welt zu handeln. Als der König von Deutschland der erste Fürst auf Erden war, wurde das Lied der Nibelungen gedichtet und das Münster zu Straßburg gebaut. Aber nach dem Sturze des staufischen Hauses gingen unsere Baumeister allmählig in Maurer, unsre Dichter in Meistersänger über. Vor und während der Reformation regte sich aufs Neue mit raschem Erfolge das Streben für Wissenschaft und Kunst. Allein zum zweiten Male wurden die Deutschen mitten im schönsten Laufe angehalten und in die alte Barbarei zurückgeworfen.

Wie mag es unsern Vätern zu Muthe gewesen seyn, als sie aus den Schrecken des dreißigjährigen Krieges wieder zur Besinnung kamen! Land und Städte verödet, das Alte umgestürzt, und zur Erzeugung des Neuen kein Stoff, keine Mittel, kein Antrieb, als der des Bedürfnisses. Ihre Sprache war lange Zeit fast nur zu Seufzern und Flüchen mißbraucht worden; man mußte das Lateinische zu Hülfe nehmen, wenn man denken wollte. Die Wenigen, die sich wohlhabend und frei fühlten, gingen nach Paris, wo sie als lächerliche Seltenheiten begafft wurden, und wenn sie nach Hause kamen, hielten sie es für feinen Ton, das Deutsche zu verachten. Mitten im Vaterlande erfuhren unsre Ahnen den Mangel und den Spott des Exils. Unter solchen Umständen gehörte großer Muth dazu, die zweimal entwurzelten Künste zum dritten Male auf deutschen Boden zu pflanzen. Unsre Väter versuchten es, und ihr Beginnen wurde gesegnet. Nachdem sie mit trocknem, aber redlichem Fleiße kaum den ersten Grund gelegt hatten, wandelten schon jene ausgezeichneten Geister unter ihnen, die durch ihr Genie das Versäumte ersetzen und die von allen Nachbarn überflügelte Nation nun desto rascher zum Ziele fortreissen sollten. Je größere Schwierigkeiten ihnen im Wege, und je geringere Hülfsmittel ihnen zu Gebote standen, desto schöner und seltener ist die Zierde, welche sie dem deutschen Namen geliehen haben. Der Zustand des Vaterlandes konnte sie nicht begeistern. Denn unsre freien Städte waren keine Republiken, und das römische Reich war höchstens als Ruine interessant. Schwung und Antrieb kam überhaupt nicht von außen: aus sich selbst mußten sie schöpfen, sogar die Sprache erst schaffen, in der sie schreiben wollten. Es waren daher auch nicht sowohl patriotische, als vielmehr allgemein menschliche Triebfedern, durch welche sie sich leiten ließen; nämlich Frömmigkeit, mit welcher das Christenthum sie beseelte, oder weltbürgerlicher Sinn, zu dem die Philosophie sie erhob, oder Begeisterung, welche sich am Alterthume entzündete, oder eine edle Wißbegierde, wie sie stets im Gefolge der Geschichtsforschung angetroffen wird. Die Ueberbleibsel einer früheren deutschen Kunst hatten für sie nur antiquarischen Werth, und oft nicht einmal diesen. Man schätzte vorzugsweise das Antike. Eben erst der Barbarei entron-

nen, glaubte man unserer Vergangenheit den Rücken kehren zu müssen, wenn man fortschreiten wolle. Immer noch damit beschäftigt, die Sprache zu reinigen und zu veredeln, fand man die Ausdrucksweise der Vorzeit nicht einfach, sondern kindisch. Warum den Schutt der Klöster durchwühlen, während man die höchsten Muster des Geschmackes bereits in den Händen hatte? Die lezten Nachklänge des Nibelungenliedes nahmen sich im Munde unsrer Schäfer und Feldschützen nicht eben reizend aus. Die geächtete Muse der Ritterzeit behalf sich in Reutlingen, von wo aus ihre entstellten Produkte auf die Trödelmärkte versandt und unter Leim und Lederwaaren an den Mann gebracht wurden. Mit einem Worte: unsre Bildung war nicht eine Frucht unsrer Geschichte, und dem Kosmopoliten des achtzehnten Jahrhunderts lag selbst das Sanskrit noch näher als das Altdeutsche. Erst, nachdem französischer Uebermuth auch unsre Geduld ermüdet und uns genöthigt hatte, die Heimath mit den Waffen zu erobern, begriffen wir, was es heiße, ein Vaterland zu besitzen und ein Vaterland lieben zu dürfen. Man sah unsere Freudenfeuer bis nach Frankreich hinüberleuchten. In dieser Zeit griffen wir auch mit einer gewissen Hast nach den vergessenen Resten des Mittelalters. Bestäubte Handschriften wurden ans Licht gezogen, veraltete Sagen mit neuer Lust angehört. Wir staunten, daß wir uns solche Erinnerungen so lange hatten vorenthalten können. Nun schwelgten wir in ihnen und vergötterten, was wir vorher nicht einmal beachtet hatten. Dieser Uebergang war zu rasch: unser Entzücken glich einem Taumel; deßwegen ließ es nach, als wir kühler wurden, und erlosch, sobald wir nüchtern waren. Ja, manche schämten sich später ihrer Begeisterung wie eines Studentenstreiches.

Wie aber, wenn wir uns die Mühe nähmen, das bisher bald schnöde Hintangesezte, bald blindlings Gepriesene nun einmal unter das ruhige Licht der Kritik zu bringen? wenn wir besonders dem Liede der Nibelungen, als einem alten Nationalepos, wenigstens einmal die Ehre der Recension widerfahren ließen, die doch gegenwärtig auch der magersten Novelle nicht versagt wird? Diesen Zweck hatte ich mir gesezt, als ich das Folgende niederschrieb. Ich wollte den Leser auf einen Standpunkt führen, von wo aus er die Tendenz des Gedichtes überhaupt und das Verhältniß der einzelnen Theile zum Ganzen mit Leichtigkeit übersehen könnte. Auf diese Uebersicht des Inhalts und der von dem Dichter verfolgten Zwecke begründete ich sodann ein Urtheil über den Kunstwerth des Ganzen. Dabei schmeichelte ich mir jedoch keineswegs mit der Hoffnung, ein Urtheil aufzustellen, das allgemeine Gültigkeit erlangen würde. Meine Absicht ist vielmehr schon dann erreicht, wenn einige unter den Lesern sich bewogen fühlen, ihre schottischen oder nordamerikanischen Romane auf eine Zeitlang bei Seite zu legen, und an dem Liede der Nibelungen selbst zu erproben, ob ich geirrt oder das Richtige getroffen habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Caiman oder Alligator in Guiana.

In den Flüssen von Guiana leben verschiedene Arten von Caimans, die gemeinste ist aber hier, wie überhaupt in Südamerika, der eigentlich sogenannte, Amerika eigenthümliche Caiman.

Der Caiman ist gegen eilf Fuß lang und mißt vier im Umfang; in jeder Kinnlade hat er gewöhnlich 36 Zähne; die 15 Zoll langen Vorderfüße haben fünf, die 22 Zoll langen Hinterfüße nur vier Zehen. Der Bauch ist weiß, der übrige Körper schwarz. Die Indier tödten diese Thiere in Menge, der Zähne und des Fettes wegen. Geradeaus läuft der Caiman sehr schnell, aber umwenden kann er nur schwer. Bei Nacht läuft er oft sehr weit über Land zu andern Flüssen. Wenn er auf seine Beute lauert, ist er ganz im Wasser, nur die Schnauze und die Augen sind sichtbar. Der Jaguar, eine Onzenart, unterliegt gewöhnlich dem Caiman, wenn sie im Wasser kämpfen; aber zu Land bleibt meist der Jaguar Sieger. Die Onze ist so stark, daß sie ihrem Feinde den Hals an der Seite aufreißt, indem sie sich den Umstand, daß er sich mit Mühe umwendet, zu Nutze macht. Der Kampf dieser Thiere zu Land ist wirklich furchtbar; in diesem Fall greift der Jaguar zuerst an, im Wasser aber der Caiman; kaum gewahrt er den schwimmenden Jaguar, so taucht er unter, packt ihn von unten und zieht ihn auf den Grund. Noch schrecklicher ist der Kampf des Caimans mit dem Camaibuor oder der großen Wasserschlange. Man hört den Lärm sehr weit und er gleicht fernem Geschützfeuer, wenn sich die Thiere am Flußufer angreifen. Die Schlange weicht den ungeheuren Zähnen ihres Feindes aus und umwickelt ihn; oft macht sich der andere wieder los, aber schnell wie der Blitz hat sich die Schlange wieder um ihn gerollt, bis er erstickt, es wäre denn, der Caiman könnte sie seine scharfen Zähne fühlen lassen, und dann ist der Kampf bald zu Ende. Auch zwei Caimans, die mit einander kämpfen, machen einen entsetzlichen Lärm.

Der Marsouin, eine Art Delphin, ist des Caimans natürlicher Feind und ihm so überlegen, daß, wo sich Delphine finden, die Eingebornen sich vollkommen sicher fühlen und ohne Furcht ins Wasser gehen. Er greift den Caiman an, wo er seiner ansichtig wird, und dieser muß sich auf das Land flüchten. Die alten Sagen von der Anhänglichkeit des Delphins an den Menschen scheinen durch die sanften Sitten des Marsouins Bestätigung zu erhalten. Ein Indier, der im See Marawaresa von einem Caiman gepackt wurde, rettete sich durch Geistesgegen-

wart, indem er dem Unthier sein Messer in die Augen stieß; die Indier üben sich von Jugend auf in diesem Kunststück.

Die Caimans im Orenoko sind, seit sie, in Folge der Metzeleien im lezten Kriege, Menschenfleisch gekostet haben, weit nicht mehr so schüchtern, als früher. Vor jener Zeit fürchtete man sie nicht sehr, selten griffen sie einen Menschen an. Sie waren so zahlreich, daß ein Reisender am Ufer des Repenonie in einer Lache in wenigen Augenblicken ihrer 30 zählte, die ruhig im Wasser lagen und von denen man nur die Schnautze sah. Man durfte sich, um sie zu verscheuchen, nur rasch und mit Geräusch ins Wasser werfen. Jezt wäre es sehr gefährlich, solches im Orenoko zu versuchen; die Caimans stecken in den Wasserpflanzen, und packen sogleich den Unvorsichtigen, der sich ins Wasser begibt.

Der Caiman schlägt nicht mit dem Schwanze zu, wie man allgemein glaubte, sondern mit dem Kopf, und dies sehr schnell und gewaltsam. Im Orenoko geht er zu Land wie zu Wasser auf Beute aus, verschlingen kann er sie aber nur auf dem Lande; denn seine Kehle ist so gebildet, daß, wenn er sie im Wasser verschlingen will, zugleich Wasser in die Luftwege tritt; der Kehlkopf hat nämlich eine Klappe, die zugleich die Luftröhre und den Schlund schließt. Er verschlingt viele Steine, nach einigen aus Hunger, nach andern als Verdauungsmittel, nach andern, um seine spezifische Schwere zu vermehren und willkührlich tauchen zu können.

Oberhalb der Fälle des Rio Caroni kommt der Caiman nicht mehr vor; man glaubt allgemein, er könne über die Cataракten nicht wegkommen; natürlicher sucht man aber den Grund in der raschen Strömung und der Seichtigkeit des Flusses. Sonderbarer erscheint es, daß es im Fluß Pomeroon, der sehr tief und ruhig ist, keine gibt; die Eingebornen erklären dies aus der Menge von Wasserschlangen im Flusse, die, wie wir oben gesehen haben, furchtbare Feinde des Caimans sind. Humboldt gibt an, Sommers, wenn die Seen ausgetrocknet sind, grabe sich der Caiman in den Schlamm, und bringe die ganze trockne Jahrszeit in einer Art Betäubung, ähnlich dem Winterschlafe mancher Thiere, zu; aber Spanier, die in den Savannen wohnen, widersprechen dieser Angabe.

Es gibt noch eine andere Krokodillart, die in den Flüssen des Innern vorkommt; die Naturforscher kennen sie noch nicht, und selbst den Küstenbewohnern ist sie unbekannt; aber alle Einwohner aus dem Innern sprechen von ihr und legen ihr verschiedene Namen bei. Dieses Krokodill soll zu jeder Seite des Bauchs eine Hautfalte und einen gabelförmigen Schwanz haben. Es wird ungefähr so groß, wie der Caiman im Orenoko, ist aber weit harmloser.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs April.

Theater. Raupach.

Die Verwaltung der königlichen Schauspiele — ein Generalintendant ist noch nicht definitiv ernannt — scheint den so lange stiefmütterlich behandelten ernsten Gattungen einen Blick des Wohlwollens und eine hülfreiche Hand zu reichen. Wir haben dieses theils unserm fruchtbaren Raupach zu verdanken, dessen durchdringende Weise Noth thut, theils unserer ersten tragischen Künstlerin, Mad. Crelinger, die, von der ausschließlichen Lust an der Oper auf Ruhe im Schatten ihres Lorbeers verwiesen, es dort zu kalt fand und sich nach südlicheren Klimaten, nach Thätigkeit und Anerkennung sehnte. Dies zuzugeben, grenzte an Unmöglichkeit, an die ästhetische nämlich, und so verschaffte man ihr hier erneute Thätigkeit, erneute Anerkennung, und zugleich dem ernsten Schauspiele sein altes, aus dem Theater gebliebenes Publikum, wie ich dieses schon im Bericht über die Darstellung des „Tasso" erwähnt habe. Die einsichtige Bereitwilligkeit des interemistischen Chefs (Hrn. Grafen von Redern) trägt nicht wenig zu dieser leise beginnenden Reform bei, ja sie hätte ohne jene Bereitwilligkeit gar nicht beginnen können; ein Urtheil aber über dessen Geschäftsführung und ihre Prinzipien erlaube ich mir um so weniger, als ich die lebendigste, aus der Erfahrung hergenommene Ueberzeugung habe, daß der Intendant oder Direktor einer Bühne nur dann Gutes wirken und für den pekuniären, wie für den ästhetischen Erfolg einstehen kann, wenn er, durch keine Fessel gehemmt, unumschränkt gebieten kann, und dieses bei der interemistischen Stellung des Hrn. Grafen Redern noch nicht der Fall ist. Praetera censeo, daß für die königliche Bühne kein Heil, bevor die große Oper von dem Schauspiele radikal getrennt wird. — Von Raupach haben wir in der lezten Zeit auf unserer Bühne gesehen: „Kaiser Heinrich VI.," Trauerspiel, „der Müller und sein Kind," Volksdrama, und „das Sonett," Lustspiel. Ich sollte eigentlich nur über den Erfolg dieser Erscheinungen referiren, weil sowohl Lob als Tadel mir hier mißdeutet werden könnten; aber da auch Schweigen übel ausgelegt werden kann, so muß ich schon reden, gebe aber mein Urtheil für kein anderes, als ein durchaus individuelles. — Kaiser Heinrich VI. hat sich der allgemeinen Theilnahme und des gesteigerten Beifalls erfreut. Das Stück hat also seinen Zweck vollkommen erfüllt und der Erfolg widerlegt, was ich von meinem individuellen Standpunkt dagegen zu sagen habe. Mehr noch! Der Verfasser der Geschichte der Hohenstaufen und gründlicher Kenner der wissenschaftlichen Aesthetik, Fried. von Raumer, hat in der Staatszeitung dieses Trauerspiel für vortrefflich erklärt, „weil es (die Vergiftung des Helden ausgenommen) streng historisch ist, und weil die Geschichte bei weitem poetischer gestaltet, als es die meisten Poeten erfinden können." Nur insofern ich gegen diese Behauptung etwas einzuwenden habe, habe ich es auch gegen das Stück. Nämlich: Ohne Zweifel ist die Geschichte im Ganzen und Großen unendlich poetischer, als die größte Erfindung des größten Poeten, und zwar aus der einfachen Ursache, weil sie, im Ganzen und Großen, das Werk des unendlichen Lenkers der Menschheit ist. Der Geschichtschreiber hat es rein mit der Aufzeichnung der Thatsachen zu thun, deren Wahrheit auf eine oder die andere Weise zu ermitteln, seine Aufgabe und sein Geschäft ist. Der Historiker (im höhern Sinne) findet diese Arbeiten theils vor, theils hat er sie noch kritisch zu berichtigen; sein höheres und höchstes Geschäft bleibt aber, nachzuweisen die Entfaltung und Weiterschreitung des Menschengeschlechts, kraft des ihm inwohnenden göttlichen Gesetzes, trotz

aller scheinbaren Rückschritte und momentanen Verirrungen, oder, mit andern Worten: das göttliche Werk der Weltleitung, das durch Willkühr, Selbstsucht, unfreie Sinnentriebe, Nichtigkeit, oder wie man sonst die Sünde und das Böse nennen mag, nur scheinbar, für den Moment, keineswegs aber in der unendlichen Zeit, gefährdet oder wohl gar für immer gestört werden kann. Um dieses darzuthun und zu entwickeln, wird dem Historiker schwerlich eine Einzelnheit der Geschichte, sey sie auch noch so gewaltig, dienen können; denn nur der Zusammenhang des Ganzen, das Verbinden des zu beschreibenden Moments mit Vergangenheit und Zukunft ist sein höheres Geschäft. Wenn er also einen solchen Moment wählt, so sezt er bei seinem Leser die Bekanntschaft mit der Vergangenheit, wie mit der Zukunft voraus, indem er sich auf beide nothwendigerweise beziehen muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Algier.

Von der Regierung.

Die Regentschaft von Algier erstreckt sich zwar bis zu der Wüste; aber an der Kette des großen Atlas hört die Autorität des Deys auf; die kriegerischen Stämme, welche die hohen Thäler bewohnen oder jenseits der Berge das Dattelland am Saume der Wüste durchziehen, spotten seiner Macht, ja kennen oft seinen Namen nicht. An der Küste und eine gewisse Strecke landeinwärts ist der Boden ziemlich allgemein bebaut; hier wohnt vorzüglich die maurische Bevölkerung. Den Bergen zu werden die festen Wohnsitze immer seltener und man sieht fast nichts mehr als Weiden und Zelte; hier wohnen die wandernden Stämme der alten Eroberer des Landes. Sie weiden noch die untern Thäler des Atlas ab, die Hochthäler aber gehören dem Stamme der Berbern. Von den vier Gouvernements, in die das Land getheilt ist, liegen drei an der Küste, das vierte im Innern; der Siz des leztern ist mitten unter den arabischen Stämmen in einem beweglichen Lager. Eine Abtheilung türkischer Miliz schlägt es jedesmal da auf, wo die Eintreibung des Tributs von den nomadischen Arabern es nothwendig macht. Dieses Lager ist die Hauptstadt der südlichen Provinz.

Als Horuc Barbarossa vor Algier erschien, war er der Anführer, aber nicht der Herr seiner Schiffsmannschaft. Diese türkischen Abentheurer hatten dem fähigsten den Kommandantensäbel in die Hand gegeben, und ihre Geseze glichen den Gesezen aller Flibustiers der alten und der neuen Welt, d. h. Raub war der Zweck Aller, einer war, was der andere war, und alle hatten gleiche Rechte. Der Anführer — denn man mußte einen haben — wurde von dem Haufen gewählt; er herrschte unumschränkt, denn anders ist unter solchen Menschen nicht Ordnung zu halten; gegen den Mißbrauch seiner Gewalt hatte man Mord und Aufruhr zur Hand. Diese einfachen Geseze landeten mit den Korsaren in Algier; diesmal war die Beute ein Königreich, doch dies machte nichts aus; die Geseze des Bundes wurden gehalten, als hätte es sich um einen Sack voll Zechinen gehandelt. Da das Eroberte nicht getheilt werden konnte, wurde es gemeinschaftlich ausgebeutet und erhalten. Nach 300jährigem Besiz ist es noch wie damals; die 15 — 20,000 Türken, die jezt in Algier herrschen, sind blos die jezigen Erben von Barbarossas Bande, der sogenannte Dey ist ihr Anführer, und die Staatsverfassung die Verfassung jeder Gesellschaft der Art. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist die sonst so seltsame, oft unbegreifliche Regierung in Algier die einfachste Sache von der Welt.

Barbarossas Bande war zu klein, als daß sie das Land hätten theilen und sich durch großen Güterbesiz zu den eigentlichen Aristokraten des Landes machen können; wollten sie nicht von den Eingebornen erdrückt werden, mußten sie beisammen und unter den Waffen bleiben. Dies thaten sie auch. Die unumschränkten Herrn in Algier, die Türken, sind keine Bürger, sondern Soldaten, wohnen nicht in Häusern, sondern in großen Kasernen, bekommen Sold alle zwei Monate und Lebensmittel jeden Tag, besizen nichts, erheben aber Auflagen im eroberten Land und verwalten es zu ihrem Vortheil; kurz, dieser herrschende Haufe ist und bleibt eine Bande von Freibeutern.

Barbarossas Soldaten mußten sich vollzählig erhalten; sie fühlten aber wohl, daß sie sich, ohne ihre Sicherheit zu gefährden, unter Mauren und Arabern nicht rekrutiren konnten; sie brauchten fremde, den Eingebornen gleich ihnen verhaßte Menschen; Verbindungen mit Weibern des Landes hätten auch die Bande, die sie unter einander verknüpften, aufgelockert; daher wird weder ein Maure, noch ein Araber in die Miliz aufgenommen; es muß ein Türke seyn, und jährlich holen Schiffe Rekruten in Konstantinopel und Smyrna; anderseits ist es den Türken verboten, eingeborne Weiber zu heirathen; sie heirathen daher meistens nicht und leben mit Christensklavinnen.

Die ursprüngliche Gleichheit unter einem Piratentroß hat sich in dem Korps der türkischen Miliz vollkommen erhalten. Die einzige Ungleichheit machen die Grade, und zu diesen gelangt man streng blos nach der Anciennetät. Gewählt wird allein der Dey, und zwar vom ganzen Korps. Alle, ohne Unterschied des Grades, bekommen denselben Sold; blos der Aga und der Dey erhalten ihn doppelt und zuerst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Auf Einer Säule steht ein Saal,
Darin sind tausend Tische gedeckt,
Umwimmelt von Gästen ohne Zahl;
Man weiß nicht, welchem es besser schmeckt.

Der Eine kommt und der Andere geht,
Und Allen ist der Genuß so süß;
Das Essen neben den Tischen steht,
Ein fein, an der Sonne gekochtes Gemüß.

Der Tische jeglichen ziert ein Pokal,
Mit reinem köstlichen Weine gefüllt;
Draus trinken die Gäste zum glänzenden Mahl,
Daß ihnen sein Rand den Mund umhüllt.

Der Saal ist — was in der Welt ist's nicht?
Ein Eigenthum des besizenden Herrn;
Doch kümmern um den sich die Gäste nicht,
Er sieht auch den Appetit nicht gern.

Und er hat die Tische doch nicht gedeckt,
Und auch den Nektar nicht eingeschenkt,
Woran manch lüsterner Junge leckt,
Und nicht an die schöne Wirthin denkt.

Die Wirthin aber ist überreich,
Und gönnt nicht allein den Gästen das Mahl;
Sie schenkt auch den Gästen die Zeche gleich,
Und frägt nach ihrem Dank nicht einmal.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 105.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 3. Mai 1830.

Seele des Menschen
Wie gleichst du dem Wasser!

Goethe.

Des Flusses Lebenslauf.
Monodie.

Tief in des Berges granitnem Schacht,
In des Weltalls uralter Mutternacht
Heiligem Schooß
Schlummert der Quell,
Klein und still und rein und wellenlos.

Aber einmal des Tages Schein
Dringt in die lichtlosen Augen ein,
Und er blickt hinaus in die helle Welt,
Und in kindischem Spiel,
Ohne Ziel,
Sehnsuchtslos, unbewußt
Rieselt er hin ins Feld,
Bettet sich im Rasen,
Kränzt sich mit bunten Blüten,
Athmet ein von ihren Düften,
Wiegt sich in den linden Lüften,
Tränkt die Lämmer, die da grasen,
Spiegelt die Hirtinnen, die sie hüten.

Da im Spiegel erstarkt die Brust:
Brennende Arbeitslust
Mag er fühlen,
Zu treiben die Mühlen;
Findet in den klappernden Werken
Zwiefach vereinten Gewinn:
Die aufschwellende Kraft zu stärken
Und zu ergötzen den Knabensinn.

Also schaffend zieht er weiter,
Hin durch's Thal;
In die Wellen dringt ihm heiter
Frühlingssonnenstrahl:
Der macht ihm warm
Das Herz,
Scheint in den tiefsten Grund,
Weil es so rein, gesund
Wogt ohne Harm,
Ohne Schmerz.

Sieh! da umschließt
Mit schwarzem Wolkenflor
Der Himmel sein blaues Feierkleid,
Wie in Trauerzeit,
Und zieht den Schleier vor,
Und schließt
Sein Cyclopenauge, die Sonne.

Und die selige Wonne,
Verscheucht, entflieht
Dem kraus erzitternden Wellengemüth
Des Erdenwallers auf den Matten,
Und die Schatten
Dunkeln das Herz
Bis auf den tiefsten Grund:
Finster wird's, ungesund,
Voll von Harm,
Voll von Schmerz.

Und in wehmuthstiller Sehnsucht schaut
Er himmelwärts,
Und erdwärts wieder, und ihm graut
Vor all den schwarzen Spiegelbildern,
Wie sie die eignen Wasser schildern.
Weiter schleicht er
Langsam rinnend,
Schwächer, seichter,
Müßig sinnend;
Kann nicht in den eignen Sünden
So tiefen Wehes Ursprung finden,
Und im Groll
Verzweiflungsvoll
Beginnt er zu schäumen. —
Doch alsbald
Wieder in den stillen Träumen
Die kochende Fluth
Verwallt,
Die zischende Wuth
Verhallt,
Und es wächst in der Brust
Bittersüße, unheilschwangre Lust,
In der Schwermuth dumpfen
Lüften zu versumpfen,
Im Verderben
Zu sterben.

Da ergießt
Aus seiner tiefen unendlichen Fülle
Der Himmel
In die todtweissagende Stille
Rieselndes, rauschendes Tropfengewimmel.
Und mit vollen Zügen im Himmelssegen,
Im kühlen, belebenden Regen
Trinkt der lechzende Bach
Sich die fieberschlummernde Seele wach.

Und niegefühlte Kraft
Der Trunk ihm schafft;
Und er hebt das Haupt,
Blickt keck und kühn in die weite Welt,
Und überströmenden Muths,
Thatenfroh, lustbegehrend
Stürzt er hinaus ins Feld,
Bahnlos, unbändig, im Schaffen verheerend,
Ueberwallend
Menschen und Triften und Heerden und Hütten,
Und im Verschütten
Und Schäumen, und Brausen und Branden
Weit in den Landen
Donnerhall schallend.

Endlich verfliegt
Der genußsuchend genußlose Taumel:
Heller Sommersonne Schein
Schaut in die ziehende Fluth hinein.
Siehe! wie bist du geworden
Solch ein sinniger mannhafter Fluß;
Jungfräuliche Fluren an deinen Borden
Friedlich erblühen in deinem Kuß.
Heil dir,
Heil dir, du Sturmentronnener,
Ruhig besonnener
Städtenährer,
Schiffetragender Reichthumsmehrer,
Eindringender Feindeswuth kräftiger Wehrer,
Glückumglänzter,
Aehrenbekränzter
Wogenwälzer! —

Wolken kommen gezogen,
Wie sonst beschattend die Wogen —
Warum trauerst du nicht?
Regen strömt in die Wellen,
Der einst sie machte schwellen,
Warum überwallest du nicht?
„Schatten sind Schatten.
Glückesgaben
Das enge Herz gesprenget haben:
Weiter ist es geworden und weiser!“ —

Kühlere Lüfte des Herbstes wehen,
Gelb und traurig die Wälder stehen,
Aber wandellos, mächtig die Wogen gehen;
Milde Gluth,
Jugendentströmte, wärmend ruht
In des Alten
Tiefem Innern;
Mannesalters hoffender Muth,
Ungeschwächt im gemess'nen Schreiten,
Ungebeugt,
Mit entschwundner Zeiten
Sel'gem Erinnern,
Zeugt
Nimmererschlaffendes, rüstiges Walten.
Und also waltend
Aus der eignen Jugendflammen
Feurig glühendem Wiederschein,
Mit der Kraft geläutertem Geist zusammen,
Durchduftet von der Erinn'rung Träumen,
Läßt er den Uferbergen den Wein,
Den menschenbeseligenden Wein
In lichter, goldner Fluth entschäumen.

Gesangumtönet, jubelbegleitet,
Als er solches Werk vollbracht,
Weiter gleitet
Der Wogen Macht.

Aber bald
Mordende Stürme brausen kalt
Durch die lebenlosen Wälder,
Ueber schneebegrabne Felder, —
Und dem Greis
Wird weh im todten Lande.
Und wie ihn selber nun hüllet Eis,
Und der alten Kräfte Dehnen
Nicht zersprengen mag die Bande,
Da ergreift seine Seele
Gewaltiges Sehnen
Nach des Grabes ruhiger Schlummerhöhle;
Und die todessehnsuchtsvollen,
Lebensmüden Wasserbäche
Unter der starren Eisesfläche
Rollen
Eilend hinab
In das ungeheure Meeresgrab.

Dort nun ruht
Tief schlummernd, auferstehungsharrend, unbewußt
Des todten Stromes Fluth
An des Erdumgürters Ocean
Unsterblicher Brust.

J. Fallati.

Das Lied der Nibelungen ein Kunstwerk.

(Fortsetzung.)

Jedes Kunstwerk muß zuerst an seiner Grundlage gefaßt werden. Wenn diese der Kritik nicht zu widerstehen vermag, so wird das Uebrige von selbst zusammenstürzen. Unser Epos beruht offenbar auf der Charakteristik. Mehr als dreißig Personen sind kennbar gezeichnet, und sowohl durch ihre That als durch ihr Leiden in die Handlung verflochten. Aber alle gruppiren sich wieder um Eine Person, als um den Mittelpunkt und die Seele des Ganzen. Diese Person ist Chriemhilde, die Schwester der drei burgundischen Könige Gunther, Gernot und Giselherr. Aus Liebe zu ihr kommt Sivrit nach Worms; um ihretwillen läßt er sich dort zurückhalten, übernimmt den Krieg gegen die Sachsen, und gewinnt für Gunthern die starke Brunhilde aus Island. Von Chriemhilde wird die leztere beleidigt. Wegen dieser Beleidigung mordet Hagen den Sivrit, und um diesen Mord zu rächen, ladet Chriemhilde die Nibelungen an den Hof König Etzels, woraus der Nibelungen Untergang, und somit die Katastrophe erfolgt. Sobald sich also nachweisen ließe, daß es dem Charakter der Chriemhilde an innerer Konsistenz fehle, würde unausbleiblich die Handlung ihre Wahrheit, die Darstellung ihr Interesse, das Ganze seinen Stützpunkt verlieren. Und allerdings hat sich der Dichter eine der schwierigsten Aufgaben gewählt, indem er den Charakter der Chriemhilde seiner Epopee zu Grunde legte. Schwierig ist es nämlich immer, ein Weib zur Hauptfigur eines Heldengemäldes zu machen, noch weit schwieriger aber, wenn die Tendenz des Ganzen den Verlust ihrer Weiblichkeit fordert. Und dieß ist hier der Fall. Die sittsame, liebenswürdige Chriemhilde soll bis auf einen solchen Grad von Leidenschaft gesteigert werden, wo sie, taub für die Stimme der Natur, ihre Vasallen zu Tausenden opfert, das Wohl ihres zweiten Gemahls in die Schanze schlägt, gegen ihre Verwandten, ihre Brüder wüthet, und sogar ihr eigenes Kind gewissenlos Preis gibt, aus dem einzigen Grunde, weil sie nach dem Blut eines Mannes dürstet, der durch die heiligen Rechte der Gastfreundschaft vor ihren Meuchelmördern gesichert ist. Wie hat der Dichter diese Gegensätze vermittelt, diese Extreme unter Eine Persönlichkeit gebracht? Wenn er die Vermittlung nicht einmal versucht hat, so war er kein Künstler; wenn er einen falschen Weg dazu eingeschlagen hat, so verdient er kein Lob; wenn ihm aber die Lösung dieser Aufgabe gelungen ist, so hat er ein vollgültiges Zeugniß seines Dichterberufes abgelegt.

Ich glaube versichern zu dürfen, daß die leztere Annahme für den Verfasser des Nibelungenliedes gelte. Er hat seine Aufgabe nicht nur überhaupt gelöst, sondern mit einer Sicherheit, welche den Meister verräth. Hier war der natürliche Weg auch der kühnste, und diesen hat er betreten. Ueberall vermied er das Bequeme, legte auch nicht Einen Zug in die jugendliche Chriemhilde, der auf die künftige Furie hätte schließen lassen, sondern stattete sie mit der reinsten, gefälligsten Weiblichkeit aus. Während Brunhilde von ihrem Gatten erkämpft werden muß, und nicht im Besitz seiner Liebe, sondern im Mitgenuß seiner königlichen Rechte ihr Glück findet, gibt sich Chriemhilde dem Sivrit aus freier Liebe hin, und ihre Liebe ist eben so treu, als innig. Auf Sivrit ist ihr Auge gerichtet, so oft die Ritter vor dem Pallaste turnieren; durch das ungemessene Lob seiner Vorzüge geräth sie mit Brunhilden in jenen verhängnißvollen Wortwechsel; aus übertriebener Sorgfalt für sein Leben entdeckt sie dem forschelnden Hagen die einzige Stelle, an der er verwundbar ist, und welche Vorwürfe macht sie sich, sobald ihr Hagens Redlichkeit anfängt verdächtig zu werden! Es ist wohl ausgemacht, daß die innigste Hingebung immer auch eine ausschließende seyn werde. So bei Chriemhilden. Weil sie ihrem Gatten ganz angehört, so kann sie auch nur ihm angehören. Da nun ihr Kämmerling blaß und zitternd mit dem Lichte hereintritt, da das Herz ihr sagt, daß ihrem Gatten ein Unglück widerfahren sey, da sie die Thüre öffnet und Sivrits blutiges Haupt erkennt, fühlt sie sogleich, daß ein unersetzlicher Verlust sie betroffen habe. Sivrits Helden wollen ihn rächen; aber Chriemhilde hält sie zurück; denn jezt ist es ihr einziger Wunsch, daß er von Allen beklagt und würdig bestattet werde. Drei

Nächte wacht sie an seinem Leichnam; auf dem Kirchhofe sinkt sie über dem geöffneten Sarge zusammen; ihr an Wahnsinn grenzender Schmerz springt in einen traurigen Zustand von Abspannung über. Sivrits Vater beredet sie, mit ihm nach Santen zu ziehen, sie willigt ein; Giselherr bittet sie, zu bleiben, sie ist auch hiezu bereit. Was kümmert sie der Unterschied des Orts? Ueberall, wo sie um Sivrit weinen kann, erfüllt sie die Bestimmung ihres Lebens. Ihre Gedanken sind im Grabe, und ein schmerzliches Ach! ist der Inhalt aller ihrer Gefühle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs April.

(Fortsetzung.)

Historiker und Dichter.

Der dramatische Dichter darf obige Voraussetzung durchaus nicht machen, nicht etwa, weil er vor einem ungelehrten Publikum auftritt, sondern weil das Drama ein in sich geschlossenes Kunstwerk seyn, d. h., einen absoluten Anfang und ein absolutes Ende haben soll. Ein solches abgeschlossenes Ereigniß nun in der Geschichte zu finden, würde schon dem Epiker, dem doch die große Freiheit der Breite gestattet ist, sehr schwer werden, um wie viel mehr also dem Dramatiker, der hinsichtlich des Umfangs und der Einheit seiner Handlung so sehr beschränkt ist. Wäre die Geschichte, nicht nur im Ganzen und Großen, sondern unbedingt poetischer als die Dichtkunst, so müßte ja auch jedwedes ihrer erzählten Ereignisse den Stoff zu einem Gedichte geben. Dieses aber behauptet selbst der Historiker nicht, er will nur, daß der dramatische Dichter, der einen ihm zusagenden Stoff in der Geschichte gefunden hat, der Geschichte treu bleibe und nichts von dem Seinigen hinzuthue. Dagegen ist durchaus nichts zu sagen; es ist nur schlimm, daß die Geschichte so selten einen solchen Stoff darbietet, sie, die im Großen und Ganzen dichtet. Schiller und Goethe waren gezwungen, von dem Ihrigen hinzuzuthun; der wirkliche Don Carlos, der wirkliche Wallenstein, ja der wirkliche Tasso haben diesen Meistern als Stoff eines dramatischen Kunstwerks nicht genügt, dagegen der des Julius Cäsar und vor allen des Macbeth zu den äußersten Seltenheiten gehören, welche die Geschichte dem dramatischen Dichter darbietet. „Hamlet,“ „König Lear“ sind nicht ohne eigene Erfindung, und was die englisch-historischen Stücke Shakespeare's betrifft, auf die man sich so gerne beruft, so sind sie, schon durch ihren untrennbaren Zusammenhang, mehr ein großes geschichtliches Werk, als einzelne geschlossene und darstellbare Dramen. Daß die beiden Theile „Heinrichs V.“ ihre Erhaltung auf dem Repertorium hauptsächlich der erfundenen Person des Falstaff zu danken haben, ist ja selbst schon geschichtliche Thatsache und von dem Historiker nicht zu verachten. Außer diesen sieht man nur hie und da noch „König Johann,“ dessen Darstellung nicht den Eindruck eines für sich bestehenden Kunstwerks gewährt, und „Richard III.,“ wo das Walten der Nemesis das Ganze versöhnlich abrundet. Wenn nun die Historiker den Dichtern zurufen: erfindet nicht! haltet Euch streng an die Geschichte, die eine größere Poetin ist, als Ihr je seyn werdet, so dürften auch wohl die Dichter den Geschichtschreibern zurufen: Gruppirt nicht! färbt nicht! dramatisirt nicht! wollt weder Maler noch Dichter seyn, sondern gebt uns die Thatsachen so klar und so wahr, als Ihr sie nur immer ermitteln könnt, und da die Geschichte ganz allein schon so vortrefflich dichtet, so wird sich auch der Kunstwerth Eurer wissenschaftlichen Produktionen ohne Eure erfindungsreichen Formen ganz von selbst einfinden. So könnten die Dichter den Geschichtschreibern zurufen, sage ich; sie thun es aber nicht; im Gegentheil, sie wünschen, daß Historie, wie jede andere Wissenschaft, und besonders in Deutschland, sich immer mehr dessen befleißige, was sie nur zu lange als entbehrliche Nebensache gering schätzte, nämlich der künstlerischen Form der Darstellung. Dagegen sollten aber auch die Historiker dem Dichter gestatten, die geschichtlichen Stoffe nach innern und äußern Bedürfnissen zu modeln, indem seine Aufgabe eine ganz andere ist, als etwa die Geschichte zu dialogisiren.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber Algier.

(Fortsetzung.)

Wahl des Deys.

Die gemeinsame Souveränität der türkischen Miliz spricht sich verschiedentlich aus: alle heißen Herrn oder Effendi, der Niedrigste unter ihnen macht mit seinem Blicke die mächtigsten Araber und Mauren zittern; sie bezahlen keine Abgaben, behalten immer Recht gegen die Eingebornen, und die Staatsämter werden ausschließlich ihnen übertragen, und zwar wieder dem Alter nach, so daß jeder, der am Leben bleibt, endlich an die Quelle des Reichthums gelangt. Sie werden in ihren Kasernen von Sklaven auf Kosten der Regierung bedient, erhalten täglich vier Brode und haben das Recht, das Fleisch um ein Drittheil unter dem Preis zu kaufen; sie haben Theil an den Prisen und können auf ihre Kosten Fahrzeuge ausrüsten. Werden sie alt und dienstunfähig, so erhält der Staat sie und ihre Kinder und gibt ihnen ruhige, einträgliche Aemter. Am reinsten aber zeigt sich die einfache und nothwendige Verfassung der ursprünglichen Bemannung eines Kreuzers in dem doppelten Rechte, den Dey zu wählen und abzusetzen, und sich unmittelbar in die Staatsgeschäfte zu mischen. Ist der Dey todt, so begeben sich alle türkischen Soldaten bewaffnet in den Pallast; alle Disciplin ist aufgehoben, kein Grad gilt, jeder tritt in sein Recht ein, nach freiem Willen das Gemeinwohl zu bedenken. Jeder nennt seinen Kandidaten; da aber Einstimmigkeit erforderlich ist, so erklärt man alle Prätendenten, die nur schwach unterstützt werden, sofort für unwählbar; ihre Anhänger vereinigen sich mit den stärksten Partheien, und zwischen diesen entscheidet sich am Ende der Streit. Gibt man von keiner Seite nach, so wird man handgemein und Gewalt gibt den Ausschlag; die geschlagene Minorität verläßt den Saal; da aber der Dey, ehe er eigentlich Dey wird, vom Mufti in der Moschee ausgerufen werden muß, so bleiben der Minorität noch Auswege übrig; zuweilen dringt sie wieder in den Saal und ermordet den Neugewählten in Mitten seiner Anhänger, oder sie bringt ihn um, wenn er in die Moschee geht. Es kamen Wahlen vor, wobei auf diese Weise mehrere Mitbewerber nach einander das Leben verloren. Der Hauptgrund, warum diese blutigen Auftritte der Macht dieser unruhigen Aristokraten keinen Eintrag thun, liegt darin, daß nach dem Fatalitätsglauben die unterliegende Faktion ihre Niederlage als einen Wink des Himmels betrachtet. Sobald die Wahl im Reinen ist, wird der siegreiche Kandidat mit dem Hermelincaftan bekleidet; man setzt ihn auf das Staatskissen, der Mufti ruft ihn aus, man küßt ihm die Hand, und die Kanonen verkünden dem Volke, daß es einen neuen Herrn hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 106.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienstag, 4. Mai 1830.

Der Jugend holdes Morgenroth
Verbirget, was der Tag uns droht.

Herder.

Die Gründung Salzburgs.

Eine Erzählung.

In einem der romantischen Thäler des schottischen Hochlandes, hart an den Ufern eines spiegelklaren Sees, lag eine kleine Fischerhütte, darin waltete Gundoald und Merilies, ein Paar fromme Ehegatten, mit stillem, einfachem Gemüth. Die Welt und ihr Treiben war ihnen fremd geblieben; denn noch hatte sich die Kunst keine Straßen durch des Hochlandes riesige Felsen gebrochen, und die Bewohner seiner Thäler lebten meistens abgeschieden von dem Verkehr der Menschen. Die eifrigen Verbreiter der Lehre Jesu allein bangten nicht vor dem rauhen, gefahrvollen Gebirgspfade, mit unerschrockenem Muthe pilgerten sie von Thal zu Thal, von Gebirg zu Gebirge, durchwateten Meere, durchschifften Seen, predigten und lehrten den Herrn erkennen, stürzten der Heiden Altäre um und tauften die Bekehrten im Namen des dreieinigen Gottes. So war denn auch in Gundoalds enges Thal das Licht der Wahrheit eingedrungen, die friedlichen Bewohner desselben kannten aber noch nicht viel mehr von der schönen Welt, als ihren Gott, den Herrn ihres Clans, die Nachbarn in den Hütten am See, und die nächste Stadt, wohin sie die Fische zu Markte trugen, welche der See ihnen darbot, der ihnen zu gleicher Zeit Beschäftigung und Unterhalt gewährte. Die Glücklichen ahneten kaum, daß es noch andere Freuden gebe, als die, welche ihnen jeder neue Morgen darbot, und ihre frischen, heiteren Gesichter glänzten von dem Ausdrucke innerer Zufriedenheit. Vor allen aber hielten sich Gundoald und Merilies reich und glücklich; denn ihnen hatte der Himmel zwei holde Kinder beschieden, denen keine andern im ganzen Thale gleich kamen an Anmuth, Sitte und Frömmigkeit.

Hrodbert und Erntrudis verweilten meistens den ganzen Tag auf den romantischen Höhen ihres heimathlichen Thales, denn die Eltern hatten ihnen die Obhut der kleinen Heerde vertraut. Sie pflegten sie mit treuem Sinne, und waren auf diese Weise den andern Kindern im Thale fast fremd geworden, so daß sie sich mit ihnen nicht recht verstanden, wenn sie sich je einmal in ihre Spiele mischten, und sich immer sehnten, wieder auf ihren lieben Bergen allein zu seyn. Hier lagerten sich die Geschwister an dem Rande des Waldes auf das weiche Moos, hier wiederholte und erklärte die fromme Erntrudis dem Bruder die Lehren des Mönches, welcher von Zeit zu Zeit das Thal besuchte. Der feurige Bube hatte freilich dem Pater wohl auch zugehört, aber leider nur mit halbem Ohre; denn seine Gedanken schweiften auf seinen wilden Höhen umher, und Manches in des Mönches Rede schien ihm zudem unverständlich. Aber von der Schwester Lippen drang die Geschichte des Gekreuzigten in sein Herz, jezt ward ihm alles licht und klar, und er bewunderte oft, wie Erntrud in allem sogleich den rechten, wahren Sinn gefunden, und sich zu eigen gemacht, was ihm so fremd geklungen hatte. Hrodbert aber gab der

Schwester dafür zum Lohne die Erzählung der Sagen von den früheren Bewohnern ihrer Heimath, von den Wundern der mächtigen Nornen und Alrunen, und zeigte dem schauerlich erregten Mädchen die Höhlen, in welchen jene geheimnißvollen Frauen einst ihr Zauberwesen getrieben. Die schönste ihrer Freuden aber war und blieb ihre gegenseitige Liebe und eine vollkommene Eintracht, mit welcher beide die schöne Zeit der frühen Kindheit Hand in Hand durchwandelten.

Hrodbert mochte wohl eben das eilfte, Erntrudis das neunte Jahr zurückgelegt haben, als eines Abends der Anblick eines fremdartigen Schauspiels die frohen Kleinen überraschte. Auf einem schneeweißen Zelter ritt eine hohe Frau einem Zuge stattlich geputzter Herren und Frauen voran, mit einer Eile, daß ihre Begleiter ihr kaum zu folgen vermochten. Der Glanz ihrer Kleidung, der fremdartige Schnitt der Gewänder und das lange, im Winde flatternde Haar, gaben der Erscheinung in Erntrudis Augen beinahe etwas Ueberirdisches; denn bisher hatte das Mädchen außer den einfachen Fischerfrauen noch nie ein weibliches Wesen erblickt. Und der Zauberinnen gedenkend, von deren Glanz und Herrlichkeit ihr Hrodbert wohl zu hundert Malen erzählt hatte, verbarg sie sich ängstlich hinter das Buschwerk, welches den Rand des Felsstockes bekränzte, von dem aus die Kinder die Reisigen erschaut hatten; Hrodbert aber eilte hinunter, um die Bedeutung des Zuges in der Nähe zu erkunden. Mit Bangigkeit, sie wußte selbst nicht recht warum, sah Erntrudis dem Rückkehrenden entgegen, welcher mit athemloser Hast an den Felsen in die Höhe klimmte. „Sprich, Erntrudis!“ rief er ihr entgegen, „ist es Wahrheit, was Du mir oftmalen betheuert, daß Du mich lieber hast, als alle unsere Lämmer?“ — „Gewiß und wahrhaftig! lieber als das Leben!“ versicherte die Gefragte, und legte zur Bekräftigung beide Hände in des Bruders Rechte; „aber warum fragst Du mich dieß, und wo ist die schöne Norne hingeritten, die wir eben gesehen haben?“ — „Ja wohl! Norne, Hexe oder sonst ein böser Geist,“ sagte der Knabe, „denn höre nur, Erntrudis, sie will Dich mit sich nehmen, will Dich in ein fremdes Land führen.“

Erntrudis schüttelte zweifelnd das goldlockige Haupt, während Hrodbert sie schluchzend umarmte, da trat plötzlich der Vater vor sie; eine Thräne zitterte in seinem Auge, er schaute die Kleinen lange forschend und, wie es schien, fast zweifelhaft an; bald aber sprach er leise in sich hinein: „Nein, es sind Kinder, einfältige Kinder, welche ihr eigenes Wohl noch nicht erkennen,“ und alsbald fing er an, Erntrudis von den Freuden zu erzählen, welche ihrer jenseits des Meeres, in dem großen Frankenlande harrten, und er entdeckte ihr, daß sie nicht Hrodberts Schwester, und daß die hohe Fremde ihre Mutter sey. Aber diese Entdeckung erfüllte die Herzen beider Kinder mit Kummer, und unter schmerzlichem Weinen vernahm Erntrudis die Geschichte ihrer frühesten Kindheit.

Editha (so hieß die fremde Frau) war die einzige Tochter des Grafen von Conclüre. Kaum war sie zur Jungfrau erwachsen, so strömten schon von nahe und fern viele Freier herbei, um ihre Hand zu werben; zum Theil angelockt durch der Jungfrau Anmuth, zum Theil, um mit ihrer Hand das Erbe ihrer Väter in Besitz zu nehmen. Denn Editha erfreute sich keines Bruders, und der mächtige Stamm der Grafen von Conclüre drohte zu verlöschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Lied der Nibelungen ein Kunstwerk.

(Fortsetzung.)

Das völlige Versinken in den Schmerz wird die unschuldige Quelle von Chriemhildens späterem Verbrechen. Menschen, die für Alles empfänglich, und deren Stimmungen in stetem Wechsel begriffen sind, werden viele Fehler, selten aber ein großes Verbrechen begehen. Das Ungeheure wird meistens von solchen gethan, deren geistige Kraft sich auf einen Punkt geworfen hat.

Bis jetzt befand sich Chriemhilde allerdings erst in dem Zustande brütender Schwermuth, und in diesem verharrte sie auch, so lange sie ungestört blieb. Eine Störung aber mußte eintreten, wenn der Dichter die Handlung weiter führen wollte, und von der Wahl derselben hing alles folgende ab. Er hat dieß so eingeleitet: Chriemhildens Morgengabe, der große Schatz der Nibelungen, ist in Worms angelangt, und sie theilt ihn mit verschwenderischer Freigebigkeit, besonders zu Seelmessen für ihren verstorbenen Gatten aus. Hagen, dem sein böses Gewissen keine Ruhe läßt, vermuthet, sie möchte die Absicht haben, sich Rächer zu erkaufen. Er bestürmt daher die Könige mit boshaften Anträgen, findet jedoch dießmal heftigen Widerspruch, bis es ihm endlich gelingt, die Chriemhilde mit Gewalt ihres Eigenthums zu berauben; weßwegen er zwar vom Hofe verbannt wird, aber, weil man ihn nicht entbehren kann, nur zum Scheine, und nur auf einige Zeit. Dadurch nun wurde Chriemhilde aus ihrer bisherigen Apathie aufgeschüttert. Gewalt ist das Einzige, für welches sich unsere Empfindung nie abstumpfen läßt. Auf den Schwermüthigen wirkt sie um so stärker, weil er, wie der Schlafwandler, gewohnt ist, seinen einförmigen Weg ohne Anstoß fortzusetzen. Alles weiß er auf den fixen Gegenstand seines Tiefsinns zu beziehen und überzutragen, nur die Empfindung der Gewalt nicht. Denn die Gewalt muß er nothwendig als einen Eingriff in seine Persönlichkeit empfinden, und gegen diese Empfindung sträubt sich unwillkührlich jede Nerve im Menschen.

Je mehr sich die geistige Kraft des Schwermüthigen in einen Gedanken und in ein Gefühl zusammengezogen hatte, desto koncentrirter drängt sie sich nun nach dem angegriffenen Punkte hin, desto beharrlicher ist ihr Widerstand, desto unauslöschlicher der Eindruck, der eine so erschütternde Gemüthsaufregung herbeigeführt hat. Deßwegen kann nun Chriemhilde den geraubten Hort nicht verschmerzen; diesen Raub wirft sie dem Mörder ihres Mannes immer zuerst vor (Vers 6975. 6982. 9583); sie, die Freigebige, die Liebevolle, welche über ihrem Gatten die ganze Welt vergessen konnte, heftet jezt ihre Augen auf einen Klumpen Goldes. Ein fremder, unlautrer Bestandtheil ist in ihr Gemüth gekommen, hat ihre Trauer mit Selbstsucht und Gift unter ihre Thränen gemischt. Nehmen wir hinzu, daß es derselbe Hagen war, der als Sivrits Mörder ihr Herz, und durch rohe Gewalt ihr Selbstgefühl verlezt hatte, daß jeder Widerstand mit dem Gefühle ihrer Ohnmacht endigte, und daß sie Jahre lang in diesem peinlich gepreßten Zustande verharren mußte (Vers 4582), so wird es uns nicht mehr befremden, wenn die endlichen Folgen davon weit über das Gewöhnliche hinausgehen. Nachdem die qualvolle Spannung ihres Gemüthes bis aufs Höchste gesteigert ist, erscheint Rüdeger, als Brautwerber im Namen des Königs Ezel. Diesen Antrag weißt sie sogar mit Abscheu zurück; denn sie will sich an keinen Heiden vermählen. Aber Rüdeger dringt in sie, und wirft endlich die arglose (V. 4810) Versicherung hin, daß sie an ihm und seinen Rittern immer die treuesten Freunde finden werde; er verbürgt sich dafür, jedes ihr angethane Unrecht mit Nachdruck und ganz ihrem Wunsche gemäß rächen zu wollen. Dieß unschuldige Wort fällt wie ein Blitz in ihr zündbares Gemüth. Auf einmal begreift sie sich selbst: Rache ist es, was ihr gefoltertes Herz schon lange gefordert hat. Nun bietet sie Ezeln die Hand, und tritt den Weg nach Ungarn in Rüdegers Begleitung an. Das verhängnißvolle Worms liegt hinter ihr; die sie haßt, sind nicht mehr vor ihren Augen: in eine neue Welt scheint sie getreten zu seyn. Bischoff Pilgerin, ihr Oheim, nimmt sie mit väterlicher Freude auf, er folgt ihr in die gastliche Burg von Bechelarn, wo Rüdegers Gattin und Tochter sich an sie schmiegen. Der herrliche König Dietrich mit allen seinen Mannen widmet sich ihrem Dienste; der mächtige Hunnenkönig zerfließt in Wonne, da er die lang Ersehnte endlich in seine Arme schließen darf. Jezt, wenn je einmal, mußte ihr Schmerz gemildert werden, mußte ihr Gemüth aufs Neue der Freude sich öffnen. Aber eben jezt macht sie ihre traurigste Erfahrung (V. 5493 — 5500). Mitten unter Fröhlichen ist sie allein freudeleer, und unter den Reigen der Hochzeit schallt ihr die Wormser Trauerglocke ins Ohr. Der Kummer hat also ihr Innerstes ergriffen, das Leben ist ihr vergällt, sie kann sich nicht mehr freuen. Wenn auch den Mord ihres Gatten, wenn auch den gewaltsamen Raub ihres Eigenthums, diese Verstümmlung ihrer Seele kann sie dem tückischen Hagen nie mehr vergeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

Loyalität, Freiheitssinn und Einfachheit der Engländer.

König Georg der Vierte ist ernsthaft erkrankt und wird wohl wahrscheinlich sehr bald den Weg seiner Väter wandeln müssen. Wäre ich ein Britte, so dürfte ich Ihnen diese Vermuthung nicht nur nicht schreiben, sondern nicht einmal hegen; denn des Königs Tod sich vorstellen, war nach unserer ältern Verfassung Hochverrath, aber jezt nur high misdemeanour. Dieses Gesez hat unter der freien, aber nichtsdestoweniger sehr loyalen Nation so tiefe Wurzel geschlagen, daß man nie von einem Engländer einen Ausdruck wie „should the king die," oder „after the death of the king," mit einem Worte, den Tod des regierenden Fürsten voraussezen hören wird, wenn man gleich frei von der Thronfolge spricht. Diese Achtung für die Heiligkeit des Staatsgesezes ist ein eigenthümlicher Charakterzug des gebildeten Britten, gerade wie die Achtung für den Anstand und die Scheu vor dem moralisch Unschicklichen, wie z. B. dem Fluchen, Schwören u. s. w., eine universelle Eigenschaft der Gebildetern aller civilisirten Nationen ist. Jene Bemerkung, zu welcher mich eine mehrjährige Beobachtung des brittischen Charakters berechtigt, führt hinwieder zu dem gewiß nicht unrichtigen Schlusse, daß, je freier ein Volk unter einer monarchischen Regierung ist, desto tiefer bei ihm das Gefühl der Hochachtung für seinen Souverän wurzelt, der nicht wegen seiner Persönlichkeit, sondern als der höchste Staatsbeamte die außerordentliche Verehrung genießt, welche die Nation ihm zollt. Freiheit und Loyalität, im konstitutionellen Sinne, sind vollkommen vereinbar; es gibt kein loyaleres Volk auf dem ganzen Erdenrund (wenn wir unsere deutschen Stämme in Deutschland selbst ausnehmen, die so sehr es verdienen, frei zu seyn und nicht blos von dem Willen einzelner, wenn auch von den besten Gesinnungen beseelter Sterblichen geleitet zu werden), als das brittische; der in den Rechtsstyl übergegangene Ausdruck: „His most sacred majesty," Se. allergeheiligtste Majestät, darf ja nicht für eine schmeichlerische Phrase genommen werden. Die Idee von der Heiligkeit der monarchischen Würde ist ins Mark der Staatsgrundsäze übergegangen, wozu auch der bekannte Saz: „der König kann nichts Unrechtes thun," gehört. Doch verliert die Nation hierbei nichts von ihrer Selbstständigkeit, deren sich hier Jeder bewußt ist. Als ich vor einigen Tagen von Windsor nach London fuhr, ward auf dem Wege unserm Führer des Stage-coach von dem Vorreiter des Herzogs von Cumberland, der von einem Besuche bei seinem kranken königlichen Bruder zurückkehrte, zugerufen, er solle ausweichen. Bei einem Chausséehäuschen angelangt, hielt er auch mit seinen vier Rossen inne und ließ den Wagen des Prinzen vorbei. Kaum war dieser vorbeigeeilt, so regt sich in unserem Führer der Freiheitssinn. „Warum soll ich," fragt er den neben ihm Sizenden, „der ich jährlich über 2000 Pf. Sterl. zahle, diesem Prinzen auf dem Wege nachstehen?" — „Er ist des Königs Bruder," antwortete lächelnd ein Passagier. „Oh yes, that's the difference," erwiederte der Kutscher lakonisch, und die herrlichen Traber mußten nun im

Verhältniß von neun Meilen die Stunde laufen. Der Herzog von Cumberland hat das Mißgeschick, die Zuneigung der Nation nicht zu besitzen, ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir hier nicht untersuchen. Freilich hat auch eine Nation oft ihre Launen. So nimmt man es ihm in der That übel, daß er einen Schnurrbart trägt, als ob ein Schnurrbart den Mann machte! Sogar die vernünftigsten Britten sind hierin nicht vorurtheilsfrei; sie fragen, warum der Herzog eine Ausnahme mache, da doch der König und alle Prinzen, ein Wellington und überhaupt ihre tapfersten Männer solche Zier verschmähen und einfach wie jeder anderer Bürger einhergehen. Es ist wahr, ein Schnurrbart gehört hier zu den seltenen Erscheinungen; hier und da sieht man ihn wohl auf dem Pflaster der Horse Guards oder auf dem Pferde in Hyde Park prangen; hier ist er aber das Abzeichen der ganz jungen Offiziere der Kavallerie-Garde; bei den ältern bemerkt man ihn eben so wenig, als Uniform oder Ordenszeichen, die im Garderobezimmer bleiben, und wollte gar ein Bürgerlicher sich durch dieses Mittel einen militärischen Anstrich geben, so würde er, wenn es nicht etwa ein Ausländer ist, unmaßgeblich für einen Schwindler gehalten. Noch hat der Engländer seinen Sinn für Einfachheit nicht verloren, obgleich man ihm manche Eitelkeit nicht absprechen kann. Brustnadel, Ringe und andere Zierrathen trägt er selten, wenn man etwa die Trau- und Trauerringe ausnimmt, die sogar unter dem Schutze einer Parlamentsakte stehen und von der Feinheit von 18 Karat seyn müssen; die dunkeln Farben sind noch immer seine Lieblingsfarben, und unter hundert Gentlemen bemerkt man kaum einen einzigen ohne eine schwarze Halsbinde. Dafür herrscht aber auch körperliche Sauberkeit allgemein und unumschränkt, und der Bürger steht hierin den Fürsten nicht nach. Höchst selten erscheint ein Engländer en négligé zum eigenen Frühstück, und sich seinen Freunden mit linienlangem Bart zu zeigen, ist ein Majestätsverbrechen, dessen kein gebildeter Mann sich schuldig macht. Diesen so schönen Sinn für eine der größten häuslichen Tugenden des gebildeten Menschen faßt auch der Ausländer hier meist sehr schnell auf; der Deutsche, es freut mich, es sagen zu dürfen, wird hier schnell ein Verehrer desselben, während der Franzose noch lange in seinem einheimischen Schmutze sich gefällt.

R—s.

Berlin, Anfangs April.

(Beschluß.)

Raupach.

Was ich von obigem Standpunkte aus, den ich übrigens nur für einen individuellen erkläre, gegen das trefflich gearbeitete Drama Raupachs einzuwenden habe, läßt sich leicht voraussehen: Nichts gegen die Ausführung, Alles gegen den Stoff, der weder einen absoluten Anfang, noch ein absolutes Ende darbet, noch einen großartigen Charakter, noch Kampf der Leidenschaften, noch auch eine sich verwickelnde und lösende Fabel. Nachdem der Vorhang gefallen, haben wir nichts weiter gesehen, als einen unbeugsamen, grausamen Fürsten, der ein Land erobert hat, den ehemaligen Herrscherstamm desselben ausrottet und, von seiner Gemahlin vergiftet, stirbt. Freilich sagt die Geschichte: Ihr wißt doch, daß dieser Fürst Heinrich VI. ist, der Sohn des großen Friedrichs von Hohenstaufen, eines deutschen Herrscherstammes, der gegen die Uebermacht des Pabstthums, wenn auch nicht immer glücklich, doch glorreich kämpfte u. s. w. Aber ein solches „Ihr wißt doch" ist nur der Wissenschaft gestattet, die an ein früheres Wissen anknüpft, keineswegs aber der Kunst und am allerwenigsten der dramatischen Bühnenkunst, die, wenn sie ihr Werk aufstellt, nur sagen darf: „Ihr schaut doch." Sollte nun der Dichter, Raupach, ein so gelehrter Künstler, über die Rudimente seiner Kunst erst belehrt werden müssen? Keineswegs! — Er weiß es so gut als Einer, was ein abgerundetes Kunstwerk ist und daß ein Drama ein solches seyn soll. Aber er hat uns in seinem Heinrich VI. auch keineswegs ein Ganzes, sondern nur Einen Akt eines großen historischen Drama's geben wollen. So selten sind, wie bereits gesagt, geschichtliche Stoffe zu finden, die sich in den engen Rahmen einer dreistündigen Darstellung einfügen lassen, daß eines Theils einzelne historische Anekdoten die Stelle großartiger geschichtlichen Ereignisse vertreten sollten, andern Theils schon die Alten jenen engen Rahmen erweiterten und Trilogien darstellen ließen. — So auch hat Raupach die große historische Erscheinung der deutschen Kaiser aus dem Hause Hohenstaufen als einen würdigen tragischen Stoff sich erkohren, um ihn in einer Reihe von Schauspielen zu bearbeiten und auf der Bühne uns vorzuführen. Voreilig wäre es also, schon jezt, nachdem er uns nur einen einzelnen Theil vorgezeigt hat, das Ganze zu beurtheilen, etwa zu sagen, daß der Umfang dieser vielfältigen Ereignisse, dieses langen Kampfes der Kirche und des Reiches zu episch-breit für den Totaleindruck des Drama's sey; oder weshalb der Dichter in der Mitte der Begebenheiten begann und uns zuerst den unbedeutenderen Heinrich zeigte. Wir müssen die Vollendung des Ganzen erst abwarten, und können nur wünschen, daß das Publikum sich zu dem Ernst und der Würde der Kunst wieder so hinneigen möge, daß es der königlichen Bühne möglich werde, die Reihenfolge der Hohenstaufenschen Dramen hintereinander, als ein Ganzes, uns vorzuführen, damit es den Eindruck eines Ganzen mache und als ein solches empfunden und beurtheilt werden könne. — Das Volksdrama: „Der Müller und sein Kind," von demselben Verfasser, hat sich ebenfalls eines allgemeinen Beifalls zu erfreuen. Hie und da erhoben sich Stimmen gegen den Stoff, ihn für unschön erklärend. Dieses Gefühl kann ich durchaus nicht theilen. Es entspringt theils aus einer Verzärtelung, die, wenn ihr unsere weichliche Bühne fortwährend flötenden und tänzelnden Vorschub leistet, zulezt Nervenzufälle bekommt, wenn die Tragödie nicht in der Maske süßlicher Sentimentalität, sondern in ihrer wahren Gestalt mit Schlangenhaar und Dolch erscheint, theils aber aus unstatthafter Verwechslung der Gattungen. Nicht ohne Ursache hat Raupach diese bürgerliche Tragödie ein Volksdrama genannt; es ist ein Genrebild, und demnach ist es unstatthaft, wenn man von einem solchen die ideale und leider oft leere und nichtssagende Schönheit eines sogenannten historischen oder gar heiligen Bildes verlangt. Als großartiges Genrebild halte ich es für eines der vortrefflichsten, das aus der Werkstatt dieses fleißigen Künstlers hervorging; es ist voller Charakter, die Lokalfärbung ist äußerst wahr, die Lichteffekte eben so ungesucht, als prägnant, und selbst einzelne Züge von wahrhafter Genialität fehlen nicht. Die darstellenden Alle haben Gelegenheit, in dankbaren Rollen das Maß ihrer Fähigkeiten zu zeigen, und keine Bühne, die ihr Publikum nicht so ganz verzärtelt hat, daß es nichts Unsüßes sehen will, sollte sich dieses Stück entgehen lassen. — Von Raupachs Lustspiele: „Das Sonett," weiß ich nichts zu sagen, da ich bis jezt verhindert wurde, es zu sehen; indessen hat man mir gesagt, daß es durch einige partikular-komische Beziehungen sehr ergötzlich seyn soll. Eben so wenig weiß ich von der Aufführung des Shakespeareschen, von dem Hrn. Hofrath Förster bearbeiteten „Julius Cäsar" zu sagen; er hat bis jezt nur Eine Aufführung erlebt, der ich nicht beiwohnen konnte.

Ludwig Robert.

Beilage: Kunstblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 107.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 5. Mai 1830.

Der Leidenschaften wilden Drang,
Des Glückes regellose Spiele,
Der Pflichten und Instinkte Zwang
Stellt er mit prüfendem Gefühle,
Mit strengem Richtscheid nach dem Ziele.

Schiller.

Das Lied der Nibelungen ein Kunstwerk.

(Fortsetzung.)

Gleichwohl verzögert der Dichter immer noch den Tag der Rache. Ein richtiges Gefühl hat ihn dabei geleitet. Die so tief gebeugte, so roh mißhandelte, so lang gedemüthigte Chriemhilde besizt noch nicht Muth und Energie genug, um einen Entschluß auszuführen, welcher die Natur und die Möglichkeit gleich sehr gegen sich zu haben schien. Erst, nachdem sie sich wieder als Königin fühlen gelernt, nachdem sie sich daran gewöhnt hat, von Fürsten bedient zu werden und jeden ihrer Befehle vollstreckt zu sehen (V. 5575—5580), erst, nachdem die alten Wunden mit neuer Heftigkeit bluten, weil sie von Tag zu Tage größern Widerwillen gegen ihr Verhältniß zu einem heidnischen Gemahle empfindet (V. 5593—5600), erst jezt beschließt sie die Ausführung des Gedankens, der keine Chimäre mehr seyn konnte, weil er ihr nothwendig geworden war. Sterben soll der übermüthige Hagen, dieser verhaßte Urheber aller ihrer Leiden. Wie aber sich seiner bemächtigen? Wenn sie ihn rufen läßt, so wird er nicht erscheinen; in Worms ist er gesichert, und spottet ihrer Befehle. Sie muß also zum Betruge ihre Zuflucht nehmen, sie muß ihn an ihren Hof locken, muß ihn unter dem Scheine der Gastfreundschaft in ihre tödtliche Nähe bringen. Dieß gelingt: im Gefolge ihrer Brüder betritt er die Etzelnburg, die kein Burgunde mehr verlassen sollte. Sie gibt ihm ihre Feindschaft zu erkennen; er bietet ihr Troz. Zwei Mordanschläge gegen ihn werden vereitelt, weil die Meuchlinge vor seiner Tapferkeit zittern. Die Burgunden machen gemeinschaftliche Sache mit ihm. Es kommt zum Turniere: Chriemhilde muß zusehen, wie ihre Feinde den Preis gewinnen. Schon hofft sie einen allgemeinen Kampf; aber Etzel verhindert denselben. Sie selbst also will endlich den Anlaß dazu geben. Sie gibt ihren Sohn der Beleidigung Preis, damit der König Parthei ergreifen müsse. Und nun beginnt der entsetzliche Kampf. Die langsam und mit großer Kunst gesteigerten Leidenschaften entladen sich in einem Ausbruche, bei dem uns schaudert. Dem von beiden Seiten getäuschten Könige (V. 7497—7500) fällt zu spät die Binde von den Augen. Das durch Mord und Treubruch, durch Rachsucht und Uebermuth herausgeforderte Schicksal regiert die entfesselten Schwerter. Schaar um Schaar wälzt sich dem Tode entgegen; zwei schreckliche Tage werden mit Blut überschüttet, bis es stille wird in der Burg, bis Gunthers Haupt auf den Befehl seiner Schwester fällt, und Hagen waffenlos vor seine Feindin geführt wird. Sie vollzieht das Amt des Henkers an ihm, und gleich darauf widerfährt ihr dasselbe. Denn nachdem sie aufgehört hatte, der Menschheit anzugehören, durfte sie für den Dichter, dem nur das Menschliche angehört, auch nicht mehr leben.

Dieß ist das Charakterbild der Hauptperson, eine Zeichnung, zu welcher sich besonders, wenn wir die darin beobachtete feine Gradation ins Auge fassen, wohl nicht so leicht ein würdiges Gegenstück finden lassen wird. Indessen

steht dieser ausgezeichnete Charakter in unserem Gedichte durchaus nicht isolirt: er ragt gerade nur so viel über die andern hervor, als nöthig war, wenn er die Hauptfigur bilden sollte. Die übrigen weiblichen Figuren, Ute, Sigelinde, Brunhilde, Gotelinde und deren Tochter, erklären als Gegensätze Chriemhildens Eigenthümlichkeit, während sie, jede für sich, eine geschlossene Persönlichkeit darstellen. Von Seiten der Männer ziehen besonders Hagen durch seine verschmitzte Beharrlichkeit, Rüdeger durch sein vortreffliches Herz, Dietrich durch sein würdevolles Benehmen unsre Aufmerksamkeit auf sich. Zwischen ihnen hin bewegt sich ein bunter Kreis von handelnden Personen: hier der kampflustige Spielmann Volker und der schnelle Dankwart, dort der brausende Wolfhart und der bedächtige Hildebrand; hier die trotzigen Burgunden, dort Rüdegers wohlgesittete Mannen; hier Dieterichs ernste, abgemessene Heldenschaar, dort die zwar ins Ritterliche veredelten, aber immer noch als Heiden unterscheidbaren Hunnen. Keiner der so großartig gruppirten Charaktere tritt in Folge einer mühsamen Zergliederung vor unser Bewußtseyn, sondern jeder springt wie mit einem Male aus der Begebenheit und dem lebendigen Gespräche hervor. Ich müßte zu weitläufig werden, wenn ich hier ins Einzelne eingehen wollte. Zwei Züge jedoch glaube ich nicht unberührt lassen zu dürfen. Der kühne Sivrit, der in seiner üppigen Bestimmtheit als ein ächtes Sinnbild der Kraft erscheint, er, der beim Einzuge in Worms (V. 435) den Gunther mit allen seinen Rittern auf den Wahlplatz gerufen und zuvor seinen eignen Eltern erklärt hatte, daß er bereit sey, den Burgunden ihre Prinzessin abzutrotzen, der kühne Sivrit bittet später den König zwei Mal um Urlaub, weil er es in seinem Herzen für etwas Unmögliches hält, die schöne Chriemhilde zu gewinnen (V. 1293 und 94 vergl. V. 1153 — 56). Und dieß geschieht in einer Zeit, wo ihn seine Verdienste um das Königshaus zu einer unumwundenen Brautwerbung berechtigten, und mehr als ein Zeichen vorhanden war, daß sein Gesuch nicht ungern gehört werden würde. Muß es uns nun nicht Wunder nehmen, bei einem Dichter aus der Mitte des Mittelalters jenes scheue, aufgebende Gefühl anzutreffen, das uns oft auf der Schwelle des Glückes überfällt? Und muß ein Dichter, der auch in die Nebenparthieen seines Werks so feine Züge ausgestreut hat, nicht wirklich ein reiches und tiefes Gemüth gehabt haben? Sodann scheint mir die Präcision bemerkenswerth, mit welcher die Charaktere der drei burgundischen Könige auseinander gehalten sind. Sie regierten gemeinschaftlich, füllten nur Eine Stelle aus, und waren noch überdieß Brüder. Ein oberflächlicher Dichter würde sie unter Einen Maßstab gebracht haben. Aber wie scharf sticht der verführbare Gunther von dem entschiedenen Gernot und dem gefälligen Giselherrn ab. Letzterer ist ein Geistesverwandter des gütigen Rüdegers, und tritt später auch mit diesem in ein nahes Verhältniß, indem er um die Hand seiner Tochter wirbt. Sie nehmen ihrem Charakter gemäß einen verschiedenen Antheil an der Handlung und an der gegen Chriemhilde begangenen Schuld. Durch so mannigfaltige Beziehungen auf die Hauptperson, wird diese gleichsam von allen Seiten beleuchtet, und das Ganze gewinnt ein Interesse, das bei wiederholtem Lesen eher zunimmt als nachläßt. Denn wie oft man auch immer das Nibelungenlied gelesen haben mag, jedes Mal stößt man auf Einzelnheiten, durch deren Neuheit man überrascht wird. Ueberhaupt besaß der Dichter die glückliche Gabe, immer Einen Charakter durch den andern zu erläutern, ohne daß er diesen zu dem bloßen Gegentheile von jenem gemacht hätte. Jeder ist ein anderer und in seinem Wesen selbstständig, ohne sich den übrigen entgegenzusetzen oder sie zu verneinen. Deßwegen steht der Sänger der Nibelungen, unerachtet des tragischen Aufschwungs, den er unserem Gemüthe gibt, doch dem Leben so nahe, und bleibt ein naiver Dichter, auch wenn er uns bis zu Thränen erschüttert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gründung Salzburgs.

(Fortsetzung.)

Unter allen, welche der reichen Grafentochter, um Liebe bittend, naheten, war Raimund von Loore einer der Ungestümsten; doch half ihn dieß wenig. Wenn die Jungfrau die Schaar ihrer Werber auch mit gemessener Kälte behandelte, so entrichtete sie dennoch willig einem jeden der Achtung Zoll; nur Raimund hatte sich oft des Gegentheils zu beklagen, und sein wilder Sinn schäumte Rache, besonders seit Editha in eben dem Maße, wie sie sich von Raimund immer mehr und mehr zurückzog, einem Fremdlinge immer sichtlicher ihre Gunst zuwandte, welchen der Wunsch, fremde Länder zu schauen, aus der fernen Heimath getrieben und endlich in die stillen Thäler des Hochlandes geführt hatte. Hier verweilte er eine Zeitlang in der Nähe von Edithas väterlichem Schlosse, bald darauf als Gastfreund innerhalb seiner Mauern, und nicht lange, so verbreitete sich das Gerücht, Godefroi de la Terra habe dem alten Grafen gelobt, nimmermehr in sein Vaterland zurückzukehren, und habe sich dagegen Edithas Hand errungen, so wie die Lairdschaft über des Grafen Stammesverwandte; auch habe er sich verpflichtet, fortan des Grafen Namen und Wappen zu führen. Und bald war die Sage zur Wahrheit geworden, und Editha waltete mit frohem Gemüthe auf dem väterlichen Schlosse als Godefrois eheliches Gemahl. Das kränkte Raimund, und er sann ernstlich darauf, wie er die einst Geliebte und

jezt fast eben so glühend Gehaßte verderben möge. In aller Stille rüstete er seine Mannen und sandte sichere Boten in dem Clan des Grafen von Conclüre umher, um das Volk zum Aufstande zu reizen. Sie spiegelten den friedlichen Bergbewohnern vor, wie ihr Graf ihnen großes Unrecht thue, da er ihnen den Fremdling als Herrn aufgedrungen; gewiß seyen noch ferne Blutsfreunde des Grafen am Leben, und wäre selbst dieß nicht, so gezieme es doch wohl Schotten auch nur von einem Schotten beherrscht zu seyn. Er ließ sie ermuntern, gegen solche Unbill sich aufzulehnen, versprach ihnen Beistand und bestimmte den Tag, an welchem sie unversehens das Schloß überfallen und den Fremdling daraus vertreiben wollten. Solche Reden gefielen den stolzen Hochländern wohl; war doch fast keiner im Clan, welcher nicht mit dem Herrn nahe genug verwandt zu seyn meinte, um für sich selbst Gewinn aus der Fehde hoffen zu können, und so geschahe es denn, wie Raimund beabsichtet. Am Vorabend des festlichen Tages, an welchem Godefroi das holde Töchterchen, das ihm Editha geboren, durch die heilige Taufe dem Herrn weihen wollte, brachen auf einmal von allen Seiten bewaffnete Schaaren aus der Waldung hervor und drangen unaufhaltsam in die Thore der Burg, welche geöffnet waren, um die Gäste zum morgenden Feste zu empfangen. „Auch Raimund will Euer Gast seyn!“ so erscholl höhnend der Ruf seiner Krieger durch das Getöse des Kampfes, der auf dem Schloßhof entbrannte, und dieser Ruf füllte Edithas Herz mit Verzweiflung. Jammernd rang sie die zarten Hände, riß ihr Kindlein aus dem Bette auf und barg es an ihrem Busen, Godefroi aber griff nach seinen Waffen, um für Weib und Kind zu kämpfen, oder zu fallen. Der greise Vater aber, welcher die Seinen in Wehr und Waffen mitten unter den Feinden erblickt und sich umsonst bemüht hatte, sie durch ernste Rede zu ihrer Pflicht zurückzurufen, trat jezt wieder vom Altan des Hauses in das Gemach der Tochter und wehrte des Sohns Beginnen. „Nicht also,“ sprach der Greis, „bewahret Eure Kraft für rühmlichern Streit. Ich entbinde Euch Eures Eides; flüchtet Euch mit Weib und Kind in Eure ferne Heimath und bereitet ihnen dort ein so freundliches Loos, wie ich Euch hier zu bereiten hoffte, und wie es uns nun Verrath und Undank rauben.“ — „Und Ihr, mein Vater?“ fragte Godefroi, dem es schimpflich schien, zu fliehen, ohne die Kraft seines Arms erprobt zu haben. „Ich sterbe, wo ich gelebt,“ erwiederte der Greis, „und Conclüres umgestürzte Mauern werden Conclüres Grabmahl seyn.“ — „Und ich sollte Euch verlassen!“ rief Godefroi empört; „nimmermehr!“ Aber der Greis gebot mit Würde: „Gehorche!“ wies dann bedeutsam auf die bleiche Editha, „dorthin ruft Dich Deine Pflicht! Rette mir Tochter und Enkel, und mein Segen soll auf Dir ruhen,“ sprach er dann weicher, küßte der Tochter kalte Stirn, befahl seines Hauses vertrautesten Dienern, die Flüchtigen durch den Gang unter der Erde zu leiten, und eilte dann an die Spitze der wenigen Knechte, welche noch, ihrem Eide treu, für ihren greisen Herrn fochten, und ehe die neue Morgenröthe im Osten tagte, war des Grafen Weissagung erfüllt, und die schwarze Dampfsäule, welche von Conclüres Trümmerhaufen in die Wolken stieg, bezeichnete den Ort, wo der Greis gefallen war.

Godefroi pilgerte indessen mit Weib und Kind und den wenigen Getreuen auf unbekannten Pfaden durch die dunkle Nacht. So waren sie in ein enges Thal gelangt, in dessen Mitte ein klarer See das Bild des gestirnten Himmels widerstrahlte. Da verließ Editha endlich die lezte Kraft, und wie in dem ersten Augenblick des Schreckens, sank sie auch jezt wieder ohnmächtig zusammen. Godefroi trug sie bis zu einer der Fischerhütten, welche am Ufer des Sees sich erhoben, und klopfte, der Gefahr nicht achtend, auch hier vielleicht Verräthern zu begegnen, heftig an die niedrige Thüre, um für die Verschmachtende Erquickung und Ruhe zu suchen. Es dauerte lange, ehe der ungestümen Bitte Gewährung wurde, und als Godefroi endlich dem jungen Manne, welcher ihm öffnete, sein Begehr vorgetragen, zeigte dieser zwar den besten Willen, entschuldigte sich aber bei seinen vornehmen Gästen ob schlechter Bewirthung, indem die Hausfrau krank darnieder liege, das neugeborne Töchterchen aber, welches sie ihm geschenkt, aus Mangel einer weiblichen Pflegerin seine eigene Wartung in Anspruch nehme. Und als nun Editha in das kleine, aber reinliche Stübchen eingetreten war und die junge Mutter erblickte, welche mit dem Ausdruck herzinniger Liebe bald auf den kleinen Säugling blickte, den sie am Busen hielt, bald auf den blühenden älteren Knaben, der an ihrer Seite schlummerte, da glaubte sie in dem Zufall, der sie hierher geführt, des Himmels Fügung zu erkennen. Sie sah ein, daß das Leben ihres zarten Kindleins auf so eiliger Flucht und in so rauher Jahreszeit bedroht sey, und daß es obenein leicht zum Verräther an ihnen werden könnte. Deshalb bat sie die junge Mutter, dasselbe für ihre Zwillingstochter gelten zu lassen, gab ihr von Schmuck und Geld alles, was sie bei sich trug, und verhieß ihr reichen Lohn, wenn sie nach Jahresfrist wiederkehre und dann das Kindlein wohl gehütet und gepflegt aus ihrer Hand zurück erhalte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Toulon, März.

Reges Leben wegen des Feldzugs nach Algier.

Wer Toulon kennen lernen und höchst anziehend finden will, muß jezt hierherkommen. Vorigen Sommer fand ich den Ort sehr langweilig, öde und niederschlagend, denn es gibt auf Erden nichts Abgeschmackteres, als einen Kriegshafen in Friedenszeiten. Gegenwärtig ist dies aber ganz anders. Eine große Expedition, ein Kreuzzug nach Afrika für die Ehre Frankreichs und die Sache der Menschheit, sezt Alles in

Bewegung und zwängt auf engem Raume eine Menge rüstiger Arbeiter zusammen. Im Hafen drängt sich Mast an Mast, Kriegsschiffe aller Art und aller Größe aneinander, auf allen ist Leben und Bewegung, es rennt auf den Verdecken hin und her, es klettert an den Masten und Rahstangen, und aus den Kanonenlücken schauen frohe Gesichter heraus. Müßige und niedergeschlagene Seesoldaten schlendern nicht mehr am Ufer hin und her und sehnen sich nach Arbeit, wie sonst; denn im Arsenal wimmelts wie in einem Ameisenhaufen. Hier werden große und kleine Kriegsschiffe ausgebessert, an deren hohlen Bäuchen Hammer und Axt lärmen und die Theerflamme rauchig in die Höhe schlägt. Dort ziehen sie Kanonen an Bord; in der ungeheuren Tauwerkstätte werden sechs Taue auf einmal und neben einander gezogen; Truppen ziehen trommelnd und mit Gepäck nach dem Hafen, um sich einzuschiffen; Freude und Lust liegt auf allen Gesichtern, als ginge es nicht nach Lybiens Sandwüsten, sondern zur Eroberung des goldenen Vließes. Welcher Lärm schallt von den Theer- und Hanfmagazinen her! Ungeheure Anker werden nach dem Ufer geschleppt. Und wer sind diese Tausende, denen die schwersten Arbeiten obliegen, wiewohl sie gefesselt und zwei und zwei zusammengeschmiedet sind? Es sind die Züchtlinge von dem schwimmenden Bagno. Leicht kann man ihnen ansehen, wie sie die freien Seeleute um diesen Zug beneiden, dessen Segel bald aus ihren Augen schwinden werden, während sie selbst zu Schmach, Lastern und Verzweiflung zurückbleiben. Ueberdies führt die algierische Expedition eine Menge Soldaten in das vorher so öde Toulon, und durch diese entsteht laute Bewegung in allen Ecken. Auf der Rhede zeigen sich alle Augenblicke neue Segelgruppen, die kommen und gehen, oft im Sonnenschein glänzend, oft geisterartig im Mondlicht fortziehend.

Bekanntlich ist unser Hafen nicht so geräumig, wie der Brester. Dort sind auch die mehrsten Anstalten für den Schiffsbau in größerem Maßstab, und bevor der talentvolle Ingenieur Gregnard das große Bassin anlegte, mußten die schadhaften und alten Kriegsschiffe nach Rochefort und Brest zur Ausbesserung geschickt werden. Jezt kann Alles hier gemacht werden, und Manches sogar besser wie dort. Toulon ist im Seefrieden so todt, weil wir nichts haben, als unsern Kriegshafen. Das Arsenal unterhält und beschäftigt freilich drei- bis viertausend Züchtlinge, aber auf den Kays gehen die von Niemanden unterhaltenen Kriegsseeleute einher, deren Müßiggang und hungriges Aussehen Mitleid erregt. Sie finden aber keine Beschäftigung, weil Toulon keine Fabriken und keinen Hafen für Kauffahrteischiffe hat, der ganze Handel sich auch auf die bloße Stadtkonsumtion beschränkt. Der berühmte Vauban hatte den Plan, die ungesunden Sümpfe von Mourillon in einen Hafen und Schiffswerft für den Handel zu verwandeln. Dadurch wäre Arbeit, Wohlstand und Reichthum nach Toulon gekommen. Dieser schöne Plan kam aber nicht zur Ausführung, denn unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. hatte man wohl für eitle Kriege und luxuriöse Bauten Geld, nicht aber für allgemein nützliche Unternehmungen dieser Art.

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber Algier.

(Fortsezung.)

Von der Regierung. Justiz.

Selten regiert ein Dey länger als fünf bis sechs Jahre; fast immer wird er von der Miliz umgebracht, sobald sie unzufrieden ist, wegen langen Friedens, wegen verspäteter Bezahlung des Soldes u. s. w. Jeder abgesezte Dey muß sterben und wäre ihm die oberste Gewalt aufgedrungen worden; abdanken kann keiner. Die Mittel, sich zu halten, sind Vertheilung von Geld und unaufhörliche Wachsamkeit, um die Komplotte in der Geburt zu ersticken. So lange er übrigens die Gewalt in Händen hat, ist sie unumschränkt und furchtbar. Zwölf Offiziere harren beständig seines Winks und holen die Köpfe, die er verlangt.

Der Dey ist in vollster Ausdehnung die vollziehende Gewalt der souveränen Körperschaft, die ihn gewählt hat; er übt sie durch ein Dutzend Minister aus, erklärt Krieg und schließt Frieden, schreibt Taxen und Auflagen aus, ist General der Truppen, oberster Richter in Allem, sein Wille ist Gesez; seine Gewalt hätte nur Eine Grenze, den Aufstand nämlich, der ihr ein Ende macht, wenn der Divan nicht wäre, der aus den Offizieren, den Ministern und den Hauptbeamten, gegen 700 Personen, besteht und sich alle Sonnabende versammelt. Der Caia oder Minister des Pallastes repräsentirt den Dey, der älteste Aga führt den Vorsiz; der Caia trägt vor, der Präsident gibt zuerst sein Votum, dann die Uebrigen nach dem Alter. So furchtbar ist aber die Macht des Deys, daß sein Wille hier nur selten Widerspruch findet, außer wenn der Divan weiß, daß ein Aufstand vorbereitet ist, um seinem Widerspruch im Nothfall Kraft zu geben. Der Divan heißt, der Form wegen, die Hauptbeschlüsse der vollziehenden Gewalt gut.

Die rasche, ganz militärische Weise, wie die Geschäfte, groß und klein, in diesem seltsamen Staate abgemacht werden, verdient Bewunderung. Täglich, Donnerstag und Freitag ausgenommen, sizt der Herrscher in seinem Pallaste vom Morgengebet bis um 11 Uhr und von 2 bis zu Sonnenuntergang zu Gericht; sämmtliche Mitglieder der Verwaltung sind zugegen; in den verschiedenen Gemächern des Pallastes sizen die untergeordneten Beamten. Das Thor steht Jedermann offen; was man auch vorzubringen, zu bitten oder zu klagen habe, der betreffende Beamte ist zur Erledigung da, so wie der oberste Herr, an den man von des erstern Spruche appelliren kann. Durch diese Vereinigung aller Geschäftszweige wird der Geschäftsgang wirklich außerordentlich beschleunigt; in ein Paar Minuten ist ein unwiderruflicher Spruch gefällt und ein Mensch eilt, wenn es nöthig ist, fort, ihn zu vollziehen. So grausam der Despotismus seyn mag, der auf den Eingebornen lastet, sie müssen Achtung bekommen vor dem Rechte, das der Herr selbst spricht, den keine Kabale bestechen kann, weil die Zeit zu kurz dazu ist. Auch erkauft er seine unbeschränkte Macht sehr theuer, und schwerlich möchten viele europäische Monarchen unter denselben Bedingungen sich dieselbe Macht ertheilen lassen.

In Kriminalfällen spricht der Dey unmittelbar Recht; die Civilgerichtsbarkeit ist den beiden Cadis übertragen; unter ihnen stehen wieder Richter, die die Runde in den Dörfern machen. So wenige Richter hätten gar zu viel zu thun, wenn die Prozesse so lang und so häufig wie in Europa wären; doch dafür ist gesorgt. Wer seinen Prozeß verliert, bekommt die Bastonade, weil er die Beamten um ihre Zeit gebracht; Gleiches widerfährt einem, der wegen unbedeutender Dinge einen Prozeß anhängig macht; ist endlich der Fall verwickelt, so werden beide Partheien geprügelt, damit sie lernen, wie man die Fragen einfacher einrichtet. Wer daher prozessiren will, muß zuvor von der Gerechtigkeit seiner Sache vollkommen überzeugt seyn. Von Aufschub bei den Rechtshändeln ist keine Rede: die Zeugen werden auf der Stelle vernommen und der Richter thut unmittelbar einen Spruch, bei dem es immer sein Verbleiben hat. Die längsten Händel dauern höchstens eine Stunde, die meisten sind in 5 Minuten abgemacht, und auf die Exekution am Ende, nämlich die Bastonade, darf man nie warten.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 108.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 6. Mai 1830.

Eins ist des Andern ganz. —
Ein schön Begegnen zwei erwählter Herzen.

Shakespeare.

Die Gründung Salzburgs.

(Fortsetzung.)

Als Gundoald und Merilies in diesen Vorschlag gewilligt hatten, ruhte Editha ein Paar Stunden lang, und schied dann unter Thränen von ihrer armen Kleinen, um mit dem geliebten Gemahl in die Ferne zu ziehen. Gundoald und Merilies aber hielten treulich Wort, und pflegten des vertrauten Kindes wie ihrer eigenen, und als sie nun vollends nach ein Paar Tagen ihr eigenes Töchterchen begraben mußten, da ward der kleinen Erntrudis all ihre Liebe zugewandt, so daß sie nimmer sagen konnte, Hrodbert habe auch nur den kleinsten Vorzug vor ihr genossen.

Godefroi führte Editha auf seiner Väter Schloß und suchte hier die verwaiste Tochter und Mutter nach Kräften zu erheitern. Aber auch dieses Trostes erfreute sich Editha nicht lange: bald zog auf den Ruf seines Königs ihr Gatte zu dessen Bannern, und Editha trauerte einsam in der Fremde. Wohl kehrte Godefroi von Zeit zu Zeit zu ihr heim, aber er rastete doch nimmer lange genug, um eine Reise nach Schottland unternehmen zu können, und alle Boten, die sie dahin abgesandt, hatten ihr noch keine genügende Antwort gebracht. Einige entschuldigten sich, die Hütte am See sey nicht zu finden, die meisten aber waren mit Edithas Golde geflohen, ohne ihres Schmerzes und ihrer Sehnsucht zu gedenken. Da endlich ward diese allzumächtig in ihrer Brust, zumal da ihr der Himmel fort und fort neue Mutterfreuden weigerte, und sie entschloß sich, selbst die gefahrvolle Fahrt zu unternehmen, um ihr geliebtes Kind in die neue Heimath abzuholen.

So hatte Gundoald den Kindern erzählt; Erntrudis Thränen versiegten allgemach, und Edithas Schmerze gedenkend, vergaß sie den eigenen Kummer. Da kam, von des Herzens Verlangen getrieben, die schöne Frau den Kindern entgegen, und als nun Gundoald Erntrudis Hand ergriff, sprechend: „hier nehmt Eure Tochter!“ da schloß sie das liebliche Mädchen unter lauten Freudenthränen an ihr Herz. Auch Erntrudis vergoß Thränen innigen Mitgefühles, ja ihr war beim Blick in der Mutter mild freundliche Züge, als sey sie ihr längst lieb und vertraut gewesen, und mit sanftem Kosen gab sie ihr den süßen Mutternamen. Hrodberts lautes Seufzen aber lenkte jetzt Erntrudis Auge auf den Trauernden, und im selben Augenblicke machte sie sich heftig von der Mutter Armen los, umschlang des Bruders Nacken und rief: „nein Hrodbert! nein! ich lasse Dich nicht!“ Edithas Blicke folgten mit schmerzlichem Befremden der Tochter, Gundoald aber nahm entschuldigend das Wort und erzählte der hohen Frau, wie die Kinder bisher in Liebe und Eintracht jede Freude mit einander getheilt, und wie schwer ihnen die Trennung fallen werde. Da erheiterten sich Edithas Züge wieder, und sie sprach: „fern sey es von mir, in dem Augenblicke, wo mir des Lebens reinste Wonne zu Theil geworden, meines Kindes Brust mit Kummer zu füllen! Wenn Ihr mir darum euren Sohn

vertrauen wollt, gleich wie ich Euch einstens meine Tochter vertrauensvoll übergeben habe, so sollen die Kinder nicht getrennt werden, so nehme ich Hrodbert mit mir und gelobe Euch, daß ich und mein Herr ihn halten wollen, als wär er unser eigenes Kind!" Da umschlangen sich die Kinder mit frohem Jauchzen, nach kurzem Bedenken gaben Gundoald und Merilies ihre Einwilligung, denn sie meinten, es würde unrecht seyn, wollten sie den Knaben von dem Glücke zurückhalten, das ihm geboten wurde, und schon nach wenigen Stunden schieden die Kinder mit herzlicher Trauer von den treuen Pflegern ihrer Kindheit.

Aber die Zerstreuungen der Reise, die vielen fremden Gegenstände, welche sich hier ihren Blicken darstellten, die Städte und Dörfer, die weiten Ebenen, die mächtigen Ströme, das unermeßliche Weltmeer, und endlich die Pracht und Herrlichkeit in Godefroids Schlosse, und die herzinnige Liebe, mit welcher er gleich seiner Editha die Kinder aufnahm, dieß Alles ward ihnen zur Quelle tausendfacher Freuden, und bald hatten sie über den neuen Beschäftigungen und Vergnügungen den alten Schmerz vergessen, doch nicht die alte Heimath. Ja es gab Zeiten, wo sie mit heißer Sehnsucht ihrer hochländischen Berge gedachten, und der stillen Freuden, die sie ihnen einstens gegeben hatten. Besonders ward in Hrodberts Brust diese Sehnsucht oft sehr mächtig.

Als nun allmählig die Zeit herannahte, wo Erntrudis zur Jungfrau erblühte, und oft ein großer Kreis froher Gespielinnen und um Liebe werbender Jünglinge sich um sie sammelte, that es Hrodbert fast wehe, daß Erntrudis jezt so viel mit Fremden verkehre, und er wünschte die Zeit zurück, wo sie in der theuren Heimath ihm nur allein angehörte. Und als endlich Godefroi voll Ernst in die Tochter drang, sich aus der Schaar ihrer Werber den Gatten zu wählen, welchem er mit Vertrauen bei seinem einstigen Scheiden die Herrschaft über seine Vasallen übergeben könne, da bemächtigte sich Hrodberts eine stille Schwermuth. Erntrudis sah solches wohl und kannte den Grund derselben; und da sie nun einstens wieder auf ähnliche Weise vom Vater ermahnt worden, sprach sie bescheiden, doch ohne Scheu: „Ist es nun einmal Euer Wille, meine Hand einem Manne zu reichen, liebe Eltern, warum wollt Ihr sie dann nicht dem vertrauen, der mir von allen der Theuerste ist? — Gebt mir Hrodbert zum Gatten, und wir wollen Euch segnen und uns unablässig mühen, Eures Alters Freude zu werden!" Da faltete sich des Vaters Stirn wie im Zorne, aber Editha sah ihn bittend an; sie führte ihm zu Herzen, wie vieles sie Hrodberts Eltern noch schuldeten, und wie Hrodbert, wenn auch nicht von adelicher Geburt, doch von adelicher Gesinnung und Sitte sey, und wußte bald, nach Frauenweise, den stolzen Sinn des Vaters ihren Wünschen entsprechend zu stimmen, so daß Godefroi selber die Hände der Liebenden zusammenfügte und gelobte, sobald Hrodbert im Kampfe gegen seines Königs Feinde seinen Muth bewährt habe, ihn willig zum Eidam anzunehmen. Das war freilich eine harte Bedingung für die liebende Jungfrau, doch nicht für Hrodbert, der sich ihrer freute und stolz darauf war, daß ihm vergönnt sey, um den schönen Preis zu ringen, den zu erreichen er wohl nimmer geträumt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Lied der Nibelungen ein Kunstwerk.

(Fortsetzung.)

Die Charakteristik beruht zum Theile auf der Schilderung. Es ist daher natürlich, sogleich von dieser zu handeln. Der Verfasser des Nibelungenliedes hatte sie in seiner Gewalt, obgleich er sie nie zum Zwecke machte. Von jeder Person, die er in sein Gedicht verflochten hat, schwebt unsrer Einbildungskraft ein bestimmtes, mit keinem andern vermischbares Bild vor. Wenn ich das Talent hätte, Anschauungen durch Zeichnung zu fixiren, so getraute ich mir, von allen in unserem Gedichte vorkömmenden Personen die Umrisse wiederzugeben: so deutlich haben sie sich meinem innern Auge eingeprägt. Und doch ist, einen einzigen Fall ausgenommen (V. 6950 — 56), von keiner eine durchgeführte Schilderung entworfen. Wie kommt es doch, daß unter den neuesten Dichtern selten einer solche bestimmte Eindrücke auf uns hervorbringt, während doch gerade sie oft Alles darauf angelegt zu haben scheinen? Cooper z. B. unterläßt es nie, so oft eine Dame spricht, ausführlich zu bemerken, ob sie dabei roth oder blaß ausgesehen habe; bei jedem Eintreten ins Zimmer mustert er sogar ihren Anzug mit der Redseligkeit einer Putzmacherin durch. Aber eben seine Personen bleiben nebelhafte, zerfließende Wesen, von denen man, wie von Gespenstern, viel sprechen hört, ohne sie zu sehen. Nur sein Spion und sein Washington haften in unserem Gemüthe; aber sie hat er auch größtentheils mit dergleichen kleinlichen Zierrathen verschont. Der Grund hievon liegt in dem Wesen der Phantasie. Sie hat das Privilegium der Freiheit, daher will sie sich nichts diktiren lassen. Ein Dichter, der uns umständlich vorsagt, welche Haut- und Haarfarbe, welchen Gliederbau, welche Bewegungen wir jeder Person leihen sollen, macht unsre Einbildungskraft verdrießlich, indem er sie fesselt. Sie ist nicht bestimmt, Kopistendienste zu versehen, sie bedarf nur eines Reitzes, um selbst zu schaffen. Man glaube daher ja nicht, ein gelungenes Gedicht müsse in jedem Leser die nämliche Anschauung bewirken: im Gegentheile, der wahre Dichter bindet uns nicht; was wir auf sein Wort hin anschauen, wird zwar in jedem etwas Bestimmtes, aber in jedem

ein anderes seyn. Läßt sich denn auch ein leichteres Geschäft denken, als durch einen Schwall von Schilderungen den flachsten Stoff zu einem Romane aufzublähen? Wer nicht höhere Forderungen an sich stellt, kann buchstäblich den ganzen Tag schreiben. Und wenn wir nicht von diesen und ähnlichen Gaukeleien zurückkommen, arten die Dichter in eine Menschenklasse aus, die sich von glänzendem Müßiggange nährt. Um so schwieriger ist es dagegen, gerade nur das Erforderliche, aber dieses ganz zu leisten, dem Leser das Vergnügen der Willkühr zu gönnen, und doch unvermerkt seiner Phantasie die bezweckte Richtung zu geben. Dazu gehört Herrschaft über den Stoff und Mäßigung, eine Tugend, welche dem Dichter eben so nothwendig ist als die Begeisterung. Der geniale Kopf muß sich auf den höchsten Gipfeln der Dinge zu Hause fühlen, und mitten im Feuer der Erfindung seine Besonnenheit behaupten. Dann wird es ihm gelingen, in einzelne fein angebrachte Pinselstriche den Keim ganzer Anschauungen zu legen. Der Verfasser des Nibelungenliedes hat von dieser seltenen Kunst mit Erfolg Gebrauch gemacht. Auf mehreres, was schon hieher gehört, werden wir weiter unten geführt werden. Für jezt nur ein Beispiel. Da die Burgunden in Etzelsburg empfangen werden, läßt Chriemhilde nicht, wie gewöhnlich, die ausgezeichnetsten Ritter alle zur Ehre des Kusses zu, sondern richtet sich ausschließlich an Giselherrn, der allein noch ihrem Herzen nahe stand. Hier bemerkt der Dichter im Vorbeigehen, daß Hagen den Helm sich fester gebunden habe. Dieser flüchtige Zug wirft plötzlich ein helles Licht auf Hagens Gedanken und seine Stellung zu Chriemhilden; und indem wir uns seine Lage vergegenwärtigen, haben wir mit einem Male die Ahnung einer drohenden Gefahr. Eben so lebhaft und durch eben so einfache Mittel weiß uns der Dichter in eine bestimmte Gegend zu versetzen. Wie anschaulich liegt die Waldwiese vor uns, auf welcher Sivrit ermordet wird! Wie unheimlich wird es uns, da die Burgunden an den brausenden Donaustrom kommen, wo nirgends eine Furth, nirgends ein Fährmann sich zeigen will! Welch ein lieblicher Sonnenschein verbreitet sich um Rüdegers Burg in Bechelarn! Am glänzendsten zeigt sich das Talent des Dichters, wenn er große Massen in ihrer Bewegung schildert. So bei der Kampfschilderung von Vers 790 bis 878. Indem er mit seinem Auge bald zu den Sachsen, bald zu den Dänen oder Burgunden und Nibelungen streift, bald Hagens Nachdringen, bald Dankwarts Kühnheit erwähnt, nun den Sivrit mit Lindeger zusammentreffen läßt, aber im Augenblicke wieder zu andern Kampfparthien überspringt, um gleich darauf den abgebrochenen Faden wieder anzuknüpfen, mahlt er die Verwirrung, ohne sie zu nennen. Bei verschiedenen Fällen ähnlicher Art (z. B. Vers 2330 — 2420) gibt er die Aufeinanderfolge der Umstände nicht so an, wie sie sich aus der Uebersicht des Ganzen ergeben würde, sondern so, wie sie dem selbst im Gedränge Begriffenen sich darstellt, und dadurch versezt er uns mitten in die Begebenheit und macht uns in Wahrheit zu Augenzeugen.

(Beschluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Ueber Algier.

(Fortsetzung.)

Justiz. Finanzen. Armee.

Die peinliche Justiz, die immer vor dem Tribunal des Deys selbst verwaltet wird, ist nicht minder prompt; vom Spruch wird nicht appellirt und er wird sogleich vollzogen. Der Mörder wird zum Tod verurtheilt; dem Dieb wird die Hand abgehauen und er auf einem Esel durch die Stadt geführt; Christen und Juden, die des Umgangs mit einer Mohamedanerin verdächtig sind, erhalten die Bastonade; wird das Verbrechen erwiesen, so müssen sie sterben; das Weib wird auf einem Esel umhergeführt, in einen Sack genäht und ins Meer geworfen; der betrügerische Bankeroutier wird, ist er ein Europäer, erdrosselt, ist er ein Maure, gehängt, ist er ein Jude, verbrannt. Auf minder schwere Vergehen steht die Bastonade vom Minimum von 30 Streichen bis zum Maximum von 1200. Gefängnißstrafe ist nicht gebräuchlich, die Bastonade ist wohlfeiler und prompter.

Außer den bisher angeführten Umständen tragen noch andere Gebräuche dazu bei, daß Verbrechen selten vorkommen. Die Gehülfen werden bestraft, wie der Verbrecher selbst; jeder Distrikt ist verantwortlich für die auf seinem Gebiet vorfallenden Diebstähle; der Preis aller Lebensmittel ist festgesezt, und der Kaufmann, der betrügt, wird gehängt. Die Polizei ist vortrefflich und der Dey erfährt Alles; die Straßen in der Stadt wie auf dem Lande sind ziemlich sicher; der Türke ist zu stolz, um sich zum Räuber herabzugeben, und die Mauren hält die Verantwortlichkeit des Distrikts, deren Folge eine wechselseitige, schwer zu hintergehende Aufsicht ist, in der Ordnung. In den Provinzen herrschen die Beys im Namen des Deys und noch strenger als er. Jede Stadt von Bedeutung hat außerdem noch ihren besondern Gouverneur, der Caid heißt; diese nehmen, was der Habsucht der Beys entgangen ist; da die Beamten meist keinen Gehalt bekommen, so dürfen sie ihre Macht sich zu Nuze machen, so gut sie können, und ermangeln nicht, dies zu thun.

Die gewöhnlichen Einkünfte der Regentschaft bestehen in Folgendem: 1) der Zehnte vom ganzen Ertrag des Bodens; 2) der Tribut der Araber; 3) das Gut derjenigen, die ohne Erben sterben; 4) eine Auflage von 2½ Prc. auf Ein- und Ausfuhr; 5) eine Taxe von 20 Dollars auf die Schiffe, die in den Häfen der Regentschaft vor Anker gehen; 6) der Ertrag der Erlaubnißscheine zu Ausführung von Korn, Oel und Vieh; 7) der Verkauf des Salzes, 8) der Ertrag der Seeräuberei und 9) die Geschenke der christlichen Mächte. Alles zusammen beträgt zwischen 2 und 3 Millionen Franken; die Ausgaben belaufen sich aber weit höher, und ohne die weise Vorsorge des Deys gäbe es alljährlich ein Defizit. Braucht nun der Dey

außerordentliche Zuschüsse, so läßt er ein Paar Gouverneurs erdrosseln oder einige reiche maurische oder jüdische Handelsleute köpfen; er ordnet einen Streifzug gegen die Araber an, erklärt einer schwachen europäischen Macht den Krieg, oder führt endlich eine neue Auflage ein.

Das Heer bestand ursprünglich allein aus der türkischen Miliz, d. h. aus 15 — 20,000 Mann; aber die Kriege mit Tunis und Marokko nöthigten die Regierung, eine Miliz von Eingebornen, Zouavi genannt, zu bilden; sie wird von türkischen Offizieren befehligt und im Frieden aufgelöst. Die Türken und diese Zouavi bilden das Fußvolk; die Reiterei besteht aus Abtheilungen von Beduinen mit Lanzen, Bogen und Pfeilen, welche die dem Dey unterwürfigen arabischen Stämme stellen. Unter einem populären Dey und in großer Gefahr soll das Heer von Algier auf 100,000 Mann gebracht werden können; gewöhnlich ist blos der vierte Theil davon auf den Beinen. Der erste Anlauf soll furchtbar seyn, sie zerstreuen sich aber leicht, wenn sie zurückgeschlagen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Toulon, März.

(Fortsetzung.)

Gesinnungen der Franzosen wegen des Zugs nach Algier. Seuche auf den Bagnos. Schiffsbrand.

Es ist unbegreiflich, wie Leidenschaftlichkeit und Partheiung die Franzosen verblendet. Die Expedition nach Morea wurde vor einigen Jahren mit Jubel von ihnen aufgenommen und mit Segenswünschen begleitet; sie war wirklich Nationalsache geworden. Der Kreuzzug gegen Algier läßt dieselben Franzosen nicht nur kalt, sondern sie haben auch Hunderterlei dagegen einzuwenden, zu fürchten und zu tadeln. Warum? Weil er vom Polignacschen Ministerium ausgeht. Der Haß gegen dieses läßt die Franzosen übersehen, daß der Feldzug viel nationaler und in seinem endlichen Zweck nützlicher, menschlicher und wirklich großartiger ist, als der nach Morea. Zuerst soll er eine Frankreich angethane Schmach rächen und dabei, wo möglich, die Christensklaverei in den Barbareskenstaaten abschaffen, und das Mittelmeer für alle Nationen öffnen und sichern. Was bisher keine große Seemacht wollte oder konnte, was selbst dem mächtigen Karl V. mißglückte, das unternimmt jezt Frankreich mit größern Mitteln, als bis jezt, gegen die Barbaresken. Freilich ist das Unternehmen gewagt und gefährlich, aber auch edel und ritterlich. Haben denn die Franzosen keinen Sinn mehr dafür? Waren sie vielleicht nur darum so für die Expedition nach Morea begeistert, weil sie gegen Ibrahim nicht schwer und ihr günstiger Erfolg gewiß war? oder weil der Nationaleitelkeit mehr durch einen Zug geschmeichelt wurde, der sie mit Griechen und Griechenland in Verbindung sezte, als durch eine Expedition, wo das Recht der Menschheit und der Sicherheit erkämpft und festgestellt wird? So hätten denn diejenigen nicht Unrecht, welche behaupten, bei diesem Volke gelte nichts nach seinem innern Grund, Werth und Gehalt, sondern nur nach seinem Namen, seinen äußern Umständen und nach der Firma, unter der es in die Welt tritt. Vielleicht sind in ganz Frankreich die Seeleute, die eingeschifften Truppen und die Touloner die einzigen, denen die Algierer Expedition recht ist, weil — sie was davon haben, und weil der Anblick der ankommenden Geldfässer über alles anzieht.

Beunruhigend für die Expedition war die im Januar bei der heftigsten Kälte auf den Bagnoschiffen ausgebrochene ansteckende Krankheit, die mit reißender Heftigkeit um sich griff, so daß bald über 700 Kranke vorhanden waren, von denen täglich 15 bis 16 starben. Sie kam wahrscheinlich von der dünnen, auf solche Kälte nicht berechneten Kleidung der Sträflinge, die nichts anhaben, als eine Jacke und eine lange Hose von grober Leinwand. Zu spät kam man auf den Gedanken, den armen Leuten etwas wärmere Kleider zu geben. Nachdem mehrere Geistliche, Chiourmen oder Aufseher, Aerzte, ihre Gehülfen und sieben barmherzige Schwestern an dieser Krankheit gestorben waren, und sie einen sehr drohenden Charakter angenommen hatte, versammelte und berathschlagte sich der Sanitätsrath. Auf dem Bagno Nr. 2 war das Uebel am heftigsten und wirkte sehr nachtheilig auf das Gemüth der Sträflinge. Unter Hunderten waren hier fünfundzwanzig krank, und da sie ihre Unglücksgefährten so fast ohne Hülfe hinsterben sahen, zeigten sich Spuren von Wuth und Verzweiflung bei denen, die sich noch kräftig fühlten. Da das Lazareth für so Viele zu klein war, mußten sie zum Theil auf das Linienschiff le Majestueux gebracht werden, das zur Bewachung des Bagno daliegt. Vor allem war die Verbreitung dieser ansteckenden Krankheit in die Stadt, die darin und in der Umgegend liegenden Truppen zu fürchten. Daher ward beschlossen, die Hospitäler von dem Bagno und dem Majestueux weg auf die Halbinsel Saint Mandrié zu bringen, durch deren fast ganz vom Land isolirte Lage alle sanitäts-polizeiliche Maßregeln viel leichter anzuwenden sind, als überall anderswo; hierher sollten auch in der Folge alle Kranke aus dem Bagno gebracht werden. Das Bagnoschiff Nr. 2 wurde ganz geräumt, dann auf die Rhede hinausgeführt und da mit Allem, was darauf befindlich, mit Betten, Matratzen und anderm Hausgeräthe versenkt. Die Kranken, die mit ihren Wärtern nach St. Mandrié übergesezt wurden, betrachtete und behandelte man wie von der Pest ergriffen. Gemeinschaft mit ihnen war aufs Strengste untersagt. Nahe dabei lag die Korvette la Diligente, um mit ihren Kanonen alle Unordnungen und Versuche zu Insurrektionen oder zum Entkommen der Züchtlinge zu verhindern. Von nun an gaben sich die Behörden alle Mühe, um die Krankheit als wenig bedeutend und im Abnehmen begriffen vorzustellen; es starben aber doch täglich 17 bis 18 von der oben angeführten Krankenzahl. In der zweiten Hälfte des vorigen Monats nahm endlich die Krankheit einen andern, minder bösartigen Charakter an; sie war auch nicht mehr wie früher im zweiten Grad ansteckend; im Anfang des März aber brach sie auch auf dem Bagnoschiff Nr. 1 mit Heftigkeit aus.

Einen schönen Anblick gewährte uns das brennende Linienschiff le Sceptre, das mit drei andern den Marine-Linientruppen zur Kaserne diente. Das Feuer brach glücklicherweise nicht in der Nacht, sondern am hellen Morgen aus, verbreitete sich aber so schnell, daß es in vier Stunden Vorder- und Hintertheil ergriffen hatte. Umsonst arbeiteten ihm eine große Menge Seesoldaten und Schiffshandwerksleute entgegen, umsonst wurden alle Feuerspritzen in Bewegung gesezt, die Flammen griffen immer weiter um sich. Der Admiral Martinenq und der Major-General komandirten selbst auf dem Schiffe, und erst nach einigen Stunden, als sie sahen, daß das Feuer reißend um sich griff und nichts es aufzuhalten vermochte, befahlen sie, es gegen die Nacht hin aus der Nähe der drei andern wegzuführen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 109.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 7. Mai 1830.

Obscuranten fliegen umher. Mit gebreiteten Flügeln
Schweben bei Nacht sie hin, wo nur ein Lichtchen erscheint;
Gräßlich ist ihr Schatten; die Trichternasen, sie saugen
Schlafenden Menschen das Blut, Blut und die Seele mit aus.

Herder.

Schiller, Goethe und der Herr Professor Hengstenberg.

Eine Kuriosität, aber kein Wunder.

Jeder Mensch (das soll aber nicht sagen, alle Leute), jeder Mensch hat seinen Pustkuchen. Goethe, der stets glückliche Goethe hat sogar ihrer zwei. Der erste ist vergessen, der Zweite will sich bekannt machen und ist ein gewisser Herr Professor Doktor Hengstenberg. Derselbe gibt in Berlin seit einiger Zeit eine beobachtende Kirchenzeitung heraus, in welchen heiligen Hallen (wo Mensch den Menschen liebet?) er eine Kritik des Schiller-Goetheschen Briefwechsels beibringt, die diese beiden (nach seiner Meinung) irreligiosen und unmoralischen Menschen aus der Liebe der Mit-, aus dem Angedenken der Nachwelt vertilgen soll.

Dieß Unternehmen ist fast eben so groß, als der Unternehmer klein, der, wenn er vor lauter Glaubenseinbildung nur ein einzig Mal zu individueller Erkenntniß käme, allsogleich einsehen würde, wie er zu nichts weniger bestimmt ist, als mit den Musen und Grazien Umgang zu pflegen, noch weniger aber über Kunst und am allerwenigsten über ein Künstlergemüth zu urtheilen; gesezt auch, daß der Verfasser jener Kritik Doktor der Philosophie wäre und den Stillstand der Erde für einen Seligkeitsartikel hielte. Daß ein junger Autor, der sich wichtig machen möchte, gegen alle verehrte Meister auftritt, ist eine gewöhnliche Taktik, die auch für ein Paar Tage ausreicht. Daß er uns darthut, wie weder Schiller noch Goethe sich zu dem Christenthume der Hengstenbergschen Kirchenzeitung bekennen, ist höchstens überflüssig zu nennen, indem keiner dieser großen Männer je Anspruch auf solche Ehre machte, keiner von ihnen je Dunkelheit verbreitete, um den eigenen heiligen Schein ausschließlich leuchten zu lassen. Daß man sich aber mit der Moralität dieser beiden verlornen Dichter so viel zu schaffen macht, und sie ihnen in jeder Hinsicht abzusprechen sucht, ist doch ganz entsetzlich inkonsequent, wenigstens in dieser Kirchenzeitung, die sich so bestimmt gegen die Moralität ausspricht, sie mit dem Epitheton „trivial“ beehrt, und die moralischen Theologen, welche sie lehren, als satanisch-vernünftige und die Jugend verführende Rationalisten anklagt, nicht ahnend, daß Moral, ohne den (erkannten oder unerkannten) Glauben an eine höhere übernatürliche Welt, schlechthin unmöglich ist, indem, wenn solche möglich wäre, auch ein Thier, ja ein Baum moralisch seyn könnte. Doch wozu dieser Parthei etwas sagen, wozu Klarheit gehört, um es zu begreifen? die Nacht ist ihr Element, Vernunft ihre bête noire, ihr Zweck weiß machen. Genug also! das Thörichte ernst zu behandeln, wäre eine zweite Thorheit, es kann nur Stoff zur Komik abgeben; das hat es denn auch gethan, und so will ich erzählen, wie ich dazu gekommen bin, zu erfahren, daß eine Hengstenbergsche Kirchenzeitung existirt und darin eine Verdammung des Schiller-Goetheschen Briefwechsels auf geduldiges Papier gedruckt wurde.

Lautere Wahrheit im Gewande der Fabel.

Ich bin mit einem Werke beschäftigt, das den Titel führen wird: „Nagelneuer Fanatismus, oder: Wie läugnet man die Vernunft durch Vernunftgründe.“ Hiezu, eines Citats wegen, bedurfte ich der Lucinde von Fr. Schlegel. Ich schickte nach der Leihbibliothek, und mein Aufwärter kam zurück und brachte mir das Buch und einen Brief. Rasch entsiegelte ich den leztern und war höchlich erstaunt, als er mit den Worten begann: „Meine geistliche Tochter.“ Jezt erst sah ich Unvorsichtiger nach der Adresse und fand, daß er für eine Dame und nach Berlin bestimmt war. „Wie kannst Du mir einen fremden Brief geben?“ fragte ich erzürnt meinen Aufwärter, denn nichts lieber thut der natürliche Mensch, (und ich bin zuweilen ein solcher) als daß er die eigenen Fehler auf andere schiebt. „Ei, der Brief lag in dem Buche,“ sagte er, „und da ich zwei Groschen dafür gezahlt habe, so gehört er Ihnen ja.“ Ich wollte ihm das Unzulängliche seiner Logik darthun und sagte, daß vermuthlich der Brief für die Post bestimmt gewesen und von einem Dienstboten, der zugleich das Buch abgeben sollte, darin vergessen worden, daß der arme Mensch Verdruß bekommen würde; aber er fiel mir in die Rede, behauptete, daß ich viel zu moralisch sey, daß ich doch an Bestimmungen glauben sollte, daß dieser Brief gewiß nicht Ohne in meine Hände gefallen sey; und nachdem ich denselben auf sein wiederholtes Bitten ihm vorgelesen hatte, behauptete er, daß es nun ganz klar sey, warum der Brief in dem Buche vergessen werden und gerade einem Korrespondenten des Morgenblattes zukommen mußte, und daß es meine höhere Pflicht wäre, die triviale Moral bei Seite zu setzen und die erbauliche Epistel zum allgemeinen Frommen abdrucken zu lassen. Alles dieses sagte er gewissermaßen in magnetischem Schlaf, und so sah ich es als einen Wink aus der Welt des Sonnengeflechtes an und lasse ohne weiteres besagten Brief hier folgen:

Meine geistliche Tochter! Endlich bin ich so weit, daß ich Dir selbst danken kann für Deine Glückwünschung zu meiner Entbindung. Wohl hast Du recht, wenn Du mich eine Auserwählte nennst, da mir im heissen Nachsommer meines elenden irdischen Jammerlebens noch der Segen der Sara erblühte. Ja, ich bin noch auserwählter, noch glücklicher als jene Patriarchin, sie ward ja leider die Ahnfrau der verhärteten, in alle Ewigkeit verlorenen Juden; ich — brauche für mein Kind nicht mehr zu sorgen; es ist schon dort, es ist ein Engel. O könntest Du meine Freude sehen; ich hätte vor dem Sarge meines Knäbleins hertanzen mögen, wie König David vor der Bundeslade, so selig war ich bei einem Ereigniß, wo der in Sünden geborne natürliche Mensch weint und wehklagt. Aber wozu von uns selbst und unsern Freuden sprechen? Wir Auserkohrene sind ja nur deßhalb so tausendfach reiner und heiliger, als alle andere Menschen, damit wir aufhören, an unser vollbrachtes Heil zu denken, und anfangen sollen und nicht nachlassen an dem großen Werke des uns auferlegten Bekehrungsgeschäftes des sündhaften Jahrhunderts. Zwar ist das lebende verderbte Geschlecht nicht mehr zu retten, wohl aber ihre Enkel, und dazu bedarf es der weltlichen Macht, sagt unser erleuchteter N.N. Deßwegen versäume nichts, um Deinen Mann für uns zu gewinnen, daß er X. Y. Z. zu den drei vakanten wichtigen Stellen vorschlägt; lasse nicht nach, und sey so stark, das irdische Glück der Häuslichkeit an eine höhere Glückseligkeit zu setzen. Was Du mir schreibst, daß wir zu früh losgebrochen haben, hat gar nichts zu sagen, wir haben einen Feldherrn, der selbst seine Mißgriffe zu benutzen weiß. Wird denn auch bei Euch das herrliche Büchlein: „Das Herz des Menschen, ein Tempel Gottes und eine Werkstätte des Satans,“ sammt seinen schönen Kupferstichen gehörig verbreitet? Man sagt hier, es soll verboten seyn, weil ein Gensdarme, der es erhielt, wahnsinnig geworden und sich entleibt habe; dergleichen Verbote müssen Euch nicht abhalten, den Saamen des Heils auszustreuen; im Gegentheil, die Gefahr dabei muß Euch befeuern und das Märtyrerthum Euer Stolz seyn, obgleich man es durch Vorsicht und Klugheit auch vermeiden soll. Apropos von Verbieten! Da sollten sie lieber die gottlosen Werke Schillers und Goethes verbieten! Du hast doch in der Kirchenzeitung die geistreiche und tiefsinnige Kritik über den abscheulichen Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe gelesen? ich weiß nicht, ob unser geliebter Bruder Hengstenberg selbst der Verfasser dieser milden Entlarvung satanischer Innerlichkeit ist, aber wer es auch seyn mag, er hat sich ganz in die Seele dieser beiden ungläubigen Dichter versezt, und Jonas könnte von dem stinkenden Innern des Wallfisches keine genauere Kunde geben, als er von diesen verpesteten Gemüthern. Bemerke nur, wie diesen eiteln, eingebildeten Thoren bewiesen wird, daß ihnen gar nichts an der Poesie und alles nur an ihrer Person liege, und daß sie das Publikum, wozu wir doch auch gehören, gering schätzen und sogar erbärmlich nennen, und ihm doch wieder als ihrem Götzen opfern. Bemerke auch, wie ihnen gezeigt wird, daß sie nur dichteten, um Geld zu verdienen, die Mammonsknechte! wie Goethe Schillers Gattin grüßen läßt, Schiller aber nur Goethes Kinder! Ich sollte mich schämen, dergleichen zu schreiben. Uebersieh auch nicht, was sich Goethe mit den Kindern Israel für einen Spaß erlaubt, als ob es heutige Juden wären, die man freilich nirgends schonen soll; und wie Schillers Leben eben wie das von Tausenden unter den Gelehrten und Gebildeten in gar keiner Beziehung mit Gott steht. Hauptsächlich aber mache ich Dich darauf aufmerksam, daß, nachdem Schillers Gattin von einer lebensgefährlichen Krankheit genesen

mer, auch nicht ein einzig Wort von Dank gegen Gott in den Briefen und also auch nicht in seiner Seele vorkommt, da unsereins im Gegentheil, selbst wenn er dergleichen auch nicht fühlte, dennoch schreiben und drucken lassen würde. Es ist also ganz erwiesen, daß diese Männer keine Christen, und tieferschütternd sind die lezten milden Worte dieses liebevollen Aufsatzes, und ich kann mich nicht erwehren, sie hier freudig niederzuschreiben: „Die Verehrung, welche die Mitwelt den Namen dieser Männer erweist, erinnert an das Wort des Welterlösers: „Sie haben ihren Lohn dahin.“ Bemerkst Du wohl, was das sagen will, sie haben ihren Lohn dahin? Es ist ihnen der Nachruhm hier, es ist ihnen jenseits die ewige Seligkeit versagt. Also richtet der Welterlöser über Schiller und Goethe nach der liebevollen Auslegung unserer Kirchenzeitung, und so ist es wahr für alle Zeiten.

Besorge mir ja die Blondenhaube und den Ridikül, und mache, daß X. Y. Z. zu den bewußten Stellen gelangen.

Deine Dich liebende geistliche Mutter.

* * * * *

Die Gründung Salzburgs.

(Fortsetzung.)

Mit frohem Muthe zog Hrodbert an des Vaters Seite in die Schlacht, und mit freudigem Stolze legte er nach wenigen Monden den erbeuteten Lorbeer zu der Geliebten Füßen. Da regte sich ein fröhliches Leben in Godefrois Schlosse, denn Alt und Jung wetteiferte in dem Bestreben, das schöne Fest zu verherrlichen, welches die gleich geliebten jungen Gebieter mit einander verbinden sollte. Editha schmückte mit mütterlicher Sorgfalt die Gemächer, welche den jungen Gatten zur Wohnung dienen sollten, und Godefroi bestrebte sich insgeheim, für seinen künftigen Eidam einen edlen Namen von seinem königlichen Gebieter zu erhalten. Hrodberts Auge glänzte in Entzücken, nur Erntrudis Gemüth belastete eine trübe Ahnung. Weinend sank sie am Vorabend ihrer Vermählungsfeier an der Mutter Brust, und klagte ihr, daß ihr zu Muthe sey, als sollte sie ihrer Liebe schönes Glück, kaum erfaßt, auch wieder verlieren. Die Mutter aber tröstete sie und sprach: „so ist einmal des Menschenherzens Art und Weise, daß es an allzugroßes Glück ohne Zagen nicht glauben mag. Solche Furcht entspringt der Demuth, welche eingesteht, daß sie der überschwenglichen Huld des Allmächtigen sich kaum würdig achtet, und deßhalb blickt das Auge des Allsehenden auch gewiß auf sie voll Wohlgefallen.“

Erntrudis fühlte sich zwar nicht völlig beruhigt, aber doch getröstet. Sie gedachte, wie so oft im Leben unsere Furcht sich in Freude wandelt, sie gedachte des Augenblicks, wo sie zuerst erfahren, daß sie nicht Hrodberts Schwester sey, wie damals der bitterste Schmerz ihre Seele füllte, ohne Ahnung, daß dieser Entdeckung einst das höchste Glück ihres Lebens entspringen werde. Und sie gelobte dem Herrn, fortan nimmer zu zagen, wenn seine Schickungen ihr auch hart und seine Wege dunkel erscheinen sollten.

Von solchen Betrachtungen erfüllt, hatte Erntrudis unvermerkt die Grenzen des väterlichen Gartens überschritten und wandelte einsam durch das Dunkel des nahe gelegenen Waldes; da drang plötzlich ein lauter Weheruf an ihr Ohr, und gleich darauf hörte sie zu mehreren Malen ihren Namen rufen. Der Jungfrau graute es, sie hielt unwillkührlich ihre Schritte an und blickte umher, um die Ursache ihres Schreckens zu erkunden; da erblickte sie eine Frau, die, mit wild flatterndem Haar und Gewand, mit großer Hast ihr entgegenschritt, mit rollenden Augen die Jungfrau vom Scheitel bis zur Sohle betrachtete, und dann mit angstvoller Heftigkeit fragte: „Erntrudis, wo hast Du die Feierkleider, wo die hochzeitliche Krone hingethan? sprich, bist Du Hrodberts Weib?“ Da glaubte Erntrudis mit Entsetzen in der Wahnsinnigen ihre treue Pflegemutter Merilies zu erkennen, an welche sie einen ihrer Diener abgesandt, um ihr das Glück des Sohnes verkünden zu lassen, und alle Scheu besiegend, nahte sie ihr freundlich, küßte ihre fieberhaft geröthete Wange und fragte voll Sorge: „Sprecht, theure Mutter, was ist Euch begegnet?“ — Merilies aber wiederholte, sie von sich stoßend, die nämliche Frage in einem Tone, welcher der Jungfrau das Herz zerriß. „Noch bin ich es nicht,“ erwiederte sie ängstlich, „doch kommt Ihr eben recht, um durch Euren Segen unsern Bund zu weihen.“ Da hob Merilies, wie dankend, die Hände gen Himmel und sank ohnmächtig zu Erntrudis Füssen nieder. Erschrocken spähete diese überall umher, ob sie keinen Menschen gewahre, welcher ihr helfen möge, die Unglückliche ins Schloß zu tragen, da sah sie den nach Schottland gesandten Diener nahen, welcher die junge Herrin mit stiller Trauer begrüßte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Toulon, März.

(Beschluß.)

Ein Schiffsbrand. Ein Meteor. Ein Mord.

Das brennende Schiff aus der Nähe der drei andern wegzuführen, hatte seine Schwierigkeiten, gelang aber doch; und kaum war es draußen auf der Rhede, als die Flammen auf das Verdeck drangen und da bald in und über einander zusammenschlugen. Schnell ergriffen sie die Masten und von diesem Augenblicke an war an keine Rettung mehr zu denken. Glücklicherweise ging kein Wind; nun legten sich einige andere Kriegsschiffe in einige Entfernung davon und schossen so lange mit Kanonenkugeln auf das brennende Wrack, bis es, immer flammend, ins Meer sank und die Wellen über der höchsten Mastspitze zischend zusammenfuhren. Es war etwas Großartig-Trauriges, diese in allen Farben brennende Masse wie einen feuerspeienden, in die dunkle Nacht hineinflammenden Berg unter dem Blitzen und Donnern seiner Kameraden ver-

löschen und versinken zu sehen. Durch die angestellte Untersuchung kam bald heraus, daß die heftige Kälte mehrere Marinesoldaten gegen das Gesez verleitet hatte, auf dem zweiten Verdeck, wiewohl auf Backsteinen, Feuer anzumachen. Die armen Leute sizen nun im Gefängniß und sollen dem König den Schaden für sein Linienschiff mit Tauwerk und allem Zubehör ersezen, was wohl einige Schwierigkeiten haben wird.

Weniger kostspielig, aber nicht minder schön war ein anderes Feuerwerk, das im Februar von Marseille herübergezogen kam und großen Schrecken unter unsern Landleuten erregte. Es war ein ungeheurer Feuerball von mehreren Farben. Er zog sehr schnell von Westen nach Osten über den ganzen Himmelsbogen weg und glänzte wie die helle Mittagssonne. Als dieser Feuerball am Ende seiner Laufbahn ankam, plazte er mit starkem Donnerknall, den viele tausend Einwohner in unserer Gegend gehört haben. Besonders merkwürdig dabei war Folgendes: Gegen das Ende ihrer Bahn verlängerte sich die Kugel immer mehr und ward endlich eine dicke Feuerstange, aus der unzählige „brennende Kohlen" sprühten, wie sich alle Augenzeugen ausdrücken. Dies wären Stücke des Aërolithen, die man am Ufer finden würde, wenn er nicht über dem Meer zerplazt ist, wie Viele glauben.

Ein Deutscher, Namens Bitterling, hat hier vor Kurzem mit großer Kaltblütigkeit einen abscheulichen Mord begangen. Er diente als Sergeant im 3. Linieninfanterieregiment. Dies Regiment hatte bis 4 Uhr Nachmittags vor der Stadt exerzirt, als der Obrist Dautane, ein allgemein geschäzter, von seinen Leuten sehr geliebter Offizier, auf die Stelle zuging, wo Bitterling die Grenadiere des 1. Bataillons im Tirailliren exerzirte. So wie er den Obristen auf sich zu kommen sah, legte er das Gewehr auf ihn an und schoß ihn sogleich nieder, dann wandte er sich kaltblütig zu den Soldaten, die wüthend auf ihn zurannten, und sagte: „Nun sind viele Unteroffiziere gerächt; noch Eine Kugel muß so verschossen werden; dies wird ein Anderer für mich thun." Das Sonderbare bei der Sache war, daß es mit diesem Mord eigentlich gar nicht auf den Obristen, sondern auf einen Subalternoffizier abgesehen war, der Bitterling mehrmals wegen militärischer Unordnungen hatte strafen lassen. Um diesen zu tödten, hatte er schon mehrmals und auch an diesem Tage sein Gewehr geladen, ohne ihm jedoch nahe genug zu kommen. Er war in Sorge, daß Andere sein Vorhaben gemerkt oder gesehen hätten, wie er sein Gewehr lud. Als nun der Obrist beim Exerziren auf ihn zukam, glaubte Bitterling, es sey deshalb, und fürchtete die Untersuchung seines Gewehrs, das geladen war und das seine Absicht bewiesen hätte. Um einer langen Gefängnißstrafe oder dem Bagno zu entgehen, schoß er seinen Obristen nieder, und ging selbst nach wenigen Tagen zum Tode.

Ueber Algier.

(Beschluß.)

Seeräuberei. Zustand der Sklaven.

Wir sprechen jezt im Allgemeinen davon, wie die Seeräuberei auf diesem klassischen Boden der Flibustiers getrieben wird.

Früher besaß die Regierung nur ein einziges Schiff; alle andern gehörten maurischen Kapern. Sie waren verpflichtet, sie im Nothfall dem Staat zu leihen und sie sogleich zu ersezen, wenn sie zu Grunde gingen; so hatte der Staat immer eine Flotte, die ihn nichts kostete. Noch heutzutage ist es so, nur hat jezt die Regierung mehr eigene Schiffe. Will ein Kaper auslaufen, so hält er beim Dey an und es wird niemals abgeschlagen; darauf zieht der Kapitän seine Flagge auf und löst eine Kanone, zum Zeichen, daß er Tags darauf absegelt. Wer den Zug mitmachen will, Maure oder Türke, begibt sich an Bord; Niemand wird abgewiesen; der Kapitän sucht sich einiger bekannten Türken zu versichern, welche noch andere vermögen, mitzugehen; denn auf den Türken allein beruht die Stärke der Ausrüstungen dieser Art: nur sie sind bewaffnet und sie allein fechten; die Mauren werden nur zum Schiffsdienst und zur Bedienung der Kanonen gebraucht. An der Spize der Türken steht immer ein alter Offizier, der der Schiffsaga heißt; der Kapitän kann ohne seine Genehmigung nichts thun. Bei der Rückkehr stattet der Aga dem Dey vom Verhalten des Kapitäns Bericht ab. Sobald ein Kapitän mit einer Prise eingelaufen ist, werden zuerst die Sklaven ausgeschifft und vor den Dey geführt. Man ruft die Konsuln der befreundeten Nationen, und jeder erkundigt sich, ob unter den Ankömmlingen Landsleute sind. Sind diese Passagiere, so werden sie dem Konsul übergeben, gehörten sie zur Bemannung, so bleiben sie Sklaven. Sodann wählt der Dey unter acht Sklaven einen für sich aus; die übrigen bleiben dem Kaper und der Miliz. Nun werden die Waaren ausgeladen, wovon der Dey wieder ein Achttheil erhebt; sodann nehmen seine Beamten für den Staat von der Prise alles Segel- und Takelwerk weg; sie wird darauf verkauft und vom Erlös fällt wiederum ein Achttheil in den Seckel des Deys. Die übrigen sieben Achttheile des ganzen Fangs werden in zwei gleiche Theile getheilt, wovon der eine dem Kaper, der andere der Mannschaft gehört. Die Christensklaven, die an Bord als Matrosen dienten, bekommen ihren Theil so gut als jeder andere.

Die Sklaven sind lange nicht so hart gehalten, als man sich gewöhnlich vorstellt. Weiber von Stande fallen immer dem Dey anheim; sie werden gut behandelt, bis ihr Lösegeld ankommt; die andern werden verkauft, aber selten roh behandelt. Was die Männer betrifft, so haben es die am besten, die Sklaven des Staats werden; der Dey nimmt immer die wohlgebildetsten und jüngsten zu Pagen, und diese leben ganz gemächlich; ebenso diejenigen, die zur Bedienung in den Kasernen angestellt werden. Wer ein Handwerk versteht, darf es, gegen eine Abgabe vom täglichen Erwerb, in der Stadt treiben; ja Manche erhalten die Erlaubniß, eine Wirthschaft zu halten; Alle aber schlafen Nachts im Sklavenhofe. Im Allgemeinen schont man die Sklaven sehr, um sie nicht zu verlieren. Die Sklaven, welche Privatpersonen zufallen, theilen sich in zwei Klassen: diejenigen, von denen man glaubt, sie seyen von guter Familie und im Stande, ein Lösegeld zu bezahlen, werden fast immer von Handelsleuten gekauft, welche die Spekulation auf das Lösegeld gewerbsmäßig treiben; diese sind am übelsten daran, denn durch schlechte Behandlung hofft man schneller und mehr Lösegeld zu erhalten. Die andern werden zur Bedienung im Hause gekauft, und unter diesen gibt es welche, die ein ganz bequemes Leben führen. Der Mensch ist aller Orten derselbe, und in Algier gibt es, wie überall, Herrn, die eine Ehre darin suchen, ihre Dienerschaft reich zu kleiden und gut zu halten, und Diener, welche das Vertrauen der Herrn gewinnen und oft mehr Gewalt im Hause haben, als sie selbst. Ja dieses vertraute Verhältniß zwischen Herrn und Diener bildet sich noch leichter in einem Lande, wo die Familienbande durch die Vielweiberei erschlafft sind, und der Mann seine Frauen nur dann im Zaum halten kann, wenn er keiner traut. Eine algierische Haushaltung ist wirklich ein herrlicher Tummelplaz für einen intriganten Diener, und die Scapins unsers ältern Lustspiels sind nach Originalen in zwei Ländern kopirt, wo ähnliche Sitten herrschen, wie in Algier.

Beilage: Literaturblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 110.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 8. Mai 1830.

Königin. Das ist blos Eures Hirnes Ausgeburt;
In dieser wesenlosen Schöpfung ist
Verzückung sehr geübt.

Hamlet. Verzückung?
Mein Puls hält ordentlich wie Eurer Takt,
Spielt eben so gesunde Melodien. —
Bringt mich zur Prüfung und ich wiederhole
Die Sach' Euch Wort für Wort, wovon der Wahnwitz
Abspringen würde.

Shakespeare.

Swedenborg und die Königin Ulrike von Schweden.

Die Geschichte der Seherin von Prevorst hat interessante Fragen angeregt, die freilich von ihrer endlichen Lösung noch fern seyn möchten, über welche indessen in dem etwas verworrenen Streite, der sich in dieser Beziehung erhoben, vorläufig einen klaren Gesichtspunkt zu fassen, vielleicht nicht ohne Wichtigkeit wäre. — Der Glaube an eine Geisterwelt, an ein Land der Seelen, ist jedem ernsten Gemüthe gewiß nicht nur heiligstes Bedürfniß, sondern unverkennbar ist auch unserer Seele eine tiefliegende Beziehung auf ihren zukünftigen Zustand eingebildet, die sich als Vorahnung desselben ausspricht, und deren mehr oder minder entwickeltes Bewußtseyn den Hauptinhalt der gewöhnlich sogenannten Beweise für die Unsterblichkeit ausmacht. Daß aber diese Welt der Abgeschiedenen, die man sich, man weiß eigentlich nicht warum, wie durch eine weite Kluft von der unsern getrennt denkt, noch auf uns einwirken, sich durch Gestalt und Ton uns sichtbar machen könne, diesen Glauben hat die herrschende Denkweise unserer Zeit immer entschieden zurückgewiesen, und es als das preiswürdigste Ergebniß der endlich errungenen Aufklärung geltend gemacht, den Gespensterglauben für immer vertrieben zu haben. Sie kann dabei mit vollem Rechte anführen, daß, wenn man sich auf vorgebliche Erfahrungen beruft, überreizte Einbildungskraft, Wahn, Furcht, Schrecken, jede unbefangene Beobachtung dabei unmöglich machen, daß also eigentliche Erfahrung davon fast einen Widerspruch in sich zu schließen scheint. Lernte man nun aus andern psychischen Erscheinungen die Gewalt gesteigerter Phantasie kennen, welche innere Bilder gleich objektiv vorhandenen Gestalten für Gesicht und Gehör aus sich herauszustellen vermag, durfte man an den Visionen des magnetischen Hellschlafs, des zweiten Gesichts und Aehnlichem nicht mehr zweifeln: so erwuchs daraus die Theorie von der plastischen Kraft der Seele, eigene Gefühle und Gedanken, oder auch die fremder, mit ihr in Rapport gesetzter Personen, in sichtbarer Gestalt vor sich hinzustellen. Man glaubte sogar einen wiederkehrenden Typus solcher unwillkührlichen Erzeugungen der Phantasie zu bemerken. Alles blieb dabei in den Schranken einer natürlichen Erklärung, und keinem Besonnenen konnte es einfallen, bei Visionen solcher Art ferner an das wirkliche Eingreifen einer übernatürlichen Macht zu denken. Dieß ist bis jezt die herrschende Denkart der wissenschaftlich Gebildeten gewesen, und sie haben vorerst noch keinen Grund gehabt, dieselbe aufzugeben.

Diese Erscheinung ist aber nach demselben Maaßstabe zu behandeln, wie jedes andere, selten beobachtete Phänomen in der Natur; und auch jene Fragen, zu welchen die Geschichte unserer Seherin Veranlassung gibt, auf den Standpunkt unbefangener Naturbeobachtung zu bringen, und hiernach ihre Entscheidung vorzubereiten, ist die Absicht des Verfassers. Nun verhält es sich in der Naturwissenschaft und allen dahin einschlagenden verwandten

Fächern also, daß für gewisse analoge Erscheinungen eine Theorie, oder besser, eine Hypothese aufgestellt wird, welcher die einzelnen Fakta mit mehr oder minder Bequemlichkeit angepaßt werden. Je geistreicher und unbefangener sie ist, je mehr ist sie nur der Ausdruck des gesetzlich Allgemeinen, des Geistes jener verwandten Erscheinungen; am wenigsten aber darf sie widersprechen irgend einer in ihrem Bereiche vorkommenden Thatsache, wodurch sie unmittelbar sich als ungenügend zeigen würde, und eine einzige solche Ermittlung ist hinreichend, sie aufzuheben. — Zeigen sich nun dennoch Fakta, welche sich unter die bisherige Hypothese nicht mehr subsumiren lassen, so ereignet sich wohl, daß ihre Anhänger gegen die Thatsache selbst Widerspruch erheben, entweder geradezu sie läugnend, oder so lange daran deutend, bis das in ihr liegende Element des Widerstreits niedergekämpft ist: denn so eigen beschränkt eine selbstgeschaffene Meinung den Geist des Menschen, daß sie wie eine neue künstliche Welt ihn umgibt und fast gewaltsam ihn festhält. Endlich aber siegt bei dem Unbefangenen die Gewalt der Thatsachen, und jene Hypothese gehört fortan nur noch der Geschichte menschlicher Meinungen.

Wollen wir nun diesen Maaßstab, als den einzig wissenschaftlichen, auch auf die Visionen anwenden, die sich an der Seherin von Prevorst, und in geringerem Grade allerdings auch an vielen andern Hellsehenden gezeigt haben, so scheint uns nichts weniger zulässig, als sogleich erbauliche Betrachtungen und Nutzanwendungen hineinzumischen, oder auch von der andern Seite geradezu Moral, Religion und Vernunft dabei in Gefahr zu glauben, und Gott gleichsam vertheidigen zu wollen gegen solchen auf ihn geworfenen Verdacht einer schlechten Welteinrichtung. Es handelt sich hier vorerst lediglich um die Ermittlung von Thatsachen: sind sie wahr, so wird man sich wohl zu bescheiden wissen; sind sie erdichtet, oder beruhen sie auf Selbsttäuschung, so haben die Schauer in den göttlichen Rath, wie seine Vertheidiger sich vergebens bemüht.

Zu einer solchen strengen und allseitigen Prüfung des einzelnen Thatbestandes in jenen Geschichten jetzt, wo es noch Zeit ist, oder wenigstens zur bestimmteren Vorlegung der schon vorhandenen Zeugnisse, möchten wir dringend anregen. Und dieß scheint um so nöthiger, da vieles darin so schwer glaublich ist, anderes sogar als absurd, manches selbst in der Erzählung so verworren erscheint, daß die reine Feststellung auch nur der bedeutendsten Thatsachen eigentlich noch immer zu wünschen bleibt.

Müssen wir indeß auch nur Einiges davon als erwiesen ansehen – und dazu zwingt beinah gebieterisch die Glaubwürdigkeit der beiden hochgeachteten Herausgeber und ihre wiederholten Bezeugungen, daß sie scharf, ja mißtrauisch geprüft hätten, und fast eines solchen Zwanges bedarf es hier auch — ist einiges davon also als wahr anzunehmen, so muß man bekennen, daß alsdann die bisherige Theorie über dergleichen Erscheinungen sich als durchaus ungenügend erweiset. Wenn die Seherin z. B. in einer ihr fremden Stadt und in ganz fremde Verhältnisse eintretend, durch Mittheilung eines Verstorbenen, wie sie behauptete, von einer Thatsache Kunde bekam, die schlechthin kein Lebender wissen konnte (wo also die Hypothese eines möglichen Rapports mit andern hinwegfällt), wenn diese Thatsache bei näherer Untersuchung sich bestätigte (Th. II. S. 70 — 89.); wenn sie verstorbene, ihr unbekannte Personen aus ihrer Erscheinung nach Gesichtszügen und Persönlichkeit so richtig beschreiben konnte, daß man sie daran wieder erkannte (s. ebend. und sonst im Buche); wenn endlich eine Geistergestalt den von ihr im Leben geführten, jetzt längst verschollenen Namen und gewisse gleichfalls unbekannte Lebensumstände ihr nannte, die nachher durch ein altes Kirchenbuch und vergessene Aktenstücke Bestätigung erhielten (Th. II. S. 134. 35.), so sehen wir nicht ein, wie die bisherige Erklärung eines plastischen Heraustretens innerer Einbildungen hierbei, wo wirkliche Thatsachen und Personen zur Kunde kamen, hinreichen kann. Müßte man sich daher dennoch entschließen, neben jenen bisher allein anerkannten Visionen selbsttäuschender Einbildungskraft, auch noch eine andere Gattung wahrer, in gewissem Sinne objektiver gelten zu lassen, so ließe sich vielleicht auch dafür ein haltbarer Gesichtspunkt finden; doch hierüber an einem andern Orte, wenn zumal das Publikum unbefangener und vorbereiteter geworden ist, eine schlichte Untersuchung über solche Gegenstände nicht zu scheuen oder überflüssig zu finden.

Hier gedenken wir nur noch zwei Geschichten von Swedenborg mitzutheilen, die einen gewissen Grad von Glaubwürdigkeit zu haben scheinen, da wenigstens die eine, merkwürdigste, unmittelbar aus dem Munde einer erlauchten Person berichtet wird, und auch für die andere unverwerfliche Zeugnisse sprechen. Dabei haben sie die vollkommenste Analogie mit dem, was von der Seherin erzählt wird: auch Swedenborg, wie jene, behauptete nämlich im Wachen und bei hellen Sinnen die Gestalten Abgeschiedener zu sehen und von ihnen Mittheilungen zu empfangen. Zugleich, was sein Zeugniß noch erhöht, möge man ihn nicht als einen kranken, überreizten Convulsionär sich denken; es war ein vollkommen gesunder, thätiger, gelehrter Mann, der wegen seiner wissenschaftlichen und praktischen Tüchtigkeit im höchsten Ansehen stand, und dem sein Geistersehen keine dieser Eigenschaften entzog. Und so ist eigentlich Swedenborg noch immer eine, trotz den Versuchen von Kant, Herder und neuerlich Görres, unerklärte, ja nach den bisherigen Prämissen schlechthin unerklärliche Erscheinung, deren in dieser ganzen Gruppe von Thatsachen als eines der wichtigsten Zeugnisse wird gedacht werden müssen.

Jezt zu den Geschichten selbst, die ein gewisser Dieudonné Thiebault, ehemaliger Professor an der Ritterakademie zu Berlin *), aus unmittelbarer Mittheilung berichtet. Die eine wurde ihm vom Baron von Hamon als eine selbsterlebte folgender Gestalt erzählt: Sein Schwager, holländischer Gesandter in Stockholm, starb plötzlich an diesem Orte, und bald nach seinem Tode wurden seiner Wittwe, der Schwester jenes Mannes, Rechnungen zur Bezahlung vorgelegt, die, wie sie gewiß wußte, schon von ihrem Gemahle berichtigt worden waren; nur ließen die Quittungen sich nirgends finden. In dieser Verlegenheit wendete sie sich an Swedenborg, der im Rufe stand, mit Verstorbenen zu verkehren, und bat ihn, ihr auf diesem Wege Aufschluß zu verschaffen. Nach einigen Tagen brachte dieser ihr wirklich die Nachricht, daß ihr verstorbener Gemahl die Quittungen an einem bestimmten Tage, zu der und der Stunde in seinem Kabinette empfangen, als er gerade einen Artikel in Bayles Wörterbuch las, daß er hier, als plötzlich ein Besuch gekommen, die Quittungen zum Zeichen, wie weit er gelesen, in das Buch gelegt, nachher aber die ganze Sache vergessen habe. Man hatte, so erzählt der Baron von Hamon dem Berichterstatter, sogleich nachgesehen und die Papiere an der bezeichneten Stelle gefunden.

Bei derselben Gelegenheit erzählte die Königin Ulrike von Schweden, Schwester Friederichs des Großen, als sie in Berlin zum Besuche war, an der königlichen Tafel in der Gegenwart des Verfassers jener Memoiren, folgendes: Wiewohl ich auf dergleichen Dinge nicht viel gebe, so habe ich dennoch der Versuchung nicht widerstehen können, Swedenborg selbst auf die Probe zu stellen. Ich ergriff daher einmal eine passende Gelegenheit, ihn Abends bei Seite zu rufen und ihn zu bitten, mir zu sagen, was der verstorbene Kronprinz von Preußen das lezte Mal vor meiner Abreise nach Stockholm zu mir gesagt habe, dann welle ich an seine gerühmte Gabe glauben. Es war dieß eine um so schwierigere Probe, als ich überzeugt seyn konnte, daß mein Bruder dieß Niemand weiter mitgetheilt habe. Bald darauf starb er. Dennoch kam Swedenborg einige Tage nachher wieder zu mir, als ich beim Spiel saß, und bat mich um eine geheime Unterredung. Ich lehnte sie ab, mit dem Bemerken, daß, was er mir zu sagen habe, mein ganzer Hof hören könne; dennoch beharrte er auf seiner Bitte, mit Hinweisung auf den ihm gegebenen Befehl. Jezt stand ich auf, nahm nur den (bei der Erzählung der Königin gegenwärtigen) Senator Grafen Schwerin mit, der mich bis an die Schwelle eines abgelegenen Zimmers begleitete, wo Swedenborg also zu mir sprach: „Ew. Majestät nahmen von Ihrem Bruder an dem und dem Tage, zu der Stunde des Nachmittags im Schlosse zu Charlottenburg Abschied. Indem Sie aber hierauf durch die lange Gallerie des Schlosses gingen, begegneten Sie ihm noch einmal, und hier war es, wo er Ihre Hand ergriff, Sie an dieß und dieß Fenster führte, und Ihnen das und das sagte, was Niemand von Ihrem Gefolge hören konnte." — Die Königin behauptete, es sey wirklich dasselbe gewesen, was Prinz August Wilhelm einst zu ihr gesprochen; sie sey in diesem Augenblicke einer Ohnmacht nahe gewesen, und rief zur Bekräftigung den Grafen Schwerin auf. Demungeachtet erklärte sie es für einen Zufall oder auf irgend eine andere natürliche Art, kurz, sie zweifelte durchaus daran, Swedenborg könne mit dem Geiste ihres verstorbenen Bruders gesprochen haben.

*) In seinen Memoires sur Frédéric II. et sa cour. Vol. II. 1804. Deutsch Leipzig bei Hartmann 1828. Thl. I. S. 199.

Die Aehnlichkeit dieser Geschichte mit den in der Seherin von Prevorst mitgetheilten ist unverkennbar. Möge dies Veranlassung geben, den Thatbestand der leztern auf eine unzweifelhafte Art festzusetzen.

Fichte.

Die Gründung Salzburgs.

(Fortsezung.)

„Arnulf," rief Erntrudis dem Diener entgegen, „kannst Du mir sagen, welch trübes Geschick Hrodberts Mutter in diesen Zustand gebracht hat?" Da erwiederte jener mit gesenkten Blicken: „Was davon zu halten, möget Ihr selber am besten ermessen, wenn ich Euch sage, wie sich Alles begeben hat. Ich fand Eure Pflegeeltern im besten Wohlseyn, kaum aber hatte ich meine Botschaft ausgerichtet, da schwand die Freude aus Beider Angesicht. Das ist unserer Sünden Sold! sprach Cundoald und sank, vom Schlage getroffen, zu Boden. Bei Merilies aber zeigten sich alsbald Spuren eines wilden Wahnsinns. Sie nannte sich die Mörderin ihres Gatten, und trieb uns an, sie schleunig in unsers Grafen Burg zu führen, damit die Kinder, welche sie geboren, nicht einst unter Höllenqualen der Mutter fluchen möchten; und während der ganzen Reise kamen die Schrecken ewiger Verdammniß nicht aus ihrem Sinn, und wir hatten oft Mühe, sie zu bändigen; denn selbst der schnellste Lauf des Schiffes wie der Rosse war ihrer Ungeduld zu langsam; mehr wie einmal ist sie uns entsprungen, und so auch eben wieder, als wir ihr von fern die Zinnen Eurer väterlichen Burg gewiesen hatten." Erntrudis hob mit stummem Schmerze Auge und Hand gen Himmel, dann gebot sie den Dienern, die Ohnmächtige in die Burg zu tragen, schritt schweigend dem Zuge voran und ordnete daheim alles an, um die Unglückliche ins Leben zurückzurufen. Kaum hatte diese die Augen aufgeschlagen, so sprang sie auch schon wieder mit der alten Kraft vom Lager auf, begehrte heftig, die Gräfin zu sehen, und als man sie zu ihr geführt, umschlang sie jammernd deren Knie, bat sie, ihr zu ver-

zeihen, und entdeckte ihr, daß sie sie betrogen und daß Erntrudis ihre eigene Tochter sey. Das Grafenkind sey schon zwei Tage, nachdem es ihr übergeben worden, troz der treuesten Sorgfalt, in ihrem Arm des Todes verblichen, und bald nachher sey der Versucher zu ihr getreten und habe ihr gezeigt, wie sie die Gräfin vor Kummer bewahren, der eigenen Tochter Glück aber für immer gründen könne, wenn sie ihre Erntrudis für die ihr vertraute Grafentochter ausgebe. Sie habe der Versuchung erlegen und nicht geruht, bis sie ihren Gatten überredet. Deßhalb habe ihr auch das Strafgericht des Herrn diesen so jählings geraubt, sie aber in Verzweiflung gestürzt, und sie müsse vergehen in ihres Herzens Angst und Pein, wenn ihr die tief gekränkte Frau nicht ein Wort der Verzeihung sage. Mit stummer Trauer standen alle Zeugen dieses erschütternden Auftritts regungslos da. Editha machte sich mit lautem Weinen von Merilies Armen los und flüchtete in ihr innerstes Gemach, Godefroi aber zuckte mit zornfunkelnden Blicken das Waidmesser gegen die Brust der Sünderin und hätte sie sicher durchbohrt, hätten Hrodbert und Erntrudis nicht ihre Brust der Mutter zum Schild geboten. Da blickte der Graf voll Schmerz auf die todtbleichen Gesichter seiner Lieblinge, der drohend erhobene Arm sank kraftlos nieder und auch er entzog sich eilig ihren Blicken. Hrodbert ermahnte Erntrudis, der Mutter zu pflegen, und suchte dann die Einsamkeit des Waldes auf, um hier, ungesehen von fremden Blicken, mit seinem Schmerze und seinem Herzen zu ringen, und als die Morgensonne von Neuem die Spitzen der Berge vergoldete, trat er in der Schwester Gemach, begrüßte sie ruhig und sprach: „Rüste Dich zur Reise, herzliebe Schwester, denn der Graf läßt uns gebieten, mit der Mutter in unsere Heimath zurückzukehren. Traure auch nicht mehr, sondern denke, ein schwerer Traum habe uns geängstigt, und erwachend finden wir uns wieder als die fröhlichen Kinder, die wir auf des Hochlands Bergen die Schafe geweidet." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Der Maler Regnauld.

Neulich ward die Gemäldegallerie des Baron Regnauld öffentlich versteigert; lauter opera posthuma dieses Malers; nur einige wenige rührten von seinen Schülern oder von andern Künstlern her. Der Mann hätte von seinen eigenen Werken eine Gallerie bilden können, wie dieser oder jener Gelehrte eine Bibliothek von seinen Schriften. Bis zu seinem Ende malte er immer fort, und dies mochte nun wohl 50 oder 60 Jahre so gedauert haben. Am liebsten malte er große Gemälde, Gruppen, meistens mythologische, von nackten Figuren, à l'antique; dann blonde Damen, ebenfalls so wenig bekleidet, als möglich, und das Alles auf großer Leinwand. Seine Gemälde waren für geräumige Säle berechnet, wie sie etwa in den alten Hôtels von Paris vorkommen, aber in den neuern vergebens gesucht werden. Ich hörte neulich einen Maler aus der alten Schule sehr ernsthaft seinen Tadel über die jezigen Baumeister aussprechen, weil sie so kleine Säle bauen, worin man keine großen Gemälde aufstellen kann. Der Baron Regnauld mußte auch ungehalten über die neuern Hôtels seyn; denn man kaufte ihm seine großen Gemälde nicht ab, so schön auch die Figuren dastanden oder saßen, und die ganze Sammlung blieb bei ihm hängen. Zudem ist man der alten, von Dichtern und Malern ziemlich abgedroschenen Mythologie müde, und zieht historische oder romantische Stücke vor. Dies war ein Hinderniß mehr beim Verkaufe aller dieser großen Gemälde. Vor etwa 20 Jahren stellte Regnauld seine Stücke noch bei der öffentlichen Kunstausstellung aus; allein damals kritisirte man seinen Styl ein wenig scharf; dies verdroß ihn, der schon lange an der Spize einer Malerschule stand, und seitdem stellte er nichts mehr aus. Nichtsdestoweniger fuhr er immer fort, zu zeichnen und zu malen, und verfertigte sogar eine Sammlung von einigen hundert Zeichnungen zu Ovids Metamorphosen. Regnauld war ein sehr geschickter Zeichner; nicht so sehr kann man seine Art, die Figuren zu bekleiden und zu drapiren, loben; vielleicht weil er fühlte, daß er die Figuren besser als die Bekleidung malte, zog er es vor, nackte Figuren darzustellen. Am bekanntesten ist sein Gemälde, das den Centaur Chiron vorstellt, wie er den jungen Achilles im Abschießen des Pfeils unterrichtet. Dies Gemälde ist von Berwick schön gestochen worden. Auch Professor Frommel in Karlsruhe hat dasselbe gestochen. Sein großes Gemälde, das er unter Napoleons Regierung für den Pallast des Senats verfertigte, wurde ihm mit 75,000 Franken bezahlt; ein ungeheurer Preis, wenn man den Kunstwerth des Gemäldes betrachtet, das freilich von einem geschickten Meister zeugt, aber doch kein Meisterstück ist. Unter der Bourbonschen Regierung wurde er zum Baron erhoben. Die Maler in Paris wollen nun einmal alle Barone werden; die Kunstakademie steckt voll von Freiherrn; wenn nur der Adel auch den Pinsel beseelen könnte! Raphael und Correggio wußten davon nichts. Es soll damit nicht gemeint seyn, daß dieser oder jener Künstler nicht eben sowohl Baron genannt zu werden verdiene, als ein Höfling; allein wenn er als ein großer Künstler bekannt ist, wozu braucht er den Baronstitel? In Paris freilich halten große Künstler auch ein großes Haus und spielen eine bedeutende Figur, und da mag denn der Baronstitel dem Hausherrn mehr Ansehen geben. Regnauld hatte sich ein Vermögen von 40,000 Franken Einkünfte erworben. Er war ein großer Liebhaber des schönen Geschlechts; davon zeugen die vielen blonden Mädchen und Frauen, welche in seiner Gallerie als Venus, Juno, die Grazien u. s. w. prangen, und die wahrscheinlich sein Späherauge als schöne Kunstgegenstände aufgespürt hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 104:
Ein Blüthenbaum mit schwärmenden Insekten.

Räthsel.

Links und rechts, und rechts und links auf beweglicher Fläche
Streicht durch Wellen ein Schiff, aber die Wellen sind fest.
Drängen sich über und unter dem Schiff, und verschlingen die Ladung;
Doch der stete Verlust kümmert den Steuermann nicht.
Ruhig sizt er dabei, und kommt selbst nimmer vom Plaze,
Eh' vom Laufe das Schiff wieder, das rüstige, ruht.
Ja er verkauft mit Gewinn die schon verschlungene Ladung
Und die Wellen darin, welche verschlangen das Gut;
Schickt sie wohl selbst über das Meer. Die schwellenden Segel,
Selbst des Steuermanns Werk, führen sie lustig ans Land.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 111.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 10. Mai 1830.

Was die Natur auf ihrem großen Gange
In weiten Fernen auseinander zieht,
Wird auf dem Schauplatz, im Gesange
Der Ordnung leichtgefaßtes Glied. —
Lang, eh' die Weisen ihren Ausspruch wagen,
Löst eine Ilias des Schicksals Räthselfragen.

Schiller.

Das Lied der Nibelungen ein Kunstwerk.

Von Ludwig Bauer.

Zweiter Artikel.

Wir haben im ersten Artikel von der Charakteristik und von der Schilderung im Nibelungenliede gesprochen. In beiden Hinsichten hat der Verfasser mehr als gewöhnliches Talent bewiesen. Allein unbedingtes Lob verdient er erst dann, wenn es entschieden ist, daß er jene großen Kunstmittel zu einem würdigen Zwecke angewandt, und daß er diesen Zweck wirklich erreicht habe. Scheiden wir alle Ansprüche aus, welche der Sittenlehrer und der Weltweise an den Künstler zu machen berechtigt sind, so bleibt dem lezteren kein anderer Zweck übrig, als der: in dem Leser eine ästhetische Schlußstimmung hervorzubringen, welche durch alles Vorhergehende bedingt wäre, und das Ganze in einem ergreifenden Gesammteindrucke vor die Seele brächte. Welche Schlußstimmung und welchen Gesammteindruck unser Dichter bezweckt habe, darüber gibt er uns schon in dem ersten Liede genügenden Aufschluß. Beachten wir sodann die fortgesezten Hinweisungen auf ein düsteres Ende, mit welchen er oft die heiterste Gegenwart unterbricht, beachten wir die Theilnahme, ja die Bangigkeit, mit welcher er dem Zielpunkte des Ganzen entgegensieht, so werden wir gar nicht mehr darüber zweifeln, daß ihm von Anfang herein ein tragischer Zweck vorgeschwebt sey, oder mit andern Worten, daß er uns durch Furcht und Mitleid habe bewegen wollen. Dieß gelang ihm auch, aber, wie es scheinen möchte, nur zu bald. Wenn Hagen, weil er seine beleidigte Königin rächen will, dem Gatten der Chriemhilde hinterlistig nach dem Leben trachtet; wenn Chriemhilde diesen schwarzen Anschlag in ihrer arglosen Unwissenheit selbst befördern muß; wenn Sivrit, keck und stürmisch, wie immer, in die ihm gelegte mörderische Schlinge tritt, so ist es offenbar Furcht, was unsre Gemüther bewegt, und zwar eine tragische Furcht, weil sie sich auf das Schicksal der Hauptpersonen bezieht. Wenn hierauf Sivrit ein Opfer der Treulosigkeit wird, wenn Chriemhilde in ihm ihren Geliebten und ihren Beschützer verliert, wenn wir sie fortan dem verzehrendsten Kummer und der rohesten Gewaltthätigkeit Preis gegeben sehen, so werden wir ihr unser Mitleid nicht versagen können, und dieses Mitleid wird uns tragisch bewegen, weil das ästhetische Interesse an Chriemhildens Schicksal geknüpft ist. In der Mitte des Gedichtes also befinden wir uns schon auf einem tragischen Standpunkte. Wie wird nun der Dichter im Stande seyn, für die ganze folgende Hälfte unsre Aufmerksamkeit gespannt, und unsre Stimmung auf gleicher Höhe zu erhalten? Daß wir noch nicht stille stehen können, davon liegt der Grund in der Abscheulichkeit des Mordes und in der Frechheit des Thäters. Wir erwarten einen Akt der Gerechtigkeit von dem Dichter. Allein indem Chriemhilde die Vergeltung selbst ausübt, verzichtet sie auf ihre Weiblichkeit, und somit auch auf unser Mitleid. Dieses scheint vielmehr auf die Bestraften überzugehen, weil

sie einer widernatürlichen Bosheit unterliegen, und wir über der Seelengröße, mit welcher sie zu Grunde gehen, ihre frühere Schuld vergessen. Es ist demnach zu befürchten, daß der Dichter durch Verrückung des tragischen Standpunktes die Einheit aufgehoben und seinen eigenen Zweck zerstört haben möchte. Diese Besorgniß verschwindet indessen sogleich, wenn wir das Gedicht selbst zur Hand nehmen. Eben da, wo Chriemhildens Charakter seine Reinheit zu verlieren anfängt, hat der Dichter eine neue, von keiner Schuld befleckte Person eingefügt. Diese Person ist Rüdeger, der gütige, der Vater aller Tugenden, dessen Herz Tugenden hervorbringt, wie der Mai Gras und Blumen. Für seinen Wohlthäter, König Etzel, wirbt er um die verwittwete Chriemhilde, und um ihr Jawort zu erhalten, bietet er ihr eidlich, für jeden Fall, wo sie es verlangen würde, seine treuen Dienste an. Er thut dieß aber, ohne von dem Vorgefallenen und von Chriemhildens geheimer Absicht irgend etwas zu wissen. Und da nun die Burgunden unter sein gastliches Dach gekommen, da sie unter seinem Schutze in Etzels Land gereist waren, da er seine einzige Tochter an den jungen Giselherrn verlobt hatte, so war sein Herz gewiß mehr auf der Burgunden als auf Chriemhildens Seite. Der verzweifelte Kampf zwischen ihr und jenen nahm hierauf seinen Anfang. Die Hunnen vermochten nichts gegen deutsche Tapferkeit. Ihre Todten bedeckten den Wahlplatz: immer noch trotzten die Burgunden, immer noch war Chriemhilde nicht gerächt. In dieser Noth nahm sie ihre Zuflucht zu Rüdegern, erinnerte ihn, der ohnehin ihr Vasall war, an den einst ihr geschwornen Eid, bat ihn mit Thränen, das Schwert gegen die übermüthigen Feinde seiner Königin zu ziehen, und sank zuletzt mit dem Könige flehend zu seinen Füßen. Rüdeger befand sich in einem schweren Konflikte zwischen Pflicht und Neigung. Aber die erstere siegte: er waffnet sich, um seinen Eid zu erfüllen; er fordert mit blutendem Herzen die Burgunden zum Kampfe auf; Hagen zeigt ihm seinen durchlöcherten Schild, Rüdeger schenkt ihm den eigenen unversehrten. Er wünscht, der Besiegte zu seyn, empfiehlt seine Gattin und Tochter dem Schutze derer, die er bekämpfen muß, und wird nach heldenmüthiger Gegenwehr von dem Schwerte getroffen, das er einst dem Könige Gernot als Gastgeschenk gegeben hatte. Durch die Stellung, welche Rüdeger den Burgunden gegenüber einnimmt, ist es dem Dichter gelungen, die Einheit des tragischen Standpunktes zu behaupten. Das Mitleid, welches wir anfänglich für Chriemhilde fühlten, geht nun auf denjenigen über, der im Kampf ihre Stelle vertritt, und indem es auf ihn übergeht, wird es gesteigert und veredelt. Chriemhilde verdankte dem Unglücke ihre tragische Bedeutung; sie litt, weil sie leiden mußte; Rüdeger verdient sich unser Mitleid, weil er freiwillig, und weil er der Pflicht sich aufopfert. Unser Mitleid, in Bezug auf Chriemhilde, war bloße Sympathie; unser Mitleid, in Bezug auf Rüdeger, hat aber einen sittlichen Charakter. Je größer unsere Achtung vor dieser fleckenlosen Persönlichkeit ist, und je tiefer daher das Mitleid geht, das wir bei seinem Falle empfinden, desto unabweißlicher drängt sich uns nun der Wunsch auf, daß den ersten Urhebern aller dieser Gräuel vergolten werden möchte. Wer aber soll eine solche Vergeltung ausüben? Chriemhilde etwa? Sie will es. Allein von ihr ausgeübt, wird uns die Vergeltung nie als ein Akt der Gerechtigkeit erscheinen. Denn Chriemhilde will ihre blutgierige Rachsucht sättigen, und zu diesem Zwecke überbietet sie ihre Gegner an Freveln. Und über wen soll die Vergeltung ergehen? über alle Burgunden, die Etzels verhängnißvollen Saal betreten haben? Doch von ihnen standen manche nur in entfernter, und die meisten in gar keiner Beziehung zu dem Verbrechen, das jezt endlich bestraft werden sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gründung Salzburgs.

(Fortsetzung.)

Da Erntrudis den Bruder so gefaßt sah, trocknete sie schnell die Thränen von den rosigen Wangen, bot ihm freundlich die Hand und gelobte, an seiner Seite Glanz und Schimmer, und süße und böse Träume schnell vergessen zu wollen. Nur schmerzte es sie, daß sie das Angesicht derer nicht noch einmal schauen sollte, die ihr des Guten so viel gethan, aber der Graf und seine Frau wollten die Verwiesenen nicht mehr sehen, und so zogen sie denn in der Mutter Geleit mit stiller Ergebung von dannen. Aber noch waren sie aus dem ersten Nachtlager nicht wieder aufgebrochen, als sie schon Boten ereilten, welche der Graf hinter ihnen hergesandt. Denn kaum waren die so lang als Kinder Geliebten geschieden, da war auch dem Eltern-Paare, als sey jede Lebensfreude mit ihnen entflohen, und Editha vermeinte, ohne die theure Erntrudis das Leben nicht mehr ertragen zu können. Deßhalb ließ sie sie beschwören, sie möge umkehren und ihr ferner, so wie bisher, eine gute, fromme Tochter seyn. An Hrodbert aber hatten die Diener keine Botschaft auszurichten, und trauernd und schweigend blickten sich die Geschwister an. Da sprach Merilies: „Der Mutter Segen bauet den Kindern Häuser, so verdiene Dir denn den meinen, Du meine Erntrudis, ziehe hin zu den Traurenden, werde ihres Alters Trost, und sühne so der Mutter Schuld.“ Als nun aber Erntrudis noch immer schwieg, das Auge auf Hrodbert gerichtet, verfiel Merilies wieder in die alte wahnsinnige Angst, verklagte sich als die Mörderin derer, welche ihr einstens vertraut, und beschwor die Tochter, sie von der Verdammniß Qualen zu erlösen. Da endlich er-

mannte sich Hrodbert, faßte der Schwester Hand und sprach: „Sey stark, Erntrudis! folge dem Rufe der Pflicht und trage es ohne Murren, daß Dich der Himmel zum Sühnopfer fremder Schuld erwählet hat. Auch mein Herz ist nicht frei von solcher, denn es hing an Dir mit allzu abgöttischer Liebe, daß ich, um des Geschöpfes willen, oft sogar des Schöpfers vergessen konnte. Aber dieß ist sträflich, und darum erkenne ich in dem Schmerze, welchen mir der Ewige gesandt, einen warnenden Engel, welcher den Sinn von dem Irdischen zum Himmel lenken soll. So will ich denn seiner Stimme gehorchen und den Kampf mit dem widerstrebenden Herzen muthig beginnen. Und so bitte ich Dich denn selbst. kehre um zu den theuren Pflegeeltern, und so wie sie einstens bereit war, ihre Wünsche Deinem Glück zu opfern, so opfere Du jezt ohne Murren Dein Glück ihren Wünschen auf und beglücke einen edlen Mann durch Deine Hand — ja durch Dein Herz, so Du solches vermagst," fügte er mit leiserer Stimme hinzu. Da war es Erntrudis, als ob sie erst in diesem Augenblicke den Schmerz wahrhaft empfinden lerne; lange, lange hafteten noch die trüben, thränenlosen Blicke auf dem Bruder, dann schloß sie ihn noch einmal innig an ihre Brust, bot der Mutter Hand und Lippe zum Abschied für dieß Leben, und folgte schweigend den Dienern des Grafen, um zu dulden und zu handeln, wie der Geliebte ihr geboten. Hrodbert aber zog mit der Mutter in die Ferne, entschlossen, in der theuren Heimath ihr Alter zu pflegen bis an ihren Tod. Aber noch ehe sie an das Gestade des Meeres gelangten, ward Merilies von Fieberschauer ergriffen, und wenige Tage darnach entschlummerte sie sanft in Hrodberts Armen, um nimmer wieder hienieden zu erwachen. Da meinte Hrodbert, sein irdischer Beruf sey erfüllt, und es zieme sich jezt wohl, fortan nur dem Himmel zu leben. Er zog gen Worms, um dort in den Orden der Benedictiner zu treten und die Priesterweihe zu empfangen.

Viele Jahre hatte er daselbst gelebt und sich den Ruf großer Frömmigkeit und Gelehrsamkeit erworben, da begab es sich, daß der Herrscher der Bojoaren, Theodo der Andere geheißen, welchem die Unwissenheit und der mangelhafte Glaube seines Volkes viel Kümmerniß machte, Boten an die Gesellschaft der Benediktiner zu Worms sandte, um einen der frommen Brüder zu sich entbieten zu lassen, damit dieser das Licht der Erkenntniß in seinen Landen immer mehr und mehr verbreite, und alle meinten einstimmig, dazu sey Niemand geschickter denn Hrodbert, welcher neben den frommen Gesinnungen des Herzens den Sinn für rasche That sich treu erhalten habe. Dem Winke des Himmels gehorsam, pilgerte er fröhlich dem fremden Lande zu, und als er Regensburg nahte, da ward er von Volk und Fürsten, welche dem heiligen Manne entgegengezogen, mit lautem Jubel empfangen.

Aber mit Schreck und Kummer gewahrte Hrodbert bald, wie mangelhaft noch der Bojoaren Christenthum sey, welche von dem Geheimnisse der Dreieinigkeit und vom Binde- und Löseschlüssel, welchen der Nachfolger des heiligen Petrus zu Rom, als sichtbares Oberhaupt der Kirche führt, noch keine Ahnung hatten, und voll heiligen Eifers predigte er das Wort des Herrn. Begierig sog der Herzog mit Kindern und Hofgesinde die Lehren des Priesters ein, und empfing zum zweitenmale aus seiner Hand das Bad der Wiedergeburt. Seinem Beispiele folgte willig das Volk, und Hrodbert lehrte und taufte längs der Donau, bis hinab gen Lorch, welches über Lauriacums Schutte sich erhob. Dann wanderte er, von der Ens abendwärts, am Hochgebirge in das getenische Feld hinauf, wo er sich in stiller Wildniß am Ufer eines klaren Sees ein Bethaus gründete.

Hier weilte der fromme Mann, fern vom Getriebe der Welt, in stiller Betrachtung der Herrlichkeit Gottes, und von hier aus zog er oftmals weiter aufwärts ins Gebirge, um auch in die einzelnen bewohnten Hütten, welche hier zerstreut lagen, das Licht der Erkenntniß zu tragen. Als er nun eines Tages tiefer in die Wildniß vorgedrungen war, längs eines Stromes, welcher ihm zwischen schroffen Felsen aus den Bergen entgegenrauschte, da gerieth er in ein ebenes geräumiges Thal, vom Strom vielfältig durchschnitten, und rings umgeben von einem Kranze umbüschter Höhen, hinter welchen Hochgebirge, riesenhaft über Hochgebirgen ragend, kaum bis zur Mitte bewaldet, die freie Stirne und die ewig mit Schnee bedeckten Gipfel bis zu des Himmels Wolken stolz erhoben.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

Demois. Sontag in Berlin.

Mit den Kränzen, die Frankreich, England und Deutschland ihr geflochten, ist diese Sängerin zum zweiten Male zu uns zurückgekehrt. „On ne trompe ni tout un siècle ni toute une nation!" Diesen Ausspruch des weltverständigen Voltaire's mögen diejenigen Leute, die nur aus Eitelkeit auf die Tadeljagd ausgehen, entweder zu Herzen nehmen, oder diese Zeilen nicht weiter lesen. Aus Eitelkeit tadeln aber nur solche Herrchen, die es in der Angst ihres Herzens thun, aus Furcht nämlich, daß man an ihrer Kennerschaft zweifeln würde, wenn sie nicht, auch an dem Besten, immer etwas auszusetzen hätten, und solche Dämchen, die auch schon einmal beklatscht oder gar besungen wurden, und nun, an das endliche Ziel ihrer Eitelkeit angelangt, es für das Ziel der Kunst selbst halten, nicht wissend, daß dieses leztere ein unendliches ist, unfähig also jedes Fortschritts, aus Blindheit für etwas Höheres in der Kunst, als ihre schülerhafte Leistung, die öfters nichts als eine abgeblaßte Nachahmung dessen ist, das man zu übertreffen, oder dem man doch gleich zu kommen sich einbildet.

Wochenlang vorher, ehe die allbewunderte Sängerin hier anlangte, waren die Erwartungen so gespannt, der Drang, sie wieder zu sehen und zu hören, so groß, daß die schriftlichen

Gesuche um Plätze sich bei der Behörde der königlichen Theater zu ganzen Stößen gehäuft hatten. Plötzlich hieß es in der Stadt, daß Dem. Sontag in einem Konzert singen würde, indem Rücksichten ihr verböten, die Bühne als Darstellerin zu betreten. So geschahe es auch: die Sängerin trat im grossen Opernhause in einem Konzerte vor das Publikum, und wurde mit Beifallsbezeugungen, keineswegs aber mit jenem Enthusiasmus empfangen, den Jedermann, selbst die ihr nicht Wohlgesinnten erwartet hatten; es herrschte eine augenscheinliche Kälte in der ganzen großen Versammlung. Sey nun diese Kälte bereitet, oder der Ausdruck einer nur dunkeln Empfindung gewesen, in keinem Falle — die Verehrte möge verzeihen! — darf man das Publikum hierüber tadeln. Unsere Stadt hat, in mehr als Einer Hinsicht, ein mütterliches Recht auf die europäische Künstlerin, und sie fühlte sich im Herzen gekränkt, daß die Sängerin noch so ganz kürzlich, in England wie in Frankreich, auf den Brettern erschienen war, und daß mit dem Schritte, den sie auf den Boden des deutschen Vaterlandes setzte, nun Rücksichten sollten eingetreten seyn, die es ihr untersagten, die Bühne zu betreten. Nachdem sie aber von einem kleinen Ausflug nach Dessau und Magdeburg wieder hieher zurückgekommen war, ergab sich jenes Gerücht als ein leeres Stadtgespräch, indem die überaus treffliche Künstlerin die Bühne betrat. Der Zauber ihrer Erscheinung, die Allgewalt ihrer Kunst vernichteten auch das leiseste Gefühl früheren Unmuths, und das über sich selbst hingehobene Publikum, jetzt in seinem unwillkührlichen überlauten Enthusiasmus, jetzt in seiner gefesselten tiefen Stille, erschien wie ein gewaltiges und von einer magischen Kraft beherrschtes Element. Dem. Sontag, so heißt es, wird zwölf Gastrollen geben und uns dann verlassen. Ob man nun gleich deren Beendigung erst abwarten sollte, so läßt sich doch schon jetzt über die Vielseitigkeit dieser eminenten Künstlerin, wie auch über ihr stetes Fortschreiten in und durch sich selbst ein erklärendes Wort sagen. Das frühere Glanzurtheil der Mad. Catalani über die deutsche Sängerin: elle est grande dans son genre, mais son genre est petit, war, als es gesagt wurde, in gewissem Sinne wahr; jetzt aber paßt es für die großartige Künstlerin so wenig, als das Flügelkleid ihrer Kindheit; ihre Seele ist demselben entwachsen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, April.

(Beschluß.)

Kunstgeschmack des Publikums. Musée Colbert.

Regnauld hielt eine Malerschule für Damen, die stark besucht ward und ihm viel einbrachte. Er hatte seine Freude daran, noch in seinem grauen Alter unter diesen schönen und jugendlichen Künstlerinnen, von denen manche freilich es nicht übers Klecksen brachten, zu lustwandeln, ihre Versuche zu beschauen und ihnen Rath zu ertheilen. Er war ein äußerst liebenswürdiger Greis und die Damen hatten großes Zutrauen zu ihm; seine Schule war die besuchteste von ganz Paris, und dauert auch noch jetzt unter einem seiner Schüler fort. Hat sie auch nicht viele bedeutende Künstlerinnen gebildet, wie denn überhaupt die Künstlerinnen selten sind, so hat sie doch dazu gedient, den Geschmack für die bildenden Künste unter dem schönen Geschlechte zu verbreiten und den Damen, welche Muße und Anlagen besitzen, so viel technische Fertigkeit mitzutheilen, daß sie sich in ihrem Boudoir angenehm unterhalten können. Der Verkauf der Regnauldschen Sammlung hat 100,000 Franken eingebracht; allerdings eine beträchtliche Summe, die aber doch nicht stark ist, wenn man die Menge von großen Gemälden erwägt, welche in der Sammlung vorkamen und den Künstler viele Zeit und Mühe müssen gekostet haben. So geht es aber, wenn man dem herrschenden Geschmacke des Publikums in den Künsten sowohl, als in der Literatur nicht nachzukommen sucht. Ein Dichter, welcher heutzutage seine Inspirationen aus Ovids Metamorphosen hernehmen wollte, würde wahrscheinlich mit seinen Versen keinen bessern Erfolg haben, als Baron Regnauld mit seinen mythologischen Gemälden. Man will einmal kleinere Stücke, sogenannte Tableaux de genre, weil die Gemächer kleiner sind, wie ehemals; auf diesen kleinen Gemälden nun wünscht man etwas dargestellt zu sehen, was unsern Geist oder unsere Phantasie in Anspruch nimmt, einen romantischen oder historischen Vorwurf, einen Auftritt oder Vorfall aus dem wirklichen Leben u. s. w. Künstler, welche dergleichen mit Geist, Talent und Gemüthlichkeit ausführen, werden auch noch jetzt gesucht, obschon sich die ältern Maler beklagen, daß das Publikum jetzt allzu lau gegen Gemälde sey und wenig bestelle. Alle geschickten Maler in Paris haben indessen vollauf zu thun, ihre Schulen werden stark besucht und der Aufwand, den sie machen, scheint zu beweisen, daß ihr Talent gehörig belohnt wird. Die großen Gemälde bestellt freilich die Regierung fast ganz allein; nur einige Kirchen lassen religiöse Bilder verfertigen. Desto mehr aber werden Gemälde mittlerer Größe abgesetzt. Ein Spekulant hat eigens einen großen Saal zum Ausstellen verkäuflicher Gemälde bauen lassen; dieser Saal heißt etwas prunkend das Colbertische Museum, Musée Colbert, und ist wirklich des Sehens werth; denn man erblickt hier Stücke von den meisten ausgezeichneten Künstlern Frankreichs in diesem Jahrhundert. Letzten Winter wurde diese Gallerie zuweilen Abends beleuchtet, und nahm sich auch dann sehr schön aus. Einmal sogar wurde Musik darin aufgeführt, vermuthlich um das Publikum herbeizuziehen; denn in Paris, wo des Sehenswürdigen so viel ist, gehört schon viel dazu, um den Zuspruch des Publikums zu bekommen. Es scheint dem wohlspekulirenden Eigenthümer des Musée Colbert gelungen zu seyn, Aufmerksamkeit durch seine Anstalt zu erregen. Die Künstler senden viele Arbeiten hin und die Kunstliebhaber schauen fleißig zu und, was die Hauptsache ist, kaufen wahrscheinlich eben so fleißig, als sie schauen. Die Künstler brauchen nun nicht mehr so ungeduldig auf die von der Regierung veranstalteten Ausstellungen zu harren, die nur alle drei Jahre statt haben, und nicht einmal immer zur bestimmten Frist. Künstler, wie andere Privatleute, thun wohl, wenn sie sich selbst aufzuhelfen suchen und nicht von dem Eigenwillen eines Ministers oder seiner Untergeordneten abhängig bleiben. Uebrigens ist es wahr, daß jetzt nur wenige Privatsammlungen von Gemälden, beträchtliche wenigstens, entstehen; die meisten ältern sind in die Versteigerungen gerathen, und in der neuern Zeit haben wenige Privatleute so viel Lust zur Kunst bezeugt, daß sie mit großen Aufopferungen hätten Sammlungen und Gallerien anlegen wollen. Diese Liebhaberei scheint von Frankreich nach England übergegangen zu seyn, wohin denn auch viele ältere Gemälde wandern müssen, um Käufer und Sammler zu finden. Einige Liebhaber sammeln noch, aber aus Privatabsichten; so der Oberst Chambure, welcher eine Napoleonsche Gallerie, das heißt eine Reihe von Gemälden, Skizzen und Zeichnungen, die sich auf Napoleons Leben beziehen, zusammengebracht und dieselben zur Herausgabe seines großen Kupferwerkes über Napoleon benutzt hat. Da nun das Werk vollendet ist, so veräußert er seine Sammlung, und vermuthlich werden von diesen Gemälden manche die Meerenge überschreiten, um in den Gallerien englischer Landhäuser zu prangen. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 112.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 11. Mai 1830.

Die Sehnsucht und der Träume Weben,
Sie sind der weichen Seele süß,
Doch edler ist ein starkes Streben
Und macht den schönen Traum gewiß.

Uhland.

Die Gründung Salzburgs.

(Beschluß.)

Hier in der Mitte der Wildniß grüßte es Hrodbert wie mit Heimathsgruß; die Riesenberge erschienen ihm bekannt und vertraut, und durch das Thal wehte ein Geist des Friedens, so mild, wie er einst um die väterliche Hütte geweht, und er fühlte sein Herz erweicht in wehmüthiger Erinnerung. Aber da, wo der Strom zwischen den Felsen sich hervordrängt, gewahrte Hrodbert prachtvolle, halb mit Moos bedeckte Trümmer einer großen Stadt. Er vernahm von den Arbeitern, welche ohnweit dieser Trümmer an den reichhaltig sprudelnden Salzquellen schöpften, hier habe einst eine Stadt längst verschwundener Völker gestanden, Juvava geheißen. Hrodbert verweilte lange in diesen stillen Gründen, betrachtete mit Staunen die gebrochenen Säulen, Siegesbogen und verfallenen Palläste, welche die Vergänglichkeit der Erdengröße predigten, so wie die wunderbare Beschaffenheit des Kalkgebirges, welches hier, mehrere tausend Fuß über dem Meeresspiegel, mit buntfarbigen Salzbänken vielfach durchzogen ist. Dann aber begab er sich zu Theodo, welcher dem frommen Manne von Herzen zugethan war, und erbat sich von ihm die Einöde zum Eigenthum, daß er hier aus den Trümmern des hadrianischen Juvaviums sich Kloster und Kirche zur Ehre der heiligen zwölf Apostel bauen möge. Theodo schenkte ihm die vergessene Römerstadt sammt der Veste auf dem Bergrücken im Morgen, und einen Strich Landes auf beiden Ufern des Bergstromes Salza, bis zur großen Hagenbuche, die mittagwärts im freien Felde stand; dazu den dritten Theil des Salzbrunnens, zwanzig Pfannen, sammt Knechten, die edlen Wasser auszukochen, desgleichen den Zehnten vom Salz und Zoll, der für den Landesherrn erhoben ward, nebst vielen andern Gütern. Da nun Hrodbert auf solche Weise reichlich beschenkt war, wanderte er freudig gen Franzien, um sich von dort zwölf Gehülfen aus der Gesellschaft des heiligen Benedictus zu holen, mit welchen er das große Werk, das er zu fördern beschlossen, vollenden möge. Aber die Erinnerungen, welche der Anblick des lieblichen Thales, das die Wellen der Salza durchströmen, in seiner Brust geweckt hatte, zogen mit ihm in das Land ein, in welchem die geliebte Schwester wohnte. Viele Jahre waren vergangen, seit er von ihr geschieden, sein Haar war gebleicht, und die Leidenschaft, welche einst in seinem Busen getobt, war verglüht. Ernst prüfte er sein Herz und fand, daß seine Liebe zur Erntrudis zur reinen Himmelsflamme geworden war; er fühlte sich stark genug, sie jezt als das Eigenthum eines andern zu erblicken. So wandte er denn den Pilgerstab getrosten Muthes ihrem Schlosse zu, um die geliebte Schwester noch einmal zu begrüßen. Als er der wohlbekannten Gegend nahte, da fand er die Landleute in eben so froher Geschäftigkeit, wie damals, als sie zu seiner Vermählungsfeier ihre Hütten und das Bethaus des Schlosses schmückten, und da er tief bewegt fragte, auf welches Fest ihr heiteres Bemühen deute, erfuhr er, daß morgen die hohe

Gräfin ihr jüngstes Fräulein einem edlen Manne vertraue, und dann die Herrschaft über ihre Güter dem ältesten Sohne übergeben wolle, der ihr schon seit Jahren eine liebliche Schnur ins Haus geführt. Und als Hrodbert nun nach dem Grafen fragte, da vernahm er, daß Erntrudis schon seit zehen Jahren den Wittwenschleier trage, und wie viele der Edlen auch von nahe und fern herbei gezogen seyen, um die Hand der schönen Wittwe zu freien, so habe sie doch alle ausgeschlagen. Hrodberts Herz schwamm in Wehmuth und Freude, und als nun am andern Morgen das Landvolk in Schaaren auf den Schloßhof zog, um der holden Braut kleine Gaben darzubringen, mischte er sich in die Reihen und harrte mit lauten Herzensschlägen seiner Lieben. Da erschien die geschmückte Braut an der Mutter Hand und an der Seite des Verlobten, und hatte jedem, der ihr nahte, ein freundliches Wort des Dankes zu spenden. Plötzlich trat Hrodbert mit funkelnden Blicken auf sie zu, und als sich die Jungfrau sittig neigte, um des Pilgrims Segen zu empfangen, küßte er die Erschrockene auf die lilienweiße Stirne und sprach: „also begrüßet und segnet Dich Dein Ohm!“ Erntrudis aber, von dieser Stimme Klang bis ins Innerste erschüttert, warf sich, ihn erkennend, an des Bruders Brust und weinte Thränen des Entzückens in seinen Armen. Und als sie von ihm seine Schicksale und Anschläge vernommen, verhieß sie, rasch entschlossen, ihr Leben fortan, gleich Hrodbert, dem Himmel zu weihen. Sie schied aus dem Kreise ihrer Kinder, welche sie alle wohl geborgen und an der Seite geliebter Gatten glücklich wußte, und pilgerte im Geleit des Bruders und der zwölf Väter, die mit ihm zogen, gen Bojoarien, um dort frommen Jungfrauen und Frauen ein Spiegel christlicher Zucht zu werden.

Hrodbert aber, kaum wieder in der neuen Heimath angelangt, begann freudig im Kreise seiner zwölf Gehülfen sein großes Werk. Durch seine thätige Hand ward die Einöde bald in eine blühende Landschaft verwandelt, Moore wurden ausgetrocknet, Wälder ausgerottet, ja sein heller Blick drang selbst in die Tiefe der Berge. Er war der Erste, der durch die Macht der Kunst in das Innere der Erde drang, die bunten Adern der Salzfelsen entdeckte und sie selber auszulaugen anfing.

Mitten in Juvaviums schöner Wildniß erbaute er am Fuße einer schroffen Felswand seine Kirche, auf des Berges Rücken sein Kloster, und auf der Spitze eines Nachbarfelsens ein zweites, in welchem Erntrudis als Vorsteherin Gott geweihter Jungfrauen voll frommen Eifers und sittigen Wandels waltete. Und zwischen den Felsen und an dem Ufer des Stromes siedelten sich allgemach Hütten an, in welche durch Hrodberts wohlthätige Betriebsamkeit bald Zufriedenheit und Wohlstand einkehrte, und so ist das Städtlein entstanden, welches in späteren Zeiten Salzburg geheißen wurde, das der Sitz mächtiger Bischöffe geworden ist, und wo noch jetzt, tief unter der Erde, im Innern der Berge, Hrodbert den Heiligen ein marmornes Denkmahl ehrt.

Wenn aber Erntrudis des Bruders wohlthuendes Walten sah, welches für viele Hunderte ein Quell des reichsten Segens geworden war, oder seinen begeisternden Predigten horchte, welche die Gemüther seiner Zuhörer dem Himmel befreundeten, dann pries sie die Fügung des Allweisen, welcher durch den Schmerz seiner Jugend den edlen Mann zu dem Wirkungskreise geführt hatte, wo er der Wohlthäter eines Volkes geworden. Und wenn ihr der Himmel in einer ihrer Untergebenen ein Herz entgegen führte, welches von einem harten Verhängniß gedrückt, gegen den Rathschluß des Ewigen zu murren wagte, dann erzählte sie der Unglücklichen die eigene Lebensgeschichte und ermahnte sie, auch da sich unter den Willen des Unerforschlichen zu beugen und seiner Güte und Weisheit zu vertrauen, wo seine Schickungen uns hart, seine Wege uns dunkel erscheinen, und mit fester Zuversicht zu glauben, daß Gott oft schon hienieden, gewiß aber immer jenseits, ein schöneres Glück für uns bereitet habe, uns das Verlorene herrlich zu vergüten.

Das Lied der Nibelungen ein Kunstwerk.

(Fortsetzung.)

Es handelt sich vor allen Dingen um eine Person, durch welche Chriemhildens Rache ohne Chriemhildens Rachsucht vollbracht werden konnte. Diese Person finden wir in dem Könige Dietrich. Er hat sich gegen beide Partheien immer gleich verhalten, hat Chriemhilden gehuldigt, aber auch die Nibelungen gewarnt; hat die Königin aus dem Getümmel des Kampfes gerettet, aber ihren dringendsten Bitten sein Schwert versagt (V. 7661—68). Da er den Tod seines Freundes Rüdeger erfährt, wird er von lebhaftem Schmerze ergriffen; doch er will dem Gerüchte nicht glauben, er läßt eine Gesandtschaft an die Nibelungen abgehen, um von ihnen selbst die Wahrheit zu vernehmen. Ohne sein Wissen wird Hildebrand von Dietrichs gewaffneten Rittern begleitet. Die Nibelungen, durch ein zweitägiges Blutbad erhitzt, entgegnen der Bitte um Rüdegers Leichnam mit Hohne; es kommt vom Wortwechsel zu Drohungen, von Drohungen zum Kampfe, und dieser endigt mit dem Untergange der gothischen Helden. Dietrich sieht den blutenden Hildebrand allein zurückkehren, und erfährt von ihm in erschütternder Steigerung das Entsetzliche, das vorgefallen ist. Unter dem tragischen Zusammentreffen solcher Umstände muß der greise König noch einmal zum Schwerte greifen. Er bricht auf, um die frechen Mörder seines Freundes und seiner Ritter zur Rechenschaft zu ziehen. Alle Nibelungen sind in den letzten

Kämpfen gefallen; nur die Schuldigsten, Gunther und Hagen, trifft er auf dem Wahlplatze an. Im größten Schmerze behauptet er seine Würde und seine Mäßigung. Nur ergeben sollen sich ihm seine Feinde, und durch Unterwerfung ein Bekenntniß ihrer Schuld ablegen; unter dieser Bedingung verbürgt er ihnen seinen Schutz und sogar die Hoffnung eines freien Abzugs. Allein sie beharren auf ihrem Trotze, und nun schreitet Dietrich zu den Waffen, bezwingt sie, fesselt sie als Verbrecher und übergibt sie der Königin zum Gewahrsam (V. 9570). Er kämpft auf Leben und Tod; aber im Augenblicke des Sieges schont er das Leben der Besiegten. Da ist nirgends tobende Leidenschaft, nirgends gierige Rache, die sich sättigen will: Alles wird vielmehr mit dem Ernste einer Ehrenforderung und mit der Ruhe einer Gerichtsverhandlung abgemacht. Deßwegen erscheint uns Dietrich am Schlusse nicht als Einzelwesen, das **seine** Sache verfechten will, sondern vielmehr als Abgeordneter der durch eine Reihenfolge von Verbrechen ermüdeten Gerechtigkeit. Erschüttert durch den grauenvollen Untergang eines großen Rittergeschlechtes, halten wir uns an der greisen Heldengestalt fest, die, obgleich persönlich von allen diesen Leiden betroffen, doch mitten im Schmerze die Mäßigung, und unter den Schlägen des Schicksals ihre aufrechte Stellung behauptet.

Die erste Hälfte des Nibelungenliedes ist demnach bestimmt, tragische Triebfedern in **Anregung** zu bringen, die zweite Hälfte hat den Zweck, diese Triebfedern **höher** zu spannen, und das Ganze ist **ein Epos mit dem Effekte eines Trauerspiels**. Ich kann versichern, daß mich kaum irgend ein Kunstwerk vollkommener befriedigt hat. Mißtrauisch gegen mich selbst, nahm ich, nach wiederholtem Lesen des Ganzen, in verschiedenen Zeitpunkten und absichtlich, wenn ich mich ruhig gestimmt fühlte, den Schluß des Gedichtes allein vor mich. Aber auch dann blieb die Wirkung nicht aus. Alles Vorangegangene wiederholte sich vor meiner Seele, indem ich nur das Lezte las. Solche jedes Mal wiederkehrende Eindrücke sind blos dann möglich, wenn der Stoß aus dem Ganzen hervorgeht, und das Ganze einen geschlossenen Organismus bildet. **Das Kunstwerk** muß seinen Zufall und seine Zweckmäßigkeit, seine Freiheit und sein Schicksal haben, es muß mit Einem Worte **ein Bild des Lebens seyn**, und zwar, wenn es vergrößert, immer ein proportionirt vergrößertes, und wenn es verkleinert, immer noch ein vollständiges. Dann wird blos die Lebhaftigkeit des Eindrucks von der jedesmaligen Stimmung des Lesers abhängen; der Eindruck selbst aber wird seinem Wesen nach immer derselbe bleiben, weil er nicht durch unsern augenblicklichen Zustand, sondern durch das menschliche Bewußtseyn bedingt ist, das wir jedes Mal zum Lesen mitbringen.

Ueber die **Darstellungsweise**, die im Nibelungenliede vorherrscht, möchte ich Folgendes bemerken. Der Dichter hat sich in dem behandelten Stoffe **objektivirt**. Zwischen dem, was er erzählt, und dem, was er dabei gedacht oder empfunden hat, können wir nicht **unterscheiden**. Sein Herz findet nur in der Begebenheit eine Sprache. Am Anfang und am Ende (V. 67 und V. 9632) hat er zwar gewissermaßen das Thema seines Gedichtes angegeben; aber es ist dieß nicht sowohl eine Idee, worauf wir das Dargestellte erst beziehen müßten, sondern es ist das Dargestellte selbst, unter den kürzesten Ausdruck gebracht. Damit soll natürlich nicht gesagt seyn, der Dichter habe irgend einen vorgefundenen Stoff so, wie er ihn vorfand, ohne Verknüpfung des Verwandten, ohne Ausscheidung des Fremdartigen, ohne eigene Zuthat, geradezu in Verse gesezt. Warum hat sich denn die vielbesungene Sivrits- und Nibelungensage nur in diesem Gedichte zu einer künstlerischen Form concentrirt? Offenbar deßwegen, weil nur in diesem Gedichte gerade das Zusammenpassende aufgenommen, und das Aufgenommene gerade so vertheilt ist, daß es etwas Organisches, eine in sich geschlossene Welt bildet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

(Beschluß.)

Demois. Sontag in Berlin.

In vier verschiedenen, ja sich widerstrebenden Gattungen hat Berlin Dem. Sontag nun gleich vollkommen gesehen: in dem „Barbier von Sevilla“ des **Rossini** als Perle der neuesten italienischen Kunstfertigkeit, als Kennerin und geschmackvolle Erfinderin modischer Zierlichkeit und Eleganz; in der Kirche, in der Passionsmusik, ganz das Gegentheil von jenem, in höchster kraftvoller Einfachheit, zu der höchsten Empfindung und zu tief innern Thränen bewegend; im „Figaro“ des **Mozart** durchaus den Geist dieses größten Meisters, selbst in den sparsamen Verzierungen, wiedergebend, und dabei die Rolle der **Susanna** (o, möchten doch unsere jungen Demoisellen des Lustspiels nur so über die Bühne laufen, nur so einen Stuhl herbeitragen können!!!), und dabei die Rolle der **Susanna** mit aller Schalkheit, aller Feinheit der vollendeten Komödie spielend; im „Othello“ dagegen, in dieser Parodie der großen **Shakespeareschen** Tragödie, dennoch die höchste Tragödie erreichend, in die buntesten Verzierungen, in die hergebrachtesten Schlußnoten die tiefsten Accente der Leidenschaft hineinlegend, und durch die Gewalt der mimischen Tonkunst zu Schrecken und Mitleid hinreißend. So war diese Künstlerin nicht, als sie uns verließ, so groß auch damals nicht, als sie von ihrer ersten Reise nach Paris wieder hieher zurückkehrte. Sieht man auf das hin, was sie leistet, so sagt man sich: sie hat die dritte (d. h. die höchste) Periode ihres Künstlerlebens erreicht, indem man ih-

ren Aufenthalt in Wien für die erste, den in Berlin für die zweite und den in Paris für die dritte Periode nimmt. Bedenkt man aber ihre große Jugend, ihr eminentes Fortschreiten und ihre sichtbar innige Liebe zur Kunst, so kann man ihre heutigen Leistungen nur zu ihrer zweiten Kunstperiode zählen, und hat noch auf eine höhere dritte zu hoffen, von der man jezt auch keine Ahnung hat. Denn das ist eben die wahre Gabe des Genius, die wahre Gunst der Musen, daß uns das nie Geahnte vor den freudig staunenden Sinn geführt wird. Es sey noch eine Betrachtung erlaubt. Dem. Sontag hat die Mars, nach meinem Wissen die größte Darstellerin in der Komödie, und die Pasta gesehen, die ich bereits in diesen Blättern als die größte Darstellerin der tragischen Oper zu schildern versuchte. Daß die Meisterin des Lustspiels entfaltend auf sie wirken mußte, war bei dem ursprünglichen Talente, bei der natürlichen Lieblichkeit und Anmuth der Dem. Sontag, ohne Weissagungsgabe, vorherzusagen; und wie erfreulich sie auch im „Barbier und im „Figaro" war, so durfte man sich doch sagen: so mußte es kommen. Aber die gewaltige und hohe Wirkung, welche die Meisterin der lyrischen Tragödie auf eine Sängerin hervorbrachte, von der es erlaubt war zu sagen: „son genre est petit," diese Wirkung hat etwas Wunderbares und ist eine Metamorphose zu nennen. Die wahren Wunder, die innerlichen, lassen sich aber bis zu einem gewissen, überall unerklärlichen Punkte erklären. Ich will es versuchen. Als die Künstlerin von ihrer ersten Reise nach Paris hieher zurückkam, hatte sie — ich war Zeuge — die grandiose Darstellung der Desdemona von der Pasta bereits und mit künstlerisch angespannter Aufmerksamkeit gesehen, und dennoch war ihre eigene Darstellung dieser Rolle, wenigstens in tragischer Hinsicht, blaß und matt und ging spurlos vorüber. Was war hievon die Ursache? Gewiß nicht Mangel an Nachbildungsfähigkeit. Mit dieser eminenten Fähigkeit ist die Sontag geboren. Nein, Mangel an Auffassungsgabe war es; der Sinn war ihr verschlossen, es fehlte der Glücklichen, der jugendlich Frohen das innere, thränenumwölkte Auge, der tieferbebende Nerv, mit denen allein nur das Tragische geschaut und empfunden werden kann. Das Leben, ihr äußeres und inneres, hat ihr diese dunkle Region so gewiß erschlossen, als sie nun die tiefe Tragödie der mächtigen Pasta aufgefaßt und mit ihrer eminenten Nachbildungsgabe auch glücklich nachgebildet hat. Dadurch soll der deutschen Künstlerin nicht zu nahe getreten werden; war es doch ein Julio Romano, der den Raphael kopirte. Aber Dem. Sontag hat überdies mehr gethan; denn nicht nur daß sie die Lieblichkeit und die Naivetät ihrer gewohnten natürlichen Erscheinung besiegen und durchaus mußte vergessen machen, so hat sie auch von eigener Erfindung so manchen schönen Zug, besonders der Zartheit und der kindlichen Liebe, dem Originalgemälde hinzugefügt, und es von dieser Seite gewiß verschönt. —

Möchten doch unsere jüngeren Damen der Tragödie es glauben wollen, daß man in seinem Innern durchaus etwas Großartiges erlebt haben muß, wenn man großartige Gefühle oder gar zerreißende Leidenschaften darstellen soll! Um nichts und wieder nichts wird man keine tragische Schauspielerin, und von dem hauswirthschaftlichen Strickstrumpf bis zum gigantischen Weltereigniß gelangt man nicht so rasch, als von der Wohnstube ins Schauspielhaus. — Daß mein Lob der Dem. Sontag ein sehr uneigennütziges ist, dürfen Sie mir aber um so mehr glauben, als es mich, als dramatischen Dichter, mit tiefer Trauer erfüllt, daß diese gewaltige Erscheinung nun wieder, und für lange Zeit, alle Gemüther zu der Oper hinüber zwingt und schmeichelt, während das verwaiste Schauspiel nur noch, des Anstandes halber, geduldet und ohne belebenden Antheil gelassen wird.

Ludwig Robert.

Frankfurt a. M., 1. April.

Sparkasse. Physikalischer Verein.

Vor Kurzem erhoben sich im hiesigen Publikum mehrere nicht ungewichtige Stimmen gegen das nunmehr schon seit einer Reihe von Jahren bestehende und immer kräftiger erblühende Institut der Sparkasse. Es wurde zwar dessen Nüzlichkeit nicht geradezu in Abrede gestellt, doch suchte man einige damit verknüpfte, mehr oder weniger durch Mißbrauch hervorgerufene Inconvenienzen ans Licht zu stellen, ja man glaubte darin einen Reiz zur Entsittlichung der dienenden Klassen, um deren Willen es doch eben gestiftet werden, zu sehen. Alle Einwendungen, so scheinbar manche seyn mochten, scheiterten inzwischen an dem ächten Philanthropism der ehrenwerthen Männer, unter deren spezieller Pflege und Schuz die Anstalt steht. Einige Maßregeln, um den möglichen Mißbräuchen vorzubeugen, wurden getroffen, und die vor Kurzem abgelegte Rechnung der Direktion der Sparkasse beweißt, daß die Anstalt noch immer im Fortschreiten begriffen ist. Belief sich am 31. December 1828 die Zahl der Einleger auf 2741 Individuen, welche an Kapital und Zinsen 528,519 fl. 39 kr. gut hatten, so war jene Zahl bis zum 1. Januar 1830 auf 3078 Individuen angewachsen, deren Guthaben an Kapital und Zinsen zu eben dieser Epoche 598,290 fl. 46 kr. betrug.

Am Vorabende des Osterfestes wurde die erste Sizung des physikalischen Vereins in dem neuen zu diesem Zwecke eingerichteten Lokale gehalten. Die Eröffnung dieses neuen Lokals nun gab dem ersten Vorsteher des Vereins, Dr. A. Clemens, Gelegenheit, in einer an die Versammlung gerichteten Rede der bisherigen Leistungen der Gesellschaft in Kürze zu erwähnen. Unter den erfreulichen Resultaten, welche deren Bestrebungen hervorgebracht, nannte er auch die bevorstehende Herausgabe eines Jahrbuchs zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse, das unter den Auspizien des Vereins ins Leben treten soll und wozu viele Materialien bereits vorräthig sind. Diese Bestrebungen aber sind um so preiswürdiger, da sie von Männern ausgehen, deren Leben und Thätigkeit durch mannigfache Berufsbeschäftigungen in Anspruch genommen werden. In dem wachsenden Antheil an den Naturwissenschaften, den unser Publikum durch den fleißigen Besuch der Sizungen des Vereins bekundet, sieht der Redner eines der besten Zeichen unserer Zeit, die, wie er sich ausdrückte, auf der andern Seite dem Vorwurfe nicht entgehen könne, „zu metaphysischen Streitigkeiten, Spizfindigkeiten und Grübeleien mehr als billig hinzuneigen." — „Gestehen wir auch, fuhr er fort, daß es dem Zwecke dieser Anstalt wohl entsprechen mag, einem solchen unfruchtbaren Streben, in dem sich gar leicht die Edelsten und Besten verlieren und entzweien können, kräftig entgegen zu arbeiten und den in den Labyrinthen der Phantasie schwärmenden Geist auf das Gebiet der vorurtheilsfreien Beobachtung des Vorhandenen, des Entdeckten, des Geprüften und des unumstößlich Wahren zu leiten und so, statt den Hang zur mystischen Schwärmerei zu begünstigen, den Trieb für das Praktische und Reelle in der Wissenschaft anzuregen und zu erhalten."

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 113.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 12. Mai 1830.

Die Liebe eines Volks zu seinem Vaterlande ist etwas so Großes, daß sie selbst den Fanatismus adelt, wenn sie in ihn ausartet.

Rousseau.

Bruchstücke aus einem Reisetagebuche über die Niederlande, im Herbst 1829.

I. Aachen.

Vom heitern belebenden Rhein in Kölln uns abwärts wendend, sahen wir auch die Straßen stiller werden; das Gewühl der Reisenden nahm ab, und nachdem wir so viel gesehen, schien nur noch Aachen Steigerung und Genuß bieten zu können – Aachen, die uralte und noch jugendliche Stadt, auf der eilfhundertjährige Erinnerungen ruhen, und die zugleich mit den modernsten Badereizen uns anlockt. Das Land deutet schon darauf hin, daß man sich den endlosen, aber fruchtbaren Ebenen der Niederlande nähert. Nur links vom Wege dämmerte noch das ferne Eifelgebirge hervor, welches zwischen Rhein und Mosel sich hineindrängend, hier den lezten nördlichen Absaz der langen Bergreihe bildet, die von den Pyrenäen und Alpen her durch Frankreich nach Norden sich hinabzieht. Denkt man, daß in diesen friedlichen Gegenden in der Urzeit eilf Vulkane tobten, welche man in der Eifel unzweifelhaft entdeckt haben will, so wird einem gar seltsam zu Muthe: man blickt fast unheimlich zur nährenden Erde nieder, ob sie vielleicht auch noch jezt Gefahr verberge, und die zerstörenden Mächte sich noch einmal regen könnten, wie sie jezt aus ihrer geheimnißvollen Werkstatt nur noch die verdächtig heißen Quellen uns hervorsenden. Wirklich aber wäre ein Vulkan jezt in diesen Gegenden ein stärkerer Kontrast, als wenn man den Geist von Hamlets Vater in der Mittagssonne am Wirthstisch erblickte. Wo diese Revenants einer fast zurückgedrängten Vorzeit noch etwa dann und wann sich zu zeigen wagen, sieht es auch um sie her noch ziemlich chaotisch und durch einander geworfen aus. Aber in unserem tabellarisch linirten und paragraphirten Lande, begreift man wohl, passen Erderschütterungen, Lavaströme, himmelstürmende Felsmassen durchaus nicht mehr zum Kostüm des Ganzen. Ja die Landräthe kämen in wahre Verlegenheit, und müßten erst höheren Orts um Verhaltungsbefehle nachsuchen, unter welcher Rubrik sie den Schaden einzuberichten hätten, da ihre Instruktionen einen solchen Fall nicht vorhergesehen.

Unter dergleichen vorweltlich-patriotischen Betrachtungen nahten wir dem herrlichen Thale, in welchem Aachen liegt, zwischen schön bebauten, mit Landhäusern bedeckten Hügeln, von heitern Alleen umgeben, Kirche an Kirche — ein heiter festlicher und würdiger Anblick. Alle Kirchen überragt der Münster, dessen kühn emporstrebende Kuppel noch aus den Zeiten Karls des Großen übrig ist; sie schaut noch immer wie eine Herrscherin rings in das Thal hinein, sich freuend des stets sich erneuernden Lebens um sie her, und der ewigen Sonne, die eben jezt mit ihren wärmenden Abendstrahlen nach einem kühlen Tage mild hineinblickte. Es war Sonntag Abends und die Spaziergänge um die Stadt mit Wagen und Fußgängern erfüllt, die sich neugierig umsahen nach der frisch einrückenden Schaar. Bald waren wir nach guter Badesitte als Bekannte mitten unter ihnen. Zum Glück bietet Aachen für den, welcher von

den ziemlich engen und geistig dürftigen Kreisen deutscher Badeörter ermüdet hierher gelangt, etwas universalere Beziehungen. Es wäre allenfalls ein europäisches Bad zu nennen, wiewohl eigentlich dem Psychologen ein solcher Beobachtungsort leider noch fehlt — es müßte denn ein Dampfschiff nach Westindien seyn — wo die verschiedenen Nationalitäten in engster Nachbarschaft frei sich mischen und auf einander wirken könnten. Hier waren indeß wirklich auch die politischen Pole unserer Zeit repräsentirt durch ziemlich zahlreiche russische und englische Landsmannschaften, die sich übrigens auch gesellig nicht recht verbinden wollten. Ich wendete mich aus eigener Treuherzigkeit oder vielleicht auch aus einem gewissen Interesse der Antipathie den offen entschiedenen, kecken, abgeschlossenen Engländern zu, während mir die feingebildeten, glatt versatilen, innerlich aber leidenschaftlichen Russen fast den verdächtigen Metalloxyden zu gleichen scheinen, die hinter ihrem süßlichen Geschmacke eine heftig zerstörende Gewalt verbergen. Es gelang mir bald, einen ernst hagern Engländer, nach einigen Umwegen durch den neuesten Constitutionnel und dessen politische Hetzereien, in ein interessantes Gespräch zu verwickeln. Er war lange in der Türkei gewesen und durch die Redlichkeit und Gastfreundschaft der Türken, besonders gegen die Engländer, mit Begeisterung durchdrungen worden. Sie sollten kommen und den wortbrüchigen Europäern Treue lehren, setzte er mit voller Ueberzeugung dazu. Er war eigentlich tief unglücklich über die Fortschritte der Russen, und suchte nur diesen Unwillen hinter allerlei Zweifeln und herben Ausstellungen zu verbergen. Aber in fast tragische Aufregung gerieth er, als ich ihm an die glänzende Affaire der russischen Brigg mit den beiden türkischen Linienschiffen nach offiziellen Berichten wirklich zu glauben schien. Dieß Ereigniß konnte und durfte nicht existiren: „in der englischen Marine ist solcherlei unerhört, und nun sollte es dort“ u. s. w.? Dieß wiederholte er fast unzählige Mal auf meine Instanzen. Aber der Mann wurde mir fast rührend und achtungswerth durch ein solches nationelles Selbstbewußtseyn. Er mußte doch, woran er (politisch) glaubte, und dieser Glaube war mit solcher Inbrunst in sein tiefstes Leben verwachsen, daß er, sein Stolz wie sein Gram, ihn überall hinbegleitete. Was hatte denn Er für seine Person davon, um sich durch die russische Brigg sein Beefsteak und seinen Claret verkümmern zu lassen? Und wir Deutsche einem solchen gegenüber, wo höchstens die Kaufleute für oder gegen die große Angelegenheit des Zollverbandes heiß erglühen! Wahrlich, wenn Aristoteles den Menschen als das „politische Thier“ definirt, so weiß ich nicht, wohin er den Deutschen bei seiner tiefsinnigen Räsonnirgabe über die öffentliche Angelegenheit des Theaters und des Ballets jenen Menschen gegenüber klassifiziren würde. Indeß so ist es nun einmal, und „wer weiß, wozu es gut ist,“ sagen wir glaubig den wahrhaft Kundigen nach. Wir können auch hier nur auf unsere nationelle Sehnsucht nach dem Versagten oder Verlorenen stolz seyn. Aus ähnlichen Regungen ging auch ich jezt in den Münster, um in seinem Reliquienschrein mir Karls des Großen gewaltigen Hirnschädel und seinen Armknochen wieder zeigen zu lassen, welche der Held höchst bezeichnend seinen Enkeln zur Vergleichung dort zurückgelassen. Dahin geht, Ihr Menschlein jetziger Zeit, und meßt Eure Plane und Thaten nach jenem Maßstabe, um Eure Zerrissenheit und Kleinheit zu fühlen! Es versteht sich, daß ich mich selbst zu allererst in diese Mahnung miteinschließe, wiewohl nicht zu läugnen ist, daß ich vor Karls Schädel recht viel gute Vorsätze und gescheute Reflexionen hatte, wie z. B. die obige. Aber dabei bleibt es denn auch unter uns.

Im Vorbeigehen und Fahren bemerkte ich nur noch flüchtig, daß Aachen sich täglich mehr nach allen Seiten hin prächtig auseinander breitet, daß neue Straßen und Palläste überall entstehen, daß solche Zierden, wie das neue Schauspielhaus und das Elisenbad jede Hauptstadt schmücken würden u. s. w.; aber von welcher Stadt in Rheinpreußen könnte man jezt nicht fast das Gleiche sagen?

Das Lied der Nibelungen ein Kunstwerk.

(Fortsetzung.)

Der Dichter gesteht selbst (V. 90.), daß er manche Nebensagen in Bezug auf Sivrit weggelassen habe. Andere, die zum Verständnisse der Erzählung erforderlich waren, hat er auf eine sinnreiche Art eingeschaltet (z. B. V. 357—412). Nur so viel soll mit obiger Bemerkung gesagt seyn: die Geschichte in der Form, welche ihr der Dichter geliehen hat, enthält ohne Beziehung auf etwas außer oder über ihr Liegendes unmittelbar und in sich selbst alles das, was zu einem ästhetischen Gesammteindrucke erforderlich ist. Das Nibelungenlied gehört folglich dem Gebiete des Naiven an. Zu der naiven Darstellungsweise eignet sich allerdings ein gegebener Stoff am besten. Denn der erfundene trägt in jedem Falle die Eigenthümlichkeit des Erfinders an sich, fällt zu scharf innerhalb einen bestimmten Ideenkreis, und kann nie eine gewisse Absichtlichkeit verläugnen. Und unter den gegebenen Stoffen ist wiederum die Sage das natürlichste Element für die naive Dichtung. Das geschichtlich Nahe ist noch im Bereiche der Leidenschaft, und kann daher noch nicht objektiv aufgefaßt werden. Das geschichtlich Ferne ist zu sehr dem Leben entfremdet, als daß die reine Darstellung desselben ergreifen könnte. Die Sage hingegen enthält eben nur so viel Historisches, um das Eigenthum eines Volkes zu bleiben: das schroff Individuelle von Zeit und Oertlichkeiten wird durch den langen Gebrauch abgeschliffen und läßt nur die Bestimmtheit einer Erinnerung zurück, die uns deutlich als

ein Einst vorschwebt, ohne daß wir sie zu datiren, oder in das, was vorher und nachher geschah, einzureihen vermöchten. Und solche Lichtpunkte in ungewisser Ferne sind es eben, auf welchen die Phantasie am liebsten verweilt. Am brauchbarsten ist die Sage, so lange sie lebendig ist; und lebendig ist sie, so lange sich Dichtung und Wirklichkeit noch nicht strenge geschieden haben und die Sagenwelt, ihrer poetischen Seite nach, noch fortbesteht, mit Einem Worte, so lange das Erzählte geglaubt wird. Für den Aufgeklärten hat die Sage, an sich betrachtet, keinen Werth; er muß ihr also erst eine Bedeutung leihen, das heißt, er kann sie nicht naiv behandeln. Versucht er dieß gleichwohl, so muß er den Glauben an sie vorgeben, und dann wird er seinen Zweck nie vollkommen erreichen. Man merkt es dem Dichter sogleich an, wenn er unwissender scheinen will, als er ist. Homer und Virgil bewegen sich in demselben Mythenkreise; aber in dem kindlichen Geiste des Ersteren spiegeln sich die Götter als Personen, während sie in dem pragmatischen Kopfe des Römers zu Kunstmaschinen herabgesunken sind. Deßwegen suchen wir auch in unserer Zeit vergeblich nach einem naiven Dichter, und weil wir keinen solchen haben, deßwegen gibt es der Dichter desto mehrere. Der sentimentale Dichter kann durch das Feuer seiner Empfindungen, durch einzelne große Gedanken und durch den Reichthum seiner Kenntnisse manchen Fehler gegen die Kunst verdecken und manches, was ihm mangelt, ersetzen. Der naive Dichter muß Genie haben, und kann den Mangel desselben durch nichts ersetzen. Je mehr er an seinen Stoff gebunden, je weniger Spielraum ihm übrig gelassen ist, desto sichtlicher wird jeder Fehler, den er begeht, und desto mehr fällt er ihm zur Last. Er muß sich mäßigen, muß Herr seines Stoffes seyn, muß ein Ganzes schaffen; so wie es an einem dieser Erfordernisse fehlt, wird er unvermeidlich ins Seichte und Langweilige gerathen. Der nämliche Fall würde bei diesem und jenem unserer Dichter eintreten, wenn man sie in eine Lage bringen könnte, wo sie von ihren Encyklopädien verlassen wären. Mancher poetische Quell, der jezt sprudelnd in die Welt hinein rauscht, würde nach Abzug dieser Zuflüsse kaum mehr für den gewöhnlichen Hausbedarf hinreichen. Das Nibelungenlied — denn es ist Zeit, zu diesem zurückzukehren — beruht auf einer uralten deutschen Sage, die, als das Epos entstund, noch lebendig und so tief in das Volksleben verwachsen war, daß sie sich allmählig mit demselben fortbildete. Sie spielt in Attilas und Dietrichs Zeit, und hat doch das ganze, erst viel später entwickelte Ritterthum in sich aufgenommen. Die Hauptbegebenheiten versetzen uns in die Epoche der Völkerwanderung, und doch kommt auch ein Bischof Pilgerin von Passau vor, der, wie wir bestimmt wissen, erst 991 gestorben ist. Und auch umgekehrt, das Epos ist gedichtet worden, als jeder Ritter sich bestimmt fühlte, gegen die Ungläubigen zu fechten, und doch erscheinen in demselben Christen und Heiden, neben und unter einander, in freundlicher Beziehung. Durch dieses Ineinanderfließen verschiedener Zeiten und Sitten erhält die Sage etwas Schwebendes, einen mythischen Anstrich, wie sie denn auch an mehreren Punkten wirklich ins Wunderbare hinüberspielt. Es ist ausgemacht, daß sich kein vollkommenes Epos ohne eine solche Zugabe denken lasse. Denn das Epos muß naiv seyn und sich auf die Darstellung des Gegebenen beschränken. Weil denn also das Ideale nicht unmittelbar und als Gegensatz des Wirklichen hervortreten darf, so vermischt es sich mit dem Leben und erscheint als das Unbegreifliche. Dahin gehört in unserm Gedichte der unerschöpfliche Schatz der Nibelungen, bewacht von dem Zwerge Albrian; die Tarnkappe oder das Otterfell, von welchem bedeckt Sivrit unsichtbar wird und die Kraft von zwölf Männern erhält; Brunhildens unmäßige Stärke, deren Besitz an ihre Jungfrauschaft gebunden ist, und der Umstand, daß Sivrit nur an Einer Stelle, auf dem Rücken zwischen den Schultern, verwundet werden kann. Als er sich nämlich in dem Blute des von ihm getödteten Drachen badete, war ihm ein Lindenblatt eben auf diese Stelle gefallen. Durch das Mythische werden mehrere erfolgreiche Begebenheiten motivirt. Mit Hülfe der Tarnkappe bezwingt Sivrit die Brunhilde, während sie von Günther überwältigt zu seyn glaubt. Weil bei Sivrits Tode die Tarnkappe verloren gegangen war, kann Albrian den Hort nicht mehr beschützen, und durch die Herausgabe des Hortes an Chriemhilde wird Hagen zu der früher besprochenen Gewaltthat veranlaßt. Aber weiter erstreckt sich der Einfluß des Wunderbaren nicht. Begebenheiten werden durch dasselbe herbeigeführt, aber die Handlungen in ihrem ganzen Umfange werden nur aus dem Charakter der Personen und nach den Gesetzen der menschlichen Seele entwickelt.

(Beschluß des zweiten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., April.

(Beschluß.)

Vortrag über Akustik. Theater.

Dr. Hausmann sprach (im physikalischen Vereine) über Akustik. Er erklärte sich unter anderm gegen die Behauptung einiger neueren Physiker, wonach die Stärke des Schalls nicht in quadratischem, sondern in geradem Verhältnisse mit der Entfernung von seinem Anfangspunkte abnehmen solle, oder, mit andern Worten, wonach der Schall in einer zweimal größern Entfernung nicht viermal, in einer dreimal größern nicht neunmal ꝛc., sondern nur respektive zwei- und dreimal schwächer vernommen werde. Diese Behauptung, sagte er, sey ihm ganz unbegreiflich, da sich in dieser Beziehung, der Theorie

nach, von dem Schalle eben dasselbe sagen lasse, was sich von dem Lichte, der Wärme u. s. w. als gegründet erprobt habe. Die bloße praktische Beobachtung aber sey gar zu subjektiv. Er glaube daher, daß, sollte auch die ältere Meinung umgestoßen werden, vielleicht gerade das Gegentheil an deren Stelle gesezt werden müsse. H. machte nun die Schwierigkeit bemerklich, zu ermitteln, was eigentlich dabei vorgehe, wenn die zitternde Bewegung des Schalles ein Hörbares werde, wenn schon die Entstehung und Wahrnehmung des Schalles aus den bekannten drei Bedingungen — einem schallenden Körper, einem leitenden Mittel und einem vernehmenden Organe — ganz leicht und natürlich erklärt werde. Immerhin sey die Entstehung des Schalles etwas wahrhaft Geheimnißvolles; denn so sinnlich auch der Schall sey, so übersinnlich sey das, was dieses Sinnliche zur Folge habe, und es lasse sich auf die Frage, wie jene zitternde Bewegung mit dem Wesen des Schalles zusammenhänge, nur mit dem allgemeinen, in der ganzen Natur anerkannten Axiom antworten, „daß aller Sinnendinge Grund das Uebersinnliche sey.“ Um in diesem Dilemma wenigstens einen Leitfaden an die Hand zu geben, schloß H. mit Darlegung einer Idee, worauf ihn sein eigenes Nachdenken über den Gegenstand gebracht, und die wir noch in Kürze mittheilen: Versetzen wir auch den Schall gemeinhin außer uns, d. h. schreiben wir ihm Objektivität zu, so erhalten wir doch dadurch noch keinerlei Vorstellung von dem schallenden Körper; um diese zu bekommen, müssen wir mit den Vorstellungen des Gehörs auch noch die des Gesichts und des Tastens verknüpfen. Denn der Schall allein kann uns weder die Gestalt, noch den Ort des schallenden Körpers angeben. Dies wird nur durch die Verbindung mit andern sinnlichen Wahrnehmungen bewirkt; daher verwechseln wir häufig die Gegend, aus welcher der Schall herkommt, so wie den Gegenstand, welcher den Schall hervorbringt. Das nahe Rollen eines Rüstwagens halten wir nicht selten für das entfernte Getöse des Donners. Hieraus folgt, daß unsere Subjektivität an dem wahrgenommenen Wesen des Schalles gewiß einen eben so großen Theil als das hat, was den Schall selbst erzeugt. Hiernach könnte denn — dies wäre etwa der Schluß — auf die Frage: wie viel der Objektivität des Schalles und wie viel unserer Subjektivität bei dem, was wir den Prozeß des Hörens nennen, zuzurechnen sey? nur mit jenem, freilich in einem weitern und tiefern Sinne zu nehmenden Ausspruche Kants geantwortet werden: „daß das Subjektive und Objektive, zwar wesentlich von einander verschieden, daß aber ihr Verhältniß gegen einander, nach vorher gegangener erschöpfender Kritik des menschlichen Erkenntnißvermögens, durchaus unerklärbar sey.“

Unter den vorzüglichern Bühnenleistungen, denen wir in der lezten Zeit beiwohnten, verdient Rossini's große Komposition: „Wilhelm Tell,“ erwähnt zu werden. Das hiesige Theater ist unsers Wissens das erste in Deutschland, wo dieses Musikwerk ausgeführt wurde. Abgesehen von den Bestrebungen des Theaterpersonals, die im Wesentlichen nicht unbefriedigend waren, zeichnete sich die erste Darstellung dieser Oper durch neue, von namhaften Künstlern gelieferte Dekorationen, wie auch durch ein glänzendes, ebenfalls ganz neu dazu angeschafftes Kostüm aus, dessen Kosten auf einige tausend Gulden angegeben werden. Indessen nimmt das Stück, für die Erfordernisse eines deutschen Theaters, zu viel Zeit weg, da die erste Vorstellung bereits um 5½ Uhr begann und bis nach 10 Uhr dauerte. Aus dieser Rücksicht hat man bedeutende Abkürzungen damit vornehmen zu müssen geglaubt, um deren Dauer auf die gewöhnliche Zeit von 3 bis 3½ Stunden herabzubringen.

London, April.

Die Ehescheidung vor dem Parlament.

Das Unterhaus hat vor einiger Zeit sich selbst sowohl, als die Weisheit der Vorfahren in einigen ihrer Einrichtungen so lächerlich gemacht, als eine so ernsthafte Versammlung es nur werden kann. Bekanntlich kann in England das Konsistorialgericht nur von Bett und Tisch trennen, wobei ein betrogener Gatte ein untreues Weib lebenslang erhalten muß. Eine eigentliche Ehescheidung kann nur vom Parlamente in Form eines Gesetzes erhalten werden. Zuerst muß in einem der gewöhnlichen Gerichtshöfe ein Prozeß gegen den Verführer eingeleitet werden, und die Ehescheidung erfolgt dann vor dem Parlament meistens ohne Schwierigkeit; nur daß die Kosten, um eine Parlamentsakte zu erhalten, so groß sind, daß nur der sehr Reiche daran denken kann, seine Erlösung zu versuchen. Also schon hierin ist die Einrichtung fehlerhaft; noch auffallender aber sind die Mängel derselben, wenn, wie neulich, der Kläger ein vornehmer Mann und in politische Partheien verflochten ist. Lord Ellenborough, einem der jetzigen Minister, wurde seine Frau von dem Prinzen S...., welcher, wie ich glaube, Attaché bei einer Gesandtschaft war, verführt. In den Annalen der Intrigue aller Zeiten findet sich vielleicht nichts Schändlicheres, als der Liebeshandel dieser beiden Personen. Die Sache wurde endlich von dem Gatten entdeckt, nachdem sein ganzes Haus seit Monaten darum gewußt hatte. Denselben Tag verließ auch der Prinz England; Lord E. konnte also nicht gerichtlich gegen ihn verfahren und brachte, nachdem er die Scheidung vom Konsistorium erhalten hatte, die Sache vor das Parlament. In beiden Häusern wurden Advokaten und Zeugen gehört; die Wahrheit der Beschuldigung wurde bis zum Eckel bewiesen; die Frau leistete keinen Widerstand und das Oberhaus bewilligte sein Gesuch ohne große Schwierigkeit. Im Unterhause aber zeigte sich nicht nur ein schändlicher Partheigeist, sondern eine noch schändlichere Leichtfertigkeit; statt sich zu erinnern, daß sie als Richter in einer wichtigen Sache da saßen, warfen sich mehrere zu Advokaten für oder wider Lord Ellenborough auf; die Zeugen wurden aufs Gröbste behandelt, und ihre empörenden Aussagen, welche die Wangen der Aristokratie hätten mit Schamröthe überziehen sollen, erregten häufig ein wieherndes Gelächter; die Mitglieder dieses sonderbaren Gerichtshofes beschuldigten einander der Partheilichkeit, nannten einander Lügner, ja es fehlte, wie ein hiesiges Journal sich mit gerechtem Unwillen ausdrückt, nichts als eine Boxerei, um der Pöbelhaftigkeit der Versammlung das Siegel aufzudrücken. Mit Recht erklärten auch mehrere ernstere Mitglieder, es würde eine Schande für das Parlament seyn, wenn es auseinander ginge, ohne Mittel getroffen zu haben, einer solchen Gerichtsbarkeit ein Ende zu machen. Die Opposition war freilich dieses Mal nicht stark genug, um dem Minister (den der Spaß nicht weniger als 10,000 Pfund kosten kann) sein Gesuch zu verweigern; aber zur Zeit, als Fox am Staatsruder saß, verwarf Pitt und seine Parthei des Grafen Derby Gesuch um Ehescheidung, eigentlich, weil er auf Foxens Seite war, angeblich jedoch, weil er mit der Schauspielerin Farren selbst in einem unerlaubten Umgang lebte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 114.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, 13. Mai 1830.

Den Anlagen der Ptolemäer sind wir Männer schuldig, die zu den Wissenschaften den Grund gelegt, auf welchem jezt nicht nur das Gebäude der Gelehrsamkeit, sondern gewissermaßen unsere ganze Weltregierung ruhet.

Herder.

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

Die Naturwissenschaften unter den Ptolemäern.

(Fortsetzung von Nr. 97.)

Die drei großen Zweige der Naturwissenschaft, Zoologie, Botanik und Mineralogie hatten in wenigen Jahren und zwar allein durch zwei Männer, Aristoteles und Theophrast, einen ziemlich hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Wäre man damals dieser Methode treu geblieben, hätte man die Natur studirt, die gesammelten Beobachtungen geordnet, so hätte sich die Summe der positiven Kenntnisse schnell vermehren müssen. Aber nach Theophrasts Tode störten in Griechenland ausbrechende Unruhen das Studium der Naturgeschichte, das vor allem der Ruhe und eines gewissen Apparats bedarf; bald konnten in Athen blos noch spekulative Forschungen getrieben werden, und auch sie hatten in diesen Tagen der Verfolgung viel von ihrem Glanze in den schönen Zeiten der Republik verloren. Da fanden die Wissenschaften eine Freistätte in Alexandrien; aber auch im Museum erlahmte jener rege, von Aristoteles angefachte Eifer bald. Einige der Gelehrten ergaben sich der träumerischen Philosophie, die in Alexandrien bereits die Oberhand gewann, und kamen dadurch vom rechten Wege ab; andere überliessen sich einer gewissen geistigen Trägheit und versäumten die unmittelbare Beobachtung. Da ihnen eine große Büchersammlung, eine ganz neue Quelle, deren Nutzen eben darum desto auffallender in die Augen sprang, zu Gebote stand, legten sie sich darauf, die Angaben, die sie in den Büchern fanden, zu beleuchten und zu besprechen, und dachten nicht daran, neue zu sammeln. Ihre Forschungen sind die Quelle der Kritik, aber diese gewiß sehr nützliche Wissenschaft kam damals gewissermaßen zu früh. Alle blose Kopfstudien, die Wissenschaften des Studierzimmers, wie man sie nennen könnte, Mathematik, Geschichtsforschung, Poesie, wurden vorzugsweise getrieben, und den Naturwissenschaften schenkte man bald blos in sofern Aufmerksamkeit, als sie sich auf Arzneikunde bezogen. Indessen geschah doch für Pflanzenkunde und Anatomie manches. Die ptolemäischen Botaniker waren alle aus Aristoteles Schule, und die Namen Euthydemos und Elearch verdienen Achtung. Die Ptolemäer gewährten den Anatomen mächtigen Schutz, und die Kenntniß des menschlichen Körpers machte namentlich durch Praxagoras, das Haupt dieser Schule, durch Herophilus, Erasistrates, der, wie bekannt ist, die Liebe des Antiochus Soter zu seiner schönen Stiefmutter Stratonice entdeckte, nicht unbedeutende Fortschritte.

Während die Gelehrten des Museums die Wissenschaften förderten, suchten verschiedene Reisende in fernen Ländern Belehrung; so schrieb Megasthenes, der von Nicanor zu einem indischen König, den die Griechen Sandrochus nennen, geschickt worden war, seine Reisebeschreibung, die zwar verloren gegangen ist, von der uns aber Strabo, Arrian und Athenäus Bruchstücke aufbehalten haben. Man

findet darin die Beschreibung verschiedener interessanten Pflanzen und Thiere, des Bambus, der weißen Affen mit schwarzem Gesicht, der Muscheln, in denen sich die Perlen finden rc. In allen Reiseberichten der Alten kommt aber eine Menge grober Mährchen vor. Wollte man sie aber für reine Lügen halten und daraus schließen, der Verfasser verdiene auch in allem Uebrigen keinen Glauben, würde man sich häufig sehr fruchtbare Quellen der Belehrung verschließen. Sorgfältig muß man unterscheiden, was der Reisende als selbstgesehen anführt, und was er blos vom Hörensagen erzählt. Im leztern Fall konnte es ihm leicht begegnen, daß er eine Geschichte voll sinnbildlicher Ausdrücke wörtlich nahm oder einen Volksglauben gerade so erzählte, wie er ihn vernommen hatte. So erzählt Magasthenes, im Kaukasus lebe eine Art Menschen, deren Füße nach hinten gekehrt seyen. Ohne Zweifel hörte er dieses Geschichtchen in jenem Lande selbst, wo man noch heutzutage an dergleichen Wesen, eine Art böser Geister, glaubt, die bei Nacht die Menschen plagen. Man hat es Magasthenes zum Vorwurf gemacht, daß er sagt, im südlichen Indien gebe es Bären; aber seit fünf bis sechs Jahren hat man dort wirklich wenigstens drei Arten entdeckt.

Unter den ersten Lagiden hatten, wie gesagt, die Wissenschaften in Egypten geblüht. Ptolemäus Soter hatte die Bibliothek gestiftet, sein Nachfolger, Ptolemäus Philadelphus, durch sein Beispiel das Studium der Naturgeschichte aufgemuntert; auch der dritte König dieses Hauses, Ptolemäus Evergetes, war ein Beschützer der Wissenschaften. Bei großen Fehlern besaß dieser Fürst einige große Eigenschaften; er zog auf Eroberungen gen Süden aus und man findet an der nubischen Grenze eine Inschrift zu Ehren seiner Siege über die syrischen Könige. In diesem Feldzuge gebrauchte man zum ersten Mal Elephanten, die es in Kraft und Muth mit den indischen Elephanten aufnahmen, deren man sich im feindlichen Heere bediente. Der vierte Ptolemäer, Philopator, hinterließ nach ziemlich langer Regierung das Reich in sehr geschwächtem Zustande seinem Sohne Epiphanes, der noch ein Kind war. Die Großen meinten weise zu handeln, wenn sie den jungen Fürsten unter den Schutz des römischen Volkes stellten; allein diese Maßregel diente zu nichts, als die Verwirrung noch zu vermehren, und von diesem Augenblicke an, fingen die Wissenschaften in Egypten an, in Verfall zu gerathen. In dieser Zeit seines Ruhms besaß dieses Land, außer den erwähnten Naturforschern, auch Gelehrte in andern Fächern, scharfsinnige Mathematiker, große Astronomen, z. B. Euklides, Eratosthenes, der es zuerst versuchte, die Erde mittelst der Länge eines Meridiangrades zu messen; Conon, dadurch berühmt, daß er das Haar der Berenice unter die Gestirne versezt hat; endlich Hipparch, dem man das erste Sternverzeichniß verdankt und der das Fortrücken der Tag- und Nachtgleichen entdeckt hat. Unter der Regierung Philometors, des sechsten Lagiden, blühte Hipparch; nach dem Tode dieses großen Astronomen blieb die Wissenschaft, die er so sehr gefördert, drei Jahrhunderte lang stillestehen.

Ptolemäus Physcon, der nach dem Tode seines Bruders Philometor den Thron bestieg, war ein ausschweifender, grausamer Fürst. Unter seiner Regierung mußten sich die alexandrinischen Gelehrten zerstreuen. Griechenland hatte einst in Folge der Bürgerkriege seine Gelehrten verloren, die Unruhen in Egypten führten ihm wieder welche zu. Die Flüchtlinge sahen sich, um leben zu können, genöthigt, in den griechischen Städten Unterricht zu geben, und brachten auf eine Zeitlang das wahre Studium wieder in Aufnahme.

Gerade um die Zeit der Zerstreuung der Gelehrten fing die Bibliothek zu Pergamus, die unter Eumenes II. dem Enkel des Gründers dieses Königreichs, Eumenes, angelegt worden war, an sich zu vermehren. Bald entspann sich zwischen den Königen dieses Landes und den egyptischen ein Wetteifer, wer am meisten Bücher besitze. Nicht lange, so wurde die Ausfuhr von Papier aus Egypten verboten; da erfanden die Gelehrten in Pergamus das Pergament; eine äußerst wichtige Erfindung; denn ihr verdanken wir die Erhaltung fast sämmtlicher Werke des Alterthums; bei Wiederherstellung der Wissenschaften fand sich wirklich fast kein Manuscript von Papyrus, und dieß ist leicht begreiflich, da diese Blätter noch weit zerstörlicher waren als unser gewöhnliches Papier.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus einem Reisetagebuche über die Niederlande, im Herbst 1829.

II. Brüssel und die Niederlande.

Der Eintritt in das Land ist heiter und einladend. Die Gegend, in sanften Hügeln auf- und absteigend, hat Aehnlichkeit mit Thüringen, und ist wie dieses seiner Fruchtbarkeit wegen berühmt. Wohlbebaute Felder, Gärten, mit Wäldchen und Wiesen durchzogen, die troz des beständigen Regens noch im frischesten Grün erblühten, Landhäuser und Dörfer ohne Zahl ergözten das Auge in bunter Mannigfaltigkeit. Doch es ist nicht eigentlich schöne Natur zu nennen, weil Industrie und sorgfältige Pflege dieß Alles hervorgebracht; aber behaglicher Besitz, Ordnung und ruhig genießende Sicherheit des Lebens tritt überall erfreulich hervor. Wir dachten dabei an die schöne Stelle in Schillers Tell, wo der Alpenbewohner mit romantischer Sehnsucht zur heiter bebauten Ebene sich herabsehnt, während uns die höchsten Wünsche auf die Gipfel der Alpen tragen. Hier trafen wir das beste Gegenbild zu jenen Worten; denn wahrlich wie ein Garten ist das Land zu schauen!

Die Einwohner dagegen scheinen mir mit ihrer Nationalität und Sprache eigentlich schlimm daran zu seyn, wie alle Gränzmischlinge großer Nationen. Ihre Sprache ist flamändisch und französisch zugleich; und wenn jenes nur eine schlechte Abart des Holländischen ist, so ist ihr Französisch noch schlechter. Beides reden sie neben, ja durcheinander, woraus ein seltsames Drittes entsteht, was uns übrigens den Ursprung anderer Mischsprachen, wie z. B. des Englischen, recht begreiflich macht, welches ganz ähnlich aus Angelsächsischem und Romanischem zusammengeflossen ist. Weiter nach Lüttich hinunter kommt noch das Wallonische hinzu, gleichfalls eine Mischung aus Französischem, Flamändischem und Spanischem, doch mit seltsamen Abweichungen, die ein kundiger Sprachforscher näher ergründen möge, ehe jene Sprache ganz erlöscht. So zwischen geschiedene Nationen gestellt und keiner recht angehörend, wie könnten sie aus ihrer dürftig entlehnenden, zweifelhaften Sprache je eine eigenthümliche Literatur oder gar Poesie hervorrufen, während es mit den Holländern ganz anders ist, die als rein gebliebene Niederdeutsche in Sprache und Sitten wenigstens alle Elemente dazu in sich tragen. Ich selbst empfand noch nie so tief das Glück, einer kräftigen, ausgebildeten Sprache anzugehören, als diesen bedauernswerthen Sprachmengern gegenüber.

Auch mit den nationellen Erinnerungen der armen Leute scheint es nicht recht fortzuwollen. Seit dem Kriege gegen die spanische Unterdrückung haben sie nicht mehr viel aufzuweisen von selbstständiger Geschichte. Nachher meist von Fremden abhängig und für fremdes Interesse kämpfend, behielten sie im Innern nur eine gewisse argwöhnische Eifersucht auf ihre Freiheiten und Neigung zu Parteiungen übrig. Erst als sie mit Frankreich verbunden wurden, schien für die französischen Niederlande eine nationalere Entwicklung hervorzugehen. Jezt von ihm losgerissen, suchen sie doch noch immer in politischen wie sonstigen Moden mit ihrem nachbarlichen Vorbilde zu wetteifern, und Brüssel sezt seinen Stolz darein, als ächt französische Stadt immer mehr die anmuthige Rivalin von Paris zu werden. Und dieß ist der Hauptgrund jenes innern Zwiespalts zwischen dem Norden und Süden des Landes, jener Aufregung und Unzufriedenheit, die sich beim ersten Hervortreten an die geselligen Verhältnisse, beim ersten Blick in die Zeitungen, auch dem Fremden nicht verbergen kann. Der südliche Niederländer, aus alten Zeiten stolz auf seine Freiheit und seine „Privilegien", zugleich durch keine historische Anhänglichkeit an den gegenwärtigen Staat gebunden, wie überhaupt die innige Liebe für ein Herrscherhaus, blos weil es das gewohnte und altangestammte ist, fast nur noch bei den Deutschen sich findet, dabei leicht und sinnlich beweglich — ich möchte ihn nach dem Prinzipe eines neuern Ethnographen, der die Volkseigenthümlichkeiten besonders aus der Lebensweise herleitet, allenfalls einen biertrinkenden Franzosen nennen — der Niederländer muß den bedächtig schweren Holländer fast verachten, und soll nun doch seine reiche, gepriesene Sprache, die Verbindungssprache aller Gebildeten, dem Holländischen opfern, um dadurch dem verhaßten Nachbar öffentlich den Vorrang zuzugestehen, ja sein eigenes nationelles Todesurtheil zu sprechen. Dennoch ist wenigstens eine gemeinsame Staatssprache die erste Bedingung aller Volksexistenz; und so entsteht, was eben das schmerzlich Interessante dieser Staatserscheinung zu nennen ist, eine nothwendige Collision gegenseitiger Anforderungen, die der Andere fast für ungerecht halten muß. Und wenn noch vor Kurzem ein berühmter deutscher Staatsmann einem jungen herrscherkühnen Fürsten offiziell vorgehalten hat, daß das Regieren jezt ein mißliches Geschäft sey, wenn er ihn hingewiesen auf die Sorgen und Dornen der gekrönten Häupter in dieser schlimmen Zeit, so glaube ich wahrlich nicht, daß einem Monarchen ohne seine Schuld je eine schwierigere Aufgabe aufgebürdet worden ist, als dem weisen, gerechten und wohlmeinenden Fürsten dieses Landes: aus den widerstrebenden Bestandtheilen zweier eifersüchtigen Natiönchen ein Ganzes zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die deutsche Oper.

Nun haben die Pariser zur Abwechslung wieder deutsches Schauspiel und deutschen Gesang. Gegen Ostern hörte, wie in den vorigen Jahren, die italienische Oper auf; die Malibran Garcia nahm, nachdem sie durch ihren göttlichen Gesang und ihr vortreffliches Spiel die Pariser mehrmals ergözt hatte, von ihnen in einer Benefizvorstellung Abschied, und es fielen ihr nach derselben Kronen und Verse in Menge zu, wie es von ihren enthusiastischen Bewunderern zu erwarten war. Sie ist nach London gereist, um dort den Sommer hindurch mit der Mérie Lalande die Engländer zu entzücken; unterdessen hat der hiesige Operndirektor Laurent gedacht, es würde nicht übel seyn, wenn er wie im vorigen Jahre eine deutsche Truppe herbeizöge, um die italienische zu ersetzen. Der erste Versuch im vorigen Jahre war so gut abgelaufen, daß es dem Direktor sowohl, als der Aachener Truppe Lust geben mußte, einen zweiten zu wagen. Allein ich fürchte, man hat etwas zu sehr auf den Enthusiasmus der Pariser gerechnet. Im vorigen Jahre gab die Truppe nur zwölf Vorstellungen, wozu dann noch einige Benefizvorstellungen kamen. Schon damals bemerkte man, daß die Truppe nur einen einzigen guten Sänger, Haizinger, hatte und daß ihre Opern sich auf wenige Stücke beschränkten. Damals aber war man sehr nachsichtig, zumal da alles noch neu war, und deshalb beurtheilte man die deutschen Darstellungen und Leistungen sehr gelinde, ja sehr wohlwollend. Dies hätte den Direktor der deutschen Truppe anspornen sollen, die besten Sänger und Sängerinnen aus Deutschland herbeizuziehen, und diesmal eine ganz andere Truppe erscheinen zu lassen. Allein was ist geschehen? Er kommt mit derselben unvollkommenen Truppe nach Paris, wie

das vorigemal, und hat Niemand als wieder Haizinger aufzuweisen. Zwar werden einige wenige andere angekündigt; sie sind aber noch nicht da, und in der Erwartung ihrer Ankunft ruht die Last auf der mittelmäßigen Aachener Truppe. Deshalb urtheilen die Theaterkritiker in den Pariser Tageblättern diesmal auch schärfer und strenger, und beklagen sich nicht ohne Grund über den Mangel an guten Sängern und Sängerinnen. Selbst Haizinger befriedigt sie bei weitem nicht; sie bemerken, daß dieser Künstler seine Stimme nicht bemeistern kann und daß die Kunst sie nicht ausgebildet hat. In Paris freilich ist man an die vollendete Kunst der italienischen Sänger so gewöhnt, daß eine solche deutsche, nur halb gebildete, obgleich natürlich schöne Stimme die Kunstkenner nicht befriedigen kann. Die größte Noth aber hat die deutsche Truppe mit der Auswahl der Opern, die sie dem Pariser Publikum vorführen will. Im vorigen Jahre mußte Webers „Freischütz" das Beste thun; weder Mozart noch Beethoven konnten aushelfen; man begann und man endigte mit dem „Freischütz." Auch diesmal geht es nicht besser. Vom „Freischütz" wurden zwei Vorstellungen hinter einander gegeben, und nachdem man zwei andere Male Spohrs Faust versucht hatte, kehrte man zum „Freischütz" zurück. Faust ist sehr strenge von den Kunstrichtern beurtheilt worden; was erstlich den Text betrifft, so fand man, daß es nichts weiter sey, als eine schwache Nachahmung vom Don Juan, und die französischen Damen, welche jezt alle den Spuk aus dem Freischützen im Kopfe haben, und nun hier wieder allerlei Teufeleien vorgehen sahen, von denen sie wenig begriffen, fragten erstaunt, ob es denn auf der deutschen Bühne beständig spuke? Ich glaube in der That, daß es keine Nation auf dem Theater wie in Gedichten so sehr mit dem Teufel zu thun hat, als die unsrige. Bei einer dieser Vorstellungen hörte ich eine Dame verwundert zu ihrer Nachbarin sagen: Il y a donc toujours de la diablerie dans les opéras allemands? und die Nachbarin ganz gleichgültig antworten: C'est le genre allemand. Die Musik der Oper Faust hat den Parisern auch wenig zugesagt. Die Pariser Tageblätter gestehen, daß Spohr vortreffliche Quartetten und Quintetten sezt; aber in seiner dramatischen Musik finden sie wenig Originelles, und rühmen nur die kunstreiche Instrumentation der Partitur. Eins dieser Blätter klagt über den ungeheuren Notenwald, der in diesem Stücke die Ohren der Zuhörer umrausche und sie nicht zu Athem kommen lasse. Was Joseph II. zu Mozart sagte: „Es sind zu viel Noten in Ihrer Oper!" ließe sich mit mehr Recht von Spohrs Faust sagen, und der Tonsezer würde nicht sagen können wie Mozart: „Nicht mehr, Ew. Majestät, als gerade nöthig sind!" denn man glaubt, wenn einige tausend Noten weniger da wären, würde das Ohr minder verwirrt und mehr ergözt werden. Eine Arie, von Haizinger gesungen, mußte wiederholt werden; allein gerade diese Arie war nicht von Spohr, sondern von einem italienischen Meister, und nach Art anderer Sänger von Haizinger in diese Oper eingelegt worden. Merkwürdig ist es, daß so wenig deutsche Tonkünstler im dramatischen Fache sich auszeichnen, wogegen sie in Symphonien und andern Instrumentalstücken vortreffliche Sachen liefern. Bekanntlich hat Haydn nie eine gute Oper schreiben können, und manchem andern Tonkünstler ist es nicht besser gegangen. Mozarts ganz besonderes Genie macht eine Ausnahme. Sollte man nicht vermuthen, daß unsere musikalischen Anlagen sich besser zur Komposition der Symphonien, und das der Italiener zur Opernmusik eignet? Die deutsche Truppe will nun noch einige andere deutsche Opern versuchen; ich fürchte aber, es wird mit denselben nicht viel besser gehen, wie mit den vorigen, und Webers „Freischütz" wird abermals als die einzige neuere deutsche Oper gelten. Dg.

London, April.

(Fortsezung.)

Statistik der Pairs. Dampfwagen.

Das lezte Stück des Quarterly Review enthält eine interessante Skizze über den hohen englischen Adel oder die Pairs. Während der Herrschaft der Tudors und in den lezten Zeiten der Plantagenets hatte das Oberhaus nicht mehr als 50 bis 60 Mitglieder. König Jakob ernannte 45 Pairs und Carl I. 54. 1715 war die Anzahl derselben im Ganzen 174 und 1768 199. Seitdem sind 129 dazugekommen, so daß das Oberhaus jezt aus 328 brittischen Pairs besteht, außer dem Repräsentativadel von Irland und Schottland und den Bischöfen. Den vielen Ernennungen aus den geringeren Klassen, welche seit der Erhebung Pitts zum Ministerium statt gefunden haben, werden vorzüglich die großen Veränderungen zugeschrieben, welche seitdem in den Gesinnungen des Volkes in Hinsicht des Adels und in denen des Adels selbst in Hinsicht seiner Würde vorgegangen sind: der Ton der Gesellschaft, heißt es, habe sich seitdem verschlimmert und auch das Oberhaus sey gemeiner und demokratischer geworden. Seit der Thronbesteigung Georgs III. wurden nicht weniger als 25 Rechtsgelehrte zu Pairs ernennt, während nur 23 Land- und Seeoffiziere diese Ehre erhielten. Ungefähr ⅓ der englischen Pairsfamilien hatte beim Tode Elisabeths adeligen oder ritterlichen Rang; die übrigen sind entweder aus dem schottischen oder irländischen Adel genommen, oder sind neue Adelige. Nur 18 Familien haben sich durch Handelsglück erhoben, und von diesen haben nur 3 oder 4 ihren Reichthum innerhalb Menschengedenken erworben.

Die Brauchbarkeit der Dampfwagen auf gewöhnlichen, sogar den besten Straßen ist bis jezt immer noch sehr zweifelhaft, weil, wenn man die Maschine auf die Größe einer gemeinen Kutsche beschränkt, dieselbe nicht Kraft genug hat, den Widerstand zu überwinden, wenn aber der Wagen unverhältnißmäßig größer gemacht wird, derselbe für seinen Zweck unbrauchbar werden muß. Von der Anwendung dieser Wagen auf Eisenbahnen ist dagegen nichts weniger als eine gänzliche Umwälzung im Handelssystem zu erwarten. So hat man berechnet, daß die Fracht für die zwischen Liverpool und Manchester hin- und hergehenden Waaren im Durchschnitt jezt täglich 2250 Pfund beträgt, daß sie aber auf der neuen Eisenbahn auf 525 Pfund herabgebracht werden, folglich eine jährliche Ersparniß von mehr als einer halben Million Pfund Sterling erzielt würde. Bringt man nun noch dabei in Anschlag, wie viele Zeit gewonnen werden wird, da der Transport jezt 12 Stunden zu Land und mehrere Tage zu Wasser dauert, und auf der Eisenbahn höchstens 4 Stunden erforderlich wären, und daß die Wohlfeilheit oder Schnelligkeit des Transports Erzeugnisse auf den Markt bringen muß, welche jezt entweder den theuren Transport nicht austragen, oder auf dem langen Weg verderben, so ist der Erfolg für den Gewerbfleiß der dortigen Gegend unmittelbar, und mittelbar für das ganze Land, ja vielleicht die ganze Welt nicht zu berechnen. Und wie wird es erst seyn, wenn einmal, wie gar nicht anders zu erwarten ist, das ganze Land von Eisenbahnen und Dampfwagen wimmelt!

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 115.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 14. Mai 1830.

— Dach um Dach in heitrer Pracht
Glänzt wohnlich zwischen altergrauen Mauern.

T. Moore.

Bruchstücke aus einem Reisetagebuche über die Niederlande, im Herbst 1829.

(Fortsetzung.)

Brüssel selbst erschien sogar bei der ungünstigen Witterung in unverkennbarem Glanze. Ist der Eindruck von London fast betäubend, erdrückt uns Paris fast vor mannigfacher Weitläuftigkeit, imponirt Berlin durch einfache Pracht, während wir uns doch nicht leicht wohnlich fühlen in den windigen Straßen und den ungeheuern Plätzen, so ist dagegen der Charakter von Brüssel heitere Eleganz und Anmuth. Es ist groß genug zur Residenz eines reichen Staates, aber nicht von allzu ermüdender Ausdehnung. Ueber sanfte Hügel dahingestreckt und terrassenförmig sich abstufend, gewährt es um und in der Stadt die mannigfaltigsten Ansichten, und die heitern, meist pallastähnlichen Gebäude in den neuerbauten Stadttheilen stimmen festlich und feierlich; man kann sich nicht enthalten, wohlhabende und stattliche Bewohner in ihnen zu denken. Das Gewühl von Fußgängern, Marktleuten, Wagen und Trägern, endet nie; die offenen, Abends im Gaslichte schimmernden Laden und Bazars bieten alle Gaben, die Industrie und Handel aus allen Welttheilen versammeln können, indische Gewächse und seltene Früchte neben Pariser Hauben und Brüssler Spitzen, und um auch auf den Verkehr nach Außen zu deuten, durcheilen hochbepackte Diligencen die Straßen nach allen Richtungen.

Wir wanden uns durch das Marktgewühl zu den höhern, heitern Gegenden der Stadt. Der Park, eigentlich ein großer Platz mit geraden Alleen, von den Pallästen der Großen umgeben, zog zuerst unsere Aufmerksamkeit an sich: rechts der Pallast des Königs, groß, aber von einfach anspruchlosem Aeußern, auf der andern Seite, durch eine breite Allee mit ihm verbunden, der ungleich prächtigere Pallast der Generalstaaten, worin die Abgeordneten sich versammeln, gewiß nicht ohne Bedeutung dem Königshause gegenüber gestellt. Es ist die Residenz einer konstitutionellen Monarchie, wo die Anforderungen und der Glanz der Herrscher geflissentlich sich verbergen, und ein einfacheres Haus, als dem Aeußern nach auch die Königswohnung im Haag ist, kann kaum ein begüterter Privatmann besitzen. Auch hierin verschwindet immer mehr die scharfe Scheidung zwischen Herrschern und Beherrschten. Da das Geld jezt Alles macht, so ist es auch ein Mittel, Alle gleich zu machen, und ich habe anderswo Landhäuser jüdischer Bankiers gesehen, deren verschwenderische Pracht kein König hätte überbieten können. Geschmack, Kunstsinn ist freilich ein Anderes: dieser mißt sich nicht nach Tonnen Goldes. Und eben deßhalb hätten wir gern das Innere des Königshauses gesehen, das treffliche Kunstwerke in sich schließen soll. Doch war der König, durch Unpäßlichkeit in der Stadt gehalten, gerade anwesend, und so wurde jedem Fremden der Eingang versagt. Wir wandten uns über die herrliche place royale nach dem Museum, dem ehemaligen Pallaste der Erzherzogin Christine; es wird jezt umgebaut und prächtig erweitert, um alle

Schätze fassen zu können, die noch erwartet werden. Die Gemäldegallerie schien uns freilich unbedeutend für den Reichthum der Niederlande an Kunstwerken; aber wir sollten in **Antwerpen** für diesen Mangel Entschädigung finden. Reich und interessant ist dagegen das zoologische Museum, das besonders viel seltene Gegenstände aus den ostindischen Kolonien enthält. Vieles scheint, was immer mehr auch in Deutschland Nachahmung finden möge, durch „freiwillige Beiträge" zusammengebracht zu seyn; wenigstens standen neben den ersten und seltensten Schlangen und Ungeheuern die Namen der ersten Familien des Reiches als der Geber. Wie diese dazu gekommen, ob sie selbst sie erlegt und nun als Spolien hier zu den Füßen des Vaterlandes niedergelegt haben, dieß blieb freilich so lange unerklärt, als wir nicht bedachten, daß jährlich die angesehensten Leute nach Batavia und zurück gesendet werden, wo sie wohl Gelegenheit finden, sich auf diese Art praktisch mit der Naturkunde zu beschäftigen, und den Zurückgebliebenen augenscheinlich zu belegen, in welcher wunderlichen Welt sie gewesen sind. Wie gesagt, es verdient Nachahmung, sowie auch folgende Einrichtung. Oben an der Decke des Museums sind die Namen der ersten Naturforscher aller Zeiten in sinnvoller Anordnung aufgezeichnet; der Beschauer soll hier nicht blos gaffen, sondern ihrer Verdienste gedenken und der innern wissenschaftlichen Bedeutung jener räthselhaften Thiergestalten, welche diese entziffert. Besonders würdig und ansprechend erschien die heitere Büste **Linnés** im Vorsaale, gleichsam ladend zum Eintreten in eine Welt, die er zuerst zu ordnen angefangen.

Es möchte kein Sprung erscheinen, wenn wir gleich zum **Theater** übergehen, das ja nach einigen der wahre Kulturmesser großer Städte ist. Das Gebäude ist von Innen und Außen gleich prächtig und opulent, verschwenderisch golden und grün verziert, fünf Logenreihen über einander, und an Dekorationen kein Luxus gespart. Jezt soll das Ballet besonders ausgezeichnet seyn, während Drama und Oper allmählig dahin welken — der erwünschte Kulminationspunkt neuerer Theaterkultur, dem auch die andern großstädtischen Bühnen unaufhaltsam sich entgegendrängen. Wenn dann die dramatische Kunst sich durch die Menschenbeine und die verschiedenen producirbaren Thiergattungen durchgearbeitet hat, wird ihre Seelenwanderung hoffentlich wieder in den Menschengeist zurückkehren. Und deßhalb stellen wir diese Brüssler Theaterentwicklung sehr hoch. Die Bühne kann hier nichts Nationales haben; man begnügt sich in der Regel damit, wie in den Provinzialstädten Frankreichs, Stücke, die in Paris Beifall gefunden haben, hier nachzuspielen. So war **Aubers** Stumme und **Rossinis** Graf Ory auf diese Art schon lange über die Bretter gegangen, und man bereitete sich jezt aus der Ferne vor, auch den **Wilhelm Tell** des lezteren einzuführen. Vielleicht gelingt es dem wackern Schweizer, unter dieser musikalischen Emballage auch wieder auf deutschen Bühnen erscheinen zu dürfen, hinreichend gebändigt durch Ballete und abgesüßt durch Rossinische Töne. — An unserm Theaterabende gab man die bekannte Oper Camille, nach einer ältern französischen Bearbeitung, mit der längst bei uns vergessenen Musik von d'Allayrac. Sehr schade! Bei den mäßigsten Kunstmitteln war dennoch die Musik überall charakteristisch und edel bezeichnend, ja in den dramatischen Wendepunkten des Stückes steigerte sie sich fast zu tragischer Höhe. Und dabei welche einfache Melodien- und Harmonienfolge! Man konnte hier doch noch das Gefühl, die Leidenschaft aus der Musik wirklich heraushören, der klarergreifende Ausdruck ist übrig geblieben, der in dem Instrumentenschwall, in dem Vielausdrücken heutiger Musik fast ganz verschwindet. Das Publikum klatschte, aber charakteristisch für ein französisches, nur wenn es vom Stücke ergriffen wurde, nicht über die freilich mittelmäßigen Leistungen der Schauspieler.

Unter allen Zierden der reichen Stadt steht mir doch das Rathhaus auf dem großen Markte weit oben an, das herrlichste Denkmal gothischer Baukunst in dieser Art, das vielleicht Europa besizt. Wahrlich, wenn je ein einfach großer Gedanke hingebaut worden ist, ja den Steinen fast Seele und Bewegung verliehen, so ist es hier geschehen. Mit seiner Breite von zwei-und-zwanzig Fenstern nimmt es fast die ganze Länge des Marktes ein; dennoch dringt es leicht und schlank zu so gewaltiger Höhe empor, daß es sich wie lebendig vom Boden aufzurichten scheint. Alles strebt an ihm mit kräftigem Schwunge gen Himmel und vereinigt sich nach der Mitte zu in einem schlanken Thurme, der wie eine lodernde Flamme leicht emporsteigend auf seiner äußersten, fast wolkennahen Spitze den Schutzpatron der Stadt, den heiligen Georg trägt, zu dessen Füßen der Drache sich windet, ein Sinnbild des abgeschüttelten spanischen Jochs und, wie uns mitgetheilt wurde, erst später nach der Vollendung des Gebäudes dort aufgestellt. Den Namen des edeln Baumeisters konnte ich nicht erfahren; sicher war es ein kühner, freiheitstrebender Geist, und ich möchte sein Leben und seine andern Werke kennen, in denen gewiß nicht minder energisch sein Geist ausgeprägt ist. — Unten im Hauptsaal zeigt man noch das Fenster, aus dem **Alba** auf den Markt herabschaute, als die Grafen **Egmont** und **Horn** hier ihren Tod auf dem Blutgerüste fanden. Links vom Rathhause stehen hoch und düster, wie Zeugen jener Zeit, drei Häuser ältester Bauart neben einander im seltsamen Kontraste mit der Heiterkeit des neuen Lebens um sie her. Jezt drängten sich, achtlos der großen Erinnerungen, Krämer und Käufer durch einander: noch jezt dieselbe Gleichgültigkeit, dasselbe Verlorenseyn im Augenblicke, welches damals die Helden opferte. So spielt uns das Leben ab, und führt uns halbträumend und

kaum um uns blickend, dem Ziel entgegen. Und ich selbst, der von der Größe jener Zeit ergriffen, kaum solche Gleichgültigkeit versteht, habe ich alle großen Momente des eigenen Lebens recht genossen, ja, vermag ich auch nur der nächsten Gegenwart recht freudig Herr zu werden? Schleichen nicht auch mir die frischesten Bilder des Lebens, wie durch trübe Schleier geschaut, in halber Wirklichkeit vorüber? Aber in solchen Momenten augenblicklichen Besinnens ergreift es mich plötzlich wie eine Ahnung, daß unser rechtes Wachen, unser hell durchdringendes Bewußtseyn erst noch in uns aufgehen müsse. Schon der Traum ist, seltsam genug, oft weit energischer und tiefer an Eindruck und Gefühl, als wir im sogenannten Wachen zu erleben gewohnt sind.

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

(Fortsetzung.)

Nach Physcon regierte ein noch barbarischerer Fürst, der in seiner Dummheit so weit ging, daß er die alten egyptischen Denkmäler zerstören ließ. Theben war wider ihn aufgestanden, da gab er Befehl, die Tempel, die Palläste, von denen die Stadt wimmelte, dem Boden gleich zu machen. Er ließ nichts stehen, als was er nicht umstürzen konnte. Er zeigte sich noch feindseliger gesinnt gegen die Gelehrten, als sein Vorgänger, und verjagte vollends diejenigen, die noch in Egypten geblieben waren. Unter seiner Regierung blühte indessen Agatharchides, ein peripatetischer Philosoph, der sich, nach einem von Photius aufbewahrten Bruchstück zu schließen, mit Glück auf die Naturgeschichte gelegt hatte. Er brachte fast sein ganzes Leben in Egypten zu und war sogar Vormund des zehnten Ptolemäers, Alexanders II. Jenes Bruchstück bezieht sich auf die Geschichte des rothen Meers; der Verfasser beschreibt die verschiedenen Völker, welche die Ufer dieses Meers bewohnen, ihre Sitten, ihre Lebensweise. Auf der abessinischen Küste gab es damals schon Völker, die von Heuschrecken lebten, andere aßen das Fleisch wilder Thiere. Er spricht auch von den Thieren dieser verschiedenen Länder, namentlich von denen, die nach Alexandrien kamen; so beschreibt er recht gut das Nashorn, die Giraffe, die er Camelopardalis nennt, eine Hyänenart, Crocutta, und mehrere andere Säugethiere, ferner auch das Perlhuhn. Er erwähnt die heißen Quellen in gewissen Provinzen, spricht von Goldminen und der Art, wie man dieses Metall gewinnt; kurz, dieses Bruchstück ist von hohem Werth für die Naturgeschichte Afrikas. Agatharchides war der lezte Naturforscher aus der griechischen Zeit in Alexandrien. Verschiedene Ursachen hatten sich zur Verdrängung der Naturwissenschaften aus Egypten vereinigt: einmal das blödsinnige Wüthen der lezten Ptolemäer, dann der zunehmende Einfluß der Römer, die keine Kunst achteten, wenn sie keinen Bezug zur Kriegskunst hatte, vor Allem aber das Aufkeimen einer neuen philosophischen Schule, der neuplatonischen Philosophie, die aus einem Gemische jüdischer und platonischer Ideen erwuchs.

Bevor Egypten völlig unter das römische Joch kam, wurde die berühmte Alexandrinische Bibliothek ein Raub der Flammen. Cäsar, von den Einwohnern dieser Stadt feindlich angegriffen, sah sich genöthigt, ihre Flotte in Brand zu stecken; das Feuer theilte sich den Häusern am Hafen mit und endlich dem Gebäude, in dem die Bücher aufbewahrt wurden. Es ist sonderbar, daß Cäsar, wo er vom Brand der Flotte spricht, kein Wort vom Brand der Bibliothek sagt. Lucan in seiner Pharsalia sagt auch nichts davon; der erste Schriftsteller, der den Umstand anführt, ist Plutarch, der 200 Jahre später lebte. Indessen scheint nicht alles verlorengegangen zu seyn, und die Bibliothek bestand allem nach aus zwei getrennten Gebäuden, von denen nur eines verbrannte. Antonius soll, um diesen Schaden wieder gutzumachen, der Cleopatra die Bücher der Könige von Pergamus geschenkt haben. Nach Antonius Tode hörte Egypten auf, ein unabhängiges Königreich zu seyn, und von dieser Zeit an haben wir es blos noch als einen Theil des römischen Reichs zu betrachten.

Bald darauf wurde auch das Königreich Pergamus eine römische Provinz.

* * *

Wir sind nun mit Cuvier in der Geschichte der Naturwissenschaften zum Zeitpunkt gelangt, wo die von Alexanders Generalen gestifteten Reiche und damit fast alle Kulturländer der alten Welt unter die Herrschaft der Römer gekommen waren. Von nun an hat also Cuvier den Entwickelungsgang der menschlichen Kenntnisse im großen römischen Reich zu verfolgen. So geistreich er nun auch fortwährend seine Aufgabe löst, so macht doch der Umstand, daß der Details immer mehrere werden, die Abhandlung in der Folge für das große Publikum minder anziehend. Vorzüglich aber brechen wir darum ab, weil den Leser von nun an der Genuß, ein geistreiches Volk, wie die Griechen, erfinden und entdecken und die Nacht des menschlichen Wissens mit den Blitzen seines Genies erleuchten zu sehen, nicht, wie bisher, den Ernst und die Trockenheit des Gegenstandes vergessen machen würde. Wir behalten uns indessen vor, auch in Zukunft einzelnes Interessante aus diesen Vorträgen mitzutheilen, und schließen für diesmal mit einem Abschnitt, den Cuvier episodisch eingeflochten hat, um zu zeigen, welche außerordentliche Masse von kostbaren Naturschätzen jenem merkwürdigen Volke zu Gebote stand, das aber dieselben, von seinem Genius minder zur Naturforschung hingezogen, für die Wissenschaft unbenüzt ließ. (Die Forts. folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Fortsetzung.)

Dampfwagen. Foreign Review. Dr. Mühlenfels. Ueber Ostindien.

Stephenson hat seit dem Versuche zu Liverpool seinen Wagen, the Novelty, bedeutend verbessert, und noch einen andern gebaut, welcher jenen noch übertrifft. Zum Beweis, wie weit die Kunst in diesem Zweige gediehen ist, dient der Auftrag, welchen die Direktoren erwähnter Eisenbahn den Herren Braithwaite und Ericson ertheilt haben: „Zwei Wagen sollen gebaut werden, bei denen das Gewicht der Maschine mit dem nöthigen Wasser im Kessel 5 Tonnen nicht übersteigt; das zu ziehende Gewicht ist brutto 40 Tonnen. Dieses sollen sie in 2 Stunden von Liverpool nach Manchester (30 englische Meilen) bringen können, wobei sie an den Stellen, wo die Straße ansteigt, entweder Hülfe erhalten oder einen verhältnißmäßigen Abschlag berechnen dürfen. Der Druck des Dampfes im Kessel darf nicht 50 Pf. pr. Zoll übersteigen. Sie müssen vor dem 15. Juni zu Liverpool abgeliefert und ein Jahr lang von den Fabrikanten in Ordnung gehalten werden. Der Preis für jede Maschine ist 1000 Pf. Sterling." Die genannten Künstler sind eben in einem Versuche begriffen, ihre Erfindung bei der Dampfschiffahrt anzuwenden.

Es freut mich, Ihnen melden zu können, daß die beiden achtbaren Buchhandlungen Black u. Young und Treuttel u. Würtz, „des langen Haders müde," endlich ihren harten Sinn erweicht, und durch die Vereinigung des Foreign Review und Foreign Quarterly Review Frieden gemacht haben. Wahrscheinlich machten beide die Bemerkung, daß das hiesige Publikum noch nicht Antheil genug an auswärtiger Literatur nimmt, daß sich zwei Zeitschriften, die sich ausschließlich damit beschäftigen, erhalten könnten. In Zukunft soll nur eines der Werke unter dem Titel des Foreign Quarterly Review von beiden Häusern zusammen herausgegeben werden, zwar unter der Redaktion des Treuttelschen Werkes, aber mit Beibehaltung der beiderseitigen Mitarbeiter, und zu dem verminderten Preise von 6 Schillingen. Das Foreign Quarterly Review, welches schon längst den Ruf genoß, die beste Zeitschrift in England zu seyn, muß durch den Zutritt der Schriftsteller, welche auch dem Foreign Review einen so hohen Werth gaben, nur noch gewinnen, besonders in Hinsicht auf die deutsche Literatur, welcher das leztere immer mehr Raum zu widmen pflegte, als jenes.

Dr. Mühlenfels, welcher fand, daß sich in der Universität keine Klasse für die deutsche Literatur bilden wollte, hat im westlichen Theile der Stadt einen Kursus von 10 Vorlesungen auf Subscription eröffnet, und soll, da auch Frauenzimmer dabei zugelassen werden, einen zwar nicht zahlreichen, aber sehr gewählten Kreis von Zuhörern haben. Dergleichen Versuche sind immer lobenswerth.

Das herannahende Ende des Privilegiums der Gesellschaft, welcher bisher die Verwaltung Indiens anvertraut war, hat zu einer Menge größerer und kleinerer Schriften über die Lage und den Zustand jenes Landes Anlaß gegeben. Aus einer derselben hebe ich folgendes Bruchstück aus, das bei Vielen die Ueberzeugung befestigen dürfte, daß die Engländer, bei all ihrer Freiheitsliebe, in ihren Kolonien viele Tyrannei ausüben oder dulden. „Sobald ein Mann im Rufe steht, Vermögen zu haben, und dabei verabsäumt, sich mit dem Durbar (der Hof des Landesdespoten) durch freiwillige Gaben abzufinden, die man von ihm erwartet, so gibt man ihm zwar kein Gift, denn dies würde, da seine Schäze vergraben sind, dem Zwecke nicht entsprechen, umgibt ihn aber mit Spähern, meistentheils unter seinen eigenen Dienstboten, welche seine geringsten Schritte berichten müssen. Man macht ihm Anerbietungen von Seiten der Unzufriedenen im Lande, schlägt ihm Handelsverbindungen mit den Feinden des Staates vor, und weiß er diese abzulehnen, so bietet man ihm eine vortheilhafte Stelle bei der Regierung an, und läßt er sich darauf ein, so ist er verloren, da die geringste der Schurkereien, welche in jedem Verwaltungszweige verübt werden, hinreicht, ihn zum Staatsverbrecher zu machen. Lehnt er aber auch dieses ab, so muß ihn irgend eine andere schändliche Intrigue unter dem Vorwande des Rechts zu Grunde richten."

(Der Beschluß folgt.)

Bordeaux, März.

Harter Winter. Verunglückte Schiffe.

Wenn wir über den harten Winter klagen wollten, der uns noch vorigen Monat plagte und troz unsers sonstigen Frohsinns sehr übler Laune machte, so hätten wir Unrecht, denn jenseits der nachbarlichen Pyrenäenwand war es eben so und noch ärger, weil man noch weniger darauf gefaßt war, als bei uns. In Sevilla und Valencia friert man noch viel ärger, als in Bayonne und Bordeaux. Wir zitterten nur für Eins — für unsere Weinreben. Wäre diese Angst nicht gewesen, so hätten sich unsere Damen das Schlitten- und Schlittschuhfahren auf der Garonne wohl gefallen lassen. Die Reben sind Gottlob mit einem blauen Auge davon gekommen, und wenn auch künftiges Jahr unser Lafitte, Ségur, Chateaux-Margaux und Hautbrion nicht so glühend würzig wird wie 1763, 1770, 1777, 1784 und 1798, so wird es doch wohl ein artiges Weinchen, den man sich überall jenseits der Loire recht gut schmecken lassen, und den man in Ihrem Deutschland für das Beste trinken wird, was der Bordeauxboden hervorbringt.

Fast alle unsere ersten Handelshäuser haben Schiffe verloren, manche zwei bis drei, und damit einen großen Theil ihres Vermögens. Die Clementine und die Galathée zerschellten unter den Augen ihrer Eigenthümer, die angstvoll am Ufer hin- und herliefen und Tausende für die Rettung der Schiffe boten, ohne daß Jemand Lust bezeugt hätte, seinen Kopf an einen Sack voll Thaler zu setzen. Jene beiden Schiffe rissen die gewaltigen Eisschollen und ein entsetzlicher Wind im Hafen von ihren Ketten los und trieben sie mit Pfeilschnelle gegen die Brücke, die von dem Stoß dröhnte. Einige Stunden später ward auch die Bonne-Magdeleine, eine schöne Brigg, von ihrem Kabeltaue losgerissen und gegen die Brücke geschleudert. Es ist schwer, Ihnen das Getöse bei ihrem Zerschmettern zu beschreiben. Sie wurde mit so großer Gewalt unter einen Schwibbogen der Brücke getrieben und eingekeilt, daß die Masten wie dünne Bleistifte abbrachen. Da in diesem Augenblicke viele Menschen auf der Brücke waren, so wurden mehrere von den darauf stürzenden Masten und Raastangen umgerissen und verwundet. Zwei Schifferfrauen blieben auf dem Flecke; einer andern wurde die Wange von einem großen Splitter mitten von einander gerissen. Das Wrack dieses Schiffes zwängte sich durch den Brückenbogen durch und ward dem Meer zugetrieben; nach einigen Stunden brachte es aber die Fluth wieder zurück und es ging abermals unter einem Brückenbogen durch. Wenige Tage vor diesem Unfall war es von Cayenne angekommen und hatte den größten Theil seiner reichen Ladung noch an Bord.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 116.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 15. Mai 1830.

Himmlischer Ernst tönet herab mit des Festes
Hohem Gesang.

Klopstock.

Schiller's
Gedächtnißfeier zu Stuttgart.

Sonnabend, den 8ten Mai 1830.

Die fortdauernde Theilnahme des gebildeten Publikums an der Gedächtnißfeier Schillers, welche von dem Stuttgarter Liederkranze alljährlich im Mai begangen wird, ist eine wahrhaft erfreuliche Erscheinung. Mag auch dieses Schillerfest manche nur als Frühlingsfeier anziehen, so ist doch gewiß, daß die mit jedem Jahre wiederkehrende Theilnahme der Meisten zunächst dem großen Dichter zugewendet bleibt. Dieß beweisen schon die zahlreichen Gruppen, welche vor und nach dem Feste sich um das kolossale, lorbeergekrönte Brustbild zu sammeln pflegen, das jedes Jahr in einem, mit Maienbäumen, Blumen- und Laubgewinden ausgeschmückten Raume auf hohem Fußgestelle aufgestellt wird, und allein schon dem Feste einen Charakter von Ernst und Würde verleiht. Dieß beweist die Aufmerksamkeit, welche den Gesängen und mündlichen Vorträgen gezollt wird, mehr als Alles aber der sich immer mehrende Kranz von Frauen und Jungfrauen, welche so viel zur Verherrlichung des Gesanges beitragen.

Das Fest begann mit einer von Gustav Schwab gedichteten Cantate, welche die Vermählung des Gefühles mit der Phantasie durch den Dichtergeist zum Gegenstand hatte.

Diese Cantate war von dem königl. Hofkapellmeister Lindpaintner in Musik gesezt, der das Thema durch angemessene Abwechslung und Verbindung des, gegen 150 Stimmen zählenden Frauen- und Männerchors, und eines Solo-Quartetts, durch treffliche Gegensätze und durch reiche Instrumentirung auf's Glänzendste dargestellt hatte. Der Frauenchor insbesondere, welcher gegen 60 Stimmen zählte, verdiente und erhielt um seiner Reinheit und Fülle willen die allgemeine Bewunderung. Kenner setzen diese Cantate unter die gelungensten Werke Lindpaintners.

Hierauf sprach Dr. Schott im Namen seines Freundes, des Dr. Menzel, folgende

Rede.

„Wir haben uns auf's Neue festlich versammelt, um das Andenken Schillers zu feiern — da es Morgen fünf-und-zwanzig Jahre sind, seitdem sein unsterblicher Geist die Erde verlassen hat. Schon ist der vierte Theil eines Jahrhunderts abgelaufen, und Schillers Andenken ist uns noch immer neu, und die Theilnahme für ihn ist ungeschwächt geblieben.

Mancher große Mann, der im Leben mit Ehren überschüttet wurde, wird nach seinem Tode vernachlässigt. Mancher, dessen Verdienst von der Mitwelt verkannt wurde, erndtet erst nach Jahrhunderten den Dank der Nachwelt. Nur selten wird der Lorbeerkranz, der die Stirne des Lebenden schmückt, und der, den man dem Hingeschiedenen auf das Grab legt, von demselben Baume gepflückt. Schiller erfreute sich dieses seltenen Glücks, er

genoß eines ungetheilten Ruhmes der Mit- und Nachwelt. Neben der Quelle, aus der seine Lieder entsprungen, sproßte auch schon der Lorbeer, der ewig jung, wie seine Lieder selbst, seinen nächsten und fernsten Nachkommen die grünen Blätter zum Kranze reicht.

Schillers Ruhm verbreitet sich in immer weitern Kreisen und bei allen gebildeten Völkern. Unsere Nachbarn, die noch vor nicht langer Zeit die deutsche Sprache und Dichtkunst zu verachten pflegten, sind jezt mit Bewunderung für dieselben erfüllt.

Dazu hat vor allem der Ruhm unseres Schillers beigetragen, den sie am höchsten ehren und am häufigsten nachahmen. Es bedurfte erst so großartiger Dichtungen, wie die unseres Schiller, Dichtungen, die jede Phantasie und jedes Herz ergreifen, um den Fremden Achtung vor der deutschen Poesie einzuflößen.

Unser Vaterland ehrt Schiller als seinen edelsten Dichter, hat noch keinen Dichter eines höheren Ruhmes gewürdigt, und keinen gerechter. Wir aber, die Bewohner Stuttgarts, fühlen uns doppelt verpflichtet, das Andenken dieses großen Mannes zu segnen. Indem wir ihm nur einen kleinen Theil des Dankes darbringen, den ihm die ganze gebildete Nachwelt zollt, sagt uns doch ein freudiges Gefühl, daß wir ihm am nächsten stehen. Frägt man, welches Vorrecht Stuttgart vor andern Städten, ja selbst vor denen hat, wo einst seine Wiege stand, und wo nun sein Sarg steht, so antworten wir: Stuttgart war der geistige Geburtsort Schillers. Sein erstes Lied ist in diesen Thälern erklungen, die Quelle seines jezt die Welt erfüllenden Gesangstromes ist auf diesen Bergen entsprungen. Stuttgart und die benachbarte Solitüde sahen den Jüngling heranreifen; hier bildete sich sein Geist, hier schlug sein Herz zum ersten Male für das Große, das seines Lebens Ziel wurde, hier entfaltete sein Genius zuerst die glänzenden Schwingen, hier war Schiller zum ersten Mal Dichter. Die vor uns liegende Landschaft war es, die seinem in der ersten Dichterbegeisterung, in der ersten schöpferischen Wonne trunkenen Auge begegnete, und die seine feurige Phantasie mit neuen und unverwelklichen Blüthen eines ewigen Frühlings verschönerte. Und wie nun die Natur jährlich den Blüthenstrauß dieses Thales erneuert, so ist es unsere Pflicht, jener ewigen Blüthe des Geistes zu pflegen, und hier des Dichters Andenken heilig zu bewahren.

Bald werden wir im Stande seyn, ihm ein seiner würdiges Denkmal, von dem großen Thorwaldsen entworfen, in Stuttgarts Nähe aufzurichten. Wo, fragen wir, würde er selbst sein Denkmal lieber sehen? Nicht dort, wo er im Leben schon den größten Ruhm genossen, sondern hier, wo er einst unbeachtet und ruhmlos wandelte, während die innere Kraft seines Geistes schon kühn und großartig durch die Schranken der Alltäglichkeit brach, und mit der Fülle seines poetischen Gefühls die militärische Einförmigkeit seines Lebens wie ein blüthenvoller Baum das Gehege überragte. Hier, wo er troz seiner Kämpfe, nach seiner eigenen Versicherung, seine glücklichsten Tage verlebte, hier ist die Heimath seiner Jugend, seiner Sehnsucht, seiner ersten und heiligsten Empfindungen, seiner aufstrebenden Kraft, seines ersten und schwersten Ringens. Hieher, von wo er ausging, den Ruhm zu suchen, muß ihm der Ruhm die lezten und schönsten Opfer bringen. Es gibt keine schönere Stelle, einen Menschen zu erhöhen, als die Stelle, wo er in seiner Niedrigkeit wandelte.

Die Erinnerung an Schillers Jugend, wozu uns hier Alles auffordert, soll uns zugleich ermahnen, daß seine Werke selbst den Geist einer ewigen Jugend athmen. Er ist der Liebling der Jugend, und wird es immer bleiben, denn alle seine Gefühle entsprechen dem ersten Aufschwung des noch unverdorbenen jugendlichen Gemüthes, der noch reinen Liebe, dem noch unerschütterten Glauben, der noch warmen Hoffnung, der noch ungeschwächten Kraft junger Seelen. Er ist aber auch der Liebling Aller, die sich ihre Jugend bewahrt haben, deren Sinn für das Wahre und Rechte, Große und Schöne nicht auf dem Markte des gemeinen Lebens erstorben ist.

Schiller trat in einem verdorbenen, altersschwachen Zeitalter mit jugendlicher Kraft auf, mit einem wunderbar starken und zugleich jungfräulich reinen Herzen. Er hat die deutsche Poesie gereinigt und verjüngt. Kraftvoller und siegreicher, als jeder Andere, hat er die unsittliche Richtung des in seiner Zeit herrschenden Geschmacks bekämpft. Ungeblendet von dem glänzenden Witze seiner Zeit hat er es gewagt, sich wieder an die reinsten und ursprünglichsten Gefühle des Menschen zu wenden, und den Spöttern einen strengen und heiligen Ernst entgegenzusetzen. Ihm gebührt der Ruhm, den Geist der Poesie erfrischt, geläutert und veredelt zu haben. Deutschland erfreut sich bereits der Früchte dieser Umgestaltung; denn seit Schillers Auftreten hat unsere ganze Poesie einen würdigen Ton angenommen. Und auch unsere Nachbarvölker sind von diesem Geiste ergriffen worden, und Schiller übt auf die große Veränderung, die gegenwärtig in dem Geschmack und in der Poesie der Franzosen vorgeht, einen mächtigen Einfluß, den sie selbst laut anerkennen.

Wir aber haben ihm noch mehr zu danken, als die Reinigung des Kunsttempels. Seine Dichtungen haben auch außerhalb des Kunstgebiets unmittelbar auf das Leben gewirkt. Der mächtige Zauber seines Liedes hat nicht blos die Phantasie der Menschen, er hat auch die Gewissen ergriffen, und der Feuereifer, mit dem er ge-

gen alles Schlechte und Gemeine in den Kampf trat, die heilige Begeisterung, mit der er die anerkannten Rechte und die beleidigte Würde der Menschen so oft und siegreich vertheidigte, wie keiner vor ihm, machen seinen Namen nicht blos unter den Dichtern, sondern auch unter den edelsten Weisen und Heroen glänzen, die der Menschheit theuer sind.

Es gibt keinen Grundsatz, kein Gefühl der Ehre und des Rechts, die nicht mit einer schönen Stelle, mit einer bedeutungsvollen Sentenz aus Schillers Dichtungen bekräftigt werden könnten, und diese Aussprüche leben im Munde des Volkes, und werden in demselben dauernder leben, als wenn sie in Erz gegraben wären.

In allem, was wir im neunzehnten Jahrhundert geistig und sittlich erstreben, leuchtet uns Schillers Name glänzend voran. Seine Hoffnungen, seine Gefühle waren die des neuen Jahrhunderts. Er empfand und lebte mehr für die Zukunft, als für die Gegenwart. Sein Geist schaute immer nach Vorwärts.

Möge nun das Jahrhundert, auf dessen Schwelle er die reichsten Blumenkränze seiner Dichtungen scheidend niedergelegt, seinen schönen Glauben an die Zukunft so wenig täuschen, als ihn selbst vergessen! Mögen die Feste, die wir in seinem Namen und zu seiner Ehre feiern, möge das Denkmal, das wir ihm zu errichten die Absicht haben, ein Zeichen seyn, daß wir nicht nur stolz auf seinen Namen sind, sondern daß wir auch sein Streben erkennen und theilen, und daß es nicht die Größe allein ist, die wir an ihm schätzen und bewundern, sondern auch in der Größe

die Gesinnung."

* * *

Auf die Rede folgte ein Männerchor, komponirt von Schneider. Opernregisseur Krebs deklamirte hierauf „die Ideale" von Schiller. Nach diesem wurde die herrliche Introduktion aus Webers „Euryanthe" mit untergelegtem Texte gesungen.

Zum Schlusse wurde nachfolgendes, von F. Ritter gedichtetes, und von Lindpaintner für Baß und Chor in Musik geseztes Lied von Hofsänger Pezold in Begleitung des gemeinschaftlichen Chors gesungen, welches durch den gemüthlichen Inhalt des Textes, so wie durch die ungemein liebliche und charakteristische Komposition des Textes so großen Beifall fand, daß es sich bald in jeder musikalischen Sammlung finden wird.

Frühlingslied
am Todestage Schillers.

Regst du, o Lenz, die jungen Glieder,
Erwacht aus starrer Dunkelheit,
Und zeigst in neuem Glanze wieder,
In aller Deiner Lieblichkeit?
Kommst du vertraulich uns zu grüßen,
Der Welt ihr Leben zu versüßen
Und auszulöschen Gram und Leid?

Ja, dich, den Liebling, zu umfahen,
Lauscht bange Sehnsucht allerwärts!
Es überströmt bei deinem Nahen
Von Dank und Liebe jedes Herz;
Der Seele rascheres Bewegen
Verkündet dich mit deinem Segen,
Mit deinem Ernst und deinem Scherz.

Mit Grün sind mild bedeckt die Auen,
Und Schlucht und Hügel sind es auch;
In Blüthenschnee gehüllt zu schauen
Ist Baum an Baum und Strauch an Strauch.
Die Blume träumt von Wonnetagen,
Und schalkhaft muntre Lüfte tragen
Von dannen ihren Balsamhauch.

Und wo sich hin das Ohr mag neigen,
Den Forst empor, die Flur entlang,
Da jauchzt und lockt es von den Zweigen,
Da girrt's hervor vom Felsenhang.
Die Bäche, die dem Berg entfliehen,
Sie werden laut in Melodien,
Und selbst die Luft ist voll Gesang.

So mußte sich die Erde schmücken,
So klang's auf Höhen und im Thal,
Als des geweihten Sängers Blicken
Der Tag geglänzt zum lezten Mal.
Man hörte um sein Grab erschallen
Den Klageruf der Nachtigallen,
Und bleich entschwand der Sonne Strahl.

Doch wenden wir den Blick vom Grabe
Hinauf, wohin sein Geist sich hob,
Der, gleich dem Lenz, so manche Gabe
Des Schönen unsrem Geist verwob!
Wir wollen keinen Schmerz erneuen;
Wir wollen uns des Frühlings freuen,
Die Freude ist sein höchstes Lob!

* * *

Der zuvorkommenden Bereitwilligkeit der königl. Theater-Intendanz, der freundlichen Gefälligkeit und herzlichen Theilnahme des königlichen Hofkapellmeisters Lindpaintner, welcher die Gesänge und die Instrumentalbegleitung dirigirte, so wie der übrigen Mitglieder der trefflichen königl. Kapelle, den geschmackvollen Anordnungen des Herrn Architekten Mäntler, dem unermüdeten Eifer des Herrn Stadelbauer als Musikdirektor des Liederkranzes, der Theilnahme mancher hie-

siger Bürger, welche sich an diesem Abende dem Liederkranze beigesellten, und endlich der wohlwollenden und humanen Verwilligung des Stadtraths, welcher die Maienbäume und Fichtengewinde unentgeldlich abgeben ließ, gebührt auch in diesem Jahre die dankbarste Anerkennung.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bordeaux, März.

(Beschluß.)

Strenger Winter. Geselliges Leben.

Sonderbar ist es, daß man in den Haiden des Landes-Departements die Kälte viel weniger spürte. Der Winter war dort nicht härter als gewöhnlich, ja in Albret und Dax fiel der Thermometer nie so tief als in Murcia und Grenada. Dies traurige Haideland — noch öder als Ihre Lüneburger Haide — liegt als Wüste zwischen zwei Paradiesen, denn auch unsere Bordeauxer Gegend, so arm und wenig reizend sie auch ist, muß doch schön gegen das Landes-Land genannt werden. Jenseits des Adour aber beginnt wirklich eine sehr anmuthige Natur mit südlicher Vegetation. In dieser Südlichkeit war die Kälte unerträglich. Bei Bayonne waren schon Ende Decembers Felder und Wege eingeschneit, alle Tage nahm der Frost zu und stand bald auf 8° Kälte. Alle Straßen, zumal die nach den Pyrenäen, wurden verschneit, Felleisen und Postwagen verspäteten sich Anfangs um 24 Stunden, bald blieben sie ganz aus. Ebenso war es über dem Gebirg. Ein russischer Kurier mußte in Tolosa liegen bleiben, und ohne allen Schutz gegen die Kälte versicherte er, daß er auf mehreren Reisen durch Sibirien nie so von Frost erstarrt gewesen sey, als in Spanien. Die Flüsse froren, so daß sich auf dem steinharten Adour und der Nive gern Schlittschuhläufer lustig gemacht hätten, wenn in der Schnelle die unerhörten Schlittschuhe zu haben gewesen wären. Dies alles ist aber nichts gegen Pau, das noch südlicher liegt, als Bayonne: da fiel der Thermometer mehrmals auf 14°.

Alles dies aber haben wir uns in Bordeaux nicht anfechten lassen. Unser Theater blieb nach Paris immer das erste in Frankreich, manche Neuigkeiten im niedern Lustspiel wurden sogar wohl bei uns besser gegeben, als an der Seine. Daneben und dazwischen wurde viel getanzt und konzertirt. Bei dem spröden Stoff unserer Männer und ihrem prädominirenden Kaufmannsgeist und Spekulationssinn kann aber die Freude nicht recht aufkommen. Was in Paris die Politik in der Gesellschaft zerstückt und verdirbt, das thut hier die Handelspassion. Viele unserer Frauen werden in der Hauptstadt erzogen und lernen dort neben dem mancherlei Frivolen, was Paris auszeichnet, auch das Leichte, Gewandte, Witzige und Gesellige seines Salonlebens. Sie üben solches auch eine Zeitlang, wenn sie wieder hierher kommen, als junge Frauen in ihrem Haus. Dies dauert aber nie über ein Jahr; dann wird das Handelsmiasma wieder Herr; die Männer bringen die Börse und den Haven ins Besuchzimmer, ja oft manchmal ins Boudoir. Statt leichtem, nie erschöpfendem und nie zu tief eingehendem Gespräch, das Scherz, Witz und Laune würzen, reden sie von dem Gewürz aus Indien und den Molucken, und unser herrlicher Wein hat nur dann rechten Werth für sie, wenn sie ihn ausführen und dafür das Geld zu einer neuen Spekulation verwenden können. Es ist nicht zu verwundern, daß es bei so gestalten Sachen mit der Solidität der ehelichen Treue nicht so gut bei uns steht, wie mit der merkantilischen, die hier noch immer fester ist, als in jeder andern Stadt Frankreichs.

Von Kunst ist, außer etwas Liebhabermusik, gar nichts, von Literatur in Bordeaux blutwenig zu sagen. Die Zeit der Montaigne und Montesquieu ist lange vorüber, und was sich in dieser, unserm Handelsleben so fremden Sphäre nur etwas auszeichnen will, eilt nach Paris, wo ein Bordeauxer eine nicht unbedeutende Rolle spielt — Martignac, ein Mann voll Geist und warmem Sinn für Frankreichs Fortschreiten und Ehre.

Auflösung des Räthsels in Nro. 110:
Das Weben.

Räthsel.

Ein Zaubergarten, mit feiner Kunst,
Doch nicht von Gärtnern geschmücket.
Die Gestalten gefallen Jedem wohl
Der nur sich nach ihnen bücket.

Da blinken Glocken und Helme so schön,
Da schaukeln sich farbige Tonnen,
Da lächelt aus Thränen manch blaues Aug,
Da strahlen Sterne wie Sonnen.

Da sind gefüllte Becher zur Hand,
Ihr dürft nur nehmen und trinken;
Doch findet ihr Milch, so genießt sie nicht,
Und laßt mich umsonst nicht winken.

Auch Schwerter drängen sich dicht umher;
An ihren geneigten Spitzen
Seht ihr beim ersten Sonnenstrahl
Diamantenkugeln blitzen.

In Labyrinthen ergehn sich da
Zwerglein von allen Gestalten;
Sie hüpfen, sie kriechen, sie weben sich,
Wer fällt, kann sich überall halten.

Seht ihr des Ritterchens Rüstung dort
Von Gold und schimmerndem Stahle?
Seht ihr, wie furchtsam, wie schnell es flieht?
Es leidet nicht, daß ich es male.

Auch Räuber kommen von Höhen herab,
Im Garten sich Beute zu holen;
Doch mancher, so eindringt in ein Gemach,
Der findet es schon bestohlen.

Lastträger kriechen aus Hügeln hervor,
Wie emsig sie sind, wie geschäftig!
Geh hin, du Träger, und lerne dran,
Und fühle dich einmal kräftig!

Wo Spiegel blinken, da tanzen, umflert
Vom Balletkleid, Sylphen, die losen;
Und mancher Hanswurst springt lustig auf,
Er zeigt euch die rothen Hosen.

Mein Zaubergarten hat, wie sich gebührt,
Auch unterirdische Gänge,
Gegraben von Knappen im Sammetwamms;
Euch wären sie freilich zu enge!

Seiltänzer begegnen euch wohl sogar
Auf überirdischen Fahrten:
Doch ach! gerad' in der besten Kraft
Verschwindet Zauber und Garten.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 117.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 17. Mai 1830.

— Gehn nach uns die Sachen,
So soll dieß Spiel nicht Einen seekrank machen.

Shakespeare.
Heinrich V.

Die Ausrüstung nach Algier.

In Paris ist man außerordentlich geneigt, den ernsthaftesten Dingen eine komische Seite abzugewinnen und über die wichtigsten Angelegenheiten muthwillig zu spotten. So konnte es denn auch nicht fehlen, daß sich die Freisinnigen der so lange vorbereiteten Landung zu Algier bemächtigten und allerlei Witz darüber ausließen. Schon seit Monaten haben die kleinen Tagesblätter, besonders der Figaro, allerlei Schnurren darüber zum Besten gegeben. Anekdoten, Wortspiele, kleine dramatische Auftritte, Epigramme, in denen natürlich der Kriegsminister Bourmont nicht verschont wird, wechseln miteinander ab. Freilich liefert der abentheuerliche Feldzug Stoff genug zu Witzeleien, nicht als ob er an und für sich zu tadeln sey, und nicht eine gewisse Größe sich in demselben entwickelte, an welcher man die Franzosen aus den Zeiten der Kreuzzüge und diejenigen aus der Zeit der Landung in Egypten unter Bonaparte wieder erkennt. Allein da weder der Feldzug, noch der Anführer desselben populär in Paris ist, und die liberale Parthei ihre guten Gründe hat, sich dem ungeheuren und kostspieligen Vorhaben zu widersetzen, so hat die Ultraparthei oder das jetzige Ministerium die Nothwendigkeit eingesehen, dem Feldzuge einen außerordentlichen Charakter zu geben, um sich dadurch zu einem besondern Ansehen zu erheben und seinen Einfall als einen genialen zu stempeln. Zu diesem Zweck, und um das Gelingen des Plans zu sichern, hat man zu den sonderbarsten Mitteln seine Zuflucht genommen. Projektenmacher und Abentheurer aller Art sind nach Paris geströmt, um Herrn v. Bourmont ihre Erfindungen, Geheimnisse und Verbesserungen zu verkaufen; als einmal diesen Leuten die Thüre geöffnet war, und man wußte, daß das Geld nicht gespart werden würde, regnete es Projekte und Erfindungen; es war, als ob ein Konkurs für alle erfindsamen Leute eröffnet worden wäre, und da es an Erfindsamkeit und Spekulationsgeist hier nicht fehlt, so läßt sich denken, was für abentheuerliches Zeug, zum Behufe des beschlossenen Angriffs auf Algier, ans Tageslicht gekommen ist. Sollten jemals die Summen, die deßhalb verschwendet worden sind, bekannt werden, so wird man vermuthlich erstaunen, daß so etwas in einem wohlgeordneten und von einer Repräsentativ-Verfassung regierten Staate habe stattfinden können. Hat der Feldzug keine wichtigen politischen Folgen, so wird wenigstens die Sammlung aller der Einfälle und Erfindungen, wozu er Anlaß gegeben hat, etwas Lustiges seyn. Da erscheinen zuerst die Marmites autoclaves, welche man eine Zeitlang im großen Hofe des Kriegsministeriums hat dampfen sehen, und die den Herrn Offizieren eine selbstkochende Küche in eleganter Gestalt gewähren sollen. Ich weiß nicht, wie viele Dutzend oder gar wie viele Hundert solcher tragbaren Küchenmaschinen eingeschifft worden sind. Dann kommen neuerfundene Zelte, welche die Herrn, die sich schon an die Bivouaks gewöhnt hatten, gegen die afrikanische Sonne schützen sollen, und die gewiß noch allerlei wundersame Eigenschaften besitzen.

Ferner die hölzernen Thürme, welche mit Soldaten besezt werden sollen, sobald man sie an Ort und Stelle wird zusammengefügt und geschraubt haben, und gegen welche die Kugeln der Algierer wahrscheinlich nichts vermögen, oder man sezt voraus, daß die Algierer nicht schießen werden. Dann kömmt Herr Sudre mit seiner Violine und sonstigen musikalischen Instrumenten, vermittelst welcher er die Kriegsbefehle ganz harmonisch verbreitet. Herr Sudre hat in den Zeitungen angekündigt, er sey nicht mit nach Algier berufen worden; allein seine Erfindung gehe hin, und da sey es doch nöthig, daß sie von dem Erfinder selbst in Ausübung gesezt werde. Herr Sudre reicht Herrn Margat die Hand, mit seinem Luftballone, womit er über der feindlichen Stadt zu schweben und sie auszukundschaften hofft, falls sie den französischen Bomben Widerstand leisten sollte. Dann sehen wir die Zöglinge aus der militärisch-gymnastischen Schule des Herrn Amoros auftreten, welche gelernt haben, vermittelst eines langen Stabes über Graben und Hecken zu setzen, und einen zwanzig Fuß langen Sprung zu thun. Vermittelst ihrer Kunst sollen sie sich, wie es heißt, auf die Mauern von Algier schwingen, wofern die Thore nicht aufgemacht werden. Was diese fliegenden Feinde für einen wundersamen Eindruck auf die Algierer machen werden! gewiß noch einen weit größern als die Marmites autoclaves, das vermittelst hydraulischen Pressen zusammengedrückte Heu, die musikalische Sprache des Herrn Sudre, und der Luftballon des Herrn Margat. Und zulezt kommen die Herren Merle und Daubignose, Theaterdirektoren, welche zwar angeblich Bülletins der Armée d'Alger schreiben werden, aber sicher auch den Beruf haben, ein Theater in dem zu erobernden Algier einzurichten, und Stücke auf demselben aufführen zu lassen, die auf den Sieg der Franzosen Bezug haben, wie man dergleichen nach glücklichen Feldzügen auf den Pariser Theatern spielt. Französische Vaudevilles auf dem Theater zu Algier zu geben, und Mauern und Türken und Franzosen zu Zuschauern zu haben, welch sonderbares Ereigniß! Ist es noch zu verwundern, daß sich ein Spekulant zu Marseille hat einfallen lassen, ein Schiff auszurüsten, zum Behufe aller derjenigen Neugierigen, welche das Bombardement von Weitem ansehen, und allenfalls, wenn die Armee einmal die Stadt wird eingenommen haben, sich ans Land wagen wollen, um das gefallene Reich mit eigenen Augen anzuschauen, und einen Begriff von afrikanischer Natur und afrikanischen Sitten mit nach Hause zu nehmen. Für fünfzehn Franken des Tags verspricht der Spekulant den Liebhabern diese Lustfahrt à la suite der großen Flotte.

Dg.

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

(Fortsezung.)

Vom Luxus der Römer.

Die römischen Schriftsteller während der Republik bekümmerten sich sehr wenig um Naturgeschichte; die Schriften von Cato, dem Censor, Varro, Cicero, Julius Cäsar und Lukrez enthalten für die Geschichte der Wissenschaft manches Interessante, für die Wissenschaft selbst aber wenig Erhebliches. Unter den Kaisern gab man sich mehr mit Naturgeschichte ab; aber die lateinischen, auf uns gekommenen Werke über Gegenstände der Art enthalten wenige eigenthümliche Beobachtungen; sie sind wenig mehr als Compilationen, und dieß muß nothwendig befremden, da wohl kein Volk auf Erden je so viele Gelegenheit zu Beobachtungen gehabt hat.

In den ersten Jahrhunderten der Republik hinderte besonders die herrschende Sitteneinfalt die Fortschritte der Naturwissenschaft, die eine kostbare, eine Luxuswissenschaft ist und eines ziemlich bedeutenden Apparats nicht entbehren kann. Eine Hauptquelle für sie ist der Handel, der die Erzeugnisse fremder Länder in Einem Punkt zusammenströmen läßt. Die Römer trieben aber lange Zeit keinen Handel; in einem Vertrag mit den Carthaginensern hatten sie sich zuerst verbindlich gemacht, mit ihren Schiffen nicht über die Meerenge zwischen Sicilien und Afrika hinauszugehen; später, im Jahr Roms 405, entsagten sie allem Handelsverkehr mit Sardinien und der afrikanischen Küste. Es war dieß nicht Unwissenheit von Seite der Regierung, sondern Politik, um zu verhindern, daß sich nicht mit dem Handel der Luxus einschleiche. Rom bekam die erste Silbermünze im Jahr 472 seiner Erbauung, 268 vor Chr. Im lezten macedonischen Kriege wurde ein Senator abgesezt, weil er zehn Pfund Silbergeschirr besaß. Gleich nach diesem Krieg, bei dem Triumph des Paulus Aemilius, sah man zum erstenmal goldenes Geschirre. Aber nicht lange, so zog mit dem Sieg der Luxus ein, und bei den Privatleuten stieg er bald zu ausschweifender Höhe. Werfen wir einen Blick darauf, so weit seine Gegenstände auf Naturwissenschaften Bezug haben. Der Tafelluxus z. B. brachte eine Menge fremder Thiere nach Rom, die zum Theil kein anderes Verdienst hatten, als daß sie sehr selten und außerordentlich theuer waren. Auch der Kleiderluxus interessirt uns wegen der kostbaren Steine und Farbestoffe, die Verschwendung im Bauen wegen der Steine aus Italien, Griechenland, sogar aus Gallien.

Sprechen wir zuerst vom Tafelluxus. Im zweiten punischen Krieg erfand Fulvius Hirninus die Gehege für vierfüßige Thiere. Man nannte sie Leporaria, weil man drei Arten von Hasen darin zog, den gemeinen, den spanischen und den bunten oder Alphasen, eine Art, die jezt

fast ganz ausgerottet ist. Man hegte darin auch fast alle unsere Waldthiere, und das wilde Schaf oder den Muflon. Diese Thiere waren fast wie Hausthiere und versammelten sich auf ein gewisses Zeichen. Einst als Hortensius ein Gastmal in seinem Park gab, sah man auf einen Trompetenstoß Hirsche, Rehe, wilde Schweine herbeikommen und sich um das Lusthaus versammeln, was manche Gäste in nicht geringen Schrecken versezte. Servius Tullus war der erste, der ein ganzes wildes Schwein auftragen ließ. Die graue Holzmaus, ein kleines Thier, das in hohlen Eichen lebt, galt bei den Römern für einen großen Leckerbissen. Sie zogen sie in Gehegen und eigen geformten Gefäßen von gebrannter Erde und mästeten sie mit Eicheln und Kastanien. Lenius Strabo erfand die Vogelhäuser für die Speisevögel, die im Hühnerhofe nicht gehalten werden können. Die Pfauen waren in Griechenland seit Alexander blos ein Gegenstand der Neugier; Hortensius ließ zuerst einen, bei einem Bankett zu Ehren seiner Ernennung zum Augur, auftragen. Diese Vögel vermehrten sich in Kurzem, und Ptolemäus Physcon wunderte sich über die Menge derselben, die er in Rom sah. Aufidius Lucro machte sich mit dem Mästen der Pfauen ein Einkommen von 6—7000 Gulden. Man trug welche bei allen großen Gastmahlen auf: ein gebratener Pfau war, was jezt das wälsche Huhn mit Trüffeln ist. Hirtius Pansa hatte das Unglück, ein Festin zu geben, bei welchem diese nothwendige Schüssel fehlte, und ward von Stunde an als ein Filz, als ein Mensch ohne Geschmack verschrieen und hatte es auf immer mit den Gutschmeckern verdorben. Man zog in den Vogelhäusern Drosseln, auch Tauben, und es scheinen damals, gerade wie jezt, Liebhabereien geherrscht zu haben, denn gewisse Spielarten waren sehr gesucht. Varro erzählt, für ein Paar Tauben seyen 2000 Sestertien (etwa 450 Livres) bezahlt worden. Sempronius Lucus ließ zuerst junge Störche auftragen. Gänse zog man gerade wie jezt, um fette Lebern zu bekommen. Doch diese Speise konnte man sich gar zu leicht verschaffen, und bald erfand man, um sich auszuzeichnen, neue Gerichte; es kamen Straußengehirne, Flamingozungen auf die Tafeln; man ließ Haselhühner aus Phrygien, Kraniche aus Melos, Fasanen aus Kolchis kommen.

Bei den Fischen war die Verschwendung noch größer als bei den Vögeln. Es gab eine Zeit, während der Republik, wo ein Mann, der hätte Fische essen wollen, sich den Vorwurf schimpflicher Weichlichkeit zugezogen hätte. Aber diese Sittenstrenge verschwand, als der Reichthum allgemein wurde, und schon Cato beschwert sich, daß man zu seiner Zeit einen Fisch theurer bezahlt habe als einen Ochsen. Und doch wurde gerade damals Gallonius wegen seiner verschwenderischen Tafel, auf welche Störe kamen, öffentlich angeklagt, und wäre beinahe um seinen Rang gekommen. Der Erfinder der Fischteiche war Lucinius Muräna, und daher kommt dieser sein Beiname, der von nun an seiner Familie blieb. Hortensius folgte seinem Beispiel und ging noch weiter. Bald begnügte man sich nicht mehr mit Süßwasserfischen; man legte Weiher mit Salzwasser an, in denen man Salme, Lachse, Goldfische und verschiedene Schaalthiere hegte. Lucullus ließ, um Seewasser in einen Teich zu führen, einen Berg durchstechen und verdiente sich durch diese Tollheit den Titel: Xerxes togatus. Nach seinem Tode waren so viele Fische in seinen Weihern, daß Cato von Uttica, der die Erbschaft auseinandersezte, 900,000 Franken daraus erlöste. Cäsar wollte einmal dem römischen Volke ein Fest geben und wandte sich an Irrius um Muränen; verkaufen wollte dieser keine, er lieh ihm aber nach Plinius 6000, nach Varro nur 2000 Stück. Man wetteiferte, wer die größten Tollheiten mit den Muränen beginne. Hortensius hatte welche, die er sorgsamer pflegte als seine Sklaven, und nicht etwa, um sie zu essen, denn auf seinen Tisch kamen blos auf dem Markt gekaufte; er soll den Tod eines dieser Fische beweint haben. Der Redner Crassus ging in ähnlichem Falle noch weiter: er legte Trauer an. Doch alles dies ist nichts gegen das, was Vedius Pollio that; dieser warf mehr denn einmal seinen Muränen lebendige Menschen zum Fraß vor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, April.

Die kirchlichen Ceremonien in der Charwoche.

Die Charwoche ging nebst dem Osterfeste mit dem herkömmlichen Prunke ohne die gefürchtete Störung vorüber, und der Pabst erschien öfter bei den ihn betreffenden Feierlichkeiten, als man bei seiner tieferschütterten Gesundheit sich versprechen konnte. Der Zusammenfluß von Fremden aus allen Ländern war vielleicht noch bedeutender, als während des Karnevals. Diese durch den Ruf so zauberhaft dargestellten Kirchenfunktionen geben einen der ersten Beweise, wie sehr die kränkliche Einbildungskraft der meisten Reisenden bei Schilderung der gewöhnlichsten Dinge und Erscheinungen in Italien im Spiele ist, und wie Wenige sich die Mühe nehmen mögen, die Sachen an ihre rechte Stelle zu setzen und die entzügelte Phantasie unter die Herrschaft ihrer gesunden Sinne zu bringen. Warum denn auch immer von den einfachsten Dingen mit Exaltation sprechen, warum die fieberhafte Spannung, in welche man sich pflichtschuldig versetzen zu müssen vermeint, wenn man den klassischen Boden Roms mit seiner geweihten Erde einmal zu betreten die Ehre gehabt hat, mit allen hochnothpeinlichen Mitteln und gegen seine Ueberzeugung vermehren, und so im Streite mit dem, was einem der Verstand sagt, und dem, was andere Leute meinen, sich die kostbare Zeit des Aufenthalts in der Weltstadt oder überhaupt in Italien verderben, was unausbleibliche Folge der Ungewißheit ist, in welcher man sich mit seinem Urtheile über eine Sache befindet. Sollte es denn wirklich ein Verbrechen seyn, zu gestehen, daß die meisten der bei dieser

erhabenen Erinnerungsfeier üblichen Ceremonien, welche sich auf so einfache und schöne christliche Satzungen und Traditionen gründen, so ausgeartet sind, daß man mehr dramatischen Effekt, als wahre Erbauung dabei im Auge hat? Muß die schöne Feier der Fußwaschung nicht an Würde verlieren, wenn man den Pabst oder an seiner Stelle einen silbergrauen Kardinal diese so schöne Gedächtnißhandlung wahrer christlicher Demuth an größtentheils ganz jungen, von Gesundheit strotzenden maskirten Geistlichen vollziehen sieht, während in andern Hauptstädten der Christenheit die ältesten, durch sittlichen Lebenswandel solcher Ehre würdigen Greise hierzu berufen werden? Kann es einen günstigen Eindruck machen, wenn man diese metamorphosirten Fratres, so wie später das respektable Kardinalskollegium, von dem in Schaaren andrängenden Publikum umstellt, ohne alle von dieser testamentarischen Erinnerung unzertrennbare Würde wie in einer Garküche abfüttern sieht, und wenn hierbei die polizeilichen Maßregeln so übel getroffen sind, daß die für die Damen errichteten Tribünen jeden Augenblick den Einsturz drohen, die Damen selbst, um an ihren Platz zu gelangen, über eine hohe Schranke und eine Hühnertreppe steigen müssen, und für die Ordnung im Ganzen so wenig gesorgt ist, daß die wachehaltenden Schweizer sie mit Hellebardenschlägen handhaben müssen? Und wird die hochfeierliche Ceremonie der Benediktion von der Tribüne des Paterdomes auf die zahllose, unten zusammengedrängte gläubige Menge nicht ins Lächerliche gezogen, wenn solche Verstöße wie am Gründonnerstag vorgehen, wo der ehrwürdige Kirchenvater, welchem das große Buch nicht richtig dargeboten wurde, sich mit seinen ungeschickten Dienern deßhalb laut herumzanken muß, und wenn das im Quarré auf dem Riesenplatze die unermeßliche Menschenmenge umgürtende Militär genöthigt ist, gleich dieser knieend die Segnung zu empfangen, was in dem knappen Anzuge bei den meisten derselben nur in krampfhaftem Schweben zwischen Himmel und Erde möglich ist? Und stößt es nicht gegen alles militärische Herkommen, wenn die Truppen dieser religiösen Pflicht hingegeben werden, ohne zu wissen, wie sie ihre Gewehre, welche sie nicht ablegen dürfen, zu halten haben, und wenn die türkische Bande ihre Musik knieend fortspielen muß, wobei der Schläger der großen Trommel sich mit dem Bauche über sein Instrument legt? Könnte man denn diese und so viele andere Uebelstände nicht beseitigen, und ist es nicht sogar Pflicht, Alles zu vermeiden, was die Feierlichkeit dieser weltberühmten Kirchenceremonien stören oder gar ins Abgeschmackte herabziehen muß? Wie sehr würden aber diese, wie sehr die ganze Sache gewinnen, wenn der Frivolität vorgebeugt und Anstand und Einfachheit vorherrschend beachtet würden. Es ist über oder gegen den Ritus der katholischen Kirche hier nichts zu sagen, da er sich, obgleich degenerirt, auf unsere Zeit durch Tradition fortgepflanzt hat; warum aber zu Mitteln seine Zuflucht nehmen, welche nur der Bühne angehören sollten? warum das Miserere mit einem donnerähnlichen Geräusche schließen, zum Zeichen, daß Christus todt sey, und so gleichsam einen dramatischen Kunstgriff anwenden, der troz dem, daß er, an dieser Stelle angewendet, eine wirklich überraschend erschütternde Wirkung hervorbringt, von der in ihre Rechte getretenen Ueberlegung doch bald als dramatisch, und daher hierher nicht passend erkannt und mißbilligt werden muß? Wozu denn so viele künstliche Berechnung, wo die Mittel so einfach und erhaben zur wahren Rührung sich darbieten? Weßhalb die Menschen durch zweistündige Lamentationen, durch diese furchtbar abspannende Monotonie unendlicher Grabesaccente martern, um ihnen die herrliche Musik des Miserere doppelt angenehm erscheinen zu lassen? Wahrlich, die großen Meister Allegri, Palästrina, Jomelli und Pergolese bedürfen keines so mürbe gemachten Auditoriums, um ihre überirdischen Schöpfungen geltend zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, April.

(Beschluß.)

Ueber Ostindien. W. Scott. Gesundheit des Königs.

Wir führen nur Ein Beispiel des berührten Unwesens in Ostindien an: Einem sehr reichen Hause hindu'scher Bankiers zu Muxabavad ward zu verstehen gegeben, daß der Nabob Geld brauche. Geschickter, Geld zusammen zu scharren, als das Gesparte zu erhalten, machten die Kaufleute dem Prinzen ein Geschenk, welches dessen Erwartungen bei weitem nicht entsprach. Es war nicht wahrscheinlich, daß Leute von ihrer bekannten Vorsichtigkeit in eine der gewöhnlichen Fallen gehen würden. Da geschah es, daß einer der Leichname, die man beständig auf dem Ganges schwimmen sieht, unter der Mauer ihres Hauses ans Land geworfen ward; sogleich wurde dieses von Gerichtsdienern umringt, und bald erschallte es von Flüchen gegen die unglücklichen Bewohner, welche einen Sohn Mahomeds ermordet haben sollten. Das Haupt der Familie ward in einen Kerker geschleppt, wo er dreimal gegeißelt wurde und endlich froh seyn mußte, das ihm angedichtete Verbrechen mit einer Summe von 50,000 Rupien (6250 Pf. Sterl.) abkaufen zu dürfen. Durch solche Beispiele gewarnt, sieht der vernünftige Reiche ein, daß er sich durchaus die Gunst des Fürsten erkaufen muß. Kaum wäre es glaublich, daß die Familie des Juttichund gleich nach dessen Tode dem Nabob von Bengalen ein Geschenk von 300,000 Pf. Sterl. gemacht haben soll, wenn man nicht wüßte, daß dieser Mann als 40jähriger Aufseher der Münze und des Schatzes der reichste Privatmann im Lande war.

Sir Walter Scott findet während der Herausgabe seiner älteren Werke und der Sammlung geschichtlicher Notizen, wodurch er, so weit es an ihm liegt, dem Geiste der Zeit huldigend, seinen eigenen Zauber wieder zu zerstören sucht, noch immer Zeit zu neuen Werken. So eben sind wieder zwei Erzählungen von ihm erschienen: Das Schicksal des Devorgoil und Auchindrane.

Hummel hat sein erstes Konzert gegeben; der Saal war zum Erdrücken voll, und der Beifall, mit dem das herrliche Spiel des großen Künstlers aufgenommen ward, über alle Beschreibung.

Der König ist fortwährend sehr krank, und man macht sich in der Handelswelt auf eine allgemeine Trauer gefaßt, obgleich man über den eigentlichen Zustand Sr. M. nichts weiter weiß, als daß er von Zeit zu Zeit das Athmen beschwerlich findet. Es ist merkwürdig, daß in einem Lande, wo man den König als ein Nationaleigenthum, als die Hauptschraube in der Staatsmaschine betrachtet, der jetzige Monarch seine Freude daran findet, sich in orientalisches Dunkel zu hüllen. Von dem engen Kreise seiner Freunde und Leibdiener umgeben, lebt er immer zu Windsor und läßt sich, selbst wenn er ganz gesund ist, nicht mehr sehen, als seine Pflicht es ihm gebietet; und sogar jezt, da er krank ist, dürfen die Aerzte in ihren Bulletins nicht mehr sagen, als unumgänglich nothwendig ist, und die Nation muß sich mit Muthmaßungen begnügen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 118.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 18. Mai 1830.

— In schandbarem Prunk entmannete weichlicher Reichthum
Unsere Zeit. Denn was kümmerte noch die betrunkene Wollust?
Nicht mehr weiß sie zu scheiden, was oben ist oder was unten,
Sie, die in Mitternächten verschlingt großmächtige Austern.

Juvenal.

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

(Fortsetzung.)

Auch mit andern Fischen wurden Ausschweifungen getrieben, die wir kaum begreifen können. Der Accipenser kostete gewöhnlich über 1000 Drachmen; man trug ihn nicht anders als unter Trompetenschall auf. Dieser Accipenser war schwerlich der gemeine Stör, sondern der Sterlet, eine kleinere Art mit spitzer Schnautze, die in den Flüssen, die sich ins schwarze Meer ergießen, vorkommt. Die Meerbarbe oder der Rothbart war auch sehr theuer; ein vier Pfund schwerer Fisch dieser Art wurde für 900, ein anderer für 1500 Franks gekauft. Man ließ diese Fische lebendig, mittelst Kanälen von Seewasser, die unter der Tafel durchliefen, bis ins Speisezimmer kommen.

Auch die Schnecken wurden sorgfältig gehegt. Jener Fulvius Hircinus, der die Gehege für vierfüßige Thiere erfunden hatte, erfand auch welche für die Schnecken; da man diese Thiere nicht in Zäune einschließen konnte, umgab man den Platz, wo man sie zog, mit Wasser. Man stellte Gefäße von gebrannter Erde für sie zum Unterkriechen auf und mästete sie mit gekochtem Wein und Mehl. Nach Plinius gab es welche, die 5 Pfund wogen. Die italienischen Schnecken wurden wohl nicht so groß; wir wissen aber, daß man auch welche aus fremden Ländern, aus Afrika, Illyrien u. s. w. kommen ließ. Die Austern in Parks zu hegen, lehrte Sergius Aurata (Goldfisch), der, wie Licinius, sich nach einem Fisch nennen ließ. Früchte waren, wie es scheint, weniger gesucht, als in späterer und in neuerer Zeit. Die einzige neue Frucht, die damals eingeführt wurde, war die Kirsche; Lucullus brachte sie von Cerasonte in Kleinasien, 69 vor Chr.

Der Luxus mit wohlriechenden Dingen war ganz übermäßig, und die kostbarsten Arome des Orients kamen nach Rom. Der Aufwand in Kleidern war nicht weniger groß: man lernte dadurch den Purpur, die Perlen, die kostbaren Steine kennen. Zu einer gewissen Zeit war man eigentlich mit Wuth auf Opale versessen, und einmal ließ sich einer lieber proscribiren, als daß er dem Diktator Sylla einen sehr schönen Opal, den dieser zu haben wünschte, abgetreten hätte. Auch im Hausgeräthe herrschte die Mode streng, und manche Hölzer bekamen dadurch einen übermäßigen Werth. Eine Zeitlang wurde vorzüglich das Holz des Zitronenbaumes gebraucht; der so benannte Baum war nicht Theophrasts und unser heutiger Zitronenbaum, sondern, wie es scheint, eine Art Thuya aus Cyrenaika. Nicht der Stamm selbst wurde benutzt, sondern gewisse Auswüchse in der Nähe der Wurzel. Bekam man bedeutend große Stücke der Art, so wurden sie zu ganz unsinnigen Preisen verkauft. Cethegus bezahlte für einen Tisch 1,400,000 Sesterzien; Seneca selbst, der so stark gegen den Luxus losziebt, hatte welche, die ungeheure Summen kosteten. Man unterschied diese Stücke nach der Farbe, dem Geäder u. s. w.; jede Spielart hatte ihren eigenen Namen. Auch vom Ebenholz machte man Gebrauch; Pompejus brachte es nach seinen Siegen über die Seeräuber zuerst nach Italien.

An den Gebäuden brachte man eine Menge Marmor an. Man ließ welchen aus den fernsten Ländern kommen; sie besaßen sogar mehrere Arten, wovon wir die Steinbrüche nicht mehr kennen; die Marmorarten, die man verde antico, rosso antico nennt, heißen so, weil man sie blos noch an den Bauwerken der Alten findet.

Wenden wir uns nun vom Luxus der Privatleute zur Verschwendung bei öffentlichen Festen, so erstaunen wir noch mehr. Kaum wagt man, Dinge der Art den alten Schriftstellern nachzuerzählen. Indessen darf man sie wohl schwerlich für übertrieben halten, wenn man bedenkt, wie genau sie mit einander übereinstimmen, und daß jene fast immer Augenzeugen des Erzählten waren. Bekmann, Mongez und Cuvier haben die Thiere, die im Cirkus aufgeführt oder getödtet wurden, zum Gegenstand genauer Forschungen gemacht, und man hätte Unrecht, wenn man dieß für bloße Sache der Neugier halten wollte. Denn dem Naturforscher liegt aus mehr als einem Grunde daran, die Zeit zu wissen, wo die Thiere zum erstenmale auftraten, aus welchen Ländern sie stammten, in welcher Zahl sie eingeführt wurden. Ohne diese Kenntniß könnte es ihm z. B. gar oft begegnen, daß er fremde Thierknochen für wahre Versteinerungen, und somit völlig zufällige Erdbildungen für regelmäßige Formationen hielte.

Curtius Dentatus war der erste, der 275 vor Chr. zu Rom fremde Thiere sehen ließ. Man erinnert sich, daß während Alexanders Eroberungszug die Elephanten in Griechenland bekannt wurden; Aristoteles sah sie und beschrieb sie weit richtiger als Buffon. Diese und einige später eingeführte Elephanten kamen an Pyrrhus, König von Macedonien, der sie Demetrius Poliorcetes abgenommen; als er aber selbst von den Römern geschlagen wurde, fielen vier dieser Kriegselephanten den Siegern in die Hände; nachdem sie im Triumph des Dentatus mitgezogen waren, wurden sie vor dem Volk umgebracht. Vier-und-zwanzig Jahre nachher fing Metellus nach einem großen Siege über die Carthaginenser 142 Elephanten, die sämmtlich im Circus mit Pfeilen getödtet wurden; sogar das Elfenbein scheint man sich nicht zu Nutze gemacht zu haben. Man begreift, daß es zur Zeit des Curtius Dentatus politisch seyn konnte, einige dieser Thiere umzubringen, um dem Volk die Furcht, welche ihm ihr Anblick Anfangs eingeflößt hatte, zu benehmen. Bei der zweiten Niedermetzlung konnte dieser Grund nicht mehr gelten; aber die Römer wollten ohne Zweifel bei ihren Heeren keine Elephanten einführen, weil sie dieß zu einer Abänderung ihrer Taktik, bei der sie sich wohl befanden, gezwungen hätte. Fünf-und-zwanzig Jahre nach Metellus Triumph, 186 vor Chr., ließ Marcus Fulvius, in Folge eines im ätolischen Kriege gethanen Gelübdes, Panther und Löwen auftreten. Diese Thiere konnten wohl aus Afrika kommen; vielleicht hatte man sie aber auch aus Kleinasien, wo es damals noch welche gab. Da das Volk Geschmack an dergleichen Schauspielen fand, ließen Scipio Nasica und Publius Lentulus mehrere Elephanten, vierzig Bären, drei-und-fünfzig Panther sehen; Quintus Scävola mehrere Löwen, die mit Menschen kämpften, Sylla mehr denn hundert männliche Löwen. Im Jahr 58 vor Chr. that sich Emilius Scaurus, während er Aedil war, nicht allein durch die Menge der Thiere hervor, die er auftreten ließ, sondern auch dadurch, daß er bisher zu Rom nie gesehene Thiere aufführte; bei diesen Festen sah man zuerst das Nilpferd, fünf lebende Krokodille, 150 Panther, und, was noch außerordentlicher erschien, Knochen von dem Thiere, dem Andromeda preisgegeben worden seyn sollte; man hatte sie von Joppe (Jaffa) an der Küste von Palästina kommen lassen; es waren darunter Wirbelbeine, anderthalb Fuß lang, und ein Knochen, der nicht weniger als sechs-und-dreißig Fuß maß; es war wahrscheinlich die untere Kinnlade eines Wallfisches. Im Jahre 55 führte Pompejus, zur Feier der Einweihung seines Theaters, einen Luchs auf, einen äthiopischen Affen, ein Nashorn mit Einem Horn, zwanzig Elephanten, welche mit Menschen kämpften, 410 Panther, 600 Löwen, worunter 315 mit Mähnen. Alle Könige Europas zusammen vermöchten jezt nicht so viele Thiere aufzutreiben. Cicero, der diesen Spielen beiwohnte, spricht ziemlich wegwerfend davon und sagt, das Volk habe am Ende die Elephanten ganz gering geschäzt.

(Der Beschluß folgt.)

Bruchstücke aus einem Reisetagebuche über die Niederlande, im Herbst 1829.

III. Antwerpen.

Von Brüssel wie von Löwen aus laufen zwei Kanäle nach dieser ersten Handelsstadt des Reiches, zu leichterer Verbindung mit dem Innern des Landes. Aber dieß sind hier die einzigen: allgemein und wie ein Adergeflecht Alles durchdringend, fanden wir sie erst in Holland, nördlich von Rotterdam und Utrecht. Wir zogen schon jezt die Wasserreise vor, und bestiegen auf dem Brüßler Kanale eine der vielen Treckschuiten, die von Stunde zu Stunde abgehen, um auf das Bequemste und Rascheste von dannen zu kommen. Man fährt auf dem schnurgeraden Kanale, von einem trabenden Pferde gezogen, fast pfeilschnell dahin. Nirgends Stockung oder Aufenthalt, wiewohl zahlreiche Schiffe uns begegnen, zahlreiche Brücken zu passiren sind. Die beiden Dämme, die den Kanal einschließen, sind nämlich zugleich mit einer wohlgepflasterten Straße versehen, auf welcher links die aufwärtsfahrenden, rechts die abwärtsgeführten Schiffe gezogen werden; und auf jeder Brücke wartet schon ein Knabe, um das vom Schiffer abgelöste Zugseil aufzufangen und nach dem Durchfahren unter der Brücke ihm wieder zuzuwerfen. Nichts ist charakteristischer als die bequeme Ordnung und Regel-

mäßigkeit, womit dieß Alles geschieht. Dabei wird kein Wort verloren, und keine unnütze, hastige Bewegung ist zu merken. Ich bin überzeugt, daß diese merkwürdige Reisemethode, die nur in China ihres Gleichen findet — wie denn überhaupt die Analogie zwischen Chinesen und Holländern mir auffallend war — eben so Produkt ist des holländischen Charakters, als umgekehrt dazu beiträgt, ihn in beständiger Blüthe zu erhalten, während keine andere, an Verkehr gewöhnte Nation für die Dauer die regungslose Monotonie derselben aushalten würde. Der Holländer aber findet da allein sich und seine Lebensbedingungen wieder, nämlich Ruhe, Pfeife und Spucknapf, und so bleibt die Kajüte nur eine zufällige Veränderung oder Fortbewegung seines Wohnzimmers, wo der behagliche Sitz den Mittelpunkt bildet. Sonst ist es beinah ängstlich, von den Kanälen ins Land hinauszublicken: es liegt meistens tiefer als die Wasserfläche, auf der man dahin fährt, und nur ein schmaler Damm schützt es vor Ueberschwemmung. Dahinter stehen die Häuser niedrig hingebaut, und man sieht vom Schiffe nur das obere Stockwerk. So gleicht das ganze Land einem aufgedeckten Souterrain, und das Gefühl einer unheimlich feuchten Kellerluft, einer kältenden Fieberatmosphäre hat uns in den Ebenen des nördlichen Hollands, selbst bei den schönsten Lusthainen, nie verlassen. Deßhalb ist auch der Fremde genöthigt, sogleich sich zu acclimatisiren und zum Genever zu greifen, der in den mannigfachsten Zubereitungen und Abstufungen als das allgemeine Gegengift überall feilgeboten wird.

Beim stadtähnlichen Dorfe Boom mündet der Brüßler Kanal in die Schelde, die langsam und in trägen Krümmungen sich dem Meere entgegenwindet. Mir fiel die Niedrigkeit des Flusses auf, und das an beiden Seiten mit feuchtem Schlamm bedeckte Ufer. Als ich ahnungslos nach der Ursache fragte, antwortete man mir, es sey jezt Ebbe, in sechs Stunden dagegen sey die Schelde hier der vollgeschwellteste, mächtigste Strom, denn die Meeresfluth dringe bei zehn Stunden weit in den Fluß hinein. Was diese unerwartete Selbstankündigung des ersehnten Meeres auf uns Landgewohnte für einen Eindruck machte, ist schwer zu sagen. Die Regel, der auch dieß furchtbare, stets drohende Element sich beugen muß, die ruhige Sicherheit, mit der der Meeresbewohner darauf rechnet und sorglos spielt mit dem seltsamen Ungeheuer, während es uns wie eine völlig andere Welt fremd und unheimlich entgegentrat, selbst die neuen Verhältnisse und Beziehungen, die überall dadurch hervorgerufen werden, Alles kann den mächtigsten Eindruck nicht verfehlen, und in Europa wenigstens ist keine größere Naturerfahrung zu machen; denn selbst Alpe und Gletscher reichen nicht an die gewaltige Vorstellung des Meeres, dessen Wogen, wie die Fluth sie uns jezt zu den Füßen hinrollt, vor Kurzem vielleicht die neue Welt oder den Südpol umspülten.

Wir eilten, nach Antwerpen zu kommen, auf einer vollbesezten Diligence, die, nur von drei Pferden gezogen, doch rasch dahinfuhr, und hier im Vorbeigehen Lob und Anerkennung dem niederländischen Reisefuhrwesen. Die Sitze sind bequem, der Preis sehr billig, die Beförderung die geschwindeste, und so ist es möglich, durch Wasser- und Landreise in einem Morgen von Brüssel nach Antwerpen zu kommen, dort die Börsengeschäfte „gemächlich“ zu besorgen, und mit Bequemlichkeit desselben Tages wieder zurückzufahren. Die treffliche, aus neben einander geschichteten Backsteinen gepflasterte Chaussee — nach der in Holland durchgängig üblichen Weise — führte durch anmuthige Wiesenflächen, mit Landhäusern und Gärten bedeckt, schnurgerade auf Antwerpen zu, und schon stundenweit streckte sich uns am Ende derselben der Thurm seiner Kathedrale entgegen, herrlich und kühn in die Luft gebaut. Um 1 Uhr daselbst angelangt, wanden wir uns noch lange durch die von Napoleon erbauten, von der jetzigen Regierung erweiterten Festungswerke, und waren endlich im Innern der merkwürdigen, alterthümlichen Stadt. Die engen Straßen um das Rathhaus, die Häuser mit ihren schmalen Fenstern und spitzzulaufenden Giebeln, so seltsam und mannigfaltig, daß kaum Köln, die Musterkarte buntester Bauart, Aehnliches darbietet, die vielen Heiligenbilder, Kirchen und Kapellen, Alles zeigt und erinnert noch an die alte Zeit, und es war mir, als sollten die alten Zunftmeister und Gildevorsteher in weiten Gewanden und spitzen Hüten sich wieder auf dem geräumigen Markte versammeln, um sich zu berathen, wie der gewaltig belagernde Spanier abzutreiben sey; denn brauner und mittelalterlicher konnte es auch damals unmöglich aussehen. Unter den merkwürdigen Profangebäuden der auch daran reichen Stadt steht die Börse gewiß obenan, die mir eine ganz neue Seite gothischer Baukunst aufzuschließen schien. Es ist um einen mäßig großen Hof ein länglich viereckiger Säulengang mit vier entgegengesezten Eingängen. Wenn man nun bei den erhabenen Gewölben der gothischen Kirchen sich des Eindrucks nicht erwehren kann, daß den Erbauern das Vorbild gewaltiger, oben verschlungener Palmengänge dabei vorgeschwebt habe, so erinnern diese zierlichen Säulenhallen fast an ein Laubdach künstlich gezogener Buchen, wie es wohl noch in alterthümlichen Lustgärten sich findet. Die gewundenen Schwibbogen, wie die Bekleidung des Gewölbs, gleichen in einander geschlungenen Aesten, und wenn man an die einfache Bestimmung des Gebäudes denkt, den wandelnd Sprechenden gegen Sonne und Wetter zum Schutz zu dienen, so läßt sich keine einfachere und sinnigere Naturnachahmung denken. Darum sage man nur nicht mehr, daß das Kolossale der Ausführung wesentlich sey für Eindruck und Wirkung gothischer Bauwerke: hier kann man nichts Anmuthigeres, einfach Befriedigenderes sehen, und dennoch würden

nach antikem Verhältnisse alle Dimensionen größer gewesen seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, April.

(Fortsetzung.)

Kirchenceremonien in der Charwoche.

Das Miserere ist der Glanzpunkt der römischen Charwoche, der Triumph der menschlichen Stimme; und wenn der lezte Klageruf verklungen, die lezte Wachskerze verlöscht und Grabesstille und düstere Dämmerung in die schauerliche Kapelle eingezogen ist, und nach feierlicher Pause, in welcher man keinen Athemzug von der in gespannter Erwartung harrenden Versammlung mehr vernimmt, eine hohe, klagende, weiche Stimme sich erhebt, und ihr eine andere aus dem wohlverschlossenen Chore folgt, und nun in Pracht und Herrlichkeit alle kräftigen Bässe als unerschütterliches Fundament einstimmen und ein Ganzes sich bildet, eine Harmonie, von der man sich früher umsonst einen Begriff zu machen gestrebt hatte; wenn die seelenzerreißenden, schmerzlich jammernden, hohen Töne der Soprane in ihren erschütternden und tiefergreifenden Wirkungen die innersten Fasern des Gemüthes durchzucken, während die Kraft der tiefsten Bässe, deren mancher mit dem herkulischen Lablache in die Schranken treten darf, die heiligen Hallen erbeben machen, da muß man es freilich unnöthig erachten, diese hohe Extase noch künstlich zu steigern, und wird es erklärbar finden, daß die Frauen alle in Thränen der Rührung und Wehmuth aufgelöst sind, und selbst die Männer vor der Macht der himmlischen Töne betend niedersinken. Es ruht ein wunderbarer Zauber auf dieser sixtinischen Kapelle. Wie man sich auch gegen ihre Eindrücke zu wahren und zu sichern versucht, so wird man dennoch durch ihre Allmacht hingerissen, und ich habe sogenannte große und Frei-Geister ihrem magischen Einflusse denselben Tribut entrichten sehen, wie nervenschwache Frauen. Allein wenn die lezten sanftklagenden Sphärentöne gleich einer leisebewegten Aeolsharfe in stiller Abendluft verklungen sind, und ein leichtes Geräusch, gleich einem fernen Donner, die nun in völliger Nacht sich befindende reglose Versammlung durchbebt, und sich Alles auf dieses schauerliche Zeichen des Todes Christi entsezt erhebt und in feierlicher Stille diese Stätte der wollüstigen Wehmuth verläßt, wenn man nun von der unbegreiflichen Betäubung erwacht, der Verstand in sein ewiges Recht tritt, und man sich nun fragt, was hast du gehört, was hast du empfunden? da muß man sich am Ende doch gestehen, daß die große Wirkung, welche die sixtinische Kapelle hervorbringt, nebst der unübertrefflichen Vokalmusik, hauptsächlich in dem Lokale selbst zu suchen seyn müsse. Buonarotti's Riesenschöpfung bereitet schon durch ihre einfache Größe zu den außerordentlichsten Dingen vor, und der herrlichste Chor menschlicher Stimmen schwingt die Seele in höhere, niegeahnte Regionen. Man hat an mehreren Orten Versuche gemacht, diesen Meisterchor nachzuahmen, jedoch vergebens; und so unwahrscheinlich es auch den in die akustischen Geheimnisse Uneingeweihten erscheinen mag, so muß der Grund doch in der Struktur des Chors, in welchem diese vortrefflichen Sänger ihren Kehlen den magischen Zauber entlocken, liegen, so wenig auch seine niedere, gepreßte, unansehnliche Bildung dieser Anforderung zu entsprechen scheint. Man hat ähnliche Kapellen in andern Städten erbaut, man hat den Chor der Sänger auf dieselbe Weise zusammengestellt, ohne jemals dieselben Erfolge zu erhalten. Während der französischen Okkupation Roms hielt man die Kirchenmusik der Charwoche in der Peterskirche selbst; allein obgleich die päbstliche Kapelle bedeutend verstärkt war, so verlor sie sich doch gänzlich in den gigantischen Räumen dieses Doms. Der König von Spanien erbat sich vom Pabste seine Kapelle, und die Sänger reisten nach Madrid. Bald kamen sie jedoch zurück, da ihr Gesang durchaus keine ähnliche Wirkung in der Kapelle des Eskurials hervorbringen wollte, und man war in Spanien lange der Meinung, der Pabst habe nicht die ächten Sänger geschickt.

Auf zwei Anstalten machen wir alle nach Rom zur heil. Woche sich Begebenden aufmerksam. Die erste ist ein Hospitium für fremde Pilger, la trinità dei pelegrini, welches schon seit uralter Zeit besteht, noch jezt durch reiche Beiträge unterstüzt und von einem Ausschuß des ersten römischen Adels verwaltet wird. Sein Zweck ist, fromme, nach der heiligen Stadt pilgernde Fremdlinge, welche aber über 30 Miglien von Rom herkommen müssen, unentgeldlich zu verpflegen, und der ungeheure Raum, welchen es einschließt, gestattete schon die Beherbergung von dreitausend zugleich hier anwesenden Pilgern. Es gehört mit zu den interessantesten Erscheinungen, diese Pilgerschaaren, welche meistens in Kutten von braunem oder schwarzem Sommerzeuge mit einfachem Gürtel, die Muschel auf der linken Schulter, aufgestülptem Hute und großem Wanderstabe, unter den anmuthigsten, rührendsten Gesangsweisen, welche zum Theil für diesen Zweck von großen Meistern komponirt werden, und deren einfache, erhebende Melodie mehr erbaut, als manche pomphafte Kirchenmusik, wohlgemuth in die Thore Roms einziehen zu sehen, und man kann sich keine vortheilhaftere Tracht, besonders für die sich häufig einfindenden schönen Frauen und Mädchen denken, als dieses Pilgerkleid, gleich den Staubmänteln unserer Damen auf Reisen, mit dem großen, langen Filzhute, unter welchem die breiten Locken herrlich den freien Nacken umwallen. Man versäume nicht, der Speisung dieser Leute beizuwohnen, was um so interessanter ist, als man hier alle Zungen sprechen hört, und die Dialekte des treuherzigen Schwaben, des langsamen Andalusiers und des redseligen Gascogners sich friedlich vermengen. Es geschieht nicht selten, daß Personen, ja ganze Familien von höherem Stande sich diesen Pilgerwallfahrten anschließen. Die ersten Damen Roms bedienen die in einem höhern Stockwerke untergebrachten Pilgerinnen, welche in der Regel noch reichlich belohnt in die Heimath zurückkehren, da der Sinn für Wohlthun eine Hauptzierde des römischen Charakters ist.

Eine andere nicht zu übersehende Anstalt ist die Tiberina, eine Gesellschaft, welche sich zur Bildung der poetischen Redefähigkeit vereinigt hat, in welcher die Dichter Roms ihre neuesten Werke vorzulesen oder auch zu improvisiren pflegen. Diese versammelt sich nun am Charfreitage Nachts, wobei nur Gegenstände der Leidensgeschichte gewählt werden dürfen. Man hört hier öfter vortreffliche Redner und geniale Improvisationen, welche durch die Feier dieser Tage einen besondern Reiz erhalten.

Ueberreich ist diese Zeit in Rom an wahrhaft feierlichen, durch Erinnerung und Sanktion der Jahrhunderte doppelt ehrwürdigen Erscheinungen, obgleich auf die individuelle Stimmung, so wie auch auf die Stellung, in welcher man die Dinge auffaßt, besonders viel ankommt. So fesselte mich das Gedränge, nachdem die Perpaitien am Grünendonnerstage in der sixtinischen Kapelle beendet waren, in dem großen Vorsaale, welcher die sixtinische und die paulinische Kapelle trennt. Der Anblick, welchen die beiden weitgeöffneten Kapellen, die ich mit einem Blicke übersehen konnte, gewährten, war wirklich magisch.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 119.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 19. Mai 1830.

> Was ich für Herrlichkeit geschaut
> Mit still anbetendem Erstaunen,
> Was ich gehört für sel'gen Laut,
> Als Orgel mehr und als Posaunen:
> Das steht nicht in der Worte Macht —.
>
> Uhland.

Bruchstücke aus einem Reisetagebuche über die Niederlande, im Herbst 1829.

(Fortsetzung.)

Die Kathedrale ist ein wundervolles Gebäude, das, gleich dem Kölner Dome, ein eigenes Werk wohl verdiente. Zwar entbehrt es den Vortheil der Brüssler Gudulakirche, auf einer Anhöhe zu stehen, doch ist Dach und Thurm von so gewaltiger Höhe, daß sie, alle Gebäude überragend, weithin sichtbar sind. Wir treten von der Abendseite auf den Haupteingang der Kirche zu, welch ein Anblick! Der Thurm, laut geographischen Angaben, (441 Fuß hoch) zugleich der höchste in Europa, steigt allmählich sich verjüngend in so reinen Verhältnissen in die Höhe, daß er dem langsam mit emporgleitenden Auge eine Ruhe und Befriedigung gewährt, die auch dem Gemüthe sich mitzutheilen nicht ermangelt. Ueberall erscheint eine Sicherheit und ein Ebenmaß in den Formen, daß man sagen möchte, die Kunst falle hier mit der Natur zusammen. Es ist kein Bau, es gleicht fast dem edelsten Gewächse, das wie sehnsüchtig sich immer höher emporstreckt, um den verwandten Aether zu suchen. Das Hauptportal, wiewohl groß und prächtig ausgeführt, wird dennoch, meines Erachtens, von dem des Straßburger Münsters übertroffen, während dieser im Innern gegen die Antwerper Kathedrale weit zurückstehen muß. Denn nun tritt man in sie hinein, und eine neue, fast noch größere Welt eröffnet sich. Hinten, gegenüber in weiter, verkleinernder Ferne der Hochalter, dämmernd erleuchtet von den Farbenscheiben des Chores, der an Höhe und Kühnheit dem berühmten des Kölner Domes wenig nachgibt. Parallel mit dem Hauptschiffe der Kirche, laufen nun noch an jeder Seite drei, von der Höhe des Mittelgewölbes sich abstufende Nebenschiffe dahin, so daß also hier sieben Kirchenhallen in mächtiger Breite neben einander stehen. Und doch verschwindet diese wiederum fast ganz vor der gewaltigen Länge des Gebäudes, das in der gewohnten Kreuzesform gebaut, noch zwei Flügel zu beiden Seiten hinausstreckt. Es ist wirklich Kirche in Kirche geschoben. In der Mitte jenes Kreuzes wölbt sich endlich noch eine hellerleuchtete Kuppel thurmähnlich in die Höhe, von Innen das kühnste, Schwindel erregende Gewölbe, von Außen aber nicht recht zum gothischen Charakter des Ganzen passend. Wie gewaltig übrigens die Dimensionen des Innern sind, sahen wir erst, als wir am andern Tage, während des Hochamtes, die Kirche gefüllt erblickten. Tausende von Städtern, Fremden, Landleuten in mannigfachster Tracht, wogten aus und ein, alles war voll, alle kirchlichen Funktionen, vom Beichten bis zum Predigen, konnten ohne Störung neben einander gehalten werden in dem gewaltigen Gebäude; und troß der Menschenmenge, war nirgends ein Drängen bemerklich, und mit Bequemlichkeit vermochte man zwischen den einzelnen Gruppen hin und her zu gehen. Ueber das Summen des Volkes tönte aus der fernen Höhe eine anmuthige Kirchen-

musik dader; durch ihre bekannten, erinnerungsreichen Töne — es war eine oft gehörte Messe von Haydn — an diesem Orte regte sie den seltsamsten Wiederstreit in mir auf. Die heitere Fuge, mit ihren verschwimmenden Tönen, gleich dem fernen Jubiliren von Engeln oder Lerchenschaaren in der blauen Luft; es war mir vertraut und doch wieder fern, und mannigfach bestürmt, konnte mein Gemüth weder die Klarheit der Rührung noch der Freude finden. Doch siegte endlich die erstere, und ich nahm wehmüthig und mit dem eigenen Gefühle, daß es wahrscheinlich für immer sey, Abschied von dem mir theuer und vertraut gewordenen Gebäude.

Unter den Gemälden der Kirche ist die Kreuzesabnahme von Rubens die berühmteste, die in der trefflichsten Beleuchtung unter der Kuppel hängt. Ich freute mich des mir schon bekannten Einzelnen am Originale, ohne mich in das Ganze jezt wie sonst recht finden zu können. Da wurde mir eine andere, wie ich glaube, neue Entdeckung daran zu Theil. Wie ich so Tages vorher lange vor dem reichen Gemälde stehe, schließt mir der Kirchendiener, wahrscheinlich geärgert durch meine nicht bezahlenden Kunstgenüsse, die beiden Flügel desselben zu. Da springt mir plözlich auf der Kehrseite ein treffliches Bild entgegen, das sogleich mir verständlich, mich mit Wonne erfüllt; ein heiliger Christophorus mit dem Christkinde, so viel ich weiß, unberühmt und unabgebildet, und doch der höchsten Bewunderung werth. Die kräftigen, ausgearbeiteten Züge des Gesichts, der zusammengehaltene Troz im Auge, bis zum äußersten Grade der seltsam drückenden Last Widerstand leisten zu wollen, der gewaltige Leib in angestrengter Muskelschwellung, darüber das halbernste Gesicht des Knaben mit erhobener Rechten, das besonders, wie das Ganze, an die bekannte Vorstellung desselben Gegenstandes von Hemmling erinnert, alles aber so kühn und jede Wirklichkeit überbietend, und dennoch natürlich und einfach faßlich, daß nur Rubens es gemalt haben konnte, dessen unübertreffene Künstlerherrlichkeit erst hier an seinen Werken in der Gemäldegallerie mir zur Anschauung kam. Ueberhaupt lernt man hier das gemeine Urtheil über ihn abschwören, daß der Ausdruck des Idealen und Edeln ihm nie gelungen sey, daß er sich nur im Gewaltsamen, Exaltirten, oder in derbsinnlicher Natürlichkeit gefallen habe. Von seinen Gemälden, über die sich viel sagen ließe, und an denen noch mehr zu lernen ist, führe ich nur Eines, seinen Christus und Thomas an (Nr. 97 der Gallerie), nach meinem Urtheil eines der größten Meisterwerke, welche Genie und Besonnenheit nur vereint hervorbringen konnten. Der Erlöser, schon in verklärtem Leibe, mit Zügen voll Hoheit und unendlicher Milde, leitet die Hand des Thomas in seine Seitenwunde, während dieser, ein eifrig ernstes Gesicht mit grübelnder Denkerstirne, in diesem Anblicke ganz absorbirt ist, der seinen Glauben begründen soll. In der Mitte zwischen beiden steht Petrus, der schon Gläubige, begeistert aufblickend zum Erlöser, an dessen Wort ihm hier Alles gelegen zu seyn scheint. Vorne Johannes, durch eine gewisse Familienähnlichkeit mit Christus verwandt gehalten; er blickt mit stiller Gelassenheit auf den ganzen Vorgang, der sein klares Gemüth nicht besonders aufzuregen scheint; er bedarf für seine innerste Gewißheit keiner solchen Bestätigungen. Ich bin ein abgesagter Feind des jezt so beliebten Hineintragens und Auslegens bei Kunstwerken, um damit einen besonders sinnbegabten Enthusiasmus zu dokumentiren, während man doch nur erbärmlich mit sich selbst Versteckens spielt. Dieß aber muß ein jeder bei dem Gemälde erkennen; mit so treffender Sicherheit ist Alles bezeichnet. Und man nenne mir einen neueren Künstler, der eine solche dramatische Verbindung, Abstufung der Charaktere mit so einfachen Mitteln, blos auf die Kunst des Ausdrucks vertrauend, in einem Gemälde dargestellt hätte! Im Vorhofe ist die kolossale Herme von Rubens aufgestellt, deren Anblick jezt doppelt erfreulich auf uns einwirkte: edle und bedeutende Züge, eine hohe, betrachtende Stirne, ein klar geöffnetes Auge; dabei verräth sein fein geschweifter Mund nichts von der Sinnlichkeit, die sein Leben nicht unentstellt ließ. Auch sein Grab wurde von uns besucht, das er in der St. Jakobskirche in einer von ihm selbst erbauten Marmorkapelle für sich und die Seinigen errichtet hat. Oben als Altarblatt eine heilige Familie, die etwas frivol, als Merkwürdigkeit für den Ort aber höchst erwünscht, aus lauter Porträts seiner Familie besteht. Welche lebensfrohen, gesunden Gesichter allesammt! Links als heilige Elisabeth seine erste Frau, das reizendste Bild von Anmuth und Klugheit, hinter ihr weniger schön, seine zweite, und in anmuthiger Verjüngung und Aehnlichkeit zwei liebliche Töchter. Die schönste und gebildetste seiner Frauen aber sizt als Maria, den Blick züchtig gesenkt, im Vordergrunde einen schönen Knaben dem knieenden Simeon entgegen haltend, in welchem Rubens seinen Vater im Greisenalter dargestellt hat. Er selbst blickt links im Winkel des Gemäldes theilnehmend über die Gruppe der Seinigen hinüber. Und sie, welche hier in ihrer frischesten Jugendblüthe die Kunst bewahrte, liegen drunten längst zerstört und in Staub zerfallen! —

Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

(Beschluß.)

Im Jahr 18 führte Antonius Löwen auf, die an einen Wagen gespannt waren; dazu sah man sie zum ersten Mal abgerichtet; gezähmt hatte man sie aber schon früher.

Ein Carthager, Namens Hanno, hatte einen Löwen, der ihm überall wie ein Hund nachlief; seine Mühe wurde aber schlecht belohnt, denn seine Landsleute verbannten ihn, weil ein Mensch, der ein wildes Thier habe zähmen können, im Besitz einer geheimen Kraft seyn müsse, mittelst deren er vielleicht sie selbst unterjochen könnte. Im Jahr 46 zeigte Cäsar im Amphitheater, das er ganz mit Purpurgewändern hatte bedecken lassen, 400 Löwen mit Mähnen, mehrere wilde Ochsen, die mit Menschen kämpften, zwanzig Elephanten, die von 500 Menschen zu Fuß angegriffen wurden. Am Abende seines Triumphs gingen, als er nach Haus zurückkehrte, Elephanten, die Fackeln trugen, vor ihm her.

Wenn man auch weiß, wie unermeßlich reich die Männer waren, die dergleichen Feste gaben, wie sehr sich die verbündeten Könige beeiferten, ihnen gefällig zu seyn, welch ungeheure Menschenmenge sie auf den Fang dieser Thiere aussandten, so bleibt es doch fast unbegreiflich, wie sie sich so ungeheuer viele verschaffen konnten; sie wurden indessen in diesem Stücke von den Kaisern noch übertroffen. Auf einer Inschrift zu Ehren Augusts, die man bei Ancyra fand, liest man, daß er vor dem Volk 3500 wilde Thiere umbringen ließ. Einmal ließ er Wasser in den flaminischen Cirkus und man sah darin 36 lebende Krokodille, die hernach von wilden Thieren zerrissen wurden; bei diesem Feste wurden 268 Löwen getödtet. Man sah ferner eine fünfzig Ellen lange Schlange, eine Riesenschlange aus Afrika, und einen Königstiger in einem Käfich; dieß war der erste, den man zu Rom sah. Ehe er Kaiser wurde, hatte August bei seinem Triumph über die Cleopatra, im Circus ein Rennthier und ein Nilpferd tödten lassen. Germanikus ließ bei seinem Triumph über die Germanen, Elephanten auftreten, die zum Tanzen abgerichtet waren. Caligula ließ 400 Bären und 400 Panther tödten; Claudius ließ bei der Einweihung des Pantheons vier lebendige Königstiger sehen; ein Mosaikboden, der auf uns gekommen ist, zeigt diese Thiere in natürlicher Größe. Galba zeigte einen Elephanten, der mit einem römischen Ritter auf dem Rücken auf einem Seile lief, das oben an das Theater hinaufgespannt war. Diese Elephanten wurden ganz jung abgerichtet; denn sie wurden in Rom geworfen; Aelian sagt dieß ausdrücklich. Ein neuer Gelehrter hat gegen Buffons Meinung bewiesen, daß sie sich mittelst gewisser Vorsichtsmaßregeln im zahmen Zustand allerdings fortpflanzen; doch dieß wußte man in Italien schon zu Columellas Zeit.

Diese Art der Verschwendung blieb die ersten vierhundert Jahre des römischen Kaiserreichs Sitte. Titus ließ bei der Einweihung der Thermen 9000 Thiere auftreten und Kraniche mit einander kämpfen. Domitian gab Jagden bei Fackelschein; man sah dabei das Nashorn mit zwei Hörnern, ein Thier, das wir erst seit etlichen und sechszig Jahren durch Sparmann kennen; auf Münzen von Domitian ist es aber abgebildet zu sehen. Man sah bei diesen Spielen eine Frau mit einem Löwen kämpfen; einen Elephanten, der, nachdem er einen Ochsen zu Boden geworfen, ein Knie vor dem Kaiser beugte; einen Königstiger, der einen Löwen tödtete, endlich Auerochsen, an Wagen angespannt. Martial beschreibt in einem ganzen Buche Domitians Spiele; die Naturforscher finden in seinen Epigrammen manchen interessanten Wink.

Trajan gab nach seinem Siege über den König der Parther Spiele, die 23 Tage dauerten; es kamen dabei, nach Dio Cassius, 11,000 Thiere um. Adrian zeigte auch eine Menge Thiere; doch die Berichte der Geschichtschreiber darüber interessiren uns weit weniger, als ein Mosaik, das auf seinen Befehl ausgeführt wurde. Auf diesem kostbaren Stück, das zu Palestrina, dem alten Präneste, gefunden wurde, sieht man egyptische und äthiopische Thiere, jedes mit seinem Namen darunter, abgebildet. Der untere Theil stellt die Ueberschwemmung des Nils vor; man sieht daselbst den Ibis, das Krokodil, das Nilpferd sehr getreu vorgestellt; lezteres Thier ist aber bei den römischen Naturforschern immer sehr schlecht beschrieben; sie schreiben immer blos die Stelle bei Herodot ab. Im obern Theil sieht man in den Bergen Aethiopiens die Giraffe, hier Nabis genannt, Affen, verschiedene Reptilien, im Ganzen gegen 30 sehr leicht kenntliche Thiere.

Markus Aurelius waren diese Spiele ein Gräuel; aber sein Sohn Commodus überließ sich ihnen wieder mit wüthender Leidenschaft; er tödtete mit eigener Hand einen Tiger, ein Nilpferd, einen Elephanten. Er schoß im Circus einer Menge Straußen im schnellsten Laufe die Köpfe mit vorne halbmondförmigen Pfeilen ab. Herodian, der dies erzählt, sagt, die geköpften Vögel seyen noch eine Zeitlang fortgelaufen. Man hat den Versuch mit Enten wiederholt und er ist gelungen. Auf Heliogabals Hochzeit sah man Wagen mit wilden Thieren aller Art bespannt. — Die reichsten und merkwürdigsten Thierspiele waren die, welche die Gordiane gaben; der erste Kaiser dieses Namens ließ an Einem Tage gegen 1000 Panther auftreten. Einer ihrer Nachfolger, Probus, ließ Bäume im Circus pflanzen und in diesem künstlichen Walde sah man über tausend Strauße und eine unzählige Menge verschiedener Thiere laufen. So lange das abendländische römische Reich bestand, hatten dergleichen Vorstellungen fortwährend statt, und troz Constantins Verbot kamen sie sogar noch unter den christlichen Kaisern vor. Theodosius gab einen Thierkampf im Circus; sogar Justinian ließ noch im Amphitheater 20 Löwen und 30 Panther auftreten.

Dergleichen Schauspiele, ohne Unterbrechung über vierhundert Jahre lang fortgesetzt, hätten den römischen Naturforschern reiche Gelegenheit geboten, über die Bildung, die Sitten und den innern Bau fremder Thiere mannigfache Beobachtungen anzustellen. Indessen gewann die Wissenschaft durch ihre Forschungen gar wenig oder nichts. Waren die Thiere einmal todt, so scheint Niemand weiter sich darum bekümmert zu haben: dies beweist der Umstand, daß die Schriftsteller aus dem ersten, zweiten und dritten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung alles aus den griechischen Schriftstellern vor der römischen Eroberung entlehnt haben. Sogar Plinius, der berühmteste unter den römischen Naturforschern, war bloßer Kompilator.

Wunsch.

In die Gondel möcht' ich steigen,
Wenn der Sturm die Woge zäumt,
Daß sie unter seinen Streichen
Wiehernd in die Zügel schäumt.

Auf den Wassern möcht' ich fahren,
Wo der Wind, der alte, haust,
Wenn das Meer in ganzen Schaaren
Um den kleinen Nachen braust.

Wann wird jener Sturm vertoben,
Und die Fluth der Thränen, wann?
Daß ich herrlicher dich loben,
Inniger dich singen kann!

C. L. Rochholz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, April.

(Beschluß.)

Kirchenceremonien in der Charwoche.

Buonarotti's ungeheures Weltgericht trat unter dem Doppellichte der hereinbrechenden Sonnenstrahlen und des Kerzenschimmers in seiner Pracht hervor, während der reichgespendete Weihrauch sich gleich einem weißen Schleier über dieses Zauberbild hinzog. Durch die ewige Nacht und Finsterniß der paulinischen Kapelle aber schwamm ein Lichtmeer wundervoll geordneter Feuerströme, und diese beiden, so verschiedenartig erhellten, tiefeindringenden Punkte verbreiteten im Gegensatze zu der düstern, die harrende gläubige Versammlung einschließenden großen Vorhalle einen Zauber, den kein Pinsel wiedergeben, kein Wort zu schildern vermag. Und als nun in tiefer Stille das Gefolge des christlichen Hirten heranzog, und die hohen Palmzweige den Vater des Friedens verkündeten, und mild und segenspendend sich der sterbende Greis mühsam, auf hohem Throne getragen, zu seinen Kindern niederbeugte, da sank die ganze Versammlung anbetend auf die Knie, und Keiner fragte hier, ob er ein sichtbares Oberhaupt der Kirche anerkenne, so mächtig wirkte die hehre Erscheinung des ehrwürdigen, dieser Erde beinahe schon entrückten Greises. Ich habe diesen Eindruck selbst nicht bei der in ihrer Art wirklich einzigen Benediktion des Pabstes am Ostersonntage früh, nach der Messe im Petersdome, von der Tribüne auf den Platz herab ertheilt, in mir empfunden, ob es gleich einen nicht zu schildernden Anblick gewährt, den in orientalischer Pracht auf dem hohen Balkon getragenen, mit allen Insignien seiner Würde geschmückten Kirchenfürsten Segen auf die hunderttausende, in malerischen Gruppen vor ihm niedergeworfenen Gläubigen vom Himmel erflehen zu sehen. Unendlich erhöhet wurde dieser feierliche Akt dadurch, daß der Pabst sichtlich der Auflösung nahe und bereits so schwach ist, daß er nur mittelst eines Schraubstockes, der im Thronsessel angebracht war, in die Höhe gewunden werden konnte.

Wie wunderbar sich in Rom das Alte mit dem Neuen vereinigt, und welche erhabenen Wirkungen aus dieser Mischung hervorgehen, sah man bei einem feierlichen Kirchgange mit Fackeln, welcher in der Nacht des Gründonnerstages von einer Brüderschaft im Kolosseum gehalten wurde. Dieses in seinem halben Verfall noch Ehrfurcht gebietende Riesenwerk des Alterthums gewährt bei Mondbeleuchtung einen bezaubernden Anblick, der durch die, unter Gebeten und Fackellicht in seinen tiefuntenliegenden weiten Räumen gehaltene, christliche Ceremonie noch unbeschreiblich erhöht wurde, wenn man sie von den durch sanftes Mondlicht erhellten, gen Himmel gethürmten, hohen Mauern betrachten konnte.

Die Kuppelbeleuchtung und die Girandola am Ostersonn- und Montage sind zu sehr bekannt und beschrieben, um noch einer Schilderung zu bedürfen. Kann ein Volk seine Freude über die Wiederbelebung seines Retters auf eine würdigere Weise begehen, als indem es den an die Sterne reichenden Dom seines größten Künstlers, diesen ähnlich, in glühenden Feuermassen entzündet; kann etwas mehr zur Andacht und Anbetung hinreißen, als das Kreuz des Erlösers in Demantstrahlen dem göttlich Verklärten in die ewigen Räume entgegenragen zu sehen? gibt es einen glänzendern Ausdruck überströmender Freude, als dieses künstliche, nach allen Richtungen hinfliegende Raketenheer, dieses schlacht- und donnerähnliche Geprassel der Feuerschlünde, welche Rom abermals unter seinen Trümmern zu begraben drohen, diese vulkanähnlichen Eruptionen, welche unter einem Feuerregen die heilige Stadt zu zerstören drohen und in unendlich vielfältiger Gestalt in der lichten Mondnacht zerfließen? Aber nur die ewige Roma darf also ihre Freudenopfer dem Schöpfer darbringen, nur St. Peters Dom kann in seiner Pracht und Herrlichkeit, in seiner wunderbaren architektonischen Würde der Repräsentant der Gefühle des ganzen Christenvolkes seyn, und nur des unsterblichen Michel Angelo's herrliche Kuppel ist würdig, in der Diamanten Pracht die Krone und das Diadem des Erlösers darzustellen, und nur von einer Engelsburg kann ein Feuerfächer einer ganzen Welt verkünden, was die staunende in dem ewigen Spiegel der Vergangenheit und Zukunft zu erfahren hofft. Rom, und nur Rom, kann Zeuge so vieles Herrlichen, so vieles Erhebenden seyn, und kein Ort der Welt wird Aehnliches bieten, so lange das Kreuz auf St. Peters himmlischem Tempel feststeht.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 120.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 20. Mai 1830.

Ein alter schwerer Wahn von Sünde
War fest an unser Herz gebannt;
Wir irrten in der Nacht wie Blinde
Von Reu und Lust zugleich entbrannt.
Ein jedes Werk schien uns Verbrechen,
Der Mensch ein Götterfeind zu seyn,
Und schien der Himmel uns zu sprechen,
So sprach er nur von Tod und Pein.

Novalis.

Sinnbilder von Gustav Pfizer.

(s. Nr. 58.)

1.

Der Flüchtling.

„Hohe rächerische Mächte!
Fliehen will ich länger nicht,
Stehen will ich euch zu Rechte;
Uebet eure strenge Pflicht!
Duldend will ich stille halten
Ohne Bitte, klagelos;
Alles will ich euch entfalten,
Was mir je das Herz umschloß.

Länger kann ich nicht ertragen
Diese Sorgen scheu und wild,
Die mich durch die Länder jagen
Wie die Meut' ein blut'ges Wild;
Die durch's holde Grün der Bäume
Fürchterliche Larven drehn,
Und durchs stille Meer der Träume,
Düstre Sturmesvögel, gehn.

In des Frühlings Rosenauen
Sprech' ich: „meine Furcht ist Wahn!"
Aber kluge Kinder schauen
Dennoch mich als Flüchtling an!
Kann mein Blick kein Kind belügen,
Wenn ich ihn zum Frohsinn zwang?
O! ich les' in ihren Zügen:
„Du verweilest hier zu lang!"

Stehst, die Thaten wie Fantome
Mir nicht zu vergessen frei?
Zeugt mir nicht mein Bild im Strome,
Daß ich längst ein Andrer sey?
Lenz glüht aus der Erde Gründen —
Sey er auch in meinem Sinn!
Das Gedächtniß aller Sünden
Fließe mit dem Schnee dahin!

Soll der stolze Herr der Erden,
Die alljährlich sich erneut,
Nicht auch selbst ein Andrer werden,
Wenn das alte Loos ihn reut?
Kann er sich von sich nicht trennen,
Wandeln nicht auf neuer Spur?
Die Vergangenheit verbrennen
Wie das dürre Gras der Flur?

Ist Erinnrung seine Strafe,
Wird sein schönstes Recht zur Pein,
Muß er immerdar der Sklave
Der verfloßnen Tage seyn?
Muß er denn sich selber hassen,
Wenn ein Unhold ihn erschreckt?
Kann sein Herz kein Bild mehr fassen,
Wenn es Eine Schuld befleckt?

Rosen macht die Zeit erbleichen,
Lähmt der Jugend stolze Kraft;
Unter ihren Flügelstreichen
Sinkt zurück die Leidenschaft;
Nur an Einem trüben Schatten
Sah ich ihre Spur noch nicht;
Eher muß sie selbst ermatten,
Als das finstre Bild zerbricht.

Freiheit wird mir wohl gegeben,
Aber nur zu Einer That,
Und es sproßt seitdem das Leben
Mir aus unbeglückter Saat.
Und den Faden in den Händen
Halt' ich, der die Zukunft flicht;
Aber das Geschick zu wenden —
Wehe! das vermag ich nicht!

Wo sich friedliche Cypressen
Neigen in den klaren See,
Wollte ich mich selbst vergessen
Und der Brust geheimes Weh;
Wollte trauernd mit den Bäumen
Senken mein gefeites Haupt,
Bis der Lenz mit Blüthensäumen
Neu das dünne Holz belaubt.

„Darum," hört' ich eine Kunde,
„Glüht Natur in sel'gem Flor
Weil sie mit sich selbst im Bunde
Nimmer ihr Gesetz verlor.
Darum steht sie in der Strenge
Des Geschickes wandellos;
Mit der harmlos Reinen menge
Nicht der Schuldige sein Loos!"

Weil auf allen meinen Bahnen
Vor mir welkte jede Lust:
Da begann ich es zu ahnen
In der schmerzerfüllten Brust,
Schaut' ich in des Jammers Gründe,
In den Himmel tief gestirnt:
Ja! es hat wohl meine Sünde
Eine höhre Macht erzürnt!

Mit mir selbst mich zu versöhnen
Rang ich, ein getäuschter Thor!
Also daß in Kampf und Thränen
Ich des Lebens Mark verlor.
Eines hab' ich nicht geachtet,
Eine Stimme in mir schlief;
Und umsonst hab' ich getrachtet:
Weil ich keinen Helfer rief!

Ihr, die ihr das Weltall führet!
Rächend ziehet in mir ein!
Nehmet hin, was Euch gebühret,
Denn Gerechtigkeit muß seyn.
Büßt den Schuldigen mit Strafe,
Nehmt der Sünde schweren Zoll!
Daß ich wieder ruhig schlafe,
Wenn die Seele rein von Groll.

Strafe, Strafe, strenge Mächte,
Ja! ich fordre sie von euch!
Schaudernd aus dem Land der Nächte
Blick' ich in des Tages Reich!
Werd' ich auch dem Nichts zum Raube —
Soll ich wie ein Rauch verwehn —
Laßt nur über meinem Staube
Der Versöhnung Fahne weh'n! —"

Also hat er laut gerufen
Mit verstörtem wildem Sinn;
Und vor eines Tempels Stufen
Sinket der Erschöpfte hin.
Drinnen woget am Altare
Der geweihte mächt'ge Chor,
Und es tritt im Festtalare
Der geschmückte Priester vor.

Buchdruckerei und Buchhandel in China.

Die großen Annalen Chinas sagen irgendwo, „man habe schon lange angefangen Bücher zu schreiben, als Kungfsö (Confucius) seine Auszüge und andere Werke verfaßte;" und an einem andern Orte: „Man hat angefangen, Bücher zu schreiben, sobald man die Schrift entdeckt hatte." Wenn auch diese Aussprüche viel zu unbestimmt sind, als daß man irgend eine Meinung darauf bauen könnte, und wenn vorzüglich das Lezte nicht einmal ganz wahr seyn kann; so darf man doch wohl keck behaupten, daß die chinesische Literatur bis in die ältesten Zeiten zurückgeht. Wir besitzen nämlich noch Werke, deren Entstehung auf die Jahre 2300 — 2000 vor Chr. Geburt gesezt werden kann, und ihre äußere Form beweist offenbar, daß sie nicht die ersten Versuche der Chinesen in schriftstellerischen Arbeiten seyn können, da die Schrift in ihnen schon den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hat, und alle Veränderungen, welche ihr später zu Theil wurden, das organische Gebäude derselben durchaus nicht umstoßen, ja nicht einmal verändern. Außerdem wird diese Meinung von der allgemein angenommenen Tradition unterstüzt, daß es Bücher gegeben hat, die bei weitem älter waren, als die ältesten, welche wir noch besitzen. Und Bücher waren es wohl nicht einmal, in denen die ersten Versuche

der Schrift gemacht wurden, sondern Alles führt zur Vermuthung, die man vielleicht beweisen könnte: daß man die Schrift zuerst zu Inschriften auf Felsen und Steinen angewendet hat. Man hat deren eine große Menge aufbewahrt oder wiedergefunden, unter welchen die von Herrn von Klaproth bekannt gemachte Inschrift der Yü wohl die wichtigste ist.

Von der ältesten Weise zu schreiben, weiß man ungefähr, daß man sich in den frühesten Zeiten kleiner Brettchen aus Bambu bediente, welche sehr dünne aber doch ziemlich hart waren, und auf denen man die Schriftzeichen mit eisernen Spitzen oder Messern eingrub. So schrieb man noch zur Zeit des großen Bücherbrandes, durch welche Schreibart die Aufsuchung der verbotenen Bücher sehr erleichtert, das Geheimhalten derselben aber beinahe unmöglich gemacht wurde; so waren die im Hause Kungdsöß später aufgefundenen Handschriften. Ich weiß nicht, ob man deren noch in den kaiserlichen Sammlungen aufbewahrt; es würde mich aber sehr wundern, wenn es nicht der Fall wäre, da die Chinesen mit großer Sorgfalt alles aufsuchen und in Sicherheit bringen, was nur einigermaßen Spuren des Alterthums an sich trägt. So viel ist gewiß, daß man nicht selten Kupferplatten sieht, auf denen Charaktere eingegraben sind, und die, eben diesen Charakteren nach zu urtheilen, mehrere Jahrhunderte vor Chr. Geburt gemacht worden seyn müssen. Es ist übrigens historisch gewiß, daß man auch solche Kupferplatten anwendete, vorzüglich für Bücher, die man für die spätesten Nachkommen aufbewahren wollte. Man schrieb außerdem noch auf Leinewand und auf baumwollene oder seidne Stoffe, doch ist dieß wohl nie sehr allgemein gewesen, und beschränkt sich vielleicht auf einzelne Feierlichkeiten u. a. dgl.

Eine große Umwälzung des Schreibsystems trat ein, als man das Papier erfand, denn nun konnte man sich natürlich der Griffels oder der eisernen Spitze nicht mehr bedienen, es mußte eine Materie erfunden werden, mit welcher man die Charaktere zeichnen konnte.

Das Papier selbst wurde und wird noch aus Baumrinde gemacht; man wendet vorzüglich Bambu dazu an. Es ist gewöhnlich gelblich, doch hat man auch sehr weißes Papier, welches man unserem besten und feinsten europäischen an die Seite setzen kann. Es ist von einer merkwürdigen Feinheit und beinahe durchsichtig, so daß man nur auf einer Seite schreiben oder drucken kann, deßwegen sind alle Blätter doppelt, und so zusammengelegt, daß man die leeren Seiten nicht bemerkt. Das Schlimmste an diesem Papier ist, daß es der Feuchtigkeit sehr unterworfen ist, daß es sich leicht bestäubt und dem Fraß der Holzwürmer sehr ausgesezt ist. Deßhalb muß man die Bücher sehr oft abstäuben und durchklopfen. Man macht auch Papier aus Baumwolle, und dieß ist schöner und leichter zu erhalten als das von Baumrinde zubereitete.

Die Chinesen schätzen Alles überaus hoch, was sich auf die literarische Bildung bezieht, und so nennen sie sſepao, d. h. die vier Kostbarkeiten, das Papier, die Pinsel, mit denen sie statt der Feder schreiben, die Tinte, und den Marmornapf, in welchem sie die Tinte reiben.

Das Papier wurde im ersten Jahrhundert vor Christi Geburt unter der großen Dynastie der Chan erfunden, und dieser Neuerung folgte bald die Erfindung der Buchdruckerkunst. Man druckt jezt noch in China, wie zur Zeit, wo man diese Kunst erfand und wie die ersten Drucker in Europa gedruckt haben, d. h. es ist eine Art Holzschnitt. Die Bücher werden nämlich von einem ausgesuchten Schönschreiber auf dünnes, zartes und durchsichtiges Papier geschrieben, welches dann vom Holzstecher auf harte, aber möglichst glatt gemachte Bretter geleimt wird, und dann schneidet er alles Holz aus, das nicht von einem Schriftzeichen bedeckt ist, so daß diese am Ende aus dem Brette hervorragen.

Die Chinesen haben keine Pressen, das feine Papier würde sie nicht vertragen; aber ein einziger guter Arbeiter kann doch täglich bei zehntausend (?) Bogen abziehen, denn er hat weiter nichts zu thun, als die Bretter mit Tinte zu überziehen, das Papier auf dieselben zu legen und dann mit einer dazu eingerichteten Bürste leise über das Papier zu fahren, welches die Tinte leicht annimmt.

Uebrigens kennen die Chinesen das Drucken mit beweglichen Typen auch, und die kaiserlichen Zeitungen in Peging (Peking), so wie die Staatsalmanache werden auf diese Weise gedruckt. Freilich ist dies wegen der großen Menge der Schriftzeichen schwieriger und kostspieliger, als die eben angegebene Weise. Wenn etwas mit großer Schnelligkeit gedruckt werden soll, so überzieht man ein Brett mit gelbem Wachs, schneidet die Charaktere auf demselben ein und druckt es dann so ab.

Bedenkt man, daß die chinesische Literatur einen Zeitraum von beinahe viertausend Jahren umfaßt, daß die Buchdruckerkunst schon seit mehr als 1500 Jahren erfunden worden ist, daß endlich Alles zur Bekanntmachung von Büchern erforderliche ungemein wohlfeil ist, so wird man sich nicht wundern, wenn behauptet wird, daß die Bücheranzahl unendlich, daß sie bei weitem größer ist als alle Bücher in ganz Europa zusammengenommen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die Trilogie Christine und ihr Verfasser.

Nun hat das Publikum wieder ein Theaterstück bekommen, worin die alten französ. Theaterregeln wenig befolgt

sind, und das wiederum von den kühnen Bemühungen der jungen Dichter zeugt, sich von dem klassischen Zwange ganz loszumachen und ihren eigenen Weg zu gehen. Derselbe Dichter, Alexander Dumas, der vor zwei Jahren am Théâtre français durch seinen „Heinrich den Dritten" so gewaltiges Aufsehen erregte, und von allen klassischen Leuten als ein gefährlicher Neuerer verschrieen und verdammt wurde, indeß ganz Paris herbeilief, um das „abscheuliche Stück" zu sehen, und die Theaterkasse sich bei dieser Neuerung überaus wohl befand, derselbe Dumas hatte damals schon eine „Christine, Königin von Schweden," gedichtet, die aber, ich weiß nicht warum, sogleich nicht aufgeführt werden konnte. Unterdessen gab ein Hr. Brault eine „Christine" auf jener Bühne, und ein anderer Dichter, Namens Soulié, gab auch eine auf der Odeonbühne. Dumas ließ die beiden Trauerspiele langsam in die Vergessenheit sinken, und nahm unterdessen mit seinem Stücke eine kühne Operation vor; er schrieb es nämlich ganz von Neuem und zwar auf eine kühnere Art. Das Stück hieß nun nicht mehr ein Trauerspiel, sondern eine Trilogie; weit richtiger hätte er es ein dreifaches dramatisches Gemälde nennen können, wie es denn wirklich seine Absicht gewesen war, die Königin Christine in ihrer Herrlichkeit zu Stockholm, in ihrer Rachgier zu Fontainebleau und zuletzt in ihrer Andacht zu Rom darzustellen. In der neuen Gestalt wurde das Stück nun dem Odeon dargeboten, und von demselben mit Begier angenommen. Da aber dem jungen Dichter bei der Vertheilung der Rollen Einiges nicht gefiel oder ihm das Einstudiren zu langsam ging, so ließ er sich mit dem Théâtre français in Unterhandlungen ein und wollte sein Stück auf diesem Theater aufführen lassen, was nun aber das Odeon nicht zugeben wollte; daraus entstand ein Prozeß zwischen den beiden Theatern; dies war Hrn. Dumas ziemlich gleichgültig, indem er, wie er scherzend sagte, gewiß sey, daß man ihn irgendwo spielen werde. Dumas ist ein langer junger Mann mit einem mulattenartigen Gesichte, das seinen westindischen Ursprung beweist; man sieht ihn fast überall in Gesellschaften, wo Schriftsteller zusammenkommen, und hört ihn mit einem recht zuversichtlichen Tone seine drollichten Einfälle und seine absprechenden Urtheile über lebende Dichter und Dichterwerke vortragen. Wenn man den langen Mann mit dem sonderbaren halb amerikanischen Gesichte so über die andern hervorragen und beständig gestikuliren sieht, so sollte man kaum glauben, daß dies ein tragischer Dichter sey. Dennoch besizt der Mann ächt tragisches Genie; dies hat er in seinem neuen Stücke bewiesen. Sein „Heinrich der Dritte" war in schlichter Prosa geschrieben, und diese Prosa fand man noch dazu inkorrekt und ohne Glanz. Diesmal aber hat er in Versen gedichtet und zwar in recht kräftigen und feurigen, die ihm die in seinen Adern wallende südamerikanische Glut eingegeben zu haben scheint; weshalb auch die klassische Parthei, die noch ganz aufgebracht über Hernanis Aufnahme im Théâtre français ist, Hrn. Dumas rühmt, daß er doch pathetische Scenen in schönen, ächt klassischen Versen zu schildern wisse, wenn auch sein Stück überhaupt verfehlt sey. Er sey doch ein anderer Mann als Victor Hugo, heißt es, der die Sprache grausamerweise verdrehe, und dessen kühne Phantasie doch kein anziehendes Schauspiel hervorzubringen im Stande sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Mitte April.

Gesetzentwurf über die Ehen. Universitätsreform. Andere Desiderien.

Ueber die Arbeiten unsers Landtages ist noch alles stumm. Bei uns herrscht der Wahlspruch: das Gute bereitet sich im Stillen. Ein von einem protestantischen Minister ausgearbeiteter Gesetzentwurf, dahinzweckend, uns Protestanten bei gemischten Ehen hinführo den katholischen Sakramentsbestimmungen dermaßen zu unterwerfen, daß im Fall einer Scheidung auch der protestantische Theil sich nicht wieder verheirathen kann, ging, Gott, dem Recht und der überlegteren Einsicht eines andern Staatsmannes sey Dank! nicht durch, verdient aber als Zeitzeichen Bemerkung. Daß die von einem der Delegirten der Stadt Leipzig statutenmäßig ausgearbeitete Propositionsschrift von den übrigen Ständen zurückgelegt ward, ist gleichfalls erwähnungswerth, so wie, daß zu großer Liberalismus in dieser Schrift nicht die Veranlassung hierzu war.

Mit unserer Universität hat die Reform, die längst nothwendige und ersehnte, begonnen. Was Krug in seiner bekannt genug gewordenen kleinen Schrift über diesen Gegenstand sagte, ist demnach doch als Wahrheit höheren Ortes erkannt worden, wenn gleich der brave Verfasser damals, so wie sein Censor und der Redakteur der Blätter, in denen der Aufsatz erschien, verschieden abgestufte Verweise der Freiheit wegen, solcherlei zu sagen, erhalten haben sollen. — Das die neue Verwaltungsgestaltung bestimmende Reskript kam den 23. März zur Ausführung. Mehrere alte Herren lebten zwar des guten Gedankens, es würde mit dieser Ausführung wohl noch seine guten Wege haben, und das geliebte Herkommen bleiben; indeß, diesmal irrten sie sich doch; der Beschluß kam zur gesegneten Ausführung, und weder stille noch laute Protestationen halfen. Der lange genug bestandene trennende Unterschied zwischen Professoren sogenannter alter und neuer Stiftung hörte gesezlich auf, mit ihm der enge Kreis, aus welchem bisher der Universitätsrektor immer nur gewählt werden konnte, und mit ihm auch der leer gewordene fürstliche Rang dieses Rektors. Das sämmtliche Korps aller ordentlichen Professoren bildet fortan den akademischen Senat und wählt (mit relativer, nicht absoluter) Stimmenmehrheit den Rektor aus seiner Mitte, dessen Bestätigung dann in Dresden eingeholt wird. Statt des ehemaligen Concil. Decanv. und Decan. ist ein Verwaltungsausschuß errichtet worden, bestehend aus den vier Fakultätsdechanten und vier ihnen beigeordneten Gehülfen, gleichfalls aus dem Korps der Professoren, und freuen kann es nur, daß die erste Wahl des solchergestalt verjüngten akademischen Senats auf den verdienten Krug fiel, und dieser mit überwiegender Stimmenmehrheit zum ersten Rektor nach der neuen Einrichtung erkoren wurde.

Sie sehen hieraus, daß, wenn gleich etwas langsam, doch auch bei uns vorgeschritten wird und daß man anfängt, nach und nach den uns oft gemachten Vorwurf abzuwälzen, wir seyen in vielen unserer Einrichtungen ein halbes Jahrhundert hinter den Nachbarn zurück. Der sehr allgemeine und in jeder Hinsicht wohl begründete Wunsch, die große Zahl überflüssiger Feiertage beschränkt zu sehen, scheint sich zwar fürs Erste einer Verwirklichung noch nicht erfreuen zu sollen, so wenig als der einer Aenderung des Münzfußes; indeß, wenn wir vielleicht auch noch auf längere Zeit die nichtssagenden Feste von Maria Reinigung, Heimsuchung 2c. feiern und dadurch dem Nationalvermögen unwillkührlich einen Schaden zufügen, ingleichen durch den nachtheiligen Kurs unseres Geldes mit dem Gelde des größeren Nachbarstaates einbüßen müssen: so zeigt doch das oben angeführte Beispiel mit der Universität, daß ein starres Prinzip des Stehenbleibens nicht vorwaltet, und im Lauf der Zeit auch diese beiden, wie noch so manche andere Punkte wohl Erledigung zu hoffen haben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 121.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 21. Mai 1830.

Der Jammer sie viel selten ließ
Geruhen einen halben Tag,
Denn ihr an dem Herzen lag,
Wie sie verlor ihr' Wonne.

Die Klage über Chriemhilde.

Das Lied der Nibelungen ein Kunstwerk.

Von Ludwig Bauer.

Dritter und lezter Artikel.

Wenn ich es im Folgenden versuche, nun auch einige Winke über den Geist des Nibelungenliedes zu geben, so kann dieß nur versuchsweise geschehen. Freilich, wenn Geist und Idee eines Gedichtes, wie viele meinen, gleichbedeutend wären, so hätte die Sache weniger Schwierigkeit. Allein dieß ist nicht der Fall. Geist nennen wir die über ein ganzes Gedicht verbreitete eigenthümliche Beleuchtung, wodurch uns jeder darin befaßte Gegenstand in einer bestimmten Farbe erscheint. Man könnte auch sagen, der Geist eines Gedichtes sey die dasselbe umgebende Atmosphäre, oder das besondere Klima, welches darin herrscht. Subjektiv genommen, ist er die von jeder andern unterscheidbare Gemüthsstimmung, die uns nur bei diesem Gedichte ergreift, und von Anfang bis zu Ende desselben begleitet. Der Geist eines Gedichtes kann also eigentlich nicht wiedergegeben werden: wer ihn vernehmen will, muß selbst das Ganze lesen. Will man jedoch den Versuch machen, so sehe man sich nach einzelnen Zügen um, in denen das Gepräge des Ganzen am deutlichsten heraustritt. Der ernste, gespannte Hinblick auf ein gefürchtetes Ende gehört zum Geiste dieser Epopee. Es lag im Interesse des Dichters, uns frühzeitig auf einen traurigen Ausgang gefaßt, und für die gewaltigen Schlußeindrücke empfänglich zu machen. Einzelnheiten, die darauf abzwecken, finden sich daher gerade schon im ersten Theile, wo das Tragische selbst noch verhüllt ist, in ziemlicher Anzahl. In hohen Ehren, so beginnt der Dichter, träumte Chriemhilde, ein starker und schöner Falke würde ihr von zweien Adlern geraubt. Ihre Mutter, darüber befragt, gibt ihr den Bescheid: dieß möge wohl bedeuten, daß sie einst ihren Gatten schnell und gewaltsam verlieren werde. „Mutter!“ erwiederte sie hierauf, „solch ein Unglück wird mich nie betreffen: ich weiß, daß Liebe oft mit Leid endigt, darum will ich nicht lieben, und nie mich vermählen.“ Sie, bemerkt hier der Dichter, die einem so schönen Ritter vermählt werden, und seinen Tod so schrecklich rächen sollte! Hierauf erzählt er, wie Sivrit zum Ritter geschlagen wurde, und unter Waffenspiel und mancherlei Abentheuern zum Manne heranwuchs. Ihn quälte selten ein Herzeleid (V. 185). Da hört er Kunde (V. 186) von einer schönen, vielbeworbenen Jungfrau im Burgundenland. Und fortan stellt er seinen Sinn auf hohe Liebe, eilt nach Worms, verweilt dort ein ganzes Jahr, ohne sie zu sehen, die längst das Ziel aller seiner Gedanken ist, verdient sich endlich durch Besiegung der Dänen und Sachsen Gunthers Dankbarkeit, erwirbt diesem die Brunhilde, wird Chriemhildens Gatte, und führt sie in seine Heimath, wo er glücklich und zufrieden mit ihr lebt. Aber an Brunhildens Seele nagte schon der Wurm, der bald das Glück des jungen Ehepaares unterhöhlen sollte. Brunhilde wußte nicht anders, als daß Sivrit Gunthers Dienstmann sey.

Denn als solchen hatte er sich selbst bei Gunthers Brautwerbung ausgegeben, weil er sich damals absichtlich gegen diesen in den Hintergrund stellen und Brunhildens Aufmerksamkeit von sich ablenken wollte. Daher kränkt es ihren Stolz, daß Sivrit so lange in seiner Heimath verweile, und sich nie seinem Lehensherrn zeige, um ihm Dienste zu erweisen, oder Geschenke zu bringen. Sie hofft Aufschluß darüber von Gunther (V. 2925). Er aber hatte seine guten Gründe, die Sache mit Stillschweigen zu übergehen. Weil das Nachfragen zu nichts führt, beschließt sie eine List. Sie überredet den König, er solle seine Schwester und deren Gemahl zu einem Besuche in Worms einladen. Denn, dachte sie, wenn Chriemhilde erst hier ist, so werde ich schon Gelegenheit finden, mich als ihre Königin zu zeigen, oder wenigstens zu erfahren, was es für eine Bewandtniß mit Sivrit habe. Die Boten des Königs reisen ab, und langen vor Sivrits Burg zu Santen an. Der Chriemhilde wird hinterbracht, es seyen Ritter in burgundischer Kleidung da. „Sie sprang," fährt nun der Dichter fort, „sie sprang von einem Bette, darauf sie ruhend lag." Sivrit und Chriemhilde erscheinen in Worms, und nach wenigen vergnügten Tagen (3267) gibt leztere der Burgundenkönigin erwünschten Anlaß zum Streite, woraus Hagens Erbitterung, Sivrits Tod, und somit alles Uebrige auf die oben bezeichnete Weise folgt. Warum läßt nun der Dichter gerade da, wo die Boten von Worms angekommen sind, Sivrits Gattin von einem Ruhebette aufspringen? Wozu aber hier dieser schildernde Umstand, der sich im ganzen Gedichte nicht wieder findet? Und sollte es etwa zufällig seyn, daß Sivrits Jugend eben da als eine heitere bezeichnet wird, wo der Dichter im Begriffe steht, Sivrits Brautwerbung in Worms einzuleiten? Und ist es nicht ein absichtlich hervorgehobener Umstand, wenn Chriemhilden anfänglich der Vorsatz zugeschrieben wird, nicht zu lieben, und nie sich zu vermählen? Alle diese Züge stimmen darin überein, daß sie auf den tragischen Gegensatz zwischen Jezt und Einst hinweisen. Chriemhilde will unvermählt bleiben, um den Leiden der Liebe zu entgehen. Welch ein Kontrast zwischen jugendlichem Vorhaben und späterer That, zwischen ihren Wünschen und ihrem Geschicke! Sivrit beschließt mit ritterlichem Uebermuthe, die schönste Jungfrau zu seiner Gattin zu machen. Wenn er die Folgen geahnt hätte, die an seinen so rasch gefaßten Entschluß sich knüpfen sollten! Auf einem Ruhepolster lag Chriemhilde, als sie die Ankunft burgundischer Ritter erfuhr: wenn sie gewußt hätte, daß dieser Augenblick der lezte Augenblick von Ruhe, daß diese Ueberraschung für sie das lustige Vorspiel zu einer grauenvollen Zukunft seyn sollte! wenn sie, damals noch die liebenswürdig Liebende, ihr eigenes Bild hätte erblicken können, wie es sich später, unter dem Einflusse eines solchen Geschickes, gestalten sollte! Am stärksten tritt dieses Durchschimmern des Schlusses da hervor, wo Gunther mit seinen Brüdern und Mannen auf der Reise nach Etzelnburg begriffen ist. Der Dichter erschwert ihnen auf jede Weise den Uebergang über die Donau. Sobald sie diesen Fluß überschritten haben, sind sie in Chriemhildens Bereiche. Aber er lagert sich gleichsam zwischen sie und ihre Feindin: er schäumt, er tost, er ist trüb und angeschwollen, und bietet nirgends eine Brücke oder ein Fahrzeug dar. Hagen späht einsam am Ufer umher. Eine Nixe, Sigelint (wie Sivrits Mutter) genannt, weissagt ihm, daß kein Nibelunge, Gunthers Kaplan ausgenommen, an den Rhein zurückkehren werde. Hagen geht schweigend weiter, und findet endlich eine Fähre; aber er muß den Fährmann erst tödten, bis er sich derselben bemächtigen kann. Nun fährt er seine Begleiter nach und nach über. Zulezt stürzt er, das Schicksal versuchend, Gunthers Kaplan in die Wellen. Allein dieser, obgleich er nicht schwimmen kann, wird durch göttliche Hülfe gerettet, und eilt in die Heimath zurück. In kühnem Trotze zerbricht nun Hagen das Fahrzeug. Er hatte früher, von seinem Gewissen beunruhigt, und Chriemhildens Rachgier ahnend, diese Farth nach Ungarn widerrathen. Jezt aber will er sich auch von dem Schicksale keine Furcht abzwingen lassen, und verkündet kaltblütig seinen Gefährten, was die Stromnixe geweissagt habe.

(Die Fortsezung folgt.)

Buchdruckerei und Buchhandel in China.

(Beschluß.)

„Das chinesische Volk," sagt Abel-Rémusat irgendwo, „welches seit dreitausend Jahren mit schön-wissenschaftlichen, geschichtlichen und historischen Studien beschäftigt ist, und von einer Unzahl Gelehrten beherrscht wird, die aus Geschmack oder aus Pflicht der Schriftstellerei ergeben sind; wo der kleinste Beamte in seinem Leben mehrere Werke geschrieben haben muß, die vor einem strengen Gerichtshofe für werth anerkannt wurden, gedruckt zu werden, wo der Kaiser selbst sich es zur Ehre rechnet, über ernsthafte Gegenstände zu schreiben, und die Arbeiten seiner Akademien unter seinem Namen erscheinen läßt; ein solches Volk, sage ich, muß eine unendliche Literatur besitzen und besizt sie wirklich. Man denke an die Masse Bücher, welche seit der Erfindung der Buchdruckerkunst in Europa erschienen sind; man vergrößere die Ausdehnung und die Bevölkerung unserer Welttheile, bis es dem chinesischen Reiche an die Seite gesezt werden kann; man setze an die Stelle unserer Klöster, Akademien, Universitäten u. s. w. jene in China übliche Verwaltungsweise, nach welcher alle Aemter, alle Würden, vom lezten Kopisten an bis zum ersten Minister, vom untersten Offizier an bis zum obersten Feldherrn in öffentlichen Konkursen er-

theilt werden, wobei man weder den Reichthum noch den Adel, noch das Dienstalter ansieht, sondern nur das reine Verdienst; wo nur derjenige sich zu Ehrenstellen erheben kann, der der Gelehrteste ist oder seine Sprache am besten versteht, der die klassischen Bücher am besten kennt und sie am besten zu erklären vermag; man betrachte dieß, und dann wird man sich vielleicht einen Begriff machen können von den unendlichen Schätzen, welche die Chinesen besitzen und denen bei uns Nichts an die Seite gesezt werden kann. Dann wird man sich vielleicht nicht mehr wundern, wenn man liest, daß die Vorgänger des jezt regierenden Kaisers eine Auswahl der besten Bücher zu veranstalten, und in 180,000 Bänden herauszugeben befahl."

Solcher Auswahlen oder Bibliotheken gibt es eine große Menge, man hat deren schon aus den frühesten Zeiten. Ihnen müssen die Encyklopädien an die Seite gesezt werden, die nichts zu wünschen übrig lassen und sich mit den unsrigen wohl messen können. Eine der berühmtesten ist unter andern die von Maduanlin verfaßte, welcher unter der Dynastie der Mongolen, d. h. im dreizehnten Jahrhundert nach Chr. Geburt lebte. Sie führt den Titel: wen chian tung kao, d. h. gründliche Unterhaltung der alten Denkmäler, und enthält vierundzwanzig Hauptabschnitte in 100 Bänden. Die Abschnitte handeln unter Anderm von Münzen, von der Bevölkerung, Zöllen, Steuern, Beförderungen, Staatsausgaben, Studien, Opfern, Hofceremonial, Musik, Krieg, Strafen, Literatur u. s. w.

Man findet in China wenig Privatbibliotheken, die sich mit denen in Europa messen könnten, dieß kann nicht vom übermäßigen Preise der Bücher herrühren, denn wir werden sehen, daß sie in keinem Lande wohlfeiler seyn können, als eben in China. Die Ursache mag vielmehr darin zu suchen seyn, daß die Beamten, einem ewigen Wechsel ihres Wohnortes ausgesezt, nie daran denken können, irgendwo viele Sachen aufzukaufen, die sie nothwendig mit Nachtheil wieder verkaufen oder mit großen Kosten wo anders hinbringen lassen müßten. So wird man gewöhnlich sehen, daß die höchsten Staatsbeamten sehr wenigen Aufwand im Innern ihres Hauses machen, und wenn man ein luxuriös eingerichtetes Haus sehen wollte, so müßte man zu reichen Kaufleuten gehen, nie aber zu Staatsbeamten. Dagegen sind aber viele und große Staats- und öffentliche Büchersammlungen durch ganz China verbreitet, und man darf auch die Klöster nicht vergessen, welche in jenem Reiche wie bei uns in dieser Hinsicht oft reicher sind, als kaiserliche Sammlungen.

Eigentlich gibt es keine Buchhändler in unserm Sinne, sondern die Bücher werden entweder von den Verfassern selbst und auf eigene Kosten herausgegeben, oder die Buchdrucker übernehmen den Verlag, indem sie die Manuscripte an sich kaufen. Dieß aber seltener und nur in großen, durch ihren wissenschaftlichen Sinn in ganz China berühmten Städten wie Beging, Nanging oder Sudshoufu. Doch gibt es auch in einigen, mit dem Auslande in Verkehr stehenden Handelsstädten, Kaufleute, welche mit unsern Buchhändlern verglichen werden können, indem sie sich die Bücher kommen lassen, welche in andern Theilen des Reichs herausgegeben worden sind. Man muß sich aber beim Ankaufen sehr in Acht nehmen, denn es gibt wohl keine grösseren Diebe als zum Beispiele die Buchhändler in Canton. Sie haben zwar, wie andere Kaufleute desselben Ortes, in großen Charakteren auf ihren Laden hingeschrieben: Hier wird man nicht betrogen, aber dies ist eben so bedeutungslos, als das in Paris übliche: Prix fixe, zu dem man jezt noch invariable sezt. Wo sie nur irgend betrügen können, ist man sicher, angeführt zu werden, vorzüglich wenn man die Sprache und Schrift nicht genau kennt, oder wenn dies auch der Fall ist, muß man sich doch noch sehr in Acht nehmen, da sie mit grosser Behendigkeit schlechte Bücher an die Stelle der verlangten unterschieben, oder falsche Titel vorsetzen, oder unvollständige Exemplare verkaufen.

Wenn man diesen Betrügereien zu entgehen im Stande ist, so kann man eine sehr schöne Sammlung um weniges Geld anschaffen; denn gerade die besten Bücher sind die wohlfeilsten. Da die klassischen Werke in unzähligen Ausgaben erschienen oder unendlich oft neu aufgelegt worden sind, so kostet ein Bändchen gewöhnlich nicht mehr als 12 Kreuzer; kleine Ausgaben sind noch wohlfeiler.

Man muß davon allerdings die großen Sammlungen, Encyklopädien u. s. w. ausnehmen, aber im Durchschnitte gerechnet, mag ein chinesisches Bändchen mit dem Transport nach Europa nicht höher als auf 36 bis 40 Kreuzer kommen, so daß die königlich preußische Regierung, welche dem Hrn. Professor Neumann Auftrag gegeben, für 1500 Thlr. anzukaufen, auf eine Sammlung von zweitausend bis zweitausend fünfhundert Bändchen ausgesuchter Bücher rechnen kann. Es wäre sehr zu wünschen, daß noch andere deutsche Regierungen ihre Bibliotheken in dieser Hinsicht vervollständigten, da es ja mit so geringen Kosten geschehen kann, und das Studium der chinesischen Sprache, welches bis jezt in Deutschland ganz vernachlässigt war, endlich als unentbehrlich für die tieferen Untersuchungen im Gebiete der Geschichte, Philosophie und Sprachenkunde anerkannt worden ist.

Paris, im April 1830.

Heinrich Kurz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Mitte April.

(Beschluß.)

Leipziger Zeitung. Zollverband. Bühne.

Als Beweis zu Obigem will ich noch einer Sache gedenken. Unsere einzige Zeitung, die freilich ihrer ganzen Verhältnisse wegen nur eine sehr kleinliche Figur neben andern

Blättern dieser Art spielt, und die merkwürdige Einrichtung hat, gerade das, was uns am nächsten liegt, sächsische Landesangelegenheiten, in der Regel erst zu bringen, wenn die Tageblätter anderer Staaten es längst besprochen: diese Zeitung, die, während sie im Mittelpunkte Deutschlands und in einer der bedeutendsten Handelsstädte erscheint, nur der Nachhall anderer ist, statt daß sie, unter günstigeren Verhältnissen, eine der ersten, wo nicht die erste Deutschlands seyn könnte: diese Zeitung erschien, beliebtem altem Herkommen gemäß, nie während der sogenannten hohen Feste, und trat Ostern, Pfingsten oder Weihnachten ein, so hätte der Weltenbaud sich lösen oder alle Throne der Erde einstürzen können, der ehrliche Sachse, dem seine Stellung oder sein Beutel nicht erlaubten, auch andere Blätter zu halten, mußte sich gedulden, das Wichtige zu erfahren, bis die drei Feiertage vorüber waren. Dieser wahrhafte Schlendrian ist nun auch zu Ende gegangen und, wie es scheint, auf eine sehr schnelle Art; denn am Tage vor dem diesjährigen Osterfeste war noch mit großen Buchstaben in dem Blatte zu lesen, was allemal an solchen Tagen wie ein eiserner Typus dastand, daß nämlich wegen dem heil. Fest die Avise erst den vierten Tag darauf wieder ausgegeben werden würde: aber siehe da! schon am zweiten Feiertage erschien das Blatt wieder und zwar mit der Bemerkung: jene Ankündigung sey nur in Folge alter Gewohnheit (also aus Versehen) abgedruckt worden, und es habe mit der alten Gewohnheit ein Ende. — Ich gestehe, das machte mir Freude; wem diese Freude aber vielleicht wunderbar vorkommen sollte, den bitte ich, zu bedenken, daß, wo so viele alte Gewohnheiten noch herrschen, das Fallen selbst einer wenig bedeutenden immer schon ein angenehmes Gefühl erweckt. Es verbürgt das Weitere.

Die Frage, ob Gewinn oder Verlust dabei für Sachsen seyn würde, wenn es sich dem preußischen Zollverband anschlösse? ist neuerdings wieder mehrfach in Anregung gekommen; die Meinungen Geschäftskundiger sind jedoch zu sehr getheilt darüber, um nur ein genügendes Urtheil bilden zu können, und da überdem Sachsen bereits auf eine Reihe Jahre einem andern Zollverbande beitrat, so dürften Untersuchungen dieser Art, wenigstens vorläufig, zu spät seyn.

Unsere Bühne hat uns manche Neuigkeit gebracht. Die Marschnersche Oper: „Der Templer und die Jüdin.“ gefällt hier sehr, verdient es auch mehrfach schöner Einzelnheiten wegen, und zieht das Publikum durch gute Darstellung der Hauptpartien und Allerlei zu schauen oft und wiederholt an. Ein Trauerspiel von Auffenberg: „Das Nordlicht von Kasan,“ und der Mad. Birch-Pfeiffer: „Pfefferrösel,“ gingen ebenfalls über die Bretter, sprachen, troz lobenswerther Ausführung, jedoch nur wenig an und zeigten mit den Vorstellungen einiger Schillerschen und Shakespeareschen Stücke, daß Leipzig immer noch einer von den Orten ist, wo klassisch Gutes nicht veraltet und der Geschmack rein genug blieb, sich von dem Wahren durch Flitterprunk nicht abziehen zu lassen. Am mehrsten trug übrigens diesen Winter der Kasse wohl die Stumme von Portici ein; nächst ihr Marschners Templer; das entschiedenste Unglück hatte dagegen eine sogenannte komische Oper: „Prinz Liebchen,“ von Gehe, Musik von Wolfram. Man fand, mit Recht, den Text so kindisch, die Musik im Ganzen so unbedeutend, daß sie mit lautem Lärm zu Grabe getragen wurde, ein Schicksal, welches übrigens seit einiger Zeit mehreren Novitäten, jedoch nicht in dem Maße wie dieser, widerfuhr, und so wenig dies auch eigentlich für das Nachfolgende beweist, doch von den Freunden des früheren Stadttheaters als ein Zeichen der ihrer Ansicht nach besseren damaligen Bühnenleitung betrachtet wird, die indeß doch nicht durchweg eine so außerordentlich preiswürdige war, und sich namentlich häufig Partheilichkeit für einzelne Mitglieder zu Schulden kommen ließ, hierdurch aber nicht wenig zu einer Ueberschäzung und dadurch bewirkten Dünkelhaftigkeit derselben beitrug.

Paris, April.

(Fortsezung.)

Das Trauerspiel Christine.

Die erste Vorstellung der „Christine“ des Hrn. Dumas war, wie ich bereits gemeldet, unter dem Namen einer „Trilogie“ angekündigt. Die erste Abtheilung des Stückes schilderte das Leben der sonderbaren Königin zu Stockholm, ihre Abdankung, ihre Zuneigung zu ihrem italienischen Kammerherrn Monaldeschi; in diesem Aufzuge hatte der Dichter zugleich die tragische Entwickelung der Handlung vorbereitet. Monaldeschi erscheint nämlich als ein ehrsüchtiger Mann, welcher einen Augenblick sich einbildet, Christine werde ihn auf den Thron neben sich sezen, was doch wohl sehr unwahrscheinlich ist, und zu gleicher Zeit wird ein als Page verkleidetes Mädchen eingeführt, das Alles für ihn aufgeopfert hat und mit ganzer Seele an dem kalten ehrsüchtigen Höfling hängt. Man hat in den Zeitungen die Bemerkung gemacht, diese arme Mädchenfigur, die jedoch die einzige wahrhaft interessante Person des Stückes ist, und zu äußerst pathetischen Auftritten Anlaß gibt, sey der Walter Scottschen Fenella ganz nachgebildet. Im zweiten Theile der Trilogie wurde der furchtbare Mord Monaldeschis in der Gallerie des Schlosses zu Fontainebleau geschildert. Hier war der Dichter von seinen Vorgängern abgewichen, indem er die Ursache des Entschlusses der Königin, ihren Liebling umbringen zu lassen, nicht so sehr in einer Liebesverrätherei, als vielmehr in einem politischen Verrathe suchte, den Monaldeschi soll begangen haben, indem er dem Nachfolger Christinens ihre heimlichen Anschläge, sich des Thrones wieder zu bemächtigen, entdeckt. Beide Arten von Verrath sind wahrscheinlich, und eine von ihnen ist gewiß die wahre; nur ist die Frage, welche? In Frankreich ist man allgemein überzeugt davon, Monaldeschi habe dadurch Christinen gereizt, daß er sich in Briefen ihrer heimlichen Gunst gerühmt habe, vielleicht mit Aeußerungen, die keine wahre Gegenliebe von seiner Seite verriethen, und Christinens weibliches Gemüth aufs Aeußerste empören mußten. Monaldeschi und das italienische Mädchen kommen hier ins Gedränge, und ihre Angst, nebst der Wuth der Königin bringen eine Gährung hervor, die sich mit dem Tode des Höflings und seiner unglücklichen Begleiterin endigt. Dieser Theil des Stückes, in welchem Dumas ein großes Talent entwickelt hat, wird als der einzige interessante Theil des Stückes angesehen. Ganz etwas Neues für die Pariser Zuschauer war es, daß nach diesem Theile, in welchem die Endkatastrophe vorgefallen war, noch ein anderer Theil kam, in welchem Christine als Büßende zu Rom dargestellt ist und in den Armen der frommen Betschwestern verscheidet. Diese Neuerung wurde mit Murren aufgenommen; der Dichter war auch so klug, ihrer sogleich zu entsagen, und bei der zweiten Vorstellung war das Stück keine Trilogie mehr unter dem Namen „Stockholm, Fontainebleau und Rom;“ das lezte war weggeschnitten und es blieb nur ein Trauerspiel mit dem unpassenden Titel Stockholm und Fontainebleau übrig, unter welchem es nun fast jeden Abend gegeben wird. Jedoch hat der Dichter beim Drucke seines Stückes den lezten Theil wieder hergestellt, damit nichts von seinem Originalconcepte verloren gehe. Das Manuscript soll er nach den Zeitungen einem Verleger für 15,000 Franken verkauft haben.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 122.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 22. Mai 1830.

Folge der Gräfin, die dort im härenen Kleid am Altar kniet,
Und vom Bettler das Brod, Gabe des Segens, empfängt.

Daly's Ritterburgen der Schweiz.

Die Gräfin von Gruières.

Eine Scene aus der guten alten Zeit.

Die folgende Skizze, die gerade um ihrer Einfachheit willen manche Leser ansprechen wird, gründet sich auf eine Sage, die sich im Thale von Gruières erhalten hat. Dieses Thal liegt im Kanton Freiburg am Fuße der Alpen; die Savine, ein wilder Bergstrom, fließt dadurch hin. Mitten im Thale liegt das durch seinen Käse berühmte Dorf Gruières. Es wird von einem alten Schlosse auf einem hohen, zuckerhutförmigen Hügel beherrscht. Hier hauseten einst die mächtigen Grafen von Gruières, die sich bis zum Jahr 1554 in ihrem Besitzthum erhielten. Im Thale von Gruières sind die besten Alpenweiden; die Heerden sind sehr zahlreich und vorzüglich schön, und die Einwohner gehören zu einem der schönsten und kräftigsten Volksstämme der Schweiz.

* * *

Es war einmal eine Gräfin von Gruières; eine vornehme mächtige Frau, die hieß Margaretha und war kinderlos, obwohl es allbereits sieben Jahre seyn mochte, daß sie sich ihrem Gemahl mit Herz und Hand verlobt. Darob härmte und grämte sie sich schwer. Wohl hatte sie Zauberer und Wahrsager um Rath angegangen, aber vergeblich war ihr Wissen und ihre Kräuter; wohl hatte sie unsere liebe Frau zu Lausanne, unsere Frau zu Einsiedeln, unlängst gar unsere Frau zu Loretto heimgesucht und derselben reiche Gaben dargebracht; es war einmal wie das andere Mal und schlimmer noch: sie verbrachte ihre Tage mit Klagen und Weinen in ihrem guten Schloß Gruières, und wer bei ihr einsprach, dem betheuerte sie, wie nie wieder die Ruhe bei ihr einkehren werde, bevor nicht Gott und unsere liebe Frau ihre Bitte erhört, daß sie einmal Mutter geheißen würde, und wie ihr der Tod nicht so bitter dünke, als solch lange Unfruchtbarkeit. Aber nicht gar weit unter dem Schloß, der Savine zu, war eine kleine Kapelle gelegen, so der trostreichen Mutter unsers Herrn geweihet war; und es geschahe oft, daß die Gräfin um die Abendzeit da hinabging, ihren Rosenkranz zu beten und vom Himmel einen schmucken Sohn zu erflehen. Aber in frommer Demuth trug sie auf solchem Gange niemalen ihre prächtigen gräflichen Gewänder, sondern ein grob Wollenkleid mit schwarzer Kappe, gleich einem armen Weibe, die in Trauer ist um den todten Mann.

Da begab es sich, daß sie eines Abends also ärmlich gekleidet hinging; der Herbstwind jagte das dürre Laub der Bäume und der Himmel war düster und hing voll schwerer Wetterwolken. In einem Winkel der Kapelle lag die edle Frau auf ihren Knieen, schlug die blauen Augen zu unserer Frau und dem Jesuskinde am Altare auf, weinte und seufzte gar kläglich, gleichwie die Mutter des heiligen Propheten Samuel im Tabernakel inbrünstig um einen Sohn betete, wie in der Schrift geschrieben steht. Doch wer kommt da in die Kapelle? Jehan l'Esclopé, ein armer, lahmer Bettler, so im ganzen Lande wohlbekannt. Der war aber so einfältig und so gar nicht kurz-

weilig, daß die Leute oftmals sein spotteten und ihm nichts gaben; oft aber auch gab ihm dieser Brod, der Milch, ein anderer ein alt Wamms, damit er seine Blöße decke; mochte er aber eine milde Gabe empfangen oder fortgejagt und verhöhnt werden, allemal sprach er: „Gott und unsere liebe Frau verleihen Dir, was Dein edles Herze begehrt.“ Kaum war Jehan l'Esclopé in der Kapelle, da beugte er andächtig sein Knie, küßte seine Hand vor unserer Frauen und empfahl sich ihr aus Herzens Grund, aber ohne ein Sterbenswort über die Lippen gehen zu lassen, denn er wußte keinen Spruch, so einfältig und albern war er; da er aber an der Wand hinsah, gewahrte er eine Frau in großer Trübsal, und er vermeinte nicht anders, als es sey ein arm Weib, wie er ein armer Mensch, die um Trost und das tägliche Brod zu unserer Frauen bete. Alsbald nahm er, denn er war so guten Herzens, als schwach an Geist, seinen Schnappsack, den er stets, so er voll war, auf dem Rücken, war nichts darinne, unter dem Arme trug, nahm daraus ein groß Gerstenbrod und ein gut Stück Käse, das ihm gute Leute des Thales um Gotteswillen gegeben, brach Brod und Käse entzwei, brachte einen Theil dem Weibe, das ihm so arm und presthaft dünkte, und sprach zu ihr in seiner Einfalt: „Hast Du nichts, so habe ich; hier die Hälfte; hätt' ich mehr, bekämst mehr; Gott und unsere liebe Frau verleihen Dir, was Dein edles Herze begehrt.“ Sprachs und ging eilends davon.

Wer sich aber verwunderte und hoch erfreute zugleich, das war die edle Frau; denn sie nahm solches für ein gar gut Zeichen. Sorgsam steckte sie das Stück Brod und den Käse zu sich, ging zurück in ihr Schloß und berichtete eilends alles, wie es gekommen war, ihrer alten Amme Marie, so sie, als sie mit dem Grafen fortgezogen, von Schloß Oron, mit herübergenommen, und die sie hochschätzte und liebte. Da fiel ihr mit einem Male etwas bei, und sie vertraute der Amme in großer Heimlichkeit, was sie zu thun im Sinne habe, und die zwei thaten, wie folgend zu lesen ist.

Kaum hatte nämlich die edle Frau die ärmlichen Kleider abgethan, und sich wiederum in ihre schönen Gewänder gekleidet, da vernahm man unter dem Schloßthor gewaltigen Lärm von Menschen und Rossen, Hundegebell und Hörnerklang: das war Niemand anders, denn ihr lieber Herr und Gemahl, der Graf Franz, der mit vier edlen Rittern, seinen Freunden und Waffenbrüdern, die alljährlich einmal in seinem guten Schlosse einkehrten, auf der Eberjagd ausgewesen war; und die vier waren sämmtlich von edlem Geschlecht und alter Herkunft, mit Namen Jehan de Blonay, der seines gnädigsten Herrn von Savoyen Banner trug; Claude d'Affri, der in zarter Jugend ins gelobte Land wider die Sarazenen und Ungläubigen ausgezogen war und bei der Eroberung von Rhodus ehrenhafte Wunden davongetragen hatte; Humbert Cerjeat, Herr von Combremont, und der Kommentur Gui von Torrens, Herr von Aigle und Ormonts. Kaum hatten sich diese Herrn entwappnet, so kamen sie in den großen Saal, wo das Banket gerüstet war, und sie machten sich ans Essen und Trinken und griffen lustig zu; denn sie waren müde und gar eßlustig, wie gemeiniglich Jäger sind, so den lieben langen Tag über Berg und Thal geritten. Aber nicht lange, so kam auch die edle Frau, ihnen aufzuwarten, und machte, wie man vermeinte, ein besser Gesicht als sonsten, und hinter ihr kam ihr alter Kaplan, Joseph du Roussel, der sie getauft und getraut, und — so groß war seine Anhänglichkeit an die edle Frau — nicht von ihr hatte weichen wollen, obwohl er Pfründen die Fülle hätte haben können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Lied der Nibelungen ein Kunstwerk.

(Fortsetzung.)

Durch solche wiederholt eingestreute Züge ist das Hinblicken auf den Schluß in unsre Stimmung übergegangen. Eine gewisse Schwüle verbreitet sich über den ganzen Horizont des Gedichtes; die Gegenstände erscheinen, wie kurz vor dem Ausbruche eines Sturms, und jedes aufsteigende Wölkchen erscheint uns als ein werdendes Gewitter. Ein Bestandtheil, der so sorgfältig in unsre Stimmung eingemischt wurde, kann nicht mehr aus derselben verschwinden. Wohl aber ist zu befürchten, daß uns die bestimmte Erwartung der Katastrophe für die Katastrophe selbst abstumpfen möchte. Dieß ist dem Dichter nicht entgangen. Daher wirft er den aufgewehten Vorhang noch einmal zu, ehe er ihn völlig aufrollen läßt. Nach einer ängstlichen Nachtfahrt (V. 6117 und 22. 6193. 6310) erreichen die Nibelungen Rüdegers Mark; und siehe da, hier, auf der Grenzscheide des großen Hunnenreichs, finden sie einen schlafenden Mann, und dieser Schlafende ist der Markgraf Eckewart, ein geborner Burgunde, der Chriemhilden nach Ungarn gefolgt war, und damals in Rüdegers Diensten stand. Wie stille, wie ruhig erscheint uns nun auf einmal das hunnische Reich! Von einem Schlafenden wird seine Grenze bewacht. Da ist kein drohendes Heer, da sind nirgends kriegerische Anstalten. Eckewart eilt, freudig erstaunt, zu seinem Herrn, und dieser preist sich glücklich (V. 6598), die Nibelungen in seiner Burg empfangen zu können. In dem freundlichen Bechelarn verbirgt sich ihnen ihr Schicksal. Auch wir sehen die Ahnungen, die uns früher so deutlich vorgeschwebt waren, nur hier und da noch, wie einen halbvergessenen Traum, flüchtig in uns auftauchen. Neue Hoffnungen werden geschöpft, neue Verbindungen geschlossen. Und

wie hätten die Gäste irgend einer Besorgniß Raum geben können, da er selbst, der gütige Rüdeger, ihr Geleitsmann nach Etzelnburg wird?

In einem Gemälde kann durch denselben Pinselstrich ein Gegenstand ins Licht, und ein anderer in Schatten gestellt werden. Hier tritt ein ähnlicher Fall ein. Während durch das Zurücktreten des tragischen Vorgefühls über die Gruppe der Nibelungen eine neue Heiterkeit ausgegossen wird, fällt eben dadurch ein desto tieferer Schatten auf eine andere Gestalt, mit der wir uns jezt wieder beschäftigen müssen. Wer alle diese Stellen gelesen hat, in welchen uns der Dichter seine Chriemhilde als ein vollendetes Frauenbild zeichnet, Stellen, die mit dem Schönsten, was je über Weiblichkeit und über Liebe gedichtet worden ist, um den ersten Preis wetteifern, der wird auch mit einer gewissen Innigkeit an diesem lieblichen Wesen hängen, und troz der gefährlichen Krise, die sich bald in ihren Gefühlen und in ihrem Charakter ankündigt, jene ersten Eindrücke nicht sobald aus seinem Gemüthe verbannen können. Und doch muß es einmal geschehen, doch muß Chriemhilde endlich den Platz in unserm Herzen einnehmen, den unser Verstand ihr längst angewiesen hat. Dieß hat der Dichter auf folgende Weise erreicht. Er versezt uns mitten in das Gewühl der nah' und näher rückenden Nibelungen; er zeigt auf die Boten hin, die ihnen voranfliegen; er läßt uns das freudige Getöse vernehmen, das bei dieser Nachricht in Etzels Burg entsteht, er malt uns das Lächeln, das eine so erwünschte Botschaft dem Könige entlockt — und nun deutet er plötzlich nach einer Fenstervertiefung, in welcher Chriemhilde erscheint, oder vielmehr, hinter welcher sie wie eine Schattengestalt der Hölle emporsteigt. Auch auf ihrem Gesichte drückte sich Freude aus: aber es ist nicht Freude über das Wiedersehen der Ihrigen; auch sie frohlockt, aber es ist nicht das Frohlocken der Liebe. „Wohl mir!“ ruft sie aus, „daß meine Freunde nun kommen! Dort nahen sie, mit neuen Schilden, mit glänzenden Brustharnischen! Wer nach Gold verlangt, wer meiner Gnade begehrt, der gedenke meiner Leiden, der räche meine Schmach!“ Dadurch wird Chriemhilde in eine andere Sphäre unserer Empfindung gerückt und das lezte Band zerrissen, das uns bisher noch an sie geknüpft hatte.

Manches Gedicht gewinnt dadurch für unsere Einbildungskraft an Tiefe, daß es die getrennten Schicksale der Hauptpersonen nicht nur allmählig in einen Knoten schürzt, sondern uns auch frühere Berührungspunkte derselben ahnen läßt. In Goethe's Meister z. B. weisen mehrere aufgewirrte Fäden nach Italien zurück, und dieses Land schwebt besonders auch deßwegen so geheimnißvoll anziehend vor unserer Phantasie. Aehnlich erinnert unser Dichter (V. 4604 ff. 4641 ff.) an ein früheres Verhältniß Rüdegers zu Sivrit, Günther, Gernot, Giselherrn und Hagen; Sivrit und Hagen sind in ihrer Jugend bei Etzeln gewesen, und diesen Erinnerungen gibt sich Etzel gerade bei dem Empfange der Nibelungen hin (V. 7030 ff.). „Wie soll ich das erkennen,“ ruft er, den Hagen betrachtend, aus, „daß er so grimmig ist? — Seinen Vater kannte ich wohl, der war mein Manne; Lob und Ehre hat er bei mir gewonnen: ich machte ihn zum Ritter und gab ihm mein Gold. — Und nun erkenne ich Hagenen ganz. — Meine Geissel sind weidliche Männer geworden: er und Walther von Spanien wuchsen bei mir auf; den Hagen sandte ich wieder heim, Walther entfloh mir mit Hildegunde.“ Er gedachte, heißt es nun weiter, einer langen Reihe vergangener Dinge nach; seinen Freund von Troneck (Hagen) hatte er recht ersehen, der ihm als Jüngling kräftige Dienste geleistet hatte, und jezt im Alter so manchen Freund durch sein Schwert rauben sollte. Nach Etzels Burg also leiten uns die Jugendschicksale Sivrits und Hagens zurück, und in Etzels Burg endet das gemeinsame Trauergeschick der Nibelungen und der Burgunden. Dies hat einen eigenen Reiz für unsere Phantasie, die nun zwischen der Katastrophe und dem Ort, wo diese erfolgte, ein geheimes Einverständniß zu ahnen glaubt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Christine. Lamartine.

Auf obige Angaben läßt sich selten bauen, weil sie meistens übertrieben sind; der Verleger selbst läßt gern das Gerücht von einem ungeheuren Honorar umhergehen, damit das Publikum eine desto höhere Meinung von dem Werthe des Stückes bekomme. Es ist auch schon von Parodien des Trauerspiels auf den kleinern Theatern die Rede; jedoch wird sich dieses Stück nicht so leicht persifliren lassen, als „Hernani,“ an welchem sich eine Menge kleiner Dichter versucht hat, und der nun wirklich auf vier Vaudevillebühnen durchgehechelt wird, während das Original auf der Bühne des Théâtre français noch immer viele Zuschauer herbeizieht. Dumas „Christine,“ von der Dlle. Georges vortrefflich gespielt, wird wahrscheinlich eine eben so lange Reihe von Vorstellungen erleben, obschon die klassische Partbei, die in mehreren einflußreichen Tageblättern die Oberhand hat, das Publikum beständig tadelt, weil es sich von schlechtem Geschmacke hinreißen lasse und allerlei dramatische Monstrositäten beklatsche, welche man ehemals nimmer auf der Bühne geduldet haben würde, wo Racine, Corneille und Voltaire vorherrschten. Ja wohl, mit dem Klagen über das Einreißen des schlechten Geschmackes hat es seine richtige Bewandniß; die sonderbarsten Dinge werden auf die Bühne gebracht, die kühnsten Neuerungen werden versucht; wie kann dies aber auch anders seyn? Nie ist wohl der Bedarf an Theaterstücken so groß gewesen, als jezt auf den vielen Bühnen von Paris; nirgends findet sich eine solche Schaar von Theaterdichtern beisammen, als hier; was sollen nun alle diese Theater, alle diese Dichter anfangen, um das Publikum herbeizuziehen? Mit alten, wieder aufgewärmten Stücken, mit hundert Wiederholungen einer und derselben Form ist es hier

nicht gethan; denn wie könnte das Publikum die ewigen Wiederholungen unter der Menge von neuen Stücken auszeichnen? Hier muß Neues das Beste thun; kühne Versuche, originelle Darstellungen, ungewohnte Bilder, die sind es, wornach das Publikum lüstern ist; gefallen sie ihm nicht, so nimmt es keinen Anstand, dieselben auszuzischen; findet es aber Talent in solchen Neuerungen, sprechen die Darstellungen wirklich sein Gemüth an oder geben seiner Phantasie Nahrung, je nun, so hält es das neue Gemälde fest, läßt es oft darstellen und findet sich in Menge bei jeder Darstellung ein. Eben so geht es bei Gedichten, bei Kunstgegenständen; denn auch die Künstler beklagen sich über die Verderbtheit des Geschmackes im Publikum. Man sehe nicht mehr, heißt es, auf eine korrekte Zeichnung, auf eine regelmäßige Ausführung; das Publikum beachte nur den Effekt; ältere, nach den Regeln der Kunst ausgeführte Kunstgegenstände finden wenig Absatz; dagegen greifen die Liebhaber begierig nach den unreifen Versuchen junger Künstler, die sich durch Keckheit einen neuen Weg bahnen wollen. Natürlich sind es meistens ältere Künstler, welche so klagen. Vielleicht versuchten sie in ihrer Jugend auch durch neugewagte Einfälle den Beifall des Publikums zu erzwingen; dies haben sie aber schon vergessen. Die guten Leute bedenken nicht, daß es der Weltlauf so mit sich bringt, daß, wenn das Schöne durch allzu viele Nachahmungen und Wiederholungen zum Gewöhnlichen wird, man sich nach Abwechslung sehnt und begierig nach dem Neuern greift, wenn es einige ungewohnte Schönheiten durchschimmern läßt.

Eine ziemlich wichtige Tagesbegebenheit für die Freunde der neuern französ. Literatur war neulich die feierliche Aufnahme des Dichters Lamartine in die Académie française. Eigentlich hätte diese Aufnahme schon vor mehreren Monaten stattfinden sollen; allein Lamartine hatte das Unglück gehabt, seine Mutter durch einen Unfall, wovon die Zeitungen umständlich gesprochen haben, zu verlieren; er hatte sich aufs Schleunigste zu ihr begeben, um noch bei ihren lezten Athemzügen bei ihr zu seyn, und so ist denn die längst erwartete Sizung der Académie française, auf welche so Manche, die Lamartinen nicht von Person kannten, begierig waren, lange verschoben worden.

(Die Fortsezung folgt.)

Berlin, April.

Wassernoth. Dlle. Sontag.

Es fehlte vor einiger Zeit nicht viel, so hätte ich Ihnen aus dem überschwemmten Berlin geschrieben. Von der Oder strömten die gelben Lehmwasser durch gebrochene Schleusen — so hieß es wenigstens — in unsere Spree, und in einem Tage stieg der ruhigste Fluß von der Welt zu einer ungewöhnlichen Höhe. Der Schnee aus den Spreewäldern und die übertretenden Seen thaten indessen das meiste, und noch immer befindet sich die Spree in einem unnatürlich hohen Stande. Die Gärten und Wiesen außerhalb der Stadt stehen unter Wasser, ebenso viele Kellerwohnungen in der Stadt, ja der große Belleallianceplaz am Halleschen Thore bietet noch jezt das seltsame Schauspiel eines Bassins dar. Glücklicherweise ist er so nach der Mitte zu vertieft, daß Häuser und Bürgersteige rund umher nichts gelitten haben. Man weiß überhaupt in der Nähe von keinem Unglück; aber die Brunnen, mit denen man fast aus allen Kellern das Wasser pumpt, sind ein befremdender Anblick. Zu den lustigen Anblicken gehört der unserer Straßenjugend, welche Sonntags in Waschfässern auf dem Marktplaze muntere Schifffahrten anstellt. Die beiden Spreedörfer Stralow und Treptow, beliebte Vergnügungsorte, ragen aus einer ungeheuern Wasserfläche heraus, und der industriöse Gastwirth des lezteren Ortes ladet förmlich seine Stammgäste zu der großen Ueberschwemmung ein, indem er durch die Zeitungen versichert: man solle nur kommen und sich auf dem Altan seines Hauses davon überzeugen, daß man rings umher nichts sieht, als — Wasser!

Doch spricht man längst nicht mehr vom Wasser, außer wenn die Mildthätigkeit von den überschwemmten Ortschaften angesprochen wird. Es ist nur ein Aprilthema der Unterhaltung: — die Sontag. „Ist sie verheirathet oder ist sie nicht verheirathet?" das ist die wichtige Frage unter den Treppen und in den Salons, bei Soirées und Diners, und die ernsteren Männer, denen der Enthusiasmus für eine flüchtig theatralische Modeerscheinung am meisten zuwider ist und war, sind, seltsamer Weise, jezt am heftigsten darauf „erpicht," die Negative zu behaupten. Es hat sich im Laufe der Jahre ein bedeutender Oppositionsstoff gegen die einst in die Wolken Gehobene gebildet. Wie die Begegnung, oder vielmehr die Filiation der Extreme zur Natur gehört, so äußert sich diese Opposition eben so widersinnig, als der erste Enthusiasmus. Man will es der Künstlerin verargen, daß sie Berlin, nachdem Berlin das für sie gethan, verlassen, daß sie in Paris und London so und so viel Aufsehen gemacht oder nicht gemacht, daß sie einen Grafen geheirathet und keinen Berliner, oder daß sie ihn nicht geheirathet und Komödie gespielt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 116:
Die Wiese.

Räthsel.

Wie es in der Sage heißt,
Haben nebelgraue Horen
In Pobnizien mich geboren,
Und empfangen von dem Geist.

Gleich, als ich zur Welt gekommen,
War ich Weltbeherrscher schon,
Sizend auf des Vaters Thron,
Den gefangen ich genommen.

Nero, glücklicher Tyrann!
Der gemordet, die ihn säugte,
Da ich den, der mich erzeugte,
Nur in Fesseln schlagen kann.

Doch er bleibt in dem Gefängniß;
Nimmer, nimmer wird er frei!
Daß des Vaters Feind ich sey,
Ist der Menschenwelt Verhängniß.

Noch ward nimmer ihm verlieh'n
Hier auf Erden eine Stätte,
Wo er, ohne meine Kette,
Ungefesselt je erschien;

Nicht am Thron im weisen Rathe,
Nicht am Markt im Volksgericht,
In der Kunst, im Wissen nicht,
Nicht im Tempel, nicht im Staate.

Und so bleibt auf Erden hier
Mir dem Zwingherrn Alles eigen;
Ja die Freiheit selbst muß schweigen,
Oder unterwirft sich mir.

Ludwig Robert.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 123.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 24. Mai 1830.

So fassest du in kräftige Gebilde
Das wundervolle Lied der Nibelungen.

Uhland.

Das Lied der Nibelungen ein Kunstwerk.

(Beschluß.)

Gleichwie in Shakespeares Julius Cäsar der Geist des gemordeten Eroberers die ganze Tragödie fortwährend beherrscht, so schreitet der Geist des gemordeten Sivrits durch unsre ganze Epopee hin. Kein andrer füllte seine Stelle aus: er ist der Unvergeßliche, und die zweite Hälfte des Gedichtes schildert nur das große Opfer, das seinem zürnenden Schatten gebracht wird. Sivrit war ein vollendeter Ritter: voll Ehrgeiz und doch gutmüthig, trotzig gegen Männer und züchtig gegen die Frauen, und bei allem Durst nach Siegen unbekümmert um die Beute. Wir können daher mit Recht sagen: in Sivrits Persönlichkeit sey der Geist des Ritterthums in den Geist des Gedichtes übergegangen. Aber das Allgemeine des Ritterthums ist überall mit dem Stempel der Nationalität bezeichnet. Aus dem deutschen Charakter hat der Dichter durchgängig seine Motive gegriffen. Jede Lüge äußert nachhaltende, verderbliche Folgen (V. 3523). Der Grund, warum die Anfangs nur gereizte Brunhilde auf einmal so unversöhnlich grollt, ist der, weil Chriemhilde ihr vorwirft, ihre Ehe mit Gunther sey nicht heilig gehalten worden. Für Ehe und Religion kennt unser Dichter nur Einen Ausdruck, und für den Reichthum seiner Könige keinen andern Maßstab, als den ihrer Freigebigkeit. Der gastlichste Ritter ist ihm auch der tugendhafteste. Für das größte Glück hält er es, einen Freund an der Seite zu haben, auf dessen Treue man bauen kann. Furcht scheint ihm in jeder Lage etwas Entehrendes. Es ist Pflicht, die Gefahr zu bestehen, und lobenswerth, sie aufzusuchen. Seine Deutschen ergötzen sich, indem sie den Krieg nachahmen. Ihre Könige finden beherzten Widerspruch im Rathe, aber folgsame Arme auf dem Schlachtfeld. Die Burgunder wissen, daß sie alle gerettet seyn werden, wenn sie sich dazu verstehen, den einzigen Hagen auszuliefern (V. 8513). Aber lieber wollen sie in dem angezündeten Saale lebendig verbrennen, als an ihrem Kampfgenossen einen Verrath begehen. Gunther und Hagen, von allen ihren Freunden entblößt, durch langwierige Kämpfe erschöpft, blutend und hoffnungslos, können sich in Einem Augenblicke Leben und Freiheit sichern, wenn sie sich dem edelmüthigen Dietrich ergeben. Aber sie halten es für Wahnsinn, ein Schwert abzuliefern, das ihnen nicht sowohl zur Vertheidigung des Lebens, als zur Behauptung der Ehre bestimmt zu seyn scheint.

Um den Leser einigermaßen mit der Heldin des Gedichtes auszusöhnen, berühre ich noch einen feinen Zug, der Vers 5585 eingestreut ist, wo Chriemhilde nach langem Brüten den Plan faßt, ihren Feind Hagen mit den übrigen Burgunden nach Etzelnburg zu locken. Hier unterbricht sich der Dichter plötzlich mit den Worten: „sie träumte oft, Giselherr ihr Bruder gehe an ihrer Hand, sie küßte ihn jedesmal in sanftem Schlafe.“ Diese Worte

kommen mir immer wie ein stiller Winkel vor, von welchem aus wir den Rath ihres Herzens belauschen können. Sie küßt ihren Bruder im Schlafe: also noch ein Funke schwesterlicher Liebe in einer Flamme von Rachsucht. Aber nur im Schlafe küßt sie ihn. Gerade die nachgiebigsten Menschen beleidigen oft schlafend ihre Freunde, und morden ihre Gegner im Traume, als ob die auswärts gehemmte Leidenschaft sich nach innen entladen müßte. Bei Chriemhilde ist es umgekehrt, weil sie wachend nur Leidenschaft ist, hat sich ihr besseres Gefühl in die Traumwelt geflüchtet. Und dieser Traum wiederholt sich oft. Ob ihr nicht damals schon dunkel der Ausbruch eines allgemeinen Kampfes vorschwebte? ob ihr nicht manchmal einfiel, daß auch Giselherr ein Opfer desselben werden könnte? ob sie nicht im wachen Zustande über diese Möglichkeit leicht hinwegging, während das Gefühl davon sich in ihre Träume verlor? und ob sie nicht wiederum im wachen Zustande das Vorhaben, alle Burgunden zu laden, mit der Sehnsucht beschönigte, die sie träumend nach ihren Getreuen empfand? Daß dieß wirklich in jenen Worten liege, wird durch die Verse 5601 — 5604 bestätigt, wo Chriemhilde also spricht: „Nach den Getreuen jammert mir oft das Herz; könnte ich bei denen seyn, die mir Leid thaten, so würde wohl der Tod meines Freundes gerächt und dieß, ich kann es kaum erwarten.“ In welch ein unglückliches Gemüth läßt also der Dichter uns blicken! Welche eine Gährung von Blutdurst und Liebe! Wie mag es in ihr gerungen, wie oft sie beschlossen, bereut und wieder beschlossen haben, bis endlich die blutige That zu Stande kam, um deren Willen wir sie verabscheuen müssen!

Dieß möge zu unserem Zwecke genügen. Wer übersatt aller modernen Künstelei nach einem stärkenden Trunke frischen Quellwassers dürstet, wer die Natur in ihrem Dichterschmucke, das Schicksal in seinem strafenden Ernste, den Menschen in seiner Schwachheit und in seiner Kraft, wer die unverwischbarsten Züge deutscher Nationalität in einem treuen Spiegel gesammelt, und sich selbst lebhaft in jene Zeit versezt sehen möchte, wo der nun verödete Staufen ein Kaiserschloß, und der König der Deutschen die erste Krone der Welt trug: der trete herzu, und lese das Lied der Nibelungen! Es gehörte der unermüdliche Scharfsinn und der warme Patriotismus deutscher Forscher dazu, um dieses versunkene Denkmal vaterländischer Größe aus dem Schutte der Jahrhunderte herauszufinden, und in seiner kolossalen Ursprünglichkeit herzustellen. Die dankbare Nation wird ihr uneigennütziges Streben um so mehr der Aufmerksamkeit würdigen, da sie ohne Zweifel sich selbst ehrt, wenn sie endlich es wagt, stolz auf ein Kunstwerk zu seyn, das so unschätzbar und so wenig anerkannt ist, als ihre eignen Verdienste um die Menschheit.

Die Gräfin von Gruières.

(Fortsetzung.)

Als das Bankett, das nach Landesart gar lange dauerte, zu Ende ging, sprach die edle Frau: „Lieber Herr und Gemahl, bitte, Ihr wollet erlauben, daß ich gegenwärtigen edlen Herrn, Euren werthen Freunden, eine Schüssel vorsetze.“ Und jener erwiederte freudig: „Herzliebe Frau, es sey, wie Ihr begehret.“ Da winkte sie ihrem kleinen Pagen, der hinter ihr stand, und hieß ihn die alte Marie holen, und alsbald kam die gute Amme zitternd herbei und brachte, wir wissen wohl was, zwischen zwei großen silbernen Tellern. Rasch deckte der edle Graf die Schüssel auf und wunderte sich, da er nichts denn schwarzes Brod und Landkäse darin gewahrte. „Was soll das bedeuten?“ sprach er und schaute seine Frau mißmuthig und sauer an. Da erhob sich die edle Frau und berichtete in anmuthiger Rede, wie sie unten in der Kapelle zu der trostreichen Mutter des Herrn um ein schmuckes Söhnlein gebetet habe, wie Jehan l'Esclopé über dem Gebete dazugekommen, sie für ein arm Bettelweib angesehen, ihr ein Almosen verehrt und in seines Herzens Einfalt zu ihr gesprochen: „Gott und unsere liebe Frau verleihen Dir, was Dein edles Herze begehrt.“ Alle, so zugegen waren, wunderten sich darob und schauten einander an; aber die edle Frau zerschnitt Brod und Käse in acht Theile, ging herum von einem zum andern und bot jedwedem ein klein Stück von dem Almosen, das ihr geworden. Zuerst aber kam sie zu Herrn Johann von Blonay, und dieser sprach also zu ihr: „Groß war meine Freude, da mein gnädigster Herr von Savoyen zu mir sprach: Vetter, in Eure Obhut gebe ich mein Banner; tragt es zu meinem Nutzen und Frommen und zu meiner Ehre, als die auch die Eurige ist, — aber so groß war sie nicht, als jezt, da ich dieses Brod und diesen Käse esse.“ — Drauf kam sie an Claude d'Affri, der sprach: „Groß war meine Freude, da ich auf dem Tourniere zu Lyon als Sieger über alle Kämpfer ausgerufen ward und den Dank für das Rennen aus schöner Frauen Händen empfing — aber so groß war sie nicht, als jezt, da ich dieses Brod und diesen Käse esse.“ Kam die Reihe an Humbert Cerjeat, Herrn von Combremont, der sich also vernehmen ließ: „Groß war meine Freude, da ich von dem gnädigen Herrn von Burgund zum Ritter geschlagen ward, weilen ich ihn in einem harten Strauß aus Feindes Hand befreit, und schmeichelnde Worte, Dank und Preis nebst dem Ritterkusse davontrug — aber so groß war sie nicht als jezt, da ich dieses Brod und diesen Käse esse.“ Der Kommentur Gui de Torrens, zu dem die edle Frau jezt kam, sprach: „Groß war meine Freude, da ich unserer lieben Frau eine Kirche baute, zunächst meinem guten Schlosse d'Aigle, und darin Seelenmesse hörte für die Ruhe meines Vaters, so bei St. Jean d'Acre erschlagen

worden, aber so groß war sie nicht, als jezt, da ich dieses Brod und diesen Käse esse.“ Drauf kam sie zum Grafen von Gruière, ihrem werthen Herrn und Gemahl, der sie küssend also sprach: „Schöne, werthgeschäzte Frau, herzliebe Freundin, groß war meine Freude, da ich Euch in eurem guten Schlosse Oron zum ersten Male sah und Euch mein Herz schenkte — aber so groß war sie nicht als jezt, da ich dieses Brod und diesen Käse esse.“ Da sie nun zum alten Kaplan Joseph du Roussel kam, so sprach dieser, indem er sich bekreuzte: „Groß war meine Freude, da ich das gelobte Land besuchte in Begleit eures Vaters, meines gnädigen Herrn, dessen Seele in Gott ruhe, aber so groß war sie nicht als jezt, da ich dieses Brod und diesen Käse esse.“ Da nahm die edle Frau ihr Theil mit ihrer weißen Hand und sprach, tief bewegt: „Groß war meine Freude, mit den Nothleidenden mein Brod zu brechen, aber eine größere war es mir, da ich gleichwie ein arm Weib Brod empfing und mir wiederum aus gutem Herzen ein Almosen zu Theil ward.“ Und als sich die edle Frau umwandte, gewahrt sie hinter sich ihren Pagen, René de Roverea, dessen Vater bei der Vertheidigung des Thurms von Treyme gegen die von Bern und Freiburg, im Dienste des Herrn von Gruières war erschlagen worden, und sprach zu ihm: „Kleiner Page, lieber Pathe, da ich eure Mutter auf ihrem Todtenbette heimsuchte, war ihre Sorge und Kümmerniß groß um Euch, also daß sie zu mir sprach: ich bitte Euch um unserer Frauen willen, daß Ihr Euch meines Sohnes hier, eures Pathen annehmet, maßen er keinen Vater, über ein Kleines auch keine Mutter mehr hat; und ich entgegnete ihr: denkt, werthe, hochbetrübte Frau und Base, was ich gelobt habe, da ich euren Sohn über der heiligen Taufe hielt, daß er mir angehörte von dieser Stunde an; und das will ich euch getreulich halten; stets soll er alle Bissen mit mir theilen, und so lange ich durch Gottes Gnade etwas habe, soll es ihm an nichts gebrechen. Hübscher Page, lieber Freund, so nimm denn einen Mundvoll von diesem meinem Theil und laß uns zusammen essen.“ Und alsogleich beugte der Junker ein Knie zur Erde, küßte die weiße Hand, die ihm den Bissen bot und sprach: „Edle Frau, hochgeschäzte Pathe, als Vater und Mutter heimgegangen, ich allein und ein Waise war, und Ihr da kamt und mich holtet und eure schöne Livrey mich tragen ließet, groß war da meine Freude — doch nicht so groß als jezt, da ich dieses Brod und diesen Käse esse;“ — und er hub an zu weinen wie ein Kind, das er auch noch war.

Darauf schenkte der alte Kaplan Joseph du Roussel jedem Ritter und sich selbst den Becher bis zum Rande voll, machte ein groß Kreuz und sprach: „Hochgeehrte Frau, Gott und unsere liebe Frau verleihen Euch, was Euer edles Herze begehrt.“ Alle andern aber thaten deßgleichen in großer Andacht und tranken auf Margaretheus Gesundheit mit dem Wunsche, daß ihr ein schmucker Sohn möchte zu Theil werden, maßen sie, wie Allen wohl bekannt, nächst dem Paradiese nichts sehnlicher wünschte.

(Der Beschluß folgt.)

Rheinsteins Wiedersehen.

Sey mir gegrüßt im Morgenschimmer
O Rheinstein, hohes Felsenschloß;
Einst ging ich hin durch deine Trümmer,
Als Abendglanz mein Haupt umfloß,
Die goldne Harfe ließ ich schallen
Vom hohen Thurm und sang mein Lied,
Und klagte tief, daß du gefallen
Und daß dein Burggeist von dir schied.

Seitdem sind Jahre fortgezogen,
Der Woge gleich, die drunten wallt.
Ein Adler kam vorbeigeflogen
An deiner sinkenden Gestalt,
Und seine königlichen Schwingen
Erwählten dich zur würd'gen Rast,
Der sechs Jahrhunderte vergingen,
Auf daß dich nicht Zernichtung faßt.

Nun schauen freudig meine Blicke
O stolze Burg an dir empor,
Ich überschreite rasch die Brücke,
Ich trete ins gewölbte Thor,
Und steige träumend auf die Zinnen
Und schaue hin auf Strom und Thal,
Und grüße dich in tiefem Sinnen,
Du hohes, schönes Heldenmal.

Und alle Segen, alle Lieder
Aus einer alten kräft'gen Zeit
Erwachen in der Harfe wieder,
Die ihr so manches Lied geweiht;
Denn — traut in ritterlichen Hallen
Grüßt mich der alte treue Geist
Den mit der Burg *) die einst gefallen
Die Huld des Adlers leben heißt.

Adelheid von Stolterfoth.

*) Diese Burg, eine der schönsten am Rheine, liegt auf einem hohen Felsen unweit Bingen, Asmannshausen gegenüber. Ihre Erbauung fällt ins 13te Jahrhundert. — Se. königl. Hoheit der Prinz Friedrich von Preussen ließ sie wieder herstellen, und nun steht sie da als ein treues Denkmal der Vergangenheit, sowohl ihrer äußern Form, als ihrer innern, sinnig und schön geordneten Einrichtung nach.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

(Beschluß.)

Dlle. Sontag. Julius Cäsar.

Daß Dlle. Sontag nicht zurückgekommen ist, um bei der Berliner Oper engagirt zu bleiben, daß sie nur durchreisen will, daß sie Anfangs in keiner theatralischen Vorstellung, sondern nur in Konzerten auftreten wollte, war der haupt-

sächlichste Grund des Mißvergnügens, der zur Sprache kam. Während der einstige Enthusiasmus lächerlich in seinen Ausbrüchen war, bietet die ernsthafte Parteiung gekränkter Enthusiasten mit denen, welche ihren ursprünglichen Aerger über die Vergötterung einer sogenannten „Theaterprinzessin" verbeißen müssen, einen traurigen, sogar einen ernsthaft widerwärtigen Anblick. Vorhin waren es nur die, welche man unter dem Namen der „Garden" bezeichnet, mit einigem andern Anhange, die sich in ihrer Extase dem Gespötte, das noch nicht recht aufzukommen wagte, preisgaben; das konnte man lächelnd ansehen. Wenn jezt würdige, ernste Männer und Frauen ihren Unwillen gegen die frivole Richtung der Zeit oder der Kunst mit wahrer Erbitterung gegen ein glückliches Individuum auslassen, und in die Reden der mannigfach gekränkten Eitelkeit einstimmen, wenn sie alle Motive der Kunst, der höhern und der secondairen Moralität zusammen werfen, um zu verdammen, so weiß man nicht, was schlimmer ist, jene Frivolität oder diese Erbitterung darüber. Was gehörten die Untersuchungen über Ehe oder Nichtehe in die Beurtheilung über die heimkehrende Künstlerin? So empfing eine faktiöse Stimmung die Sängerin, und man ließ sie im ersten Konzert merken, daß man nicht die Fortschritte ihrer Kunst beachtet, sondern ihren Lebenswandel verfolgt habe. Selbst ihre jüngere Schwester empfand bei ihrem ersten theatralischen Auftritt etwas von der lauer gewordenen Stimmung. Seitdem hat die Sängerin durch ihre Desdemona in Rossini's Othello Enthusiasten und Nichtenthusiasten so mit sich fortgerissen, daß man in der tragischen Schauspielerin Sontag einen neuen Stern erblickt, eine Künstlerin, welche ihre frühern Leistungen und alles, was man sonst zu wissen glaubt, verdunkelt und vergessen macht. Diese Bewunderung scheint keine hohle, es ist die Macht, welche alle Kunst in ihrer Vollendung auf die Gemüther ausübt, und man muß bekennen: die wiedergekommene Sontag ist eine andere, als die uns verließ. Begeisterung und rastloses Studium haben sie in eine höhere Sphäre übersezt, welche der lieblichen Sängerin, wie wir sie bis da kannten, verschlossen schien. Bleibt Dlle. Sontag gleich nicht unserer Bühne, so wird sie doch vermuthlich mehr als den angekündigten Cyclus von Gastrollen geben, damit aber ihre theatralische Laufbahn, den wahrscheinlichsten Nachrichten zufolge, schließen.

„Julius Cäsar," nach der Försterschen Bearbeitung, ist über die Bühne gegangen, doch nur zweimal, und hat keine Spuren hinterlassen. Gegen die Freiheiten der Bearbeitung oder Umschmelzung ist viel gesprochen worden; doch hat dies Meisterwerk des Britten, wie gewaltig groß und menschlich nah uns auch die abgehandelten Interessen liegen, obgleich es beim Lesen selbst auf Kinder und Stumpfsinnige wirkt, von der deutschen Bühne herab, noch nie eine bedeutende, dauernde Wirkung hervorgebracht. Hier wurde es im großen Opernhause gegeben, und das ist bei klassischen Schauspielen, wo die intellectuelle Theilnahme in Anspruch genommen wird, allemal eine Anweisung auf Nichtgefallen.

Zwei Ehrenmänner hiesiger Residenz, die gefeierten Veteranen unter den Aerzten, Geheimerath Heim und Dr. (jezt auch Geheimerath) Wolff begingen „goldene" Feiern, jener seine goldene Hochzeit, dieser sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum; Männer von so ausgezeichneter Berufsthätigkeit und dadurch populär in der ganzen Stadt, daß diese Festlichkeiten auch einen ganz öffentlichen Charakter annahmen.

Paris, April.

(Fortsezung.)

Lamartine.

Der Dichter der Méditations religieuses ist ein schöner Mann, dessen Aeußeres einen ganz gebildeten und feinen Weltmann verräth; um desto auffallender ist es, so viele religiöse Betrachtungen aus seinem Munde strömen zu hören, als ob der Dichter nicht in den Salons der Hauptstadt, sondern in der einsamen Zelle eines Klausners seine Zeit zubrächte. Wahrscheinlich kommen diese Aeußerungen vom Herzen, und es ist möglich, daß Lamartine's Gemüth stets sehr religiös gestimmt ist; indessen ist ein Weltmann, ein Gesandtschaftssekretär mit einem andächtigen Anstriche in Paris doch eine seltene Erscheinung. Chateaubriand hatte freilich lange Zeit hindurch eben diesen Anstrich; er hat ihn aber abgelegt, weil er wohl bemerkt haben muß, daß er zu allerlei Spöttereien Anlaß gab und man seine Aufrichtigkeit in Zweifel zog, indem nichts leichter ist, als religiöse Gesinnungen zu heucheln, und ein wahrhaft religiöser Mann es im Gegentheil klüglich vermeidet, seine Gesinnungen beständig zur Schau zu tragen. Es kann nun seyn, daß der Gesandtschaftssekretär einen dichterischen Drang in sich fühlt, den Gefühlen, welche ihm das Weltall und die Bestimmung des Menschen hinieden einflößt, Luft zu machen und er, selbst mitten in seinen Legations-Geschäften, die freilich nicht sehr bedeutend sind, ein religiöser Dichter bleibt. Es wird erzählt, seine erste Arbeit sey eine Predigt gewesen; auf dem Gute seiner Mutter sey nämlich einst ein Pfarrer aus der Gegend am Sonnabende zum Besuche gekommen, und da man ihn gebeten, die Nacht über zu verweilen, habe er sich damit entschuldigt, daß er fort müsse, um seine Predigt vorzubereiten, worauf Lamartine, der damals ein zehn- oder eilfjähriger Knabe gewesen, erwiedert habe, wenn's weiter nichts sey, so wolle er den Hrn. Pfarrer der Mühe überheben; er bitte ihn blos, ihm zu sagen, über welchen Bibeltext er predigen wolle. Der Pfarrer lachte laut auf und sagte zum Spasse den Text seiner Predigt her, worauf sich, heißt es, der Knabe in einen einsamen Winkel des Gemachs zurückzog. Das Gespräch fiel auf andere Dinge, und mehrere Stunden vergingen auf eine angenehme Weise. Endlich kam der Knabe mit einigen Blättern beschriebenen Papiers herbeigesprungen und rief: „Herr Pfarrer, hier ist Ihre Predigt!" Der Pfarrer, wird ferner erzählt, habe die Schrift scherzend zur Hand genommen und angefangen, dieselbe spöttisch zu lesen; bald aber habe er so viel Beredtsamkeit darin gefunden, daß er erstaunt und ernsthaft fortgelesen und zulezt ganz entzückt ausgerufen habe: eine bessere Predigt hätte er selbst nicht schreiben können, und gewiß würde er sich dieser bedienen. Vielleicht hat die Mutter in der Folge den Hang des Knaben zu religiösen Betrachtungen befestigt und genährt. Es hatte sich eine außerordentliche Menge von Zuhörern eingefunden, um Lamartine bei der feierlichen Sizung der Académie française zu sehen und ihn seine Antrittsrede halten zu hören. Vermuthlich dachte man, ein so vorzüglicher, von andern verschiedener Dichter müsse auch eine ganz originelle Rede halten, ja vielleicht ganz anders aussehen, als seine Kollegen. Die Rede freilich war viel besser und origineller, als die mancher andern Akademiker; Lamartine versezte sich auf einen hohen Standpunkt, sprach über den Kampf der alten und neuen Ideen, oder des alten und des jungen Frankreichs, über den Wetteifer unter den beiden Parteien in der Literatur, und vergaß darüber seinen Vorgänger, den Grafen Daru, nicht, den er zu loben hatte; aber er lobte ihn mit Zurückhaltung und Mäßigung, welches ihm die liberalen Journale zum Vorwurfe machen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 124.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 25. Mai 1830.

Der Strom, er wandelt hin zu Unsterblichen,
Denn nirgend darf er bleiben, als wo
Ihn in die Arme der Vater aufnimmt.

Hölderlin.

Bruchstücke aus einem Reisetagebuche über die Niederlande, im Herbst 1829.

IV. Scheveningen und das Meer.

Die Wasserfahrt von Antwerpen nach Rotterdam möchte zu den interessantesten gehören, die eine Küstenstrecke darbietet. Um 9½ Uhr waren wir auf dem Verdecke des Dampfschiffes und fuhren die Schelde hinab auf dem brausenden Bucentauro. Es war Ebbe und um so schneller eilten wir der Mündung zu. Alles verschwand rasch vor uns; nur der Antwerper Thurm erschien noch lange bei allen Krümmungen der Fahrt, und hier erst trat seine gewaltige Höhe hervor, weil er immer noch, als fast vom Lande nichts mehr zu sehen war, pfeilerartig in den Himmel starrte. Die Schelde wird immer breiter und wogiger, ehe sie dem Meere naht. Nur bei Fort Lillo wurde uns ihre schmalste Stelle gezeigt, die auch der Prinz von Parma in der berühmten Belagerung Antwerpens durch die Brücke sperren ließ. Das Fort ist fast unangreifbar, und hat auch die Engländer auf ihrer Expedition im Jahr 1809, wo sie von Walchern nach Antwerpen vordringen wollten, zurückgeschlagen. Man nennt es daher mit Recht die Schlüssel von Flandern. Wir schifften zwischen ferner oder näher liegenden, niedrigen Inseln links an der holländischen Küste hin. Das Fahrwasser war wegen der Sandbänke mit Tonnen bezeichnet, während Nachts kleine am Ufer errichtete Leuchtthürme die Richtung angeben. Jezt waren die Sandbänke wegen der Ebbe von Wasser entblößt, und streckten sich, wie neue Inseln, endlos vor uns daher, ganz mit kleinen weißen Punkten besät, mit zahllosen weißen Seemöven nämlich, welche die Beute zurückgelassener Fische emsig verzehrten. Neulich wollte man sogar hier ein Paar Seehunde erblickt haben, und der in Paris so berühmt gewordene Wallfisch war gleichfalls hier auf den Strand gerathen. Den herrlichsten Anblick gewährten aber, den Lauf der hier meeresbreiten Schelde hinunter, siebzehn hinter einander daherseegelnde Handelsschiffe, die mit ihren Segeln schief aus dem Meere hervorragend, erst die oft geschauten Seelandschaften uns verständlich machten. So begegneten wir in den wenigen Stunden des Vormittags 32 größern und kleinern Handelsschiffen der verschiedensten Flaggen, die den Hafen von Antwerpen suchten, dessen Handel in dem Maße sich vergrößert, als Amsterdam den seinigen verliert. Endlich lenkten wir rechts herum in den Ausfluß der Maas hinein, die sich unfern davon durch Kanäle mit der Waal, dem stärksten Arme des Rheines in Verbindung sezt, und nach einer Menge Krümmungen durch diese Inseln und Wasserwelt waren wir Abends um 8 Uhr in Rotterdam, nachdem wir auf einer Fahrt von zehn Stunden, was wohl nur an dieser Stelle Europas möglich wäre, drei seiner größten und berühmtesten Flüsse, Schelde, Maas und Rhein, sammt dem Meere durchschifft hatten.

Durch die praktischen Bequemlichkeiten, an denen Holland so reich ist, konnten wir uns schon vor dem Einlaufen in den Hafen pantomimisch Plätze auf der Diligence

bestellen, die Abends nach dem Haag abgeht. Eine brennende Laterne, am Vordermast des Schiffes in die Höhe gezogen, gibt nämlich dem Wagen ein Zeichen, daß Reisende sich seiner bedienen wollen, und er wartet eine halbe Stunde länger, bis Einlaufen und Auspacken des Schiffes zu Stande gekommen. So gelangten wir noch desselben Abends rasch wie im Traume nach dem Haag, und durch die nämliche Methode kann man an einem Tage die gewaltige Strecke von Kölln bis nach dem Haag in der höchsten Bequemlichkeit zurücklegen, und dabei noch in der Kajüte des Dampfschiffes seinen beliebigen Geschäften nachgehen. Geographische Entfernungen gibt es eigentlich nicht mehr! —

Wir eilten, sehnsüchtig nach dem Anblicke des Meeres, bald nach Scheveningen zu kommen, einem Seebadedorf, das freilich seine Gäste bei der vorgerückten Jahreszeit längst verlassen hatten. An dem Scheveninger Thor hat ein wackerer Deutscher, der Dr. Heine aus Würzburg, ein orthopädisches Institut errichtet, welches wir, durch besondere Empfehlungen veranlaßt, besuchten. Es ist mit imponirender Opulenz eingerichtet, und scheint beim Publikum Anerkennung zu finden. Man erzählte in der Umgegend noch von dem Besuche, den die Großfürstin Helena von Rußland bei ihrem Aufenthalt zu Scheveningen dort gemacht, und von den Beweisen ihrer Aufmerksamkeit und Theilnahme, die sie zurückgelassen. Mir war die Methode des Künstlers, durch lang fortgesetztes Einwirken von Maschinen die gewaltsamsten Verkrüppelungen zu heilen, neu und höchst interessant. Sie ist sinnreich und sicher, weil sie auf den Glauben an die selbstheilende Kraft des Organismus gegründet ist; aber eben deßhalb gleicht sie dem Ei des Kolumbus; ein jeder kann sie jezt fassen, aber um zuerst sie zu finden und bis zur Ausführung zu gestalten, bedurfte es eines so sinnreichen Mannes und eines solchen mechanischen Genies, wie Dr. Heine ist. Dabei ist die Offenheit, mit welcher der zutrauliche Mann uns seine Maschinen zeigte und seine ganze Heilmethode entwickelte, wahrhaft bewundernswerth. Wie anders hätte ein Engländer oder Franzose alles umnebelt und vergrößernd umhüllt. Uebrigens geben die zahlreichen Krüppelmodelle, die er nach der Natur verfertigt, um eine Maschine darnach entwerfen zu können, ein klägliches Bild vom Menschen. Leider hat man noch kein Mittel entdeckt, seine noch zahlreichern innern Krüppelhaftigkeiten wieder einzurenken, und endlich eine geistig gerade gewachsene Menschheit herzustellen, die dann freilich über die bisherigen Bollwerke und Mauern des allgemeinen Krankenhauses leicht hinübersehen würde. Unsere philanthropische Pädagogik und die philosophischen Kompendien, die hier hineinschlagen, erwarten noch immer ihren Herrn Heine, der hier das wahre punctum saliens in Bewegung zu setzen wüßte.

Eine hohe, dichtbelaubte Allee führt nach Scheveningen durch die gewohnten grünen Wiesen mit Windmühlen und weidenden Kühen. Man glaubt tausend Meilen vom Meere zu seyn. So geht man lange; plözlich haucht einem ein seltsamer feuchtscharfer Duft entgegen, wie man ihn noch nie geathmet hat, und ein Brausen, gleich tieferzürnten, murmelnden Menschenstimmen macht sich vernehmlich. Endlich traten wir ins Dorf, eine gerade Straße kleiner bunter Häuser, mit mancherlei vergrößernden Inschriften, z. B. der Wallfisch, die Stadt Amsterdam. Am Ende der Straße eine gothische Kirche und Sanddünen, die die Aussicht versperren. Da merkte ich, daß hier das feste Land plözlich zu Ende sey, und alle Höflichkeit vergessend, rannte ich meinen Begleitern voraus auf die Höhe zu. Aber ich begriff kaum, was ich jezo sah. Denn vor mir erhoben sich schäumend und siedend gewaltige große Wellen und drangen einander überstürzend gegen das flache Ufer vor, und vom Meere dahinter war nichts zu sehen. Wohl aber sah ich die Küste zu beiden Seiten endlos sich hinstrecken, überall bestürmt — ein unvergleichbarer Anblick — von den wie in unabsehbaren Schlachtreihen anrückenden Wogen: es glich dem wüthenden Angriff eines Heeres, um den ruhig standhaltenden Feind zu vernichten, wo der nicht nachlassende Grimm immer neue Schaaren herantreibt. Die Sonne, ruhig und klar in das tobende Chaos hineinscheinend, vollendete den seltsamen Eindruck, und doch war es die gewöhnlichste Erscheinung, die Rückkehr der Fluth, die heute nur von dem starken Seewinde getrieben, mit größern Wellen gegen das Gestade vordrang. Ich ging hinunter bis dicht an das Meer, und nun war der Anblick fast noch seltsamer. Dicht vor mir, ja über mir, die sich überthürmenden Wellen, als ob sie mich im nächsten Augenblicke begraben würden, und doch, wie durch ein Wort gebändigt, zerstäubten sie an dem flachen Ufer und rauschten zu Schaum aufgelöst, langsam zu mir heran, bis endlich die ganze Küste erfüllt war, und die nachlassende Fluth den Anblick des hohen Meeres eröffnete. Es gibt seltene Augenblicke, wo es uns drängt, das eigene Leben am Altare des unbekannten Gottes wie zum Opfer hinzuströmen, wir fühlen überwältigend das uns umschließende, durchdringende, in sich hineinziehende Unendliche. Aber dieß Gefühl ist unaussprechlich, weil es das Geheimniß, das Räthsel unseres Innern selber ist. Wir verstummen in uns selbst, wie vor dem Anblicke jener vor uns ausgebreiteten wogenden Unendlichkeit!

Die Gräfin von Gruières.

(Beschluß.)

In der Schüssel war der lezte Theil liegen geblieben, den gab die edle Frau der alten Amme; diese wollte ihn aber nicht essen, gleich den andern, deckte die Schüssel zu

und sprach: „Werthe Frau, das esse ich nicht eher, denn am Tage, da Ihr einen schmucken Sohn erhaltet nach Eures Herzens Wunsch.“ Sprachs und trug die Schüssel davon. Drauf legten sich alle schlafen und als der Tag anbrach, zogen die vier Ritter von dannen und jeder ritt in sein gutes Schloß mit seinen Reisigen.

Nun hört, was geschah. Noch war kein völlig Jahr verstrichen. Da genas die edle Frau eines hübschen Jungen, und alsbald, da sie ihm den ersten Mutterkuß gegeben und das heilige Kreuzeszeichen über ihm gemacht, auf daß er ein guter Sohn und ein guter Christ werde, kam ihr Johan l'Esclopé zu Sinn, der zu ihr gesprochen: „Gott und unsere liebe Frau verleihen Dir, was Dein edles Herze begehrt;“ und da ihr wohl bewußt war, wie unsere Frau gerne diejenigen erhört, die arm an Geist und einfältigen Herzens sind, so verordnete sie zum ewigen Gedächtniß an jenen Tag, daß ihr Sohn Jehan geheißen werde, und daß man Jehan l'Esclopé ins Schloß rufe, damit er gepflegt und gekleidet werde sein Lebenlang, und fürder sein Brod nicht mehr im Lande zu betteln habe. Da fiel auch der alten Amme bei, was sie vor Jahresfrist hinsichtlich des Brodes und des Käses gesprochen: das esse ich nicht eher, denn am Tage, da ihr einen schmucken Sohn erhaltet nach Eures Herzens Wunsch, und sie holte die Stücke, so sie sorgsam aufbewahrt, und aß sie, obwohl sie hart und schimmlig geworden waren — mit Mühe und Noth, denn der Zähne eben nicht viele mehr in ihrem Munde waren. Sie kniete nieder neben dem Bette ihrer Frau und sprach: „Werthe Frau, wohl habe ich Euch gesagt, wie es Euch nicht anders denn Glück bringen könnte, wenn Ihr, die Ihr so gerne Almosen gebt, Almosen empfänget: Gott und unsere Frau seyen mit dem Kind und erhalten Vater und Mutter.“

Alsbald wurden die vier Ritter, so gesagt hatten: „Gott gebe Euch, was Euer Herz begehrt,“ durch Boten zu Pathen bestellt, und das Kind erhielt die heilige Taufe vom alten Kaplan Joseph du Roussel, der sich vor Freude nicht zu lassen wußte, und im großen Saale des Schlosses war ein groß Banket zugerichtet für sämmtliche ehrenhafte Männer im Lande des gnädigen Herrn von Gruières, und alle Armen wurden reichlich bedacht, so daß Alles voll Lust und Jubels war. Und Jehan l'Esclopé ward bei dem Feste umhergeführt und hoch gefeiert und geliebkost; der war aber also verblüfft, daß er nicht wußte, was das Alles bedeuten sollte und wie er zu dem schönen Wamms kam aus den Farben des gnädigen Herrn von Gruières.

Von Stunde an blieb Jehan l'Esclopé auf dem Schloß; da strich er denn in der Küche bei den Töpfen herum und bekam immer sein Theil gut und zwiefach; aber ach! nach zwei Jahren ward er so dick, daß er daran starb, zum großen Leidwesen der edlen Frau, und oft noch sprach sie von ihm: „Jehan l'Esclopé hat mir Glück gebracht. Es war mir süß, Almosen zu geben, süßer aber, Almosen zu empfangen;“ und küßte dazu den hübschen Jungen, der aber ward groß, und, gleich seinem Vater und seinen Pathen, ein tapferer, braver Ritter und ein guter Herr.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, 20. März.

Die Stadt und die Einwohner.

Vedi Napoli e poi mori! ruft der in Wonne überströmende und in der Seligkeit des schönsten Himmels schwelgende Neapolitaner; ich aber rufe es ihm gewiß nicht nach. Nie wird vielleicht die Lust zu leben mehr wach, als gerade in dieser Stadt, deren Vorzüge die wenigen Nachtheile, welche man gegen sie vorzubringen vermag, weit überwiegen, und nirgend möchte man lieber und immer weilen, als in Neapel, wenn man es nur einmal kennen gelernt hat. Beherrscherin eines unermeßlichen Golfes, den sie amphitheatralisch umzieht, an dessen äußern Hacken sich die herrlichen, hochaufgethürmten Inseln Ischia und Capri gleich wachehaltenden Löwen lagern, und welcher von den Flaggen aller Nationen, deren Schiffsmasten die glänzende Stadt überragen, in stetem Wechsel und Leben erhalten wird, liegt sie in einem ewig von Myrthen und Thymian duftenden, von Cedern, Oliven, Cypressen, Palmen und Pinien in den wundersamsten Farbenmischungen beschatteten Garten, und ist rings umgeben von dem reichsten, durch Asche des Vesuvs gedüngten Erdboden, der dreimal im Jahre Früchte bringt, und wo der Sämann dem Schnitter auf der Ferse folgt. Die unglaubliche Beweglichkeit von beinahe einer halben Million Einwohner, welche vielen Fremden so lästig fällt, ist gerade die Erscheinung, welche Neapel den höchsten Reiz verleiht. Man erstaunt schon in Oberitalien, besonders in Venedig, über die Lebhaftigkeit des Italieners, welche ihn zwingt, sich stets im Freien zu bewegen und allem, was er denkt, laute Worte zu geben; man findet dieses Schreien in allen großen und kleinen Städten Italiens, und muß sich daran gewöhnen, wie man sich nach und nach an das Geräusch einer Dampfmaschine gewöhnt; allein von diesem furchtbaren Getöse, welches man in den hiesigen Straßen hört und das dem Reisenden schon lange, ehe er in die Stadt kommt, entgegenschallt, von dieser Kehlen- und Zungenfertigkeit, welcher Alle hier freien Zügel lassen müssen, da man sich selbst, auf der Straße zusammen gehend, nicht verständlich machen kann, wenn man nicht schreit, habe ich mir keinen Begriff machen können, so oft man mir auch davon erzählt und so sehr ich durch das Beispiel Oberitaliens darauf vorbereitet war. Denn Rom ist hier nicht zu zählen, und in dem Karneval war auf dem Corso daselbst manchmal nicht so viel Spektakel, wie hier in der Straße Toledo zu jeder Stunde des Tages. Dazu kommt, daß die Neapolitaner äußerst aufgeweckte, witzige Köpfe sind, welche über Alles Bemerkungen machen, so daß man häufig von einem Fiacre oder Lazaroni die hübschesten Bonmots hört, welche sogleich von allen Umstehenden, meistens von den auf der Straße arbeitenden Handwerkern, erwiedert werden, woraus hauptsächlich der ungeheure Lärm entsteht; denn der Neapolitaner spricht oder schreit immer, und wenn er nichts mehr zu sagen weiß, so schreit er geradezu in die Luft hinaus. Es ist aber auch eine Luft, die man nicht genug einathmen, in der man die Lungen nicht genug üben kann. Ein Grund der Unreinlichkeit, welche man Neapel vorwirft, besteht in der Oeffentlichkeit, mit welcher Alles getrieben wird, und es ist begreiflich, daß die vielerlei

Arbeiten, welche hier auf der Straße verrichtet werden, für die Straßenpolizei höchst nachtheilig sind. Indessen gestehe ich, daß ich mich unter diesen Verhältnissen noch wundern mußte, so viele Reinlichkeit zu finden, und besonders erstaunt bin, daß hier nicht jeden Tag oder Nacht an mehreren Orten Feuer ausbricht; denn da kein Arbeiter in seiner Bude bleibt, sondern Alles im Freien seyn will, so kann man dies auch Schmieden, Spenglern, Vergoldern und andern im Feuer Arbeitenden nicht verwehren, und die Funken der Essen fahren oft von beiden Seiten der Straße zusammen und erhellen bei Nacht die Straßen besser, wie wenn sie mit Gas beleuchtet wären. Eben so erstaunlich ist es, daß hier nicht mehr Unglück im Fahren geschieht. Ich habe die Wiener Kutscher bisher für die besten gehalten, allein ich sehe jezt, wie weit sie den hiesigen nachstehen. So ein Mensch hat zwei kleine Pferde, eine leichte, meist sehr elegante Chaise und einen Jokei als Bedienten hinten oben, und fährt mit einer Sicherheit und Raschheit, die vielleicht in der Welt nicht ihres Gleichen hat; denn die englischen Stage coaches darf man hier nicht anführen, da sie auf der großen Straße gehen, während man hier sehr häufig in den dicht gefüllten Straßen hunderte von Fiakern im schärfsten Gallop an einander vorbeijagen sieht. Nur bei einem so beweglichen, aufmerksamen Volke ist dies ausführbar, und das Geschrei der Kutscher dient als hübsche Zugabe zu dem allgemeinen. Die Lust am Fahren ist aber hier so allgemein, daß der ärmste Mensch lieber sein weniges Geld hieran, als an Essen und Kleider wendet. Auch sind die Entfernungen zu groß, um zu Fuße zu gehen, daher man Alles im Wagen sieht. Dabei nimmt man es nun nicht genau, und oft sieht man vorne drei, hinten vier und im Wagen selbst sechs bis sieben Personen. Dasselbe ist der Fall mit den Cabriolets, welche hier ungedeckt und viel leichter als die Pariser sind. Hier sitzen auch häufig drei Personen, vier stehen hinten und der Kutscher hängt irgendwo, an der Gabel oder sonst, gleichviel, wenn es nur geht; es geht auch und so, daß einem Hören und Sehen vergeht. Man denkt sich nur leicht, welches Treiben auf solche Weise in dieser Stadt herrscht, und hiermit muß man sich befreunden, sonst kann man Neapel nicht liebgewinnen. Dabei sind diese Leute die lustigsten, die man sich denken kann. Sie sind indessen so faul wie die Römer, aber nicht so indolent. Sie arbeiten, so lange sie kein Geld haben, aber dann sehr flink und geschickt, so daß man Alles hier haben, jede Annehmlichkeit des Lebens hier genießen kann. Sie besitzen nicht das Talent der Wiener und Pariser in Ausstellung der Waaren, denn dazu haben sie weder Geduld noch Industrie genug, allein man bekommt Alles hier, was man dort bekommt. In der Lebensweise sind sie den Römern weit vor, und nach Paris weiß ich keine Stadt, wo man so gut ißt und wohnt, wie Neapel. Die Gesellschaft ist sehr großartig, aber die republikanischen Verhältnisse, welche in dem cosmopolitischen Rom in dieser Beziehung herrschen, sind ihr fremd, wozu freilich der streng auf Etikette haltende Hof und eine stattliche Phalanx von vierhundert neapolitanischen Principes das Wesentliche beitragen. Demohnerachtet ist die Gesellschaft hier eine der angenehmsten und ungebundensten der europäischen Welt, und die Feste, welche man hier gibt, sind in keiner Hauptstadt Europas glänzender zu sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, April.

(Beschluß.)

Daru, Lamartine und St. Beuve.

Daru war ein guter Schriftsteller, ein fleißiger und einsichtsvoller Staatsmann. Seine Geschichte von Venedig ist eine große und verdienstliche Arbeit. Seit der Wiederherstellung des königl. Thrones war er standhaft und selbstständig in der Pairskammer, und die Obskurantenpartei ist nicht vermögend gewesen, ihn zu bewegen, irgend einer ihrer abgeschmackten Maßregeln beizustimmen. Allein der Mann hatte unter Napoleons Regierung sein Glück gemacht, wie so manche Andere; er war reich und konnte wohl unabhängig leben. Als Geschichtschreiber fehlte es ihm zwar nicht an Forschungsgeist; indessen lassen seine historischen Schriften doch noch viel zu wünschen übrig. Cuvier, welcher auf Lamartine's Rede zu antworten hatte, lobte nun den Redner und seinen Vorgänger; die Zeitungen behaupten, er habe Daru besser gelobt, als es Lamartine gethan hatte. Vielleicht haben für einen Dichter, wie Lamartine, die historischen Arbeiten keinen so hohen Werth, und deßhalb mochte er über das Lob des Geschichtsschreibers etwas hinweggeeilt seyn. Bei einem wissenschaftlichen Mann, wie Cuvier, muß das geschichtliche Verdienst schon mehr Anerkennung und richtige Schätzung finden. Auch werfen die liberalen Zeitungen es Lamartinen vor, daß er von der französ. Revolution ein zu gehässiges Bild entworfen, und das Gute und Große, das aus ihr hervorgegangen, nicht hinlänglich anerkannt habe. Dies liegt aber in Lamartine's Gesinnungen; er gehört eher zu der Ultrapartei, als zur freisinnigen, hat aber doch zu viel Geist, als daß ihm manche Tollheiten der Ultra's gefallen könnten, und daß er nicht dem edeln Streben mancher Freisinnigen Gerechtigkeit widerfahren lassen sollte. Die Literatoren in Paris wissen auch nicht recht, ob sie Lamartinen zu den Klassikern oder zu den Romantikern zählen sollen. Er scheint es mit beiden zu halten; erst neulich hat man ein kleines Gedicht von ihm an seinen Jugendfreund St. Beuve gedruckt; nun ist dieser St. Beuve der übertriebenste der Romantiker in Paris; von ihm rühren die Gedichte des vorgeblich an der Auszehrung gestorbenen Joseph Delorme her; der Verfasser befindet sich noch sehr wohl und übertreibt den Victor Hugo auf eine arge Weise, jedoch nicht ohne bedeutendes dichterisches Talent. Aber in eben dem Gedichte an St. Beuve gibt Lamartine zu verstehen, daß er keineswegs die Sonderbarkeiten billigt, wodurch St. Beuve in seinen Gedichten Aufsehen zu erregen sucht. Gehört also Lamartine zu den Romantikern, so ist er wenigstens ein sehr gemäßigter, so daß auch die Klassiker ihn allenfalls zu den Ihrigen zählen können. In dem eben erwähnten Gedichte rühmt der Dichter das Glück, auf seinem Landgute unabhängig und ruhig seine Zeit zuzubringen. Dennoch ist, den Zeitungen zufolge, die Rede von der Anstellung Lamartine's als Gesandten bei dem künftigen Herrn von Griechenland, was sich mit dem Vergnügen, unter seinen eigenen Nußbäumen zu phantasiren und seinen Kohl zu pflanzen, nicht wohl verträgt. Indessen hat Lamartine angekündigt, diese seine künftige Sendung sey nicht bestimmt; freilich wenn der künftige Herr von Griechenland noch nicht recht weiß, auf wessen Kosten er in dem geldarmen Griechenland seinen Hof halten wird, muß es mit den Gesandtschaften daselbst noch etwas weit aussehen, und hoffentlich kann Lamartine noch manche dichterische und religiöse Meditationen anstellen, ehe er seine diplomatische Eigenschaft an dem künftigen Hofe zu Tripolizza oder zu Aegina oder sonst wo entfaltet. Dg.

Berichtigung.

In Nr. 122 des Morgenblatts soll die Unterschrift des Motto heißen: Daly's Ritterburgen der Schweiz.

Beilage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 125.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 26. Mai 1830.

Das Brünnlein quillt; gottlob! die ganze Fülle
Der Gnaden und der Kraft thut sich uns auf.
O Seele, ist in dir nur ernster Wille,
So eile, wie ein Hirsch, in schnellem Lauf
Zu diesem Lebensquell, der Durst und Hunger stillt,
Der lieblich klar und hell. — Das Brünnlein quillt.

Kirchenlied von Allendorf.

Sinnbilder von Gustav Pfizer.

2.

Der Priester.

Nun das schwere Wort der Beichte
Deiner bangen Brust entfloh,
Fremdling, den die Sünde scheuchte:
Werde auch des Trostes froh!
Laß die schauervolle Klage!
Komm an diese Brust mein Kind!
Glaube mir, daß deine Tage
Dir noch nicht verloren sind.

Wenn du glaubst, daß diese Züge
Spiegel innern Friedens seyn,
Daß sich vor dem Gift der Lüge
Eines Priesters Lippen scheu'n,
Daß sich in des Grabes Nähe
Löste unsrer Blindheit Band,
Daß der Greis verklärter sehe:
Fasse trauend diese Hand!

Allen Trüben, Freudentblößten
Zu verkündigen das Heil,
Die Verzagenden zu trösten:
Dieses Amt ward mir zu theil.
Glaube mir, um diese Schmerzen
Steht die Seligkeit zu Kauf!
In so tief durchfurchten Herzen
Geht die Frucht der Liebe auf!

Dir an Schwachheit gleich geboren
Trat ich in das Leben ein;
Falsches hatt' auch ich erkoren
Und ich blieb von Schuld nicht rein;
Aber dennoch dir verkünden
Darf ich, kraft des Amtes Pflicht;
Dir vergeben sind die Sünden,
Aber fortan sünd'ge nicht!

Zweifle nicht! Du wirst es hören,
Wie mir solche Vollmacht kam;
Wie ich nicht, dich zu bethören,
Dir die Schuld vom Herzen nahm.
O, ich bin kein höhres Wesen!
Gleich sind Alle, Herr und Knecht;
Alle Völker sind erlesen,
Sind ein priesterlich Geschlecht.

Du, du hast gelernt mit Schauer,
Von des Jammers Last gebeugt:
Daß der Frevel nur die Trauer
Aber keinen Heiland zeugt.
Daß der Kern des Lebensbaumes
Nicht in schuldger Seele ist;
Daß die Weisheit eines Traumes
Wach des Räthsels Wort vergißt.

Nicht der Rache willst du wehren,
Die dein banges Herz bedroht;
Aber der, den wir verehren,
Fordert nicht der Schuld'gen Tod.
Freue sich mit heil'gem Bangen,
Wer es innig sich bewußt,
Daß den neuen Geist empfangen
Seine schuldentleerte Brust.

Daß der alte Wurm nicht sterbe,
Daß sich in der Jahre Fluth
Nicht das Bild der Schuld verfärbe,
Lösche nicht die alte Gluth: —
Dieser Kreis, der nie sich endet,
Dieß Gespenst, das immer wacht,
Hat dich schauderhaft verblendet,
Der Verzweiflung nah gebracht.

Wag' es, über dein Gedächtniß
Und dich selbst hinauszugehn,
Und in grauer Zeit Vermächtniß
Deines Heiles Stern zu sehn!
Aelter ist als dein Gebrechen
Die geoffenbarte Huld;
Gnade kann den Fluch zerbrechen,
Glaube siegen über Schuld!

Wenn du im verklärten Sohne
Nicht der Gottheit Strahl verkennst;
Nicht mit ird'scher Weisheit Hohne
Den gewirkten Leibrock trennst;
Dann, dem alten Gram entzogen,
Wird die Seele wieder rein,
Und der Mund, der nie gelogen,
Dir des Friedens Herold seyn.

Daß du nichts zurückbehalten
Von der alten schweren Last;
Daß du deiner Seele Falten
Trauernd ausgebreitet hast,
Daß du nicht in schnöder Scheue
Den Allwissenden belogst;
Von der Brust in tiefster Reue
Ganz den dunkeln Schleier zogst:

Dieses ist dein Recht zu leben
In des neuen Reiches Kraft,
Die nicht alles fort will weben
Aber Alles neu erschafft.
Deine herrenlose Seele
Gieb sie einem größern Herrn;
Und zu deinem Führer wähle
Einen unverrückten Stern.

Nimmer ist dein Kampf vergebens,
Wenn dich heil'ge Sehnsucht lockt!
Steige in den Strom des Lebens
Dessen Rinnsal niemals stockt.
In die Lethe deiner Sünden
Tauche bis zur Brust dich ein;
Dich unsterblich zu entzünden
Trinke vom geweihten Wein!

Wenn in trunkenem Entbrennen
Dich die reinste Gluth durchflammt,
Wirst du erst es klar erkennen,
Daß hinfort dich nichts verdammt;
Daß die ew'ge Gnade rette
Aus der bangen Sklaverei,
Daß der Knechtschaft lezte Kette
Erster Ring der Liebe sey.

Ja du wirst es freudig schauen,
Wenn der Geist in dir gereift,
Wie die Seele voll Vertrauen
Wohl auch in den Himmel greift.
Daß kein strenger Richter übe
In der Welt das Strafgericht;
Wie am Diamant der Liebe
Sich der Sünde Brandung bricht.

In die heil'ge Freistatt lade,
Müder Wandrer! ich dich ein,
Denn es soll von Gottes Gnade
Bild der Mensch und Denkmal seyn.
In das Morgenroth wir schauen
Noch vom wüsten Traume bleich,
Und im Erdenleibe bauen
Wir der Gottheit ew'ges Reich.

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung von Nr. 52.)

Sechster Artikel.

Das Publikum.

„Man soll den Potentaten die Wahrheit sagen!“ — So leicht es den Moralisten wird, diese Vorschrift zu geben, so schwer (leider bezeugt es die Weltgeschichte!) ist sie auszuführen. — „Man soll den Potentaten die Wahrheit sagen.“ Ueber fernstehende allgemeine Gegenstände? — Recht gerne! — Ueber ihnen nahe stehende besondere Angelegenheiten? — Schwierig! — Ueber sie selbst? — Ein gefährliches Unternehmen! Allenfalls noch wird es dem

Maler gestattet; und als ein solcher habe ich es vor längerer Zeit auch einmal gewagt, das Bild meines großmächtigsten literarischen Potentaten folgendermaßen anzufertigen:

Das Publikum, das ist ein Mann,
Der Alles weiß und gar nichts kann.
Das Publikum, das ist ein Weib,
Das nichts verlangt als Zeitvertreib.
Das Publikum, das ist ein Kind,
Heut so, und Morgen so gesinnt.
Das Publikum ist eine Magd,
Die stets ob ihrer Herrschaft klagt.
Das Publikum, das ist ein Knecht,
Der, was sein Herr thut, findet recht.
Das Publikum sind alle Leut',
Drum ist es dumm und auch gescheut. —
Ich hoffe, das nimmt Keiner krumm,
Denn Einer ist kein Publikum.

Nun kann ich zwar nicht sagen, daß ich für dieses Konterfey, wie Sir Ths Lawrence, mein Kollege, der Potentatenmaler, Ruhm, Gunst, Titel und Glücksgüter erhielt; indessen ist er gestorben und ich lebe noch, und noch dazu in Deutschland, und das ist heute immer viel für einen, der nicht singen kann.

Nun soll ich aber, ohne versöhnliche Reime, in schlichter Prosa, ohne Scherz, in allem Ernst, die Wahrheit sagen. Und wem? einem unumschränkten Machthaber, der, je nach seinem bon plaisir mich zum Tode verdammen kann, wenn ich das nächste Mal als dramatischer Schriftsteller vor ihm erscheine. Das Wagestück, ich gestehe, ist groß, aber das Publikum, ich sage es ohne Schmeichelei, ist größer, und der Größe die Wahrheit zu sagen, minder gefährlich, als den Großen. Dennoch stockt mir der Athem, und meine Angst zu beschwichtigen, um mich nur einigermaßen in Fassung zu setzen, beginne ich mit einer Frage an mich selbst. — Gehört denn, wie die früheren Rubriken: der Direktor, der Regisseur rc. — auch das Publikum in diese Didaskalien? — Wenn die Wirklichkeit dem theoretischen Ideale entspräche, wenn es von der einen Seite nur vollendete Kunstwerke, von der andern ein ganz passiv sich hingebendes Publikum gäbe, dann freilich würde ein solches Publikum rein zum Produkte ihrer Kunstwerke werden, und mit dem Bilde der Lezteren hätte man auch das Bild des ersteren, wie man das Publikum der Sophokleischen Meisterwerke — sich wenigstens vorstellt. Ob das gepriesene Griechenvolk wirklich das gebildete Produkt seiner großen Kunstperiode war, darüber läßt sich noch streiten; darüber aber füglich nicht, daß in der uns umgebenden Wirklichkeit eine hin- und herwallende Wechselwirkung zwischen Publikum und Künstler, zwischen Künstler und Publikum stattfindet, so daß dieses, kaum in der Theorie, praktisch aber gewiß nicht, von der Kunst getrennt werden kann. Ob es andere Künstler vermögen, lasse ich dahin gestellt, aber ein Bühnendichter, d. h. der Dramatiker, der sein Werk für die Darstellung auf dem heutigen Theater bestimmt — ein Bühnendichter, der nicht ein bestimmtes Publikum vor Augen hat, und für dieses dichtet, läuft Gefahr für Niemand zu dichten, weder für das heutige Publikum, das er nicht kennen will, noch für ein einstiges, das gewiß anders seyn wird, als er es sich einbildet. Total unwirksame Dramen der Art besitzen wir Deutsche, die wir lauter Bahn brechende Genies verlangen und dem nachbildenden Talente kaum einen Seitenblick gönnen, in Hülle und Fülle. Aber auch das dramatische Genie, das nicht an das vorhandene reale Publikum anknüpft, um es nach und nach in seine höhere Welt zu erheben, sondern unbekümmert vor den verblüfften Zuschauer mit einem stolzen: „C'est moi!" hintritt, auch ein solches Kraftgenie läuft Gefahr, daß, wenn nach zwanzig oder zweihundert Jahren das Publikum nun endlich so weit gekommen ist, die Tiefe seines Werks zu ergründen, die Form desselben alle Frische des Moments verloren hat, und nur einen gelehrten Genuß gewährt. Diejenigen, die an die immergrüne Ewigkeit gewisser Dramen glauben, werden mir das freilich nicht zugeben; ich aber halte nicht nur die Kunst der Schauspieler, sondern auch die der Schauspieldichter für eine transitorische; ja, in dem Transitorischen aller Werke aller Künste besteht ja eben das ewige Leben der Kunst selbst. Auch haben die berühmtesten Dramatiker aller Zeiten und aller Nationen für eine bestimmte Bühne, für bestimmte Darsteller und für ein bestimmtes Publikum geschrieben, keineswegs aber für das durchaus leere Abstraktum einer idealischen Nachwelt. Und so ist das Publikum ein integrirender Theil, wenn von Schauspiel überhaupt die Rede ist, und muß unumgänglich in diesen Didaskalien betrachtet werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Mai.

Jahresfest der helvetischen Gesellschaft.

Mit dem Blüthenmonat, der glänzend und prachtvoll, wie seit langen Jahren nicht in solchem Maße, gegenwärtig die Herzen erfreut, hat auch der Cyclus der schweizerischen Vereine und ihrer Jahresfeste sich eröffnet. Die wieder fröhlicher als je zuvor gedeihende helvetische Gesellschaft, die Stiftung der Iselin, Hirzel und Balthasar um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, hat sich am 5. Mai, bei zweihundert Mitglieder und Gäste stark, um ihren Präsidenten des Jahres im Solothurn'schen Städtchen Olten versammelt. Ihr jetziger Vorstand, der durch seine Freisinnigkeit und Freimüthigkeit, beide mit Einsicht und Kraft gepaart, auf den Tagen der Eidgenossen, durch die ganze Schweiz und über ihre Grenzen hinaus rühmlich bekannte Landammann Sidler von Zug, hatte zwei Tage zuvor der Landesgemeinde seines Kantons den Angriff einer ihm feindseligen Priesterpartei, vom Zutrauen der großen Mehrheit des Volkes gehoben,

siegreich bestanden und war zum Haupt der Regierung neuerdings gewählt worden. Seine begeisterte Rede zu Olten an die aus fast allen Gauen, besonders der deutschen Schweiz, versammelten Freunde sprach die Ueberzeugung aus, daß er mit denselben im heutigen Zusammentritt freudig und muthig des Vaterlandes gedenken dürfe. Des Guten und Schönen sey bereits vieles vorhanden und mehreres künde sich als werdend an. Durch einzelne betrübende Erscheinungen dürfe man sich in dem Glauben nicht irre machen lassen, daß es im Vaterlande mit Licht und Tugend, mit Recht und Freiheit, mit ächter Religiosität und der Förderung rein menschlicher Zwecke vorwärts gehe. Doch müsse diesem erhebenden Glauben Besonnenheit und eine richtige, nicht überschäzende Betrachtung der Wirklichkeit zur Seite bleiben; die Uebel und Gebrechen, mit denen man noch zu kämpfen habe, dürfen nicht mißkannt werden. Auch jenes Zeitalter, welches der Auflösung der alten Eidgenossenschaft voranging, hatte seine Lichtpunkte. „Im Ganzen aber (so lautete das Urtheil des Redners) war ein kleinlicher, erbärmlicher Geist vorherrschend, der lange durch verschiedene Verderbnisse vorbereitet wurde, der, obwohl in grellem Widerspruche mit dem Hochsinne, aus welchem die ersten Freiheitsbünde und Freiheitsschlachten hervorgingen, Jahrhunderte hindurch wurzelte und in zunehmender Verschlechterung sich endlich auf einen Grad ausgebildet hatte, der das Vaterland in solche Lähmung und Zwietracht versezte, daß es unmöglich die damalige große Krisis zu bestehen vermochte.“ Der Geist jener Zeit, dessen Verderbnisse zum Theil noch jezt unter uns fortwirken, wird bestimmter also bezeichnet: „Es war der Geist der Vereinzelung von Kanton zu Kanton, von Gemeinden zu Gemeinden, der Geist des Einanderfremdseyns, der Geist der Beherrschungslust und der Erhebung des einen Theiles der Nation über den andern, der Geist des Mißtrauens zwischen Regenten und Regierten, der Geist der Gunst- und Geldwerbung durch Verding von Kriegsleuten bei auswärtigen Herren und Fürsten, wodurch die Unabhängigkeit und Unbestechbarkeit der eidgenössischen Berathungen nicht nur in öftere Gefahr gerieth, sondern manchen beklagenswerthen Schiffbruch erlitt; der Geist der Abneigung und des Hasses wegen kirchlicher Verschiedenheit, der Geist der Kurzsicht und der Engherzigkeit, der die vermeinten Interessen einzelner Orte, Familien und Personen, und nicht die große Sache des Vaterlandes und die Forderungen einer vorgerückteren Menschheitsbildung berücksichtigte; der Geist der Furchtsamkeit, vor dem das freie Wort im frei gerühmten Lande — zumal das gedruckte — gefährlich erschien, und, wenn es die vorhandene Ordnung oder Unordnung, das Schaffen und Walten der Obern mißgefällig berührt, sogleich geächtet und zum Staatsverbrechen gestempelt wurde; der Geist des Geheimthuns, der sogar bis in die Kantone der Landesgemeinden hinein, dem Volke den Blick in die Verwaltung, in die wahre Lage und die Bedürfnisse der Eidgenossenschaft verkümmerte.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Neapel, 20. März.

(Fortsetzung.)

Neapolitanerinnen. Pfaffen. Soldaten. Volk. Reise auf den Vesuv.

Die Schönheit der Frauen hat in Neapel einen noch südlichern Charakter als in Rom, und wenn sie nicht den edlen, antiken Typus der römischen besizt, so übertrifft sie sie wo möglich an der Gluth der wahrhaft brennenden Augen und an Lebendigkeit der Züge. Die Frauen sind äußerst liebenswürdig und von einer Lebhaftigkeit, welche man nur in Pariser Salons antrifft. Höchst störend erscheint hier der Anblick der Geistlichen in ihren schwarzen Talaren und zwei- und dreieckigten Hüten. Man glaubt deren schon in Rom übergenug gesehen zu haben, allein sie sind hier noch unendlich zahlreicher und, wie mir scheint, sogar zahlreicher, als die Garnison. Die Truppen gehören mit zu den schönsten, welche jezt existiren, und sind eben so gut gekleidet, als disziplinirt. Die Neapolitaner haben zwar die Wache im Schloß, allein die Schweizer versehen die weit stärkere, zunächst gelegene große Wache, und haben alle festen Punkte besezt. In den untern Ständen herrscht keine Abstufung, und der Tagelöhner, das Kastanienweib, der Soldat und der Frater sizen friedlich beisammen im selben Cabriolet und lassen sich im Gallop durch die Staubwolken jagen. Troz Allem sehnt man sich doch bald hinaus in die prächtige Gegend und in die alte Welt, welche Jahrhunderte dem Menschenauge entzogen war. Raschen Laufes durchflogen wir die schönen, mit breiten Lavaquadern gepflasterten Straßen, welche längs der ganzen Rundung des Golfes durch Neapel und die mit ihm vereinten schönen Ortschaften Portici und Resina ziehen, und wo man die Größe dieses Meerbusens ganz würdigen kann. Beinahe zerrissen von Maulthiervermiethern, wendeten wir uns an Salvatore, den Freund aller Vesuvsbesteiger, und machten uns auf seinen stattlichen Thieren auf die steile Bahn. Als wir aber abgestiegen waren und zu Fuße den steilen Bergkegel mühsam hinankletterten, wendete sich einer der Führer erschrocken um, und zugleich rollten uns mehrere Felsenstücke von der höchsten Spize entgegen, denen wir nur durch geschickte Sprünge ausweichen konnten; zugleich vernahmen wir ein donnerähnliches Getöse im Innern. Der Führer erklärte, er gehe nicht weiter. Er behauptete, es seyen alle Anzeigen einer baldigen Eruption vorhanden, man sehe schon seit mehreren Tagen Feuersäulen aus dem Berge steigen und die Brunnen in Resina gäben kein Wasser, was stets auf eine Bewegung im Vesuv hindeute. Mehrere waren der Meinung, umzukehren, als der Salvatore nachkam und uns zurief: „Non temeti, son io il Salvatore.“ Ein allgemeines Gelächter folgte diesem doppelsinnigen Zuspruche, und ob uns gleich noch mehrere Felsen entgegenrollten, denen viel schwerer auszuweichen ist, als ricochetirenden Kanonenkugeln, da sie nicht gleiche Direktion halten, sondern, von Fels zu Fels abprallend, stets einen andern Sprung machen; ob wir gleich durch unsern ersten Führer wußten, daß mehreren Reisenden und erst kürzlich einem Führer selbst die Beine auf diese Weise abgeschlagen worden: so verfolgten wir doch unter der Aegide unsers Salvators die steile Bahn, und gelangten unbeschädigt an den Rand des Kraters. Welch' unermeßlichen Eindruck macht dieser Standpunkt, und wie sehr täuscht man sich in der Höhe des Vesuvs, wenn man sie nach der Ansicht von unten bemißt, wo er den neben ihm stehenden Somma, mit dem er sonst Eine Bergmasse gebildet, nicht viel zu überragen scheint. Frei und offen liegt der ewig dampfende Kessel, in dessen Mitte die vor Kurzem eingestürzte Bergspize, vor dem Auge, und wenn man sich wendet, so glänzt der goldene Spiegel der unbegrenzten mittelländischen See, das herrliche Napoli mit seinen unzähligen weißen Häusern, die blauen Berge von Castellamare und das Promontorium des alten Misene dem staunenden Blicke entgegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 126.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 27. Mai 1830.

— Es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser und Feuer sich mengt;
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt.

Schiller.

Der Rheinfall, aus C. L. Fernows ungedruckten Briefen.

Schaffhausen, den 18ten Okt. 1793.

Voll von dem Gedanken, daß ich nun in der Schweiz und von dem Rheinfall nur noch eine halbe Stunde entfernt sey, ging ich heute mit hochpochendem, freudigem, erwartungsbangem Herzen aus Schaffhausen, und vergaß darüber ganz die künstliche Rheinbrücke, von der mir vieles gerühmt war, in Augenschein zu nehmen. So wie man aus dem Thor kommt, hört man schon das Rauschen eines Wassers; man spizt die Ohren und glaubt schon den Donner des Rheinfalls zu vernehmen; aber man irrt: dieß ist das Getöse des Rheins, der hier bei der Stadt vorbei in einem engen Felsenbette wild und schäumend dahin rauscht, wie ein wilder, muthiger, entschlossener Jüngling, der Kraft in sich fühlt, jeder Gefahr entgegen zu trotzen, und der schon in seinem Jünglingsalter den grossen Mann ahnden läßt. Die smaragdgrüne Farbe des Rheins, die hier mit dem weißen Schaum so lieblich wechselt und überall das Wasser dieses Stromes charakterisirt, fällt jedem, der den Rhein zuerst erblickt, sehr angenehm auf.

Wenn Reisende vorgeben oder schreiben, man könne das Donnern des Rheinfalls schon bei Schaffhausen hören, so irren oder lügen sie; das ist nicht möglich. Das Rauschen seiner reißenden Wogen bei Schaffhausen ist viel zu laut; und gesezt, man könnte den Fall auch in dieser Entfernung hören, so würde doch die Nähe dieses Geräusches hier immer seinen mächtigen Donner übertönen. So lange ich konnte, ergözte ich mich an dem schönen, wilden, reissenden Strom, aber größere Dinge, die meiner warteten, ließen mir kein Verweilen. Ich eilte fort, und bald war ich an dem Pfade, der von der Straße ab auf den Rheinfall führt, und höher schlug mein Herz, als ich das Rauschen bei Schaffhausen nun verstummen hörte, und ein anderes dumpfes, kräftigeres und tieferes Brausen meine Ohren umhallte. Dieses ward mit jedem Schritte voller und stärker. Schon sah ich von der Höhe die Burg Laufen, an deren Felsenberg der Rhein hinabstürzt; bald blickte ich auch ins Thal hinunter und sah schon von der Höhe herab einen Theil des Sturzes. Es thut dem Rheinfalle großen Schaden, oder vielmehr dem Eindrucke, den dieß große Schauspiel der Natur auf den Fremden macht, daß man ihn zuerst von dieser verkleinernden Höhe erblickt. Ich eilte hinab, an der Seite, wo die Kupfermühlen befindlich sind, wozu man das nöthige Wasser dem wüthenden Strome fast mitten in seinem Falle zu entwenden gewußt hat, und nun ward mein Standpunkt schon vortheilhafter. Der Rhein macht hier gleich nach dem Falle beinahe einen rechten Winkel, und man muß außerhalb diesen Winkel umgehen, wenn man den Fall ganz sehen will. Während dieser Zeit gewinnt man wieder Fassung und Besinnung, wenn man mit zu gespannter Erwartung herangekommen ist. Jezt übersah ich den ganzen Fall. Die Stelle, die man zulezt in die Augen bekommt, ist die

größte und vortheilhafteste; hier ist der Tumult und der Konflikt am wüthendsten, der Donner am entsetzlichsten. Eine Zeitlang begnügte ich mich mit dem Anblick aus der Ferne. Endlich aber zog mich die Schönheit des Schauspiels noch näher hinan. Ich ließ mich ans jenseitige Ufer hinübersetzen. Der Fährmann muß der Rapidität des Wassers wegen den Nachen so lenken, daß er zuerst so nahe als möglich gerade auf den Fall los fährt. Der Kahn tanzt herrlich auf den schäumenden und empörten Wellen dahin, und man freut sich seiner eigenen Verwegenheit, auf den wüthenden Sturz einzudringen. Allmählig aber lenkt nun der Schiffer den Kahn, etwa achtzig Schritte von dem Falle, ans jenseitige Ufer und an den Fuß des Felsens, worauf das Schloß Laufen steht. Mächtige Felsenstürze, die die Zeit von dem Berge abgerissen hat, liegen hier als Spuren der Zerstörung in dem Rhein umher und vermehren den Effekt des Ganzen. Da es mir zu weitläuftig war, aus dem Schlosse erst den Schlüssel zu dem kleinen Häuschen mit dem Balkon holen zu lassen, das in den Fall hineingebaut ist, so klomm ich dicht an der Felsenwand über dem Strom bis dicht unter das Häuschen, hart an den Fall hinan, so daß ich mit der Hand in den stürzenden Strom greifen konnte. Hier ist die Gewalt des Falles, der betäubende Donner und die blitzschnelle Geschwindigkeit der übereinander herstürzenden und sich in Schaum und Duft auflösenden Wellen über alle Beschreibung erhaben und entsetzlich, ich möchte sagen entsetzlich schön, denn die blendendste Weiße des Schaums und die grünliche Farbe, die hin und wieder, wo das Wasser weniger aufgelöst wird, durchschimmert, machen einen lieblichen Eindruck, der das Erhabene der Macht und reißenden Schnelligkeit mildert. Ganz anders ist der Anblick des düsterrollenden, wilden, mit Schaum bedeckten Weltmeers, wenn Sturm und Ungewitter seine Oberfläche durchwühlen; da ist nichts Schönes, da ist Schrecken und Todesgeheul und ein unangenehmes Grausen; aber hier ist Lieblichkeit in die erhabene Scene gemischt. Man wird versucht, sich in den Strudel von Licht und Klarheit, der hier ewig wirbelt, hinabzustürzen und mit unterzugehen in dem großen Tumult. — Aber unerschüttert und noch mächtiger als der tobende Strom, stehen mitten in dem Sturz die zwei emporgethürmten Felsenblöcke. Dem kleineren, der dem breiteren Theile des Falles zunächst steht, sieht mans an, daß ein rasendes Element an seiner Wurzel nagt, und ihn vielleicht nach fernen Jahrhunderten einmal mit hinabstürzen und in die nie erforschte Tiefe begraben wird, aber der größere steht noch unversehrt und wird noch nach Jahrtausenden ruhig und fest stehen. An ihm ist auch die Gewalt weniger heftig. Bei dem seichteren Strom konnte ich mehrere Felsenspitzen unbedeckt erblicken, und jede bildete hier eine Kaskade. Nichts aber als die Schnelligkeit des Blitzes und der Gedanken kann mit der entsetzlichen Geschwindigkeit verglichen werden, mit der das Wasser hart an dem kleinen Häuschen, wo zugleich der heftigste und wasserreichste Fall ist, vorbeistürzt. Man muß selbst sehen und staunen. Ein Strom stürzt auf den andern, und kaum ist dieser hinab, so wird er von einem andern ergriffen und mit einer entsetzlichen Wuth hinabgeschmettert, und dieses Gewühl dauert ewig und betäubt den freudig bestürzten, staunenden Zuschauer. Endlich riß ich mich los von diesem unbeschreiblichen Schauspiel, ganz naß von dem ewigen Thau, der über dem Sturze wie ein Nebel schwebt, hinabträuft und wieder hinaufgeschwungen wird, und tanzte wieder hinüber über die klare, krystallreine Fluth. Dem Falle gegenüber, legte ich mich hin auf einen Felsen, der mit dem Fuße in dem Rheine steht, und sah dem fernen Gewühle noch lange zu. Wer nicht auf der andern Seite hart am Falle war, bekommt keinen rechten Begriff von der Heftigkeit des Sturzes, und der gar nicht, der ihn nur aus einem, auch dem wohlgerathensten Kupferstiche kennt. Dieser läßt gewiß jeden kalt, macht höchstens den Wunsch rege, den Fall selbst zu sehen, und macht, wenn man ihn bei einer Beschreibung zur Hand nimmt, das Lokale anschaulicher. Ein illuminirter Kupferstich in Querfolio, vom Rheinfall, wo man ihn in der vollen Breite vor sich, zur Linken die Mühlen und zur Rechten das Schloß Laufen, und dicht am Falle das kleine Häuschen sieht, ist äußerst getreu kopirt, aber freilich todt und kalt. Das Leben, die Wuth und der Donner, jene blitzgleiche Geschwindigkeit und den Eindruck, den dieß alles zusammen macht, kann keine Nachbildung auch nur im Schatten erreichen.

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Der Dichter und mit ihm die darstellenden Künstler *sollen*, wie gesagt, das Publikum berücksichtigen, aus den Regionen des Idealischen zu ihm herniedersteigen, doch nur um es ungewaltsam, ihm unbewußt, dorthin zu erheben. Dagegen soll das *Publikum* in entgegengesezter Richtung von dem Boden der Wirklichkeit auf und nach den Sphären der Phantasie hinstreben, oder wenigstens sich hingebend führen lassen, und nicht etwa sich dagegen zur Wehre setzen. Dieses *Soll* spricht eine Verpflichtung des Publikums gegen Kunst und Künstler aus; und daß es überhaupt Verpflichtungen gegen diese hat, die nicht seine unterthänigen maitres de plaisir und Zeitvertreiber sind, ist eine von den Wahrheiten, die ihm seine Schmeichler vielleicht nie, und gewiß nicht so oft als nöthig, ge-

sagt haben. Nur erst, wann beide Theile, die Künstler der Bühne und das Publikum vor derselben, diesen unumgänglichen Verpflichtungen nachkommen, entsteht jene Wechselwirkung, jenes lebendige Wogen und Ueberschwellen von den Brettern in das Auditorium, von dem Auditorium auf die Bretter, ohne welches das Schauspiel den Keim des Todes und der Vernichtung von Beginn an in sich trägt, ja ohne welches, streng genommen, es gar zu keinem Schauspiele kommt. Ein Publikum, welches von dieser Verpflichtung nichts wüßte, aber sie, wenn auch ohne höheren Kunstsinn, doch mit hingebender Naivität ausübte, wäre nun zwar kein gebildetes, aber doch auch keinesweges ein ertödtendes, ja, für die Mehrzahl der nur talentvollen und nicht mit genialischer Uebermacht hinreissenden Künstler wohl gar das allerwünschenswertheste. Von diesem allzuleicht erregbaren Publikum kann man sagen, daß es sich auf dem positiven Pole der Kunstanschauung befindet; dagegen hat sich ein anderes auf den negativen Pol hingestellt, von wo aus es mit seinem kalten, erstarrenden Todeshauch die Bühnenkunst ums Leben bringt. In der Selbstbeschauung seines alles von sich stoßenden Gemüths und seines stets verneinenden Verstandes findet es den einzigen Genuß seiner eiteln Eigenliebe, die seine totale Unfähigkeit, sich einem Kunstwerke hinzugeben, Bildung nennt, und ihm vorspiegelt, daß es, so nebenher, bei seinen Werkeltagsgeschäften, die Kunst unendlich tiefer ergründet habe, als der begabteste und fleißigste Künstler. Solch ein Publikum sizt vor dem noch nicht aufgezogenen Vorhang und denkt, oder sagt auch: „Wir wollen doch einmal se„hen, ob das neue Stück, ob der neue Schauspieler uns „dahin bringen soll, daß wir lachen, oder daß wir entsezt „oder gerührt werden! Es gehört wahrlich nicht geringe „Keckheit dazu, sich vor unser Hochgebildetgeboren zu pro„duziren!“ Welche belebende Wechselwirkung, nach dieser Ouvertüre, nun zwischen Parterre und Bühne bei der Aufführung stattfinden wird, kann man, ohne Weissagungsgabe, vorhersehen. Und doch lassen sich die hyperdelikaten Koryphäen dieses hochgebildeten Publikums das Allermiserabelste gefallen, nur weil sie Jahr aus, Jahr ein es alltäglich sehen, und keine Ahnung eines Anderen und Besseren haben. So ist denn ein solches negatives, langweiliges und blasirtes Publikum das schädlichste von Allen, weil es in seiner starren Unverbesserlichkeit den Tod der Kunst herbeiführt. Sollte Jemand mich fragen, wo ein solches Publikum eristirt, so würde ich antworten: Ueberall und nirgends! Als ein festes und stehendes trift man es vor keiner deutschen Bühne, von Zeit zu Zeit aber vor jeder, sollte es auch nur gruppenweise, oder auf tonangebenden Bänken, oder in den Eisbehältern des ersten Ranges seyn. Das früher erwähnte, durchaus naive und unbewußt sich hingebende Publikum, obgleich auch kein festes und stehendes, war es doch im Süden Deutschlands früherhin; ja man findet dort noch heute, wenn auch täglich seltener, daß es die Schauspielhäuser in Masse besucht und die Macht der Majorität ausübt. Zwischen diesen beiden Extremen, zwischen diesem positiven und negativen, zwischen diesem Nord- und Südpol gibt es nun eine unendliche Reihe von Abstufungen und verschiedenen Mischungen, nicht nur dem Orte nach, so daß das Publikum in Hamburg und das in Grätz zu unterscheiden sind, sondern auch der Zeit nach, so daß man in einer und derselben Stadt, in einem und demselben Theater, das Publikum von heute und das von gestern nicht verwechseln darf. — Streng genommen, kann man demnach von einem allgemeinen Theaterpublikum nicht sprechen, indem ein solches überhaupt nicht eristirt. In kleinen Städten ist es eine Kotterie, die das Theater besucht, und eine solche, bestände sie auch anfänglich aus der trefflichsten Mischung bedeutender Personen, kann, schon ihrer Abgeschlossenheit wegen, einer immer starrer werdenden Konvention nicht entgehen, die, bei Mangel an neuen, lebensfrischen Elementen, endlich zu steifer provinzieller Beschränktheit wird. Ist nun hier kein eigentliches Publikum vorhanden, so gibt es in einer großen Stadt ebenfalls kein absolutes Publikum, sondern viele, oft nur zu viele, verschiedene Zuschauermassen. Das neue Stück oder der debütirende Schauspieler müssen es dort ihrem Glücksstern überlassen, wie viel naive Hingebung und gebildeten Kunstsinn, und wie viel Unnatur und abgestumpfte Uebersättigung sie gerade heute im Auditorium finden werden. — Goethe soll von dem Publikum gesagt haben: man lasse es nur gehen, es gleicht dem Nachtwandler, der, auf wie gefährlichem Pfade er auch hinschreitet, doch endlich wieder in sein Bett zurückkommt, wenn man ihn nur nicht anruft. Dieser Ausspruch gründet sich auf Naturbetrachtung, auf den der Menschheit eingebornen Sinn für Kunst, ohne welchen es überhaupt gar keine Kunst gäbe. Voltaire, auf einem minder erhabenen Standpunkte, stellt dieselbe Ansicht, nur praktischer, oder vielmehr historischer auf. Er sagt nämlich, daß man überall wahrnehmen könne, wie sich, inmitten der großen Masse des Publikums, ein kleineres vorzüglicheres bilde, welches, wenn auch nicht sogleich, doch endlich die lezte kunstrichterliche Instanz bleibe und die Kränze des Ruhms verleihe. Man könnte hinzufügen, daß ein solches kleines Publikum sich in allen Gebieten des öffentlichen Lebens vorfinden muß, wo es nur immer zur Weiterschreitung kommen soll. Repräsentirt dieses Publikum die nächste Zukunft, deren Vorläufer es ist, so repräsentirt ein anderes die Vergangenheit und hemmt die ungebundene Raschheit des erstern, dem es am Ende doch, sammt der grossen, schwerbeweglichen, aber gesunden und natürlichen Masse folgen muß.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, 20. März.

(Fortsezung.)

Besteigung des Vesuvs.

Von dem Krater des Vesuvs aus sieht man zugleich das alte Latium, die hirpinischen Gebirge, Tassos herrliches Sorrento, Tibers königliches Capri, den Siz der Syrenen, Virgils Grab und das ganze Campanerland. Hier drängen sich die Fabel und die Geschichte von dreiunddreißig Jahrhunderten zusammen; hier sieht man das Grab der kühnen Himmelsstürmer, den Styx, die Küste, auf der Dädalus seinen Flug endete, und alle die Wunder der schönen alten Poesie. Hier fließt die Aeneis mit der Odyssee zusammen; allein von hier erblickt man auch mit Schmerz die Stellen, wo Scipio seine lezten Worte aussprach, wo Cicero unter Mörderdolchen seine edle Seele aushauchte, und mit Schauder sucht man die Ueberreste der blühenden Städte, welche der Feuerberg mit seinen verheerenden Eingeweiden bedeckt, deren unglückliche Bewohner dem schrecklichsten Tode oder dem traurigsten Leben als Opfer fielen, und welche sechszehnhundertjährige Nacht den Forschungen entzogen hatte. Wie ungenügend erscheinen die Beschreibungen des jüngern Plinius über diese furchtbare, nicht zu beschreibende Katastrophe, wie sehr muß man bedauern, daß dieser Schriftsteller mehr der Eitelkeit, sich selbst zu loben, als dem Bestreben, ein wahrhaft treues Bild dieser außerordentlichen Begebenheit zu liefern, fröhnte, und wie schmerzlich erscheint der stoische Starrsinn seines großen Onkels, welcher Gastmahl und Schlaf der Rettung seines kostbaren Lebens in Mitte dieser erstaunlichen Naturerscheinung vorzog. Wie sehr muß man beklagen, daß gerade derjenige Theil von Tacitus Werken verloren gegangen, welcher über dieses Ereigniß berichtete, da man, so gründlich auch Polyb, Diodor, Vitruv, Seneca, besonders aber Strabo darüber aufzuklären suchen, doch von diesem wahren Geschichtschreiber das hellste Licht darüber zu erhalten hoffen durfte. — Jeder, welcher an den Rand dieses verhängnißvollen Schlundes tritt, wird die Sehnsucht empfinden, ihn in der Nähe zu besehen, und was noch vor wenigen Jahren nur mittelst Seilen möglich und dennoch ein undankbares Wagestück war, da man die Gegenstände unten nicht unterscheiden konnte, das erscheint jezt sehr leicht, seitdem der Krater unbedeckt und frei dasteht; auch sind bereits mehrere Reisende in ruhigen Momenten hinabgestiegen. Wir hatten uns nun zwar überzeugt, daß die Furcht unsers Führers, wie unsere eigene, unnöthig gewesen, indem die Felsenstücke, welche uns entgegengekommen, nicht aus dem Krater geworfen waren, sondern durch den an der Sonne geschmolzenen Schnee von der obern Kante sich losgerissen hatten; allein demohnerachtet erschien die Bewegung, das fortwährende Getöse, die von allen innern Wänden und besonders aus dem mittleren eingestürzten Berge aufsteigenden Rauchsäulen, besonders aber das von Zeit zu Zeit an mehreren Orten hervorbrechende Feuer immer noch bedenklich, und es gelang mir nur, einen jungen Engländer zu bewegen, mit mir hinabzusteigen. Wir umgingen den ganzen Krater und stuzten etwas, als wir die einzige Stelle, wo man hinunterkommen kann, rauchend und die schwarze Lavaerde wie brennend fanden. Es war nichts anders zu machen, als uns raschen Laufes hinabzustürzen, was mit außerordentlicher Schnelligkeit geschah, da der Abhang sehr schroff und in dem nachgiebigen Lavasand kein Halt zu finden war. Wir kletterten, unten angekommen, mit Mühe auf die nächste Lavaschicht. Zwei Tage früher erst war dieses Lavafeld, nach Aussage des Salvators, an vielen Orten geborsten, und wir mußten mit starken Sprüngen über die breiten Klüfte sezen, aus denen von Zeit zu Zeit Flammen hervorschossen. (Der Beschluß folgt.)

Aus der Schweiz, Mai.

(Fortsezung.)

Sidlers Rede.

So wie das Gute nur nach und nach gegründet, heißt es in der Rede des Landammann Sidler weiter, so könne auch das Böse nur allmählig getilgt werden; so sey jener Geist nicht zugleich mit der Zeit, die ihn gebar und erzog, auf immer verschwunden. Die Revolution habe zu viel und zu sprungweise ändern wollen, und die fremden Waffen, die ihr gedient, haben auch ihr Bestes verhaßt gemacht. Ueberdieß sey die Schweiz damals zur Auffassung der Idee der Staatseinheit noch nicht reif gewesen. So seyen die Formen der Einheit, statt sie mit Sorgfalt zu pflegen und von Schlacken und zufälligen Fehlern zu reinigen, schonungslos und mit Erbitterung gesprengt worden. Das Vermittlungswerk habe schon wieder das Uebel einer großen Zahl kleiner, locker verbundener Selbstherrlichkeiten in sich aufgenommen, die Schwäche des Bundes, den einzelnen Theilen gegenüber, habe sich bald gezeigt; die Kantonalinteressen seyen als rüstige Kämpfer in den Vordergrund getreten, das Gesammtinteresse des Vaterlandes nur von einer sich zurückziehenden, gelähmten Kraft vertheidigt worden.

Die ehrenvolle Erwähnung der Linthunternehmung, als eines Lichtpunkts der Mediationszeit, führte den Redner, mit Unterbrechung der historischen Reihenfolge, durch den natürlichen Gegensaz auf einen Schattenpunkt, der fast am meisten in der neuesten Zeit besprochen worden ist. „Eine grause Sünde der Nation, sprach er, zieht an meiner Seele vorüber, eine Sünde gegen die Menschheit in den Heimathlosen; sie scheint eingewurzelt und wild verwachsen in unsere Einrichtungen; sie behauptet sich mit kecker Stirne gegen die Ueberzeugung und das Gewissen der menschlich und christlich Gesinnten; sie macht den Schandfleck unsers Landes — und dennoch obrigkeitlich so viel Lauigkeit, so wenig eingreifender Ernst und wirksame Hilfe dagegen! Ein Verband von Kantonen, reich und übereinstimmend genug, um den Clara Wendelschen Prozeß mit Aufwand zu führen, konnte nicht in Einklang kommen, um die dabei aufgefangenen Heimathlosen zu versorgen. Tausend und Tausend im Vaterlande denken, fühlen, entsezen sich über die Heimathlosigkeit, wie ich. Theure, edle Freunde, sollte es bei diesem Zustande, bei dieser Theilnahme unmöglich seyn, zu Errettung der Heimathlosen, zu ihrer Einführung in die Menschheit, auch ein Entsumpfungswerk — auch ein Nationalwerk zu stiften, ein Nationalwerk der Gerechtigkeit und der Erbarmung? — Nein, an diese Unmöglichkeit kann man nicht glauben: die Sache ist zu heilig, ihr wird, ihr muß der Sieg werden. Lassen sich die Menschen auf den Rathhäusern nicht dazu rühren und bewegen, so werden sich zulezt die Steine der sie umfangenden Mauern rühren und bewegen lassen!“

Ungeachtet mit dem Verschwinden der Mediationsakte sich der Centralverband, mit Ausnahme der Militäreinrichtungen, abermals geschwächt habe, sey durch das Vorschreiten der Zeit manches Vorurtheil beseitigt, neue Wünsche und Ansichten ins Leben gebracht worden; ungeachtet der Verschlechterung der Staatsform habe sich in der Nation ein erneuerter und jugendlicher Geist entfaltet und behauptet. Obwohl sich die öffentliche Meinung in verschiedenen wichtigen Angelegenheiten edler und gemeinnütziger ausgesprochen, als die Instruktionen auf die Tagsazung, sey doch auch von Amtswegen mehrseitig wohlthätig und veredelnd gewirkt worden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 127.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 28. Mai 1830.

Was treibt ihr da? — Ein namenloses Werk.

Shakespeare.
Macbeth.

Die Sabbathsrunde.

Nach Viktor Hugo *).

Seht, wie am Kloster dort, an jenen schwarzen Mauern,
Der Mond in Schleier kriecht, wie zu geheimen Schauern,
Der Nachtgeist Angst verstreut, der durch die Lüfte flieht
Und zwölfmal an dem Strang der schweren Glocke zieht.
Wie Donner höret man die dumpfen Schläge rollen
Und lang noch im Metall der runden Wohnung grollen.
Nun wird es still und auch das blasse Licht kehrt wieder.
Ha! welch Geschrei? wer wirft die jähe Helle nieder?
Gott! seht! das goth'sche Thor, die Thüren und die Bogen
Hat wie mit langem Netz ein Feuer wild umzogen;
Das heil'ge Wasser in der Urne von Granit,
Ein sturmbewegtes Meer, aus seinen Ufern tritt.
Zu allen Heiligen laßt ein Gebet erschallen!
Denn dort im Flammenmeer und durch des Strahles Wallen
Mit Heulen, Schrei, Gebell und scheußlichem Gesang,
Aus Wassers Grund, vom Berg, den schwarzen Wald entlang
Erscheinen Larven rings, Vampyre, Drachen, Gnomen,
Der Hölle Traum, von ihr gebildet zu Fantomen.
Die Here, die dem längst verlass'nen Grab entsprang,
Und pfeifend durch die Luft sich auf dem Besen schwang,
Die Lehrer schwarzer Kunst, geschmückt mit Zaubermützen,
Von denen flammensprüh'nd Cabala's Worte blitzen,
Der Poltergeister Schaar, die finstersten Gespenster,
Sie brechen klirrend ein durch blitzumzuckte Fenster;
Die Giebel spalten sich, das Thor von Eisen springt,
Der Geister wirbelnd Heer in's alte Kloster dringt.
Dort stehet Lucifer in seiner Schaaren Mitte,
Es deckt sein Ochsenhaupt die Mütz' auf Pfaffensitte,
Ein Priestermantel birgt das schwarze Flügelpaar,
Und unter Satans Huf erbebt der Hochaltar.
Entsetzen! da wo sonst Jehovahs Auge wacht,
Beginnt den Schauerchor die finstre Brut der Nacht.
Sie bilden Hand in Hand die grauenvolle Runde,
Der Wirbeltanz hebt an wie mit dem Sturm im Bunde.
Dem Auge, das den Kreis auf einmal nicht umfaßt,
Zeigt sich im Ringelreihn jezt grinsend Gast um Gast;
Der Höllen-Thierkreis scheint in finsteren Gestalten
Hier in der grausen Nacht den Reigentanz zu halten;
Die Sturmerfaßten sieht man wild im Ringe jagen,
Und Satan hebt den Fuß, damit den Takt zu schlagen:
Da dröhnt ihr Riesentritt durch die gewölbte Kluft,
Und weckt die Todten auf tief unten in der Gruft.

Schlinget die Runde!
Während die Geister
Um ihren Meister
Im Wirbel spielen,
Seht lachend den Teufel
Den Altar durchwühlen;

*) Das Publikum wird von diesem Dichter, der eine in Frankreich wohl einzige Erscheinung genannt werden darf, mit Interesse hier eine weitre Probe lesen, in der sich sein Genius und seine Manier auf's Entschiedenste aussprechen.
Die Red.

Flammen umzücken
Als Purpur den Rücken —
Groß ist die Stunde.

Da dröhnt ihr Riesentritt durch die gewölbte Kluft,
Und weckt die Todten auf tief unten in der Gruft.

Freut euch! wir siegen!
Kommt Brüder und Schwestern
Auß hundert Nestern,
Aus dunkler Stelle
Vom schaurigen Grab!
Uns schützet die Hölle!
Kommt in Massen,
Auf luftigen Strassen
Mit Greifen zu fliegen!

Da dröhnt ihr Riesentritt durch die gewölbte Kluft,
Und weckt die Todten auf tief unten in der Gruft.

Kommt, sonder Weile,
Geisfüß'ge Zwerge,
Durchstöbrer der Särge,
Blutsauger der Todten
Mit dürstendem Maul;
Auf, Höllenrotten,
Weiblicher Troß,
Treibet das Roß
Zaumlos zur Eile!

Da dröhnt ihr Riesentritt durch die gewölbte Kluft,
Und weckt die Todten auf tief unten in der Gruft.

Verketzerte Böhmen,
Zigeuner und Juden,
Die Fluch auf sich luden,
Kobolde, Schatten,
Bei Nacht entlaufen,
Schwebt durch die Matten!
Geflogen, gekrochen!
Die Mau'r ist zerbrochen!
Dringt ein, ihr Schemen!

Da dröhnt ihr Riesentritt durch die gewölbte Kluft,
Und weckt die Todten auf tief unten in der Gruft.

Ihr Böcke, heran!
Ihr Nixen, ihr hagern,
Ihr Hexen, ihr magern,
Kommt wie ein Wetter!
Wie Hagel brecht ein!
Laßt das Gezetter,
Kommet zum Tanze,
Eint euch dem Kranze,
Stimmet mit an!

Da dröhnt ihr Riesentritt durch die gewölbte Kluft,
Und weckt die Todten auf tief unten in der Gruft.

Möchten zur Stunde
Die Priester der Hölle
Mit blutiger Welle
Beim Feste verbrennen
Den röthlichen Bart;
Beute errennen,
Im Abgrund zu kochen,
Zermalmen die Knochen
Mit fletschendem Munde!

Da dröhnt ihr Riesentritt durch die gewölbte Kluft,
Und weckt die Todten auf tief unten in der Gruft.

Am heiligen Ort
Mit lachender Stimme
Lieset der Grimme
Betsprüche vor
Verhöhnenden Sinns,
Und in dem Chor —
So will es der Meister —
Durchblättern Geister
Das göttliche Wort.

Da dröhnt ihr Riesentritt durch die gewölbte Kluft,
Und weckt die Todten auf tief unten in der Gruft.

Für jeglichen Sitz
Entsteige der Gruft
Ein mönchischer Schuft,
Dem brennt auf dem Herzen
Das Pfaffengewand.
Es zünde die Kerzen
Ein schwarzer Rabbiner
Als Lichterdiener
Mit höllischem Blitz.

Da dröhnt ihr Riesentritt durch die gewölbte Kluft,
Und weckt die Todten auf tief unten in der Gruft.

Auf! Satan ist da!
Schreibt, Hexen alle,
Mit plumper Kralle,
Schreibt in den Sand
A b r a k a d a b r a!
Häng' auf an die Wand,
O rothes Geflügel,
Der Hölle Siegel,
Das grause S m a r r a!

Da dröhnt ihr Riesentritt durch die gewölbte Kluft,
Und weckt die Todten auf tief unten in der Gruft.

Seht das Signal!
Es ruft die Hölle,
Den Menschen quelle
Kein bessres Licht!
Finsterniß bleibe,
Sie weiche nicht!

Der höllische Reigen
Umfang' in Schweigen
Die Welt mit Qual!

Da zieht ein blasses Roth sich hin in Morgenluft;
Es flieht der Höllenschwarm, der Reigen ist zerrissen;
Die Todten schlafen ein tief unten in der Gruft,
Die kalten Schädel ruhn auf staubbedeckten Kissen.

A. v. S.

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Wir finden also nicht allein auf, sondern auch vor der Bühne die Welt im Kleinen, und das Ideal eines Theaterpublikums wäre vielleicht dasjenige, wo das Parterre das Prinzip des fortschreitenden Kunstgeschmacks, die ersten Logenreihen das Festhalten am anerkannten Meisterhaften und Schönen repräsentirten, die Gallerie aber die gesunde, naturnahe Empfindung, ohne alle Reflexion ausspräche. Daß dahin aber auch nur gestrebt werde, kann man, wenn man in der Gegenwart umschaut, nicht sagen. Der Tadel, und mehr noch der Beifall der Gallerie, wird allgemein viel zu sehr herabgewürdigt und zurückgedrängt, da doch der Ausbruch des gesunden Kunstinstinktes diese Verachtung weniger verdient, als ein übersättigtes und überbildetes, oder ein allzuscharfes und schartiges Kunsturtheil. Die ersten Logen sind, wie gesagt, Eisbehälter; daß es dort zu einer Aeußerung irgend einer Art komme, verbieten Toilette und Etiquette, in manchen Schauspielhäusern sogar die angeschlagenen Gesetze. Das erwähnte kleinere Publikum im Partere ist nicht immer da, aber wann und wo es auch zugegen ist, so ermangelt ihm doch alles Feuer, um sich auszusprechen; es beträgt sich, wo möglich, noch negativer als die Logen, und erfüllt so, man möchte sagen aus übertriebener Vernünftigkeit, keinesweges seinen schönen Beruf. Da nun die Gallerie sich nicht aussprechen darf, das Parterre sich nicht aussprechen will, und die Logen nichts auszusprechen haben, doch aber Leben ins Publikum gebracht werden muß, auf daß auch Leben in die Kasse komme, so stellte man wohl hie und da, die häßliche Unsitte der Franzosen nachahmend, bestellte Klatscher auf, und nur wann diese zu Reaktion aufreitzen, gibt es zuweilen ein Schauspiel im Schauspiel, welches aber so wenig mit wahrhaftem Urtheil über die Kunst zu schaffen hat, daß es diese nicht nur nicht fördert, sondern noch tiefer in den Schlamm der Gemeinheit hinunter zwängt.

Daß dem vor fünfundzwanzig Jahren nicht also war, daß in den deutschen Schauspielsälen damals eine kunstbelebende Regsamkeit herrschte und aus ihr ein geläutertes und allgemein gültiges Geschmacksurtheil hervorging, im Gegensatz der heutigen Apathie und Anarchie, wird Keiner läugnen, der sich jener Zeiten lebendig erinnern kann. — Zwei Ursachen dürften diesen verderblichen Rückschritt bewirkt haben. Die erste ist eine durchaus materielle und lokale, nämlich die Umgestaltung, welche in dem Auditorium der meisten Schauspielhäuser vorzunehmen, nicht etwa der Architekt, oder der dichtende und darstellende Künstler, sondern die Kassenbeamten für nöthig fanden. Sonst gab es im Parterre Mittel- und Seitengänge und andere Räume unter den Logen des ersten Ranges; dort konnte man sich, wenigstens in den Zwischenakten, frei bewegen und mit Bekannten und Freunden auf den Bänken und in den Parterrelogen über Stück und Darstellung sprechen, Ideen austauschen und seine Meinung berichtigen; in jenen andern Räumen unter den Logen pflegten sich die Stammliebhaber und Kenner des Theaters zu gruppiren; der erste Rang war wahrhaft für die vornehme Welt der Damen eingerichtet: sie saßen dort geräumig auf bequemen Sesseln und durften ihre besseren Kleider anlegen, ohne Furcht, sie zu verderben; in manchen Häusern war sogar hinter diesen Logen ein Gang, wo sich die Männer bewegen und mit ihren Bekannten sprechen konnten. Auf diese Weise entstand lebendiger Antheil, frisches Leben im Publikum, und es bildete sich im Verlauf der Aufführung ein ächtes Urtheil über Stück und Darsteller, ohne daß man nöthig hatte, das unächte, oder doch wenigstens das beschränkt-individuelle irgend eines anonymen Rezensenten erst abzuwarten. — Jetzt ist das ganz anders! Da findet sich kein Winkelchen, wo nicht ein Bänkchen angebracht ist, das der Kasse sein Scherflein steuern muß. Drei Viertheile des Parterres sind dem eigentlichen lebendigen Publikum entzogen und zu Sperr- und geschlossenen Sitzen umgestaltet, allwo man wirklich eingesperrt und buchstäblich angeschlossen wird. Statt eines Mittelganges zur freien Bewegung, ist im Gegentheil eine Scheidewand zu mehrerer Hemmung aufgeführt; an Seitengänge ist nicht zu denken, ja es gibt Theater, wo es zum Polizeiverbrechen wird, wenn man in einem solchen fußbreiten Gange einen Augenblick stehen bleibt, um mit einem Bekannten in einer Parterreloge zu sprechen. Die Logen aber, selbst die des ersten vornehmen Ranges, sind schmale, enge, tiefe Verschläge, oft gefängnißmäßig durch Bretterwände von einander getrennt, so daß es in einer solchen Zwangsanstalt nur zwei Vorderplätze auf schmalen harten Bänkchen gibt, von wo aus man einigermaßen einen Blick in das Auditorium hat, dagegen man auf den hintern Plätzen nichts weiter, als ungefähr

den vierten Theil der Bühne gewahren kann, indem man sich in der Hölung eines engen und langen Cylinders befindet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Mai.

(Beschluß.)

Siblers Rede.

Auf den verbesserten Schulunterricht, das freundlichere Benehmen beider Konfessionen, Vervollkommnung der Rechtspflege, Beförderung des Verkehrs und Freimachung der Presse ward vorzüglich hingewiesen, und dabei gezeigt, wie Manches, das dem Bunde mangelte, durch Konkordate ergänzt worden sey und noch ferner ergänzt werden könne. Das auf diesem Wege Erhaltene sey, wenn auch geringfügig scheinend, um so weniger zu verachten, weil es unmittelbar aus Freiheit und Lebendigkeit hervorgehe und Zeugniß von einem Geist gebe, der in dem Vorhandenen nicht erstarren wolle, sondern weiter strebe. Wenn auch unläugbar hier und dort höchst bedauerliche Erscheinungen wahrzunehmen seyen, so beweise doch der geringe Anklang, den solche Rückfälle ins Schlechtere finden, das Ueberwiegen eines besseren Sinnes.

„Man erwarte nicht zu viel auf einmal (so schloß Hr. Sibler seine Rede); alles Schwere, Hehre und Große, obwohl es sich oft, wie vom Himmel herab, vor dem Gedanken lichtvoll und in Fülle entfaltet, bebt in der Verwirklichung bei kleinen Versuchen an und muß sich langsam durch eine Menge Schwierigkeiten hervorarbeiten. Viel Gutes hat sich bereits in der Eidgenossenschaft empor gekämpft, und mehreres wird es noch; lebensfrische Keime zum Höhern und Bessern sind vorhanden, und an verständigen, sorgfältigen Pflegern derselben gebricht es auch nicht. Schauen wir heitern und guten Muthes in der Eidgenossenschaft herum und in den Gang und Kampf ihrer Bildung und Entwickelung. Unsere Hoffnungen steigern sich beim Anblick jener schönen und kräftigen Jugend und eines unlängst aus der Schule hervorgetretenen Geschlechtes, das, bekannt mit den Fortschritten der Zeit und bereichert mit den Schätzen der Wissenschaft, in jugendlicher Begeisterung und ungeschwächter Kraftfülle in die bürgerlichen Verhältnisse einzugreifen beginnt. Theure Eidgenossen, biedere, edle Freunde, es ist kein Wahn, wenn wir dafür halten, es gehe in unserm Vaterlande mit Licht und Tugend, mit Recht und Freiheit, mit ächter Religiosität und der Förderung rein menschlicher Zwecke vorwärts. Hängen wir mit ganzer Seele an diesem erhebenden Glauben; mehren wir ihn in unserm Kreise und verbreiten ihn weiter. Lebt er einmal ermuthigend in den Herzen Vieler, dann wird, dann muß er fruchtbar werden. Unser Leben, unser Thun bewähre seine Wirksamkeit. Die Aufgabe unsers Vereins fordert uns dazu auf. Wie schön und würdig ist diese Aufgabe. Sie ist nicht weniger vaterländischen, als rein menschlichen Inhaltes. Stiftung und Erhaltung der Freundschaft und Liebe, Verbindung und Eintracht unter den Eidgenossen, Belebung des Triebes zu guten und edeln Thaten, Fortpflanzung des Friedens, der Freiheit und der Tugend durch die Freunde des Vaterlandes auf künftige Alter und Zeiten — das ist der Zweck der Gesellschaft, den wir Jedermann offen darlegen. Keine verdächtigende Zunge wage ihn anzugreifen. — Erglühen wir bei jeder unserer Zusammenkünfte aufs Neue für die Reinheit und Schönheit dieses Zweckes! Jeder trage zu dessen Erreichung sein Schärflein bei; können wir dafür auch nur wenig Unmittelbares und Glänzendes thun, streuen wir in Bescheidenheit und frommem Glauben Saamenkörner; es lebt ein Gott, der selbe zur rechten Zeit befruchten wird. Er sey mit uns und unserm Zwecke!“

Neapel, 20. März.

(Beschluß.)

Besteigung des Vesuvs.

So kamen wir zu der Schwefelformation, welche die wunderbarsten Farbenmischungen und Gestalten darbietet. Der Schwefel strahlte in dem hellen Lichte der noch stark hereinbrechenden Sonne, und im Widerscheine der röthlichen, zwischen ihm hervorzuckenden, unterirdischen Flammen, in herrlichem prismatischen Farbenspiel. Das wunderbarste Schauspiel aber gewährte die mitten im Krater liegende, noch mit Grün bedeckte Bergkuppe. Eine Nüancirung von schwarz, grün, blau, gelb und roth, die ich mir nie möglich gedacht hatte und welche der kühnste Pinsel nicht nachzubilden vermöchte, trat hier unter dem ewigen Schwefeldampf in den wundersamsten Schattirungen hervor und bildete die außerordentlichsten Erscheinungen, welche jeden Augenblick wechselten. Der Boden brannte unter uns, der Dampf drohte uns zu ersticken. Bald wurde die Hitze unerträglich; unsere Kleider fingen an zu rauchen, unsere Stiefeln fielen uns schon stückweise vom Fuße. Ein Stock, den ich in eine Spalte steckte, brannte lichterloh, und wir hatten kaum noch Zeit, einige Crystallisationen von Salz und Schwefel, die uns heiß in der Tasche brannten, zu uns zu stecken, als uns das betäubende Getöse, der stets wachsende Qualm und die sichtlich zunehmende drohende Gefahr auf den Rückzug denken ließen. Allein die größte Schwierigkeit kam erst jezt, da weit leichter herab, als hinaufzusteigen war. Die heiße Asche wich bei jedem Schritte und warf uns oft die Hälfte des Weges zurück; dabei war an kein Ausruhen zu denken. Wer seiner Beine und seiner Brust nicht ganz sicher ist, der versuche diesen Gang nicht. Oft glaubte ich, die Füße tragen mich nicht weiter, die Sinne schwanden und der Athem stockte. Erschöpft, zerrissen, verbrannt und athemlos stürzten wir endlich gerettet auf der glücklich erklommenen Höhe nieder, und die durch unsere Anstrengungen aufgeregte Bergwand sendete uns Feuer und Rauchsäulen nach. Ich gäbe es um nichts in der Welt, unter diesen schwierigen Verhältnissen eine Unternehmung gewagt zu haben, welche unter ruhigern weit weniger beschwerlich seyn soll; ich würde sie jedoch nicht zum zweitenmale wagen, denn der Mensch versuche die Götter nicht. Und als ich so hinabsah in den furchtbaren Schooß, der nur Schreckliches gebiert, in diesen ewig kochenden Feuer- und Schwefelkessel, da wurde mir klar, wie Dante den Aufenthalt der Verdammten in seiner Hölle schildert, und dankerfüllt blickte ich auf die in ihrer ganzen Pracht in die unermeßliche See sich tauchende goldene Sonne, und die da unten liegenden blühenden Fluren. — Wie schön, wie natürlich erscheinen an solch' verhängnißvoller Stelle die Allegorien der alten Mythe; wie unnatürlich, wie unwahr aber die unnöthige Steigerung der Phantasie bei Besichtigung solcher Phänomene, wie verabscheuungswürdig die nächtlichen Crim-cons englischer Frauen auf dem Vesuv, durch deren nicht zu rechtfertigenden Mystizismus so viel Elend über die achtungswürdigsten Familien gekommen ist.

Beilage: Literaturblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 128.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 29. Mai 1830.

— Bewundre, wer da mag,
Der Meisterstücke Glanz, gemacht auf Einen Tag,
Den Prunk, die große Lust, die größre Langeweile.

Gresset.

Longchamps.

Paris hat sich überlebt; es ist vom Boulevart Italien nach dem Marais gezogen, hat einen deutschen Schlafrock angelegt und denkt nach. Die jugendliche Zeit, als noch der neue Zuschnitt von Rock oder Stiefel ihm über alles ging, ist dahin; dahin ist die Zeit, als noch der fast zugespizte Jockehut seinen Enthusiasmus erregte. Ich singe also das Grablied des ergötzlichen Longchamps. Die Wallfahrt nach diesem Orte während der Ostern hat längst ein Ende, der Spaziergang will nun auch aufhören. Man geht nur hin, um zu sehen, ob man noch hingeht, und so traf es sich, daß dieses Mal eine zahllose Menschenmenge dort versammelt war. Die verlöschende Flamme loderte auf und die Regenschauer, welche hineinfielen, dienten ihr zur Nahrung. So fest die Tage jenes Spaziergangs angesezt sind, so bestimmt regnet es in Paris an diesen Tagen. Darauf gefaßt, geht und fährt man mit Schirmen, in London würde man auch mit Schirmen reiten. Die Boulevarts entlang zieht auf der einen Seite die eine Stunde lange Reihe von Wagen, gegenüber fährt man zurück; in der Mitte Gensdarmen ohne Zahl und privilegirte Wagen mit stattlichen Pferden und Wappen.

Schneller als diese Wagen gelangt der Fußgänger nach den elyseischen Gefilden, wo der Regen nicht aufhört, keine Sonne leuchtet, und rettet sich in ein Kaffeehaus. Von hier aus sieht er, wie sich ein gerader Weg eine halbe Stunde weit bis zum spanischen Triumphbogen hinzieht, der für den Kaiser angefangen, für den Dauphin fortgesezt, so wenig fertig wird, als Spanien. Den Fahrweg zwischen den Wäldchen begrenzen in seiner ganzen Länge zwei Reihen Wagen, in der Mitte die Privilegirten und die Reiter, auf den Seitenpfaden die Fußgänger. Eigentlich sieht man sie aber nicht, alle schützen sich vor dem Regen; man gewahrt nur zweimalhunderttausend Regenschirme zu Wagen, zu Fuß, und sitzende Regenschirme. Leztere sitzen auf den verpachteten Stühlen zu zehn Sous, wofür die Regierung dreißigtausend Franken jährlichen Pacht erhält; Longchamps und die warmen Sommerabende entschädigen den Pächter. Diese statistische Notiz ist mir von keinem destituirten Kommis eines Ministeriums mitgetheilt worden; ich habe sie von der zankenden Frau, welche nicht zugeben wollte, daß ein freisinniger alter Franzose über das Seil springe und einen Stuhl usurpire. Der Mann sprach von der Charte, betheuerte, die elyseischen Gefilde gehörten der Stadt, und das Seil war in seinen Augen ein coup d'état; die Frau zuckte die Achseln, berief sich auf ihren Pacht und auf den Präsidenten des Ministeriums.

Verläßt man das Kaffeehaus, so könnte man sich unter den hohen Bäumen, zwischen dem Getreibe und Lärm des Volks in der Frühlingsluft recht behaglich fühlen, wenn der Regen etwas nachließe. Die Chaussee zwar ist klassisch, aber das Seitenwäldchen romantisch. Hier sind die Bäume nicht, wie in den Tuilerien, anglisirt, die Gänge nicht so schnurgerade wie eine Berliner Straße, das Haar der Bäume nicht frisirt wie in St. Cloud. Hier

ist man in der Stadt auf dem Lande. Man sieht Handwerker und Pairs neben einander, Mitglieder der Akademie, Türken und Griechen, den Prinzen von Coburg mit einem englischen Stöckchen und Studenten aus Morea, gleich und gleich.

Tritt man an den Fahrweg, so sieht man wenig neue Moden. Nur haben etliche Damenhüte zur Seite eine Oeffnung, was beiderseits angenehm seyn muß; die Oeffnung ist aber mit einem Gazband verriegelt, das übrigens nur ein Zickzack bildet. Die Hüte sind grün *) und gelb, obenauf Springen in Form von Trauerweiden; italienische Strohhüte werden mit Hyacinthen geschmückt; auch himmelblaue Sammthüte haben sich blicken lassen. Zwei Damen trugen jede drei Federn auf dem Hut, wovon zwei vertikal. Die Hüte sind eng und hinten niedrig. Die Herrn trugen schwarze Ueberröcke oder grüne Fracks mit Sammtkragen, hellgraue Beinkleider, oben schmale Hüte.

Die schönsten Wagen gehörten dem Herzog von Bordeaux, Mademoiselle, dem Herzog von Guiche, der das Verdienst hat, die schönsten Pferde in Frankreich zu besitzen, Herrn Schicklair und einem Engländer, der kürzlich auf der Börse eine Million gewonnen hat.

Auch dießmal ist mit Longchamps eine merkwürdige Neuigkeit ans Tageslicht gekommen, und vor Erstaunen darüber vergeht den Parisern die Sprache, ich meine die messagérie articulée. Die Franzosen sind sehr erfinderisch im Nachahmen; haben sie einmal ein Panorama, so gibts auch bald ein Neorama, dann ein Georama, eine Kosmo-, Dio-, Uranorama. Hat einer Schiller übersetzt, so übersetzt der andere Lafontaine, unsre neusten Ritterromane und Skizzen, so spanisch sie auch dem Publikum vorkommen. Findet Debelleyme, daß die Kabriolets nicht gleichen Schritt mit der Civilisation halten und daß die Fiaker nicht à la hauteur du siècle sind, gleich schafft man lateinische Omnibus, griechische Trycicles (weiter haben es die pariser Inschriften in der griechischen Rechtschreibung nicht gebracht). Nicht genug, Diligentes Favorites regnen vom Himmel herab, ihnen widersetzen sich Citadines, Béarnaises, Ecossaises, Batignolaises. Man baut Wagen für sechszig Mann, wovon wirklich einer nach Lyon gefahren ist. Durch die Konkurrenz rennen die Wagen einander nieder; fällt eine Entreprise, so hebt sich die andere. Dazu kommen die bepackten Reisewagen: die Malle oder Briefpost, die Diligences, Messagéries royales, Caillard et Lafitte. Sie sind so bepackt, so thurmähnlich, daß jeden Augenblick ein Unglück vorfiel und weiter vorfallen würde, wenn nicht die messagérie articulée auch ein Wort mitsprechen wollte. Sie packt unten, fällt also nicht so leicht um. Zwei Schnellpostwagen hängen der Länge nach aneinander, für das Uebrige sorgen die Pferde. Ein Gensdarmenpferd, welches ich auf dem Wege nach Longchamps sah und vor welchem der artikulirte Wagen vorbeifuhr, erschrack und bäumte sich über alle Maßen; so war es von den Barricaden der Rue St. Denis nicht erschrokken, so etwas war dem pariser Pferde niemals vorgekommen. Aber diese neuen Wagen gehören nicht zu denen, womit die Privatleute jedesmal in Longchamps glänzen und welche jedes Jahr ein Mal neu sind; sie sind durch königl. Ordonnanz eingebürgert und hoffentlich sehen wir auch nächstens in Deutschland vierzig Fuß lange artikulirte Eilwagen, als sprechenden Beweis von den schnellen Fortschritten des Gewerbfleisses und des Handels.

*) Jahr aus Jahr ein will man grüne Kleider einführen, blos wegen des Widerscheins. Grün gibt unglücklichen Gesichtern Gelegenheit zu einer Notklage.

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

In solchen heutigen Schauspielsälen kann nun von einem Publikum gar nicht die Rede seyn, denn es ist nie ein Publikum, d. h. eine Gesammtheit, dort vorhanden, sondern nur mit aller Gewalt vereinzelte und von einander abgetrennte Personen; und da aus solchen kein allgemeines, geläutertes und sich geltend machendes Geschmacksurtheil hervorgehen kann, so entsteht einerseits eine die Kunst ertödtende Apathie, anderseits ein Chaos von Meinungen und eine Anarchie in den tausendfachen individuellen Anforderungen, welche die Direktoren wie die Künstler, ohne Weg und Ziel, in die Irre treibt. Die alleinherrschenden Oekonomisten denken, daß Alles gethan sey, wenn an der Kasse das Eintrittsgeld erlegt ist, bedenken aber nicht, wie oft das Haus leer ist, und wie öfter es gefüllt seyn würde, wenn es nicht das Opfer der Bequemlichkeit und der geselligen Unterhaltung erheischte, um den heroischen Entschluß zu fassen, sich freiwillig in die einsamen Gefängnisse ihrer, nach Pfennigen berechneten, Sitze einpferchen zu lassen.

Die andere Ursache des erwähnten Rückschrittes, von Seiten des Publikums, ist außerhalb des Theaters, und zwar in den Gesellschaften zu finden. Zu zeigen, wie diese sich seit fünfzehn Jahren abgeblaßt haben, dazu würde eine ausführliche Erörterung der Zeitgeschichte nöthig werden. Dazu ist nun hier der Ort nicht, und so will ich nur auf eine Thatsache hinweisen, die sicher jeder bemerkt, ohne daß ich ihre folgerechte Erscheinung weiter entwickle. Tanz, Kartenspiel und Dilettantenmusik haben nie so ganz ausschließlich alle Gesellschaften (von der, die sich die erste nennt, bis zu dem Extreme derselben) beherrscht, als in unseren restaurirten Zeiten. Entweder wird getanzt, oder es wird Karten gespielt, woran selbst die jüngsten,

stillsten Jungfrauen, Mamsells und Edelfräulein Theil nehmen; oder die Verlegenheit, nachdem Damen und Herrn lange in synagogischer Entfernung von einander geschieden waren, wird zu groß und dann der Deckel des Pianofortes geöffnet, und um der langen Weile einige Abwechselung zu geben, spielen und singen Dilettanten, bei der obligaten Begleitung der klirrenden Theetassen oder der klingenden Eisgläschen. Je mehr Menschen da sind, je mehr man sich drängt, je weniger es zu einem Gespräch, zu einer interessanten Diskussion kommen kann, um so zufriedener ist der Wirth ob seiner vortrefflichen Gesellschaft. Aber auch selbst in den kleineren Zirkeln wird ewig Musik gemacht, ewig von Musik, Sängern und Sängerinnen gesprochen, ohne daß es doch zu einem eigentlichen Gespräch über Tonkunst käme. Ueber ernste Gegenstände, über ein Werk der Wissenschaft oder Dichtkunst, ja selbst nur über ein Schauspiel, hört man nirgends ein entwickelndes Gespräch, oder auch nur ein prägnantes Wort, eine mehr als alltägliche Behauptung. So verweichlicht ist die schöne Welt vom süßen, berauschenden Musikgenuß und andern, hier nicht zu erwähnenden Traumbelustigungen und Empfindeleivergnügungen, daß alles, was Denk- und Urtheilskraft in Anspruch nimmt, aus den Kreisen der Geselligkeit verbannt ist. Und in diesen Kreisen wird die weibliche Jugend erzogen, diese Kreise sind die Universität der jungen Damen. Der Jüngling hat zwar noch andere Bildungsorte lebendiger Anschauung; aber damit ist weniger als die Hälfte für ein allgemein geläutertes Geschmacksurtheil gethan, da es doch eigentlich nur die Frauen seyn können, durch deren Zart- und Feinsinn das wissenschaftliche Kunsturtheil der Männer gewissermaßen popularisirt und so ein allgemeines und lebendiges Geschmacksurtheil wird. Und diese Gesellschaften sind die zweite und intellektuelle Ursache, daß das heutige Theaterpublikum nicht das von ehemals ist. — Nun gibt es zwar noch eine dritte Ursache der großen Anarchie im heutigen Kunsturtheil, eine Ursache, die wie schlechte Polizeianstalten, eine eingetretene Verwirrung nur noch allgemeiner und gefährlicher macht. Doch ein Wort der Wahrheit hierüber behalte ich mir für meinen nächsten Artikel vor, dessen Ueberschrift seyn wird: Die Theaterrezensenten.

(Beschluß des sechsten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Toulon, 14. Mai.

Ausrüstung nach Algier. Einschiffung der Truppen.

Nach einer sehr anmuthigen Reise bin ich am 5. hier angekommen; ich hätte aber jezt keine Unterkunft finden können, wenn ich nicht glücklicherweise unterwegs von Lyon hierher einen Capitaine interprête vom Generalstab des Generals Bourmont hätte kennen lernen, der sich meiner so freundlich angenommen hat, daß ich, seit wir hier sind, seine Wohnung theile und unter seiner Führung und Protektion eine Menge Dinge zu sehen bekommen habe, die mir außerdem nicht wohl zugänglich gewesen wären, besonders die Kriegsschiffe, deren Inwohner jezt mehr zu thun haben, als Fremde anzunehmen und herumzuführen.

Ich hätte Ihnen früher geschrieben, wenn ich nicht immer die wirkliche Einschiffung der Truppen hätte abwarten wollen. Damit wurde nun auch gestern früh um 4 Uhr begonnen: zuerst das 3te und 14te Linienregiment, die hier liegen, und gegen 10 Uhr das 49te und 45te; ähnliche Einschiffungen wurden in Valette und Hières gemacht; die Artillerie schiffte man beim Arsenal ein. So wurde denn endlich einmal mit dieser vielbesprochenen Expedition der Anfang gemacht. Bisher hielt man Alles geheim. So wie eine Division ihre Ladung und Mannschaft hat, verläßt sie die Touloner Rhede, um sich bei den Hieren vor Anker zu legen. Dort liegen schon eine Menge Transportschiffe, welche die hiesige Rhede kaum alle fassen könnte und die sich hier im Wege seyn würden. Es ist wirklich ein herrliches Schauspiel, diese unsägliche Menge von Schiffen aller Größen und Formen zu sehen; nie hat der Touloner Hafen so viel zusammen umfaßt. Gleich am andern Morgen nach meiner Ankunft fuhr ich mit meinem Kapitän eine Stunde weit auf die Rhede nach der Caravane, die neben dem Linienschiffe le Sceptre von 80 Kanonen lag. Der Kommandant des Schiffes, ein Marineoffizier, empfing uns sehr freundlich und gleich wurde bei trefflichem Portwein Bekanntschaft gemacht. Alles wurde mir bis ins Einzelne gezeigt, selbst der Hühnerstall, wo ich eine Menge Gänse, Enten, Truthähne und Hühner etwas eng bei einander logirt sah. Hierauf fuhren wir an Bord des Linienschiffes la Couronne von 74 Kanonen, wo ein Freund des Kapitäns kommandirte. Gleich herzlicher Empfang, gleiche Pokulisationen; dann wurde ich herumgeführt. Denken Sie sich mein Erstaunen, da ich nie ein großes Schiff gesehen habe, so wenig wie das Meer. Was soll ich Ihnen von dem Glanz, dem Luxus, der Eleganz, Reinlichkeit und Ordnung erzählen, die ich überall fand. Nach und nach stieg auch mein Erstaunen so, daß ich bald keine Worte mehr hatte, und ich den Seeoffizieren gar komisch und albern vorgekommen seyn muß. Nie aber werde ich die Artigkeit und Herzlichkeit vergessen, womit mich Alle, vom Obersten bis zum Untersten, behandelt haben. Als ich den Marseiller Hafen sah, war ich schon außer mir, in dem Touloner aber kam mir jener gar kleinlich vor, und ich hielt es nun erst für der Mühe werth, zu staunen.

Nehmen Sie mir es nur nicht übel, wenn ich so unordentlich Alles unter einander mische. Seit einigen Tagen komme ich aber nicht mehr zu mir selbst, so arg ist der Lärm, das Schreien, Rufen, Trommeln und Kanoniren in allen Ecken. Es werden auch platte Fahrzeuge exerzirt, die jedes 150 Mann und eine Kanone tragen. Auf dem Polygon wird immer fort geschossen, im Arsenal, das ich durch besondere Vergünstigung ganz im Einzelnen gesehen habe, ist aber vollends gar keine Ruhe.

Ich war auch auf dem hochgelegenen Fort de la Marque, um die Schiffe aus dem Hafen fahren zu sehen. Solches nimmt sich hier unstreitig am besten aus; nur ist sehr zu bedauern, daß die Flotte nicht zusammen fortgeht, sondern immer nur eine Division auf einmal. Sie wissen wahrscheinlich aus den Zeitungen, daß sich dann Alle in Mahon vereinigen werden; die erste Division erwartet da die zwei andern, um dann auf einmal nach der Küste der Barbarei zu fahren. Seeleute und Landtruppen verhehlen sich hier keineswegs den Widerstand, auf den sie stoßen werden. Algier allein soll durch vierzehnhundert Kanonen vertheidigt werden, was wohl übertrieben ist. Ich habe auch die sinnreichen Flöße gesehen, die

man zum Ausschiffen der Pferde mitnimmt. Es sind zusammengefügte Fässer mit eisernen Reifen, die in eine Art von Rahmen gefaßt sind.

(Der Beschluß folgt.)

Frankfurt a. M., Mai.

Stiftungsfest der Senkenbergischen Gesellschaft.

Am 2. dieses Monats beging die Senkenbergische naturhistorische Gesellschaft die alljährliche Feier ihres Stiftungsfestes, in dem dazu bestimmten Saale des Museumsgebäudes, durch einen wissenschaftlichen Akt, welchem, außer den höhern Staatsbeamten und mehreren diplomatischen Personen, ein zahlreiches Publikum aus allen Ständen beiwohnte, das die Liebe zur Wissenschaft in diesem Lokale vereinigte. Dr. Cretzschmar eröffnete den Akt mit einem Berichte über die auswärtigen Verhältnisse der Gesellschaft. Er bemerkte darin unter andern, daß, wenn schon seit der Rückkunft des um die Sammlungen des Museums so sehr verdienten Eduard Rüppel von seinen wissenschaftlichen Reisen in Afrika die periodische Vermehrung dieser Sammlungen nicht mehr so bedeutend wie in frühern Epochen sey, dieselben dennoch auch in dem verwichenen Jahre manchen schätzenswerthen Zuwachs erhalten hätten. Er machte in dieser Beziehung ein Geschenk des hiesigen Kaufmanns Hrn. Andrä namhaft, das in acht Exemplaren des Tanrec oder ostindischen Igels bestand, die diesem von seinem Korrespondenten auf der Küste Malabar zugeschickt worden, und wovon das Skelett und ein ausgestopftes Exemplar der Versammlung vorgezeigt wurde. Hr. C. theilte die Naturgeschichte dieses seltsamen Thieres mit, das, ganz im Gegensatze mit unsern Winterschläfern, während der größten Sommerhitze schläft, und nahm hiervon Anlaß, sich im Allgemeinen über den länger fortgesetzten Schlaf der Thiere zu verbreiten, dessen Ursache, wie durch den Tanrec bewiesen werde, keineswegs der Winterkälte zuzuschreiben sey. Im Verfolge der Erörterung dieser seltsamen Naturerscheinung äußerte derselbe noch, daß, so wie die Anatomie der Thiere der Anatomie des Menschen Vorschub geleistet, man auch hoffen dürfe, durch die Erforschung der einzelnen Seelenkräfte der Thiere zu interessanten Aufschlüssen über die Psychologie des Menschen zu gelangen. Was endlich die Klassifikation des Tanrec betrifft, so gehört derselbe zu den Fleischfressern und steht dem Marder sehr nahe. — Der als Ornithologe rühmlichst bekannte Hofrath Mayer aus Offenbach bestieg hiernächst den Katheder und theilte der Versammlung Ansichten über die Natur mit. Er beschrieb mit vieler Phantasie eine Nacht, die ihn in früherer Jugendzeit im Walde am Fuße des Brockens bei einer botanischen Excursion überraschte. Ganz im Geiste eines aufmerksamen Naturforschers schilderte er das Schlafengehen der Tagthiere und das Erwachen und Herumschwärmen der Nachtthiere, so wie die verschiedenen Schatten, die der Mond und die aufgehende Sonne in diesen wilden Gegenden werfen. Diese jugendliche Arbeit des Redners athmete tiefes Gefühl. — Der erste Sekretär der Gesellschaft, Senator von Heyden, einer der ausgezeichnetsten Entomologen Deutschlands, erzählte hierauf die Naturgeschichte derjenigen Raupenarten, die in unsern Gegenden vornämlich den Weinbeeren gefährlich sind, und gab die Mittel an, sie auszurotten. Als das wirksamste derselben empfahl der Redner das sorgfältige Ablesen und Zernichten der von dem Insekte angestochenen, noch unreifen Beeren, um so das Thier sammt seiner Brut auszurotten. — Der vierte Redner, Professor Dr. Neef, legte in einem sehr geistvollen Vortrage der Versammlung seine Ansichten über die Natur des Sonnenlichts und der Sonnenflecken dar. Diese Ansichten des Dr. N., wenn schon nur eine Hypothese, verrathen den tiefen Denker und sind ganz den heutigen Kenntnissen gemäß, die wir über die Weltkörper besitzen. Bekanntlich war Herschel der Meinung, die auch von andern Physikern weiter ausgebildet wurde, daß die Sonne von einem leuchtenden Nebel umgeben sey, der sich hin und wieder verdichte, verdünne und hierdurch hellere und dunklere Stellen an der Sonnenscheibe hervorbringe, so daß mithin die Sonnenflecken Oeffnungen in diesem Nebelschleier seyen, mittelst deren wir den Sonnenkörper als einen dunklen sähen. Dr. N. theilt diese Ansicht nicht. Ihr, meint er, stehe entgegen, daß die Sonnenflecken größtentheils permanent seyen und nicht von einem Halbschatten begrenzt. Er ist daher der Meinung, daß der Aether im Weltraume durch die Bewegung der Weltkörper diese in ein Leuchten versezt und daß nur da, wo die Reibung auf der Oberfläche allgemein ist, auch allgemeine Lichtentwicklung statt findet. Eben jene Reibung aber werde dort nicht bewirkt, wo die Weltkörper bedeutende Vertiefungen haben, weßhalb denn auch diese Stellen dunkel bleiben. — Referenten fällt hierbei ein, daß die hier in Kürze wiedergegebene Idee unsers geistvollen Physikers sich wohl durch ein Experiment nachweisen lassen möchte, indem der schwerste bekannte Körper, das Platin, mit dem leichtesten Körper, dem Wasserstoffgas, in Berührung gesezt, Licht und Flamme erzeugt, eine Entdeckung, die, wie man weiß, Döbbereiner zuerst gemacht hat. — Endlich beschloß der zweite Sekretär der Gesellschaft, Dr. Mappes, den Akt mit einer Gedächtnißrede zu Ehren Sömmerings, der als Mitglied dieser Gesellschaft sehr thätig war. Zum Schlusse zeigte er noch diejenigen Geschenke an, welche das Museum in diesem Jahre an Büchern und Naturalien erhalten hatte, und die das fortdauernde Interesse beweisen, welches das Publikum an dieser herrlichen Sammlung nimmt.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 122:
Der Buchstabe.

Sylben-Palindrom.

1. 2.

Wenn um eine Gunst du flehest
Und dir diese Antwort wird,
Hast du in der frohen Hoffnung
Dich gewißlich nicht geirrt.

2. 1.

S'ist ein Mensch und eine Waare,
Leider nicht blos homonym;
Doch schlug der Befreiung Stunde,
Und bald wird sein Recht auch ihm.

J. G. M.

Bemerkung.

Die Redaktion erinnert, daß dem in Nr. 110. abgedruckten Aufsatz: Swedenborg und die Königin Ulrike, aus Versehen, gegen den Willen seines Verfassers, sein Name beigefügt ist. Zwar scheut dieser nicht, zu dem dort Gesagten sich zu bekennen; doch ist dieß an sich so unbedeutend und läßt die eigentliche Meinung desselben über den angeregten Gegenstand so wenig erkennen, daß er bitten muß, hiernach nicht entscheiden zu wollen, zu welcher der beiden Hauptansichten er sich schlage, die bis jezt über die Geschichte der Seherin von Prevorst laut geworden sind.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 129.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 31. Mai 1830.

— Was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem betrüglichen Grunde?

Schiller.

Ein ungedruckter Brief von Klopstock.

Mitgetheilt von J. H. Fichte.

Der folgende Brief scheint um so mehr der Bekanntmachung werth, als er einen bedeutenden Moment deutscher Kulturgeschichte ins Gedächtniß zurückruft, bei dessen Erinnerung mancherlei vergleichende Betrachtungen mit der Gegenwart fast unvermeidlich sich aufdrängen. Wir meinen die Epoche, wo Joseph der Zweite neben vielem andern Preiswürdigen, auch an eine Erneuerung des wissenschaftlichen Lebens in Deutschland dachte. Der Brief gibt darüber einige merkwürdige Aufschlüsse, so wie er überhaupt als Kommentar dienen kann von Klopstocks berühmter Zuschrift der Hermannsschlacht an den Kaiser, die damals und jezt durch einfachen Freimuth unübertroffen, immer ein merkwürdiges Aktenstück einer gewiß nicht durch Schuld des Kaisers getäuschten Hoffnung bleibt. Der Brief ist an Klopstocks Schwager, Rahn, gerichtet und aus Fichtes brieflichem Nachlasse entnommen. Da sich in der Biographie des Lezteren kein schicklicher Plaz zur Bekanntmachung desselben fand, zog man den gegenwärtigen Weg der Mittheilung vor, auf welchem man gelegentlich noch andere Briefe ähnlicher Art bekannt zu machen hofft.

* * *

Bernstorff, den 17ten Sept. 1768.

Sie haben mir kein kleines Vergnügen durch die Nachricht von Zimmermann*) gemacht. Seine Bescheidenheit, von der Sie mir schreiben, vollendet seinen Charakter und meine Hochachtung gegen ihn. Aber kein Mensch ist ohne Fehler; warum hat er sich doch gegen das Schrittschuhlaufen erklärt? Ich könnte ein ganzes Buch gegen seinen Irrthum schreiben. Doch Ihretwegen, und in Anbetracht seiner andern Verdienste, sey es ihm vergeben.

Da Sie noch so ziemlich verschwiegen sind, so will ich Ihnen etwas anvertrauen, das Sie aber, ohne Verletzung der Verschwiegenheit, auch Zimmermann sagen können. Gegen Ende des vorigen Winters wollte mich der Graf von Wellsperg kennen lernen. Er that einige große Schritte, ich nicht zu wenig kleine. Kurz, wir sahen uns endlich, nachdem durch Walt, seinen Sekretär, schon dieß und jenes über den großen Plan „zur Unterstützung der Wissenschaften in Deutschland“ war hin- und hergetragen worden. Bei dem Kongreß wurde das Gespräch bald so offen und lebhaft, daß mir von ihm im Namen des Kaisers sehr erhebliche Vorschläge gemacht wurden. Diese schlug ich aus und konnte nun desto freier von der Hauptsache sprechen. Wellsperg blieb nun nur noch kurze Zeit in Kopenhagen, und wir sahen uns noch einige Male. Er verreiste, um vielleicht mit Anfang dieses Winters wieder hieher zu kommen, und einen großen Theil der Zeit seiner Abwesenheit auf seinen Gütern zuzubringen, zugleich aber dasjenige, was er zu Ausführung der Sache thun könnte, zu thun. Er nahm mit nach Wien: 1) Einen Plan zur Unterstützung der Wissenschaften in Deutschland. Die Aufschrift desselben ist: Fragment aus einem Geschicht-

*) Dem berühmten Arzte, einem vertrauten Freunde Rahns und seiner Familie.

schreiber des XIX. Jahrhunderts. (Wellsperg sprang einmal bei Lesung des Planes auf und sagte: Nun, Sie lehren uns recht, wie wir's machen sollten!) 2) Einen nicht kurzen Brief an Fürst Kauniz, in welchem dieß und jenes aus dem Plane nicht uneben, wie es mir vorkommt, erläutert wird. 3) Eine Zuschrift von Hermanns Schlacht an den Kaiser, worinnen auch ein Paar Pünktlein jenes Planes stehen, und von welcher Wellsperg, der sonst so unbelesen nicht ist, aus der Fülle seines Herzens gesagt haben soll, daß er eine solche Zuschrift noch nie gesehen hätte. Ich glaube dieß allenfalls wohl, denn es steht etwas von dem darin, was der Kaiser für die Wissenschaften thun will *). — Und nun die Entwicklung, fragen Sie? Die weiß ich selbst noch nicht. Ich habe noch keine Antwort, obgleich ich vor einigen Wochen an Wellsperg geschrieben habe. Aber was für Vermuthungen haben Sie? — Noch immer ziemlich gute. Denn Wellsperg ist solide und Kauniz ehrbegierig, und hat schon ein Paar Mal etwas Weniges für die schönen Wissenschaften gethan. Das ist die eine Seite. Aber die andere ist freilich die: Wie kann man bei einer so klaren Sache so viel Bedenkzeit nöthig haben? und hat man die nicht nöthig, wie mit so langsamer Kälte dabei verfahren? Außerdem schrieb mir der Geheimerath Bernstorff schon diesen Sommer, daß Wellsperg nicht gut bei Kauniz stehe. Sie wissen, daß ich bei Sachen, die sich der Ungeduld verlohnen, nicht eben allzugeduldig bin. Ich hatte vor ein Paar Wochen den Entschluß beinah ausgeführt, an Graf Dietrichstein zu schreiben, der in gewissem Grade Liebling des Kaisers ist, und den ich hier ziemlich genau gekannt habe. Aber vielleicht hätte ich dadurch Wellspergen geschadet, und auch mir, oder vielmehr der Sache. Sie und Zimmermann in den Stand zu setzen, darüber zu urtheilen, muß ich Ihnen Folgendes sagen. Es sind wohl schon drei Jahre her, daß ich an Dietrichstein einen Plan zu Unterstützung der Wissenschaften in Deutschland schicken wollte; aber es unterblieb, weil ich damals noch nicht Wahrscheinlichkeit des guten Erfolgs genug vor mir sahe. Gleichwohl schlug ich Dietrichstein an Wellsperg zum Ausführer desselben vor, wenn er es denn nun einmal nicht selbst seyn wolle. Sie haben schon gehört, daß er Kauniz wählte. Er sagte mir zugleich sehr viel gute Ursachen seiner Wahl. In diesem Zusammenhange des Geschehenen schrieb ich an Kauniz, nachdem ich angeführt hatte, daß ich schon ehemals einen Brief an Grafen Dietrichstein und auch mancherlei von einem Entwurfe fertig gehabt hätte: „Ich danke es dem Herrn Grafen von Wellsperg, und dem nicht immer vorkommenden Umstande, daß Ew. Durchlaucht die Verehrung, mit der man Sie nicht in Deutschland allein nennt, verdienen, daß ich nun keinen Zweifel mehr habe." Ich habe hierdurch Nichts gegen Dietrichstein sagen wollen; aber es hat doch den Schein davon. Ich machte diese Bemerkung erst, als der Brief schon fort war. Seyn Sie nun beide Richter, was ich in Beziehung auf D. thun soll. Schreibe ich ihm, so muß ich ihm erzählen, was ich gethan habe, und will er eine Abschrift meines Briefs an Kauniz haben, so lasse ich gewiß kein Wort aus. Aber vielleicht hat er den Brief schon gelesen, und vielleicht hat diese unschuldige Stelle der Sache schon geschadet. Unrecht hat, wie mich deucht, Wellsperg, daß er mir nicht schreibt, entweder: Ich thue nur sehr langsame Schritte, oder: Ich zweifle an dem Erfolge. Jetzt will ich einmal setzen, daß, trotz des guten Willens des Kaisers, die Sache unausgeführt bleibt, wird alsdann Zimmermann veranlassen können, daß der deutsche Kurfürst und der Beherrscher der Nachkommen jener alten deutschen Eroberer der Britten das thut, was der deutsche Kaiser unausgeführt ließ? Ich habe beide lieb, und ich denke, daß sie es verdienen. Ich habe sie zwar nicht völlig gleich lieb, aber doch so gleich, daß der Ausführer bei mir den Vorzug bekommt. Vielleicht ist es bei dem Churfürsten ein wenig schwer, die Ausführung zu erhalten. Aber lassen denn wir Schweizer (Sie, meine Herrn, haben die Ehre, Deutsche und Schweizer zugleich zu seyn, und ich würde die zweite dieser Ehren auch haben, wenn der Conspirant Lavater hübsch Wort gehalten und mich zum Bürger von Zürich gemacht hätte), lassen wir Schweizer, wollte ich sagen, uns denn durch Schwierigkeiten abschrecken? Nur ein Wort davon. Göttingen müßte mit in den Plan kommen. Ich dächte, wir wollten es in ziemlich kurzer Zeit dahin bringen, daß diese Pallas Minerva nicht mehr mit jenem Weibe in der Mythologie (ihr Name fällt mir nicht gleich ein) um den Vorzug im Weben zankte, sondern sich auf ihre Aegide lehnte und erfände. Dieß überhaupt, und dann noch das Einzelne, das aber in sehr genaue Verbindung mit jenem gebracht werden kann, daß

*) Da zu vermuthen, daß nicht jeder Leser jene Zuschrift sogleich zur Hand haben möchte, sey es erlaubt, die bezeichneten Stellen sogleich hier mitzutheilen: „Diese Zuschrift soll zu den seltenen gehören, denen man ihr Lob glaubt. Was sage ich, ihr Lob? Wenn ein Geschichtschreiber redet, so lobt nicht er, sondern die That. Und ich darf That nennen, was beschlossen ist, und bald geschehen wird." — „Der Kaiser liebt sein Vaterland, und das will er auch durch Unterstützung der Wissenschaften zeigen, nur dieß darf ich sagen. Aber ich wage noch hinzuzusetzen, daß er alle die Werke, welchen er Unsterblichkeit zutraut, bei den Bildnissen derer, die sie geschrieben haben, aufbewahren wird." — „Ich kenne keinen stärkern Ausdruck der Verehrung, mit dem ich mich Ew. kaiserlichen Majestät nahen könnte, als daß ich meinem Vaterland und Ew. Majestät selbst zu dem, was Sie für die Wissenschaften thun wollen, Glück wünsche. Niemals bin ich stolzer auf mein Vaterland gewesen, als bei dieser Vorstellung. — Dieser ganze Erfolg wird um so gewisser seyn, je gerechter es ist, die, welche sich zudrängen, zu entfernen, und je edler, die aufzusuchen, die unbekannt zu seyn glauben. Diese wird die schönste der Blumen in dem Kranze Ew. Majestät seyn."

wir Lehrer erhielten für die, die da lernen, nicht aber eigentlich (Brodwissenschaften) studiren wollen, dieß mag nun vom achtzehnten bis zwanzigsten, oder vom vierzigsten bis zwei-und-vierzigsten Jahre geschehen. Ich mag heute nicht darüber weitläuftig seyn, von meinem Befinden zu reden, besonders da ich mit diesem Sommer recht zufrieden seyn kann. Ich habe nun fast seit einem Vierteljahre keine China genommen, und sie im Anfange des Sommers nur ein Paar Mal wegen einiger bescheidenen Versüchlein des Fiebers gebraucht.

Noch ein Wort von mir, in Bezug auf das Vorige. Ich liebe den Grafen Bernstorff zu sehr und bin ihm für zu vieles verbunden, als daß ich mich von ihm entfernen wollte. Aber bisweilen auf einige Zeit da zu seyn, wo meine Gegenwart zur Ausführung jener wichtigen Angelegenheit nöthig werden könnte, dagegen habe ich ganz und gar nichts, auch dagegen nichts, etwas Weniges zur Belohnung für meine Bemühungen anzunehmen; aber dieß auch nicht einen Augenblick länger, als meine Mutter lebt. — Leben Sie beide recht wohl, und schreiben mir bald.

Ueber Leslie's Wasserteleskop.

Dies von dem talentvollen Leslie aus Lansinburgh (in den Vereinigten Staaten) erfundene optische Instrument verräth vielen Scharfsinn. Es dient dazu, durch das Wasser hindurchzusehen und auf diese Weise den Boden des Wassers zu untersuchen, und besteht aus einer Röhre, deren Länge nach Umständen verändert werden kann. Oben, wo das Auge angesezt wird, ist diese ungefähr einen Zoll breit, und erweitert sich dann dermaßen nach unten, daß unter den beiden Oeffnungen zulezt ein Verhältniß von 10 zu 1 Zoll im Durchmesser statt findet. Der Grund, warum man nicht durch das Wasser auf den Boden sehen kann, liegt in dem Zurückwerfen und in der Brechung der Lichtstrahlen, wenn dieselben die Wasserfläche treffen. Diese Maschine nun überwindet diese Schwierigkeit, indem das Auge in ein mehr verdichtetes Medium geräth und sich des im Wasser befindenden Lichtes bedient, wo die Strahlen in geraden Linien fortlaufen, so wie dies in dem dünnern Medium der Luft geschieht. Um diese Maschine auch des Nachts gebrauchen zu können, ist sie mit Lampen versehen, die in einem engern Cylinder nicht weit vom Boden hängen. Dieser engere Cylinder geht bis dahin hinunter, wo der Boden der Röhre beginnt und ist daselbst befestigt. In dem Raume zwischen dem Cylinder und der Röhre hängen Lampen, und die Oeffnung des Cylinders sowohl, als die der Röhre sind glasirt. Um den Rauch der Lampen abziehen zu lassen und sie mit Luft zu versehen, sind zwei Luftleiter angebracht; der eine geht von der Spitze des Cylinders aus und der andere vom untern Theile, beide laufen aber die Seite der Röhre entlang. Die Lampen verbreiten ein starkes Licht, und so wird denn der Grund des Flusses mit Leichtigkeit untersucht.

Die Vortheile, welche ein solches Instrument gewährt, werden wohl jedem einleuchtend seyn. Unter vielem andern, erwähnen wir nur das schnelle Entdecken ertrunkener Menschen, wodurch ohne Zweifel das Leben vieler Individuen erhalten werden dürfte. Verlorenes Eigenthum kann ebenfalls wieder aufgefunden werden. — Wir glauben, daß diese Maschine dem Publikum wohl noch nicht überall bekannt seyn dürfte, und halten es daher nicht für überflüssig, dasselbe durch diese allgemeine Beschreibung davon in Kenntniß zu setzen.

Zwei Wanderer.

Zwei Wanderer zogen hinaus zum Thor,
Zur herrlichen Alpenwelt empor.
Der Eine ging, weil's Mode just,
Den Andern trieb der Drang in der Brust.

Und als daheim nun wieder die Zwei,
Da rückt die ganze Sippschaft herbei,
Da wirbelts von Fragen ohne Zahl:
Was habt ihr gesehn? erzählt einmal!

Der Eine drauf mit Gähnen spricht:
„Was wir gesehn? Viel Nares nicht!
Ach, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein."

Der Andre lächelnd dasselbe spricht,
Doch leuchtenden Blicks, mit verklärtem Gesicht:
„„Ei, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein!"

Anastasius Grün.

Korrespondenz-Nachrichten.

Toulon, 11. Mai.

(Beschluß.)

Expedition nach Algier.

Ich muß noch einmal auf die Einschiffung am 11. zurückkommen. Es wurden den Tag ungefähr 5600 Mann an Bord gebracht. Dazu wurden Fahrzeuge gebraucht, von denen jedes 120 Mann faßte, um sie nach den Schiffen zu führen. Denken Sie sich, eins dieser Fahrzeuge wäre beinahe mit Mann und Maus untergegangen. Die Soldaten standen schon bis über die Knie im Wasser. Glücklicherweise kam ein anderes Fahrzeug derselben Art leer zurück, um die Leute aufzunehmen. Was ist nicht Alles eingeschifft worden! Schaufeln, Harken, Leitern, Haken, Piken und lustige Mädchen. Am 12. schifften sie das 20te und 28te Linienregiment, viele Trainpferde und Kavallerie ein, desgleichen 500 Maulthiere und die große Bäckerei. Dazu be-

diente man sich auch platter Fahrzeuge, die mit der Armee geben. Am 13. wurden wieder vier Regimenter an Bord gebracht. Abends war ich wieder auf dem Fort la Marquo, eben wie zwei Kriegsschiffe, der Nestor und le Superbe, nebst der Fregatte Arethusa mit vollen Segeln herankamen und in den Hafen einliefen; sie kamen von Brest. Nichts Interessanteres, als diese großen Seethiere mit langen Schnäbeln und aufgeblasenen Hälsen heranschwimmen und sich frei nach allen Seiten bewegen zu sehen. Den 14. und 15. wird mit dem Einschiffen der Truppen fortgefahren; alle Stunden treffen neue Regimenter aus dem Innern dazu ein. So wird wahrscheinlich morgen oder übermorgen die erste Division ganz eingeschifft seyn und Alles nach den Hières abgehen. Ich freue mich auf den Augenblick, wenn es zum Ausbruch kommt und die Eskadre die erste Convoidivision aus der Bay führt. Wenn nur das kalte Regenwetter nicht anhält, das wir heute haben und das vielen Leuten den Spaß verdirbt. Wenn die erste Division fort ist, reise ich auch von Toulon ab, denn dann ist nichts mehr zu sehen als Wiederholungen.

Ich will Ihnen hier noch hersetzen, was mir mein Kapitän über die Expedition gesagt hat. Das ganze Transportconvoi besteht etwa in fünfhundert Schiffen. Es zerfällt in drei Divisionen, deren jeder ein Fregattenkapitän vorsteht; dazu sind die Herren Lemaire, Regnard und Fele ernannt. Jede Division hat wieder vier Sektionen, und die sechszehn Sektionen befehligen sechszehn Schiffslieutenants. Wenn es zum Landen an der afrikanischen Küste kommt, werden zum Ausschiffen drei Reihen Kähne hinter einander gebildet, wovon eine nach der andern zum Angriff kommt. Die erste Linie kommandirt der Fregattenkapitän Reinquet, die zweite Kapitän Salvy und die dritte Kap. Deloffre.

Schon seit dem 11. d. M. werden die Truppen von der Marine verpflegt, und so lange sie an Bord sind, erhalten sie eine Ration mehr zum Frühstück. Gestern sind drei Soldaten ertrunken und ein Matrose von einer Raastange erschlagen worden; dies ist nicht zu verwundern, wenn man die Eile sieht, mit welcher die Einschiffung geschieht. Auf dem Fort la Marquo ist ein Telegraph, der des Nachts mit Laternen arbeitet, was sehr kurios anzusehen ist. Gestern hatte ich einen Anblick anderer Art: die Chaine von Züchtlingen, die aus Paris und aus dem Innern Frankreichs in den Bagno von Toulon gebracht werden. Es waren ihrer 319. Ein scheußlicher Anblick: Männer jeden Alters, junge, verschämte Leute, aber auch rechte verruchte alte Galgengesichter voll Unverschämtheit, die diesen Weg schon kennen. Sie wurden gleich nach ihrer Ankunft gebadet und dann auf einem Felde alle ihre Lumpen verbrannt.

Vorgestern war ich zum drittemmale in Hières und zwischen seinen Orangen. Es ist wirklich ein reizender, fast möchte ich sagen wollüstiger Anblick. Es ließe sich für einen, der wie ich den Süden nie gesehen hat, ein hübsches Buch darüber schreiben. Wir besuchten den Garten der Madame Fille. Man destillirte da gerade Orangenwasser. Ich kann von Glück sagen, denn — freilich erst nach vielem Bitten — ließ man mir ungefähr 3 Unzen Oleum Neroli ab, und da ich es unmittelbar aus der Retorde bekam, so kann ich sagen, daß es ächt ist. Es wurden zu der ganzen Bereitung zweihundert-undzehn Pfund Blüthen gebraucht.

In Toulon ist ein recht ansehnlicher botanischer Garten, der der Marine gehört und in dem sich manches Merkwürdige vorfindet. Da ich mich die Tage her an Kriegsschiffen und Soldaten satt gesehen hatte, so war es mir anziehend, hier Carica Papaya, Tamarindus Indica, Piper nigrum und Piper longum, desgleichen die Mamea americana zu erblicken und einige Kaffeebohnen vom Baum selbst zu sammeln.

Frankfurt a. M., 1. Mai.

(Beschluß.)

Physikalischer Verein. Museum.

Im physikalischen Vereine fand seit meinem lezten Bericht ebenfalls eine Sizung statt, in welcher man von Dr. Neef einen Vortrag über die bedeutende Magnetizität vernahm, die auf galvanischem Wege selbst dem weichen Eisen mitgetheilt werden kann. Bei Gelegenheit dieses Vortrags ward unter mehreren andern derselbe Versuch angestellt, den Pfaff im Schweiggerischen Jahrbuche beschreibt. Hatte Pfaff indessen die Tragkraft nur bis auf 18 Pfund gebracht, so brachte N. mittelst einer Vorrichtung, wovon gleich die Rede seyn wird, eine Tragkraft von 25 Pfund hervor, und machte somit einen Versuch, der Jeden überraschen muß. Es mag dahin gestellt bleiben, in wie fern es, nach Pfaffs Angabe, möglich ist, Magnete zu erzeugen, die Centnerweise tragen; allein durch den hiesigen Versuch ist wenigstens so viel dargethan, daß man jene Kraft ganz ungemein erhöhen kann. Was nun das Experiment selber betrifft, so bezweckt dasselbe, die magnetische Kraft, welche sich durch den elektrischen Strom dem weichen Eisen mittheilen läßt, durch die Tragkraft unmittelbar darzustellen; denn das Daseyn dieser Wirkung selbst ist durch Oersted längst außer Zweifel gesezt. Zur Ausführung gegenwärtigen Versuchs bediente man sich eines 12 Zoll langen Hufeisens von weichem Eisen, 1 Pf. 8 Lth. schwer, das, durch einen Calorimotor von 4½ Quadratfuß Wirkungsfläche magnetisch gemacht, ¼ Centner Tragkraft zeigte. — Folgenden Tages schlug noch ein Mitglied des Vereins vor, diese Kraft zur Lösung einer wichtigen Aufgabe zu benuzen. Bekanntlich vermindert nämlich das Aufeinanderlegen mehrerer Magnete mit gleichnamigen Platten die Kraft der einzelnen bedeutend, wodurch es denn unmöglich wird, zusammengesezten Magneten diejenige Stärke zu geben, welche sonst die Kraft der einzelnen erwarten ließe. Bei der vorbemerkten Verfahrungsweise aber hat man den Vortheil, die einzelnen Stäbe magnetisiren zu können, nachdem sie schon in ein Bündel vereinigt sind. Zu diesem Zwecke wurden nun 26 Stahldrähte in einem Glascylinder durch den Calorimotor magnetisirt. Es ergab sich hieraus, daß alle stark magnetisch wurden, und, was die Hauptsache ist, gleichmäßig. Die Wahrscheinlichkeit, auf diesem Wege ungewöhnlich starke Magnete mit höchst gleicher Vertheilung der Kraft darstellen zu können, wäre demnach vorhanden.

Mit dem Lezten vorigen Monats hat das Museum (im rothen Hause) seinen diesjährigen Winterkursus durch eine große Sizung geschlossen. Nach Ausführung einer Symphonie vernahmen wir eine Vorlesung des Hrn. Berly, Gehülfen des Direktors der wissenschaftlichen Klasse dieser Anstalt, über universelle Bildung, worin sehr beherzigungswerthe Winke über die Art und Weise ertheilt wurden, wie für die Zukunft die Vorträge im Museum eingerichtet werden möchten, um den Bedürfnissen und Ansprüchen einer zwar gebildeten, aber aus Gelehrten, Künstlern und Dilettanten bestehenden Gesellschaft zu genügen. Zugleich wurde der Wunsch ausgesprochen, daß die Leistungen der musikalischen Klasse die der andern Klassen nicht ganz in den Hintergrund drängen, vorzüglich aber, daß die Leistungen der gelehrten Klasse demnächst reichlicher ausfallen möchten, als dies in dem verflossenen Winter der Fall war.

Auflösung des Palindroms in Nr. 128:
Gerne. Reger.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 55. u. Monatsreg. Mai.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Vier und zwanzigster Jahrgang.

1830.

Juni.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungeu der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus grössern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Romane und Erzählungen.

Reisen.

Länder- und Völkerkunde.

Naturgeschichtliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 43.

Nro. 44.

N°. 130.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 1. Juni 1830.

— Was vor uns so groß und herrlich stand,
Es ist nicht mehr, nur im Gedanken lebt's.

Uhland.

Beitrag

zum Feste der Erinnerung an den russischen Feldzug *).

Du Gegenwart, so still, so thatenlos,
Ist's wahr, daß du an Wunderzeiten gränzest?
Daß du von Bildern, welche riesiggroß
Entstiehn, in hellem Widerscheine glänzest?

Ist's kein Jahrtausend, daß der Kriegsorkan
Die halbe Welt mit seinen Donnern füllte,
Und daß der Nord ein Heer auf stolzer Bahn,
Zum Tod im Schnee bestimmt, in Flammen hüllte?

Der Sage schon fiel jene Zeit anheim,
Es tönet fern, gleich einer alten Mähre;
Ja, mit dem Schlachtenhalbgott spielt ein Reim,
Die Dichtung schildert seine Siegerheere.

Und wenn ein Sänger lang genug gestrebt,
Mit Leben das Vergang'ne zu begaben,
Und nun sein Werk betrachtet, so erbebt
Er vor sich selbst — er glaubt geträumt zu haben.

Von Land zu Land so breite Heldenspur,
So reißend Glück; alsdann aus heitern Lüften
Der jähe Schlag, die Schrecken der Natur,
Ein ganz Titanenvolk in eis'gen Grüften!

Auf Wandrung geht die Muse zweifelnd aus:
Ist es gescheh'n, ja konnt' es nur geschehen?
Die Zeit schwand hin, wie wilden Windes Braus,
Nur an Verwüstung ist der Sturm zu sehen.

Doch hier, vor diesem sommerlichen Dach,
Steht Clio still und lauscht in Schattenbäumen;
Hier ist ein Echo jener Tage wach,
Hier hört sie Worte, voll von Thaten, schäumen.

Hält Rath im Kreise hier ein Geisterchor,
Und will den Söhnen ferne Wunder melden?
Sie öffnet scheu das angelehnte Thor —
Und sieht ein rüstig Häuflein alter Helden.

Ehrwürd'ge Reste grausenhafter Noth,
Ihr habt erlebt, wovon wir nur gesprochen;
Nicht Narben blos ließ Euch der nahe Tod,
Er fuhr mit kalter Hand in's Mark der Knochen.

*) Die Offiziere des königlich württembergischen Heeres, welche an dem Feldzuge von 1812 Theil genommen, vereinigten sich am 23sten Mai in einem öffentlichen Garten in der Nähe der Stadt, gegen 140 an der Zahl, in einem schön dekorirten Saale, zu einem Erinnerungsmahl, das mit einer inhaltreichen Rede eröffnet, und durch die huldvolle Erscheinung Seiner Königlichen Majestät, welche über eine Stunde bei Ihren alten Waffengefährten zu verweilen geruhten, verherrlichet ward. Das vorliegende Gedicht, vom Verfasser der Versammlung hochachtungsvoll übersandt, wurde der Ehre eines öffentlichen Vortrags gewürdigt.

Erzählt! erzählt! die Muse stört Euch nicht,
Ihr Amt ist heut zu horchen, nicht zu singen;
Aus Eurem Munde strömet ein Gedicht,
Sie läßt den Strom an's Herz sich schaudernd dringen.

Stellt hin des ungeheuren Mannes Bild,
Den ihr im Glück und Misgeschick begleitet;
Beschreibet, wie er über Trümmer wild
Zu seinem Ziel — und weg vom Ziele schreitet.

Zeigt durch die Steppen fern des Heeres Pfad,
Wie es den stolzen Schlangenleib entwickelt,
Und wie es krank der Heimath wieder naht,
Vom Frost der Nacht berührt, geschwächt, zerstückelt.

Nennt manchen Bruder, dessen Schatten nur
An diesem Fest um Eure Becher schwärmet,
Bezeichnet seiner lezten Thaten Spur,
Und, ach, sein Grab, an dem Ihr Euch gehärmet.

Umringt des theuren Führers Bett und bangt!
Es geht vorbei, der Held und Fürst wird leben,
Wird das Gesetz, nach dem die Welt verlangt,
Gesegnet seinem treuen Volke geben.

Nicht blos Zerstörung hinterließ die Zeit,
Die jener Winter mit dem Eiswall schliesset;
Und eine Saat bereitet hat der Streit,
Aus der die Friedensfrucht allmählig spriesset.

Das mach' Euch Männer fröhlich bei dem Mahl;
Laßt nur den Frost in Euren Gliedern zücken,
Preist Eure Wunderzeit, hebt den Pokal:
Ihr habt gepflanzt, und Enkel werden pflücken!

Gustav Schwab.

Die Ansiedlung an der Grenze.

Vor mehr denn dreißig Jahren lebte an einem der Nebenflüsse des Susquehanna, dessen Gewässer sich durch die Othegoberge winden, ein Mann von sonderbarem Charakter und Aussehen. Ohne je einen Finger gegen ein menschliches Wesen aufgehoben zu haben, war er ein Gegenstand des Schreckens für Jung und Alt im ganzen Grenzdistrikte, und selbst die Männer schüttelten die Köpfe und sahen ernsthaft drein, wenn das Gespräch auf ihn kam. Seine alte, moosbewachsene Hütte lag am Fuß eines nach Süden sanft ablaufenden Hügels auf einer anmuthigen, von einem murmelnden Bache durchströmten Wiese. Das dicht verwachsene Gebüsch am Saume des stattlichen Waldes tauchte sein Gezweig in das krystallhelle Wasser. Auf drei Seiten war die Lichtung von dem finstern Urwalde umschlossen; auf der Nordostseite aber lag ein jüngerer dichter Holzanflug, den die Apfelbäume eines, wie es schien, ehedem regelmäßig bepflanzten Obstgartens überragten. Auf einem kleinen, offenen Platze, mitten in dem jüngeren Walde, sah man Trümmer von Gebäuden, an welche sich Erzählungen von Schrecknissen, von Mordthaten, Gespenstern u. s. w. knüpften, und auf dem Weg durch den kleinen Wald kamen mir und meinen Gespielen immer Indianer und Skalpirmesser in den Sinn. Wenn einer von uns, besonders zur Nachtzeit, an diesem sogenannten Burtonhof vorüber mußte, beschleunigte er seine Schritte und pfiff vor sich hin, um sich bei gutem Muthe zu erhalten. Ging ein Trupp junger Bursche nach dem Zwielicht dort vorbei, so drängten sie sich dichter zusammen und huschten athemlos und schaudernd vorüber. Hatten wir diesen unheimlichen Platz hinter uns, so kamen wir auf Grund und Boden Herrn Johnsons; so hieß jener seltsame Mann. Warum er uns ein Mann des Schreckens war, wußten wir nicht so recht zu sagen; immer aber verknüpfte ihn eine unheimliche Ideenverbindung mit den Schauersagen vom Burtonhof. Sein Aussehn und seine Haltung kamen uns immer etwas bedenklich vor und erregten grauenhafte Besorgnisse. Er war ein hagerer Mann, von athletischem Wuchs, mit langen, finstern Augenbraunen, graulichem Haar und unfreundlicher, düsterer Miene. Nicht leicht ging einer von uns an seiner Wohnung vorbei, ohne daß er ihn sehen mußte, und jedes Mal überlief uns ein Schauer, wenn wir in seine Nähe kamen. Er lebte wie ein Einsiedler, und stand, so oft wir ihn auch sahen, still im Garten, auf der Wiese oder auf dem Feld, stets in dem gleichen, alterthümlichen Anzug, in tiefem Sinnen. Seine gefurchten Züge trugen immer das gleiche Gepräge unverwüstlichen Ernstes und abstoßender Ungeselligkeit. Ich sah ihn viele hundert Mal, aber nie sprach oder lächelte er. Am äußersten Ende der kleinen Lichtung, in deren Mitte seine Hütte stand, war eine länglichtrunde Einfriedigung, und in deren Mittelpunkt eine, mit grünem Rasen bedeckte, und vollkommen rein und sauber gehaltene Erhöhung. Dieß war die Grabstätte seiner Gattin, welche gestorben war, bevor ihn andere Einsiedler in seiner Einsamkeit gestört hatten. Seine Obstbäume, nicht wie sonst in Reihen gepflanzt, wuchsen in unregelmäßigen, dichten Gruppen rings um sein Haus und seinen Garten; und doch schienen sie, obgleich sie nicht versezt und ausgepuzt wurden, wie anderer Leute Apfelbäume, vor diesen zu gedeihen. Selbst sein Vieh, wenn es unten auf der Wiese, auf dem Feld oder am Walde weidete, und sein Geflügel im Hofraum, wenn es die Flügel in der Sonne schlug oder auf dem Misthaufen pickte, es schien seltsam und verschieden von anderer Leute Vieh. Und ich bin gewiß, sein alter, steifer Bullenbeißer war mir hundert Mal schrecklicher, als jeder andere, den ich je gesehen. Alles vereinigte sich, Johnson, der Lichtung, auf der er lebte, und seinem ganzen Besitzthum den Anstrich des Fremdartigen, Ge-

heimnißvollen und Unheimlichen zu geben. Sein kleiner Hof aber war auf's Trefflichste bestellt. Die Lage seiner Einsiedelei war entzückend schön, und dem Auge des Fremden schien sie der lieblichste Wohnsitz, den man sich wünschen konnte.

Vor der Revolution waren einige unternehmende Engländer, indeß die Deutschen das fruchtbare Mohawkthal bis zum Fort Schuyler, wo jezt Utika, die reizende Königin der Dörfer des Westens liegt, hinaufzogen, mehr südlich durch die Wildnisse über die Quellen des Susquehanna vorgedrungen. Hier lebten sie unter dem Schutze Sir William Johnsons, der auf die Indianer sehr großen Einfluß hatte, in ziemlicher Sicherheit.

Cherry Valley ward zwar als Grenzpunkt betrachtet, die Familie Tunnicliff war jedoch einige Meilen weiter nach Westen über den Caniaderaga vorgedrungen, und zwei entschlossene Freunde, Johnson und Burton hatten sich mit ihren jungen Weibern tief im Walde südlich von Tunnicliffs Niederlassung in der oben beschriebenen anmuthigen Gegend angesiedelt. Hier verlebten sie in Frieden und Einsamkeit viele glückliche Jahre. Die Wälder verschwanden allmählig unter der Axt, und einige Jahre vor der Revolution besaß jeder eine ausgedehnte, wohlgebaute Pflanzung. An die Stelle der rohen Blockhäuser waren wohnliche, steinerne Gebäude getreten, und schöne Obstgärten begannen die Mühe des verständigen Landwirths zu lohnen. Sie verkehrten nicht viel mit ihren Freunden im Cherrythale und Comajoharia. Die Straßen waren bloße Reitwege durch die Wälder, auf denen die wenigen Luxusartikel und sonstige Bedürfnisse zugeführt wurden. In dieser Abgeschlossenheit mußten die beiden Familien in inniger Vertraulichkeit leben, wenn sie auch nicht durch die stärkern und theurern Bande der Verwandtschaft verknüpft gewesen wären. Die Frauen waren Schwestern, und hatten mit ihren Männern den heroischen Entschluß gefaßt, in den Wildnissen jenseits des Oceans eine neue Heimath zu suchen. So wurden sie sich selbst eine kleine Welt; ihre Beschäftigungen, Entbehrungen und Freuden waren dieselben; ihr Leben verfloß ohne Abwechslung, wenn nicht etwa ein indianischer Jäger oder ein Botschafter von einem Indianerstamme an Sir William Johnson diese Richtung nahm. So lange lezterer und der gute König Hendrik lebten, hatten sie von den Indianern nichts zu fürchten. Die gelegentlichen Besuche der Indier waren ihnen willkommen, da sie als Boten zwischen den Ansiedlungen dienten, und zuweilen einen großen Schatz, die zwei Monate alte New-Yorker Zeitung brachten, welche die neuesten Nachrichten aus dem heimathlichen England enthielt.

Es war mit dem Wechsel der Jahre ein Häuschen holder Kinder aufgewachsen, bei deren frohem Anblick die Eltern sich die glücklichste Zukunft träumten. Miß Burton war, gleich der ältesten Mutter der Söhne Jakobs, gesegneter als ihre jüngere Schwester, die ihrem Gatten blos zwei Blumen der Wildniß schenkte. Die Zwillingsschwestern waren holdselige Kinder, aber im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren, wo die Anmuth des Mädchens sich noch steigert durch die Entfaltung der Geistesanlagen und durch jene Sinnigkeit, die das Auge strahlender macht, glichen Alice und Rosa zwei Nymphen aus Titanias Feenzug, wenn sie Hand in Hand umherstreiften und Vögel und Schmetterlinge auf der Blumenwiese jagten, oder am Saume des Waldes beim Sammeln wilder Blumen den furchtsamen Hasen aufscheuchten. — Die Häupter der beiden Familien sahen sich durch die eigene Erziehung in Stand gesezt, Geist und Herz ihrer Kleinen auszubilden, und die lieblichen Kinder hatten, abgeschieden von der Welt, mehr nützliche Kenntnisse erworben, als manchen nicht zu Theil wird, welche alle Vortheile der Modeinstitute genießen.

Im Monat November 1778, nachdem mit der Erndte die Feldgeschäfte in dem kleinen Paradiese Johnsons und Burtons zu Ende gegangen waren, fand es Ersterer für nöthig, seinen nächsten Nachbar Tunnicliff zu besuchen und ihm die von den Freunden in Comajoharia übersandten Wintervorräthe zu bringen. Da der Winter bevorstand und auch der gelegentliche Verkehr der zerstreuten Grenzbewohner für diese Zeit unterbrochen war, beschloß Frau Johnson, ihren Gatten auf dem kurzen Besuche zu begleiten.

Obgleich die Kolonien schon im dritten Jahre mit dem Mutterlande im Kampf begriffen waren, hatte der Kriegssturm doch ihre friedliche Wohnung noch nicht erreicht. Selbst von dem schrecklichen Schicksal der Ansiedlungen Wilkesbarren und Four Wyoming durch den Einfall des unmenschlichen John Butler an der Spitze einer Horde Wilder und einer Abtheilung noch unmenschlicherer Tories hatten sie nichts vernommen. Die durch die fleißigen Hände der Pflanzer in ein Eden umgeschaffenen Waldstrecken waren dort zerstört, die Bewohner unter den Messern der Unmenschen gefallen und ihre Wohnungen niedergebrannt.

An einem schönen Herbsttag, da ein leichter Nebel den Glanz der Sonnenstrahlen und das tiefe Blau des amerikanischen Himmels milderte, verliessen sie ihre einsame Behausung. Wenige Gegenstände in der Natur sind mit dem reichen, bunten Herbstkleide der amerikanischen Wälder zu vergleichen. Von ein Paar scharfen Frösten gesengt, nehmen die Blätter der verschiedenen Bäume, allmählich ersterbend, tausenderlei Farben an, blaß, lichtgelb, braun, scharlachroth, purpurfarbig, alles in buntem Gemenge. Mit dem dunkeln Immergrün, das hin und wieder im Forste durchblickt, zaubern diese Farben dem Blicke des Wanderers eine Blumenlandschaft, gleich einem unabsehbaren, prachtvollen Tulpenbeete vor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Hippolyte Raynal.

Eine höchst traurige Geschichte haben die Zeitungen in diesen Tagen erzählt; das Kriminalgericht hat einen Prozeß zu entscheiden gehabt, wobei der beschuldigte Verbrecher ein junger Dichter war. Wer sollte den Verfasser folgender Verse nicht liebgewinnen, die als ein freundschaftlicher Rath an einen angehenden Dichter gerichtet sind:

Peins-nous l'homme naissant, s'éveillant aux douleurs,
Et du sort qui l'attend trace nous les malheurs.
La fleur qu'un souffle pur anime et fait éclore,
La perle du matin que nous verse l'aurore,
De l'enfant nouveau-né nous offrent les attraits;
Quelle aimable candeur brille dans tous ses traits!
Que cet oeil tendre et fier et nous charme et nous touche!
Le parfum du printems s'exhale de sa bouche,
Où la rose nouvelle étale sa fraicheur.
Sous ce tissu de lis voyez battre son coeur,
Ce coeur sensible et bon où se plait l'innocence;
Ses petits bras vers nous levés par l'espérance
Semblent nous rappeler qu'il n'est rien qu'un mortel;
Il espère, il attend le nectar maternel,
Il implore, il demande et sa mère et la vie.
Ah! plutôt, malheureux, qu'elle te soit ravie!
A peine de ce monde aborde-t-on le seuil,
Que la douleur nous suit et nous pousse au cercueil. etc.

Wer sollte nun nicht schaudern, wenn er erfährt, daß der Verfasser dieser Verse, die nicht allein einen geschickten Dichter, sondern auch ein gefühlvolles, für die Gaben und Schönheiten der Natur empfängliches Herz verrathen, wegen nächtlichen Einbruchs und Diebstahls in einem Wohnhause zu Paris vor das Kriminalgericht gezogen und zu 6jähriger Galeerenstrafe verurtheilt worden ist! Er heißt Hippolyte Raynal und scheint mit guten Anlagen zur Dichtkunst geboren zu seyn. Er studirte in seiner Jugend sehr fleißig und fühlte einen heftigen Drang in sich, in der Gelehrtenwelt zu glänzen. Im 14ten Jahre soll er seine Eltern verloren haben und sich selbst überlassen worden seyn, und zwar ohne Vermögen und ohne Aussicht. Mit dem Studiren und Dichten wollte es nun nicht mehr fort. Vor allem mußte der junge Mensch zu leben suchen. Er mußte die Träume und Plane zu einem glänzenden Schriftstellerleben aufgeben und ein Handwerk ergreifen. Es heißt, er habe deren vier oder fünf versucht, was eben keine Stätigkeit in seinem Betragen verräth. Zuletzt legte er sich aufs Betteln und ward in ein Arbeitshaus geführt. Hier scheint er mit schlechtem Gesindel bekannt geworden zu seyn; denn als er aus dem Arbeitshause entlassen worden war, wurde er der Hehler der Diebe, ward eingezogen und zu 5jähriger Haft verurtheilt. Während dieser Haft arbeitete er, kaufte sich Bücher von dem ersparten Arbeitsgelde, dichtete in den Mußestunden und sandte seine Gedichte dem berühmten Beranger zu. Dieser schrieb ihm sehr aufmunternde Worte zur Antwort und ertheilte ihm guten Rath. „Aus Ihren Versen, so schrieb er dem jungen Gefangenen, ersieht man die Wahrheit desjenigen, was Sie in Ihrem Briefe sagen: eine Seele, welche solche Empfindungen nährt, ist vom Unglück nicht erniedrigt worden. Ich kann Sie nur aufmuntern, mit Muth zu arbeiten, die Schwierigkeiten der Sprache und der Dichtkunst zu überwinden und sich so die süßeste Zerstreuung zu verschaffen, die der Himmel Menschen von Ihrem Charakter verleihen kann.“ Es scheint, Beranger, der eben nicht reich ist, ließ dem jungen Züchtling auch noch einiges Geld zukommen; der arme Gefangene dankte ihm auf eine sehr gefühlvolle Art und dichtete mit solchem Eifer, daß sogar zwei dramatische Stücke unter seiner Feder hervorkamen. Zugleich diente ihm sein Aufenthalt im Zuchthause dazu, daß er ein neues Handwerk lernte, nämlich das Verfertigen und Schnitzeln von Messergriffen. Als seine Haftzeit abgelaufen war, eilte er nach Paris und bot den Theatern seine zwei Stücke an; sie wurden abgewiesen; besser ging es ihm mit dem Schnitzeln der Messergriffe; sie fanden Absatz bei den Messerschmieden; allein man behauptet, als man erfahren, Raynal sey aus dem Zuchthause entlassen, habe man alles Zutrauen zu ihm verloren und keine Arbeit mehr bei ihm bestellt. Vormalige Mitgefangene besuchten ihn. Raynal ward krank, sie nahmen sich seiner an. Er schickte einigen Prinzen und andern Großen seine Verse zu, bekam aber keine Antwort. Er schrieb an Beranger, der aber gerade krank war. Raynals ehemalige Diebsgefährten wollten sich wieder aufs Rauben legen; er ließ sich verleiten, an ihrem strafbaren Vorhaben Antheil zu nehmen. Er hatte, so sagte er in der Folge, von allen Freuden des Lebens geträumt; er habe doch auch etwas von denselben kosten wollen. Der arme Junge! Sie brachen bei einem Restaurateur in der Nacht ein, um dessen Silberzeug zu stehlen. Die Aufwärter hörten Lärm, eilten herbei und ergriffen Raynal und einen andern. Ihm wurde nun der Prozeß gemacht. Am Tage, da das Urtheil gesprochen werden sollte, sprach sein Advokat sehr beredtsam über die traurige Lage des Jünglings, der nie habe dazu kommen können, eine rechtliche Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft zu behaupten, und suchte die Richter zum Mitleiden zu bewegen. Diese aber meinten, Raynals Unglück sey seine eigene Schuld und verdammten ihn, wie oben gesagt, zu 6jähriger Galeerenstrafe und zur öffentlichen Ausstellung am Pranger. Er selbst läugnete seine Schuld nicht, sondern gestand alles ein, und gab nur zur Entschuldigung ein unglückliches Verhängniß an, das über ihm walte. Er hatte Beranger zum Zeugen aufrufen lassen, daß er die Absicht gehabt habe, einen bessern Wandel zu führen und sich aufs Dichten, statt aufs Rauben zu legen. Freilich konnte Beranger dies bezeugen; der große Dichter, der auch die Bitterkeit des Gefängnisses gekostet hat, meinte, der junge Raynal sey sehr zu bedauern, und wenn die Richter sich seiner erbarmten und ihm seinen letzten Fehler nicht zurechneten, werde Raynal in sich gehen und als ein gebesserter Mensch in die bürgerliche Gesellschaft zurückkehren. Diese Ueberzeugung mag Beranger wohl haben; auch einige Journale haben in diesem Sinne sich ausgedrückt, und die ganze Lebensgeschichte des jungen Räubers als eine Verkettung von unglücklichen Umständen dargestellt. Mangel an gutem Rath und böse Gesellschaft haben gewiß dazu beigetragen, den verlassenen Jüngling ins Verderben zu stürzen. Sein Aufenthalt in den Gefängnissen mag ihn auch wohl eher verschlimmert, als gebessert haben; indessen müssen doch lasterhafte Neigungen bei diesem Unglücklichen vorwalten; denn wie hätte er sonst in Paris, wo hoffnungsvolle Jünglinge so leicht Aufmunterung erhalten, nicht die Mittel gefunden, sich über sein Schicksal zu erheben und eine nützliche Beschäftigung zu bekommen, statt erst Tischlergeselle, dann Ladendiener in einer Buchhandlung, dann Metzgergeselle, Schreiber bei einem Prokurator und zuletzt gar Schäfer zu werden? Es steht zu befürchten, daß es nun mit seinen guten Anlagen ganz aus ist. Der Aufenthalt auf den Galeeren wird ihn mit dem lasterhaftesten Gesindel vertraut machen, und welche Aussicht wird dem Elenden nach dem Ablaufe seiner Strafzeit übrig bleiben? wer wird sich eines von den Galeeren kommenden Verbrechers annehmen?

D g.

Beilage: Kunstblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 131.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 2. Juni 1830.

— Wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Schiller.

Georg Bernhard Bilfinger und seine Korrespondenz.

Von Gustav Schwab.

Die Leser des Morgenblattes, die dem Aufsatz „meine Sammlung" im Septemberhefte des Jahrs 1828 ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben, erinnern sich aus diesem, daß mir aus der Hinterlassenschaft eines fast hundertjährigen Greises die Papiere seines Oheims zum Geschenke gemacht worden sind, und daß jener Oheim der berühmte deutsche Philosoph und würtembergische Staatsmann Georg Bernhard Bilfinger war. Ich erzählte dort von ihm, was ich aus dem Munde des Neffen erfuhr. Seitdem habe ich die verworrenen Papiere geordnet und durchgelesen, und glaube Manches darin gefunden zu haben, was von allgemeinerem Interesse seyn dürfte.

Die Ausbeute aus jenem ansehnlichen Convolut von Briefen läßt sich auf's Natürlichste an die vor vierzig Jahren erschienenen biographischen Notizen anreihen, die ihre lezte Quelle in den Mittheilungen desselben Neffen haben, aus dessen Händen seine Korrespondenz nach 75jährigem Schlummer (1750 — 1825) in die meinigen übergegangen ist.

Georg Bernhard Bilfinger, geboren den 13. Januar 1693 zu Cantstadt, war der Sohn eines Gelehrten, und wurde von diesem zu den Studien, wider seinen Willen und scheinbar wider seine Talente, bestimmt. Denn die Wissenschaften und Sprachen, so wie er sie in der Schule lernen sollte, hatten wenig Reiz für ihn; seine ganze Neigung zog ihn zu mechanischen Arbeiten, er besuchte die Werkstätten der Handwerker und brannte vor Begierde, sie nachzuahmen und zu übertreffen; sein sehnlichster Wunsch war, ein Drechsler zu werden; und noch lange nachher, in der Blüthe seines Ruhms und Glücks, erwiederte er voll Rührung den Freunden, die seine Lage priesen: „Und doch wäre ich vielleicht glücklicher gewesen, wenn ich ein Drechsler geworden wäre!"

Inzwischen bezog Bilfinger, nach Durchlaufung der Voranstalten, noch nicht siebzehnjährig, im Jahr 1709 die Universität und das theologische Stift zu Tübingen. Aber auch hier versäumte er alle Kollegien, warf die damals üblichen Lehrbücher und die Manuscripte seiner Professoren mit Verachtung weg, floh den Umgang aller, die im Rufe der Gelehrsamkeit standen, und galt für einen der unfleißigsten Schüler der Anstalt.

In Tübingen herrschte damals Scholastik und Verketzerungssucht; Leibnitz und Wolf waren als Neuerer verabscheut. Gemeine Köpfe ließen sich diesen Schlendrian gefallen; Bilfingers Geist mußte er unerträglich seyn. Nur in der Mathematik war noch erlaubt zu denken, und sobald Bilfinger mathematische Schriften zu sehen und zu lesen angefangen hatte, ward eine plötzliche Veränderung in ihm sichtbar. Zerstreuung, Unordnung, Wankelmuth und Unruhe hörten auf; er wurde auf einmal ernst und fleißig; er hatte den Gegenstand, der seinen Geist und sein Herz ganz auszufüllen fähig war, gefunden.

Bald aber zog noch eine andere Wissenschaft seine Neigung auf sich; er hatte die Mathematik aus Christian

Wolfs Schriften studiert, und diese führten ihn in die Philosophie hinüber. Sobald sich Bilfinger ihr zu ergeben angefangen, so ward sein Fleiß und seine Anstrengung immer größer. Eigenes Nachdenken führte ihn immer tiefer in die Wahrheit. Er ging früher als andere zu Bette, stand später als andere auf. Oft stand er jezt, ganz in Gedanken versunken, Stunden lang auf Einer Stelle, und einmal fiel er, nachdem er lange in einer solchen Verzückung stumm und starr vor dem Ofen gestanden, plötzlich nieder. Man eilte hinzu, hob ihn auf, und fragte voll Angst nach seinem Befinden. „Sie ist doch," antwortete er, „ein unerforschliches Geheimniß, die Verbindung zwischen Seele und Körper!"

Von nun an arbeitete Bilfinger an seinen zu ihrer Zeit berühmten Schriften über Gott, Seele und Welt, und über den Ursprung des Uebels. Er warf sich auch auf die lange von ihm vernachläßigte Theologie und fing an, sie durch die Philosophie zu erklären.

Tübingen war ihm indessen zu enge geworden; er brannte vor Begierde, das Ausland und den Mann, dem er seine ganze Aufklärung verdankte, Christian Wolf, zu sehen. Er bat, er beschwor alle seine Freunde, ihn zu unterstützen, und erhielt endlich so wohl von diesen als von seinem Fürsten ein Reisegeld.

Aber er hatte in Tübingen die Tochter eines angesehenen Lehrers kennen gelernt, und der Vater war bereit, sie ihm zur Gattin zu geben, doch nur unter der Bedingung, wenn er seine Reise zu dem Ketzer Wolf aufgeben würde. Bilfinger gab die Braut auf und reiste ab.

Diese Reise fiel in die Jahre 1717—1719. Der alte Neffe zeigte mir des Oheims Stammbuch, das er sich auf der Reise angelegt, und das die Jahrszahl 1718 an der Stirne trug; der Besitzer hatte sich selbst in dasselbe einen schönen, warnenden Spruch vorne eingezeichnet, und nach der Sitte jener Zeit, brachte er es angefüllt mit den berühmtesten Namen zurück. Bezeichnet doch Rousseau in seinem Emil, wo er die Reisenden verschiedener Nationen charakterisirt, den deutschen Wanderer als den, „der sein Album zu allen Gelehrten trägt!"

In Halle saß Bilfinger mit Entzücken zu Wolfs Füßen, und als das erste Jahr verflossen war, beschwor er seine Freunde zum zweiten Mal, ihm noch Geld auf zwei Jahre zu verschaffen, weil es ihm ganz unmöglich sey, jezt schon den Lehrer zu verlassen. Wolf selbst gewann den Schüler herzlich lieb und gestand noch lange nachher, daß er ohne Bilfingers Unterstützung seine Lehre gegen die finstern Theologen nicht hätte retten können.

Endlich nach drei Jahren reiste unser Philosoph von Halle ab und ins Vaterland zurück. Von diesem Zeitpunkt an datirt sich auch ein bis zum Jahre 1740, also volle zwanzig Jahre unterhaltener gelehrter Briefwechsel in lateinischer Sprache, mit seinem berühmten Lehrer. Er findet sich fast vollständig und in den Originalien unter den Papieren meines Convoluts.

Bald nach seiner Ankunft, wiewohl nicht ohne große Mühe, erhielt er die Stelle eines Professor Extraordinarius zu Tübingen, ohne Besoldung. Er dachte jedoch nur darauf, seine neu erworbene Weisheit auszubreiten. In Tübingen war dieses nicht möglich. „Katheder, Kanzeln und Kindbettstuben," sagt seine Biographie, „erschallten von dem gefährlichen Manne, der durch seine neue Art von Philosophie die ganze Religion über den Haufen zu stürzen drohe. Väter warnten ihre Söhne vor ihm; die Söhne selbst flohen ihn als einen gefährlichen Verführer der Jugend, und seine Kollegien blieben gänzlich unbesucht."

Dieß scheint Jahre lang gedauert zu haben, denn noch am 27. April 1722 schrieb Christian Wolf, dessen mit fester Hand, in gutem Latein geschriebene Briefe sich angenehm lesen lassen, an seinen lieben Schüler: „Uebrigens freue „ich mich, daß Du Dich durch den Neid, mit dem unsinnige Menschen Dich bedrücken, nicht unterdrücken läs„sest, und wünsche, daß Du in der Bahn, auf der Du „läufst, fröhlichen Muthes fortfahren mögest." In demselben Briefe wünscht ihm Wolf Glück zu der Abhandlung über die Moral und Politik der Chinesen, an der Bilfinger damals arbeitete *) und verbreitet sich noch schließlich über die Jesuiten, „die im Ganzen über seine (Wolfs) „metaphysischen Forschungen ein sehr günstiges Urtheil fällen, „obwohl sie nicht billigen, daß dieselben in „deutschem Idiom geschrieben sind, weil sie „daraus eine ähnliche Gefahr fürchten, wie, „nach ihrer Meinung, aus der deutschen Bi„belübersetzung eine entstanden ist." — „Lebe wohl," schließt der Brief, „und mache Deine Sache auch fürder gut!"

Während Bilfinger mit Wolf über Philosophie korrespondirte, hatten ihm seine mathematischen Studien die herzliche Zuneigung des alten Johann Bernoulli zu Basel, des unsterblichen Mathematikers, gewonnen, der ihm schon unterm 14ten Febr. 1720 (ebenfalls in lateinischer Sprache) auf einen Brief, nach langen wissenschaftlichen Auseinandersetzungen, also schrieb: „Uebrigens muß „ich Dir meine große Freude bezeugen darüber, daß Du „an unsern gemeinschaftlichen Studien Lust findest, und „daß Du schon mit so großem Erfolge zu Höherem gelangt „bist. Ich wünsche der deutschen Nation Glück, „daß sie immer von Zeit zu Zeit Vertheidiger ihres Ruh„mes (aliquos gloriae suae vindices) nachwachsen sieht, „und daß sie insbesondere Dich gefunden hat, welcher der-

*) Das Originalmanuscript dieser Schrift hat mir der Neffe geschenkt, und ich habe es dem großen Lehrer chinesischer Sprache und Philosophie, Herrn Abel-Remusat in Paris übersandt.

Schwab.

„einst im Stande seyn wird, die vergeblichen Versuche einiger neidischen Engländer zurückzuweisen *), welche bis „hieher, seit Leibnitzens Tode, meine Schultern allein zu „tragen hatten. Muthig also, trefflicher Mann, und „komm mir zu Hülfe, mir, den das zunehmende Alter „und andere Geschäfte nöthigen, der Mathematik fast ganz „Abschied zu geben.“ Bernoulli schickt mit diesem Briefe Bilfingern seinen Kupferstich, mit welchem er übrigens nicht sonderlich zufrieden ist, und dankt ihm für die Uebersendung von Leibnitzens und Wolfs Bildern. Das leztere Bild findet er sorgfältiger gestochen als das erstere. „Aber keins von beiden kommt der Eleganz gleich, die „französische und englische Kupferstecher erreicht haben.“

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Nach spätern Briefen sind hier Taylor und einige andere gemeint.

Die Ansiedlung an der Grenze.

(Fortsetzung.)

Der Tag hatte sich geneigt, bevor unsre Freunde auf den finstern und krummen Reitpfaden nach dem Orte ihrer Bestimmung, einem romantischen Thal, noch jezt, wie damals, von Tunnicliffs bewohnt, gelangten. Sichtbar wollte sich das Wetter ändern. Der Wind rauschte durch die halbdürren Baumblätter, und die Luft wurde bedeutend rauher. Die Sonne goß, im Westen niedersinkend, eine dunkle Gluth über die Gipfel der östlichen Berge und eine finstere Wolke von wilden, unregelmäßigen Umrissen hing bei dem Scheiden des herrlichen Tagsgestirns am westlichen Horizont; sie verkündigte dem Auge des Naturkundigen unzweifelhaft Sturm. Noch war aber das ungewisse Zwielicht nicht zur Nacht geworden, da hatten unsere Reisenden die Höhe des Berges erreicht, hinter dem die stille Behausung ihrer Gastfreunde lag. Ein herzlicher Willkomm empfing sie. Am knisternden Feuer wurden sie mit allem Guten, was der reichlich versehene Haushalt der Freunde vermochte, bewirthet, und das alte, erheiternde Wintergetränk, der pfeffergewürzte Obstwein, ward nicht vergessen. Der folgende Tag wechselte mit Sonnenschein, Sturm und leichtem Schneegestöber. So sehr hatte sich bereits die Temperatur verändert, daß die Sonne nicht mehr Kraft genug besaß, die leichte Schneedecke zu schmelzen. Die Abreise ward auf den kommenden Morgen festgesezt.

Mit dem Dämmern des Morgens ward die Familie durch einen Boten aus dem Schlafe geschreckt, der in der Nacht eine große Strecke durcheilt hatte, um ihnen die Schreckenspost von den Gräuelscenen des vorigen Abends in Cherry-Valley zu überbringen, wo Brandt und Butler an der Spitze von 500 Indianern und Tories eingefallen waren und die ganze Pflanzung zerstört hatten. Obrist Alden, der eine kleine Besatzung in gedachtem Orte befehligte, war überfallen, eine Sergeantenwache niedergemacht und der Obrist selbst mit seinem Obristlieutenant und mehreren Subalternoffizieren gefangen genommen worden. Brand griff sodann die Besatzung an, fand aber zu kräftigen Widerstand und wandte sich nun gegen die nahe Ansiedlung, deren Bewohner er vereinzelt überfiel oder auf der Flucht einholte; die wenigen, welche mit dem Leben davonkamen, sahen fliehend den Rauch ihrer Wohnungen im Rücken aufsteigen. Nachdem die Indianer das Zerstörungswerk vollbracht hatten, zogen sie in ihre Wälder zurück, und es stand zu befürchten, daß eine Streifparthie die Pflanzung der Tunnicliffs und die noch näher liegende Johnsons und seines Schwagers überfallen könnte. Der Bote drang in sie, unverzüglich auf einem Umweg um die Caniaderaga und den Otsego in die sicherern Ansiedlungen am Mohawk zu flüchten.

Wie ein Donnerschlag wirkte diese Unglücksbotschaft. Was war zu thun? Sollte Johnson mit seiner Gattin entfliehen und Schwager und Schwester mit ihrer Familie, und vor Allem ihre noch kostbarern Schätze, ihre jungen Töchter, dahinten lassen? Johnsons erster Gedanke war, in möglichster Eile zurückzukehren. Umsonst beschwor er seine Gattin, mit den Freunden zu entfliehen; sie war zu vertraut mit den Mühen und Gefahren der Wildniß, um vor der Erfüllung ihrer Mutterpflicht zu bangen, und glaubte die geliebten Kinder schon sicherer, wenn sie sie an ihren Busen drückte. Sie stieg zu Pferd und verließ klopfenden Herzens mit ihrem Gatten, der wohlbewaffnet und von einem Arbeiter der Familie Tunnicliff begleitet war, das Obdach ihrer Freunde — um es vielleicht nie mehr zu sehen.

Ihre Reise war äußerst beschwerlich und trübselig. Die Geängsteten verdoppelten ihre Schritte, wurden aber durch den gefallenen Schnee auf jede Weise gehindert. Die Vögel belebten die Wildniß nicht mehr mit Gesang, sie waren nach einem freundlichern Himmel gezogen; die Schaaren von Eichhörnchen, die sonst flink von Gipfel zu Gipfel sprangen, hatten sich in ihre Höhlen zu ihren Nußmagazinen verkrochen. Bange Ahnungen beklemmten der Reisenden Herz und unheimliche Gesichte drangen als Schreckbilder sich ihrem Geiste auf, und wurden unerträglicher, je näher sie dem Orte kamen, wo sie ihr Obdach, ihr Alles gelassen hatten. Als sie sich Burtons Lichtung näherten, stiegen stärkere Rauchwolken als gewöhnlich empor und zogen durch die Baumgipfel hin. Ihre Angst stieg auf's Höchste, als sie, eine halbe Meile weiter, die Fußstapfen einer beträchtlichen Anzahl Indianer in der Richtung zu ihren Wohnungen in dem Schnee erblickten. (Die Forts. folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mai.

Konzerte zum Besten der Armen. Theater.

Die beiden, zum Besten der Ueberschwemmten veranstalteten, großen Konzerte haben sowohl den Anforderungen der

Kunstkenner, als dem menschenfreundlichen Zwecke entsprochen. Hr. Sigmund Thalberg hat sich in dem von ihm gegebenen als herrlicher Klaviervirtuose und als vielversprechender Tonsetzer bekundet, und in beiden Beziehungen schöne Genüsse bereitet. Die Einnahme, nach Abzug der Kosten, war 1200 fl. C. M.; für das nicht große Lokal im Palais des Fürsten Schwarzenberg allerdings eine bedeutende Summe. Bei dem zweiten, im Redoutensaale gegebenen Konzerte, wo auf Anregung des Fürsten Staatskanzlers ein großer Theil der Mitwirkenden aus den höchsten Kategorien der Gesellschaft bestand, war nichts gespart worden, was die Neugierde spannen und das Fest verherrlichen konnte. Die Ouvertüre von Rossini's Semiramis für 32 Hände auf acht Klavieren, Deklamation von Frau Arneth, gebornen Adamberger (früher ein sehr beliebtes Mitglied der hiesigen Hofbühne), Gesang von den besten Dilettanten Wiens, unter ihnen Baron von Schönstein — das alles mußte wohl, auch ohne die Veranlassung zur Wohlthätigkeit, den Saal überfüllen. Die sämmtlichen theilnehmenden Künstler zeigten sich ihrer Aufgaben vollkommen gewachsen; die Klavier- und Gesangstücke wurden vortrefflich ausgeführt; aber unter allen diesen schönen Genüssen war doch der Gesang des Freiherrn von Schönstein die am meisten bewunderte Leistung. David und Rubini mögen ihn an Kehlenfertigkeit übertreffen, aber Stimme, Schmelz, Vortrag, Seele, kurz, die Gesammteigenschaften eines großen Sängers, besitzt keiner von ihnen in höherem Grade. Wenn sich bei dieser Gelegenheit überhaupt etwas tadeln ließe, so wäre es, daß unter der Menge der vorgetragenen Musikstücke, außer der Musik zu dem Deinhardsteinschen Gelegenheitsgedichte, auch nicht eine einzige Komposition eines deutschen Meisters aufgeführt wurde. Ich gehöre keineswegs zu den absurden musikalischen Deutschthümlern, ich höre die italienische Musik mit großem Vergnügen; aber in einer deutschen Hauptstadt, in Mozarts, Haydn's, Beethovens Heimath, in einem Konzerte deutscher Künstler, vor einem deutschen Publikum, hätte man billig auch dem deutschen, zumal dem vaterländischen, Genius eine bescheidene Stelle vergönnen sollen. Vielleicht wäre keine Gelegenheit geeigneter gewesen, das glänzendste Publikum Wiens eines der vielen herrlichen Lieder Schuberts, als würdige Todtenfeier für diesen früh vollendeten, seltenen Meister, hören zu lassen. Ein solches Lied, vom Freiherrn von Schönstein gesungen, ist wohl einer der höchsten musikalischen Genüsse, die es geben kann; troz der Größe des Saales würde dieser wahrhafte Wundergesang, nach den palpiti's und dolce amore's, denen ich übrigens, wie gesagt, sehr gern das ihnen gebührende Recht widerfahren lasse, immer noch einige Herzen gefunden haben, die seine Herrlichkeit gefühlt und sich daran erfreut hätten, daß ein östreichischer Genius diese köstlichen Gaben gespendet hat, und so wäre für den Nationalglanz und für die Nationalehre zu gleicher Zeit gesorgt gewesen. Die Armen verdanken dem Begründer dieses schönen Festes und den dabei Mitwirkenden bei 6000 fl. Conv. M.

Im Hofburgtheater wird Raupachs „Müller und sein Kind“ oft wiederholt. Hr. Eßlair gab eine Reihe von Gastrollen im Burgtheater. Das Publikum hat ihn in Conversationsrollen mit dem lebhaftesten Beifall beehrt, und die Kritik kann nicht anders als ihm hierin einen der ersten Pläze auf der deutschen Bühne einräumen. Viele dieser Rollen, z. B. der Lieutenant Stern im Spieler ꝛc., sind meisterhaft und lassen kaum etwas zu wünschen übrig. In der höheren Tragödie aber lassen sich seine Darstellungen doch nur auf beschränkte Weise loben, und so schön auch viele Einzelnheiten sind, so fehlt doch durchaus die tiefe und durchgreifende Gestaltung eines poetischen Ganzen. In Rollen, wie z. B. Wallenstein, spielt Eßlair viel zu viel Komödie, wenn auch nicht auf die Weise gewöhnlicher Histrionen, die auf den Brettern toben und rasen, aber doch gleich weit wie diese von der Wahrheit entfernt. Indessen, so wie Eßlair eben ist und alle seine Fehler zugegeben, bleibt er nichtsdestoweniger einer der besten deutschen Schauspieler, und diese Anerkennung muß und wird ihm werden, wenn man auch nicht durch die ganze Tonleiter hohler Phrasen lobhudelt, wie so viele hiesige und fremde Blätter zu thun gewohnt sind.

(Die Fortsezung folgt.)

Solothurn, Mai.

Naturwissenschaftliches.

Die hiesige naturforschende Gesellschaft hat jüngst über die Arbeiten des fünften und sechsten Jahres ihres Bestehens (1827 — 1829) einen wohlgeordneten Bericht ihres nunmehrigen Aktuars, des Hrn. Straumeier, empfangen, dem hier einige Notizen, die auch in weiterem Kreise Interesse gewähren mögen, enthoben werden sollen. Die meisten und verschiedensten Arbeiten hat in beiden Jahren der Vorstand der Gesellschaft und Gründer des naturwissenschaftlichen Museums in Solothurn, Professor Hugi, geliefert, der sich zuweilen wohl in seinem Lieblingsfache, der naturphilosophischen Spekulation, versteigen mag, daneben aber auch ein unermüdeter und emsiger Forscher und Beobachter ist. In einem Vortrage „über das Leben der Erde,“ die er als Theil des Universums, als Nach- und Ebenbild desselben darzustellen unternimmt, werden zuerst die Gegensäze ausgehoben, die von den luftigen Formen, wie Wasser- und Sauerstoff, bis zu dem Vegetabilischen und Thierischen in unendlichen Reihen sich aussprechen. Daraus construirt Hugi den Begriff von Organismus, analog bei der Pflanze, dem Thiere und der Erde. Dann geht er zum Athmungsprozesse über, welchen er bei der Erde nachweist und daraus einen nach den Gebirgsgegenden verschiedenen Barometergang construirt. Damit verbindet er die Beobachtungen von Humboldt, Saussure und andern über das Verhältniß, in dem die Gebirgsarten Luft absorbiren. Den auf mannigfache Weise nachgewiesenen Athmungsprozeß bringt er weiterhin mit jenem der Wasserbildung in Verbindung. Er weist die vielfachen Uebergänge einer Form zur andern in der Atmosphäre sowohl, als im Innern der Erde nach und behandelt nun den Ursprung und den Verlauf der Quellen; er spricht über das Verhältniß obiger Prozesse zum Baue des Festen der Erde, und er sieht die größte Menge der Erdbeben für blos oberflächliches Schauern an. In einem besondern Vortrage über die Gletscher stellt Hugi die Betrachtung auf: wenn eine allgemeine Ueberschwemmung des Kontinents einbräche, so würden mit der Wasserfläche auch die Firne (Gletschermassen) sich emporheben, diese würden, frei auf jener schwimmend, sich vom Alpengebirge entfernen und bei ihrem allmähligen Schmelzen, so wie bei der Wasserabnahme jene ungeheure Menge der sie belastenden Granitmassen durch die ganze Schweiz hier und da fallen lassen, die lezten Trümmer hingegen dorthin führen, wo die einzelnen Eismassen, vielleicht von einem Gebirge aufgehalten, ihre endliche Auflösung fänden. Hugi will hieraus die an der vordern Kette des Jura in Menge zerstreut sich vorfindenden Granitblöcke erklären, und er sucht zugleich die Gründe der abweichenden Hypothese, welche jene Granitblöcke durch losgebrochene Alpenseen hergeschwemmt werden läßt, zu entkräften.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 132.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 3. Juni 1830.

O! gräßlich, gräßlich, gräßlich! Zung' und Herz
Faßt's nicht, benennt es nicht!

Shakespeare.
Macbeth.

Die Ansiedlung an der Grenze.

(Fortsetzung.)

In stummer Bestürzung schauten Vater und Mutter auf die Unglückszeichen; aber ihre Ungewißheit dauerte nicht lange; die schauderhaftesten Schreckbilder ihrer Einbildungskraft übertraf die Wirklichkeit. Hinter der Waldspitze, um welche sie bogen, stand zwei Tage zuvor noch die liebliche Wohnung Burtons, jezt war sie nicht mehr; in brennenden Trümmern lag sie vor ihnen, und um sie her die verstümmelten Leichen ihrer früher so glücklichen Bewohner, und einer der Töchter des unglücklichen Paares, das nun in unaussprechlichem Entsetzen die Blutscene anstarrte. Eine Weile standen die unglücklichen Eltern vor diesem Bilde der Zerstörung, in einer Mischung von Staunen, Furcht und Schrecken wie in den Boden gewurzelt. Die geliebte Schwester, der Schwager, deren Kinder, ihre eigenen Kinder, alle lagen, von dem Tomahawk dieser Teufel der Wälder erschlagen, um die Trümmer ihrer Wohnung zerstreut vor ihren Augen! Als ihr Blut, das im Herzen zu Eis erstarrt war, seinen natürlichen Lauf wieder zu suchen begann, stürzte die Mutter auf die Leiche ihrer Tochter nieder, riß sie kalt und steif, wie sie war, aus ihrem Schneebette auf, und drückte sie mit dem feurigsten Ungestüm mütterlicher Zärtlichkeit, wiederholt an ihr Herz. Dort lag ihre geliebte Schwester mit ihrem jüngsten Kind, das leblos, erfroren auf der Brust der Mutter lag, die es noch im lezten Todeskampfe mit Inbrunst umschlungen hatte; von Leiche zu Leiche rennend, umschlang sie und drückte Küsse auf die stummen, erblichenen Lippen. In der Verzweiflung des Augenblicks vergaß sie, daß sie blos von Einem ihrer Kinder wußte, was aus ihm geworden war. Der leblose Körper Rosas, das von dem Skalpirmesser zerhackte schwarze Lockenhaar lag vor ihr. Wo aber war Alice? Ihr Busen hob sich und sank, und dem allzuheftigen Schmerz erliegend, fiel sie besinnungslos in die Arme des Gatten zurück. Als sie wieder zu sich kam, suchte man Alice, aber keine Spur von ihr war zu entdecken. Sie war, nach allem zu schließen, in die Flammen geworfen worden.

Jezt brach die Nacht ein; es mußte für die Bedürfnisse der Lebenden gesorgt und die traurigen Pflichten gegen die Todten erfüllt werden. Johnsons Hütte, die man von dem Schauplatz dieser Gräuelscene aus nicht erblickte, war von den Kannibalen verschont geblieben. Mistriß Johnson ward, mit Rosa in den Armen, dorthin gebracht; auch die Leichen ihrer gemordeten Freunde trugen Johnson und der ehrliche David in das Haus; denn das ferne Geheul der Wölfe verkündete, daß sie Blut witterten und daß sie sich zu dem von menschlichen Bestien bereiteten Festmahle sammelten.

So brachten sie die Nacht zu — die Lebendigen mit den Todten. Und welche Nacht! Wer beschreibt die Leiden der Unglücklichen mitten unter Todten! mit der schrecklichen Gewißheit vom Tode eines ihrer Kinder, und den peinlichsten Zweifeln über das Schicksal des andern! Ihr erstes Geschäft am Morgen war, die Trümmer zu

durchsuchen. Keine Spur von Alice weit und breit. Endlich kam Johnson der Gedanke, die Fährte der Indianer zu untersuchen. Herwärts zur Hütte fanden sich im Schnee nur Spuren von Mockasins; aber in der Richtung von Anaquaqua, Brands Hauptquartier, zeigten sich unter denselben auch die Fußstapfen eines Mädchens, das englische Schuhe trug. Die Schuhe der Schwestern waren über einen Leist geformt und ein Schuh vom Fuße Rosas entsprach den Spuren vollkommen. Nachdem sie einige Meilen weit der Fährte nachgegangen, standen sie, wenn gleich ungern, von weiterer Verfolgung ab, da sie nicht hoffen durften, sie einzuholen, und — holten sie sie ein, unrettbar verloren waren. Eben wandte sich Johnson nach der freudelosen Heimath zurück, da fiel sein Blick auf ein Zeichen im Schnee, das sein Hoffen zur freudigen Gewißheit erhob. Die Wilden hatten auf dieser Stelle Halt gemacht, und seine Tochter hatte in den unbetretenen Schnee mit dem Finger die Worte: Alice Johnson, geschrieben. Mit dieser Kunde eilte Johnson zu seiner trostlosen Gattin zurück. Sie erhob ihre Augen und faltete mit Entzücken die Hände, aber ihr Freuderuf erstarb auf ihren Lippen; mit dem Schauer der Verzweiflung schoß der Gedanke in ihr auf: vielleicht war ihr Kind nur zum langsamen, empörenden Tod am Pfahle beim Siegesfest der Unmenschen aufbehalten! und diese schreckliche Ungewißheit war kaum minder furchtbar als die trostlose Wirklichkeit.

Nach Beerdigung der Ihrigen beschlossen sie, weil es nicht rathsam schien, in der öden Pflanzung den Winter zuzubringen, nach einer Niederlassung sich zu begeben, welche näher bei einem Militärposten gelegen; und von wo sie auch mehr Hoffnung hatten, durch Kundschafter von dem Schicksal ihrer Tochter Kunde zu erhalten. Sie wandten sich dem Lager zu, das man am Mohawk zusammenzog und wo man sich zu einem Feldzug fürs künftige Frühjahr rüstete. Der ehrliche David half ihnen die nöthige Habe fortschaffen, und sie gelangten ohne weitere Unfälle aus ihren Wäldern zu den Ansiedlern in Camojoharia, wo sie die freundlichste Aufnahme fanden.

Nach den Schreckensscenen in Cherry Valley und an andern Orten machte General Washington bekanntlich große Rüstungen, um an den weißen und rothen Barbaren volle Rache zu nehmen. Eine Division ward beordert, von Pittsburgh aus die Thäler am Monongahela und Alleghany zu durchstreifen, die zweite und bei weitem stärkste aus dem Innern Pensylvaniens, um den Susquehanna herum, nach dem Chemung zu marschiren, während die dritte unter Clinton vom Mohawk aus über den Susquehanna setzte, von da das Flußthal hinabzog und sich mit General Sullivan vereinigte. Von diesem Vereinigungspunkte aus sollten sie auf dem Chemung in den See fahren und die Felder und Dörfer der Indianer verheeren; denn bereits hatten die sechs Nationen, der Weißen Beispiele folgend, Dörfer erbaut und Felder und Obstgärten angelegt, die später den nach Westen vordringenden Ansiedlern die ersten Früchte boten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Georg Bernhard Bilfinger und seine Korrespondenz.

Von Gustav Schwab.

(Fortsetzung.)

Der Briefwechsel mit Johann Bernoulli geht vom 6ten Januar 1720 bis zum 13ten Oktober 1725. Da Bernoulli noch bis zum Jahr 1748, also fast so lang als Bilfinger lebte, so sind entweder die spätern Briefe verloren, oder es hat ein Mißverständniß die großen Männer getrennt.

In jenen Jahren aber war der Briefwechsel mit diesen und andern Gelehrten Bilfingers einziger Trost. Er hatte mit Mangel, Neid und Lästerungen unaufhörlich zu ringen, und wäre erlegen, wenn nicht zur rechten Zeit eine unerwartete Hülfe erschienen wäre. Sein Lehrer und Freund Wolf, der von den Orthodoxen verfolgt, im Spätjahr 1723 nach Marburg hatte flüchten müssen, vergaß unter den eigenen Bedrängnissen, die er ihm in seinen Briefen so beredt schildert, des Freundes doch nicht. Gerade um diese Zeit schrieb Wolf an Bilfinger im Namen Peters des Großen, der ihn zum Professor und Mitglied der neu errichteten Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg berief. Leider ist dieser Brief verloren. Aber spätere Briefe setzen die Verhandlung dieser Angelegenheit fort, und am 18ten Januar 1724 schreibt ihm Wolf in gutem Deutsch die Bedingungen. Sie waren 800 Rubel Gehalt mit freier Wohnung, freiem Holz und Licht, 300 Reichsthaler Reisegeld und fünfjährige „Kapitulation."

Die Sache kam ins Reine, obgleich Bilfinger mit dem Schlusse des Jahres 1723 eine ordentliche Professur an dem Kollegium Illustre (eine Staatsanstalt für die Bildung des jungen Adels) zu Tübingen erhalten hatte und dadurch in bessere Verhältnisse gekommen war. Die Reise, mit drei gleichfalls berufenen Würtembergern, Krafft, Duvernoy, und dem durch seine Reisen in Siberien nachmals berühmt gewordenen Gmelin, sollte im Anfange des Jahrs 1725 vor sich gehen, als der Tod Peters des Großen (25ten Januar 1725) auf einmal alle ihre Hoffnungen zu vernichten schien. Doch lief bald ein Trostschreiben Wolfs (vom 5ten März 1725) ein. Darin heißt es unter anderem: „Als mir neulich der Graf „von Golowkin, russischer Gesandter am preußischen Hofe, „den Tod des größten Monarchen meldete, fürchtete ich sogleich, die Plane in Betreff der schönen Künste „und Wissenschaften, deren Einführung in Rußland man „bezweckte, möchten in Rauch aufgehen (in fumum abirent). „Aber als ich erfuhr, daß noch an demselben Tag, an dem „der Kaiser das Zeitliche gesegnet, seine erhabene Gemahlin „einstimmig durch einen gedruckten Erlaß des Senats, „der heiligen Synode und der Generalität zur Selbst-

„herrscherin der Reussen erklärt worden sey, nachdem sie „feierlich vorher schon zur Würde einer Kaiserin erhoben „worden, so ist kein Zweifel, daß diese erleuchtete Fürstin „durch eine rasche Ausführung der Plane ihres Gemahls „zeigen werde, daß das russische Volk und die Staatsver„waltung durch jenen Unfall nichts zu leiden haben. Ja, „ich prophezeihe unter der neuen Regierung den Musen „noch einen glücklicheren Sitz in Rußland, wegen der he„roischen Tugenden aller Art, durch welche sich diese „Kaiserin auszeichnet. Denn wenn sie sich auch wegen der „Menge der Geschäfte nicht gleich in den ersten Tagen „mit der Akademie beschäftigen kann, so denke ich doch, „die Zögerung wird durch den Nutzen vergütet werden."

Wolf hatte richtig gesehen. Die Unterhandlungen wurden durch den kaiserlichen Leibarzt Blumentrost fortgeführt und ein Kontrakt abgeschlossen. Ein schwarzgeränderter Brief des um seinen Souverän trauernden russischen Gesandten zu Berlin, Grafen Golowkin, vom 27ten März 1725, kündigt Bilfingern mit den achtungsvollsten Ausdrücken in einem, für jene Zeit ausgezeichnet guten deutschen Style, den Abschluß der Sache an: „Euer „Hochedeln werden hiebei ein gegenseitiges Engagement von „meiner Hand und Siegel zurück erhalten; und weil wir „solchergestalt in dieser Sache geschlossen, so ist nichts mehr „übrig, als daß Ew. Hochedeln dero Reise in Gottes Na„men antreten." Der Brief verbreitet sich dann über die Reisekosten, worunter auch 100 Speziesthaler für „die zwei Studenten" (Krafft und Gmelin, denn Duvernoy war schon Doktor der Medizin). „Ihr Engagement," fährt Golowkin fort, „versteht sich von selbst nicht länger „als auf fünf Jahr, wenn es Ihnen nicht anstehet ...." „Ihro jezt regierende kaiserliche Majestät haben mir nicht „allein höchsteigenhändig anbefohlen, denen Membris der „Akademie dero kaiserliche Huld und Protektion, auch die „akkordirten Punkte auf's Neue zu versichern, sondern auch „dahin zu sehen, daß die HH. Professores nunmehr wirklich „ausbrechen möchten, indem Sie sehr verlangen, diese ge„lehrte Gesellschaft so bald als möglich beisammen und in „völligem Stande zu sehen."

Der lang angefeindete und verschmähte Mann war durch diese Anerkennung des Auslandes nun auf einmal auch in Tübingen zu Ehren gekommen; er hielt am 1sten Juni 1725 im Kollegium Illustre vor einer glänzenden Versammlung „unter allgemeinem Applausu" seine Abschiedsrede, und erbärmliche Arien wurden zu seinen Ehren abgesungen; das herzogliche Entlassungsdekret selbst (vom 30sten Mai 1725) nennt ihn „einen, sowohl in theologia „als in allen Theilen der Philosophie, und zumal in der „Mathesi gründlich gelehrten und mit einem scharfsinnigen „Verstand und Urtheil begabten Mann *)."

*) Bilfinger hatte kurz zuvor sein Dilucidationes de Deo, Anima, Mundo etc. herausgegeben.

Inzwischen quälte unsern Professor ein seltsamer Scrupel. Er war mit einem Mahlzeichen geboren, das seiner Familie eigenthümlich gewesen seyn und woher das Geschlecht seinen Namen führen sollte; er hatte an jeder Hand einen Ueberfinger, war ein wahrer Bilfinger, d. h. ein Zwölf-finger oder Viel-finger. Zwar waren ihm jene zwei überflüssigen Finger schon in der Kindheit abgenommen worden, doch mochte nicht alle Spur davon getilgt seyn; dazu war er mit einem Feuerstriche auf der Stirne gezeichnet; er fürchtete daher, daß die Kaiserin „einen Eckel an ihm fassen möchte." Selbst auf der Reise, die Bilfinger und Gmelin im August 1720, zwei Monate früher, als die beiden andern Würtemberger, angetreten zu haben scheinen, verfolgte ihn das Mißgeschick: in der Gegend von Friedberg verlor er Geld, Bücher und alle Habe, und kam ganz entblößt in Petersburg an. Doch auch dies Unglück mußte, nach seiner eigenen Bemerkung, zu seinem Glücke dienen. Aller Bücher beraubt, nur an seine Denkkraft gewiesen, rang er sich wieder zu einer Originalität empor, die ihm der Umgang mit dem folgerechten, aber breiten und trivialen Wolf am Ende zu rauben gedroht hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Solothurn, Mai.

(Beschluß.)

Naturgeschichtliches.

„Die Herren vom Roththale," lautet die Aufschrift, welche Hugi einer seiner meteorologischen Erörterungen gegeben hat. Nach vorangesandter Beschreibung des Solothurnschen Roththales, verweilt er bei den mancherlei dort einheimischen, aus alter Zeit treubewährten Geister- und Wundersagen. Zu den leztern gehört „das Schießen der alten Ritter dieses Thales." Die Sage ist im Alpengebirge selbst unbekannt und nur in der flachen Schweiz zwischen den Alpen und dem Jura herrschend. Im westlichen Theile des Kantons Solothurn aber wird noch von manchen Liebhabern alterthümlicher Kunden die Erscheinung den auf dem Schlachtfelde von Murten erschlagenen Burgundern zugeschrieben. Oft nämlich hört man in der Luft ein schußähnliches Getöse, das entweder von militärischen Uebungen oder von Gletscherbrüchen in den Alpen herzukommen scheint, oder aber einen elektrischen Grund in der Atmosphäre selbst hat. Die gänzliche Verwerflichkeit der erstern Erklärungsarten war, zumal hinsichtlich der Gletscher, bei ihrer weiten Entfernung, leicht darzuthun. Zudem kommt das Getöse nie von den Alpen her, sondern meistens aus West oder Nordwest. Oft ist man gar nicht im Stande, die Richtung und Gegend, von wo der Schall kommt, anzugeben. Das sonderbare Phaenomen ereignet sich nur, wenn nach einem schwülen Tage die Atmosphäre anfängt in Dunstform überzugehen oder sich zu zersetzen, daher denn auch auf diese Erscheinung jederzeit Regen folgt. Hugi weist nun auf die elektrischen Perioden des Jahres hin. Vom Frühjahr bis nach Sommers Mitte herrschen heftige, condensirte elektrische Ausbrüche und Gewitter, späterhin werden sie in der Regel seltener, wofür dann aber einerseits jenes Getöse, an-

derseits ein nordlichtartiges elektrisches Leuchten (der Brenner) eintritt. Die Kraft der frühern Wirkungen scheint gesondert und in zwei Thätigkeiten zerfallen, sich zu äußern. Tritt das Tosen ein, so wird die Luft zersezt, es entsteht allemal Dunst und dann Regen, oder vielmehr jenes Tosen erscheint als Wirkung des Zersezungsprozesses. Wenn dann, was nur bei dunstvoller Atmosphäre und oft ohne eigentliche Wolken geschieht, jenes Aufflammen ohne Getöse erscheint, so wird die Atmosphäre aufgehellt und wässerige Formen werden in luftige aufgelöst. Das Leuchten scheint nur Wirkung dieses Auflösungsprozesses zu seyn, worauf immer schönes Wetter folgt. Wenn auch im Spätsommer und Herbste eigentliche Gewitter sich ereignen, bei denen sowohl Zersezung als Auflösung statt finden, so wird Niemand weder das erwähnte Getöse, noch jenes nordlichtartige Aufflammen ohne Getöse wahrnehmen. Es wurden bei den erwähnten Erscheinungen äußerst unruhige Barometerstände beobachtet.

Um neben den Hugischen auch noch etlicher anderer Arbeiten der Solothurnschen Naturforscher kürzlich zu gedenken, so gab der im Urserenthal des St. Gotthards die Heilkunst ausübende Doktor Ziegler einen topographisch-statistischen Abriß dieses merkwürdigen Alpenthals, welches 3000 Fuß über der Meeresfläche zwischen der Furka und dem Crispalt auf dem Gotthard, 1000 Fuß über dem Holzwuchs gelegen ist, und worin das Thermometer von 23 Gr. über bis 26 Gr. unter Null fällt. Seine Bewohner erhielten durch Klima, Boden und Lebensweise originelle Züge. Von Altorf bis Urseren mögen drei Menschenschläge unterschieden werden: zwischen Fluelen und am Steg findet sich ein kleiner, hagerer, unthätiger, schlaffer und ausdrucksloser, von dort bis Göschenen wohnt ein kräftiger, großer, starker, lebhafter und gutmüthiger Menschenschlag; die Bewohner des Urserenthals sind redselig, sie besizen Wiz und Scharfblick, jede Familie hat ihren Zunamen, sie zeigen viele und gute Anlagen zum Gesang und erreichen ein hohes Alter. — Ueber die Obstkultur auf den Gebirgen theilte der Kunstgärtner Studer die Resultate seiner Erfahrungen mit, denen zufolge eine zweckmäßig eingerichtete Obstkultur im Gebirge ungleich höher ansteigen kann, als bis jezt noch der Fall ist. Er dringt insbesondere darauf, daß die Anpflanzung mit dem Saamen an Ort und Stelle selbst, wo die Obstbäume ihr künftiges Leben zubringen sollen, vor sich gehe. Denn jede Pflanze, die man auf einem ihr fremden Grunde kultiviren will, muß durch Saamen und nicht durch Sezlinge gezogen werden. Der Keim des Saamens gewöhnt sich hierdurch gleich bei seiner Entwicklung an die flüssigen Stoffe der Erde und an die Luftart, die schon frühe, wenn er noch in der Erde ruht, auf sein Leben einwirken.

Wien, Mai.

(Fortsezung.)

Theater. Jahrbücher der Literatur. Wests Werke.

Die Direktion der Oper hat Mad. Pasta, Hrn. Rubini, Hrn. Zuccoli und einen unbedeutenden zweiten Tenor aus Italien kommen lassen. Mit Zuziehung der deutschen Operngesellschaft sind auf diese Weise italienische Vorstellungen in Gang gebracht worden, für deren zwanzig man auf eine Loge mit fünfhundert Gulden Zwanziger abonnirt hat. Madame Pasta ist herrlich, in Spiel und Gesang gleich ausgezeichnet, eine seltene Erscheinung in der Kunstwelt, Rubini, einer der besten Tenore, die in Italien zu finden sind; das Ganze aber bleibt viel gegen die frühern Vorstellungen zurück, wo Alles vereinigt wirkte, was Italien Großes aufzuweisen hat, und was denn doch um bedeutend wohlfeilern Preis zugänglich war. Othello und Nina waren die beiden Opern, die bisher gegeben wurden. Erstere haben wir früher besser gesehen, obgleich Mad. Pasta in der Rolle der Desdemona sehr ausgezeichnet war; die zweite, eine alte Musik Paesiello's, ist gleichfalls eine passende Aufgabe für das Meisterspiel von Mad. Pasta; nichtsdestoweniger waren beide Vorstellungen bei ihrer Wiederholung nur schwach besucht.

Die Vorstadttheater treiben ihr altes Wesen fort, so gut es gehen mag. Das Leopoldstädter Theater ist immer noch bei Weitem das beste unter ihnen, und Raimund thut sein Möglichstes, es nicht weiter sinken zu lassen. Eine Schauspielerin dieser Bühne, Mlle. Schreiber, hat aus Aschenbrödel eine Art Drama gemacht, in dem, so schwach das Produkt auch an und für sich seyn mag, sie doch die angeborne Romantik des Stoffes nicht ganz zu vernichten im Stande war. Mlle. Schreiber hat sicher kein Meisterwerk geliefert, aber sie verdient dessen ungeachtet Lob und Aufmunterung, und ein gewisser Sinn für Schicklichkeit, eine gewisse jungfräuliche Scheu vor gemeiner Effektmacherei zeichnet dieses Produkt vor so manchen andern dieser Bühne vortheilhaft aus. Mlle. Schreiber ist ein noch ganz junges Mädchen, und wie es scheint, ist manches poetische Element in ihr.

Die Kunstausstellung für 1830 hat begonnen. Unter den ausgestellten Gemälden sind die Stücke von Gauermann dem jüngern, von Fendy, und die kleinen Landschaften von Mako vorzüglich zu loben. Ich werde Ihnen nächstens ausführlicher über einige dieser Bilder schreiben.

Von den Jahrbüchern der Literatur ist der erste Band unter Deinhardsteins Redaktion erschienen. Der neue Redakteur unterläßt nichts, ausgezeichnete Männer zur Mitwirkung zu bewegen; er soll von allen Seiten die freundlichsten Zusagen erhalten haben, und auch Göthe hat Beiträge versprochen. Ist es Hrn. D. möglich, das Institut frei von religiöser oder politischer Polemik zu erhalten — ein Umstand, der unter mancher frühern Redaktion vielen wackern Männern gerechtes Bedenken eingeflößt hat, sich diesem Literaturblatte näher anzuschließen — ist er im Stande, jeder einseitigen Tendenz in den Weg zu treten, mit der nun einmal kein freies wissenschaftliches Forschen bestehen und fruchtbringend werden kann, so ist nicht zu zweifeln, daß der gute Ruf, den manche ausgezeichnete Männer durch Gründlichkeit ihrer Mittheilungen den Jahrbüchern in vielen Fächern schon längst erworben haben, noch bedeutend vermehrt werden wird. West-Schreyvogel hat die Herausgabe seiner sämmtlichen Werke begonnen. Vier Bändchen derselben sind bei Vieweg in Braunschweig bereits erschienen. Der Verfasser schöpfte seine Bildung noch in jener Zeit, die wir, ungeachtet unserer heutigen encyclopädischen Vielwisserei, das goldene Zeitalter der Literatur nennen müssen. Seine Stimme ist in jedem Betracht eine gewichtige, selbst dort, wo man ihr nicht unbedingt beipflichten möchte, z. B. in den Bemerkungen über das Nibelungenlied und die Literatur des Mittelalters überhaupt. Aber auch in solchen Fällen ist in der Hauptsache immer viel Wahres und Lehrreiches zu schöpfen, und seine Kritik ist, auch wo sie, meines Bedünkens, allzuscharf, als damals gewiß nothwendige Polemik des Augenblicks, über einzelne Erscheinungen, wie z. B. Achim von Arnim, aburtheilt, doch in Bezug auf die Richtung, die sie verfolgt, immer von seltener Gediegenheit und Klarheit, und ihre Basis kaum anzutasten, viel weniger umzustoßen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 133.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 4. Juni 1830.

— Es ist ein groß Ergötzen,
Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen,
Zu schauen, wie vor uns ein großer Mann gedacht.

Goethe.

Georg Bernhard Bilfinger und seine Korrespondenz.

Von Gustav Schwab.

(Fortsetzung.)

In Petersburg fanden sich die süddeutschen Gelehrten sehr gut aufgenommen, obgleich sie sich von der Ehre, die sie dort erwartete, etwas zu kühne Vorstellungen gemacht haben mochten. Wenigstens werden Bilfingers Forderungen wegen einer angemessenen Wohnung von Herrn Blumentrost in einem fast unanständig hingeworfenen Schreiben vom 2ten November ohne viele Umstände zurückgewiesen: „effectivement il n'y a point de général qui ait tant d'appartemens comme vous prétendez en avoir. Ainsi, Messieurs, vous ne prendrez pas en mauvaise part qu'on vous les refuse.“ Um so höflicher wünschte ihm Graf Golowkin unterm 18ten September von Berlin aus Glück zu seiner Ankunft. „Ich bin versichert,“ schreibt er, „daß „der Fortgang und das Ende mit dem Anfang überein„kommen, und Ew. Hochedelgeboren niemals Ursache ha„ben werden, Ihnen den gefaßten Entschluß leid werden „zu lassen.“

Von der Heimath aus erhielt Bilfinger einen Auftrag, der in diesem Augenblicke, wo so erfolgreich an der Veredlung des würtembergischen Weines gearbeitet wird, von einigem Interesse ist. Er hatte zu Tübingen einen „Freund und Diener,“ Herrn Jakob Friedrich Metz, von dem wir nichts weiteres wissen; dieser kam auf den Gedanken, die Vokation unsrer Gelehrten zu einer Spekulation zu benützen, und mit dem würtembergischen Geist gelegentlich auch die würtembergischen Weine nach Rußland zu spediren. Er wünschte seinem Freund und Patron unterm 22sten Okt. 1725 von Tübingen aus herzlich Glück zu seiner Hineinkunft und hofft: „daß ihr durch ganz „Moschgau (Moscovie) mit Ehren bestehen möget, und „Euer Ruhm sich in der ganzen Welt ausbreite.“ Dann kommt er zur Sache: „Ich habe mit Herrn Doktor Duver„noy wegen des Weinhandels geredet; er hat mir verspro„chen, durch Herrn Leibmedicum Blumentrost es Ihro „Majestät der Zaaren (sic) zu rekommendiren, habe auch „deßwegen einen Flaschenkeller machen lassen, um solchen „Ihnen mitzugeben, in welchem viererlei Weine sind: „Nr. 1 ist Dürrenzimmerer 18er; Nr. 2 ist Mundels„heimer 19er, Nr. 3 ist Felbacher 21er, Nr. 4 18er „Roßwager. Diese Weine kann Er mit Zuziehung Herrn „Doktors Duvernoy Ihro Majestät der Zaaren (wann „sie anders den Handel selbst führen will) oder „denen Kaufleuten zu versuchen geben.“ Er macht alsdann Bemerkungen über die Eigenschaft und Behandlung dieser Weine, und ist erbötig, nach Hamburg oder Berlin zu gehen, um das Geschäft dort schriftlich oder mündlich auszumachen. Ja, er ist sogar bereit, nach Petersburg zu reisen, sich in den Dienst der Zaarin zu begeben, und ihr diesen Handel mit großem Nutzen zuzuführen, „das nichts Geringes seyn wird.“ Auch sollte „kein Schwabe keinen Schaden davon haben,“ und am wenigsten die gelehrten Herren Landsleute: „Ihr sollt jeder Zeit,

mann etwas hineingeht, einen guten Trunk mitbekommen.“ Der Erfolg dieses Projekts ist mir unbekannt.

Bilfinger ließ indessen in Petersburg bald sein Licht leuchten, und die Kommentare der Akademie beweisen, daß er seines Rufes nicht unwürdig gewesen. Auch sagt ihm Chr. Wolf (Marburg den 1ten Sept. 1726): „Aus dem, „was Du schreibst, ersehe ich, daß Ihr Herrliches leisten „werdet, so daß Euer Kollegium der Großmuth Eurer „erlauchten Kaiserin, die Jedermann für beispiellos er„kennt, nicht unwürdig geachtet werden wird.“ Bilfingers Ruhm wurde durch einen glücklichen Umstand merklich erhöht. Die Akademie zu Paris hatte um diese Zeit die berühmte Streitfrage über die Schwere der Körper aufgegeben. Bilfinger arbeitete während seines Aufenthalts in Petersburg eine Schrift darüber aus. Er hatte sich, wie es scheint, schon früher das Herz genommen, an den berühmten Fontenelle zu schreiben und ihm den Auszug einer Abhandlung über die Bewegung der Körper zu schicken, eine Abhandlung, durch welche eine Art von Band zwischen der Pariser und Petersburger Akademie geknüpft werden sollte. Dieser ausführliche Brief an Fontenelle ist im Koncept vorhanden; er ist ein lebendiger Ausdruck von Bilfingers glühender Begeisterung für alles Große. „Monsieur,“ so beginnt er, si je n'ai pas „l'honneur d'être connu de vous, j'ai au moins l'avantage „de connoitre depuis longtemps vos ouvrages, et d'estimer vos „mérites.“ Nach einer langen Abhandlung schließt er: „Au reste je m'estime fort heureux d'avoir l'occasion de „vous temoigner à vous même, comme je l'ai fait jusqu' ici „à mes collègues, que j'ai une estime particulière pour tout „ce qui vient de vos mains, et que je serai toujours avec „la passion qu'on doit aux grands génies, Mon„sieur, votre etc. George Bernhard Bülffinger, de la société „de Petersbourg.“

Eine Antwort auf diesen Brief findet sich nicht vor, ist aber ohne Zweifel erfolgt, denn Fontenelle ist der erste, der, nachdem ihm Bilfinger noch zwei Mal (das erste Mal ohne Namensunterschrift, mit der eingesandten, um den Preis werbenden Abhandlung) am 27ten Juli 1727 und am 20ten Febr. 1728 geschrieben, ihm die Freudenbotschaft meldet, daß er den Preis erhalten.

Fontenelles Brief ist sehr leserlich und kurrent geschrieben; man sieht der siebzigjährigen Hand, die ihn schrieb, an, daß sie noch dreißig Jahre zu schreiben im Sinne hatte; zusammengelegt und versiegelt ist er auf die leichte Weise, wie die Pariser noch heutzutage ihre Billets für die petite poste behandeln, und in dieser Billetform legte er seine 500 Stunden unversehrt zurück. Der Inhalt besteht größtentheils aus trocknen Gelehrtennotizen; aber was zum Ruhme unsres Landsmanns darin aus einem so berühmten Munde, der noch auf den heutigen Tag seinen Kredit in ganz Europa nicht verloren hat, gesagt ist, das dürfen wir mit gerechtem Stolze in diese Blätter einzeichnen. *)

„Monsieur,“ schreibt Fontenelle, „je suis ravi d'avoir „à vous apprendre que l'Académie des sciences vous donna „hier le prix sur la cause de la pesanteur. Comme „vous aviés envoyé votre nom cacheté, on a ouvert le billet „après le jugement, et on a trouvé votre nom. J'ai une „vraye joye de pouvoir par cette nouvelle vous payer en „quelque sorte les obligations que je vous ai d'avoir bien „voulu traduire mon Éloge du Czar Pierre I., et de m'avoir „donné sur cela beaucoup de bons avis dont j'avois besoin, „et que personne ne m'eult donnés.“

„Voilà donc 2400 ℔ de notre monnoye que vous avés „à recevoir ici ....“ (Hier gibt Fontenelle ihm die Mittel an, das Geld zu erhalten. Dann fährt er fort):

„Adressés moi votre lettre sous une enveloppe qui sera à M. Paiot d'Ontembrai, directeur général des postes, à Paris. (Man sieht, Fontenelle dachte bei einer, ohne Zweifel unermeßlichen Korrespondenz, auf Mittelchen, das Postporto sich und andern zu ersparen. Sein Brief an Bilfinger ist nicht frankirt. —) „Il y a encore autre chose: l'Aca„démie fait imprimer les pièces victorieuses; je m'offre à „prendre soin de l'impression de la vostre, quoique je craigne „bien qu'elle soit difficile à lire en plusieurs endroits.“ (F. gibt ihm nun die Preisfrage für 1730 an, und kommt mit einiger Eitelkeit auf seine obengenannte Schrift zurück.) „Ie vous renouvelle encore, Monsieur, mes très humbles „remerciements par rapport à l' Éloge du Czar. Votre tra„duction l'aura sans doute fait valoir dans votre cour et sur „les avis que vous me donniés j'ai fait tous les changéments „nécessaires, et grace à vous il est en meilleur état. C'est „dans cet état que je l'ai fait imprimer, et il est dans notre „volume de 1724 qui paroist depuis quelque mois ou deux. „Si ce livre peut aller jusqu'à vous, vous vous apercevrés „de ma déférence à vos avis, et c'est là, je croi, la meil„leure façon de vous en remercier.“

Nun folgen Dinge, die nach 102 Jahren von gar keinem Interesse mehr für uns sind. Aber der Schluß darf hier nicht fehlen:

„Je vous avoue ingénüement que je n'ai encore lu au„cun de vos ouvrages, quoique je connusse fort votre nom; „je ne suis point savant, et je connois assés peu les „ouvrages étrangers. Mais je vais chercher les vostres, et „je serai fort glorieux de m'y trouver. Je viens de „publier, moi indigne, un gros livre intitulé: Élémens „de la Géometrie de l'Infini; si je savois quelque „moyen de le faire penétrer à Petersbourg, je le prendrois; „je serois ravi de savoir le jugement de vos habiles géomètres, „le vostre, Monsieur, celui de Mr. Herman, Bernoulli, De-

*) Wir geben in der Anlage ein Facsimile der Handschrift Fontenelles und einige andere Unterschriften.

Die Red.

„lisle; mais je crois qu'il faut s'en tenir à un souhait inutile.
„Je vous supplie du moins d'assurer ces Messieurs de mes très
„humbles respects. Je suis, Monsieur, votre très humble et très
„obéissant serviteur Fontenelle, de Paris ce 8. Avr. 1728."

Ich habe die angeführten Stellen des Briefs, kleine Accentnachläßigkeiten abgerechnet, genau kopirt; nur daß der Verfasser alle j wie i und alle v wie u schreibt, was, wiedergegeben, das Lesen sehr erschwert haben würde.

Ein zweiter Brief Fontenelles von 14ten Januar 1728 enthält nichts für unsere Leser Interessantes, als die Aeußerung über sein Werk de la Géometrie de l'Infini: „En „général, Messieurs, je vous demande à tous, sinon de l'in„dulgence qui n'est guerre pérmis à un Géomètre de deman„der, et qui me seroit pourtant assés nécessaire, du moins „une attention fort suivie pour une matière presque toute „neuve, et que j'ai eu la témérité de vouloir approfondir „au delá de ce qu'avoient fait de grands hommes, dont „je ne serois pas digne d'être l'écolier." Man sieht aus dieser Stelle, daß Fontenelle das, was ihm die Literargeschichte zum bleibenden Vorwurf macht: Mangel an Erfindungsgeist, selbst an sich kannte, und edel genug war, es auch gegen andere Gelehrte nicht zu verbergen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ansiedlung an der Grenze.

(Fortsetzung.)

Während das nördliche Korps sich am Mohawk sammelte, ließ sich Johnson General Clinton vorstellen, welcher große Theilnahme mit seinem Unglück bezeigte und den indischen Kundschaftern auftrug, wo möglich Nachricht von der gefangenen Alice zu bringen. Mit Frühjahrs Anfang kehrte einer derselben, zur großen Freude der Eltern, mit unmittelbaren Nachrichten von der kleinen Gefangenen zurück. Er hatte sich unter Brandts Leute geschlichen und selbst mit Alice gesprochen. Sie erzählte ihm die Umstände ihrer Gefangenschaft, so wie die Ermordung ihrer Schwester und Verwandten. Die Indianer stießen auf ihrem Rückzug von Cherry Valley auf Burtons Wohnung. Gleich Tiegern durch das vergossene Blut noch wilder gemacht, erhoben sie ein wüthendes Kriegsgeschrei und stürzten sogleich über die Pflanzung her. Die Familie saß am Frühstück, als dieses Todessignal in ihre Ohren drang, ein Blick aus dem Fenster verrieth die Absicht der Ankömmlinge, deren bemalte Gesichter ihr Aussehen noch abscheulicher und furchtbarer machte. In wilder Flucht stürzte die erschreckte Familie davon, ward aber bald von den Tomahawks der Indier zu Boden geschlagen. Brandt war selbst bei diesem Ueberfall, und nachdem er mit eigener Hand den unglücklichen Vater umgebracht, verfolgte er die kleine Alice, welche mit der Schnelligkeit eines Rehs über das beschneite Feld dahinflog. Ehe er sie erreichte, wandte sich das schöne kleine Mädchen um, blickte, als sein Arm schon über ihr geschwungen war, ihn mit so flehentlicher, lieblich unschuldiger Miene an, daß sein Arm kraftlos niedersank. Er schaute einen Augenblick in das liebliche Gesicht der Zitternden, und nahm sie dann als Gefangene freundlich bei der Hand. Der berüchtigte Häuptling, dem zum Theil weißes Blut in den Adern floß, war den Regungen der Großmuth nicht immer verschlossen. Alice blieb verschont und ward, nachdem die Indier die Vorräthe des Hauses geplündert und dasselbe in Brand gesteckt hatten, eilends nach Anaquaqua mit fortgeschleppt. Unterwegs wurde sie gütig behandelt, so weit es sich von Indianern erwarten ließ. Bei ihrer Ankunft in dem Dorfe ward sie von Brandt Mackwah, einem seiner Günstlinge, übergeben, der sie als Tochter annahm. Obgleich zu jung und furchtsam, um allein in dieser Wildniß zu entfliehen, wurde sie doch auf das Strengste bewacht. Um ihr jede Möglichkeit zur Flucht zu benehmen, wurden ihr bei Nacht dünne Baumschosse übergelegt, auf deren Enden einige Indianer schlafen mußten. In jeder andern Hinsicht wurde die kleine Fremde gleich den eingebornen Mädchen behandelt und war ein Liebling Aller.

Viele Plane zu ihrer Rettung wurden jezt gemacht und wieder aufgegeben, bis man endlich übereinkam, daß Johnson Clintons Expedition nach dem Susquehanna mitmachen sollte. Zu Anfang Mai's brachen die Truppen aus ihrem Lager am Mohawkflusse auf, zogen in langsamen Märschen an den Othegosee und lagerten sich auf der Stelle, wo jezt das anmuthige Dorf Cooperstown steht. Der Othego ist ein krystallheller Wasserspiegel, zehn Meilen lang und drei breit, rings von Hügeln eingeschlossen, deren einer im Osten zu einem bedeutenden Gebirg ansteigt. Aus diesem romantischen See strömt in engem Kanal zwischen hohen, steilen Ufern der reißende, ungestüme Susquehannafluß.

Von diesem Punkte sollte das Heer durch weite, unbewohnte Gegenden, ohne Straßen oder sonstige Transportmittel für das Gepäck und die Munition, an den Chemung gelangen, und sich daselbst mit dem von Süden anrückenden General Sullivan vereinigen. Als Clinton in einer hellen Mondnacht an dem Gestade hinschlenderte, und die Landschaft in ihrer wilden Majestät vor ihm lag, während der Mond so niedrig am östlichen Horizonte stand, daß er die finstern Gebirgsschatten bis über die Hälfte der Silberfläche des Sees hereinwarf, blizte ein Gedanke in dem Geiste des scharfsinnigen Befehlshabers auf, der mit einemmal alle Schwierigkeiten des mühevollen, erschöpfenden Marsches hob und den weitern Zweck des Feldzugs, die Vernichtung der Kornerndte auf dem angeschwemmten Ufergebiet des Anaquaqua, erfüllte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mai.

(Fortsetzung.)

Wests Werke. Graf Szecheny.

Allen einseitigen Modeneigungen und den Nebeltheorien vielfacher Kunstschwäzerei wird in der Kritik West-Schreyvogels immer auf das Entschiedenste entgegen getreten, und selbst dort, wo einzelne Erscheinungen sich ehrenvoll bemerkbar machen, wird der Schule, als solcher, mit eben so viel Gründlichkeit als Verstand opponirt. Diese Kritiken, sämmtlich einer frühern Periode angehörig, würden, seit die Zeit viele von den scharfen Ecken abgeschliffen hat, die eine, wenn auch talentvolle, Uebertreibung an den Gegenständen herausgedrängt hatte, sich nun vielleicht über manches Einzelne milder vernehmen lassen; hier sind sie unverändert, wie sie damals geschrieben wurden, und schon als Beitrag zur Geschichte der Literatur von größtem Werthe und dem ausgezeichnetsten Interesse. Ueber dramatische Kunst, ein Lieblingsthema des Verfassers, ist nirgends mit größerer Einsicht geurtheilt worden, und er hat seither durch die That bewiesen, wie richtig seine Ansichten sich in der Bühnenverwaltung bewährt haben. Deutsche Theaterdirektoren sollten hier sammt und sonders in die Schule gehen, der Nutzen würde ihnen und dem Publikum bald evident werden. Einen, und zwar fast noch vollendeteren Theil machen seine **Bilder aus dem Leben**, eine Art aphoristischer Novellen, aus. Feinheit der Beobachtung, tiefe Menschenkenntniß, Klarheit, eine gewisse plastische Wahrheit, ethische Würde, geben diesen Erzählungen ein so eigenthümliches Gepräge von Meisterschaft, daß sie sich ganz füglich an Tiecks Leistungen in dieser Art anschließen können. Darstellung und Styl sind meisterhaft, und ich muß bekennen, daß ich wenig deutsche Prosa von so musterhafter Vortrefflichkeit gelesen habe. Es wäre eine eigentliche Pflicht der Journalistik, auf diese Schriften nach allen Kräften aufmerksam zu machen, damit sie nicht in dem Ocean der Meßkataloge lange unbekannt herumschwimmen.

In der ungarischen Literatur macht ein Werk des Grafen Stephan Szecheny großes Aufsehen, vorzüglich im Lande selbst. Es ist „Hitel" überschrieben, zu deutsch: vom Kredit, und unter diesem Titel auch schon übersezt. Warum es eben so heißt, läßt sich nicht wohl abnehmen; mit demselben Rechte könnte es der Handel, die Stallfütterung, die Jurisprudenz ꝛc. heißen. Aber abgesehen von der Ueberschrift und dem Mangel eines gewissen folgerechten Zuschnittes in Plan und Schreibart, läßt sich von dem Buche größtentheils nur Gutes sagen. Der Verfasser ist ein lebhafter Geist, der, bei dem sehr achtungswerthen Zwecke, das Beste seines Vaterlandes zu fördern, zugleich richtig beobachtet und die Gebrechen desselben mit dem Freimuth eines ächten Patrioten rügt. Sein Werk ist mehr eine geistreiche Conversation, als ein Buch zu nennen, und man hätte Unrecht, es etwa aus dem Standpunkte eines deutschen Gelehrten zu betrachten. Der Verfasser gehört seiner gesellschaftlichen Stellung nach zu den Hochtorys des Landes, vielleicht sogar zu den ungarischen Winchelsea's, ist aber weit entfernt von jener stumpfen Servilität der Gesinnung so vieler sogenannter Patrioten, an denen nichts patriotisch ist, als die Fuchsschwänzerei, wo sie hohen Orts bemerkt werden kann, und das maulwurfartige Einwühlen in die Scholle alter Vorurtheile und alten Schlendrians. Auch in Ungarn, wie überall, gibt es Patrioten mit devot verdrehten Augen und hochmuthschnaubenden Nüstern, die kaum Worte genug finden können, um ihre Ehrfurcht und Ergebenheit für den Thron und das Land recht marktschreiermäßig zu verkünden, welche aber nichts vom Patriotismus hören wollen, sobald es sich darum handelt, auch nur durch das Opfer des geringsten persönlichen Vortheils, durch die geringste Selbstverläugnung ihre schönen Hyperbeln ins Leben treten zu lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Neapel, 20. März.

(Fortsetzung von Nr. 126.)

Pompeji.

Wer Italien besucht, hüte sich hauptsächlich vor zwei Extremen: dem Exzesse des Enthusiasmus und der kalten Spitzfindigkeit jener alles ergründen wollenden Alterthumswürmer, welche beinahe jeden Genuß mit ihren ewigen Zweifeln zerstören. Man muß zwar die Geschichte der Vorzeit inne haben, oder trachten, sie nach Besichtigung jedes interessanten Ortes nachzulesen; dann wird man die Ueberbleibsel dieser großen Vergangenheit mit doppelter Theilnahme und mit ganz andern Augen wiedersehen. Es scheint mir aber hinlänglich, die Bildung, welche jeder wohlerzogene Mensch hinsichtlich des Studiums der Vorwelt erhalten haben muß, hierher mitzubringen und nicht zu vielerlei vorher zu lesen, sondern dann erst, wenn man ruhig und unpartheiisch die Gegenstände ins Auge gefaßt und geprüft hat. Denn es liegt ja am Ende nicht viel daran, ob der Cajus oder der Sempronius in diesem Hause gewohnt hat, was auch troz aller Weisheit der Archäologen nirgends positiv nachzuweisen ist; und ist es denn nicht schon Gewinn genug, aus den großen Fundgruben des Alterthums, mit welchen Italien übersät ist, im Allgemeinen sich die Sitten und Gebräuche der frühern Bewohner abzuleiten, und sich das Bild ihres großen öffentlichen Lebens zu versinnbildlichen, anstatt in armseligem Disputiren über Kleinigkeiten, wo doch keine Autorität zu entscheiden vermag, die Zeit der kostbarsten Forschung zu verscherzen. Ich läugne nicht, daß ich mich so gut wie jeder Andere mit banger Erwartung dem geheimnißreichen, kaum zum fünften Theile noch entschleierten Pompeji näherte, und ich gestehe, daß meine Phantasie immer mehr die Oberhand gewann, je mehr ich sie durch die Reflexion zu bekämpfen suchte, wie dies stets der Fall ist, wenn man sich durchaus keine Vorstellung von einer zu erwartenden Sache bilden kann. Eine nicht kleine Abkühlung der Exaltation ist ein Trupp neapolitanischer Soldaten, welche am ersten Hause von Pompeji Wache halten, ein Haufe Führer, welche sich jedes Fremden bemächtigen, und eine königliche privilegirte Abhandlung über die bisher gemachten Entdeckungen, welche jeder Cicerone seinem Schüzling mechanisch vorplärrt und worin unumstößlich bewiesen ist, wie die Leute in jedem Hause hießen u. s. w. Es ist wirklich unverantwortlich, wie der Reisende und sein schöner Glaube, den er warm aus dem Vaterlande mitbringt, hier offiziell in allen diesen Piane, Dissertazioni, Guide u. s. w. betrogen werden; noch unverantwortlicher ist es aber, wie die meisten Reisenden ihre Zeit in den Museen mehr mit Lesen, als mit Sehen zubringen. Wenn ich die Engländer, an den herrlichsten Säulen und Statuen herumliegend, emsig in ihrem unzertrennlichen Freunde Nibby, der übrigens der größte Schwadroneur in Italien ist, lesen sehe, so möchte ich immer wissen, was derlei Menschen eigentlich für Rechenschaft über das Abgelesene geben können; wenn so ein Jüngling vom Papa in London gefragt wird, wie findest du den Laokoon? so wird er geschwind Seite 370 nachschlagen müssen, um zu sagen, wie ihn Hr. Vati oder Hr. Nibby gefunden hat. Dieses tolle Unwesen nimmt aber immer mehr überhand, und man sollte all den Quark verbrennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilagen: Literaturblatt Nr. 57 und ein Steinabdruck.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

En general, Messieurs, ie vous demande a tous, sinon de l'indulgence qu'il n'est guere permis a un Geometre de demander, et qui me seroit pourtant assés necessaire, du moins une attention fort suivie sur une matiere presque toute nouvelle, et que i'ai eu la temerité de vouloir approfondir au delà de ce qu'avoient fait de grands hommes, dont ie ne serois pas digne d'être l'Ecolier. de plus i'ai besoin que vous soyés dans une certaine disposition a ne pas rejetter trop viste ce qui vous paroîtra trop hardi, et sera peutêtre toujours justifié de plus en plus dans le cours de l'ouvrage. après cela, jugés, et ie me soumets.

J'attens, Monsieur, tout ce que vous me promettés, et en ferai part a l'Academie, qui le verra avec plaisir. Je suis Monsieur

de Paris ce 14 Juin 1728.

Vostre très humble et très obeissant serviteur Fontenelle

Ferdinand Ludwig [illegible]

Carl Alexander [illegible]

G. B. Bilfinger

Christianus Wolfius

Jos. Bernoulli

Fontenelle

Schulenburg

No. 134.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 5. Juni 1830.

> Hab' ich nach dieses Morgens Licht geschmachtet,
> Und bietet es mir solchen Anblick an? —
> Nur eins, ein einzig armes, liebes Kind,
> Ein Wesen nur, mich dran zu freun, zu laben,
> Und grausam riß es mir der Tod hinweg.
>
> Shakespeare.

Die Ansiedlung an der Grenze.

(Beschluß.)

Clintons Plan bestand in nichts Geringerem, als an der Mündung des Sees einen Damm zu errichten, und während das Wasser sich in den Bergen sammelte, Flöße zu bauen, auf denen das Heer, sammt Munition, Gepäck und Kranken nach dem verabredeten Sammelplatze gelangen konnte. Der Damm war bald errichtet, und das Wasser sammelte sich so schnell, daß es in der Mitte des Monat Juli denselben überströmte und den ganzen Thalgrund längs dem Flusse von seinem Ursprung bis an den Chesapeake überschwemmte. Jezt wurden die Truppen und Vorräthe eingeschifft, die Schleußen geöffnet und das ganze Expeditionsheer mit reißender Schnelle an den Chemung gebracht. Die Strömung hatte die Kornfelder sammt den Dörfern der Indianer in dem Flußthale rein weggeschwemmt. Die Ueberschwemmung kam so plötzlich und unerwartet, daß eine Menge Indianer, besonders Weiber und Kinder, dabei umkamen, und die Entronnenen, da nach so langer Dürre eine solche Ueberschwemmung ein ganz unnatürliches Ereigniß schien, überall hin Schrekken verbreiteten.

Nachdem sich General Clinton mit Sullivan am 22ten August an dem Zusammenfluß des Susquehanna und des Chemung vereinigt hatte, zogen sie, 5000 Mann stark, unter Sullivans Oberbefehl, durch das Chemungthal in das Innere des Indianergebiets. Die nicht sehr eiligen Rüstungen waren den verschmizten Indianern nicht unbekannt geblieben. Brandt, Buttler und Guy Johnson schickten sich an, mit 1500 Indianern und fünf Kompagnien Weißer sich zur Wehr zu setzen und eine Hauptschlacht zu wagen, und nahmen eine vortheilhafte Stellung.

In ein, jenseits des Flusses gelegenes, einige Meilen entferntes Indianerdorf ward ein Spion abgeschickt, und dieser brachte Johnson die Nachricht, daß sich daselbst Alice in Mackwahs Zelt als begünstigte Dienerin seiner Favoritin Mattewan befinde. Den folgenden Tag hatte Sullivan zum Angriff auf die Wilden und ihre Verbündeten bestimmt, und früh am Morgen des 29ten August standen die Truppen unter den Waffen. Vor Tagesanbruch ging auf den Befehl General Clintons eine kleine Abtheilung unter einem zuverläßigen, in den Indianerkriegen erfahrenen Offizier, mit Johnson und dem vorerwähnten Spion in aller Stille ab, um unten über den Fluß zu setzen und auf einem Umweg hinten in das Dorf zu gelangen, damit sie im Fall der fast gewissen Niederlage der Indianer die Flüchtigen auffangen und wo möglich die kleine Alice retten könnten.

Vormittags eilf Uhr rückten die Truppen zum Angriffe vor, der sich eine Zeitlang auf bloße Scharmützel beschränkte, weil die Indianer nur in kleinen Abtheilungen aus ihren Verschanzungen ausfielen, ihre Gewehre abschossen und sich wieder zurückzogen. Bald aber wurde die Schlacht lebhaft, man focht von beiden Seiten mit Wuth und Verzweiflung. Die Indier und Tories wichen nur

Schritt für Schritt und sprangen mit der Schnelle des Panthers von Baum zu Baum. Brandt war die Seele seiner Streiter. Im hitzigsten Kampfe war er vorne an und bot Allem auf, seine Leute zu befeuern und zum Siege zu führen.

Allein die Sommerfluth ohne Regen und die schlimmen Weissagungen ihrer Priester benahmen ihnen die Lust, den hoffnungslosen Kampf lange fortzusetzen. Der Feind drang unaufhaltsam vor, und auf einmal flohen die Wilden, in Gefahr, umringt zu werden, in höchster Verwirrung aus ihren Verschanzungen, und das Schicksal des Tags war entschieden.

Mittlerweile rückte die Abtheilung, welche das Dorf umgangen hatte, in demselben Augenblick oben in dasselbe ein, in dem die Flüchtlinge, von Wuth und Rache entbrannt, am untern Ende erschienen. Das Detachement eilte vor; des Herzens Drang hatte den Vater trotz der Gefahr in die vordersten Reihen getrieben. Da erkannten sich Vater und Tochter im selben Augenblick: „Mein Vater!" „Meine Tochter!" und der entzückte Vater stürzte vor, das lange verlorne Kind an sein Herz zu drücken. Allein er hatte den Wermuthbecher seiner Leiden noch nicht geleert. In demselben Augenblick, da des Vaters freudige Erwartung in Erfüllung gehen sollte, sprang der wilde Mackwab mit dem Ingrimm eines Tigers hinter dem mächtigen Stamm einer Riesenfichte vor; seine Augen sprühten Feuer, er schnaubte Rache und Wuth, schwang sein Beil in der Luft und schlug es in demselben Augenblick tief in die Schläfe der schönen Alice. In demselben Moment drang auch eine Kugel aus dem Gewehr eines Schützen durch des Wilden Herz und streckte ihn zu Boden. Der rachedürstende Krieger wies mit Frohlocken auf das blutende Opfer zu seiner Seite, während er mit dem Tode rang, und grinsend gab er den Geist auf.

Lange und traurig war Johnsons Pilgerschaft nach diesen schrecklichen Ereignissen. Seine Gattin folgte bald darauf ihren lieblichen Kindern in die Wohnungen des Friedens, und mit ihr war der lezte Flimmer von Erdenglück in seinem Herzen erloschen. Nie lächelte er wieder.

Georg Bernhard Bilfinger und seine Korrespondenz.

Von Gustav Schwab.

(Fortsezung.)

Die Preiszuerkennung der Pariser Akademie half unserem Bilfinger zu einem schnellen Ruhme. Sein Name ward in allen Zeitungen genannt, bald kannte ihn ganz Europa und endlich wiederhallte er auch in seinem Vaterlande, wo er längst vergessen schien, wo sich jedoch Bilfinger, der sein liebes Würtemberg auch zu Petersburg nie aus dem Auge und Herzen verloren zu haben scheint, einzelne Freunde, und darunter einen sehr mächtigen, erhalten hatte.

Gewiß nicht ohne den Wunsch, die abgerissenen Bande bei Zeiten wieder anzuknüpfen, geschah es, daß er in einem Briefe vom 1/3 August 1726 dem würtembergischen ersten Minister und Oberhofmarschall, Grafen von Grävenitz, ausführliche Nachrichten von seinen literarischen Arbeiten ertheilte. Die Antwort des Grafen auf diesen Brief findet sich in meinem Bilfinger'schen Papierschatze. Wenn meine Leser das Bild kennen, das die über die Maitressenregierung unter Herzog Eberhard Ludwig erbitterten Zeitgenossen von diesem Bruder der Gräfin von Würben entwerfen, so erwarten sie gewiß einen ganz andern Brief, als den, aus welchem ich ihnen Bruchstücke mittheilen kann. Der Graf von Grävenitz galt zwar für einen unendlich höflicheren Mann, als seine gewaltthätige Schwester, aber er wird doch als ein Ignorant geschildert, der weder Latein, noch Französisch, ja kaum Deutsch verstehe, der ohne alles Verdienst und unwürdig sey, das Amt, dem er vorsteht, zu bekleiden. Die Geschichte hatte bisher aus dieser Schilderung seines Todfeindes, des Herrn von Forstner *), die Züge zu des Grafen Charakterbild entlehnen müssen; unser Brief aber straft dieses Urtheil vollkommen Lügen. Der Brief ist nicht nur voll von Hochachtung gegen die Gelehrsamkeit und persönlicher Theilnahme gegen den Gelehrten, an den er gerichtet ist, er zeugt auch von großem Interesse an der Philosophie und nicht gemeiner Kenntniß des damals herrschenden Leibnitzischen Systems. Sein Styl ist nicht schlechter und nicht besser als der aller, auch der größten Gelehrten damaliger Zeit. Er ist von Aurach (Urach) aus datirt, vom 12ten Oktober 1726, und scheint zwar in die Feder diktirt, rührt aber sicherlich von dem Grafen selbst her. Der Graf versichert, daß er von „seines hochgeehrten Herrn Professors „Meriten und seltener capacité allezeit die beste Opinion „gehabt." „Ich wünschte," sagt er, „daß Ihre tiefsinnige „Decouverten und andere gelahrte Produktionen des Ihnen „von Gott verliehenen trefflichen Genie sowohl zur Aufnahm Ihrer Akademie und der gesammten reip. literariae „als auch zu deroselben eigenen Vergnügen und weiterer „Ausbreitung Ihres schon bereits erlangten ausnehmenden „Ruhms reussiren und ausschlagen mögen; wobei ich Sie „allzeit meiner wahren Hochachtung und Ergebenheit versichere, und mir beständig eine Freude davon machen „werde, wo ich zu dero Glück und Wohlseyn was Angenehmes werde kontribuiren können."

Nicht zufrieden mit diesem Kompliment, eilt der Graf wissenschaftlichen Materien zu, bittet sich Bilfingers demonstrationes pro mensura virium motricium pro Leibnitio aus, und ersucht den Professor, ihm „den genaueren Nexum „dieses principii cum systemate harmoniae praestabilitae

*) S. Pfaffs Geschichte von Würtemberg. Zweiter Band. S. 312 f. Note.

„noch etwas deutlicher darzuthun; denn ich erinnere „mich, daß auch Cartesius den influxum reciprocum animæ et corporis nicht aufgehoben, saltim non „animæ in corpus, wie ihn deßwegen expresse vor einiger „Zeit ein gewisser Professor, Namens Andala, defendiret „hat.“ Der Graf citirt nun Verschiedenes aus dieser Defension, und erlaubt sich, die Leibnitzisch-Bilfingerische Ansicht, als nicht geringen Schwierigkeiten unterworfen, anzugreifen: „weilen solche nicht nur der Erfahrung, welche „pro influxu militiret, sondern auch der Freiheit des mo„ralischen Willens, und der daraus erwachsenden und zu„rechnungsfähigen Handlungen offenbar zu präjudiciren „scheinet. Ein mehreres lassen meine andern Geschäfte „dermalen nicht zu, wannenhero ich schließe und nebst „freundlicher Begrüßung ihrer HH. Commilitonum ex patria, „unter nochmaliger Versicherung aller meiner Ergebenheit „allstets verbleibe meines hochgeehrten Herrn Professors „dienstbeflissener

F. G. Gr. v. Grävenitz.“

Dieser Brief kann freilich an dem Urtheil der Geschichte über jene unglückselige Periode und den thätigen Antheil, den an ihr der Graf von Grävenitz gehabt, nichts ändern; aber er zerstört wenigstens eine grobe Verläumdung und zeigt uns den Mann jezt, nach einem Jahrhundert, unerwartet von einer guten Seite, als Freund der Gelehrsamkeit und Beförderer des Genies.

Denn es waren keine leeren Worte, die er von Urach aus an Bilfinger geschrieben; wenige Jahre nachher fand er Gelegenheit, seine gute Gesinnung zu bethätigen, und es ist kein Zweifel, daß die Rückkehr Bilfingers ins Vaterland, die ihm den Weg zum höchsten Ehrenposten im Staate und zu einer vielfach segensreichen Wirksamkeit bahnte, hauptsächlich der Mitwirkung des Grafen verdankt ward.

Der erste Anlaß ging jedoch von dem Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg selbst aus. Einst, als dieser in Gesellschaft seines damaligen Reise- und Abendpredigers Tafinger im Bade zu Teinach war, las er zufälliger Weise eine Zeitung, in welcher Bilfingers Preisschrift und Name mit großer Ehre genannt wurde; der Herzog besann sich und fragte verwundert, ob dieser Mann nicht ein Würtemberger sey? Tafinger bejahte dieß und ergriff mit Freuden die Gelegenheit, seinem Freunde die verdienten Lobsprüche zu ertheilen. Jezt mochte sich der Herzog erinnern, daß er diesen Mann, wie es in dem Entlassungsdekrete hieß, „der Akademie zu Petersburg nur auf fünf Jahre geliehen habe, er äußerte ein Verlangen, ihn in seine Dienste zu nehmen, und befahl sowohl Tafingern als dem Minister Grävenitz, ihm bei der nächsten Vakatur eines Professorats in Tübingen den Namen Bilfinger ins Gedächtniß zu rufen. Die Gelegenheit zeigte sich bald; nach zwei Monaten wurde die Stelle eines Professors der Theologie und Oberaufsehers des theol. Stifts erledigt, und Grävenitz war es, der den Herzog erinnerte und auf dessen Befehl sogleich an Bilfinger schreiben ließ.*) Kaum war diese Nachricht im Vaterlande verbreitet, als sich alsbald wieder die Kabale gegen ihn regte. Man beschuldigte ihn des Atheismus. Er selbst mochte dies erfahren haben oder ahnen; denn er antwortete, daß er lieber wünschte, nach Verfluß seiner fünf Jahre die beiden mathematischen Professuren bei der Universität und im hochfürstlichen Kollegium zusammen zu haben, als zu einer theologischen Professur befördert zu werden. Allein der Herzog, bei welchem der Patriotismus über die Kabale gesiegt hatte, bestand auf seinem Verlangen, Grävenitz schrieb wieder und Bilfinger antwortete endlich beifällig, laut einem Briefkoncepte vom 29. März (9. April) 1729, das ein zu schönes Zeugniß von seinem vortrefflichen Charakter ablegt, als daß es hier übergangen werden dürfte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Durch Dr. Joh. Zeller (Kirchheim unter Teck d. 14. Okt. 1728). Auch dieser im größten Geheimniß geschriebene Brief erwähnt schon der Umtriebe von Bilfingers Feinden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, 20. März.

(Fortsetzung.)

Pompeji.

Aus dem Vorhergesagten kommt es auch, daß man kein gesundes, d. h. kein eigenes Urtheil mehr hört, da sich beinahe Niemand getraut, seine eigene Meinung zu haben, geschweige denn zu äußern, und wenn auch einem vernünftigen, seiner Sinne mächtigen Menschen ein Zweifel aufstößt, so muß er ja seiner gesunden Idee nicht folgen, sondern einer jener vermaledeiten, selbst für Makulatur zu schlechten Autoritäten blindlings folgen und vertrauen. Wie lächerlich hat man aber diese Sache hier in Pompeji betrieben, und wie wenig entspricht die Wirklichkeit den überspannten Erwartungen, welche durch den Exaltismus geisteskranker Schriftsteller, durch die geldsüchtige Politik der hiesigen Behörden stets höher gesteigert werden. Alle diese Angaben über die Namen der Hauseigenthümer, besonders über den Aufenthalt berühmter Männer, sind rein illusorisch, und man darf nur wissen, wie bei diesen Taufhandlungen verfahren wurde, um die Unwahrscheinlichkeit der ganzen hypothetischen Nomenklatur, so wie die Unstatthaftigkeit der meisten andern Suppositionen augenblicklich einzusehen. Denn wenn man z. B. gleich das erste Haus deshalb dem Diomed zuschrieb, weil gegenüber ein Diomed sein Grab hatte, wenn man ein anderes Haus Pansa benannte, weil dieses das erste Wort war, das auf ihm geschrieben stand, da doch dieses, wie hinlänglich bekannt, selten den Hauseigenthümer bezeichnete, so kann man von der Gründlichkeit der Behauptungen und Nachweisungen über Pompeji leicht selbst urtheilen. Pompeji ist unstreitig für unsere Zeit bedeutender, als es für seine eigene war, da man es wohl höchstens für eine Stadt dritten oder vierten Ranges annehmen darf. Sie hatte den traurigen Vorzug vor Herkulanum, daß sie nur durch Asche bedeckt wurde, wodurch auch ihre Ausgrabung erleichtert ist, während dieses bei dem in fester Lavamasse steckenden Herkulanum

wohl niemals ganz möglich seyn wird. Man bedauert dieß um so mehr, als keinem Zweifel unterworfen werden kann, daß lezteres viel reichere Ausbeute geben würde, was schon aus der bedeutenderen Anzahl kostbarer Marmore hervorgeht, die man in Herkulanum gefunden hat, während Pompeji hieran sehr arm ist. Das hiesige Museum ist sichtbar zu reich an Antiken, welchem Umstande ich zu seiner Ehre lieber die Schuld der verzögerten Ausgrabungen beimessen will, als dem spekulativen Interesse, damit durch diese Zögerung die Fremden noch lange im Lande gefesselt werden, was denn doch gar zu abgeschmackt wäre. Oekonomie kann es nicht seyn, indessen sieht man hier mehr Soldaten auf Wache, als Arbeiter in den Exkavationen, und in Herkulanum arbeiten gar nur vier bis fünf Menschen an dem einzigen bis jezt freigestellten Hause, dessen Säulen und Mauerwerk restaurirt werden; eine Arbeit, welche mehr verderbt, als gutmacht, indem man in kurzer Zeit nicht mehr unterscheiden wird, was neu und was alt ist. Ich hatte Gelegenheit, einer Ausgrabung in Pompeji beizuwohnen, welche zu Ehren zweier hier anwesenden Prinzen von Würtemberg veranstaltet wurde. Es wimmelte in diesen ehrwürdigen Trümmern, in der alten Gräberstraße, unter diesen dächerlosen Tempeln und Häusern von eleganten Damen und Herren, welche diese Veranlassung dahin gezogen hatte. Wie reizend wäre es gewesen, diese modernen Menschen, welche so gar nicht in die Vergangenheit hineinpaßten, in antikem Kostüme hier feierlich forschend und sich über die ernste Vergangenheit besprechend herumwandeln zu sehen, und der Herrscher des Landes würde sich ein Verdienst um die Wahrscheinlichkeit der vielen hier aufgestellten Hypothesen erwerben, wenn er alle Menschen, welche sich in Pompeji aufhalten, in römisches Kostüm kleidete. Die hübschen Neapolitaner würden sich im Sagum, der Femoralia und der Toga nicht übel ausnehmen, und die braunen Mäntel der hiesigen Seeleute geben vielleicht einen richtigen Begriff von der alten Lacerna.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wien, Mai.

(Beschluß.)

Graf Szecheny. Ungarische Angelegenheiten.

Zu obiger Klasse von Patrioten gehört der edle Verfasser des „Hitel" keineswegs, wohl aber zu denen, welche, die Wahrheit ohne Rückhalt aussprechend, es meist mit beiden Partheien verderben. Der Graf Steph. Szecheny hat viel Gemeinnütziges in seinem Vaterlande mit persönlichen Opfern unterstüzt, er war ein warmer Vertheidiger seiner Rechte am lezten Landtage und mißfiel, wie man erzählte, damals denen, die sein dermaliges Werk sehr hoch stellen, und mißfällt nun wieder jenen, die damals seine warmen Anhänger waren, weil die Rügen, die sein Buch enthält, oft scharf in das Fleisch des Nationaldünkels einschneiden. Ich stehe zu dem Verfasser in gar keiner persönlichen Beziehung, aber jeder Kämpfer für Wahrheit muß in Ehren gehalten werden, und in einer Zeit, wie die gegenwärtige, wo es meist nur Partheimänner gibt, kann es zum Ruhme gereichen, wenn man sich die Unzufriedenheit beider Theile zugezogen hat; denn nichts ist leichter, als der Abgott des einen zu werden; es kostet gar nichts, als einige Uebertreibung und einige wenige Transactionen mit Wahrheit und Recht. Das gegenwärtige Buch hat indeß einen Theil seiner Aufgabe noch unerledigt gelassen; es ist vollständig in der Angabe der Mängel und Gebrechen, aber in Erörterung der Ursachen, denen diese Mängel zuzuschreiben sind, ist der Verfasser seinen Lesern noch Manches schuldig geblieben, das man wohl eben so geistreich beleuchtet zu sehen gewünscht hätte; dann wäre das Werk erst das geworden, was es seiner Natur nach hätte werden sollen und wozu es der Autor zu machen gewiß alle Fähigkeit besizt. Als eine Vorarbeit für den nächsten Landtag, der schon im September l. J. einberufen werden soll, ist diese Schrift von großem Werthe, indem sie auf so manche Dinge hinweist, die, durch eine gründliche Debatte beleuchtet, nur den Nutzen des Landes befördern können. Die seit drei Jahren unter dem Vorsize des E. H. Palatinus zu Pesth versammelten Deputationen haben eine Menge Gegenstände für die landtäglichen Verhandlungen vorbereitet, die umfassendere Verbesserungen zum Zwecke haben, als irgend ein Landtag je vorher. Eine schöne Bürgschaft, daß das Vertrauen zwischen König und Land, das erste Erforderniß zu gutem und erwünschtem Resultate, durch nichts werde gestört werden, liegt in der edlen Persönlichkeit und dem trefflichen Charakter des Kanzlers Grafen Rewitzky, auf den sowohl das Land, als der König mit gleicher Zuversicht blicken können. Wenn die Mittelspersonen zwischen Volk und Fürst ein so warmer, wahrer und verständiger Eifer in ihrer Stellung beseelt, so läßt sich nur Gutes von den Gesammtbemühungen erwarten, und jeder wahre Patriot, jeder ehrenhafte Mann wird die Elemente der Eintracht und des Vertrauens nach seinen Kräften befördern. Ein solcher Zweck wird aber in der gegenwärtigen Zeit durch keine Kriecherei irgend einer Art gefördert, man krieche nun im Staube der Hof- oder im Kothe der Volksgunst; das rücksichtslose Gefühl für Pflicht und Recht, ein durch nichts zu bestechender Eifer für Wahrheit, ein tiefer Ekel und Abscheu für Lüge jeder Art — durch diese Eigenschaften beweist man seine Liebe für Beide, und aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist das Werk des Grafen Szecheny ein zeitgemäßes, und verdient jede Achtung und Beachtung redlicher Vaterlandsfreunde, wenn man auch nicht in jeder Einzelnheit mit dem Verfasser vollkommen gleicher Meinung wäre.

Räthsel.

Sag an, wie heißt die Schule, mein Kind,
Wo lauter gehorsame Schüler sind,
Wo nie mit dem einen der andre streitet,
Wo Ein Schulmeister das Ganze leitet,
Doch ohne Provisor fertig wird?

Zwar ist er freilich ein Schultyrann,
Haut zu, wo Güte nicht bessern kann,
Vertreibt die Buben, die seinen Kindern
Die Lust an Zucht und an Pflege mindern;
Doch Ehre macht ihm die Schule gewiß.

Nürnberger Trichter sind hier beliebt,
Wodurch man den Rohen Feinheit gibt;
Wenn Köpfe darüber zu Grunde gehen,
So wird man dafür bald andere sehen,
Doch edler entfaltet sich ihre Natur.

Die Zöglinge können zu Tausenden seyn;
Ist der Unterricht wechselseitig? O nein!
Der beste Zögling, er wird nicht wissen,
Was und warum er hat lernen müssen,
Doch werden sie häufig examinirt.

Und welcher gut in der Prüfung besteht,
Bald aus der Schule ins Leben geht,
Da darf er sich keck zu den Besseren zählen,
Und darf sich mit keinerlei Arbeit quälen;
Doch zeigen sich reichliche Früchte der Zucht.

J. O. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 135.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 7. Juni 1830.

Der Spott macht kalt des Sängers Herz; mit Wonne
Erschließt sich's vor des Beifalls goldner Sonne.

Moore.

Die Tadler.

Menschen mußt ich oft begegnen,
Die das Dichterstreben tadeln,
Die, statt diesen Drang zu segnen,
Ihn durch bittres Wort entadeln:
Und die schmerzlichsten Gefühle
Uebermannten mir die Seele,
Sah ich, wie die Welt so viele
Um verdienten Kranz bestehle.

Nein! sie können es nicht wissen,
Was sie jenen, die da dichten,
Statt vom Munde wegzuküssen,
Durch so herben Spott vernichten.
Nein! sie können es nicht glauben,
Daß sie durch so harte Reden
Herzen das Vertrauen rauben
Und den Seelenwerth befehden.

Nein! die Welt ist nicht so sündig,
Edlem Werk sich zu verschließen:
Längst sind alle Herzen mündig,
Um es freudig zu begrüßen;
Wolken sind es und nichts weiter,
Die nur leicht vorüberschauern,
Und ist erst der Himmel heiter,
Wird zur Doppellust das Trauern.

Mitleid wohnt in allen Kreisen,
Mitgefühl in jeder Seele:
Wollt ihr ab den Bettler weisen,
Daß er sich im Jammer quäle? —
Bettlern sind die Dichter ähnlich,
Die um Herzen zu euch flehen,
Und mit kaltem Wort gewöhnlich
Statt mit diesen weiter gehen.

Aber gebt ihr, was er flehte,
Mild dem Sohne der Kamöne,
Perlt auf eurer Wangen Röthe
Der Empfindung Götterthräne:
Dann kann der Beglückte länger
Nicht die Freude an sich halten,
Und ihr seht den armen Sänger
Sich zum König umgestalten.

Plötzlich steht er da als König,
Strahlen, Blumen, Düfte, Sterne
Sind ihm alle unterthänig
Und gehorchen ihm so gerne;
Seinen Königsmantel kränzet
Milder Perlen reiche Menge,
Und auf seinem Scheitel glänzet
Hell die Krone der Gesänge.

Manfred.

Chinesische Sitten.

Nach den Reiseberichten des Russen Dobell.

Armee. Mechanische Künste. Petitsmaitres. Die Frauen.

Schon oft hörte ich sagen, die Kriegsmacht des chinesischen Reichs sey über eine Million stark. Es mag seyn, aber ich kann versichern, daß es wohl nie ein großes Heer gab, das verhältnißmäßig so schwach, zur Vertheidigung des Landes so ungeschickt und in der Kriegskunst so unwissend war als dieses. In der Provinz Fokien war ein Bürgerkrieg ausgebrochen, die Soldaten vermochten ihn aber nicht zu dämpfen; doch dazu machen sie in der Regel auch gar keinen Versuch; wenn sich acht bis zehntausend Menschen zusammenrotten, um Familienzwiste zu schlichten, so sehen sie ruhig zu, bis Blut geflossen ist, und unterhandeln dann mit den Siegern, damit sie ihnen Einige von der unterliegenden Parthei ausliefern. Sodann schickt der Gouverneur einen pompösen Bericht von seinem Siege über die Rebellen nach Peking und sucht um die Erlaubniß nach, den Gefangenen die Köpfe abschlagen lassen zu dürfen; kaum ist die Antwort da, welche beständig bejahend ausfällt, so gehen die Unglücklichen zum Tode, und der Handel hat ein Ende.

Es läßt sich nicht läugnen, daß es die Chinesen in mechanischen Künsten in gewisser Hinsicht sehr weit gebracht haben; aber offenbar ist dieß keine Folge eines regelmäßigen Fortschreitens der Wissenschaften; es scheint vielmehr von der jahrhundertlangen Erfahrung herzurühren, und sie haben es wohl nur mit unendlicher Mühe auf einen Punkt gebracht, auf dem sie auch stehen geblieben sind und stehen bleiben werden, wenn sie ihre Vorurtheile nicht ablegen und den Weg der wahren Bildung betreten. Allerdings stehen die chinesischen Seidewaaren in Hinsicht auf Glanz und die Kunst, die Farben zu fixiren, sehr über den unsrigen; dieß rührt aber von keiner besondern Beitze, überhaupt von keiner den Europäern unbekannten Verfahrungsart her. Ich sah einmal Seide färben; ihr Verfahren dabei war ganz einfach, und sie wandten dieselben Säuren an, deren man sich gewöhnlich in Europa bedient. Der Glanz und die Dauer ihrer Farben sind wohl ihrer großen Uebung in Anwendung der Säuren, dem Klima und einigen andern günstigen Umständen zuzuschreiben. Wegen des sehr niedrigen Taglohns stellt man sehr viele Menschen an; die Arbeit geht unbegreiflich schnell vor sich und so lange ein Nordwind, Lay-sung genannt, weht, hängt man die Seide sogleich zum Trocknen auf. In jedem andern Klima und bei einer andern Verfahrungsart brauchte man sicher mehr Zeit dazu, und schon dadurch müßten die Farben sehr leiden. Niemals färben die Chinesen reiche Stoffe, bevor nicht der Lay-sung zu blasen angefangen, was gegen Ende Septembers oder zu Anfang Oktobers geschieht. Dieser Wind hat eine außerordentlich trocknende Kraft. Nie verpacken die Chinesen Thee oder Seide zur Ausfuhr bei feuchtem Wetter, wenn sie nicht die Fremden, die früher abgehen wollen, dazu zwingen. Beim Weben der Stoffe mögen sie Methoden haben, die wir nicht kennen, beim Färben aber gewiß nicht.

Viele Europäer möchten wohl glauben, unter einer so ernsten, gesetzten, einförmigen Nation werde es keine Petitsmaitres, keine Bonvivants geben. Sie irren sich sehr: wohl wenige Länder haben mehr von jenem kostbaren Menschenschlage aufzuweisen, als China, wenn sich gleich ihre Talente nicht so hoch ausgebildet haben mögen, als in andern Ländern der Welt. Die Toilette eines chinesischen Petitmaitres erfordert großen Aufwand; sein Anzug besteht aus den reichsten Seidestoffen; seine Stiefeln und Schuhe haben eine besondere Form und sind aus dem schönsten weißen Atlas von Nanking; die Sohle muß eine bestimmte Höhe haben, um seine Kniee schlingen sich zierliche Stickereien, seine Pfeifen sind äußerst kostbar, sein Tabak kommt aus der besten Manufaktur in Fokien, er trägt eine goldene englische Uhr, einen Zahnstocher an einer Kette von kostbaren Perlen und einen Fächer, der zu Nanking verfertigt und mit Chulanblumen parfümirt ist. Auch seine Dienerschaft ist in Seide gekleidet; sein Palankin, kurz alles, was um und an ihm ist, muß so zierlich seyn als der ganze Mann. Begegnet er einem seiner Bekannten, so gibt er sich mit seinen studirten Manieren ein so großes Ansehn als der raffinirteste Elegant in Europa, und dazu kommt noch all das langweilige Ceremonienwesen, womit die Chinesen so freigebig sind. Es gibt viele reiche Chinesen, die sich aus Geiz nur äußerlich putzen, während das Hemd und die Unterkleider, die sie längere Zeit nicht wechseln, trotz des reichen Ueberwurfs, der sie größtentheils verbirgt, am Hals und an den Ermeln die Unreinlichkeit der Herrn verrathen. Diejenigen, welche mit Europäern umgeben, achten mehr auf Reinlichkeit; im Allgemeinen aber sind die Chinesen nicht so reinlich, als sich nach ihrem warmen Klima vermuthen ließe. Sie ergeben sich sinnlichen Genüssen aller Art und haben nur allzugroßen Hang, es in Allem aufs Aeußerste zu treiben. Auf ihren Theatern habe ich Scenen aufführen sehen, die ich nimmermehr beschreiben könnte, und zwar vor Frauen, die sich sehr daran zu belustigen schienen. Aber freilich lernen auch die Weiber weder lesen noch schreiben; sie verstehen sich auf nichts als auf Handarbeit mit der Nadel und auf Musik, wenn diese anders den Namen verdient; die Zeit zu tödten, spielen sie Karten oder Domino und rauchen in einem fort. Männer und Frauen kommen in den wohlhabenden Klassen niemals in Gesellschaft zusammen; es ist eine Schande für den Chinesen, mit seinen Weibern zu essen, die sogar nicht im nämlichen Haustheile wohnen; ich kannte indessen mehrere, die sich darin über das Herkommen wegsetzten und denen dieß, nach ihrer Versicherung, sehr behagte. Die

Vielweiberei hat sicher dem moralischen Charakter der Chinesen großen Eintrag gethan; es gibt Leute, die sogar in höherem Alter immer noch mehr Frauen nehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Georg Bernhard Bilfinger und seine Korrespondenz.

Von Gustav Schwab.

(Fortsetzung.)

„Euer Excellenz, schreibt B. an Grävenitz, beweisen mir „Abwesenden dero Gnade bei einer solchen Gelegenheit und „auf eine solche Art, daß Jedermann mit mir gestehen muß, „dero Erlauchten handeln hierinnen nach dero angebornen „Großmuth und über meine Verdienste.“ Nachdem nun Bilfinger seinen innern Kampf geschildert, gibt er endlich seine Einwilligung, die angebotene Stelle anzunehmen, verehrt den Willen Gottes mit demüthiger Anbetung, und hat sich dieser Beförderung durch ein unterthäniges Dankmemoriale gehorsamlich unterzogen. Dann geht er auf die Verläumdungen seiner Feinde über: „Ich vernehme, „daß man hin und wieder von falscher Lehre und gefährli„licher Weltweisheit viel Anstößiges auf mich vorgebe. „Gott rechne es denen nicht zu, die falsch Zeugniß geben „auf die Unschuldigen! Ich glaube, daß gelehrte und red„liche Männer irren können. Die Wolfische Philosophie „habe ich fleißiger und unpartheiischer untersucht, als alle „die übrigen, und würde sie ferne von mir verbannen, „wo sie den Lehren und symbolischen Büchern unsrer evan„gelischen Kirche entgegen wäre, ich würde mich nicht un„terstehen, eine Professur anzunehmen, dabei man sich „vor Gott und Fürsten verbinden muß, nach denen Glau„bensbüchern unserer Kirche zu lehren, und dieses in der „Gemeinschaft und gleichsam unter der Aufsicht anderer „wackerer Gottesgelehrten, die nicht versäumen würden, „den Betrug in Zeiten zu entdecken; zumal da ich „durch Gottes Gnade nicht nöthig habe, um „Brod zu gehen, oder mich mit falschem Schein „in ein Amt zu drängen. So wie mein Herz vor „Gott offenbar ist, so zeuge ich hiermit vor Ew. Erlauch„ten, daß ich den Lehren unserer Kirche zugethan bin und „bleibe; also daß sich in diesem Fall keine Hinderung mei„ner Beförderung in der That selbsten hervor thun kann; „es wäre denn, daß man solche Versicherung vorläufig „verlangte, welche ich, ohne Bestärkung eines gleichsam „billigen Verdachtes nicht von mir ausstellen könnte.“ Nachdem er wiederholt den Wunsch ausgedrückt, lieber die Professur der Mathematik zu erhalten, schließt er seinen Brief voll Rührung: „Gott belohne, die da Gutes „thun an Gegenwärtigen und Abwesenden, so wie dero „Excellenz an mir, als an einem Menschen, der „sich seines Vaterlandes verziehen hatte. „Bin ich's werth, so empfehle ich mich zu dero Gnade, „als Ew. u. s. w.“

Dieser merkwürdige Brief, der uns in Bilfingers Herz sehen läßt, zeichnet sich durch einen besonders reinen Styl aus. So concis, so natürlich, so sauber von lateinischen und französischen Brocken, haben neben Mosheim, im Jahre 1729, wenige in Deutschland geschrieben.

In Petersburg fand Bilfingers Entlassung weit mehr Anstand, als dieselbe früher in seinem Vaterlande gehabt; erst nachdem ein volles Jahr verflossen und alle Bemühungen, ihn zurückzuhalten, vergebens waren, wurde er endlich ungern, aber in Gnaden, mit Beibehaltung seines Charakters, nebst einer jährlichen Pension von 400 fl. entlassen, und kehrte im Jahr 1731 ins Vaterland zurück. Mit ganz leichtem Herzen mochte er nicht kommen, denn er hatte durch seinen Freund Tafinger einige Jahre früher (1. Juli 1727) untröstliche Nachrichten über den Stand der dortigen Dinge erhalten. „In Stutt„gart ist eben ein großes Lamentiren,“ schrieb ihm dieser „damals, „weil nunmehr die ganze Kanzlei hinaus muß „auf Ludwigsburg. Hr. Reg. Rath Seubert hat nur die „geringste Remonstration vor seine Person gemacht, so ist „er in Ungnaden abgeschafft worden..... In Tübingen „würde der Lärm *) eben so groß werden, „wenn die Universität auf Stuttgart müßte, „welche Zeitung sich wieder geregt hat. Einige halten's „zwar für abentheuerlich, ich glaub' aber wohl, daß ich's „als eine Wahrheit schreiben darf, daß man bei Hof auf „den Gedanken kommen, auch daß der Herr Kanzler „deßwegen auf Steden citirt worden, mit ihm davon zu spre„chen, obschon in Tübingen hievon Niemand nichts weiß; „was aber abgeredt worden, und ob auf dem Gedanken be„harret werde, ist ganz noch ein Geheimniß.“

Doch, als Bilfinger zurückkam, war davon nicht mehr die Rede. Noch in demselben Jahre wurde das Land durch die Gefangensetzung der Gräfin von Würben beruhigt. — In Tübingen machten bald Bilfingers Vorlesungen, wie seine Grundsätze, das theologische Stift zu regieren, großes Aufsehen, und seine aufgeklärte Denkungsart leistete der Universität großen Nutzen. Zwar war der Mann, der selbst vermöge seines Genies Schöpfer eines philosophischen Systems hätte werden können, nur der Anhänger eines fremden Systems; aber er war kein sklavischer Nachbeter desselben, er erweiterte, verfeinerte, modificirte dasselbe und vertheidigte es mit neuen Gründen. „Jedermann, sagte mir sein greiser Neffe, wunderte sich, daß er aus dem trockenen Ding so viel zu

*) Von diesem Lärm im Jahr 1727 wußte bisher die Geschichte unsers Vaterlandes nichts.

machen wußte. Aber wo er schaffte, da wurde es **Licht**." Seine theologische und philosophische Moral war sehr rein, und sein Beispiel predigte sie noch lauter als sein Vortrag. „Das ganze Leben, war sein Wahlspruch, muß „ein ununterbrochenes Streben nach Besserung seyn. Das „Leben des rechtschaffenen Mannes, sagte er zuweilen, „muß seyn, wie die großen Frakturbuchstaben: Ein Zug „muß gehen durchs Ganze hindurch." Ueber der Theologie und Philosophie vernachlässigte er übrigens die Mathematik und Physik nicht. Seine Lieblingsbeschäftigung war die **Fortifikationskunst**. Noch wenige Jahre vor seinem Tode erhielt er für eine Erfindung in derselben vom russischen Hofe ein Geschenk von zweitausend Gulden. Damals aber hatte diese Liebhaberei den entscheidendsten Einfluß auf sein Lebensschicksal.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, 20. März.

(Fortsetzung.)

Pompeji. Antike Kunst.

Man begann die Ausgrabung in einem der Häuser, welche in der breiten, seit einem Jahre entblößten Straße liegen, und gleich einem Leichenkomitat umstand die auserwählte Gesellschaft den Fleck, dessen Schooß uns Roms alte Gefäße zeigen sollte. Ich wußte, daß man oft drei bis vier Tage sucht, ehe man nur ein Stück findet, und war daher nicht wenig erstaunt, gleich im ersten Augenblicke eine Bronzeschüssel hervorbringen zu sehen. Gleich darauf kam ein Pferdezaum, anderes Pferdegeschirr, mehrere Lampen, noch ungebrauchtes Geschirr von Terra cotta, ja sogar ein Becher, in welchem ein ganzes und ein halbes Ey lagen, so, wie wenn es so eben aufgeschlagen wäre. Ich wurde aufmerksam durch den raschen Gang dieser Auffindungen, besah mir die Erde, in welcher gegraben wurde, fand sie überall schon aufgelockert und nahm nun einen der Wächter auf die Seite und ins Verhör, wo ich denn auch ohne Mühe erfuhr, daß die hier gezeigten Dinge in den lezten vierzehn Tagen zwar aufgefunden worden seyen, daß man aber gewöhnlich bei Anwesenheit fremder Herrschaften Mehreres zusammenlege, um die Ausgrabung interessanter zu machen. Als ich zur Gesellschaft zurücktrat, hatte man eben eine ganz frische Orangenschale gefunden, die unter allgemeinem Lächeln in der Gesellschaft herumging; so weit konnte doch die Täuschung nicht gehen, und ich bewunderte die jungen Fürsten, die so artig waren, den ganzen Hocuspocus mit anzusehen, obschon sie die Spiegelfechterei so gut wie wir erkannt hatten.

Von außerordentlichem Interesse ist Pompeji für die Kenntniß des Kolorits; denn wenn wir auch gleich die Form der Waffen, Gefäße, Kleidung ꝛc. früher gekannt, so fand man doch hier zum erstenmale die Farben derselben. Reich sind die Aufschlüsse über das bürgerliche Leben der Alten, ihre so beschränkten Wohnungen, die nette sinnreiche Eintheilung derselben, und Unzähliges andere, worunter besonders der Gebrauch der Glasfenster gehört, worüber man sich so lange gestritten, und der hier zur Evidenz nachgewiesen ist, da man im Hause des Diomeds einen Fensterstock mit Glas und Rahmen gefunden hat. Worin ich mich jedoch am meisten getäuscht hatte, und worin ich den Enthusiasmus meiner Landsleute am wenigsten theilen kann, dies sind die Malereien in Pompeji. Man überläßt sich nur zu allgemein der Begeisterung, mit welcher selbst einsichtsvolle Männer diese Arbeiten in den Himmel hoben, und es war bereits eine Zeit, wo man zu behaupten wagte, daß man hier den Maßstab finde, wie weit die neue Kunst unter der hohen Stufe stehe, welche die alte erstiegen habe. Ganz Europa staunte diese Gemälde an; die geschicktesten Meister bedienten sich ihrer als Modell; sie brachten eine förmliche Revolution in der Malerkunst hervor, und man pries den glücklich, den man diesem hohen Vorbilde nahegekommen glaubte. Man räumt unstreitig dem Antiken zu viele Vorrechte ein, blos weil es antik ist. Die bescheidenen Monumente des kleinen Pompeji überraschen auf ganz andere Weise, als die für das Erstaunen von Jahrtausenden errichteten kolossalen Gebäude der stolzen Roma. Man ist wunderbar aufgeregt, sich nach achtzehn Jahrhunderten in dem Asyle der gleichsam eben entflohenen unglücklichen Pompejer zu finden; Alles an dem Orte zu sehen, wie sie ihn eben verlassen hatten, die Früchte, das Brod, den Wein, wie sie eben zum Gebrauche aufgestellt waren; in den Gemächern zu wandeln, deren Reliefs und Bilder die Menschen der damaligen Zeit darstellen, wie die Frauen sich Morgens, wie in Gesellschaft trugen, wie sie sich die Haare flechten ließen, wie sie sich reizend überall bewegten. Allein diese Aufregung sollte uns nicht verleiten, einen besondern Kunstwerth in meistens doch ganz mittelmäßig und flüchtig gemalten Produkten zu suchen, blos weil sie einer Zeit angehören, welche wir nun einmal in allen ihren Beziehungen anzubeten uns gewöhnt haben. Wie kann die mindeste Täuschung stattfinden bei architektonischen oder Landschaftszeichnungen, wo keine Spur von Perspektive zu finden ist? Wie kann man in einer Gattung von Malerei Kolorit erkennen, welche selbst die Mittel nicht kannte, sich dasselbe zu verschaffen? Und wo ist Reinheit der Form und Korrektheit der Zeichnung in diesen flüchtigen Skizzen und Umrissen zu finden? Und mehr als dieses sind doch die meisten dieser Malereien nicht. Unbestreitbar dagegen ist der Geist, welcher in Allem herrscht, was man hier von Malerei findet, und wenn man den Löwen an der Klaue kennt, so kann man von diesen Kopien, denn für etwas Anderes wird man wohl die meisten Gemälde in Pompeji nicht ausgeben wollen, auf die großen Konzeptionen der alten Maler schließen. So oft auch gegen Zeichnung und Wahrheit angestoßen ist, so geht doch das geistige Prinzip herrschend und siegreich durch die Produkte aller Künste jener Zeit. Darin liegt aber eben der Grund, warum gerade diese Gemälde dem Künstler nicht zur Nachahmung empfohlen werden dürfen; denn der Geist läßt sich nicht kopiren, und die Form ist beinahe durchgehends inkorrekt. Was noch allein hier zu studiren wäre, ist die Eleganz und unendliche Grazie, welche sich in allen Figuren ausdrückt und welche eine Leichtigkeit über alle Bewegungen verbreitet, die vielleicht allein in unserer Zeit nicht erreicht worden ist, weil uns hier, wie überhaupt im Norden, die Naturanschauung fehlt und unsere Künstler genöthigt sind, zur Antike ihre Zuflucht zu nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 136.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienstag, 8. Juni 1830.

— Gunst will nicht seyn getrieben.
Ein Herr, der Liebe sucht, der muß zum ersten lieben.

Opiz.

Georg Bernhard Bilfinger und seine Korrespondenz.

Von Gustav Schwab.

(Fortsetzung.)

Die Befestigungskunst war es, die das Auge Karl Alexanders*), des Thronfolgers, kurz nach seiner Rückkehr ins Vaterland, auf den außerordentlichen Mann lenkte. Die bedeutende Sammlung von Briefen dieses Prinzen, vor seinem Regierungsantritt, an Bilfinger, die vor mir liegt, wirft auch auf ihn, den die Geschichte bisher so streng beurtheilt hat, ein günstigeres Licht. Diese Briefe beweisen, daß er nicht blos, was man ihm zugesteht, ein im Krieg ergrauter Held war, sondern auch, daß er ein warmes, für Freundschaft empfängliches Gemüth, einen gebildeten Geist und große Hochachtung vor Gelehrsamkeit und Talent hatte. Karl Alexander, damals schon ein Mann von 46 Jahren, und schon im 13 Jahre Krieger, erholte sich von den Strapazen seiner vielen Feldzüge im Sommer 1732 einige Wochen im Wildbade, wohin, vielleicht von ihm berufen, auch Bilfinger kam, in dessen Umgang er hier die ganze Zeit zubrachte. Von dieser Bekanntschaft her datirt sich ein sehr lebhafter Briefwechsel, dessen Inhalt sich über Materien aus der Befestigungskunst verbreitet, und durch welchen Bilfinger dem Prinzen von Tag zu Tage lieber, ja unentbehrlicher wurde.

*) S. über ihn Pfaffs Geschichte Würtembergs. Zweiter Band. S. 388 – 419.

Der erste Brief Karl Alexanders ist von Winnenthal, der Residenz desselben, geschrieben und vom 5ten December 1732 datirt: „Würdiger, hochgelehrter, sonders geliebter Herr Professor. Ich habe denselben nochmalen sehr vielen Dank, daß Sie mir durch dero angenehme Gegenwart die Zeit im Wildbad so angenehm haben passiren machen, und nachdem ich bei meiner Rückkunft den Riß von Belgrad, nebst dem beigefügten Profil allhier wieder gefunden, so habe solchen dem Herrn Professori hiemit kommuniciren, dabei aber bitten wollen, wenn Sie ihn genugsam betrachtet und examinirt, mir solchen wieder pitschiert zu übersenden. Und gleichwie übrigens dieselbe bei mir und meiner Gemahlin in ganz besonder ergebenem Andenken verbleiben, also erwarte ich auch nur Gelegenheit, Ihnen zu zeigen, mit wie viel Estime und Zuneigung ich seye, des Herrn Professoris besonders wohlaffektionirter Karl Alexander H. z. W." In diesem wohlwollenden Tone sind alle Briefe des Prinzen an Bilfinger geschrieben; ja schon im zweiten (W. 20ten December) unterschreibt er sich „mit sonderm Attachement" „als wohlaffektionirter Freund," und bittet um die Gefälligkeit, daß Bilfinger „auf die instehenden Weihnachtferien ihm einige Tage schenke, damit sie mit einander arbeiten können." Dieß geschah, und der Prinz dankt ihm herzlich für den lieben Besuch; ein ander Mal versichert er ihn seiner „ganz besonderen Freundschaft." Mit der Stubengelehrten Ansichten konnte sich aber der erfahrene Kriegsheld nicht immer vereinigen, und sie scheinen

ihm zuweilen ein Lächeln abgelockt zu haben. So schreibt er unterm 23ten Januar 1733: „Ich habe dero Schreiben „vom 18ten Hujus mitsamt dem Buche erhalten, und in „demselben viel Schönes ersehen, doch zweifle ich „aus ein und andern Dingen, daß er (der Ver„fasser) ein wirklicher Praktikus seye, indem „er dem Feind einen allzugroßen Terrain gelassen, wodurch „man ihme seine Flanquen sehr inkommodiren kann u. s. w." Auch meint der Prinz, des Verfassers Contreskarpen könnten bei der Nacht gar leichtlich alle beide durch Sturm zugleich verloren gehen, „dergleichen ich selbsten eine de„fendiret, mithin am besten weiß, wie viel Vorsorg es „mir gekostet, und mit wie viel Arbeit und Präcautio„nen ich es dahin gebracht habe, daß dem Feind die Lust „darzu vergangen ist, da ich doch, zum Ueberfluß, um „selbige zu souteniren, wohl verpallisadirte Flechen mit „ihren Kommunikationen und Traversen gehabt." Dann heißt es bald: „und sage ich Ihnen ohne Flatterie, daß „mir Ihre dabei gesezte Remarquen besser als das Buch „selbsten gefallen." Und schon wieder möchte er den Professor bei sich in Winnenthal haben. Von nun an unterschreibt er sich als „wahrer Freund und Diener," er versichert, daß es ihm und seiner Gemahlin ein rechtes Vergnügen seyn werde, ihre „Zuneigung durch wirkliche Zeugnisse bestätigen zu können." (W. 16ten Februar 1733). Auf dem Wege nach Eger ins Bad schreibt er ihm von Frankfurt aus einen ganz eigenhändigen französischen Brief (13ten April 1733), und vor seiner Abreise nach Belgrad (denn seit dem Frieden von 1718 war der Prinz Statthalter von Belgrad und Servien) mußte Bilfinger (am 10ten Mai 1733) noch nach Winnenthal zu einer Abschiedsunterredung kommen. In Belgrad, mitten unter „vielerlei ver„drießlichen Geschäften und in Zeit seiner Abwesenheit ein„geschlichenen Unordnungen" vergißt er doch seines gelehrten Clienten nicht, er erzählt ihm (24ten Juni 1733): „daß die zu Belgrad auch noch nicht Alles ausstudirt," und „wünscht öfters bei ihm zu seyn, und über ein und anderes „mündlich zu konferiren." Die Korrespondenz war aus dieser weiten Ferne so lebhaft wie von Winnenthal aus; und als die Gemahlin des Prinzen ihm nach Belgrad nachfolgte, so nahm sie Bilfingern ein Kästchen (mit Instrumenten oder Modellen) an den Gemahl mit und verabschiedete sich brieflich als seine „Ergebene Freundin Augusta, Herzogin zu Würtemberg." (Stuttgart 28ten Sept. 1733). Der Begleiter des Prinzen, Hofrath Neuffer, der früher dem Professor ziemlich vornehm geschrieben, schickt ihm jezt mit einem ganz scharmanten Briefe aus Jagodina (29. August) vier Sorten Melonen, „die von solcher Güte sind, auf der kaiserlichen Tafel aufgetragen zu werden." Nur ein Quartanfieber des Prinzen unterbricht den Briefwechsel ein wenig; dann findet sich folgender lezte Brief von Wien den 14ten Nov. 1733: „Würdiger, sehr werther Herr Professor! dessel„ben zu verschiedenen Malen abgelassene, sambt dem leztern „Riß habe gnädigst wohl erhalten, und gleichwie demselben „den gnädigsten Dank dafür erstatte, als versichere, daß mir „ein besonderes Plaisir machen werde, je und alle Zeit zu „bezeigen, wie mit besonderer Affektion und Gnade ihme „allezeit stets wohl beigethan verbleibe, des Herrn Pro„fessors affektionirter Karl Alexander." Der veränderte Ton dieses Briefes deutet nicht etwa auf eine Erkältung; er gibt nur zu erkennen, daß nicht mehr blos der Prinz zum Freunde, sondern daß der Herzog zum Unterthan spreche; denn Eberhard Ludwig war seit vierzehn Tagen (31ten Okt.) gestorben; ein Eilbote hatte ohne Zweifel den neuen Herzog in Servien gesucht, und auf der Reise zur Thronbesteigung war dieses Schreiben erlassen. Im übrigen berief der Fürst den Professor sogleich nach seiner Ankunft, in den ersten Tagen seines Regierungsantritts zu sich; nach dem Verfluß eines Jahrs kam der Herzog selbst nach Tübingen, besprach sich wiederholt mit Bilfinger über Gegenstände der Fortifikation, nahm ihn mit sich auf die Festung Hohentwiel, und war wahrhaft entzückt von seinen Kenntnissen und seinem Umgang.

So dürfen wir uns nicht wundern, wenn uns in den Papieren die Kopie eines Rescriptes vom 18ten Dec. 1734 begegnet, durch welches der Herzog in Gnaden resolvirt: „den bisherigen Professorem zu Tübingen, Johann (Georg) „Bernhard Bülfinger, aus besondern, in seine vielfältig „comprobirte Wissenschaften, Geschicklichkeit, Einsicht und „Probität setzenden Vertrauen um Uns zu haben; zu „welchem Ende wir ihn zu Unserm wirklichen Ge„heimen Rath mit Rang und allgewohnlichen Präroga„tiven, auch Besoldung*) und Emolumenten gnädigst er„nannt haben wollen."

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Nach einer beigelegten Liste 1500 Gulden theils Geld, theils Naturalien.

Chinesische Sitten.

(Beschluß.)

Weiber. Theater. Spiele.

Als ich eines Tages bei einem reichen Kaufmann speißte, führte man vor uns Scenen auf, in denen sich der ganze Witz darum drehte, daß ein tyrannischer Ehemann seine Weiber unbarmherzig prügelt; wir erkundigten uns, ob die Reihe des Zuschlagens nicht zuweilen auch an leztere komme, und baten unsern Wirth, zu unserer Unterhaltung auch ein Stück solcher Art geben zu lassen. Er war es zufrieden und ließ auf der Stelle zwei oder drei Lustspiele aufführen, in denen die Weiber wahre Furien waren und der Mann gar schlimm wegkam; die anwesenden Fremden lachten aus vollem Herzen, und wir

konnten wohl denken, daß es den Frauen großen Spaß machte; als aber der Hausherr dieß inne wurde und merkte, daß wir einen und den andern Scherz auf ihn bezogen, wurde er ernsthaft, verlegen und litt nicht, daß weiter gespielt wurde. Wir können daraus schließen, daß die Frauen, troz der despotischen Härte, mit der sie behandelt werden, über ihren gestrengen Herrn zuweilen Meister werden. Als ich mich genauer umsah, bemerkte ich, daß, wenn ein Chinese in eine seiner Frauen verliebt wird, sie ihn gewöhnlich unter den Pantoffel bringt. Die Reichen wissen übrigens von häuslichem Glück so viel als nichts; sie bringen ihre meiste Zeit mit Wasserpartien, im Schauspiel, bei den Wachtelkämpfen, mit Spielen u. dergl. zu.

Das Spiel ist das herrschende Laster in allen Ständen, und wird bis zur größten Ausschweifung getrieben. Der Gouverneur und Vicekönig von Canton hatte dagegen sehr strenge Maßregeln ergriffen; er hatte die Spielhäuser schließen und die Eigenthümer streng bestrafen lassen; aber nicht lange, so gab es wieder so viele als zuvor und sie wurden besucht, als ob nichts geschehen wäre. Die einzige Ursache davon ist sicher des Goldes mächtiger Reiz; denn Gold ist der alleinzige Seelenhebel eines Chinesen, der Gott, zu dem er am inbrünstigsten betet; und dieß ist nicht zu verwundern, sieht er doch, wie dieser Gott den Stock der Gerechtigkeit ablenkt und dem Henker in den Arm fällt. Außer Karten und Würfeln haben sie noch verschiedene andere besondere Spiele. Die beliebtesten sind die Wachtelkämpfe, die Grillenkämpfe und der Federball, der mit dem Fuß geschlagen wird. Will man zwei männliche Grillen kämpfen lassen, so sezt man sie in ein irdenes Gefäß von sechs bis acht Zoll im Durchmesser; jeder treibt seine Grille mit einer Feder an, worauf sie rings um das Gefäß laufen; sie stoßen sich, so oft sie einander begegnen; ist dieß ein Paar Mal geschehen, so gerathen sie in Wuth und kämpfen so lange fort, bis sie einander zerreißen. Damit belustigen sich die gemeinen Leute; der Wachtelkampf dagegen ist ein Zeitvertreib der Reichen. Die Kampfwachteln erfordern sehr sorgfältige Pflege; jede hat einen besondern Wärter, der sie beständig in einem Sack mit sich trägt und sie nur, so viel ihre Gesundheit es verlangt, oder um sie zu füttern, an die Luft bringt. Will man zwei Wachteln kämpfen lassen, so stellt man sie mitten auf einen Tisch, um den sich die Wettenden stellen, und wirft ein Paar Hirsekörner zwischen dieselben. Sind es muthige Thiere, so greift die eine die andere im Augenblick, wo sie fressen will, an, und sie kämpfen muthig eine oder zwei Minuten; der besiegte Vogel fliegt weg und der Sieger bleibt im Besitz der Hirse. Die Reichen haben immer eine beträchtliche Anzahl Wachteln, damit sie Kämpfe genug halten können, um einen großen Theil des Tags mit diesem Zeitvertreib hinzubringen; auch die Wetten füllen viele Zeit aus; bisweilen wird eine Wachtel, welche durch mehrere hundert Siege berühmt ist, von einem unbekannten und unberühmten Gegner überwunden, und da gibt es dann ungeheure Wetten und neue Kämpfe, bis der neue Streiter auch wieder seinen Mann gefunden hat. Bedenkt man, wie wenig Vergnügen ein solcher Zeitvertreib im Verhältniß zu der Zeit, der Mühe und den Kosten der Verpflegung der Wachteln gewähren kann, so wundert man sich billig, daß er so beliebt ist; allein die ausschweifende Spielwuth ist allein daran Schuld, und ein Paar große Geizhälse, die ich kenne, waren große Liebhaber von jenem Spiel.

Bei Tisch trinkt man zusammen, wie in England; soll es dabei feierlich zugehen, so stehen die Trinkenden auf und treten mitten ins Zimmer, mit den Tassen in beiden Händen; darauf heben sie dieselben zum Munde auf und senken sie dann wieder fast bis auf den Boden; wer am tiefsten hinabkommt, ist der höflichste. Dies wiederholen sie drei-, sechs-, neunmal, wobei einer genau die Bewegungen des andern nachmacht; endlich setzen Alle zugleich die Tassen an den Mund, leeren sie alle miteinander und stürzen sie sodann um, um zu zeigen, daß sie bis auf den lezten Tropfen geleert sind. Nach dieser Operation machen sie wieder dieselben Komplimente, wie zuvor, und begeben sich nach und nach wieder an ihre Plätze, um das Mahl fortzusetzen. Sie haben noch ein anderes Trinkspiel, von dem ich einen Begriff zu geben versuchen will: wenn die Tassen gefüllt sind, so legen die beiden Personen, welche spielen wollen, die rechte Hand auf den Tisch; sie strecken nun nacheinander einen oder mehrere Finger aus und jeder ruft zu gleicher Zeit: einer, drei, fünf u. s. w.; wenn einer erräth, wie viele Finger der Gegner ausgestreckt hat, so muß lezterer trinken. Dieses Spiel hat große Aehnlichkeit mit der Mora der Italiener, nur daß es diese um Geld spielen. Jenes Spiel dauert oft über eine Stunde, bis einer der Spieler, wenn er gar zu oft verloren hat und einen schweren Kopf bekommt, das Feld räumen muß. Wenn man zu Canton an einem Festtage am Fluß spazieren geht, summen einem die Ohren von diesem lärmenden Zeitvertreib, der an manche barbarische Gebräuche unserer trinklustigen Väter erinnert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, 20. März.

(Fortsetzung.)

Antike Kunst und ihre Nachahmer.

Man setze mir Raphael nicht entgegen. Wenn es wahr ist, daß er den Stoff zu seinen Logen in den Bädern des Titus geholt, so können wir darüber nicht mehr urtheilen, da wir seine Vorbilder nicht mehr sehen können, und dürfen sicher annehmen, daß die Gemälde in jenen kaiserlichen Hallen ganz anders ausgesehen haben, als die in den anspruchlosen Wohnungen der Pompejer. Klar ist übrigens, daß der hohe, schaffende Genius, welcher damals von den Griechen auf die Römer übergegangen war, auch in ihrer Malerei vorherrsch-

te; eben so gewiß aber ist es auch, daß, wenn ein junger unbekannter Künstler unserer Tage eines der besten in Pompeji gefundenen Bilder, allenfalls das Konzert, oder Apoll, Chiron und Aeskulap, oder Ulysses und Penelope, täuschend nachbildete, man es wahrscheinlich in allen Gemäldeausstellungen Europas gleichgültig ansehen würde, während man vor den Pompejischen Originalen, die denn doch sichtlich auch nur mittelmäßige Kopien von verloren gegangenen Meisterwerken sind, gläubig sich beugt. Denn so weit geht der Fanatismus für das Alterthum selbst unter aufgeklärten Künstlern, daß sie Schönheit und Antike für synonym halten und dem Studium der Natur entsagen zu dürfen glauben, um servile Nachahmer der Griechen zu seyn. Das Bourbonische Museum in Neapel, in Hinsicht auf Reichthum, Aufstellung und Beleuchtung eines der ersten Europas, beweist, daß die Griechen auf dem Höhepunkt der bildenden Künste standen, und Niemand hat es noch gewagt, ihnen ihre Superiorität streitig zu machen. Der Kultus, welchen man der Schönheit weihte, die Ueppigkeit der Frauen, der Luxus, welcher ihre Reize erhöhte, die Leichtigkeit ihrer Kleidung und der unschätzbare Vorzug, welchen die griechischen Künstler hatten, die kraftvollen Entwickelungen des nackten Körpers zu studiren, vereinigten sich unter dem schönsten Himmel der Erde, ihre Einbildungskraft zu entflammen, ihren Meißel zu leiten und sie zum Sublimen zu führen. Nur ihnen konnte es gelingen, das Ideal zu finden, nur sie konnten Götter schaffen. Wer den Aristides, die Flora, den Herkules gesehen, kann über wahre Schönheit nicht mehr zweifelhaft seyn. Allein Alles hat seine Grenzen, besonders die Skulptur, deren Feld weit beengter als das der Malerei ist, und wenn wir einzelne Meisterschöpfungen der alten Heroen der griechischen Kunst anstaunen, so dürfen wir deshalb noch nicht Alles, was jener Zeit entsprossen, für erhaben anerkennen, und der Künstler, welcher ohne eigenes Urtheil Alles, was antik ist, anerkennen und nachahmen wollte, würde eben so irre gehen als derjenige, der Rubens verwürfe, blos weil er nicht zweitausend Jahre alt ist, und schlimm würde es mit den meisten unserer Alterthumsschwindler aussehen, wenn man sie über das wahre Verhältniß der Kunst zur Natur examiniren wollte. Nach Jahren der mühsamsten Arbeit, nachdem sie ihre Mappen ohne Plan, Zweck und Auswahl mit Zeichnungen gefüllt, wovon sie wohl kaum den zehnten Theil je gebrauchen können, schließen sie sich in ihr Atelier ein, schöpfen aus ihrer antiken Fundgrube und bilden nun hiernach ihre antiken Helden. Allein kalt geht Jeder an diesen kalten Erzeugnissen vorüber, während man sich um die Bilder talentvoller Künstler drängt, welche den klassischen Boden Italiens zwar zum Studium der wahren Antike mit Auswahl benuzt, die aber daneben zugleich die Vorzüge der großen Maler unserer Zeit erkannt haben und in die Tiefen der ewig neuen Natur einzubringen vermochten. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, finde ich nun in den Malereien Pompejis, ohnerachtet ich ihr Interesse und den Nutzen, sie zu studiren, nicht in Abrede stelle, durchaus nichts, was uns in dem Gange der schönen Künste, das ist in ihrer Theorie, oder für die Entwickelung des Wahren und Schönen, auch nur um einen Schritt vorwärts gebracht hätte oder vorzuschreiten fähig machte, und ich glaube selbst beifügen zu dürfen, daß alle Exklamationen über ihr Verdienst als eben so viele Herabsetzungen der wahren griechischen Kunstmonumente angesehen werden dürfen, und daß man das Verdienst unserer eigenen großen Meister befleckt, indem man sie mit diesen unförmlichen Schöpfungen vergleicht, oder ihre Arbeiten sogar unter dieselben herabzusetzen trachtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Mai.

Statistik.

Seitdem die öffentlichen Angelegenheiten von den Stellvertretern der Nation verhandelt werden, und nichts mehr die Bekanntmachung aller das allgemeine Wohl betreffenden Thatsachen hindert, ist die Statistik eine wichtige Wissenschaft geworden; sie kann es auch nur da seyn, wo die Presse völlig frei ist; denn wenn auch in Ländern, wo die Scheere der Censur noch in Bewegung ist, Zahlen frei durchpassiren, so verhält es sich doch nicht eben so mit den moralischen Ergebnissen, die aus diesen Zahlen hervorgehen und welche zuweilen die Nachlässigkeit oder die Unwissenheit der Regierenden bezeugen. In den Staaten, wo eine vollständige Volksrepräsentation stattfindet, werden manche statistische Dokumente verlangt, die sonst wahrscheinlich unter den Papieren der Dikasterien und Ministerien würden vergraben bleiben, so daß also das Licht nothwendig hervortreten muß, das man sonst gern unter dem Scheffel verborgen hielt. Dadurch hat sich die französische Regierung von selbst angewöhnt, statistische Tabellen in ihren Bureaux verfertigen zu lassen, um das Publikum und insbesondere die Deputirten von dem Gange der Dinge vermittelst der Zahlen in Kenntniß zu setzen. So ist die vom Justizministerium herausgegebene Statistik der Verwaltung der Kriminaljustiz in Frankreich eine vortreffliche Arbeit, die im Reiche wie im Auslande verdienterweise gelobt worden ist, und über den moralischen Zustand der Nation wichtige Aufschlüsse ertheilt. Diese Arbeit ist unter dem eben nicht lobenswerthen Ministerium Peyronnets begonnen worden; allein die Ehre gebührt einem wenig bekannten, aber fleißigen Bureauchef. Nicht minder wichtig und weit umfassender, obwohl nicht so leicht zu überschauen, ist die Sammlung von statistischen Tabellen, welche der Präfekt des Seinedepartements herausgibt und wovon bereits vier Bände erschienen sind. Die ersten Bände werden jezt so sehr gesucht, daß die Präfektur genöthigt seyn wird, sie wieder abdrucken zu lassen. Außer den Ergebnissen in Betreff des Gewerbsfleißes und des Handels der Pariser lernt man aus diesen Dokumenten eine Menge nützlicher Dinge, z. B. in welchen Monaten, in welchen Stadtgegenden die größte Sterblichkeit herrscht, ob die Bevölkerung von den Reichern oder von den Aermern den größten Zuwachs erhält, in welcher Jahrszeit das Meiste in den öffentlichen Leihhäusern versezt wird, und wie viel Geld die Aermern jährlich durch dies traurige Hülfsmittel sich verschaffen; wie viel Lebensmittel die große Hauptstadt aus den Provinzen bezieht, und welche Geldsumme sie dafür in Frankreich verbreitet u. s. w. Ein großes Verdienst um diese Sammlung hat sich der Baron Fourier, Sekretär der Akademie der Wissenschaften, erworben, von welchem der Plan herrühren soll; von Hrn. Villot, Bureauchef an der Seinepräfektur, wird er in dieser Arbeit kräftig unterstüzt. Auch die Polizei fängt an, sich von dem Nutzen der Statistik zu überzeugen und hat neulich einen Beamten angestellt, welcher einzig mit dem Sammeln statistischer Thatsachen beschäftigt werden soll. Diese Anordnung ist bisher noch die beste, die der barsche Polizeipräfekt Mangin getroffen hat. Die königliche Briefpost hat ebenfalls ihre statistischen Tabellen anfertigen lassen, die eine leichte Uebersicht über die Korrespondenz der Pariser mit dem übrigen Frankreich und mit dem Auslande gewähren. Kurz, es wird bald ein edler Wetteifer zwischen allen Dikasterien herrschen, um das hellste Licht über ihre Verwaltung und die von ihnen gesammelten Thatsachen zu verbreiten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 137.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 9. Juni 1830.

— Sag,
Warum dein fromm Gebein, verwahrt im Tode,
Die Leinen hat gesprengt? warum die Gruft
Geöffnet ihre schweren Marmorkiefern,
Dich wieder auszuwerfen?

Shakespeare.

Georg I. von England und Lady Horatia.

Nach dem Grafen Walsh.

Am 4ten Januar 1736 war große Bewegung im Schlosse Windsor; die Königin Sophie, Georgs I. Gemahlin, rang mit dem Tode. Sie hatte den König zu sich bitten lassen und Jedermann war aus dem Sterbezimmer entfernt worden; König und Königin waren über eine Stunde allein beisammen geblieben und die Höflinge hatten bemerkt, daß Georg, als er nach der traurigen Unterhaltung herauskam, troz seiner gewöhnlichen Kälte, in Thränen schwamm.

Ohne Schmerz sah Königin Sophie ihren Tod herannahen; die Krone hatte ihr ihres Lebens Bitterkeit nicht versüßen können: sie war von ihrem königlichen Gemahl vernachläßigt worden, den seit mehreren Jahren Lady Horatia D. durch Koketterie und Reize gefesselt hielt. Ein gehorsames Weib, hatte Sophie von Braunschweig schweigend geduldet; jezt, bevor sie starb, wollte sie versuchen, ihres Gemahl unrühmliche Fesseln zu zerbrechen. Als sie Georg an ihrem Todtenbette stehen sah, reichte sie ihm die Hand und sprach mit schwacher Stimme: „Ach! ich stürbe nicht so bald, wenn Du mich geliebt hättest.“

Der König beugte sich nieder auf ihre Hand, küßte sie, ließ einige Thränen darauf fallen und wollte sprechen, aber die Königin fuhr fort: „Georg, jezt ist Alles vergessen, Alles vergeben; Gott, der mich zu sich ruft, sieht in mein Herz; dieses Herz liebt Dich noch, und ich will Dir auch nicht Einen Vorwurf machen, sondern nur eine Bitte an Dich thun.“ Mit diesen Worten richtete sie sich halb auf, drückte dem Könige die Hand, so stark es ein sterbendes Weib vermag, und fuhr fort: „Im Namen des Erlösers bitte ich Dich, und thue es, wo nicht aus Liebe zu mir, doch aus Erbarmen mit mir, bei Deinem ewigen Heil beschwöre ich Dich, Georg, laß ab vom sträflichen Leben, das Du führst. Hätte ich länger zu leben, könntest Du meinen, ich thue diese Bitte an Dich um meines eigenen Glückes willen; aber morgen liege ich kalt in meinem Sarge und fühle nichts mehr; Freund, um Deiner Seele willen beschwöre ich Dich: sieh Lady Horatia nicht wieder.“ — „Ich verspreche es Dir,“ erwiederte der König. „Sophie, sprich nicht so; diese Gedanken thun Dir wehe.“ — „Das haben sie mir gethan; aber jezt sehe ich den Himmel — im Himmel gibt es keine Eifersucht! Wenn Du hinkommst, Georg, da liebst Du nur Gott und mich. Dort liebt man nur, was man lieben soll. Morgen —“ „Laß diese Gedanken; es ist nicht so schlimm mit Dir; die Aerzte versichern, wir dürfen noch Hoffnung haben. Ganz England betet für Dich.“ — „Nicht das Leben hienieden begehre ich; das will ich, darum bitte ich Dich, daß Du an die Welt denkest, in die ich jezt eingehe — ich morgen, Du in einem Jahr.“

Die lezten Worte sprach die sterbende Königin wieder mit voller, kräftiger Stimme; starr hingen ihre Augen an des Königs Blicken, sie sprach nicht mehr, aber sie wies noch mit aufgehobenem Finger gen Himmel. Nach

diesem erschütternden Auftritt schwieg sie lange Zeit, sie hielt die Augen geschlossen und ihre Lippen bewegten sich nur zu unverständlichen Lauten. Da entfernte sich der König von ihrem Lager, und ganz Windsor sah seinen Schmerz.

Wie die Königin vorausgesagt hatte, war sie Tags darauf kalt, und lag todt, mit der Krone auf dem Haupte, auf einem Paradebette. Der ganz Hof in Trauer brachte ihr die lezte Huldigung dar, und als der Wagen der Lady Horatia an der großen Schloßtreppe hielt, traten Pallastoffiziere an den Schlag und meldeten der ehemaligen Favoritin, sie könne nicht vorgelassen werden. Bald wurde es ruchbar, daß sie in Ungnade gefallen sey; man flüsterte es sich zu, indem man durch die Zimmer ging; sogar im Trauergemache hieß es: „hätte man sie früher entfernt, die hier liegt, wäre vielleicht nicht so frühe hingegangen.“ Andere meinten: „es geschieht nur aus Etiquette, die Ungnade wird nicht lange dauern.“ Und diese hatten nicht Unrecht: wenige Monate, und Lady Horatia herrschte wie zuvor. Georg war wieder dem Zauber unterlegen; aber weder seine Liebe, noch die Zerstreuungen, in die man ihn zog, vermochten seinen Trübsinn zu verscheuchen; er war wortbrüchig, und gedachte doch unwillkührlich stets der lezten Bitte der Königin, und obgleich er daran gedachte, vermochte er doch nicht der Zauberin zu widerstehen, die sich doppelte Mühe gab, ihn zu fesseln. Georg war ein großer Freund der Musik; Lady Horatia gab ihm köstliche Konzerte, aber mitten in der rauschenden Lust hörte er eine Stimme rufen: Ich morgen, Du in einem Jahr!

Bereits war die Königin ein halbes Jahr todt. Georg hatte die Favoritin in ihrer Wohnung besucht, in Windsor war sie seitdem nicht wieder erschienen; ihre Eigenliebe und der Wunsch, ihre Nebenbuhlerinnen und Feinde zu demüthigen, erregten indeß in ihr ein lebhaftes Verlangen, wieder bei Hof auftreten zu dürfen. Oft schon hatte sie den König darum angegangen, dieser sie aber immer mit den Worten Trauer und Schicklichkeit abgewiesen: endlich aber sezte sie es doch durch, und sie betrat wiederum das Schloß im glänzendsten Putz und mit der stolzesten Haltung. Nie hatte ihr Auge gebieterischer gefunkelt, nie war des Königs Blick trauriger, niedergeschlagener gewesen, denn er hatte eine schwere Last auf dem Herzen. Peinlich lang ward ihm der Tag. Endlich erlöste ihn die Nacht vom Hofzwange, aber der Gram, der auf seinem Herzen lastete, ging nicht fort mit der Menge. Als er an sein Bette trat, fiel ihm ein, daß die Königin die Draperien und Ornamente gestickt habe; er wollte den Gedanken verscheuchen, er kam immer wieder. Auf seinem Kamin hatte er einen Kalender, seine Augen hefteten sich darauf; er zählte die verflossenen Monate — bereits waren ihrer sechs; auch dieser Vorstellung suchte er vergeblich los zu werden. In der Hoffnung, der Schlaf werde ihn den trüben Gedanken entheben, legte er sich eilends nieder — aber der Schlaf wollte nicht kommen; der ärmste Tagelöhner in seinen drei Königreichen schlief, wenn sein Tagwerk gethan war, er konnte nicht schlafen; vergeblich drehte und wendete er sich auf seinem Lager, seine Augen wollten sich nicht schließen. Durch die hohen, breiten Fenster seines Zimmers warf der Mond lange Lichtstreifen auf die Tapete; da sah er auf einmal zwischen dem Bett und dem Fenster etwas, wie Rauch, mitten im Zimmer aufsteigen: er dachte, ein Funke habe auf dem Boden Feuer gefangen; er stand auf, um es zu löschen, als er aber an die Stelle kam, wo er den Rauch hatte aufsteigen sehen, fand er nichts. Nur bemerkte er, daß es im Zimmer nach Weihrauch und den Beeren roch, die man bei Todten verbrennt. Kaum lag er wieder zu Bette, so sah er von neuem den bläulichen Rauch vom Boden aufsteigen; er glich einer leichten Wolke, bald aber verdichtete er sich; Anfangs waren seine Umrisse unbestimmt, doch nach und nach nahm der wirbelnde Nebel menschliche Gestalt an; dabei aber war das Gespenst, wenn es eines war, durchsichtig geblieben, und die Strahlen des Mondes schienen durch den Körper, der keinen Schatten warf. Georg sah es auf sein Bett zukommen; unwillkührlich drehte er sich um, um das Ding, das ihm übernatürlich däuchte, nicht zu sehen; aber eine Hand, kälter als Marmor, legte sich auf seine nackte Schulter und zugleich sprach eine sanfte Stimme dreimal: Georg, Georg, Georg! Schaudernd, mit kaltem Schweiße bedeckt, wandte nun Sophiens von Braunschweig schuldvoller Gemahl das Haupt, und sah den Schatten der Königin sich gegen ihn neigen. Nur bleich hatte der Tod ihre Züge gemacht; die großen schwarzen Augen strahlten in wunderbarem Glanze im Leichengesicht; gekleidet war sie blos in ein langes Leichentuch, auf ihrem Haupte strahlte noch die Krone, die man Königen und Königinnen im Sarge aufsezt.

(Die Fortsezung folgt.)

Georg Bernhard Bilfinger und seine Korrespondenz.

Von Gustav Schwab.

(Fortsezung.)

Für diesen wichtigen Zeitabschnitt des Bilfinger'schen Lebens verläßt uns großentheils die bedeutendere Korrespondenz, und es scheint, daß viele Briefe aus der nun folgenden Periode von dem Geheimenrath vernichtet worden sind. Nur der Briefwechsel Wolfs geht noch regelmäßig fort *), ohne daß er jedoch für jetzige Leser besonderes Interesse gewährte; nur die nachfolgende Stelle dürfte

*) Die übrigen Hauptbriefe sind Korrespondenzen mit der Petersburger Akademie, seinen dortigen Landsleuten und einem russischen Edelmanne von Bisulin; über den Briefwechsel mit Schulemburg s. unten.

als charakteristische Notiz der Aufbewahrung werth seyn: „der „Kronprinz von Preußen (Friedrich der Große) ist mir „ziemlich günstig,“ sagt Wolf (Marburg den 20ten Dec. „1736) „und hat in meiner Philosophie, mit welcher er sich „anhaltend beschäftigt, große Fortschritte gemacht; auch „die Königin, samt andern hochadeligen Damen, ist meinen „Schriften nicht fremd; was ich besonders dem Grafen „von Manteuffel verdanke, der in beständigem literarischem „Verkehr mit dem Kronprinzen steht.“ Anreden und Unterschriften der Wolfischen Briefe sind seit seiner Amtserhöhung auch ganz anders geworden; es heißt nicht mehr im antiken Style viro amplissimo et celeberrimo S. P. D. Christianus Wolfius, sondern mit tiefer, moderner Reverenz: „Vir perillustris et excellentissime! — nominis „Tui cultor devotissimus Chr. Wolfius.“ Man sieht, der Blick des Philosophen geht nicht mehr hinab zum Schüler, sondern hinauf zur Excellenz.

Bilfinger selbst war nicht verändert. Er hatte sich dem Herzog mit Furcht und Zittern „auf Galgen und Rad“ ergeben; er trat das neue Amt mit schüchterner Bescheidenheit an. Ueberzeugt, daß er von Staatskunst und Landessachen nicht genug verstehe, ging er zwei Jahre lang alle Tage einige Stunden zu einem Verwandten von viel niedrigerem Range, um von diesem die Landeskompactaten zu lernen, und so oft die Lehrstunde schlug, eilte er aus jeder Gesellschaft weg, mit den Worten: „daß er jezt in die Schule gehen müsse.“ Nach zwei Jahren war der geniale Mann einer der einsichtsvollsten Staatsmänner geworden. Sein Einfluß bei dem Herzog dauerte, bis sich dieser dem Juden Süß Oppenheimer in die Arme warf. Mit dieser Periode veränderte sich sein Ansehen und seine wohlthätige Macht. Alle Guten trauerten darüber, nur er blieb gleichmüthig. „Wünschen Sie mir Glück (sagte er einem Fremden, der ihn unter mathematischen Beschäftigungen antraf) zu meiner Ungnade, denn dieser danke „ich es, daß ich wieder unter meinen Zirkeln sitzen darf.“ Die Spießgesellen des Juden Süß, voll Furcht, nach des Herzogs Tode zur Verantwortung gezogen zu werden, fühlten, daß sie einen Mann auf ihre Seite ziehen sollten, dessen Kredit sie schützen könnte. Dazu schlug Hallwachs, des Juden rechte Hand, unsern Bilfinger vor. „Pfui,“ rief unwillig Süß, „der hat ja Verstand mehr als wir alle.“ Dennoch gab er dem Anschlag später seine Zustimmung, und nun machten sich die Verschworenen an die einzige schwache Seite, die man an Bilfinger wahrzunehmen glaubte, an seine Liebe zu seinen Verwandten. Sie stellten einen seiner Vettern um den andern an; Bilfinger dankte höflich, aber er ließ sich nicht mit ihnen ein. Nun war sein Untergang beschlossen; die Räthe drangen auf seine Dimission. Aber der Fürst, klüger als sie, erwiederte lakonisch: „der Mann, wenn wir ihn entließen, „würde von Königen und Fürsten gesucht, und wir wären prostituirt.“ Bilfinger selbst, der Verfolgungen müde, hat nur zwei Monate vor dem Tode des Herzogs um seine Entlassung, erhielt sie aber nicht (1737).

Unter der Herzogin Mutter, den Administratoren und dem jungen Herzog Karl, den er nach zurückgelegtem 16ten Jahre, durch den Kaiser für majorenn erklärt, bei der Huldigung einführte (10. April 1743), gewann Bilfinger den verlornen Einfluß doppelt wieder. Er erwarb sich das Zutrauen des neuen Regenten, der sich seiner weisen Rathschläge in den schwersten Fällen bediente, und dem weisen Manne Gelegenheit gab, sich manche neue Verdienste um das Vaterland zu erwerben. In seinen Erholungsstunden widmete er sich ganz seinen Freunden, die er ohne Standesunterschied bei sich sah, in seinen Geschäftsstunden ganz der Arbeit. Sein Amt versah er mit der größten Redlichkeit und Uneigennützigkeit. Er war der erste Konsistorialpräsident, aber er nahm die damit verbundene Besoldung von 600 fl. niemals an. So wenig als Geld konnte ihn Haß bestimmen. Ein Prälat, sein geschworner Feind und Gegner, starb, und es wurde von einem andern eben so feindselig gegen ihn gesinnten Prälaten um eine Pension für seine Wittwe gebeten. Der ganze geheime Rath stimmte dagegen, weil jeder den Verstorbenen und den Bittsteller haßte. Bilfinger allein sprach für die Wittwe und schlug endlich vor, daß man ihr 300 fl. von der ihm zustehenden Konsistorialpräsidenten-Besoldung anweisen möchte. Als der Herzog-Administrator, der selbst gegen die Pension war, verwundert fragte: warum denn er gerade sich der Wittwe so sehr annehme, erwiderte Bilfinger: „Weil ich auf der ganzen Erde „keinen größern Feind hatte, als diesen Prälaten.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

Fremde im Museum. Blumenzelt. Tivoli.

Es passirt nicht selten, daß durchfliegende Fremde mehr von den Merkwürdigkeiten einer Stadt zu sehen bekommen und gewahr werden, als der Einheimische. Reisende betrachten mit andern Augen als der Seßhafte, für den, was er täglich sieht, aufhört, Gegenstand der Beobachtung zu seyn; andererseits denken wir, was wir Merkwürdiges in unsern Mauern wissen, entgeht uns nicht, als ob das Leben, nach der alten, verbrauchten Metapher, nicht auch eine Reise wäre, wo Laune und günstige Witterung ergriffen werden müssen! Hängt mit dieser Indolenz der Seßhaften vielleicht der Umstand zusammen, daß wir nichts lieber in fremden Journalen nachschlagen, als die Berichte über das, was unter unsern Augen vorgegangen ist? Die Satire mag mit noch so gegründetem Rechte sich darüber lustig machen, es ist einmal so, von den Ländern A bis Z, bei den Engländern vielleicht am wenigsten, bei den Deutschen am meisten. Wir wollen

wissen, was der Fremde über uns sagt. Wir lesen die Reisebeschreibungen am liebsten, nicht die uns Wunder und Merkwürdigkeiten fremder, unbekannter Zonen aufschließen, sondern die der Fremde über unsere Chausseen und unsern Sand, über unsere Häuser und über unsere Menschen zu Papier gebracht. — Es ist aber diesmal nicht metaphorisch, wenn ich Ihnen sage, daß die Fremden unser neues Museum kennen und die Berliner noch nicht. Es ist vielmehr offizielle Verfügung, daß nur Fremde, welche Paß und Aufenthaltskarte vorzeigen, Einlaßkarten erhalten, um die Säle der Gemäldegallerie und der Antiken, nebst den prächtigen Hallen des Gebäudes zu besichtigen. Die berichten uns denn, daß viel Schönes und Ausgezeichnetes zu sehen und die Anordnung zu loben sey. Wir müssen es glauben und betrachten vor der Hand den großen Bretterzaun, der den Lustgarten mit seinen neuen Anlagen verschließt, aber nicht die Ansicht der schönen Fronte des neuen Gebäudes. Es wird an den Gartenanlagen thätig gearbeitet, die alten Kastanienbäume haben weichen müssen, aber schon spiegelt sich das Mailaub der neugepflanzten in dem bedeutend erweiterten Wasserhalter des, Lustgarten und Zeughaus trennenden Kanals. Das Fundament zur großen Granitschaale in der Mitte des Platzes scheint fertig. Die meiste Schwierigkeit dürfte aber noch der Bau des Thurms verursachen, welcher den Wasserbehälter des Springbrunnens abgeben soll. Vor Ausgang Sommers erwartet man indessen, daß die Bretterwände fallen und der Zutritt zum Garten für Jeden, der in das Museum gegen Karten, frei seyn wird. Man hofft für gewiß, daß dieselbe liberale Einrichtung, wie bei den Pariser und Italienischen Museen stattfinden wird. Der Wille bei den Obern ist jedenfalls dafür; man weiß aber leider aus Erfahrung, daß die untern Beamten dagegen einen andern Gebrauch einführen, wie dies bei der vormaligen Potsdamer Gallerie unter dem jetzt gestorbenen Inspektor derselben der Fall war. Das Museum konnte sich keinen humaneren Intendanten als Hrn. Grafen **Brühl** wünschen.

Neben dem Universitätsgebäude ist ein stabiles **Blumenzelt** in gothischer Form aufgeschlagen, wo ein Blumenmarkt gehalten werden soll. Noch muß viel geschehen, wenn der aufgestellte Blumenflor einen so lieblichen Anblick gewähren soll, als der an den Seineufern in Paris, wiewohl der durch die Gnade Sr. Majestät dem Unternehmer, Gärtner **Faust**, schon bekannt durch die Anlage seines populären Wintergartens, angewiesene Platz im brillantesten Mittelpunkte der Stadt liegt. Aber die Sonne dringt nicht hell genug über die hohen Gebäude und durch die Wipfel des Universitätsgartens, und ohne Sonnenhelle ist die eigentliche Pracht des Blumenflors nicht denkbar.

Das **Tivoli** der Gebrüder Gericke auf dem Kreuzberge hebt sich dagegen durch große Anstrengungen der Unternehmer. Ihr Wintertivoli hat sich so ziemlich gehalten, und mit dem Frühling ist die vorjährige Sommertheilnahme des großen Publikums wieder erwacht und gewachsen. Die großen Kosten der immer neuen Anlagen machen einen verhältnißmäßig hohen Eintrittspreis nothwendig, wodurch auf der andern Seite den Unternehmern der Vortheil erwächst, daß das Herabsinken zur Tabagie gehindert wird. Denn, ich will nicht sagen der aristokratische Geist im Berliner Volk, sondern das Streben nach vornehmer Scheinen, als Seyn, stört bei uns das Aufkommen so mancher Vergnügungsanstalten. Es gibt prachtvolle Säle in den Vorstädten, wo der Unteroffizier es schon unter seinem Stande hält, seine Geliebte hinzuführen, und diese falschen Begriffe tragen nicht wenig dazu bei, die norddeutsche Volkslust zu verkümmern. Wie anders ist dies in Paris und Wien, wo Jeder die Würde, die er behaupten will, mitbringt und sie nicht in der Lokalität sucht. Noch muß indessen auch für Tivoli mehr geschehen, um den Sandberg vergessen zu machen. Schöne Bretterhäuser, Kieselgänge, Treppen, bunte Flaggen, Lampen, Blumen und eingepflanzte Kieferbüsche sind immer nur Surrogate: und man erwartet mit Recht von den Unternehmern, daß sie etwas für dauernde Kultur thun, Schattenbäume pflanzen und möglichst für dem Auge wohlthuende Rasenstücke mit der Zeit sorgen werden. — Tivoli und das durch einen neuen Chausseebau in Aufnahme gekommene Pankow fangen an, dem ältesten und berühmtesten Lustorte Charlottenburg Abbruch zu thun.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Mai.

(Beschluß.)

C. Moreau's statistische Projekte.

Vor einigen Jahren hatte Frankreich einen Vicekonsul in London, Namens Cäsar Moreau, welcher ein äußerst eifriger Statistiker war und beinahe zwanzig Schriften voller Ziffern auf seine Kosten hat lithographiren lassen. Wie der Mann in wenig Jahren eine so ungeheure Menge von Zahlen hat zusammentragen und berechnen können, läßt sich nur dadurch erklären, daß er vermögend war und folglich Leute besolden konnte, die für ihn rechneten. Moreau kam mit seinem statistischen Eifer nach Paris zurück und wußte den Gouverneur des Herzogs von Bordeaux zu überreden, die Statistik sey für den jungen Erbprinzen, der freilich noch ein Kind ist, eine nützliche Wissenschaft. Hr. Moreau ward aufgefordert, dieselbe dem jungen Prinzen beizubringen. Der Lehrer faßte nun einen riesenmäßigen Entschluß, über welchen sich einige Zeitungen mit Recht lustig gemacht haben. Er nahm nämlich vier Commis an und diese sollten jahrelang arbeiten, um aus allen Büchern die statistischen Angaben über alle Länder der Welt herauszuziehen. Diese Auszüge sollten in hunderten, ja in tausenden von Schubladen geordnet werden, und wollte dann künftig der Hr. Erbprinz etwas über irgend ein Land wissen, so brauchte er nur die dem Lande gewidmete Schublade zu öffnen. Wie weit diese herkulische Arbeit gediehen ist, weiß ich nicht; daß sie aber zu Moreaus Lebzeiten, und wenn er auch ein Methusalemsalter erreichte, nicht vollendet werden wird, davon bin ich fest überzeugt. Wahrscheinlich ist sie schon längst ins Stocken gerathen. Dafür hat der eifrige Hr. Moreau eine statistische Gesellschaft gestiftet und den Gelehrten in Paris und in der Fremde angekündigt, sie seyen zu Mitgliedern ernannt und könnten ihr Diplom gegen 25 Fr. auslösen. Nach der aristokratischen Weise der Engländer hat er eine Menge Hofleute zu Beschützern der Gesellschaft ausersehen; die Gesellschaft selbst soll ein Verbindungsmittel zwischen allen gebildeten Ländern werden, und sich mit Allem befassen, was auf die Fortschritte der Bildung Bezug hat. Ich fürchte aber, es wird hiermit gehen, wie mit den statistischen Schubladen. Die Regierung, welcher Moreau etwas zu viel Lärm macht und welcher die statistische Gesellschaft nicht recht zu gefallen scheint, hat den Stifter auf eine honette Art zu entfernen gesucht, indem sie ihn zum Konsul zu Trapezund ernannt hat, in der Ueberzeugung, daß er am schwarzen Meere wohl keinen Verein zwischen gebildeten Völkern stiften werde. Er aber hat den Posten ausgeschlagen und die Schlinge, die man ihm gestellt, vermieden; Moreau will lieber Direktor der Pariser Statistiker bleiben, als die Konsularwürde unter den Turkomannen, Türken und Kurden bekleiden.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 138.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 10. Juni 1830.

— Trefflich
Ist es für uns, den Mann gerühmt zu wissen,
Der als ein großes Muster vor uns steht.

Goethe.

Georg Bernhard Bilfinger und seine Korrespondenz.

Von Gustav Schwab.

(Beschluß.)

Von Bilfingers Privatleben, seiner Frömmigkeit und seinem Tode habe ich in „meiner Sammlung“ erzählt und will mich hier nicht wiederholen. Nur das erzähle ich dem Biographen nach, daß er, in allem auf der Höhe seines Jahrhunderts, meist andern voranstehend, nur im Unglauben seiner Zeit nicht fröhnte. Immer sprach er von religiösen Dingen mit tiefer Ehrerbietung und von den starken Geistern seiner Zeit sagte er: „Alles an ihnen ist groß, nur dieß ist klein, daß sie so wenig glauben.“

Aus der Periode seines spätern Lebens findet sich noch der Briefwechsel mit einem großen Zeitgenossen. Matthias Johann Graf von der Schulemburg, seit 1711 Generalfeldmarschall der Republik Venedig, früher im Kriege gegen Karl den Zwölften als sächsischer Heerführer ausgezeichnet, und seit 1715 durch Korfu's heldenmüthige Vertheidigung gegen die Türken unsterblich, wünschte einiges von den Planen zu sehen, die Bilfinger früher dem Herzog Karl Alexander mitgetheilt. Der Geheimerath erfuhr diesen Wunsch aus drittem Munde und sezte sich mit Beginn des Jahrs 1741 in unmittelbare Korrespondenz mit dem Feldmarschall. Dieser führte den Degen besser als die Feder, er konnte kaum seinen Namen unter die diktirten Antworten kritzeln, groß, krumm und zitternd, wie ein Kind von sechs Jahren schreibt. Doch vergesse man nicht, daß der Graf von Schulemburg damals 81 Jahre zählte. Die Briefe selbst sind vortrefflich, voll Bewunderung für Bilfinger und nicht ohne Spuren von Gemüth. Der erste Brief (nach Bilfingers Antwortkoncept vom 5ten März) ist nicht mehr vorhanden, muß aber sehr günstig gewesen seyn. Der Anfang eines späteren (Venise le 8. juillet 1741) ist rührend: „Monsieur, des „reflexions tristes et lugubres sur le décès inopiné de quel„ques personnes qui m'apportenoient de cœur et de sang, „m'avoient accablé tellement l'esprit, que je ne vaquois à „quoique ce fût. J'avoue que c'est une foiblesse, nullement „excusable dans un homme de mon age et de ma profes„sion, dans la quelle j'ai exposé mille fois la vie, sans son„ger à la mort. Il faut qu'il en soit comme dans un pro„digue, qui après avoir jetté la pluspart de son bien, se „ravise à la fin et veut menager le peu qui lui reste.“ Es muß ein großer Geist seyn, wer im 81sten Lebensjahre so empfinden und schreiben kann!

Graf v. Schulemburg erkennt Bilfingers „reiche Talente“ in der Fortifikationskunst an, gibt ihm in vielen Dingen Recht, und verspricht ihm schließlich einen Plan vom Mont Abram auf Korfu, den er ihm später auch wirklich zukommen ließ.

Man hört Bilfingers Herzklopfen in der Antwort: „Monseigneur, si j'avoue d'avoir été sensiblement touché du „debut de la lettre de votre excellence du 8 Juill. je ne dis „rien qui la doive surprendre: puisqu'après les grands

„exploits de votre excellence, dont toute la chrétienneté jouit „et jouira toujours, il n'y à personne qui ne prenne part à „tout ce qui la regarde; et après l'honneur qu' Elle m'a „fait de ses instructions dans ses lettres précédentes je m'y „sens particulièrement intéressé. Tout ce qu' Elle me dit „sent son origine: et je le prens pour des axiomes en fait „de fortification.“ Ein Schreiben des Feldmarschalls, voll Geist und Witz, vom 8. Sept. 1741 beginnt mit den Worten: „J'admire toujours de plus en plus vos profondes idées, Monsieur, „dans l'art de fortification.“ Meinen Lesern wird gewiß seltsam zu Muthe, sobald sie bedenken, daß diese Worte von einem der größten Feldherrn seiner Zeit herrühren, und daß sie gerichtet sind an einen würtembergischen Magister, an einen ehemaligen Professor der Theologie. In demselben Briefe geräth der Graf auch aufs Gebiet der Politik: „Il seroit à souhaiter,“ sagt er, „que l'on renvoyât les Fran„çais du dedans de l'Empire, et que l'on ne les laissât pas „disposer impunément des affaires d'autruy, ni que les Sou„verains de l'Empire même s'aidassent à se détruire l'un „l'autre; à quoi serviront après cela leurs forteresses? outre „qu'ils n'en ont guerre qui vaillent. Mais je suis tombé icy „sur un point qui me meneroit trop loin . . .“ Auf diesen Brief folgen noch zwei minder bedeutende von demselben Jahre. Der Feldmarschall starb 87jährig im Jahr 1747 zu Verona.

Bilfinger beschloß seine viel kürzere Bahn wenige Jahre nach ihm (1750, 18ten Febr.); die Neige seiner Lebenszeit hatte er hauptsächlich darauf verwandt, seinem jungen Herzoge das prächtige neue Residenzschloß bauen zu helfen; eine Menge Papiere hierüber finden sich unter seinem Nachlasse.

Bilfingers kräftige Natur unterlag nach sechs-und-fünfzigtägigem Kampf einer immer steigenden Krankheit, nachdem er kurz zuvor sein 57stes Lebensjahr beschlossen. Seine Leiche sollte nach seiner Verordnung, ohne alles Gepränge, bei Nacht, blos unter Verlesung eines Gebets, das er selbst abzufassen gedachte, beigesezt werden.

Wo er liegt und ob ein Stein sein Grab bezeichnet, weiß ich nicht. Seine Werke, ihrem wesentlichen Theile nach von den Philosophen noch immer hochgeschäzt, und die hier gesammelten Stimmen großer Zeitgenossen bilden sein Denkmal. Bilfingers ungenannter Biograph schließt seine Lebensbeschreibung mit einem Worte Friederichs des Großen über ihn, das auch ich zum Schlußsteine dieses Aufsatzes mache. „Das war ein großer Mann,“ sagte der große König zu dem Neffen des Philosophen, „dessen Andenken ich stets verehre.“

Georg I. von England und Lady Horatia.

(Fortsetzung.)

Mit feierlicher Stimme sprach die Königin in der Todtenstille der Nacht folgende Worte: „Georg, Du hast das heilige Versprechen, das Du mir auf meinem Todtenbette gegeben, vergessen; Gott hat mir gestattet, daß ich Dich daran mahne. Georg, bekehre Dich zum Herrn, sein Gericht ist schrecklich, und wahrlich ich sage Dir, Deine Stunde ist nahe; die, an der Du mit sündiger Liebe hängst, kann Dich in die Hölle stürzen, aber nicht einen Tag länger, als Dir gesezt ist, auf Erden halten. Georg, Georg, bekehre Dich!“ Nach diesen Worten war es, als ob ein sanfter Hauch über des Königs Gesicht wehte; er sah immer noch hin, er gewahrte nichts mehr; er horchte, alles war still. „Habe ich geschlafen?“ fragte er sich; „war das ein Traum? Doch nein, gewiß schlief ich nicht. Wie ähnlich ihr der Schatten sah! Ja, ich bin entschlossen, ich will sie nicht wieder sehen, sie, die ich nicht lieben darf.“ Und um sich in diesem guten Vorsatz zu stärken, begann der König zu beten; die Stunden der Nacht schlichen träge dahin, er zählte jeden Glockenschlag, der durch das Schloß tönte.

Am folgenden Tag war ein Fest bei Lady Horatia; Georg ließ sagen, er werde nicht erscheinen und wolle mehrere Tage lang Niemanden sprechen als seine Minister. Dieser rasche Entschluß erschreckte die Favoritin; sie wußte es aber so geschickt zu machen, daß sie den König wider seinen Willen zu sehen bekam. Anfangs wollte er kalt und ernst seyn, sie war aber so liebenswürdig, so verführerisch — schon wollte er wieder zärtlich werden, da fielen seine Blicke plötzlich gerade auf den Platz, wo ihm die Königin erschienen war; rasch zog er die Hand aus den Händen seiner schönen Gebieterin und sagte: „Eben an dieser Stelle hat sie mir diese Nacht geboten, Dir zu entsagen.“ — „Wer?“ fragte Horatia. — „Die mir Gott zum Weibe gegeben, die Königin Sophie.“ — „Ihr und England haben sie beweint; Georg, denkt nicht mehr an sie; sie ruht im Frieden in ihrem Grabe.“ — „Die Gräber thun sich auf manchmal, und das ihrige hat sich aufgethan. Sie ist daraus herausgekommen — in dieser Nacht — hier, eben hier bei meinem Bette habe ich sie gesehen, gesehen mit meinen leiblichen Augen; ich habe sie gehört, sie hat mir zugerufen: Georg, Georg, bekehre Dich und entsage Deiner sündigen Liebe!“ — „Ach, Sire, Ihr liebt mich nicht mehr, und die Bande, die meine Seligkeit waren, wollt Ihr mit Gesichten und Träumen zerreißen. Georg, es wäre besser, Ihr sagtet geradezu: Horatia, ich liebe Dich nicht mehr.“ Schluchzen und Thränen begleiteten diese Worte, und der König, der bei Seite getreten war, näherte sich wieder seiner Geliebten und sagte: „Horatia, wie kannst Du sagen, ich liebe Dich nicht mehr? wenn ich Dich nicht mehr liebte, wäre ich nicht so elend! Meine Pflicht gebietet mir, Dich nicht mehr zu sehen, mit Dir zu brechen; meine Liebe ist gewaltiger als meine Pflicht, ja als Gottes Gebot, denn er schickt die Todten zu mir, gebietet mir, Dich nicht zu lieben, und ich bete Dich an.“ Mit diesen

Worten drückte Georg Horatia an seine Brust, und die Thränen, die ihn wieder in ihre Arme geführt, waren bald getrocknet.

Zauberisch wirken die Worte des Weibes, das man liebt, unwiderstehlich dringen sie in Kopf und Herz, und ehe der Tag zu Ende ging, glaubte Georg nicht mehr, daß er in der verflossenen Nacht einen Wink von Gott erhalten habe, und daß ihm Sophie von Braunschweig erschienen sey. Seine Ueberzeugung am Morgen war gleichsam zerronnen vor seiner Geliebten ungläubigem Lächeln.

Als er allein wieder in sein königliches Schlafgemach trat, sprach er zu sich: „Horatia hat Recht, es war ein leeres Hirngespinnst; die Todten kommen nicht wieder.“ Er irrte sich. Die Königin erschien zum zweiten Male. Ihr Gesicht, so bleich wie das erste Mal, war ernster. „Georg,“ sprach der Geist, der zu Füßen des Bettes stand und mit einer Hand den purpurnen Vorhang emporhielt: „Georg, Du glaubst lieber ihr als mir, Du meinst, gleich ihr, Gott habe nicht durch meinen Mund zu Dir gesprochen, es sey nichts gewesen, denn ein leeres Hirngespinnst. Wohlan, Georg, höre mich! ich, die Deine Gattin war, ich, die im Sarge liegt, will zum lezten Mal ein Wort hören lassen; — nach diesem Wort schweige ich auf ewig, meine Lippen zerfallen in Staub. Georg, bekehre Dich, denn Deine Stunde kommt herbei, und damit ihr, Du und sie, morgen nicht wieder saget: Nein, Sophie von Braunschweig ist nicht aus ihrem Grabe aufgestanden, so laß ich Euch hier ein Wahrzeichen. — Wenn eines Sterblichen Hand diesen Knoten lösen kann, den die Hand eines Grabbewohners geschürzt hat, so lacht meiner Worte, meiner Warnungen; wenn aber weder Du, noch sie, noch ein anderer ihn lösen kann, so sagt zu Euch: Es war ein wahrhaftes Gesicht, es war Sophie von Braunschweig, die zu mir gekommen ist und gesagt hat: bekehre Dich!“ Bei diesen Worten beugte sich der Geist auf das Bett nieder, nahm ein Spitzenhalstuch, das der König abgelegt hatte, schlang einen Knoten daraus und warf es dem entsezten, zitternden Georg auf die Brust. Die schweren sammtenen Vorhänge fielen herab, daß ihre vergoldeten Ringe tönten, und das Gesicht verschwand.

(Der Beschluß folgt.)

Der Wanderer.

Aus Osten kommt der Wandersmann,
Nach Westen hin er zieht.
Er sieht die Welt im Frühlingsglanz,
Ihr tönt sein Wanderlied.

Er sieht die Welt in Sturm und Nacht,
Er ringet, steigt und fällt;
Und über ihm da lockt ihn auch
So manche Sternenwelt.

Und über ihm da bleiben nur
Die Sternenwelten stehn.
Was ihn hier fesselt, was er liebt,
Muß, wie ein Traum, vergehn.

Die Erde gibt's, die Erde nimmt's,
Er legt's in ihren Schoos.
Es drängt ihn fort, er darf nicht ruhn,
Und Thränen sind sein Loos.

Bergauf, bergab führt ihn sein Lauf.
Wie schnell er vorwärts eilt!
Und manche Zeichen pflanzt er auf,
Wo er in Lust geweilt.

Und manche Zeichen pflanzt er auf,
Wo ihn der Schmerz umfing.
Im Herzen bleibt, was er empfand,
Die Außenwelt verging.

Nach Westen zieht der Wandersmann,
Da neigt sich sanft der Tag.
Er sehnt sich aus dem Weltgewühl
Und eilt der Ruhe nach.

Nach Westen zog der Wandersmann.
Ein Vogel singt im Baum,
Es klingt sein Lied im Abendwind,
Wie eines Lebens Traum.

Wilhelm Kilzer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Beschluß.)

Triumphfest der preußischen Freiwilligen. Ein Spanier aus Rußland.

Unter den in Tivoli veranstalteten Festlichkeiten zeichnete sich keine so aus, als ein am 2. Mai stattgefundenes Erinnerungsfest an den Aufruf unsers Königs im Jahre 1813 zum freiwilligen Kriegsdienst aller Waffenfähigen. Gegen zweihundert Individuen aus allen Ständen, zum Theil in hohen Staatsämtern, die als Jünglinge vor siebzehn Jahren auf jenen Ruf die Büchse ergriffen oder das Pferd bestiegen, hatten sich zu einem festlichen Mittagsmahl versammelt. Der Ort konnte nicht geeigneter seyn, indem die Denksäule des Kreuzberges neben dem Versammlungsort, mit ihren schönen und ernsten Bildern, sinnbildlich an die schöne und ernste Zeit mahnte, und die Anordnung des Festes entsprach, wie die lebendige Theilnahme der Gäste, dem würdigen Zwecke desselben. Baron de la Motte-Fouqué präsidirte, Friedrich Förster hielt die passende Erinnerungsrede. Die Toaste entsprachen der Begeisterung der Zeit, an welche das Fest erinnern sollte; es selbst aber möge die mancherlei trüben Insinuationen fremder Blätter Lügen strafen, welche gern bemüht sind, der preußischen Nation Reuegefühle über fruchtlos

verschwendete Kräfte anzudichten. Es möchte schwer seyn, viele unter uns zu finden, welche nicht mit freudiger Erhebung an jene Zeit zurückdenken und welche nicht anerkennen, daß wir große, schöne Früchte jener ungeheuren Anstrengungen geerndtet haben, wenn auch nicht alles das zur Reife gediehen, was man in jenem Freudenrausche erwartete. Könnte die Zeit wiederkehren, mit denselben Interessen, freundlichen und feindlichen, es würde sich dasselbe Schauspiel, dem kein ähnliches in der neuern Geschichte an die Seite zu setzen ist, wiederholen. Die Liebe für die Person unsers Königs, für die liberalen Prinzipien, auf die der preußische Staat gegründet ist, und ohne die er, wie die Regierung von fünf Königen bewiesen, nicht bestehen kann, aber mit denen er jeder physischen Uebermacht trozt, diese Liebe und Anhänglichkeit der Preußen ist seit 1813 eher gewachsen, als geschwunden. Was die wenigen kränklichen Versuche, rückwärts zu gehen, betrifft, so mögen sie hier und da anstoßen, beleidigen; durchdringen können sie nie gegen den Geist, der, mehr oder minder ausgesprochen, seit anderthalb hundert Jahren die Länder und Stämme zusammenhält, die der Name Preußen umfaßt. Es werden eben so vorübergehende Nebelstreifen seyn, wie der Demagogenschwindel, gebildet, wie dieser, aus Theorien, aus einem Phantom. Denn das, was unsere Ultras wollen, wenn sie es wirklich wollen, kann nicht einmal als Restauration angesehen werden, da es nie im preußischen Staate existirt hat. Ich sage: „wenn sie es wollen," denn auch dieser Wille muß bezweifelt werden, sobald man weiß, daß die am eifrigsten dieser Ultragesinnungen Beschuldigten im Rufe rechtlicher Männer stehen. Ihre aus vergessenem Alterthum heraufgeholten Prinzipien ins Leben gerufen, wenn dies anginge, würden aber nichts weniger seyn, als eine totale Revolution, ein Umsturz aller der Institutionen, bei denen der Preuße, innig seinen König und das Fürstenhaus, dem er sie verdankt, liebend, sich wohl befindet. Ich wiederhole: jeder verständige Preuße lächelt über die Insinuationen, die ihm Mißvergnügen, Unzufriedenheit, Neue andichten; jezt wie 1813 würde er, wenn König und Vaterland gegen einen Unterdrücker rufen, zu den Waffen greifen, aber freilich nicht für Koblenzer Emigranten, welcher Art sie seyn mögen, wie sich denn darin die Gesinnung der preußischen Nation seit den neunziger Jahren treu geblieben ist. Ich versichere Sie, indem wir von den Ereignissen in Paris lesen, schätzen wir es doppelt und dreifach, welchem Königshause wir angehören, und daß fünf Könige hintereinander mit strenger Weisheit ihr Interesse mit dem ihrer Völker zu vereinigen wußten. Die Form ist so lange gleichgültig, als der Wille lebendig ist. Einzelne, geringe Flecken thun nichts in einem so großen Tableau.

Bei der Kriegserinnerung vom Jahre 1813 kommt mir ein Ereigniß in den Sinn, welches vor einigen Wochen hier Aufmerksamkeit und Theilnahme erweckte. Zum spanischen Gesandten, General Cordova, wurde von der Polizei ein Mensch gebracht, zerlumpt, mit ungeheurem Barte, in unartikulirten Tönen redend. Man hatte indessen herausgebracht, daß diese unartikulirten Laute der kastilianischen Sprache angehörten. Mit Mühe nur verständigte sich der Gesandte mit dem Unglücklichen. Es war ein Spanier, der auf Napoleons Zuge in Rußland gefangen, bis jezt in einem der äußersten Winkel des asiatischen Rußlands geschmachtet hatte. Nach seiner Beschreibung wurde er von den sibirischen oder tartarischen Bauern die 17 Jahre hindurch ärger als ein Lastthier gehalten, mußte den Pflug ziehen und in einem Erdloch kampiren. Er war entflohen und nach seiner Aussage befinden sich in jenem vergessenen Winkel der Erde noch hunderte seiner Leidensgefährten. Was das Traurigste ist, so scheint ihre Rettung unmöglich, indem es auch den menschenfreundlichsten Bemühungen der russischen Regierung nicht gelingen kann, sie aufzusuchen. Eine vollständige Kontrolle bis in alle Schluchten jener unermeßlichen Steppenländer ist undenkbar.

Neapel, 20. März.

(Fortsetzung.)

Die Insel Capri.

Ist man aus der ehrwürdigen Gräberwelt wieder hervor in die üppig blühende, lebende Natur getreten und läßt den schwelgenden Blick über die unzähligen Schönheiten des herrlichen Golfes streifen, so fühlt man sich auch von unwiderstehlicher Sehnsucht ergriffen, seinen Ufern zu folgen, die als Lavafelsen der Brandung des Meeres trotzen; man sieht sich hinausgezogen über diesen magischen Zauberkreis selbst, zu den kolossal vor seinem Eingange sich erhebenden Trabanten, die den drohenden Wellen sich kühn entgegenstellen, und welche, nebst dem unermeßlichen Horizonte, das wundervolle Panorama schließen.

Der Winter, welcher ganz Europa gedrückt, hat auch hier seine Härte durch einen mehrere Monate dauernden, unausgesetzten Regen bewiesen; allein jezt ist längst alles zu neuem und doppeltem Leben erwacht, und die Ausflüge in die bezaubernden Gegenden um Neapel entschädigen für die langen Entbehrungen. Capri, das herrliche, welches August bereits mit den prachtvollsten Tempeln geschmückt, das Tiber mit zwölf kaiserlichen, nach den zwölf Hauptgottheiten genannten Pallästen bedeckt hat, wo aller sardanapalische Luxus dieses üppigen Tyrannen sich entfaltete, wo neben einem über die Wolken sich erhebenden Pharus die Opfer des kaiserlichen Wüstlings nach den gräßlichsten Martern in die unergründlichen Tiefen des Meeres geschleudert wurden — dieses wundervoll in Gestalt von zwei zusammenhängenden Felsen hoch aus den Fluthen sich erhebende fruchtbare Eiland ist gewöhnlich das erste Ziel der Exkursionen. Die Ueberfahrt ist etwas weiter, als die von Calais nach Dover, und der Anblick der sonderbar gestalteten Insel mit den großen Ruinen auf ihren hohen Felsenzinnen ist eben so einzig zu nennen, als die Aussicht, deren man genießt, wenn man sie erstiegen hat. Die Spitze, wo der Tempel des Jupiters steht, gewährt vielleicht eine der prachtvollsten Aussichten der Welt. Geradeaus eine senkrechte Tiefe, welche Fischerboote wie Insekten erscheinen läßt, gegenüber der ganze Golf mit dem herrlichen Neapel, links die Appeninen, rechts der Golf von Salern, weiter die kalabresischen Gebirge, Pästum und die unabsehbare See bis an die Gestade Siziliens. Vor Kurzem wurde auf dieser Insel eine Entdeckung gemacht, die ich in keinem der hiesigen Reisebücher erwähnt fand. Der Wirth auf Capri, Pagano, welcher wegen seiner Kenntniß der Insel und seiner in Italien so überaus seltenen Gastfreundschaft und Billigkeit allen Reisenden zu empfehlen ist, versuchte mit ein paar kühnen Fremden in eine Grotte zu schwimmen, welche Aberglaube Jahrhunderte lang verschlossen hielt. Sie blieb längere Zeit nur für gute Schwimmer zugänglich, jezt aber kann man mit einem kleinen niedlichen Nachen bei stiller See in ihre sehr enge Oeffnung hineinfahren; doch bleibt es immer etwas gefährlich, weil die mindeste sich plötzlich erhebende Luft das Herauskommen beschwerlich, ja unmöglich machen würde, indem, wenn die See etwas hochgeht, die Oeffnung immer bedeckt ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 139.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 11. Juni 1830.

Als die dämmernde Eos mit Rosenfingern emporstieg,
Gingen sie aus. —

Homer.

Das Eismeer bei Chamouni.

Erster Brief.

Es hatte eben drei Uhr auf dem Kirchthurme von Prieurs geschlagen. Ein Bischen Morgengold rieselte schon über die Tour- und Argentièrezacken in die Nacht, ein Anblick, dessen wir seit zwei Tagen in Chamouni nicht froh geworden waren, so sehnlich auch Groß und Klein darauf hoffte. Ich sah es wohl am ersten in dem Haus, denn um mich her lag noch alles in tiefer Ruhe, und auch über das Gesicht meiner Frau zog noch ein Traum nach dem andern, wie flüchtige Wolkenschatten und Lichtwellen.

In meinem Morgenblattsbericht über die Alpen und Gletscher von Faucigny ist bemerkt worden, daß wir nach unserer Ankunft in der wirthlichen Union bei Chamouni hartnäckiges und eigensinniges Regenwetter hatten, das sich mit seinen dicken Wolken wie eine spanische Wand vor all die Herrlichkeiten stellte, die wir in Augenschein nehmen wollten. Zwei Tage waren nun so vergangen und unsere Geduld ging so ziemlich zu Ende. Denn wiewohl es sich die hundert-und-sieben-und-zwanzig Fremde im Haus bei gegenseitigem Bedürfniß redlich angelegen seyn ließen, einander die Bleilast der Zeit erträglich zu machen, so wollte dieß doch schon am zweiten Abend nicht mehr recht gelingen. Wir Männer hatten gut reden; einige wagten es mit Regenschirmen und Wachstaftmänteln, in den kurzen lichten Zwischenräumen kleine Exkursionen zu machen, z. B. zum Wasserfall des Pélerins oder an die Arveironsgrotte, andere lasen und schrieben viel, wieder andere spielten Billard oder Karten. Ich, meines Theils, hielt Verhör. Bei dem Regenwetter legten die sämmtlichen Guides die Hände in den Schooß und hatten nichts zu verdienen. Es war ihnen also ganz recht, gegen eine kleine Vergütung und einige gute Gläser Wein über ihr Leben, Weben, Treiben, Wissen und Hörensagen zu plaudern. So ließ ich denn einen um den andern zu mir kommen, koste ein Langes und ein Breites mit ihnen und schrieb dabei nieder, was mir anziehend schien. Scheute ich mich nicht vor der gelehrten Dame mit blauer Brille — deutsche Kritik genannt — so könnte ich manches aus dem dicken Buch erzählen, das ich da zusammengeschrieben. Die Frauenzimmer in dem regenumflossenen Haus waren dagegen ohne alle Arbeit und ohne Materialien dazu sehr übel daran, da die Männer alle nur erdenklichen Bücher, Tintenfässer, Federn und Papier in Beschlag genommen hatten. Was hätten unsere Genferinnen nicht darum gegeben, wäre ihnen ein guter Engel mit einem Strickstrumpf, einem Halskragen oder dergleichen zu Hülfe gekommen. Da ich nun eine Abart von Engel in der Union kannte, so brachte ich ihn dahin, daß er meiner Frau etwas zu thun gab: erst zwei blendendweiße feine Hemdärmel und dann ein Leibchen, bei dem einem die Augen übergingen.

So war endlich der zweite Tag vorübergegangen und den dritten verkündigte eben das helle Roth im Osten. Da ich aus meinem nach Morgen gelegenen Zimmer den Montblanc nicht sehen konnte, so sprang ich schnell die Treppe

hinunter, um da nach seiner Haube zu schauen, die sie Calotte nennen. Der Vorhang im Tempel war aufgezogen und auf dunkelblauem Grund erhob sich das rosenglühende Haupt, dem noch Sterne und Mond wie leuchtende Chorknaben zur Seite standen. Da ich die Herrlichkeit dieses Anblicks schon kannte, so hatte ich einmal bei Tisch in der Union davon gesprochen, und alle baten mich hierauf, wenn ich während unsres Aufenthalts in Chamouni je einmal den Montblanc beim ersten Morgenkuß der Sonne sehe, sogleich Lärm zu machen und sie sämmtlich zu wecken. Dessen war ich nun eingedenk, und da ich das Rufen nicht sparte, so that sich bald ein Fenster nach dem andern auf und daraus schaute manches liebliche Nachthäubchen neben unlieblichen Mannsgesichtern unter weitläuftigen Schlafmützen heraus. Gleich nach dem ersten Staunen und Ausrufen ward einstimmig aus allen Fenstern beschlossen, bei guter Zeit zu unseren lang verschobenen Exkursionen aufzubrechen, einige hierhin, andere dorthin.

Schon gegen fünf Uhr regte sich's im Hause und unten im Hof wurden einige Esel und Maulesel laut, denen die zwei Regentage hindurch im Stall allzuwohl geworden war; dabei fehlte es nicht an dramatischen Scenen. Ein junger hübscher Esel witterte sein Lieb in der Nähe. Zwischen den beiden Individuen stand ein zweirädriger Karren, dessen Gabel auf die Erde gelehnt war. Der Eselsjüngling, muthig und unternehmend, wie man in diesem Alter ist, wußte sich loszumachen und sprang den Karren hinan, um zu der Seinigen zu gelangen; dadurch schlug aber das Schaukelgefährt um, der Esel stürzte und fiel der Geliebten zu Füßen. Darüber entstand unter allen Umstehenden, Vettern und Muhmen, ein unbändiges Beifallsgeschrei, denn das Stück war dadurch galant zu Ende gebracht. Hinterher kam freilich der die Nemesis vorstellende Chor der Eselstreiber, welche mit unsäglichen Prügeln über die Schauspieler herfielen. Dieß änderte aber nichts am Gang und am Exodus des Stücks.

Um sechs Uhr war Alt und Jung angekleidet, und ein kurzgefaßtes Frühstück stehenden Fusses eingenommen. Denn für das zweite nachhaltige, auf dem Montanvert, sorgten die Führer durch Auspacken von kalter Küche und Weinbouteillen. Man war sich in den zwei Regentagen näher gekommen, als sonst in Chamouni bei kürzerem Aufenthalt zu geschehen pflegt. Daher nahmen alle mehr Antheil an einander und man trennte sich von denen ungern, die, da sie in den frühern schönen Tagen das Merkwürdigste zu Berg und Thal hier gesehen, nach Osten oder nach Westen weiter ziehen wollten, über den Tête Noire oder den Col de Balme nach Martigny, oder über Servoz nach Genf. Andere schickten sich zur Besteigung des Breven an, oder wollten nach der Croix de Flegère, wieder andere nach dem Bossonsgletscher; den Mehrsten aber, und darunter auch uns, stand der Sinn nach dem Eismeer.

Es waren unserer neun-und-vierzig, und darunter eine sehr liebenswürdige Ducs-Familie aus Frankreich, mit einigem vornehmen Anhängsel, nebst einem Dichterfragment. Sie hatten sämmtlich Verstand und Takt genug, um einzusehen, daß hier am Fuße des Montblanc, wiewohl in königlich sardinischen Staaten, von Hoch und Niedrig nicht die Rede seyn kann. Dadurch war ein recht freundliches Verhältniß zwischen dieser Familie und uns entstanden, zumal wir neben einander in der Union wohnten. Zwei Schwestern, Emmeline und Hortense, waren wirklich das Reizendste und Anmuthigste, was ich seit langer Zeit aus Frankreich gesehen. Dieß wußten auch einige Cousins im Gefolge der Damen recht wohl zu schätzen. Aber nur einer davon schien, wie von Rechtswegen, begünstigt.

„Tout est prêt, Mesdames, et nous n'avons pas de temps à perdre," rief uns der Führerfürst, Marie Coutet, zu, und nun entstand ein frohes Gewühl im Hof um die dramatischen Mäuler und Esel. Es wurde viel gelacht und gescherzt, daß Emmeline den kühnen unglücklichen Liebhaber zum Träger bekam. Endlich setzte sich die Karavane in Zug; der Dr. Mercier, ich und ein junger Franzose gingen zu Fuß, um uns freier zu Allen und nach allen Seiten hin bewegen zu können, denn die Reitenden müssen immer hinter einander bleiben, wenn einmal das Steigen angeht. So lange sich der Weg an der Arve in der Ebene hinzieht, dieß dauert aber nur bis zum Dorf Moniller, haben die Berittenen freilich einen Vorsprung, und können sich manchmal gar im Gallop auslassen, hernach aber müssen sie hinter rüstigen Bergsteigern zurückbleiben. Ich für meinen Theil gebe an meinem langen, eisengespitzten und gemsgehörnten Alpenstock, den ich deßhalb Siegfried geheißen, und der, als ich ihn von Coutet kaufte, schon dreimal auf der Spitze des Montblanc gewesen, lieber zu Fuß.

Vom Dorfe Moniller an windet sich der Weg bergan durch einen Wald von Birken, Lerchen und prächtigen Tannen, der lustig zwischen den ungeheuern Granitblöcken aufgeschossen ist, die noch von ihrem Sturz aus der Region der Charmoz- und Greppondnadeln daliegen, und im Laufe langer Jahrhunderte zu fruchtbarer Erde verwittern, bis ein neuer Bergsturz die indessen stark gewordenen Bäume wie kleine Grashalme von der blumigen Erde wegreißt und Alles mit Schutt und Graus überdeckt; denn dieß ist hier früh oder spät das Schicksal alles Lebens.

(Die Fortsetzung folgt.)

Georg I. von England und Lady Horatia.

(Beschluß.)

Nun zweifelte Sophiens schuldbewußter Gemahl nicht mehr. Unbeweglich, in kaltem Schweiß, mit hochklopfenden Adern lag er da; weit offen starrten seine Augen, als sähe

er sie noch. Er horchte, die Stimme war verstummt, nur das traurig eintönige Piken der Uhr brach die Todtenstille der Nacht. Die leichten Spitzen lagen ihm zentnerschwer auf dem Busen, und doch wagte er es nicht, sie wegzunehmen. Endlich schämte er sich seiner Furcht, stand rasch auf, nahm das geknüpfte Halstuch und trug es zu der Lampe im anstoßenden Kabinet. Krampfhaft zitternd versuchte er den Knoten zu lösen, versuchte es wieder; umsonst, alle Mühe war vergeblich, und jeder fruchtlose Versuch steigerte seine Erschütterung und seine Angst. An den Schlaf dachte er nun nicht mehr; er ließ viele Lichter anzünden und sich die in den verflossenen Tagen eingelaufenen Bittschriften vorlesen; aber mitten in der Arbeit stand das Gesicht fest, unverrückt vor seiner Seele.

Am folgenden Tage ging Georg Abends zu Lady Horatia; sein Gesicht war ernst, finster; sie befand sich in vollem Putze, bereit zu einem Feste zu gehen. Als sie lächend dem König entgegenflog, sagte dieser: „Es ist nicht mehr Zeit zu lachen und sich zu bethören. Ihr habt mich betrogen, Mylady; sie ist mir diese Nacht wieder erschienen.“ — „Es ist ein Werk Eurer kranken Einbildung, Ihr betrügt Euch selbst,“ erwiederte die schöne Horatia. — „Du betrügst mich, Du allein,“ entgegnete Georg ernst; „Du hast mir gesagt, es sey ein leerer Traum, da sieh!“ Mit diesen Worten gab er ihr das Halstuch, wiederholte Wort für Wort, was ihm die Königin gesagt hatte, und schloß: „Horatia, hier ist der Knoten, öffne ihn, versuche es; gelingt es Dir, so glaube ich nicht mehr an das Gesicht, bin ruhig und glücklich.“ — „Wenn es sonst nichts ist,“ antwortete Horatia und wollte noch lächeln, fing aber an zu zittern; „wenn es sonst nichts ist, den Knoten will ich bald offen haben.“ Und mit ihren niedlichen, von Ringen und Steinen blitzenden Fingern drehte sie das Spitzenhalstuch um und um; sie versuchte es, hielt inne, versuchte es wieder, vermochte aber am Wunderknoten auch nicht das Mindeste zu verrücken.

„Du siehst,“ sagte der König, „Du kannst es nicht.“ „Nun denn,“ antwortete in der Unruhe und Ungeduld die junge Frau, „so mache ich es wie Alexander mit dem gordischen Knoten;“ und mit diesen Worten warf sie das geknüpfte Halstuch in das Feuer. Der König riß es heraus, es brannte aber schon lichterloh; er schleuderte es weg vom Kamin, im Niederfallen streifte es Lady Horatias leichtes Gewand und die Gaze stand augenblicklich in Flammen. Erschrocken, bestürzt läuft Georgs Geliebte um Hülfe schreiend davon; die rasche Bewegung, die Zugluft durch die geöffneten Thüren fachen das Feuer noch mehr an; Horatia rennt mit gräßlichem Geschrei durch das Schloß; ein flammendes Meteor schwebt sie die langen Gänge hin; die zum Feste geschmückte jugendliche Geliebte des Königs ist nicht mehr kenntlich; endlich fällt sie, vom Schmerze erschöpft, zu Boden — sie fällt und stirbt unter furchtbaren Qualen.

Von Stunde an wurde Georg immer düsterer; man sah ihn stundenlang beten; er stiftete ein Spital und that viel Gutes in der Königin Sophie Namen; oft sagte er: „Was sie gesagt hat, ist zum Theil eingetroffen: keine Hand vermochte zu lösen, was sie geknüpft hatte. Ihre Prophezeihung wird ganz in Erfüllung gehen, ich muß bald sterben.“ Und der König irrte sich nicht, er starb zwei Monate nach Lady Horatia. Noch war kein Jahr seit der Königin Tod verflossen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, im Juni.

Ueber den Schauspieler Seydelmann und seinen Kritiker im Hesperus.

Ein Korrespondent aus Stuttgart in Nr. 129 und 130 des Hesperus hat mit Recht bemerkt, daß es nicht ohne Interesse seyn dürfte, einige Worte über Hrn. Seydelmann auszusprechen, über ihn, den nicht blos, wie sich der Korrespondent ausdrückt, der Enthusiasmus der Lokalblätter über die Gebühr zu erheben bemüht war, sondern den auch der laute und unermüdete Beifall des Publikums nach Gebühr wirklich erhoben hat. Ein so talentvoller und hochgefeierter Schauspieler verdient allerdings, daß man, ich will nicht sagen das Ausland auf ihn aufmerksam mache, weil ihn das Ausland schon kennt, sondern daß man zeige, man wisse ihn auch hier zu würdigen, und daß man sich seines Besitzes vor dem Ausland rühme. Der Korrespondent erwähnt indeß seiner nur, um ihn vor dem Ausland, so weit ihn dasselbe etwa noch nicht kennen sollte, zu verunglimpfen, und ein Vorurtheil gegen ihn zu erwecken, das kein Unbefangener theilt, der Seydelmann je auf der Bühne gesehen hat. Ja unser Korrespondent geht so weit, selbst denen, die Seydelmann früher gesehen haben, den Glauben beizubringen, er habe sich in der lezten Zeit sehr zu seinem Nachtheil geändert, damit man sich überreden lasse, er möge wohl ein bedeutender Künstler gewesen seyn, sey es aber nun nicht mehr. — Ich glaube nicht, daß es nöthig ist, Seydelmann gegen so völlig grundlose Beschuldigungen zu vertheidigen. Er ist der Liebling des hiesigen Publikums in so hohem Grade, wie je Iffland oder Devrient die Lieblinge des übrigen waren, und er wird der Liebling jedes Publikums werden, vor dem er sich sehen läßt. Noch jung, liegt ihm eine glänzende Bahn vor Augen, und der laute, jubelnde Beifall von Tausenden wird die anonyme Stimme eines persönlichen Feindes schnell ersticken. Wenn hier Jemand zu vertheidigen ist, so ist es weit mehr das Stuttgarter Publikum, für dessen Organ man etwa irgendwo den Korrespondenten halten könnte. Das Ausland, das diese feine feindselige Stimme vernimmt, soll nicht glauben, daß die Mehrheit der hiesigen Theaterfreunde, oder daß nur viele eben so dächten. Nein, das hiesige Publikum ist im höchsten Grade für Seydelmann eingenommen, und nicht blos der große Haufe, sondern auch die gebildeten Kenner. Dies ist so offenbar, daß ich den Korrespondenten zu beschämen fürchte, indem ich ihn auffordere, vor dem Publikum und vor den Kennern seinen Namen zu nennen. — Er geht die Rollen durch, in welchen Seydelmann auf dem hiesigen königlichen Hoftheater aufgetreten ist, um sie alle als höchst mißlungen darzustellen, zwei ausgenommen, die Rolle des Kochs Vatel im Ehrgeiz in der Küche, und des Kommissionsrath Frosch im Verschwiegenen wider Willen.

Respektirte der Korrespondent gerade an diesen beiden Rollen vielleicht eine gewisse Legitimität, weil gerade über sie Urtheile bekannt waren, denen zu widersprechen er sich nicht erdreistete? Was die andern Rollen betrifft, so will ich die völlig entstellte, und, wie man sieht, absichtlich unwahre Darstellung des Korrespondenten Saz für Saz widerlegen. — Zuerst tadelt er das Spiel Seydelmanns in der Rolle des **Carlos** im Clavigo, eine der trefflichsten, die wir von S. gesehen haben. Er bemerkt, S. habe wohl die **äußere** Ruhe, die zu dieser Rolle gehört, zu zeigen gewußt, aber nicht die **innere**. Was soll das heißen? Wie soll ein Schauspieler innere Ruhe anders zeigen als äußerlich? Was ist das für eine mystische Redensart von innerer Ruhe, die sich weder sichtbar, noch hörbar machen darf und die der Schauspieler doch darstellen soll? Die Art, wie S. als Carlos den Clavigo umstimmt, nennt unser Korrespondent die studirte Beredtsamkeit eines Schulmeisters. Und welchen Beifall fand sie durch ihre überraschende Wahrheit! Wie treu war die Dringlichkeit, die Freundesbesorgniß und der Aerger über die ihm so verhaßte Sentimentalität dargestellt! Wie so ganz haben wir den klugen, geistvollen, ruhigen Weltmann, dem die Thorheit seines liebsten Freundes endlich warm macht!

(Die Fortsezung folgt.)

Neapel, 20. März.

(Beschluß.)

Soret. Campagna felice.

Die oben angeführte wundervolle Grotte wurde Grotta azurna getauft, weil das aus der Tiefe des Meeres auftauchende Licht ihren Raum beleuchtet und ihn strahlend blau färbt. Jede Welle scheint eine Flamme. Im Hintergrunde führt ein alter Weg in den Felsen, vielleicht nach dem darüber gelegenen Pallaste, und es ist möglich, daß diese Höhle Tibers heimlicher Landungsplaz war. Eine Menge Fabeln sind über diese lange verborgene Schlucht im Umlaufe. Ich rathe, das Eindringen in die blaue Höhle Morgens zu versuchen, indem Nachmittags das Licht zu stark von Außen hineinfällt und der wunderbare Zauber der magischen Beleuchtung dadurch gestört wird. Durch brennende Pechfackeln wird dagegen der malerische Eindruck außerordentlich erhöht. Wer Capri in einer schönen Mondscheinnacht verlassen kann, um nach Sorrent hinüberzusteuern, der versäume es nicht. Während die glühende Sonnenkugel sich ins Meer senkt, steigt der sanfte, bleiche Mond über den Höhen von Massa herauf. Die hieraus entstehende Farbenpracht läßt sich nicht schildern. Sorrent ist ein Punkt auf Erden, den sich wohl Jeder zum Aufenthalte wünscht, der ihn gesehen. Wer es kann, der wohne dort ein Jahr oder einen Sommer, und sey er gemüths- oder körperkrank hingegangen, er wird heiter und gesund wiederkehren. Wer aus Tassos Vaterhaus, oder von den Terrassen der Cocumella, oder aus irgend einem der vielen gastlichen Wohnhäuser, welche sich über den himmlischen, in einem dichten Orangenwald auf den das Meer begrenzenden Höhen fortziehenden Pian di Sorrento erheben, einen Blick auf dieses einzige Gemälde geworfen, der wird Mühe haben, sich wieder loszureißen, und Mancher, der auf Stunden kam, blieb Monate hier. Hätte ich mir einen Aufenthalt zu wählen, ich würde den Winter in Neapel, den Sommer in Sorrent leben. Der Weg über Vico nach Castellamare ist etwas beschwerlich, dauert drei bis vier Stunden und kann nur zu Maulthier, zum Theil nur zu Fuße gemacht werden; allein es ist einer der reizendsten Spaziergänge der Erde, der sich Anfangs durch einen Orangenwald, wo einem die goldenen Früchte dichtgereiht aus den dunkeln Blättern entgegenglänzen, dann durch Oliven- und Feigenwälder fortschlängelt, unter deren schattigen Massen man stets unerwartet durch eine neue, immer schönere Aussicht auf den silbernen Wasserspiegel überrascht wird. Castellamare, der gewöhnliche Sommeraufenthalt der Neapolitaner und Fremden, ist bei weitem nicht so pittoresk, wie Sorrent. Der Weg nach der königlichen Villa, welche auf der Höhe des Gebirges liegt, führt durch eine herrliche Eichenallee und über dicht mit hohen Kastanien bewachsene Hügel, und ist nebst den Ruinen des alten Kastells aus dem Mittelalter das Bemerkenswürdigste an diesem schon zu städtisch organisirten Orte, der zunächst dem unglücklichen, noch in Nacht vergrabenen Stabiä liegt.

Wendet man sich nun westlich von Neapel, so gelangt man in die ehemalige Campagna felice, die sich bis ins Cap Misene hinab erstreckte, und befindet sich auf einer Stelle der Weltkugel, welcher vielleicht in Beziehungen aller Art nichts Aehnliches an die Seite zu sezen ist. Hier hat die Natur ihre außerordentlichsten Erscheinungen zusammengedrängt, hier hat sie sich in wunderbaren Gebilden und herrlichen Formen erschöpft, hier ist das Land der schönsten Fabel des Alterthums, hier war der Mittelpunkt römischer Pracht und Ueppigkeit, hier berührte ein Feenpallast der römischen Kaiser den andern, hier ruhten die Herrscher der Welt und schwelgten in den Lüsten, die sie vernichteten, hier verschwendeten sie die Schäze, die sie den Völkern geraubt, und hier erlagen die stolzen Bezwinger der Erde den Streichen Genserichs und anderer Barbaren. Und was bietet dieses schöne Land nun dar? was ist von so vieler Pracht und Herrlichkeit übriggeblieben? was sieht man noch von den weitläufigen, unermeßlichen Landhäusern, Städten, Pallästen und Tempeln, welche alle damaligen Schriftsteller nicht glänzend genug beschreiben können, welche diese Erdzunge zum entzückendsten Aufenthalte gemacht, und welche Cicero, der auf den Höhen von Puzzuoli selbst eine stadtähnliche Villa besaß, nur mit dem Ausdrucke Puteolana et Cumana regna bezeichnen zu können glaubte? Nichts zeigt uns mehr die Unsicherheit und Vergänglichkeit menschlicher Werke, als diese Ruinen, diese verlassenen Gestade, von denen aus so lange die Welt beherrscht worden ist, aus deren Häfen unüberwindliche Flotten die Nationen zinsbar erhalten haben; die Riesenwerke des Reichthums sind verfallen, der Boden, welcher sonst nicht Raum genug bot für die Ansiedlungen der Pracht und des Luxus, haucht nun giftige Dünste, und der Aufenthalt der Wollust ist jezt todtbringend geworden. Schon der Eingang in dieses wunderbare Land durch die in hohe Felsen gesprengte, lange, schauerliche Grotte des Posilipps, welcher Neapel schüzend gegen Westen umgibt, läßt Ungewöhnliches erwarten. Links liegt auf einem Felsen im Meere, einem Linienschiffe ähnlich, die Quarantaine und neben ihr die romantische Insel Nisido, der wohlverwahrte Aufenthalt der Galeerensklaven. Rechts auf den Höhen liegt der geheimnißvolle, von vulkanischen Hügeln umschlossene, ewig siedende Agnanersee, dessen mineralische Gewässer, dem Glauben der Alten zufolge, jede Krankheit heilen sollten, und dessen Schwizbäder auch in unsern Tagen durch eine natürliche, aus der Erde steigende Hize von 40° Reaumur manches alte Uebel heilen. Ich breche hier ab, und verspare, was ich über meine Wanderungen im neapolitanischen Gebiete weiter zu sagen habe, auf einen lezten Brief.

Beilage: Literaturblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 140.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 12. Juni 1830.

— Im Schooße der Natur,
Am Silberbach, im unbelauschten Schatten
Besuchet uns die holde Freude nur,
Und überrascht uns oft auf einer Spur,
Wo wir sie nicht vermuthet hatten.

Wieland.

Erinnerungen an eine Alpenreise.

Von Ludwig Halirsch.

Meinem Freunde
Ant. Alex. Grafen Auersperg.

Glück auf! Das ist des Dichters Spruch,
Mit dem rauscht er hinauf,
Und liest der Erde schönes Buch
Hoch aus dem Wolkenlauf.

Glück auf! Du riefest mir ihn zu
Den schönen Dichterspruch, –
Glück auf! Und nun entscheide du,
Ob ich verstand das Buch.

Glück auf, und was ich Oben fand,
Vom Herzen biet' ich's dir —
Wer auch schon auf der Höhe stand,
Der prüft am Besten hier!

Die blauen Berge.

Wie selig dort die Berge dunkeln,
In Fernen, die das Auge sucht,
Wo hell die goldnen Sterne funkeln
Und alles Leben wird zur Frucht!

Es rauscht und sauset durch die Fläche,
Wie Waldesruf und Alphorn Klang,
Wie Wasserfälle, Bergesbäche,
Wie Hammerschlag und Vogelsang!

Herüber, ruft's, zu uns herüber,
Da wird, wer noch so krank, gesund,
Und lachen wird ein noch so Trüber,
Und küssen lernt ein todter Mund.

Wer da alltäglich, wird begeistert,
Wer da verflacht, wird aufgeregt,
Wer meistert, wird von uns gemeistert,
Wer unbeweglich, wird bewegt.

So rufet uns aus weiten Landen
Entgegen ein geliebter Freund,
Ein Freund, wie wir noch keinen fanden,
Der's also wahr und redlich meint.

Er ruft und streckt die treuen Arme
Zum fröhlichen Willkommen aus,
Da retten wir uns von dem Schwarme
Zu ihm und in sein stilles Haus.

Er nimmt uns auf an seinem Herzen,
Er theilet redlich, was er hat,
Im gleichen Maße Lust und Schmerzen,
Und stets bereit mit Rath und That.

Sind es auch keine Ewigkeiten,
Nur Tage, die man karg uns gibt;
Was thut's? es liebt für alle Zeiten,
Wer einmal nur recht innig liebt.

Was groß ist, kennt nicht Raum, nicht Stunden,
Es bleibet ewig frisch und jung,
Ist's in der Gegenwart verschwunden,
So lebt's in der Erinnerung.

Ausfahrt.

Wie ein Junggesell zur Freite
Zieht der Hypochonder aus,
Sehnet sich in jedem Dorfe
Nach dem alten Schneckenhaus;
Kann sich in die Luft nicht finden,
Hält für Gift den Duft der Linden,
Huscht vor jedem Lüftchen bang,
Schrickt zurück vor jedem Klang.

Aber wenn dem Junggesellen
Einmal nur recht mild und traut
In die blöden Freiersaugen
Ein geliebtes Mädchen schaut,
Wenn sie ihm die Hände drücket,
Wenn das Herz zum Herzen rücket,
Wenn an Wangen Wangen glüh'n,
Ei, wie wird er da so kühn!

So auch unser Hypochonder;
Laßt die erste Angst ihm nur,
Muthig wird er, sieht sein Auge
In das Auge der Natur;
Fühlt er ihre Pulse schlagen,
Wird er statt zu zagen, wagen,
Und in ihrem weichen Arm
Wird das kalte Herz so warm.

Hypochonder! Junggeselle!
Frisch und auf die Freite fort;
Du zum Mädchen — du in's Leben,
Was euch fehlet, suchet dort!
Und es wird euch, glaubt mir, werden,
Was euch fremd bisher auf Erden.
Nur hinaus zur rechten Stund,
Und ihr kommt zurück gesund!

Das Eismeer bei Chamouni.

(Fortsetzung.)

Der Weg wird nun manchmal recht steil, doch geht es noch an bis zur Hälfte des Wegs, wo das herrliche Krystallwasser des Cailletbrunnens hervorsprudelt. Hier, an diesem Brunnen, unter den dunkeln, traulichen Baumgruppen schürzt sich die liebliche Idylle, die Florian auf seine Weise französirt hat.

Ein Piemonteser junger Herr aus vornehmer Familie, den ich Felice nennen will, hielt sich vor Jahren, zum Zweck seiner mineralogischen Studien und Sammlungen, eine Zeitlang in Chamouni auf. Ueber den Steinen vergaß er aber die Blumen nicht. Auf seinen Exkursionen hatte er Marien, ein schönes Bauermädchen aus dem benachbarten Gehöft Planaz, kennen lernen. Zuerst sah er sie in einer Sennhütte von Blaitière, wohin er sich vor einem Unwetter flüchtete. Seine freundlichen Reden, Geschenke und Versprechungen bewegten das Mädchen, den Wüstling lieb zu gewinnen. Da sich Marie vor den andern Sennerinnen scheute, trafen sie sich häufig an dem Cailletbrunnen, der nicht weit von der Blaitière entfernt ist. Hier ergab sie sich auch dem Fremden ganz und gar. Bald zeigten sich die Folgen. Wäre es in der deutschen Schweiz gewesen, so hätten die Leute die arme Betrogene mit ihrem Kind verstoßen und zur Verzweiflung gebracht. Nicht so in dem glücklichen milden Thal, wo indessen weibliche Verirrungen doch selten sind. Aber die liebevolle Marie hatte keine Ruhe; sie läßt das Kind ihren Eltern und wandert in männlichen Kleidern nach Turin; da wird es ihr leicht, das vornehme Haus ihres Verführers auszufragen. Es gelingt ihr auch, bei seinen Eltern Dienste zu bekommen; hier bleibt sie einige Jahre unentdeckt und von allen werth gehalten, bis der junge Graf von seinem Gesandtschaftssekretärposten in St. Petersburg in die Heimath zurückkehrt. Auch ihm bleibt sie lange unbekannt, bis endlich ein Zufall ihre Entdeckung herbeiführt. Ganz Unerhörtes in dem adelstolzen Piemont geschieht; der junge Graf, der Marien noch liebt und sich nach ihr sehnt, nimmt sie nach der frohen Entdeckung zur Frau, und sie lebten noch vor einigen Jahren sehr glücklich in einer entlegenen Gegend des Landes, in einem Seitenthal bei Aosta, von wo sie zu Zeiten nach Chamouni kamen.

Ich hörte, wie ein Guide diese Geschichte der schönen Hortense beim Führen ihres Maulthiers erzählte, und ich sah, wie das Mädchen, troz der kühlen Morgenluft und des vorgezogenen grünen Schleiers, einmal über das andere roth wurde, da Jemand dicht hinter ihr ritt, der um alles in der Welt so was nicht hätte in ihrer Nähe vernehmen sollen.

An diesem Brunnen machen die Karavanen gewöhnlich Halt, und man erfrischt sich mit dem herrlichen Wasser, von dem man nicht genug und nicht zu viel trinken kann, wenn man nur gleich hernach wieder tüchtig zuschreitet. In der Nähe des Brunnens, etwas links vom Pfad ab, traf ich voriges Jahr auf eine Felsgruppe, wo ich eine Menge schönen Asbests und Bergkrystalle fand, die freilich in dieser Gegend sehr häufig sind.

Eine kleine Stunde über dem Brunnen kommt man zu einer Vertiefung, die jene Schnee- und Felsenlawinen gerissen haben, von denen ich oben sprach. Zu Desaussure's Zeit, vor etwa vierzig Jahren, ging man mit Zittern und mit Zagen durch diese Hohlung, und durfte bei Leib und Leben kein Geräusch darin machen, nicht einmal reden, damit die Luftbewegung oben keine Steine abreiße. Vor

zehn Jahren sprach man darinne schon wie anderswo, aber man hätte es doch nicht gewagt, in dem Grund stehen zu bleiben und sich aufzuhalten. Heut zu Tage denkt auch daran kein Mensch mehr, zumal man es recht gut sieht und hört, wenn sich oben solche Felsen losreißen, und dann noch Zeit genug hat, dem Sturz aus dem Weg zu gehen. Ich habe diese Erfahrung selbst einmal an den Diablerets gemacht. Diese abnehmende Aengstlichkeit kommt mir vor wie die in den pontinischen Sümpfen, wo vor dreißig Jahren ums Himmelswillen Niemand beim Durchfahren schlafen durfte, jezt aber viele von Velletri bis Terracina selten die Augen aufthun, und man selbst im hohen Sommer unter den schönen Bäumen stundenlang schlafen kann, ohne sich dadurch das geringste Fieber zuzuziehen.

So lange man den Montanvert hinaufsteigt, sieht man auf den offenen Stellen und zwischen den Bäumen durch das freundliche Chamounithal mit seinen Dörfern und Weilern liegen, an denen die Arve, kaum ihrem Gletscherhaus entkommen, vorbeirauscht. Fruchtbäume, Ackerfelder und Wiesen erhöhen die milde Lieblichkeit des Anblicks. Wie ganz anders wird dies nach wenigen Schritten, wenn man den Berg hinan ist und sich nach Mittag wendet.

An die Stelle des lachenden grünen Thals tritt nun auf einmal ein weiter Abgrund, an dessen Rand man wandelt; unten liegt ewiges Eis, in geronnenen Wellen hingebreitet und umher starren in trockenen, wunderlichen Spitzen kahle Obelisken wie riesige Gespenster, weiße Schleppgewänder nach sich ziehend, in die Wolken. Das ist das Eismeer des Montanvert.

Hinter den höchsten Aiguillenspitzen des Chamounithals, da wo sie sich nach und nach bis zum Montblanc aufbauen, vom Fuß der Aiguille du Géant und der grandes Jorasses her, schiebt sich ein Gletscherstrom herab und begegnet bald darauf einem andern, der ihm vom Fuß der Aiguille Verte und d'Argentière entgegen kommt. Beide senken sich hierauf in breitem Bette zwischen den Periades, der Aiguille du Dru, de Charmoz und de Bochard, dem Chapeau und dem Montanvert ins Chamounithal herab, gegen das Ende einen scharfen Abfall bildend. Von oben gesehen, scheint dieser schöne Gletscher wirklich das von einem mächtigen Hüonshorn erstarrte Meer, so ganz haben seine Massen die Gestalt zu Eis gewordener Wellenströmung. Aber da, wo die beiden Gletscher zusammen kommen, sieht man deutlich, wie sie Mühe haben, sich mit einander zu mischen, gleichwie Rhone und Arve bei Genf lange neben einander herfließen, ohne sich zu vereinigen; und auch von da an, wo der Gletscher schon groß und mächtig ist, hindert ihn manchmal etwas in seinem Gang, die Wellen verlieren ihre bisherige Richtung und nehmen eine andere an; in der Mitte ist der Zug sichtlich am stärksten. Diese sonderbare Erscheinung zeigt sich nicht an den übrigen Gletschern. Der schöne Bossonsgletscher, von dem ich früher sprach, und der von Taconnaz schieben sich gleichförmig fort, keine Wendung und Wellung ist an ihnen zu bemerken; ihre Eismassen sind aber auch viel größer und mächtiger als die des Eismeers.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, im Juni.

(Fortsetzung.)

Der Schauspieler Seydelmann.

Gewöhnlich werden Helden und Narren oder gemeine Menschen von den Schauspielern gut dargestellt, selten werden es auch die geistreichen Personen, Dichter, Gelehrte, oder Charaktere wie Hamlet, Nathan, Tasso ꝛc., und gerade hierin hat Seydelmann auch der strengsten Forderung entsprochen. Seine Haltung, seine Miene, der Ausdruck seiner Worte, alles zeigte den Mann von Geist. Eine so seltene, so schöne Uebereinstimmung der Persönlichkeit mit der Rolle, des geistvollen Schauspielers mit dem geistvollen Gedichte hat uns mit Bewunderung erfüllt. Unser Korrespondent aber, der einmal durchaus schulmeistern wollte, hat dabei an einen Schulmeister gedacht! Wohl am meisten übel angebracht ist der Tadel, S. lasse es in den Manieren des Weltmanns fehlen. Dies ist gerade die Seite seiner Darstellung, die man bisher und mit Recht vorzüglich an ihm zu rühmen pflegte. Den häufigen Gebrauch des Schnupftuchs abgerechnet, den man dem alten Klingsberg wohl verzeihen wird, ist der Korrespondent nicht im Stande gewesen, einen wirklichen bestimmten Fall anzugeben, in welchem S. den Anstand nicht beobachtet habe. Im Gegentheil, als Carlos, als Marinelli, als Klingsberg ꝛc. und als der dumme Baron in Müllners Vertrauten hat S. überall mit der feinsten Charakteristik die Natur kopirt, die alte Hofnatur, die der Korrespondent so anpreist, nicht minder als die moderne Salonsverwilderung, über welche der Korrespondent sich so bitter beklagt, als ob er noch die goldenen Tage von Versailles gesehen hätte. — Shylok im Kaufmann von Venedig kommt nicht besser weg als Carlos. Er soll als Jude „nicht die Gattung im Individuum, und nicht das Individuum in der Gattung dargestellt haben.“ Was soll das wieder heißen? S. war ganz Jude und auch wieder ganz dieser bestimmte Jude Shylok. Wo, ich frage, bei welcher Stelle war er unkonsequent, fiel er aus der Rolle? Der Korrespondent sagt es nicht. Er klagt nur, S. habe ein so schlechtes Organ, daß er die Stimme widernatürlich habe hinauftreiben müssen. Allein S., mag ihm die Natur auch die Stimme des Löwen versagt haben, weiß mit seiner Stimme desto ökonomischer umzugehn, und ahmte nur das den Juden in Aeußerungen der Heftigkeit eigene Gekreisch nach, das der Korrespondent, so bald er will, z. B. in Frankfurt kennen lernen kann. Ich bin sogar erbötig, ihm, wenn er es verlangt, mit einer Anatomie der jüdischen Sprachwerkzeuge aufzuwarten, woraus er sich physiologisch überzeugen kann, welche Ursachen das bekannte Lispeln und Fisteln aller Juden in allen Welttheilen veranlassen. Auch hierin blieb S. nur vollkommen der Natur treu. — König Philipp II. wurde von S. allerdings nicht so dargestellt, wie ich ihn z. B. von Devrient habe darstellen sehn. Der Korrespondent findet, daß S. Einzelnes trefflich gelungen sey, daß er aber das Ganze noch nicht genug studirt habe. Ich glaube im Gegentheil, er hat die Rolle durch und durch studirt, was eben keiner Hexerei

bedarf, aber er hat wenig daraus machen können. König Philipp ist vom Dichter selbst über die Grenze des Natürlichen hinausgeführt, ein sehr verzerrter Charakter. Solche eignen sich nicht für das Darstellertalent Seydelmanns. Devrient besizt die Gabe, romantisch groteske Charaktere, die etwas maskenartig und gespenstisch auftreten, mit dem ihm selber angebornen romantischen Humor darzustellen. Er und sein phantastischer Freund, der verstorbene Hoffmann, waren hierin einzig in ihrer Art, aber Ausnahmen, die keine Regel statuiren. Seydelmann besizt jenes Talent nicht, er ist im Gegentheil nur Virtuos in der Darstellung des Natürlichen, Menschlichen, Wahren. Sollen wir ihm daraus einen Vorwurf machen? Nein! Wenn die romantische Ueberschwänglichkeit in ihrer Art zu schäzen ist, so bleibt doch dem antiken Ebenmaß, der schönen Natürlichkeit und Wahrheit der Vorzug. Der Dichter kann wie der Maler ausschweifen, aber der Schauspieler darf wie der Bildhauer nur in den seltensten Fällen die Grenzlinie der Natur, die zugleich ihre Schönheitslinie ist, überschreiten.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, Mai.

Fontan. Strenge der Gerichte bei Preßvergehn.

Hart büßt jezt der arme Fontan für einen Jugendfehler, den die Richter wohl mit etwas gelinderm Auge hätten ansehen sollen. Es ist aber eine schlimme Sache mit dem Partheigeiste in Frankreich; selbst Richter, die doch stets unpartheiisch seyn und bleiben sollten, werden davon angesteckt und lassen sich zu unüberlegten Schritten hinreißen. Fontan, ein noch junger und unerfahrner Schriftsteller, schrieb gewöhnlich in einem der kleinern Tageblätter, die meistens von ihren wizigen Aufsäzen und Sticheleien auf die Machthaber leben; in einem unglücklichen Augenblicke ließ er es sich einfallen, eine spaßhafte Allegorie zu schreiben, die er das wüthige Schaaf betitelte. Sobald das Blatt mit dieser wizelnden Allegorie erschienen war, ließ der königliche Anwalt beim Polizeigerichte Beschlag auf dasselbe legen, und klagte den Verfasser vor Gericht an, er habe durch das wüthige Schaaf den König selbst bezeichnen wollen, und folglich die königliche Person beleidigt. Mit den Allegorien sollten die königlichen Anwälte nicht so rasch verfahren; denn es ist immer etwas mißlich, daß sie die ersten sind, welche den geheimen Sinn der Anspielungen wittern und den Namen unter ein namenloses Bild schreiben. Als Beranger vor einigen Jahren wegen einiger Gedichte vor Gericht gezogen wurde, worunter sich auch ein ironisches Lied auf den karolingischen König Karl den Einfältigen befand, behauptete der königliche Anwalt ohne Scheu, unter Karl dem Einfältigen sey der jezige König Karl X. zu verstehen. Ob solch eine Beschuldigung eine gute Wirkung hervorbringt, und ob es nicht besser wäre, anstatt den Scharfsinn eines Auslegers zu zeigen, sich so zu betragen, als ob man die Anspielung nicht verstanden, ja nicht einmal geahnt hätte, überlasse ich der Entscheidung vernünftiger Männer. Die beschuldigten Schriftsteller unterlassen selten, die aufgedeckte Anspielung ganz zu läugnen; mehr als einmal hat der Sachwalter des Beklagten dem königlichen Anwalt geantwortet: „Die Auslegung ist Dein Werk; mein Klient behauptet, er habe den König oder eine andere hohe Person nicht im Sinne gehabt.“ In solchem Falle sollte man, dünkt mich, den Worten des Schriftstellers trauen, und sobald er versichert, er habe diese oder jene hohe Person nicht gemeint, sich mit seiner Erklärung begnügen. Das thun aber die Richter selten; für sie liegt die Anspielung so offen da, als für den königlichen Anwalt, und sie fallen unbarmherzig über den armen Schriftsteller her, dessen paar Zeilen bei einer so grossen Fluth von neuen Schriften bald vergessen, und vielleicht nur von Wenigen beachtet werden wären. So verfuhr man auch bei der Allegorie vom wüthigen Schaafe vor dem Pariser Polizeigericht; dieses Gericht, das unterste und am wenigsten erleuchtete unter den Pariser Gerichten, das überhaupt den politischen Schriftstellern feind ist und selten einen durchschlüpfen läßt, den ihm die königlichen Anwälte vorführen, mochte denken: Wenn die Journale gegen die Minister schreiben, so muß man sie oft wohl gehen lassen, weil im Grunde doch die Preßfreiheit darin besteht, daß man die von den Machthabern begangenen Mißbräuche der Gewalt freimüthig rügen darf. Dieser aber hat den König selbst angegriffen, dieser soll uns nicht entwischen, und durch ein tüchtiges Urtheil wollen wir beweisen, daß wir gute Royalisten sind. So verurtheilten sie denn den jungen Fontan zu einer starken Geldbuße und zu 5jähriger Gefängnißstrafe. Beim Appelliren an die Cour royale erhielt er auch nicht die geringste Verminderung einer so harten Strafe; er hat sich an der Person des Königs vergriffen, hieß es, er darf nicht geschont werden. Fünf Jahre lang gefangen sizen zu müssen, weil man einige unbesonnene Zeilen geschrieben hat, wovon nur ein geringer Theil der Bewohner dieser großen Hauptstadt hat Notiz nehmen können, ist ein furchtbarer Gedanke. Fontan entfloh in die Niederlande. Aber hier fiel er bald der Polizei in die Hände; vergebens sprach er die Regierung um einen sichern Zufluchtsort an. Er mußte von einem Orte zum andern fliehen, und kam zulezt wieder nach Frankreich. Es ist unbegreiflich, warum er sich nicht nach Nordamerika, dem Lande der Freiheit, gewandt hat; vielleicht fehlte es ihm an Aussicht zu einem Erwerbsmittel; allein konnte es ihm dort schlimmer gehen als in seinem Vaterlande?

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 132:
Die Baumschule.

Räthsel.

Ein Mädchen oder ein Weibchen,
Und eine Tänzerin,
Die kann nur Solo tanzen;
Wie tanzt sie so lustig dahin!

Das Mädchen oder das Weibchen,
Sie sizen im plaudernden Kranz,
Und sezen auf ihren Schooß sie,
Die Müde vom schwindligen Tanz;

Sie spielen mit ihr auf dem Schooße,
Sie wickeln das Püppchen ein.
Das arme gewickelte Wesen
Es rühret nicht Arm noch Bein;

Doch muß es zu Boden wieder,
Muß wie ein Derwisch sich drehn,
Und tanzen im Wickelkleide:
Es ist ein Jammer zu sehn.

Dann wird es von Neuem gewickelt,
Und wie ein Fäßchen so dick,
Nun legt man es wohl zur Ruhe;
Zum Tanzen verging das Geschick.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 141.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 14. Juni 1830.

Welche schauderhafte Grüfte!
Welche nie gemeßne Klüfte!
Felsenspitzen, deren Höhn
Selbst die Wolken übersehn!

B. H. Brockes.

Das Eismeer bei Chamouni.

(Fortsetzung.)

Der Gletscher, den man auf dem Montanvert sieht, scheint von der Vereinigung der beiden Arme an bis zu seiner Mündung ins Chamounithal nur eine Viertelstunde lang und kaum die Hälfte so breit. Diese gewaltige Täuschung bringen abermals die kolossalen Berg- und Felsenmassen hervor, die den Gletscher auf allen Seiten umgeben und alles ins Kleine drücken, was ihm nahe liegt. Er ist über drittehalb Stunden lang und gute Dreiviertelstunden breit. Unter den großen Gebirgsformen, die sich am wunderlichsten darstellen, ist besonders die Aiguille du Dru, jenseits des Eismeers, und eine der Aiguilles de Charmoz merkwürdig. Jahrhunderte stehen sie schon als spitzige Nadeln dem Himmel zugewendet, denn sie kommen schon in uralten Volkssagen vor, und es ist ganz unbegreiflich, wie sie Jahrhunderte lang diese spitze Nadelgestalt haben erhalten können.

Auf ihnen, so sagt die Tradition, lebten zwei schöne blaue Drachen, deren Haut in herrlichen Farben spielend. Lange Zeit feindeten sie sich an, weil der eine noch aus dem Heidenthum stammte, der andere aber christlichen Ursprungs war. Sie griffen sich an, wo sie sich nur trafen, in der Luft, auf den Schneefeldern, in Höhlen und auf Gletschern; endlich trafen sie einmal in der Gegend der Aiguille de l'Echaud und des Talèfre, da wo jezt der Courtil oder Jardin liegt, aufeinander. Hier begann der Kampf von Neuem und heftiger denn je; sie rannten auf Leben und Tod gegen einander. Da nun Drache nur von Drachen, oder von heiligen Rittern, umgebracht werden kann, so bissen sie einander so heftig, bis sie beide vom Bluten erschöpft wurden und bald darauf unter fürchterlichem Getös und dem Wanken ihrer spitzigen Felsheimath ihren Drachengeist aufgaben. Von ihrem heißen Blut wurde die Erde an der Kampfstelle so getränkt, daß sie seitdem mitten zwischen Schnee und Eis, wie auf einem kleinem Zauberland, die duftigsten Blumen und Alpenkräuter hervorbringt und kein Frost auf dem Plätzchen haften kann. So stehen die beiden Aiguillen jezt wie verwaist da, die alte Scheu vor ihren Drachen ist aber noch so groß, daß sich keine Gemse in der Nähe sehen läßt. Wundersame Kräuter wachsen dort in den Felsspalten, können aber von Menschenhand nur durch ein Wunder gesammelt werden, denn selbst ein Vogel könnte sich schwerlich an diesen schroffen Gebirgswänden halten.

So viel von der Oertlichkeit des Eismeers.

Als wir auf den Montanvert kamen, sahen wir schon einige Maulthiere bei dem kleinen Haus, das hier, im Anblick der großartigsten Schöpfung, à la nature, d. h. dem Essen und Trinken errichtet ist. Anfänglich stand hier nichts als das château de Blair, eine Art von Stall, aus großen, auf- und gegeneinander geschobenen Steinen zusammengesezt, wo man liegend und kauernd Schutz gegen das Unwetter finden, auch wohl ein kleines Feuer anzünden konnte. Ein Herr Blair ließ es anlegen, daher der Name,

den die immer scherzenden Guides erfunden haben. Später ließ der französische Resident in Genf, Felix Desportes, hier einen hübschen Pavillon erbauen und einrichten. In den großen Wandschränken wurden Betten, Wäsche und einiges Silberwerk zur Beherbergung und Bewirthung der Reisenden verwahrt. Auf dem Kamin, der Thür gegenüber, war ein großer Spiegel angebracht, in dem sich die großartige Natur jenseits des Eismeers, besonders der schöne Wasserfall du nant blanc, am Fuß der Aiguille du Dru und der Aiguille verte abspiegelte und ein überaus reizendes Bild für diejenigen gab, die im Pavillon saßen.

Die Leute aus dem Chamounithal betrachteten ihn und alles, was er enthielt, wie ein unantastbares Heiligthum; selbst Lawinen und Bergstürze verschonten das kleine Haus, die diebischen Piemonteser aber kamen im Winter, wo Niemand auf dem Montanvert ist, aus der Allee blanche über den Col de Géant herüber, brachen das Haus auf, stahlen alles daraus weg, zerbrachen den Spiegel und zogen mit ihrem Raub wieder heim. Ganz neuerdings hat eine Gesellschaft beim König von Sardinien um Erlaubniß angehalten, hier ein Fremdenhaus zu erbauen, es ist ihr aber aus unbekannten Gründen abgeschlagen worden; wahrscheinlich, weil kalvinistische Genfer damit im Spiel waren und das Geld herschießen wollten. Indessen stehen die Mauern des alten Pavillons noch, sie sind auch ausgebessert und hölzerne Tische und Bänke angeschafft worden, so daß man hier allenfalls neben dem Kaminfeuer schlafen kann, wenn man den Jardin besuchen will, wo den folgenden Morgen bei guter Zeit aufgebrochen werden muß. Hier findet sich auch ein großes Fremdenbuch, in das sich Alle einschreiben, welche diese Gegend besuchen. Wiewohl hier Engländer mit Franzosen in läppischem, gereimtem und ungereimtem Gewäsch wetteifern, so ist dieß Buch doch recht interessant durch die Uebersicht der zahlreichen, aus allen Weltgegenden zusammenkommenden Chamounigäste. Das Beste, was ich von Anfang bis zu Ende darin gefunden, ist folgendes: Question aux habitans des quartiers élevés de Genève. Est on ici du haut? Diese Frage ist für einen Bewohner Genfs hier — 955 Toisen über der Meeresfläche — sehr witzig, wiewohl sie um mehrere Jahre zu spät kömmt, da sich das du haut in Genf bereits sehr verringert hat, und in kurzer Zeit ganz verschwunden seyn wird.

Den Sommer hindurch wohnt ein Mann in dem Pavillon, der Steine, Krystalle, Gemshörner und andere Naturalien aus dem Bereich des Montblancs verkauft, und bei dem man auch Käs, Brod und Wein haben kann, was für einzelne Reisende, die ohne Guides auf den Montanvert kommen und doch etwas genießen wollen, sehr ersprießliche Naturalien sind.

Wer mit einer zahlreichen Gesellschaft, besonders mit Damen, auf den Berg zieht, dem rathe ich, gegen das Ende hin einen Vorsprung zu gewinnen, um schon bei dem Pavillon zu seyn, wenn die andern erst die letzte Höhe herauf kommen. Es ist ein sehr anziehender Anblick, zwischen den großen und wilden Naturbildern die bunten Männer- und Frauengruppen wandeln zu sehen. Noch hübscher ist's, wenn gerade Leute auf dem Eismeer sind; denn sie sehen aus wie farbige Käfer, die zwischen den Schlünden und Abgründen vorsichtig herumkriechen und ihre Fühlhörner ausstrecken, ehe sie einen Fuß vorwärts setzen.

Als ich oben war, brachten vier Männer einen dicken Engländer in einem mit Stangen versehenen Lehnstuhl vom Eismeer heraufgetragen. Diese Herrn machen mit ihrem Geld alles möglich, denn wer diese steilen, in einem Winkel von 70 bis 72° hinabgehenden, brüchigen, durch große, hinabrollende Steine bedrohten Berg- und Morainepfade sieht, hält es für unthunlich, daß darauf nur zwei Männer mit einiger Sicherheit dicht neben einander gehen können. Ich bin gewiß ein guter Bergsteiger, es ist mir aber unmöglich, mich immer aufrecht zu erhalten. Oft rutscht ein Fuß auf einem unsichern Stein, manchmal gleitet man auch aus und muß sich am starken Alpenstock halten. Die Träger eines solchen Lehnstuhls müssen jedoch kerzengerade gehen und nicht weichen und nicht wanken, wie die Männer, die in der St. Peterskirche zu Rom den Pabst auf ebenem Marmorboden tragen; bei der geringsten schiefen Bewegung bekäme der hohe Lehnstuhl das Uebergewicht, und der Getragene bräche zwischen den grossen Granitblöcken Arm und Beine, wenn nicht den Hals. Zu der Operation gehören zwölf baumstarke, darin geübte Männer, die alle Augenblicke mit einander abwechseln, immer vier und vier; dafür bekommen sie fünfzig Franken bis auf den Montanvert, zum Mer de glace und wieder herunter. Hinter dem Engländer her kam seine schöne Tochter, fest und innig auf die Arme des Guiden Marie Pavot gestützt, den mancher von uns um seine Stelle beneidete. Im nächsten Briefe von unserer Wanderung über das Eismeer und zu der Grotte des Arveiron.

(Schluß des ersten Briefs.)

Ueber Egypten.

Klima. Die Pest.

Der Kamsim oder Simoumwind weht zu Alexandrien gewöhnlich vom 1. Mai bis gegen Ende Juni's. Dieser Pestwind kommt von Morgen, von der Wüste her; er wirkt so abspannend, lähmend, daß die Europäer im Bette bleiben müssen, und sich zur mindesten körperlichen oder Geistes-Arbeit völlig unfähig fühlen. Und daran ist nicht etwa die Hitze schuld, denn der Thermometer steigt dabei nicht leicht um mehr als 3 — 4 Grade. Diese auffallende Wirkung ist noch unerforschten atmosphärischen

Verhältnissen zuzuschreiben; die Elektrizität spielt wohl dabei die Hauptrolle. Da vom März an kein Regen fällt, so ist das Land nun durchaus vertrocknet; der Boden ist überall geborsten, das Laub der Bäume versengt, die einzige Pflanze, die sich erhält, ist die Soda (salsola soda), die im Sand wächst. In den lezten Tagen Juni's treten die Nordostwinde ein und herrschen bis in den September; in dieser Zeit ist die Luft angenehm frisch, bei Nacht fällt reichlicher Thau, der die Pflanzen erquickt, und des Simoums verderblicher Einfluß ist völlig verschwunden. — Die Luft ist in Alexandrien jederzeit sehr feucht und mit salzigen Dünsten geschwängert, die sich an Wänden und Möbeln in Gestalt kleiner Krystalle niederschlagen; troz dem scheint diese Luft nicht ungesund, denn von Brustkrankheiten weiß man im Lande fast nichts. — Ganz Egypten ist vom August bis Ende Septembers durch die Ueberschwemmung des Nils ein weiter See. Sobald der Fluß zurücktritt, beginnen die Feldgeschäfte; im Januar kommt die junge Saat zum Vorschein und im April ist die erste Erndte vorüber. Die Wassermaschinen zwingen dem Lande eine zweite Erndte ab, die im August, ehe die Ueberschwemmung wieder eintritt, eingebracht wird. — In Alexandrien steigt Sommers der Thermometer selten über 32° der hunderttheiligen Scale, die Hitze ist daher nicht übermäßig; aber andere Ursachen machen diesen Punkt zu einem der ungesundesten in Egypten, und die hauptsächlichste ist die Nähe des Sees Mareotis. — Oberegypten ist ganz außerordentlich trocken; und doch gibt es dort vierhundert Jahre alte Sycomoren, auf die nie ein Regentropfen gefallen ist; ja manche Bäume der Art wachsen so hoch, daß der austretende Nil ihre Wurzeln nicht erreicht, und auch der reichliche Thau, von dem wir oben gesprochen, erstreckt sich nicht über Mittelegypten hinauf. In Damiette, Rosette und Alexandrien regnet es zuweilen vom November bis zum März und es wird oft empfindlich kalt; in Kairo aber, das nur fünfzig Stunden davon liegt, weiß man von Regen und Kälte so gut als nichts. In Oberegypten regnet es kaum in acht bis zehn Jahren einmal, tritt aber Regen ein, so fällt er in Strömen.

Bei meiner Ankunft in Alexandrien herrschte die Pest im höchsten Grade; fast jeden Tag starb ein Europäer und gegen achtzehn Eingeborne, was bei einer Bevölkerung von blos 16,000 Seelen sehr viel ist. Alle Häuser waren geschlossen; man tauchte das Geld, ehe man es nahm, in Essig, Briefe, überhaupt Papier, griff man nur mit Zangen an, selbst nachdem man sie gereinigt hatte. Auf der Straße trug man einen Stock, mit dem man jeden von sich stieß, der einem unvorsichtig zu nahe kam. Jeden Morgen erkundigte man sich angelegentlich, wie viele Kranke in der Nacht gestorben seyen; man sprach von der Pest beim Frühstück, beim Mittagessen beschrieb man die Ansteckung, und beim Abendessen unterhielt man sich von Pestbeulen. Sogar in Damenzirkeln wurde die Pest besprochen; die Katze, hieß es da, kann die Pest verbreiten, aber der Hund ist bei weitem nicht so gefährlich; der Esel ist im höchsten Grade ein pestführendes Thier, aber vom Pferd hat man nichts zu fürchten; frisches Brod ist sehr verdächtig, aber durch Fleisch pflanzt sich die Krankheit nicht fort u. s. w. Sah man zufällig einen etwas lange an, so befühlte er sich sogleich; klagte einer über Kopfweh, oder sah er etwas bleich aus, so lief alles davon.

Das Pestspital besteht in mehreren kleinen Gemächern mit einem einzigen Gitterfenster gegen Morgen, als sollte absichtlich der böse Wind der Wüste hereinblasen. Das einzige Geräthe in diesen Zellen ist ein Bette von Schilfmatten, mit einer Matratze und einem Leintuch, das gar bald zum Leichentuche wird. Hinter dem unglücklichen Kranken wird gewöhnlich die Thüre verschlossen; ein Araber, der als Krankenwärter angestellt ist, sizt außen und raucht behaglich seine Pfeife; nur selten geht er in die Zimmer und befeuchtet den Unglücklichen die glühenden Lippen. Einmal des Tages macht der italienische Dottore seinen Besuch, verordnet gravitätisch Eibisch oder Fliederthee und macht, daß er wieder fortkommt.

Die Pest rührt sicher fast allein von den Miasmen her, die sich aus den faulenden thierischen Stoffen entwickeln. In allen türkischen Städten schlachten die Metzger mitten in den Straßen, die niemals gereinigt werden; todte Hunde, Katzen, Kameele und Esel faulen am Wege und bleiben liegen; der Türke wechselt selten seine Kleider; troz der täglichen Waschungen ist das Volk in der That höchst schmutzig; in den Städten des Orients bricht die Pest beständig im Judenquartier, wo die furchtbarste Unreinlichkeit herrscht, zuerst aus. Indessen ist nicht zu verkennen, daß die Pest mit gewissen Verhältnissen des Bodens in Zusammenhang steht; so hört sie während der Nilüberschwemmung auf, und zeigt sich wieder, sobald sich das Wasser zurückzieht.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, im Juni.

(Fortsezung.)

Der Schauspieler Seydelmann.

Was Ossip in Isidor und Olga betrifft, so stimmen wir dem Korrespondenten vollkommen bei, daß hier der Schauspieler den Dichter nicht korrigiren kann. Ganz dasselbe gilt aber auch von der Rolle des Königs Philipp, die vom Dichter nicht weniger verzerrt ist. Immerhin aber hat Seydelmann auch aus diesem Ossip alles gemacht, was aus ihm zu machen war, und namentlich den slavischen Nationalcharakter in meisterhaften Zügen ausgedrückt. — Der Advokat Wellenberger in Ifflands Advokaten war eine von Seydelmanns gelungensten und von dem rauschendsten Beifall belohnten Rollen, und doch ist sie es gerade, die dem Korrespondenten am wenigsten gefallen haben soll. Der gebrechliche, vom Chiragra geplagte Greis, in dem nichts mehr lebt und jung und ge-

fund ist, als sein Rechtsgefühl, wurde von S. in Kostüm, Haltung, Blick, Sprache mit so vollendeter Wahrheit gegeben, daß er die größtmögliche Sensation bei den Zuschauern hervorbrachte, die nur ein Meisterwerk hervorbringen kann. So langweilig das Stück ist, erwarb ihm S. stürmischen Applaus, und es mußte bald darauf wieder gegeben werden. Nie sah ich ein treueres Charakterbild, nie erlebte die Kunst des Schauspielers einen schönern Triumph über die Prosa des Dichters und über die geringe Erwartung des Publikums. — Als Klingsberg im Kotzebueschen Lustspiel war S. meiner Ueberzeugung nach unübertrefflich. Der Anstand und die Frivolität des Weltmanns, die Geckenhaftigkeit und die liebenswürdige Resignation des Greises, die Leichtfertigkeit und die Herzensgüte des Familienhauptes konnten mit keiner grössern Wahrheit und Gewandtheit wiedergegeben werden. Als Klingsberg in dem Schröderschen Lustspiel soll es S. in seinem Benehmen gegen die Damen haben fehlen lassen; allein ich glaube, hier ist alles die Schuld des Dichters. Wie in aller Welt soll sich denn ein Schauspieler besser benehmen, wenn ihm der Dichter fast nichts als Impertinenzen zu reden und zu thun vorschreibt? Uebrigens mögen solche junge Rollen, so wie auch die des Holländers in Armuth und Edelsinn, immerhin andern Schauspielern zukommen. Es wird wohl Niemanden einfallen, zu behaupten, daß sie das eigentliche Fach Seydelmanns seyen, und es ist im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß er sich, wie der Korresp. glauben machen möchte, zu solchen Rollen dränge, um eine gewisse Allseitigkeit zu affektiren. Ich glaube, er spielt, wie andere Schauspieler auch, nur, was ihm aufgegeben wird, und wie möchte man annehmen, er, der in so vielen Rollen der vollendete Meister ist, geize nach Rollen, in denen er in jedem Falle weniger glänzend erscheint? — Als gutmüthiger Polterer soll S. weder gutmüthig, noch ein Polterer, sondern nur ein launenhafter Alter gewesen seyn. Was heißt das wieder? Besteht denn nicht eben die Launenhaftigkeit des Alters in dem Wechsel zwischen Gutmüthigkeit und Zank? Der Korrespondent, der überhaupt nur immer im Allgemeinen tadelt und nichts Bestimmtes und Besonderes anzuführen weiß, rügt hier nur, daß S. sich an die Perrücke geschlagen habe. Ist das übertrieben? Nichts weniger. Wie viele von den alten cholerischen Herrn haben das gethan! Ich habe selbst ein solches ehrwürdiges Exemplar gekannt, das sich im Zorn sogar die Perrücke abriß und gegen die Wand warf. — An dem Hofmeister in tausend Aengsten tadelt der Korrespondent eine Stellung Seydelmanns als unanständig, und wirft dem Schauspieler überhaupt öftere Uebertreibung vor. Ich habe im Gegentheil gefunden, daß S. in der theatralischen Mäßigung seinen Meister sucht, daß ihm nichts weniger vorgeworfen werden kann, als irgend eine Uebertreibung. Wenn er aber in possenhaften Scenen, wo die Lustigkeit sich auf den höchsten Gipfel steigert, sich auch der Lustigkeit des Momentes hingibt, so ist das ganz am rechten Orte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Fontan und Magallon.

Kaum war Fontan wieder in Paris, so hatte ihn die Polizei ausgespürt; er wurde verhaftet und einstweilen in eines der Pariser Gefängnisse gesperrt. Der junge Mann hatte ein Trauerspiel gedichtet, und da er sich nicht zu dem Schauspielerkomité des Odéons hinbegeben konnte, um es vorzulesen, so begab sich das Komité zu ihm ins Gefängniß, um sich das Stück von ihm vorlesen zu lassen. Es gefiel allgemein und es ward sogleich beschlossen, das Stück einzustudiren und aufzuführen. Als dieses in den Zeitungen ruchtbar ward, brachten die ultraroyalistischen Blätter sogleich Gründe vor, um die Aufführung zu verhindern. Nichts ist unbarmherziger, als solch ein fanatisches Blatt wie die Gazette de France oder der Drapeau blanc. Es war vorauszusehen, daß das Publikum lebhaften Antheil an dem Schicksale des Geistesproduktes eines jungen verfolgten Dichters nehmen würde. Hätte sein Trauerspiel Beifall erhalten, so hätte dies die Gelehrten bewegen können, eine Milderung seiner Strafe zu bewirken. Dies eben wollten die fanatischen Ultrablätter verhindern. Sie behaupteten, es würde höchst unschicklich seyn, ein Trauerspiel, das einen Königsschmäher zum Verfasser habe, auf einem königlichen Theater aufzuführen; so etwas könne die Regierung unmöglich dulden. Darauf erwiderten nun freilich die freisinnigen Blätter, die sogenannten königlichen Theater beständen mittelst des Geldes der Nation, und unter ähnlichem Vorwande könnte man die Schauspiele einer Menge von Dichtern ausschließen. Da nun aber die Obrigkeit im Geiste der Gazette de France handelt, so unterblieb auch die Aufführung des Fontanschen Trauerspiels, wenigstens einstweilen. Vermuthlich wird eine Zeit kommen, wo es einem Verurtheilten nicht versagt seyn wird, sein Geistesprodukt auf einer der Hauptbühnen von Paris darstellen zu lassen. Zwar gibt es außer den sogenannten königlichen Bühnen, die aber alle vom Gelde des Volkes unterhalten werden und nur einen Zuschuß von der Regierung oder vom Hofe bekommen, noch manche andere Schauspielhäuser; die kleinern Bühnen dürfen aber keine Trauerspiele in Versen aufführen; dies ist ein Vorrecht des Théâtre français und des Odéon, das vor zwei Jahren, als Cas. Delavigne sein Trauerspiel Faliero auf der Bühne der Porte St. Martin aufführen ließ, wieder erneuert wurde. Es blieb also Fontan keine andere Aussicht als diese: er mußte sein Trauerspiel zu einem Volksmelodram verstümmeln und auf einer der Boulevardsbühnen aufführen lassen. Für einen jungen Schriftsteller wäre alle diese Drangsal schon eine hinreichende Strafe gewesen; allein die Leute, die jetzt hier die Macht in Händen haben, sind unversöhnliche Feinde. Sie haben Fontan alle Sticheleien auf sie vergelten wollen, womit das Tageblatt, woran Fontan arbeitete, beständig das Publikum belustigte; er hat für alle Mitarbeiter büßen sollen; sie haben an ihm die Rache ausgeübt, die vor einigen Jahren die abscheuliche Polizei des berüchtigten Franchet an einem andern Journalisten, Magallon, übte. Es ist nämlich ein Gesetz vorhanden, kraft welches diejenigen Züchtlinge, welche zu einer längern Haft als einer einjährigen verurtheilt sind, zu einem Handwerke angehalten werden sollen. Zuvor dachte Niemand daran, dieses Gesetz auch auf die von den Gerichtshöfen zum Gefängnisse verurtheilten Schriftsteller anzuwenden. Die Ultrapartei ist aber erfinderisch in ihrer Rache, und so hatte sie für gut gefunden, den armen Magallon zwischen Gensd'armen, an einen Dieb gefesselt, mitten durch Paris nach dem Zuchthause zu Poissy führen zu lassen und ihn da zur Arbeit anzuhalten. Allgemeinen Unwillen erregte dies Verfahren, als es durch die Zeitungen bekannt wurde. Chateaubriand, der damals Minister war, nahm sich thätig des verfolgten Mitbruders an, und es wurde so viel bewirkt, daß das Schicksal Magallons gemildert werden mußte, wobei die Erbitterung der Freisinnigen gegen die Ultrapartei beständig wuchs, denn die liberalen Blätter verfehlten nicht, Magallons Behandlung als ein Beispiel der niedrigen Gesinnungen ihrer Gegner dem Publikum unaufhörlich vor Augen zu halten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 142.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 15. Juni 1830.

Wenn ich den Scherz will ernsthaft nehmen,
So soll mich Niemand drum beschämen.

Goethe.

Vom verkehrt lesen Lernen.

Ein pädagogischer Vorschlag.

Eine kleine Verbesserung in kleinen Dingen, auf kleinliche Bemerkungen sich stützend, sieht so ziemlich aus, wie wenn Jemand eine Geschichte der Seifenblasen schreiben wollte, oder ist fast ein Unternehmen im Geschmack dessen, der mit elektrischen Pistolen ein Donnerwetter wegtreiben wollte. Mikroskopische Beobachtungen solcher Art sind nicht willkommen für die Augen der Gebildeten, die auf den Bergen der Civilisation stehend, sich nur an großen Aussichten erfreuen. In der That sind auch die Beobachtungen über die Kunst oder den Nutzen des *verkehrt Lesens* gar dürftig, wenigstens findet sich in den pädagogischen, physischen oder physiologischen Büchern nicht vieles darüber aufgezeichnet; *doppelt Lesen* mag als eine Krankheit aufgeführt worden seyn, ist aber, wie sich unten zeigt, ganz nahe mit unserm *verkehrt Lesen* verwandt.

Eigentlich lesen wir alle verkehrt, und nur die Kinder lesen aufrecht, indem sie — nach meinen Beobachtungen — die Bilder, die man ihnen vorlegt, in der nach unsern Ansichten verkehrten Lage betrachten. Sie folgen hierin dem unwiderstehlichen Instinkt ihrer Augen, der durch Uebung und Angewöhnung noch nicht überwunden ist. Denn die Physiker lehren, daß das *Bild im Auge* dann nur aufrecht ist, wenn das *Bild auf dem Papier* verkehrt ist. Die Ungeschicklichkeit im *verkehrt Lesen* hat schon mancher mathematische Lehrer bei seinen Zöglingen beobachtet, und manchmal mit Betrübniß erfahren, wie das Beispiel von jenem Schüler zur Genüge darthut, der den pythagoräischen Lehrsatz nicht beweisen konnte, wenn man die gewöhnliche Figur dazu *verkehrt* an die Tafel schrieb. So sehr hatte die einseitige Anschauung den Geist des Beweises gefesselt.

Der Leser wird schon beobachtet haben, daß die Diener oder Dienerinnen, welche auf der Post für ihre Herrschaften die Zeitungen holen, in wichtigen Zeitläuften sich mit andern gruppiren und die öffentlichen neusten Blätter lesen, mehrere zusammen aus einem Blatt. Nur ein einziges Mal erinnere ich mich, daß ein Dritter, der sich *verkehrt* vor das Zeitungsblatt gestellt hatte, mit zwei andern zugleich las. Wahrscheinlich war er sehr neugierig und hatte diese *seltene Kunst* des verkehrt Lesens deßwegen gelernt.

Die gebildetsten Menschen, und aus den höchsten Ständen, tragen ihre Unwissenheit in dieser verkehrten Kunst ganz öffentlich zur Schau. Weil sie nicht im Stande sind, das Bild des Königs im Kartenspiel *verkehrt* zu erkennen, so lassen sie, aller Aesthetik, Kunst und Antike zuwider, eine Fraze, aus zwei Königsrümpfen mit zwei Köpfen bestehend, sich als Karte malen. Welcher Triumph der Verkehrtheit, könnte man hier ausrufen.

Nach diesen fragmentarischen Bemerkungen, bei welchen manchem Leser aus seinen eigenen Erfahrungen etwas ergänzendes in Erinnerung gekommen seyn möchte — die

Behandlung des Verkehrten betreffend — wende ich mich nun zur Sache selbst.

Das Alphabet ist wohl der Grundstoff aller Uebungen im Verkehrten; der erste Orbis pictus von blosen, nichtssagenden, leeren Figuren, wie ihn das Alphabet vorführt, ist eine Sammlung von Gestalten, die das Auge nach allen Weltgegenden, aufrecht, verkehrt und schief betrachten sollte. Unsere Buchstaben sind keine Hieroglyphen mehr, wie bei den Egyptern; noch waren es dergleichen, wie bei den Chinesen, bei denen sie aber den ursprünglichen Sinn, Bedeutung und Figur verloren haben. Es wird uns allerdings schwerer dadurch, ein Alphabet zu lernen, wie man sich leicht überzeugt, wenn man in ältern Jahren ein Alphabet lernen will, aber diese nichtssagenden, und doch an Gestalt mannigfachen Zeichen lassen sich desto besser in ihren Stellungen verändern und ohne Störung ihres Sinnes in alle Lagen bringen und betrachten.

Ich schlage vor, das Alphabet auch verkehrt lesen zu lernen.

Es ist nicht zu zweifeln, daß einige Leser der Meinung seyn werden, wer einmal ein Alphabet lange in aufrechter Stellung gelernt und viele Bücher so gelesen, der werde sie alsbald und nach weniger Uebung auch verkehrt lesen können. Dadurch würde nun allerdings mein Vorschlag, den ich zur Erweiterung des Elementarunterrichts gemacht zu haben glaubte, zu Nichte gemacht, oder wenigstens beschränkt. Ich fürchte jedoch, daß sich das verkehrt Lesen können nicht so schnell aus dem Lesen können ergibt; die alte Gewohnheit wird bei allen Versuchen die Oberhand gewinnen und die Buchstabenbilder umdrehen, ungefähr so wie die Kinder mit kleinen Puppen von Holundermark, die unten mit Blei beschwert sind, spielen, wobei jene, auf den Kopf gestellt, immer wieder, von dem Blei gezogen, sich aufrichten. Ich möchte fast wetten, daß das Blei der Gewohnheit so groß ist beim Lesen, daß kaum ein Jahr Uebung hinreicht, und vermuthe dabei, die Verwirrung der Buchstabenbilder und des Rechts- und Linkwärtsgehens möchte so groß werden, daß wirklich gleichsam ein Mühlrad im Kopfe des Verkehrtlesenden umherginge. Deßwegen soll dieß beim ersten Unterricht zugleich geschehen; wer hinfür lesen lernt, der soll auch zugleich verkehrt lesen lernen.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber Egypten.

(Beschluß.)

Ein türkisches Narrenhaus. Mumien.

Sind die Pestkranken in Alexandrien schlecht versorgt, so sind die Narren in Kairo noch übler daran. Es gibt indessen ein besonderes Haus für sie. Ich versuche es, einen Begriff von dieser Anstalt zu geben. Der Aufseher des Narrenhauses wollte mich lange nicht hineinlassen; nie, meinte er, habe ein Franke Erlaubniß dazu bekommen; aber meine Bestallung als Hakkim (Arzt) des englischen Konsuls und ein halbes Dutzend Piaster hoben diese Bedenklichkeiten. Der Aufseher nahm eine Peitsche von Nilpferdhaut zur Hand und führte mich durch unendlich lange, enge Gänge in einen Hof, um welchen die Logen der Wahnsinnigen herliefen. Einige, die nicht böse waren, gingen frei umher; aber die Unglücklichen in den Zellen waren am Halse und an den Eisenstangen des Fensters angekettet. Der Aufseher machte mit mir die Runde, und als hätte er mir eine Menagerie wilder Thiere zu zeigen, rüttelte er die Ketten, ja riß sie gewaltsam an sich, wenn der Unglückliche nicht schnell genug herbeikam. Alle schrieen kläglich um Brod; ich erkundigte mich, wie groß ihre tägliche Ration sey, und hörte mit Schauder, sie bekämen nichts, als was mildthätige Leute ihnen von Zeit zu Zeit zukommen ließen. Es war beinahe Mittag, und sie hatten in achtzehn Stunden nichts gegessen. Da brachten zwei sehr gut gekleidete türkische Frauen eine ungeheure Wassermelone und zwei Brode. Sie wurden vertheilt und jedem der Unglücklichen ein Stück vorgeworfen. Nie sah ich die menschliche Natur tiefer gesunken; sie verschlangen gleich gierigen Wölfen ihren Antheil, der bei Weitem nicht hinreichte. Sogleich ließ ich für ein Paar Piaster Brod, Datteln und saure Milch holen. Als diese Lebensmittel anlangten, erscholl ein Jubelgeschrei, das mir das Herz zerriß. Ich glaube, sie hätten die Gitterstäbe zerbrochen, um sich über die Speise herzuwerfen, und trotz der Peitsche, die der Wärter fleißig schwang, war ihre Gier so groß, daß wir nur mit Mühe unsere Hände vor ihren Klauen sicherten. Es war ein scheußlicher Anblick, wie sie die Speise mit ihren Nägeln zerrissen, die wirklich Adlerskrallen glichen.

Nicht unbemerkt kann ich lassen, daß sich in diesen Irren der Hauptcharakterzug des Mahomedaners in seiner vollen Stärke aussprach. Ein Mann, der mich flehentlich bat, ihm Brod zu geben, spuckte nach mir, als ich zu seiner Zelle trat; ein anderer, der ein Stück Wassermelone mit der vollen Gier des heftigsten Hungers gefaßt hatte, aß es nicht; er verbarg es über eine Viertelstunde, und als ich an seinem Fenster vorüberging, warf er es mir an den Kopf; lieber wollte er einen Christen beschimpfen, als seinen quälenden Hunger stillen. Trotz meiner dringenden Bitten flog die schreckliche Peitsche mehr als einmal um seine nackten Schultern.

In einer Zelle fiel mir ein gutaussehender Türke auf, der Offizier unter den Truppen des Pascha gewesen war; er beschwerte sich bitter, daß er so schlimm behandelt werde; er sagte mir, er sterbe Hungers, in mehreren Tagen

habe er nichts gegessen als ein Paar Unzen Brod. Er sprach so vernünftig von seiner Lage, daß ich den Wärter verwundert fragte, warum denn der Mann eingesperrt sey. Der Aufseher lachte mich aus und antwortete: „Wißt Ihr nicht, daß die Narren, gerade wenn sie am ruhigsten scheinen, über einem schlimmen Streiche brüten?“ Und zur Bekräftigung erzählte er mir eine Geschichte von einem Neger, einem gewesenen Fleischer, den man, weil er so ruhig war, im Haus hatte umhergehen lassen, und der einmal Nachts einen Kameraden geschlachtet, ihn kunstgerecht zerlegt und die Stücke in die Zellen vertheilt hatte. „Seitdem, fuhr er fort, sind wir auf unserer Huth, denn sonst fräßen sie einander bis auf den lezten Mann auf.“

Ich erkundigte mich, was die Bewohner dieses Hauses, dreißig an der Zahl, lauter Männer, zu Narren gemacht habe. Vier waren wahnsinnig geworden, weil sie zu stark Haschis, einen betäubenden Stoff, der aus den Blumenpistillen des Hanfs bereitet wird, geraucht hatten; fünf andere waren vergiftet worden, wovon drei durch Kaffee, drei waren aus Fanatismus Narren geworden, und einer nach der Bastonade.

In keinem Lande kommt wohl der Wahnsinn seltener vor als in der Türkei, denn kein Volk auf Erden denkt weniger als die Türken. Ein Grad von Unglück, der einem Europäer den Kopf verrückte, rüttelt bei einem Araber höchstens seine Philosophie auf, und unter Umständen, wo sich jener den Hals abschnitte, ruft dieser trockenen Auges: Allah karim! (Gott ist groß). Ich sah zu Rosette, wie ein Araber die Trümmer seines eben eingestürzten Hauses betrachtete; der einzige Laut, den er von sich gab, war: Allah karim! Ein Engländer stürzte sich in den Nil; sein Gefährte beschwor die Araber, die in der Barke waren, ihm zu Hülfe zu eilen; aber sie schlugen alle die Augen gen Himmel und riefen: Allah karim! Der Unglückliche ertrank. Da sie glauben, daß keine menschliche Weisheit, das Unglück, das kommen soll, verhüten kann, so rechnen sie es sich zum Verdienst, das Mißgeschick muthig zu ertragen, und die Araber treiben darin die Philosophie noch weiter als die Türken. Ich kenne kein Beispiel von Selbstmord, weder in der Türkei noch in Egypten, und nie habe ich sagen hören, ein Araber sey aus Verzweiflung ein Narr geworden.

Ich gab mir Mühe, dem Aufseher begreiflich zu machen, daß die Wahnsinnigen milder und menschlicher behandelt werden müßten, und sagte, man könnte dadurch ihrer Viele wieder zur Vernunft bringen; aber er schüttelte den Kopf und meinte, dieß sey unmöglich, nichts schlage an als die Peitsche, man wolle nichts, als sie unschädlich machen, „und was liegt auch daran, ob sie wieder gesund werden oder nicht?“

Zu den interessantesten Gegenständen in Oberegypten gehören die Mumien. Die Gräber, in denen sie sich finden, sind in den Berg nordostwärts von Theben gehauen, und zwar von seiner Spitze bis auf seinen Fuß herab; die Gräber unten am Berge sind die schönsten; sie dienen etwa 300 Arabern zur Wohnung, die ein erbärmliches Leben führen und es bequemer finden, Leichen zu verkaufen, als das Land zu bauen. Es wird hier ein ziemlich starker Handel mit dieser seltsamen Waare getrieben; aber auch hierbei, wie überall, kommt Trug und Fälschung vor, und man kann behaupten, daß in allen Kabinetten Europas sich nicht zwanzig Mumien befinden, die noch in ihren ursprünglichen Särgen liegen. Ein glaubwürdiger Reisender sah bei jenen Arabern die Mumienfabrik in voller Thätigkeit; sie öffnen geschickt die schönsten Särge, nehmen die Mumie heraus und legen eine geringere an ihre Stelle; mit etwas rother Malerei ist bald Alles wieder in den alten Stand gesezt.

Welches der Völker, aus denen die gegenwärtige Bevölkerung Egyptens besteht, stammt wohl unmittelbar von dem alten Volke, dessen Typus wir aus seinen Mumien kennen? Der Schädel der alten Egypter hat eine ganz eigenthümliche Form, die ihn streng von den Schädeln der Türken, Griechen und Araber unterscheidet: die Stirne ist sehr schmal und vorspringend; unter Tausenden von Mumienschädeln findet sich keine breite Stirne, und die Organe, die für den Sitz der Seelenthätigkeit gelten, waren nicht sehr entwickelt. Niebuhr und manche andere Reisende sehen die Kopten für die Abkömmlinge der alten Egypter an; aber der Engländer Madden bestreitet diese Ansicht. Die Schädelform des Kopten weicht von der oben beschriebenen sehr ab; eine Linie, die man queer über die Augenhöhlen vom äußern Winkel der einen bis zum äußern Winkel der andern zieht, ist bei den Kopten gegen anderthalb Zoll länger, als bei den Mumien. Herodot beschreibt die alten Egypter aus eigener Anschauung als ein Volk mit schwarzer Haut und kurzem, wollichtem Haare; die Kopten aber haben weder das eine, noch das andere; diese waren wahrscheinlich eine Kolonie, die sich vor Alters in Niederegypten niedergelassen hatte; sie sprachen die Sprache der Eingebornen, waren aber gewiß nicht von demselben Stamme. Bei den Nubiern, meint Madden, müsse man die Ueberbleibsel des alten egyptischen Volksstamms suchen; sie sind schwarz, haben krauses Haar und sind schöner, schlanker gebaut, als alle andern Völker des Orients; sie wohnen an den Grenzen Egyptens und sprechen eine Mundart, welche die Araber nicht verstehen obgleich viele arabische Worte darunter gemengt sind; endlich gleicht der Schädel eines Nubiers nach Umriß und Dimension dem Mumienschädel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, im Juni.

(Fortsetzung.)

Der Schauspieler Seydelmann.

Daß dem Essighändler Gemüth abgegangen sey, habe ich nicht bemerkt, im Gegentheil zeigte Seydelmann, durch die Rolle gezwungen, nur zu viel Gemüth. Das Stück ist sehr langweilig und hat eine gemeine Tendenz. Nur Seydelmanns treffliches, in hohem Grade inniges Spiel als Vater konnte es heben und ihm Beifall gewinnen. — An S. Darstellung des Nathan tadelt der Korrespondent, daß sich der Schauspieler nicht zur Poesie seiner Aufgabe erhebe. Eine so allgemeine Behauptung ohne Kommentar hingestellt, heißt gar nichts. S. spielte den Nathan mit dem Geist, der ihn ganz vorzüglich bei Darstellung solcher geistig vorragenden Charaktere auszeichnet. Er sprach, wie Lessing ihn dachte. Er sprach den Sokratischen Geist in ihm aus, mit einer Wahrheit, für die freilich manche Leute blind sind, weil der Geist von Niemand begriffen wird, der selber keinen hat. — Der Abbé de l'Epée soll zur Prosa herabgesunken seyn. Umgekehrt. S. gab diesem unendlich prosaischen Stücke die einzige Poesie, deren es fähig war, nämlich die Poesie der Wahrheit in dem Charakterbild des menschenfreundlichen Greises, der daher auch beim Publikum eine kaum geringere Theilnahme erweckte, als Advokat Wellenberger. — Hiermit endet der Korrespondent, indem er mehrere bedeutende Rollen übergeht, in welchen S. sich des ausgezeichnetsten Beifalls erfreute, z. B. die Rolle des Marinelli, des Franz Moor, des Herzog Alba in Egmont, des Danville in der Schule der Alten, des Geheimenrath Seeger in Ifflands Erinnerung, des Justinian in Belisar. Hierzu kommen noch die minder bedeutenden Rollen des Shrewsbury in Maria Stuart, des Hofmarschall von Kalb in Kabale und Liebe, des Grafen Ranzau in der Königin von sechszehn Jahren, des Theramen in Phädra, des Diego in der Braut von Messina, Skarabäus in der unterbrochenen Whistparthie. — In allen diesen Rollen entwickelte S. eine neue Seite seines immer der Natur folgenden, daher unerschöpflichen Talentes. Deutschland besizt in ihm einen Schauspieler vom ersten Range; als solcher ist er überall anerkannt worden, wo er noch aufgetreten ist. Ich erkläre nicht nur in meinem Namen, sondern ich bin es überzeugt, auch im Namen des ganzen Publikums, daß der im Hesperus auf Seydelmann geschehene Ausfall eben so ungerecht als unklug ist. Ungerecht, weil er den Tadel nirgends begründet, und gerade das tadelt, was am meisten zu loben ist. Unklug, weil er die Pfeile so ungeschickt auflegt, daß sie auf den Schützen zurückprallen müssen. Der Geschmack ist Gott sey Dank den Deutschen noch nicht so sehr auf die Neige gegangen, daß eine so grobe, und noch dazu feig anonyme Verunglimpfung, wie die Seydelmanns im Hesperus, eine andere Wirkung hervorbringen könnte als die, dem ungerechten Tadler selbst die wohlverdiente öffentliche Rüge zuzuziehen, welche die ächte Kunst an der unächten Kritik jederzeit zu rächen pflegt. Hat der anonyme Korrespondent gegen dieses Urtheil etwas einzuwenden, so fordere ich ihn auf, sich zu nennen und für seine Worte zu stehn, wie ich für die meinigen jeden Augenblick einzustehn bereit bin. — Ich kann diese Gelegenheit nicht vorbeigehn lassen, ohne zugleich das schöne Zusammenwirken des hiesigen Theaterpersonals zu rühmen, da wir demselben die heitersten Kunstgenüsse zu danken gehabt haben. Es wäre sehr zu beklagen, wenn auch hier, wie bei so mancher andern deutschen Bühne, die schöne Eintracht und das reine Hingeben an die Kunst durch feindselige Partheiung für oder wider gewisse einzelne Schauspieler gestört würde. Wenn man daher Seydelmann allein auf Kosten mehrerer anderer, in andern Sphären sehr ausgezeichneter Künstler, wie die Herren Maurer und Gnauth, einseitig preisen will, wie dies in einem Lokalblatt allerdings öfter geschehen ist, so verdient dies gewiß eben so strengen Tadel, als wenn nun auf der andern Seite Seydelmanns Verdienst völlig mißkannt und sein ehrenvoller Ruf befleckt wird. Es ist im Interesse der Schauspieler, wie des Publikums, der ächten Kunst, wie der ächten Kritik, daß man nicht zu Gunsten oder Ungunsten der Personen Parthei mache, sondern jedes Verdienst in seiner Art, an jeder Person gleichmäßig anerkenne.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Fontan im Zuchthause.

Dergleichen Vorfälle thun einer leidenschaftlichen Obrigkeit unersezlichen Schaden in der öffentlichen Achtung. Magallon selbst kam mit einer solchen Erbitterung wieder nach Paris, daß er sogleich in einem Tageblatte fortfuhr, wider die Machthaber zu schreiben, und zwar mit einer Heftigkeit, die ihn bald wieder vor die Gerichte brachte. Nun sizt er schon wieder in Folge eines Urtheils des Polizeigerichtes fest; diesmal aber hat man ihn nicht ins Zuchthaus zu Poissy abgeführt, sondern in einem Pariser Gefängnisse gelassen. Nichtsdestoweniger hat man Fontan fast so behandelt, wie damals Magallon, mit dem Unterschiede, daß man ihn nicht neben einem Dieb durch die Gassen von Paris nach Poissy geführt, sondern ihm verstattet hat, sich in einer Miethkutsche dorthin führen zu lassen. Aber einmal in Poissy angelangt, wurde er nicht besser behandelt, wie die andern Züchtlinge. Die Zeitungen haben umständlich erzählt, wie man mit den Leuten verfährt; sobald sie ankommen, müssen sie sich auskleiden; man steckt sie je zwei und zwei in eine große Badwanne, dann legt man ihnen Zuchthauskleider an und führt sie in die Arbeitssäle, wo sie zu einem Handwerke angehalten werden. Zur Mittagszeit essen sie je fünf und fünf aus einem Napfe; Nachts werden sie in die Schlafzimmer eingesperrt, nachdem sich jeder in einer Art von hölzernen Kasten, der an die Wand genagelt ist und worin sich eine kleine Matraze befindet, gelagert und in einen Sack bis an den Hals gesteckt hat, worauf ein Zuchthausknecht den Sack zuschnürt bis zum andern Morgen. Solch einer Behandlung muß sich nun ein zarter, junger Pariser Schriftsteller unterwerfen, der beständig in guter Gesellschaft gelebt hat und dem es vielleicht nicht eingefallen ist, daß er sich je mitten unter Raubgesindel befinden und nicht besser wie dieses behandelt werden würde. Nichts empört die feinere Pariser Welt so sehr, als eine solche Behandlung, und allerdings könnte ein wohlerzogener Jüngling mit edlen Gesinnungen über dem Gedanken in Verzweiflung gerathen, fünf Jahre lang in solcher Erniedrigung und in elender, verachtungswürdiger Gesellschaft zu leben. Verdient ein unbesonnener Scherz, wie Fontan sich einen hat zu Schulden kommen lassen, eine so grausame Behandlung? Steht hier das Vergehen wohl im Verhältnisse mit der Strafe? Die dramatischen Dichter in Paris, besonders diejenigen, welche von ihrem Talente leben und von der Regierung nicht abhängen, nahmen sich des bedauernswürdigen Jünglings an und beschlossen, sich zu dem Polizeipräfekten Mangin zu begeben, so widerlich es ihnen auch seyn mochte, mit diesem Manne zu thun zu haben, um zu sehen, ob sich Fontans Lage nicht mildern lasse.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 143.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 16. Juni 1830.

In der Natur berauschendem Genuß
Vergißt der Mensch verwegen ihrer Schrecken.

Cramer.

Das Eismeer bei Chamouni.

Zweiter Brief.

Wir waren am Schlusse des vorigen Briefes auf dem Montanvert angekommen und besuchen nun das Eismeer. Als der Pfad dahin leer war, denn zwei Personen, besonders Frauenzimmer am Arm ihrer Führer, können sich nicht ausweichen, stiegen auch wir hinunter. Hortense hätte gern einen andern, wenn gleich weniger festen Arm als den Coutets genommen; es ging aber nicht, denn zu dieser Führung gehören die Stahlmuskeln der Chamounimänner, auf die sich auch der Aengstlichste sicher und getrost verlassen kann. Einer geht hinter dem andern; nur manchmal hört man einen weiblichen Schrei, dem ein ruhiges: Ce n'est rien, n'ayez pas peur, von dem Guide folgt.

Wir wandelten in der Moraine, dem um alle Gletscher gezogenen Stein- und Felsenwall, an einem von den Charmoznadeln heruntergekommenen Granitblocke vorüber, neben dem das hübsche Blöckchen, was in St. Petersburg Peters des Großen Reiterstatue trägt, wie ein Bau- und Mauerstein erscheinen würde. Ich zweifle, ob irgend eine menschliche Gewalt diese Masse bewegen und fortschaffen könnte; dem Gletscher aber war es ein Leichtes. Der Granitblock war bis in seine Mitte gerollt; da nun aber die Gletscher, kraft ihres wundersamen Reinigungsstrebens, nichts Fremdartiges auf ihrem klaren Krystallweg dulden, so schoben ihn die Eisblöcke nach und nach bei Seite, wo er nun als die größte Masse der Moraine wahrscheinlich bis ans Ende der Welt liegt, wenn nicht früher die himmelhohen Zacken über ihm einstürzen.

Die ersten Schritte zwischen den Eisblöcken des Gletschers thaten die Französinnen mit Angst und Zagen, bald aber bekamen sie Muth und sprangen nun, keck, wie die Französinnen sind, mit ihren langen Stöcken über donnernde Gletscherwasser in tiefen Abgründen von einem Blocke zum andern, so daß die Führer nicht genug rufen, rathen, wehren und vor den gefährlichen Stellen warnen konnten. Die Mädchen waren ganz ausgelassen, die Führer wollten ihnen nach und sie festnehmen; daran war aber nicht zu denken. Mit unglaublicher Sicherheit schwangen sie sich von einem Blocke zum andern, deren Eisoberfläche glücklicherweise nicht sehr glatt, sondern etwas brüchig und rauh war; Hortense hatte aber so wenig Acht gegeben, wollte auch vielleicht voreilend mit dem lieben Vetter einige Augenblicke allein seyn, daß sie auf einmal mit ihm auf einem kleinen Blocke stand, der rund umher mit breiten, tiefen Schlünden umgeben war. Eugène hielt sie ängstlich bei der Hand, sie aber rief launig: le glacier m'a prise dans ses filets, je ne puis ni avancer, ni reculer. Wäre es nicht ein Bischen beängstigend gewesen, so hätte es sehr anmuthig ausgesehen: das schöne Mädchen in dunkelblauem, sich in dem scharfen Luftzuge fest und treu an die reizenden Formen anschmiegenden Kleid, in weißsammtnem Spenzer, darüber eine schwere goldene Kette, mit dem feinen Strohhut, an dem ein langer grüner Schleier wie der Liebe Admiralsflagge wehte, stand da, ein reizendes

Bild auf krystallnem Piedestal, uns allen jezt ein Gegenstand der Angst; mehrere Führer aber, der ihrige an der Spitze, waren in einem Augenblick bei ihr. Es wurden vier starke Stöcke, ungefähr acht Fuß lang, über die kürzeste Eiskluft gelegt, darüber schritt Coutet zuerst, reichte dann Hortensen ein starkes Seil, das sie sich um den Leib schlang, und zog sie nach sich, während die Uebrigen das andere Ende des Seils hielten. Sie schritt leicht und sicher über den schmalen, schwindlichen Steg und lachte den Vetter aus, der hernach mit mehr Aengstlichkeit darüber ging. Wir konnten nicht umhin, ihr Beifall zuzuklatschen, was sich gar sonderbar auf dieser Stelle ausnahm. Nun ging die Gletscherreise mit eben so viel Vergnügen, nur mit etwas mehr Vorsicht, weiter. Wir brauchten eine Stunde, um hinüber zum Mont blanc zu kommen, und fast eben so viel wieder herüber, wo uns auf einem andern Weg ein herrlicher Wassersturz in der Tiefe einige Minuten aufhielt, denn um ihn zu umgehen, mußten wir einen Umweg machen. Manchmal hieben die Führer mit ihren kleinen Aexten Stufen ins Eis, um uns ab- und aufsteigend durch einen Schlund zu führen, der auf dem Wege lag. Es ist wirklich unbegreiflich, daß bei diesen Operationen auf dem an seinen innern Wänden glatten Eise, ohne Eisschuhe und Spitzen, nicht häufig Unglück geschieht und Ungeübte oder Aengstliche in die tiefen Schlünde fallen, aus denen sie nur mit Stricken mühsam wieder heraufgezogen werden könnten.

Als wir endlich wieder oben beim Pavillon ankamen, waren wir müde und hungrig, und bis die reichen Atzungsvorräthe an mitgebrachten Speisen und Wein ausgepackt waren, hörte man nicht viel laute Worte, so viel unserer auch harrend um den Tisch saßen. Das französische Poetenbruchstück sprach allein; der Mann war weislich nicht mit uns auf's Eis gegangen, sondern im Haus beim Fremdenbuch sitzen geblieben, um da ein langes Gedicht einzuschreiben, wo viel von der tête virginale und der Virginité des Montblanc u. s. w. vorkam, und woran er die zwei Regentage hindurch in Chamouni unausgesezt gehobelt, gemeiselt, geschnizt, gefeilt und gefirnißt hatte. Er wurde gewaltig ausgelacht. Da unserer so viel waren, so saßen wir eng beisammen, waren aber bald in der reinen, leichten Alpenluft bei vollen Gläsern sehr heiter gestimmt. Es konnte in dem kleinen Pavillon so zu sagen kein Apfel mehr zur Erde fallen, als eine Kette Engländer von Argentières her anrückte, die es gar sonderbar und unbegreiflich fanden, daß Tische und Bänke voll waren und daß Niemand Miene machte aufzustehen, um ihnen bequemen Platz einzuräumen. Bei der allgemeinen feindseligen Stimmung aller Reisenden gegen diese unausstehlichen Travellers, war aber nicht daran zu denken. Wir blieben sogar länger sitzen, als außerdem wohl geschehen wäre, so daß sie vor dem Pavillon Platz nehmen mußten, was bei der brennenden Sonnenhitze des Mittags eben nicht angenehm war. Endlich, nach lautem Gläserklingen auf frohes Wiedersehen, brachen wir auf. Unsere Gesellschaft theilte sich nun, denn einige gedachten gleich nach Chamouni zurück, andere über Argentière und den Col de Balme nach Martigny zu gehen, noch andere, und unter diesen waren auch wir, wollten vor unserer Rückkehr nach Chamouni den steilen Fußpfad, der Felia, hinab an die Arveirongrotte. Für Leute, die nicht recht fest auf den Beinen oder die schon müde sind, ist dieß wirklich ein halsbrechendes Unternehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Vom verkehrt lesen Lernen.

(Beschluß.)

Die Vortheile, die sich durch die Ausführung dieses Vorschlags erhalten lassen, will ich nun in aufrechter Ordnung und Folge darlegen.

Das erste möchte wohl die Wohlfeilheit des Elementarunterrichts seyn. Man denke sich etwa ein halb Dutzend Kinder, die alle verkehrt lesen gelernt haben, oder wenigstens die ersten Anfangsgründe desselben; sie sitzen alle um einen runden oder viereckigen Tisch von nicht zu großem Umfang herum; in seiner Mitte liegt ein einziges Buch, aus dem lesen sie alle zugleich, nach einander, mit einander, in traulicher Verbrüderung; nach allen Weltgegenden kehren sich ihnen die Buchstaben zu, aufrecht, umgekehrt, nach der rechten und linken Seite; sie sind aber damit vertraut, den Buchstaben nach allen Seiten und Richtungen zu kennen. Man denke an die Ersparung des Raumes, der Bücher.

Das zweite, was in Betracht kommt, wäre die Uebung in den Anfangsgründen der Zeichenkunst. Es ist natürlich und bedarf keiner weitern Anstrengung, daß der verkehrt lesen Lernende zugleich ein verkehrt schreiben Lernender ist. Der Buchstabe ist ihm nach allen seinen Stellungen in seiner Anschauungskraft gegenwärtig, er zeichnet also auch seine Lagen alle mit gleicher Uebung, wie er Eine zeichnet. Man muß alles üben, was sich gelegentlich an eine andere nothwendige Uebung anschließt, ist das Prinzip, das man hier vorwalten lassen könnte. Wäre es nicht eine angenehme Beschäftigung für die Kinder, ihren Reichthum von alphabetischen Schnörkeln in den verschiedenen Lagen zu überschauen, und statt vier-und-zwanzig Gestalten und Zügen nun Meister und Schöpfer von fast hundert zu seyn? Ist nicht schon gleichsam in unserem Alphabet einiges angedeutet, was diese Umkehrung der Bilder hervorruft? das aufrechte n, b, p und das verkehrte u, q, d haben viel Aehnlichkeit in ihrer Gestalt. Ist nicht

schon die blos mathematische Uebung über die Lage so einfacher Figuren von einigem Werth für Wesen, die, wenn sie aus der Schule kommen, in Mathematik keinen Unterricht mehr erhalten und in ihrer Handthierung ihrer oft bedürfen?

Ich glaube drittens, daß eine gewisse Orientirungsfertigkeit durch diese Uebung erlangt werden könnte, im Kleinen und Großen. Die Menschen haben nicht den Instinkt der Tauben, die einen Weg von mehreren Tagen nach Hause zurücklegen, oder der Störche, die im Frühling ihr altes Nest auf den Schornsteinen wieder finden. Die meisten irren ohne alle Orientirung auf der Erde umher; sie kümmern sich nicht, was Aufgang oder Abend ist; wenn sie in eine fremde Stadt kommen, wissen sie sich nicht zu helfen, sie verwechseln Rechts und Links und Süd und Nord, laufen umher, und sind endlich wieder an der Stelle, wo sie ausgegangen sind. Andere sind so krank an der Orientirungsbedürftigkeit, daß sie fast Schwindel bekommen, wenn sie in einem Zimmer wohnen oder schlafen sollen, von wo aus sie, etwa ohne Sonnenschein angekommen, oder mit keiner Magnetnadel versehen, nicht nach den Weltgegenden sich orientiren können. Ein Reisender, ja sogar ein einheimischer Supplikant, der in das große, mit mancherlei Gängen versehene Haus eines vornehmen Mannes kommt, und sich endlich durchgearbeitet hat, ist nach gehabter Audienz beim Rückweg gleich unwissend und weiß sich nicht zu helfen; was ihm vorher rechts war, ist ihm jezt links, oben und unten ist umgekehrt, und er hat sich nicht geübt, dieß schnell zu überschauen. Ja, manche Gestalten, in dem gemeinen Leben vorkommend, haben die Form eines Buchstaben im Großen. Viele Häuser und Palläste haben das Ansehen des Buchstaben n oder u, das heißt zwei Flügel und ein Mittelgebäude. Ich habe noch nie erfahren können, nach welchen Prinzipien man rechter und linker Flügel eines Hauses sagt, (beim rechten und linken Ufer eines Flusses sind die Geographen einig); gilt es für den, der zum Fenster hineinsieht, oder für den, der heraussieht? Für den verkehrt lesen Lernenden ist es gleichgültig, er ist immer orientirt; sein n wird ein u, oder ein liegendes ⊃, je nachdem er in dem Hause umher geht. Ja selbst manche Städte lassen sich, zum Behuf des Orientirens, mit dem Bild eines Buchstaben vergleichen. Die Stadt Erlangen hat die Gestalt eines T, das von Süden nach Norden steht, der obere Querstrich aber von West nach Ost; die Gestalt eines ordentlichen Wegweisers, symbolisch das Bild einer Universität, welche ein geistiger Wegweiser für die Bildungsbedürftigen ist. Mit diesem Buchstaben könnte man sich leicht finden, wenn auch die Stadt zehn Mal größer wäre. Nürnberg hat die Form eines Q, dort findet man sich schwer; Bamberg ist krumm wie ein S.

Doch ich gehe nicht tiefer in dieses geographische Alphabet ein und den Rapport der Buchstaben mit den Städten, sondern wende mich zu meinem vierten Vortheil. Dieser ist die Lesebequemlichkeit überhaupt, die man erlangt. Hierbei droht allerdings der Ausführung meines Vorschlags eine Gefahr, und zwar von den Leih- und Lesebibliothekaren, welche der irrigen Meinung seyn werden, daß durch die Gesellschafts-Leserei — vermittelst welcher mehrere zugleich ein Buch lesen — ihr Absatz abnehme. Im Gegentheil, man könnte eher klagen, daß dadurch die ohnehin so arge Leserei noch ärger werde. Alles sezt sich am Ende ins Gleichgewicht. Aber wie viel gewinnt dabei z. B. der Gelehrte, der seine ungebundenen Bücher, ohne das lästige Umschlagen, mit Leichtigkeit liest; jeder, der einen Brief in die Hand bekommt, braucht ihn nicht erst umzudrehen, er liest ihn mit eben solcher Fertigkeit von unten herauswärts, als wir ihn von oben herabwärts lesen; die Leidenschaft der Zeitungsleser wird gestillt und die Gemüther werden beruhigt. Ja selbst der Sternseher und der astronomische Dilettant werden nicht ohne Nutzen die Kunst des Verkehrten üben; denn die Sternbilder um den Pol herum, besonders die, welche nie untergehen, nehmen schiefe und liegende und verkehrte Stellungen an, in die man sich aber, wenn man die hier besprochenen Uebungen erschöpft hat, leicht finden wird.

Endlich habe ich noch eines sehr wohlthätigen Einflusses zu erwähnen, den diese Uebungen haben, nämlich des wohlthätigen Einflusses auf das Auge. Indem wir immer von der Linken zur Rechten lesen — die wenigen unter den Lesern ausgenommen, die sich etwa mit Hebräisch, Arabisch und dergleichen beschäftigen — wird das Auge mehr angestrengt, die Bewegung von der Linken zur Rechten zu machen, eine einseitige Anstrengung, also eine schädliche. Wenn wir verkehrt lesen, so lesen wir von der Rechten zur Linken wie die Orientalen, und unser Auge fühlt sich stärker, indem es beide Bewegungen gleichmäßig macht. Und welch ein Ruhm für die Europäer, wenn sie auf solche Weise Orientalisches und Occidentalisches in allgemeiner Kultur vereinigen, und wenn einst ein Geschichtschreiber sagen kann: sie haben frühe die Kunst gelernt, das Aufrechte verkehrt und das Rechte sich Links zu denken.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, im Juni.

(Beschluß.)

Ueber den Balletmeister Horschelt.

Stuttgart hatte sich im lezten Frühjahr, leider nur zu kurze Zeit, noch einer andern glänzenden Erscheinung auf der Bühne zu erfreuen. Hr. Horschelt, königl. Balletmeister

in München, war auf einige Wochen engagirt und führte zwei seiner Ballette auf, Aschenbrödel und die Porträts. Bisher glaubte man in Deutschland ziemlich allgemein, nur die Italiener oder Franzosen verständen es, gute Balletmeister zu seyn. Hr. Horschelt ist geeignet, dieses Vorurtheil zu entkräften und zu beweisen, daß die Deutschen nicht nur in Gewandtheit und Grazie den geschmeidigen Nachbarn gleich kommen, sondern sie auch in poetischer Erfindungskraft übertreffen können. Seine Ballette zeichnen sich vor den immer etwas manirirten ausländischen Balletten, indem sie in der Ausführung eben so lebendig und graziös sind, in dem poetischen Inhalt durch einen eigenthümlichen nationellen Reiz, durch den Reichthum der deutschen Phantasie, durch die Tiefe des deutschen Gemüths und durch die Keckheit des deutschen Humors aus. Es herrscht darin nicht mehr jener harte Kontrast zwischen dem eigentlichen Tanz und der dramatischen Pantomime, und nicht mehr die herabwürdigende Unterordnung der leztern. Horschelt verwebt vielmehr die Tänze aufs innigste mit der poetischen Idee des Ganzen, so daß sie nicht einzeln und starr aus dem Zusammenhange herausfallen, sondern gleich einer guten Opernmusik nur immer dem poetischen Inhalt des Gedichts sich anschmiegen; und so erhebt er auch die Pantomime wieder zu ihrer hohen dramatischen Bedeutung durch einen glänzenden und unerschöpflichen Reichthum immer neuer poetischer Einfälle und origineller Situationen, die dennoch nie aus dem Stück herausfallen, sondern alle zur Einheit hinwirkend, dem schönen Eindruck des Ganzen dienen. Diese glückliche Neuerung, oder vielmehr Rückkehr zur eigentlichen Bestimmung des Ballets, verfehlte ihre Wirkung nicht. Hr. Horschelt erfreute sich des lautesten Beifalls, und jedem Zuschauer mußte es sich aufdrängen, daß die einzelnen Tänze und Tänzer, indem sie sich der schönen Gesammtwirkung des Ballets dienend unterordnen mußten, gerade eine noch höhere Bedeutung erhielten, und daß z. B. eine so graziöse und kunstfertige Tänzerin, wie es Madame Horschelt ist, durchaus nichts verlor, da sie nicht, wie es bei der ersten Tänzerin gewöhnlich der Fall ist, ganz allein da zu seyn schien, sondern in dem schönen Ganzen immer nur der edelste Theil war. Außer der Poesie, welche durchgängig die Erfindungen Horschelts auszeichnet, und außer der schönen dramatischen Harmonie, die er seinen Balletten zu geben weiß, muß noch insbesondere die Munterkeit und Lebendigkeit derselben gerühmt werden. Es dürften wohl wenige Balletmeister dieses Talent für rasche Bewegung, Verwicklung und Entwicklung besizen. Ich möchte es die Schnelligkeit der Grazie nennen. Sie ruhen nie, in ewig wechselnden Verschlingungen immer gleich reizend, bieten sie uns nie ermüdenden Genuß des Auges. Daß ein Deutscher poetischer, phantastischer und zugleich natürlicher und gemüthlicher ist, als ein Italiener, darf Niemand Wunder nehmen; daß er aber sogar schneller ist, darf man wohl als eine sehr schäzbare Ausnahme betrachten. Hr. Horschelt wurde für seine in sehr kurzer Zeit mit angestrengtem Fleiß vollbrachten Leistungen auf eine glänzende Weise belohnt, indem er zum Abschied von hoher Hand mit einem kostbaren Brillantring beschenkt wurde, und der einstimmige Beifall des Publikums genug bewies, wie lebhaft man an dem ersten Triumph der deutschen Kunst im Gebiet des Ballettes Theil nahm.

Dr. W. Menzel.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Fontan im Zuchthause.

Mangin erwiderte den Dichtern, die Versetzung Fontans nach dem Zuchthause zu Poissy sey nicht von ihm verfügt worden, und die Aufsicht über die Zuchthäuser außerhalb Paris stehe dem Minister des Innern zu. Sie begaben sich also zum Minister und stellten ihm vor, daß es vielleicht nicht wohl angehe, Fontans Strafe abzukürzen, da sich der junge Schriftsteller an des Königs Person vergriffen habe; „wir bitten aber Ew. Exzellenz, zu bedenken, sezten sie hinzu, daß jeder Schriftsteller Gefahr läuft, wie Fontan zu Poissy behandelt zu werden. Der Abbé la Mennais ist einmal vor das Polizeigericht gezogen worden; hätte es ihn zu einer mehr als einjährigen Verhaftung verurtheilt, so hätte auch er nach Poissy gebracht, dort in der Badwanne neben einem Dieb abgefegt und Abends in den Schlafsack geschnürt werden müssen. Bertin, Staatsrath, Deputirter und Eigenthümer des Journal des Débats, wurde vor einiger Zeit ebenfalls vor Gericht gezogen, und hätte ihn die Cour royale hernach nicht ganz freigesprochen, so hätte auch er sich einer ähnlichen Behandlung zu Poissy gewärtigen müssen. Erwägen also Ew. Exzellenz, ob es nicht dringend nöthig ist, Maßregeln zu Gunsten der verurtheilten Schriftsteller zu treffen, und ihnen zu ihrer Haft einen besondern Aufenthalt anzuweisen?“ Montbel gestand ein, daß ihre Vorstellung gerecht sey; von allem aber, was sie ihm mit vieler Beredtsamkeit ans Herz gelegt hatten, war ihm nichts so sehr aufgefallen, als das Bild des nach Poissy als Züchtling abgeführten, abgewaschenen und in den Schlafsack eingeschnürten Abbé la Mennais. Einen Fontan, einen Bertin in dem Zuchthauskleide konnte er sich allenfalls noch ohne Graus denken, aber einen Abbé la Mennais! nein, er fühlte, daß so etwas unerträglich sey. Er entließ die Deputation der dramatischen Dichter mit der aufrichtigen Versicherung, er wolle sich mit einem Gesezentwurfe wegen der zur Haft verurtheilten Schriftsteller beschäftigen und denselben dem Könige vorlegen. Wahrscheinlich würde der im Grunde gutherzige, wiewohl nicht kräftige Montbel auch seinen Vorsaz ausgeführt haben; allein die Hof- und Ministerintriguen haben unterdessen schon wieder eine kleine Revolution am Staatsruder hervorgebracht. Dem armen Montbel, dem das Ministerium des Innern schon eine große Bürde war, ist das schwierigere Finanzministerium aufgebürdet worden, und seine Stelle als Minister des Innern hat Peyronnet inne, welcher wahrscheinlich gern alle Journalisten nach Poissy bringen ließe, wenn es in seiner Macht stände. Von diesem Minister läßt sich also nichts hoffen, weder zu Gunsten des jungen Fontan, noch zur Verhütung desselben Mißbrauchs in ähnlichen Fällen. Dennoch haben einige Tageblätter versucht, das Schicksal Fontans den neuen Ministern zu Gemüthe zu führen. Diese haben aber an etwas ganz anders zu denken, nämlich wie sie sich auf ihrem Posten halten wollen, und das Schicksal der zu mehrjähriger Haft verurtheilten Schriftsteller und die Vergehen politischer Art werden wahrscheinlich so lange der Willkühr der Machthaber anheimgestellt bleiben, bis einmal ein freisinniges Ministerium ans Staatsruder gelangt, und die in dieser Hinsicht so fehlerhafte Kriminalgesezgebung mittelst einer wohlgesinnten und gründlich unterrichteten Deputirtenkammer verbessert.

D g.

Berichtigung.

In Nr. 139 d. Morgenbl. S. 556 Sp. 1 Z. 20 von oben lies saben statt haben.

Beilage: Literaturblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 144.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 17. Juni 1830.

— Wer kann sie lesen,
Diese Flammenschrift des Unerschaffnen
Auf der Stirn der Nacht?

Herder.

Das Nordlicht.

Beschreibung und Versuch einer Erklärung dieser Himmelserscheinung. Nach den neuesten Beobachtungen

von

Dr. Nürnberger.

Wer je Gelegenheit gehabt hat, selbst ein Nordlicht zu beobachten, wie mir dieses Glück im Spätherbst 1804 im nördlichen Europa zu Theil wurde, wird darüber mit mir einverstanden seyn, daß es unmöglich ist, eine prächtigere Himmelserscheinung zu sehen. Dieses wahrhaft zauberische, gewöhnlich zwar auf die Polarregionen beschränkte, oft aber auch in geringeren Breiten sichtbare Schauspiel fängt zuweilen mit einem Striche von hellem und beweglichem Lichte an, dessen Enden auf dem Horizonte aufliegen, während sich ein lichter Streif in größerer oder geringerer Höhe am Himmel fortzieht, den man in dieser Gestalt mit einem farblosen, blos in weißem Glanze schimmernden Regenbogen vergleichen könnte. Plötzlich aber erhält dieses Licht, welches sich schon in einer beständigen unruhigen, zitternden Bewegung befand, ein vermehrtes Leben und einen unbeschreiblichen Farbenglanz: es vereinigt sich zu Säulen und Strahlenbüscheln, die nach dem Scheitelpunkte zusammen streben und den Himmel gleichsam in eine große Säulenhalle, zusammengebaut aus dem verschiedenfarbigsten Lichte, verwandeln, als wenn eine funkelnde Kuppel von lauter Rubinen und Saphiren über den Häuptern der Zuschauer hinge. Oft wird dieses Licht- und Farbengewölbe auch blos aus koncentrischen Bogen gebildet, welche ihre Gipfel im Mittagskreise, jedoch mit einer Abweichung haben, die bald größer, bald geringer ist, ein Umstand, auf welchen wir unten zurückkommen werden. Manche Bogen, deren Enden anfänglich gegen den Horizont zu am weitesten aus einander standen, ziehen sich, indem sich die Enden nähern, zusammen und bilden Ellipsen, deren größere Hälfte über dem Horizonte steht. Dabei dauern die Vibrationen dieses Schimmerlichtes ununterbrochen fort, und man würde kein Ende finden, wenn man alle seine Gestalten und Bewegungen beschreiben wollte. Maupertuis, welcher sich bekanntlich in den Jahren 1736 und 1737, Behufs von Messungen zur Bestimmung der Gestalt der Erde, im nördlichsten Schweden befand und daselbst viele Nordlichter beobachtete, vergleicht dieses Lichtweben mit dem Schwenken großer Fahnen in der Luft, die man nach ihren Farbenschattirungen für unermeßliche Streifen geflammten Taffts halten sollte. „Ich sah,“ fährt er in der Beschreibung *) jenes Aufenthaltes unfern dem Nordpol fort, „eines Tages (es war den 18ten December 1736) nahe bei Tornea ein Nordlicht, welches mich, wie oft mir dieses herrliche Schauspiel jezt nun auch schon vorgekommen war, doch von Neuem mit

*) La figure de la terre, déterminée par les observations de M. M. de Maupertuis, Clairaut etc. au cercle polaire. Paris 1738. S. 62.

der tiefsten Bewunderung erfüllte. Man gewahrte zuerst gegen Mittag *) eine große Region des Himmels gleichsam in das tiefste Purpurroth getaucht, so daß das ganze Sternbild des Orion in dieser Purpurwolke zu schwimmen schien. Plötzlich ward dieses beweglich, nahm tausend andere Farbennüancen, Blau, Violet u. s. w. an, und bildete einen Dom, dessen höchster Punkt sich unfern des Zeniths befand; das stärkste Licht des zugleich scheinenden Mondes benahm diesem Schauspiele nichts von seiner unbeschreiblichen Pracht."

Gewöhnlich nimmt diese bewunderswürdige Erscheinung bald nach Sonnenuntergang ihren Anfang, was auch bei dem obenerwähnten, von mir selbst beobachteten Nordlichte der Fall war; nach neueren Beobachtungen von Richardson und Hard aber, die am Bärensee im nördlichsten Amerika angestellt wurden, und sich in einem Anhange zu Franklins bekannter Reisebeschreibung **) angeführt finden, fängt das Phänomen zuweilen auch schon am hellen Tage an und dauert bis tief in den folgenden Tag hinein fort. Wenn dasselbe die oben beschriebenen Phasen, freilich mit zahllosen Variationen, eine immer herrlicher als die andere, durchlaufen hat, so wird die Erscheinung allmählig schwächer und ruhiger, wobei sich jedoch die begleitenden Umstände, die Vereinigung der Lichtsäulen zu flammenden Kronen, der Farbenwechsel u. s. w. noch immer wiederholen, und am Ende bleibt nur noch eine schimmernde Helle am Horizonte übrig, welche sich endlich auch verliert. Eigentlich gehört dieses Phänomen, angeführtermaßen, den Polarregionen, den nördlichen sowohl als den südlichen, an; den Namen „Nordlicht" führt es vorzugsweise deßwegen, weil der Südpol von den Europäern seltener besucht worden ist, wiewohl man häufig auch „Südlichter" oder „Südscheine" beobachtet hat. Indeß werden die Nordlichter, wie gesagt, auch zuweilen in geringern Breiten sichtbar; man hat sie in Frankreich und Italien beobachtet, und das große Nordlicht vom 19ten Oktober 1726 ist sogar in Portugal gesehen worden. An eine bestimmte Jahreszeit endlich scheint dieses Phänomen nicht gebunden; man erblickt dasselbe vielmehr sowohl im Winter als im Sommer; jedoch scheinen die Zeitpunkte der Frühlings- und Herbstnachtgleiche seine Entstehung ganz besonders zu begünstigen.

Es konnte nicht fehlen, daß die Aufmerksamkeit der Naturforscher sich schon früh auf eine so ganz außerordentliche und prächtige Himmelserscheinung richtete, mit welcher eigentlich durchaus nichts anderes auch nur annähernd verglichen werden kann. Wir setzen indeß die ältern Hypothesen, welche man zur Erklärung dieser Erscheinung ausgedacht hat, als bekannter voraus, und werden hier nur die Resultate neuerer Forschungen über diesen sehr interessanten Gegenstand mittheilen.

Unter denjenigen, welche sich in der lezten Zeit um die Beobachtung der Nordlichter ein ganz besonderes Verdienst erworben haben, steht der rühmlichst bekannte französische Physiker und Astronom Biot oben an. Biot war im Jahre 1817, in Auftrag der französischen Akademie der Wissenschaften, zur Bestimmung der Länge des Sekundenpendels nach den schetländischen Inseln gegangen, und fand am 17ten August desselben Jahres Gelegenheit, auf der Insel Unst ein Nordlicht in seiner ganzen überraschenden Herrlichkeit zu beobachten. „Anfangs," erzählt er *), „zeigten sich in Nordost einige schmale Lichtstreifen, die sich jedoch nicht hoch über den Horizont erhoben und bald wieder verschwanden. Etwa anderthalb Stunden später aber erschienen sie in derselben Himmelsgegend viel stärker, glänzender und ausgedehnter wieder, und fingen bald an, einen regelmäßigen Bogen, ähnlich dem Regenbogen zu bilden, dessen höchster Punkt beinahe das Zenith erreichte, und der sich, nach einigen vorausgegangenen Schwankungen, in der ganzen Regelmäßigkeit seiner Form über eine Stunde lang erhielt und nur eine leichte Bewegung nach Südost hatte, gleichsam als ob ihn der in dieser Richtung leise wehende Wind mit sich fortführe. Der Mittelpunkt dieses, in den prächtigsten Farben leuchtenden Bogens befand sich genau in der Richtung des magnetischen Meridians **)."

Dieser schon oben angedeutete Umstand erscheint als das wichtigste Moment zur Erklärung der Natur des Nordlichtes, und muß zuvörderst mit andern dabei eintretenden magnetischen Erscheinungen in Verbindung gebracht werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) In Süden konnte Maupertuis ein Nordlicht sehen, weil er selbst damals dem Nordpole näher als das Phänomen war.

**) Narrative of a journey to the shores of the polar Sea in 1819. London 1823. 4.

*) Journal des Savans. Juliheft 1820.

**) Die Richtung der Magnetnadel fällt bekanntlich nur an sehr wenigen Orten der Erde mit der Richtung des Mittelkreises zusammen. Man nennt daher den, jener ersteren Richtung entsprechenden größten Kreis, im Gegensatze zum lezteren, den magnetischen Meridian.

Das Eismeer bei Chamouni.

(Beschluß.)

Der Pfad zur Arveirondgrotte geht am Nordostrand des Montanverts in einem Winkel von 70° über rollende große Steine herab, und ist um so bedenklicher, als ein prächtiger, ganz neu gebildeter Wasserfall, der rechts aus dem Boisgletscher braußt und in mächtiger Wassermasse niederstürzt, immer die Aufmerksamkeit vom Pfad ablenkt. Ohne starke, lange Stöcke mit eisernen Spitzen,

auf die man sich mit der ganzen Körperlast stützen kann, wäre er ganz ungangbar, denn die Führer können dabei nichts helfen, und nur das Weiterrollen und Stürzen verhüten, wenn Jemand fällt. Endlich kamen wir nach einer halben Stunde unten an und mußten uns sogleich auf die herumliegenden Granitblöcke niedersetzen, denn unsere Beinmuskeln waren von dem langen, steilen Bergunttergehen aufs Aeußerste angegriffen. Betrachtet man von da an die Leute, die oben auf diesem Pfad wandeln, so muß man sie für Irre halten, die an einer Thurmspitze herunterklettern, und wiewohl man eben selbst erst auf dem Weg gewandelt, so begreift man doch nicht, wie sich in dieser Stellung ein Mensch halten kann.

Mir scheint die Arveironsgrotte das schönste Naturwunder des Chamounithals. Allerdings ist es mächtiger, an heiterm Tage auf dem Gipfel des Montblanc ein Kaiserthum, drei Königreiche und zwei und zwanzig Republiken zu seinen Füßen zu haben. Auch der Anblick der ganzen Montblanckette mit allen Verwandten, Kindern und Neffen des Riesen, mit ihren Gletschern, Schneehäuptern und blendenden Schleppmänteln, des Nachts und in vollem Mondschein vom Breven aus ist geisterartiger und ergreifender. Der Anblick des kleinen, blühenden und duftenden „Gartens,“ von hohen Eis- und Schneewänden umgeben, in der furchtbaren Wildniß am Fuß des Talèfre, mag überraschender genannt werden. In heller, stiller Nacht auf dem Muletsfelsen zu stehen, und da dicht neben sich mächtige Lawinen mit unsäglichem Donner und Staub niedergehen zu sehen, so daß der Granitfelsen wie eine Bretterhütte bebt — Alles dieß mag großartiger seyn, so schön wie die Arveironsgrotte ist es aber nicht.

Hier hat ein niegesehener Meister ein Gewölb aus ungeheuren diamantnen und saphirnen Quadern kunstreich erbaut und gefügt, höher denn hundert Fuß und wohl doppelt so breit. Im Innern sind große Eisspiegel und Blöcke wie an unsichtbaren Seilen und Ketten aufgehangen, denn nur mit kleinen Winkeln greifen sie in die Bogenfügung, und kein Mensch begreift, wie sie sich nur einen Augenblick halten können. Aus diesem Wunderdom fließt der Arveiron hervor, den man schon viel weiter oben in den dunkeln Tiefen und Schlünden des Mer de glace donnern und rauschen hört, denn das Eismeer ist wohl nur seine Brücke, wie sein krystallnes Quellenhaus. Zwischen den leicht aufgehangenen Quadern schlingen sich unendlich schöne Eisguirlanden aller Art und Gestaltung herum, bald in Blumen, bald in freien und faltenreichen Umhängen. Hüte dich aber, den wundervollen Bau in der Nähe besehen zu wollen und den Fuß in dessen Bereich zu setzen! Gleich reißen sich einige Quader los und erschlagen den neugierigen Menschen.

Ich stand auch diesmal wieder nahe an dem Eingang auf einem der da herumliegenden Granitblöcke und schaute sehnsüchtig in die Zaubergrotte, und schon war ich, trotz alles Zuredens, im Begriff, mich still und vorsichtig hineinzuwagen, denn die Undine, die drinnen wohnt, lockt unwiderstehlich: da stürzten zwei ungeheure Eisblöcke nahe am Eingang herunter und schwellten den schäumenden Strom an. Mehrere Reisende wurden nicht so wohlwollend gewarnt, wie ich, gingen hinein und wurden erschlagen, unter andern Maritz. Das Sonderbarste ist, daß diese Grotte oft ihre Stelle ändert, je nachdem sich der Boisgletscher, dem sie angehört, gestaltet und fortschiebt; vor einigen Jahren war sie dicht am Gehölz; aber immer bildet sie sich wie eine ungeheure Krystallisation auf dieselbe Art. Nahe bei ihr stürzt sich vom Mer de glace ein herrlicher Wasserfall herunter, der erst vor einigen Jahren ganz unerwartet entstanden ist und so auch wieder verschwinden wird, um auf einer andern Stelle des Gletscherabhangs oder gar nicht mehr herauszukommen.

Der Rückweg von hier nach Chamouni geht ganz in der Ebene, zum Theil an der Arve weg und durch ein liebliches Gehölz. Man kommt auch durch das Gehöft des prés, wo vor einigen Jahren noch die Albinos oder Kakerlaken lebten, die ganz Europa durchzogen haben. Sie brachten kümmerlich ihre Tage hin, und wiewohl sie von sehr schwacher Gesundheit waren, auch das Schnee- und Tageslicht durchaus nicht ertragen konnten, mußten sie doch von dem Erwerb ihrer Hände und von den milden Gaben der Reisenden leben. Nahe bei Chamouni, am Wege, liegen einige Granitblöcke, welche vor vielen Jahrhunderten mit einer Lawine von den gegenüberliegenden Charmoz-Blaitières und Groppond-Aiguillen herabgekommen seyn sollen. Welch furchtbare Lawine muß dieß gewesen seyn, und wer bürgt dafür, daß die tausendarmigen Riesen da oben morgen nicht eine ähnliche heruntersenden, die in wenigen Augenblicken das ganze reizende grüne Thal zum wilden Schutt und Trümmerhaufen macht.

Dr. Christian Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 22. Mai.

Die Sontag.

Die Reihe der Darstellungen, welche Demois. Sontag auf dem hiesigen königlichen Operntheater gab, ist nun geschlossen, und die berühmte Künstlerin im Begriff, nach Warschau zu gehen. Daß der Enthusiasmus, den ihr das Publikum zollte, durchaus einstimmig war, sich keinen Augenblick verläugnete und bis zu einer Höhe steigerte, die in den Annalen der norddeutschen Bühne bis dahin unbekannt war, soll hier, zum Ueberfluß, nur deßhalb wiederholt werden, weil französische Zeitungen, vermuthlich aus bequemer Unkunde der deutschen Sprache, das Gegentheil behaupten. Sie übersetzen nämlich, der Himmel weiß aus welchem deutschen Blatte, daß Demois. Sontag in der Rolle der Donna Anna den lauten Mißfall des Publikums erfahren habe, und erdreisten sich, uns, wegen unfeinen Betragens und ungebildeten Geschmacks,

hofmeisterliche Verweise zu geben, während wir hier doch wissen, daß jener Unfall bei der Aufführung des „Don Juan“ eine andere, die Darstellerin der Donna Elvira, getroffen, und also unser Vergehen gegen Kunst und Sitte nichts als das übliche Versehen der französischen Belletristen gegen gründliche Sprachkenntniß, nämlich ein Uebersetzungsfehler ist. Diese Unkenntniß der deutschen Sprache, bei aller Keckheit, über Werke zu urtheilen, die in derselben geschrieben sind, ist so groß und so allgemein, daß ich, auf Verlangen, selbst aus dem Globe — einer Zeitschrift, die uns die Ehre erweist, mit der Kenntniß unserer Sprache zu prunken — Stellen anführen kann, die unser Deutsch so unbarmherzig verstümmeln, daß man nicht weiß, ob man darüber klagen oder lächeln soll. — Die vierzehn öffentlichen Darstellungen der deutschen Sängerin und einige andere vor dem königl. Hofe haben ihr, nach einem mäßigen Anschlag, nahe an fünfzigtausend Francs eingetragen, sage: Francs, damit französische Blätter nicht wieder einen Uebersetzungsfehler machen, und uns dann auch über unsere Kargheit, im Gegensatz der Pariser Munifizenz, einen unverdienten Verweis geben. So viel zu unsern westlichen Nachbarn, da sie doch von uns Notiz nehmen. — Jezt noch einige Worte über Demoiſ. Sontag. Denn obgleich ich in diesen Blättern bereits eingestimmt habe in den allgemeinen Chor, der von allen Seiten zum Lobe dieser Künstlerin erschallt, so ist sie doch nicht nur an dem dramatischen, sondern auch an dem besternten Himmel der europäischen Gesellschaft ein Stern so erster Größe, daß ihr Erscheinen und Verschwinden die Konstellation der Bühne bestimmt. — Den eminenten Umfang ihres dramatischen Kunstvermögens glaube ich durch die drei Darstellungen der Desdemona, der Donna Anna und der Susanne hinlänglich bezeichnet zu haben; ihre Leistungen in „Joconde,“ „der Belagerung von Korinth“ und der „weißen Dame“ finden zwischen diesen Prototypen ihren Platz, so daß ich hierbei nur wiederholen könnte, was ich zum Lobe der vielseitigen Künstlerin bereits gesagt habe. Die Rolle der Semiramis aber gehört, streng genommen, nicht in jenen bezeichneten Kreis, liegt über ihn hinaus und muß also noch erwähnt werden. Donna Anna nämlich und selbst Desdemona sind, obgleich tragische Rollen, doch keine der höchsten Tragödie; denn es wohnt ihnen nicht nur ein sentimentales Element bei, die Leidenschaftlichkeit ist nicht nur weich und, im modernen Sinne des Wortes, weiblich gehalten, sondern der ganze Verlauf beider Dramen tritt eigentlich nicht aus den Grenzen des Familienlebens. Die Semiramis der Rossinischen Oper aber ist ein politischer Charakter, eine regierende und herrschsüchtige Königin, die ihren Gemahl ermorden ließ, ihren unerkannten Sohn liebt, von dem Gehülfen des Mordes mit Anträgen verfolgt und, nach der Geistererscheinung des zürnenden Gatten und nachdem sie in dem Geliebten den Sohn erkannt hat, von diesem getödtet wird. Hier sind, troz der schwachen Bearbeitung des grandiosen Stoffes, gewaltige Elemente der gigantischen antiken Tragödie in Konflikt gesezt, und selbst die Liebe erscheint als Werkzeug der Strafe, als flammende Geißel der Götter. Semiramis muß in Gestalt und Antliz, in Haltung, Gang und Bewegung und in angemessener Stimme und Gesangführung bald die kühne Verbrecherin, bald die grauenvoll Entsezte, bald die von Liebe Gequälte, bald die von ihrem Gewissen Geängstigte, immer aber die herrschgewohnte Fürstin seyn. Demoiſ. Sontag hat, nach dem einstimmigen Urtheil des Publikums und der Kritiker, in dieser Rolle den höchsten Glanzpunkt ihrer Kunstfertigkeit erreicht. Diesem Urtheile nicht beizustimmen, wäre entweder der böseste Wille oder totale Blindheit, und da ich mir weder des einen, noch der andern bewußt bin, so sage ich, mit vollem Danke für einen großen Kunstgenuß: Dem. Sontag hat sich in der Rolle der Semiramis über sich selbst erhoben. Wenn aber diese Worte auch die volle Anerkennung ihres eminenten Verdienstes aussprechen, so sollen sie doch noch etwas Anders enthalten, was ich erklären will. Von der graziösen und schalkhaften Braut des Figaro bis zu der sentimentalen Leidenschaft und modernen Tragik der Desdemona liegt ein unübersehbar weites Gebiet der lyrisch-dramatischen Darstellungskunst, und auf diesem zu herrschen und zu gebieten, ist unsere Künstlerin, unläugbar, von den Musen selbst berufen. Nun gibt es aber jenseits dieses Gebietes eine andere Region der Kunst, die der gigantischen antiken Tragödie, unserm Theaterpublikum kaum mehr verständlich, nur bei südlicheren Nationen noch in leisen Anklängen erhalten. Diese Anklänge hat unsere Künstlerin vernommen, und ward von ihnen zur That begeistert, obwohl sie ursprünglich hierzu von den Musen, von der Natur nicht bestimmt ward, weder durch Stimme, noch durch Gestalt, noch durch die Lieblichkeit ihrer Gesichtszüge, noch durch die holde Anmuth ihres ganzen Wesens, welches ich das non plus ultra des Modernen nennen möchte. Sie hat sich in der Rolle der Semiramis über sich selbst, über ihre innere und äußere Eigenthümlichkeit erhoben; da sich aber kein Künstler durchaus losreißen kann von sich selbst, so befindet sie sich in zwei verschiedenen Sphären, jezt in ihrem blumigen Erblande, gleich darauf in dem eroberten fremden Reiche; sie steigert Stimme und Gesangführung, Mimik und Gestikulation staunenswerth bis zum Grandiosen und Erhabenen, und plözlich hören wir wieder die Nachtigallwirbel der schmelzenden halben Stimme, sehen die liebliche, reizende Dryade, und werden eben so schnell wieder aus dem Blüthenhain der italischen Villa an die dunkeln Pforten des Tartarus geführt. Diese Zweiheit kann als schlagender Gegensaz gefallen, hat sogar, als etwas ganz Vorzügliches und Amüsirendes, außerordentlich gefallen; aber strenge Kritik verlangt Einheit, selbst in der Zweiheit, nämlich ein in der Natur der Sache gegründetes Bindungsmittel. In den tragischen Rollen der Desdemona und der Donna Anna wird diese Bindung durch ein sentimentales Element bewirkt, welches diese Charaktere immer wieder aus der Höhe des Grandiosen sanft herniederzieht; in der Semiramis, der antiken Matrone, der verbrecherischen Königin, ist an ein solches Element nicht zu denken; dort ist Alles streng, plastisch, steinern, und unsere Künstlerin, mindestens gesagt, zu lieblich, zu graziös, zu jung für diese herbe, zu modern für diese antike Rolle. — Dennoch ist es nicht genug zu bewundern, mit welcher Kunst, mit welcher Genialität — z. B. im Finale des ersten Akts, in dem grandiosen Rezitativ, vom Throne aus gesprochen — die allesvermögende Künstlerin ihre Individualität besiegt und in Stimme, Ausdruck und Geberde erschüttert und zur Ehrfurcht zwingt. Genug, Demoiſ. Sontag hat sich in ihrer lezten Darstellung über sich selbst erhoben, und hiermit ist Alles ausgesprochen, was ich bei dieser ihrer Rolle der Semiramis empfand und bemerken mußte. Rossini hat übrigens zu jener oberwähnten Zweiheit so viel beigetragen, zu jener unvereinbaren Spaltung so viel Gelegenheit gegeben, daß wahrscheinlicherweise, wenn unsere Künstlerin in einem einfachen, unvermischten Werke sich zeigen wollte, sie auch der strengsten Kritik genügen, den grandiösesten Maßstab ertragen würde.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 145.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 18. Juni 1830.

— Pfui, Bursch! ein Kuppler!
Das Ungemach, das dein Gewerbe schafft,
Dient dir zur Nahrung!"

Shakespeare.
Gleiches mit Gleichem.

Die Eheschmiede zu Gretna-green und Springfield.

Wann das erste flüchtige Paar zu Gretna-green getraut worden, läßt sich nicht genau bestimmen; nach der gewöhnlichen Annahme aber hat der Gebrauch seit undenklichen Zeiten bestanden. Joseph Paisley, welcher im Jahre 1814 als 80jähriger Greis starb, wohnte in seiner Jugend zu Megg's Hill, einem kleinen, zwischen Gretna und Springfield gelegenen Meierhofe, woher eigentlich der Name Gretna-green entstanden ist. Aber schon 1791 zog er seiner Bequemlichkeit halben nach Springfield, wo jetzt die berüchtigten Verheirathungen stattfinden, die man indessen noch immer nach dem ersteren Orte benennt. Man nannte ihn gewöhnlich den Schmid, obgleich er dieses Gewerbe nie getrieben hat; er war seines Handwerks ein Tabakshändler, und trieb es so lange, bis er fand, daß das, was er sich nebenher durch Kuppeln erworben, vollkommen hinreichte, ihn reichlich zu ernähren; und ohne Zweifel brachte ihm dieses Zusammenschmieden verliebter Paare den Beinamen des Schmids zuwege. Er war weder kaltherzig noch geizig, sondern ein derber alter Kerl mit vielen Eigenheiten, trank wie ein Fisch und pflegte, wenn ihm einmal das Getränke zu Kopfe gestiegen war, seine angenommene Rolle gänzlich zu vergessen. Doch blieb ihm das Gewerbe ganz allein, und nur einmal drohte ihm ein Mitbewerber das Einkommen zu schmälern; diesen brachte er aber bald auf seine Seite, indem er ihn zu seinem Nachfolger ernannte und ihm alle Verliebte, die zu Fuße kamen, zuwies. Mehr als einmal verdiente er sich seine hundert Guineen in kürzerer Zeit, als ein Dorfbarbier einen Bauern rasiert, und obgleich dergleichen Glücksfälle nicht sehr häufig vorkamen, so waren doch die gewöhnlichen Gefälle so reichlich, daß der Priester hätte ein lustiges Leben führen und doch wohlhabend sterben können. Aber dafür war er zu sehr der Flasche ergeben, ein Fehler, der auch seinen Nachfolgern anhängt. Wie gewonnen so zerronnen, und das Geschäft, Verliebte zusammen zu kuppeln, hat dieß mit dem Schmuggelgeschäft gemein, daß am Ende nicht viel dabei herauskommt. Bis vor Kurzem befanden sich zwei Ehesegner zu Springfield, wovon der eine Paisleys Enkelin geheirathet hat und somit sein Erbe geworden ist. Doch hat der andere auch eine ziemliche Kundschaft; und hier, wie überall, hat das Publikum durch die Konkurrenz gewonnen. Ueber die Gebühr hatte man sich von jeher zum Voraus mit dem Ehesegner zu vereinigen, denn er durfte fordern, was er wollte. Nicht lange vor meinem Besuche zu Springfield war ein junger Geistlicher, dessen Vater seine Wahl mißbilligte, von England dahin gekommen, um sich verheirathen zu lassen. Man verlangte dreißig Guineen von ihm, aber Se. Hochwürden fand diese Summe über alle Maßen hoch und versicherte, er habe niemals mehr als eine halbe Guinee für eine Kopulation bekommen. Damals gab es auch zwei konkurrirende Gasthöfe zu Springfield. Die Schmidte befanden sich immer an ihrem Posten, und alle Gäste des einen Hauses wurden von Herrn Laing, die des andern von

Herrn Elliot verheirathet und diejenigen, welche die Sache am meisten anging, hatten am wenigsten dabei zu sagen. Das Heirathswesen muß überhaupt viel Geld nach Springfield bringen: es werden im Durchschnitt jährlich 300 Paare getraut, und selbst von Armen, die zu Fuße ankommen, wird nicht weniger als eine halbe Guinee genommen. Im vergangenen September bezahlte ein Herr vierzig Pfund. In gesetzlicher Hinsicht bedeutet die Feierlichkeit zu Gretnagreen nur so viel, daß die Personen sich vor Zeugen für Mann und Frau erklären, und in Schottland bedarf es wenig mehr, um eine Ehe in Hinsicht auf Eigenthum und Kindesrechte, was auch die Geistlichkeit dagegen sagen mag, bindend zu machen. Eine Formel hat aber, namentlich beim Frauenzimmer, großes Gewicht, und die Schmiede lesen daher einen großen Theil des anglicanischen Trauungsceremonials ab, sprechen ein Gebet, lassen das Paar sich die Hände reichen, einen Kontrakt unterschreiben u. s. w. Ueber diesen Punkt schweigen sie aber sorgfältig, indem sie, wenn sie öffentlich die Rolle eines Geistlichen übernähmen, bestraft würden. Sie stellen auch Trauscheine aus und halten ein regelmäßiges Register, welches sie oft in Gerichtshöfen vorzubringen haben, wo diese gesetzwidrigen Ehestifter als gültige Zeugen erscheinen dürfen. Es ließen sich an diesem Orte manche artige Anekdoten sammeln, welche nicht selten Stoff zu einem Roman liefern würden.

Vor einigen Jahren kam ein Herr aus Cumberland nach Springfield und brachte, wie es scheint, aus bloßer Neugierde, ein Paar Stunden in einem der Wirthshäuser zu. Seine Tochter, ein schönes, liebenswürdiges Mädchen von 17 bis 18 Jahren, begleitete ihn. Da sie nie vorher über den Sark gekommen waren, so interessirten sie Schottland und schottische Gebräuche sehr. Unter andern fragten sie auch nach dem Schmid, und erwarteten nichts Geringeres als einen ächten rußigen Sohn Vulkans erscheinen zu sehen; sie fanden sich freilich in ihrer Erwartung betrogen, aber als Herr Elliot erschien, wollte der Alte doch seinen Witz zeigen und sagte, er mache ihn hier mit einem jungen Frauenzimmer bekannt, welches wohl einmal seines Beistandes bedürfen könnte. „So was,“ erwiederte der Schmid, „sey gar nicht unmöglich;“ und in weniger als vier Monaten stand dasselbe Mädchen vor ihm und wurde mit einem von ihres Vaters Knechten verheirathet. Ein anderes Mal erschien ein ältlicher Mann aus dem Süden von England und ließ sich mit einem weit jüngeren Frauenzimmer trauen, welches eine Schwester seiner verstorbenen Gattin war. Er war ungemein heiter, und hatte gar keine Eile, einen Ort zu verlassen, der ihn ans Ziel seiner Wünsche gebracht zu haben schien. Gegen Abend aber, als die Sonne eben im Untergehen war, ließ er wieder anspannen und eilte so schnell davon, als er gekommen war. Er war noch keine Stunde weg, als eine andere Postchaise vor dem Gasthofe hielt und ein zweites Paar Liebender absezte, jünger, hübscher und passender für einander, aber weder so reich noch so freigebig als das erste. Und wer mochte dieses seyn? Niemand anders als ein schöner junger Bürgersmann und die einzige Tochter des ersten Bräutigams. Aufgebracht über die Thorheit ihres Vaters, und ungeneigt, sich den Befehlen einer Stiefmutter zu unterwerfen, hatte sie den Bitten eines Mannes Gehör gegeben, der sie schon lange geliebt, und bei dem sie bessere Tage hoffen durfte, als ihr jezt das väterliche Haus verhieß. Zu Carlile fand der Vater einen Brief, der ihm der Tochter Flucht meldete, und da er vermuthete, daß sie desselben Weges werde gegangen seyn wie er selbst, eilte er spornstreichs nach Springfield zurück. Allein er kam zu spät.

Es ist merkwürdig, daß die beiden lezten Großkanzler von England zu Gretna-green getraut worden sind.

Das Nordlicht.

(Fortsezung.)

Nach unzweifelhaften älteren und neueren Beobachtungen gerathen freischwebende Magnetnadeln bei Erscheinung eines Nordlichtes in unregelmäßige Schwankungen, wogegen nichtmagnetische Nadeln, z. B. kupferne, dabei völlig in Ruhe bleiben. Bei der Vergleichung von Beobachtungen dieser Art, die, verabredetermaßen, gleichzeitig an sehr entfernten Orten, z. B. zu Upsala und zu London angestellt wurden, fand sich, daß dieselben Bewegungen der Magnetnadeln an beiden Orten und zwar desto stärker eingetreten waren, je lebhafter und je weiter verbreitet das Nordlicht gewesen war. Ein dänischer Gelehrter, Christopher Hansteen, der ein Hauptwerk über den Magnetismus der Erde geschrieben hat, versichert in Beziehung auf diesen höchst merkwürdigen Zusammenhang zwischen den Nordlichtern und dem irdischen Magnetismus, daß bei dem Eintritte eines lebhaften Nordlichtes die Magnetnadel oft in wenigen Minuten um drei, vier ja fünf Grade von ihrer früheren Stellung abweiche und eine höchst unruhige Bewegung zeige, zum deutlichen Beweise, daß die magnetischen Kräfte der Erde in diesem Zeitpunkte in einem Zustande großer Unruhe sind. Biot schließt aus diesen Umständen, daß das Nordlicht aus Wolken bestehe, welche gewöhnlich aus Norden kommen, unter gewissen Umständen glänzend werden können und, vor allen Dingen, einen Rapport zum Erdmagnetismus besitzen, wodurch die oben beschriebenen Bewegungen der Magnetnadel hervorgerufen werden, deren Unregelmäßigkeit in der französischen Schiffersprache durch den Namen „affolements,“ den sie dem Phänomen beilegt, sehr richtig bezeichnet wird. Wir werden unten versuchen, unsere eigene Ansicht mit dieser Biot'schen Hypothese, die hier nur erst angedeutet werden soll, in Verbindung zu bringen.

Nach Biot hat sich ein Engländer, Namens Forquharson, mit ausführlicheren Untersuchungen über das Nordlicht beschäftigt, welche in dem Edinburger philosophischen Journale *), später aber und umständlicher in den philosophischen Transaktionen **) niedergelegt sind, und deren Resultate wir hier zusammendrängen. Diesen sehr sorgfältigen Untersuchungen und Beobachtungen zufolge, hat das Nordlicht unter allen Umständen eine gewisse Anordnung und Gestalt, und beobachtet bei Durchlaufung seiner Phasen eine gewisse Regelmäßigkeit, welche sich auch schon aus den vorangehenden Beschreibungen abnehmen läßt und, ganz unserer unten folgenden Theorie gemäß, einen Vorgang andeutet, dessen Intensität allmählig zu- und in der nehmlichen Folge auch bis zur Erschöpfung wieder abnimmt. Die Lichtbüschel, welche vom Nordlichte ausgehen, erscheinen hiernach zuerst im Norden, und bilden einen von Ost nach West gespannten Bogen, dessen Scheitel sich im magnetischen Meridian befindet, ein Umstand, der sich auch in diesen Beobachtungen wieder findet und sonach als die unzweifelhafte Grundlage jeder Theorie des Nordlichtes betrachtet werden kann. Dieser Bogen hat, so lange seine Höhe über dem Horizont noch nicht bedeutend ist, eine um so größere Breite in der Richtung von Norden nach Süden; die ausfahrenden Strahlen schneiden ihn und convergiren gegen einen südlich vom Zenith liegenden Punkt, wodurch später die Kronenbildung veranlaßt zu werden scheint, welche den herrlichsten Moment dieses erhabenen Schauspiels ausmacht. Der Bogen selbst bewegt sich gegen Süden hin, was jedoch, nach Biot's obiger Bemerkung, nicht ohne Ausnahme der Fall ist, und wird dabei, nach Maßgabe der Annäherung zum Zenith, schmäler, gewinnt aber an Lichtstärke. Die Lichtbüschel in der Nähe des magnetischen Meridians verkürzen sich jezt, und die ausfahrenden Strahlen fallen allmählig mit dem Bogen selbst zusammen, welcher sich nun als ein, auf dem magnetischen Meridian senkrechter Gürtel darstellt. Hierauf heben die beschriebenen Phasen wiederum in verkehrter Folge an, bis die ganze schöne Erscheinung endlich erlischt.

Farquharson beschreibt nun drei ausgezeichnete, von ihm beobachtete Nordlichter. Das erste derselben, welches er als vorzüglich merkwürdig bezeichnet, fand am 22. November 1825 statt. Als er es gewahr wurde, waren schon zwei deutliche, von einander getrennte Bögen an der Nord- und Nordostseite des Himmels gebildet; die Continuität des einen ward jedoch durch einzelne zwischenstehende Wolken gestört, die mit dichtem Nebel von Norden her kamen und vom Monde hell beleuchtet wurden. Die vom Scheitel dieser Bögen ausfahrenden Strahlen waren kurz, dicht und wiederum dem magnetischen Meridian parallel; übrigens zeigten sie die oben als allgemeines Kennzeichen angegebene Convergenz. Anfänglich betrug die Breite dieses Lichtbogens gegen zehn Grad; bei seinem allmähligen Vorschreiten gegen Süden aber nahm dieselbe auf mehr als die Hälfte ab, wobei sich der Bogen senkrecht auf den magnetischen Meridian stellte und aus dem Scheitel nur noch ein nebliges Licht aussendete. Der zweite Bogen verhielt sich in seinen Erscheinungen ziemlich eben so. Eine lichte Stelle am Nordpunkte des magnetischen Meridians versprach die Bildung eines dritten Bogens und fing auch schon an, Lichtbüschel auszustrahlen; indeß kam dieser dritte Bogen nicht zu Stande, gleichsam als wenn es an Materie zu seiner vollkommnen Ausbildung gemangelt hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Jahrgang 1823.

**) Für 1829. B I. S. 103 f. f.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 23. Mai.

(Fortsetzung.)

Nachschrift.

Die Sontag.

Nachdem in der gestrigen lezten Darstellung der Semiramis Demois. Sontag bereits nach dem zweiten Akte hervorgerufen war, widerfuhr ihr am Ende der Vorstellung die höchste Ehre, die dem Künstler werden kann: sie wurde, im Beiseyn eines dichtgedrängten und gewählten Publikums und auf dessen einstimmiges Begehren, von Meistern und Mitgenossen ihrer Kunst gekrönt. Lobgedichte flatterten in den Saal hinab, ein ganzer Frühling von Blumen und der von dem allgemeinen Urtheil ihr gewundene Kranz flogen auf die Bühne; da trat unser erster Tenor, Hr. Bader, als Repräsentant der Oper hervor, sang und sprach zum Lobe der gefeierten Künstlerin; dann Mad. Wolff als Repräsentantin des rezitirenden Schauspiels, mit allem Recht behauptend, daß auch diesem die Sängerin als eines der köstlichsten Kleinode gehöre, und nun wurde, unter rauschendem Jubel des Publikums, die tief Gerührte, sichtbar Weinende gekrönt, nachdem sie bereits Worte des Abschieds, Hoffnung des Wiedersehens ausgesprochen hatte. Der Hof, der schon früher der Künstlerin als Zeichen seiner ehrenvollen Anerkennung ein kostbares Armband von Sr. Majestät, ein gleiches von Sr. königl. Hoheit dem Kronprinzen, hatte zukommen lassen, erhöhte durch seine Gegenwart den Glanz dieser festlichen Huldigung, nicht nur die eine Musenbegabte lohnend, sondern alle aufmunternd und überhaupt ein öffentliches Zeugniß gebend von dem Werth und der Würde menschenveredelnder Kunst. — Gegen zehn Uhr Nachts wurde der Gekrönten eine Musik und ein lautes Lebehoch unter ihren Fenstern gebracht, und heute früh ist sie nach Posen gereist, um den Geburtstag der Fürstin Radziwill, Nichte Friedrichs II., einer im hohen Grade gebildeten und kunstverständigen Dame, zu verherrlichen. — Zu den Gedichten, welche nicht in das Parterre flatterten, welche der Allverehrten auf stillere Weise zukamen, gehört auch eines von mir, welches ich hier mittheilen will — aber wahrlich nicht aus eitler Selbstgefälligkeit, sondern um hierdurch, so wie durch meinen freudigen und ausführlichen Bericht über die Ehrenbezeugungen, welche der Verdienstvollen wurden, um hierdurch, sage ich, ein Recht zu erhalten, nicht verkannt zu werden, wenn ich nächstens auch die Kehr-

seite dieser Glanzerscheinung zeigen werde, die Wunden nämlich, die diese Erobererin, diese Heldin der Oper, dem verwaisten rezitirenden Schauspiel, wenn auch unbewußt, schlägt.

Nachruf an Demoils. Sontag.

Und verklungen sind die Lieder,
Mit der Zauberin entwallt. —
Tief in unsrer Seele hallt
Wort und Ton entzückend wieder.

Ließ die Tochter der Kamöne.....
Nein, sie ließ uns nicht allein!
Würden sonst wohl Flur und Hain
Prangen noch in Frühlingsschöne? —
Hört nur, hört die Zaubertöne,
Die melodisch klingen wieder,
Die sich schwingen auf und nieder:
Sphärenklänge, Perlenschäume! —
Aber nein, uns täuschen Träume,
Und verklungen sind die Lieder! —

War es wirklich hier zur Stelle,
Wo es wie vom Himmel klang,
Da sie sich zum Himmel schwang
Auf des Tonmeers Silberwelle? —
Ja — doch wie des Tages Helle
Sich verliert im dichten Wald,
Wie ein Aeolston verhallt,
Blüthendüfte leis' entschweben:
So ist innres Frühlingsleben
Mit der Zauberin entwallt. —

Wenn nicht Worte Töne wären,
Dürfte dieses Lied vielleicht
Ihr, die nur sich selber gleicht,
Klagen, was wir nun entbehren; —
Doch durch Töne zu verklären
Liebesworte, leblos-kalt,
Dazu hat nur sie Gewalt
So empfangen von den Musen,
Daß es tief aus ihrem Busen,
Tief in unsrer Seele hallt.

Ja, hier klingen Deine Töne,
Lebet Deine Huldgestalt,
Waltet Deine Allgewalt,
Lieblingstochter der Kamöne! —
Wer Dich sah, Du Zarte, Schöne!
Auf melodischem Gefieder
Schweben aus den Sphären nieder,
Dem, zu jeder Zeit und Stunde,
Hallet von dem süßen Munde
Wort und Ton entzückend wieder.

Ludwig Robert.

Aus Bern, Juni.

Subscription zur Vermessung der Schweiz.

Erst jezt ist das Verhandlungsheft der vorjährigen Zusammenkunft der schweizerischen Naturforscher auf dem großen St. Bernhard, sechs Bogen stark, ausgegeben worden, und gleichzeitig erhielten die Mitglieder das Einladungsschreiben für die diesjährige Versammlung in der lezten Woche des Julius zu St. Gallen. Die, gemäß einem Auftrag der Versammlung auf dem St. Bernhard auch erst so eben durch die Herrn v. Charpentier, Horner und Studer erlassene Einladung zu Unterzeichnungen für die Aufnahme und Ausgabe einer topographischen Spezialkarte der Schweizeralpen, wird als ein des wissenschaftlichen Vereins höchst würdiges Unternehmen auch der Aufmerksamkeit des Auslandes werth seyn. Durch Privaten soll hier zu Stande gebracht werden, was bisher vergeblich von den Regierungen der Kantone und auch von der Tagsatzung gehofft ward. Selbst die besseren bisherigen Schweizerkarten können für keine Art wissenschaftlicher Zwecke Befriedigung gewähren. Es beruhen dieselben auf keinem trigonometrischen Netze und die gegenseitige Lage der Orte, so wie die ganze Gestalt des Landes entspricht daher der Wirklichkeit nur entfernt. Die Details sind nach ältern Karten oder nach flüchtigen Situationszeichnungen eingetragen, so daß man sich in mehreren Gegenden kaum wieder erkennt; und wo auch die Zeichnung richtiger seyn mag, ist doch die Karte so leer und schwankend, daß man bei jeder speziellen Untersuchung sich ganz von ihr verlassen sieht. In jedem Sommer besuchen Tausende aus allen Nationen das schweizerische Hochgebirge, durchstreifen die einsamsten Thäler, die gefährlichsten Gletscher, und die Wissenschaft entbehrt noch eines treuen Bildes dieses Landes, dessen Natur selbst den Alltagsmenschen zu ernsterer Beobachtung reizt.

Das Programm der schweizerischen Naturforscher entwickelt zuerst die Vortheile, welche der Geognosie aus einer zuverlässigen Karte des Alpengebirgs erwachsen müssen, und fährt dann fort: „Wohl eben so sehr verdienen die Argumente berücksichtigt zu werden, mit welchen die Botanik die Lösung der Aufgabe heischt. Schon die nahe Beziehung, in welcher die Flora zu der geologischen Beschaffenheit des Bodens steht, erlaubt jener Wissenschaft nicht, gleichgültig zu bleiben bei einem Unternehmen, das die Geognosie als nothwendig anerkennt. Sie erblickt aber in demselben auch unmittelbare Vortheile. Die botanische Geographie, welche Mittelpunkte für die Ausbreitungsbezirke der Species aufsucht, muß auf eine genaue Topographie der höchsten Gebirge und ihrer Verzweigungen gegen das flache Land sich stützen können. In diese Gebirge fällt zugleich die Grenze zwischen zwei der ausgezeichnetsten botanischen Zonen, und die schärfere Bestimmung dieser Grenze, so wie die Erklärung des Uebergreifens einer Zone in die andere, läßt sich nur mit Hülfe genauer Spezialkarten geben. Verspricht man sich endlich wichtige Resultate von der Beobachtung des Einflusses, den die klimatischen Verhältnisse, die Aussetzung, die absolute und relative Höhe u. s. w. auf den normalen Charakter der Species ausüben, so muß schon aus diesem Gesichtspunkte die treue Darstellung derjenigen Gegend, wo alle diese Faktoren am kräftigsten wirken, als nothwendig erscheinen, wenn auch nicht für den Beobachter selbst, doch für alle diejenigen, die seinen Schlußreihen folgen wollen."

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 146.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 19. Juni 1830.

Das ächte Lied ist wahr, das Wahre nur ist schön.

Denis.

Die Großmutter.

Unter ihnen, die zum Frieden
Jener Welt hinüberschieden,
Die ich lang und still beweine,
Wandelt auch die gute Eine:
Mutter der, die mich geboren,
Hatte mich sie auserkoren,
Ihrer Liebe reichen Segen
Auf mein junges Haupt zu legen.

Freundlich sah sie auf mich nieder,
Lief ich fröhlich hin und wieder;
Spiele trieb ich, leichte, lose,
Lehnte still an ihrem Schooße;
Und nur manchmal ward sie trübe,
Wenn ich mit begier'ger Liebe,
Hingestreckt auf weichen Tüchern,
Blättert' in den alten Büchern.

„Laß mir, sprach sie, Kind, die Sachen,
Die dich doch nicht klüger machen;
Reime sind es, glatte, feine,
Kleiner, du verstehst noch keine!
Mögst du niemals sie verstehen,
Denn aus diesen Liedern wehen
Töne, die Empfindung lügen
Und ein Herz gar leicht betrügen."

Ihr Gebetbuch dann mit Sinnen
Nahm sie meist zur Hand, und drinnen
Lag ein Blättchen, fast zerrieben,
Kurze Zeilen, schön geschrieben;
Sah sie nach dem Blatt im Buche,
Griff sie bald auch nach dem Tuche,
Ob der Thräne, die vom blauen
Auge wollte niederthauen.

Nimmer wußt' ich, was sie meinte,
Wenn ich damals mit ihr weinte;
Und als längst die milde Gute
Schon im ew'gen Frieden ruhte,
Als ich selber zum Gesange
Folgte unbewußtem Drange,
Da gedacht ich ihrer wieder
Und der Thräne — und der Lieder.

Muse mit der Rosenwange,
Die mich aufrief zum Gesange,
Sinke nieder an dem Grabe,
Dran ich oft geweinet habe;
Still gelobe an dem Hügel,
Nie zu leihen deinen Flügel
Tönen, die Empfindung lügen
Und ein Herz gar leicht betrügen.

Thränen, falschem Sinn vergossen,
Sind des Fluches Schmerzgenossen,
Thränen, die man Gutem weihte,
Sind des höchsten Glücks Geleite:
Kann mein Dichten und mein Sinnen
Solche mir dereinst gewinnen,
Wird ihr Geist mich liebend segnen
Und mir freundlich dort begegnen.

Manfred.

Das Nordlicht.

(Fortsetzung.)

Ein zweites Nordlicht ward am 9. Sept. 1827 gegen Mitternacht beobachtet. Dasselbe gewährte den prächtigen Anblick eines an den Kanten ausgezackten Lichtbogens, dessen östliches Ende in röthlichem Glanze bis zum Horizont hinabreichte, während das westliche Ende auf einer tief stehenden Wolke auflag. Die Schönheit dieses Schauspiels ward aber bald noch durch die Erscheinung eines zweiten, gegen fünf-und-zwanzig Grad breiten Bogens von lauter glänzenden Strahlen vermehrt, welche sich wiederum nach einem südlich vom Zenith liegenden Punkte hin richteten. Der ganze Horizont in der Gegend des magnetischen Meridians zeigte sich dabei stark erleuchtet; sonst war der Verlauf der Erscheinung im Allgemeinen den Bestimmungen gemäß, die Farquharson für das Phänomen zu Grunde legt, und welche wir oben mitgetheilt haben.

Ein drittes Nordlicht endlich, welches am 29ten Sept. 1828 stattfand, hatte keine besondere Merkwürdigkeit vor den übrigen voraus; allein es war an verschiedenen Orten gleichzeitig beobachtet worden, so daß sich daraus auf seine Höhe schließen ließ, welche Forquharson, wie wir zur Vervollständigung der Theorie der Nordlichter hier gleich noch anführen, der gewöhnlichen Höhe der Wolkenregion gleich schätzt. Zwar weichen hiervon die Angaben des englischen Naturforschers Dalton im physikalisch-mathematischen Theile des Bulletin des sciences*) ab, indem dieser Gelehrte die Höhe des Nordlichtes über der Erde sogar auf Hunderte von Meilen anschlägt; allein da die Angaben der bekannten Seefahrer Parry und Roß über diesen Punkt mit den Messungen von Forquharson übereinstimmen, so scheint das Resultat seiner Schätzung den Vorzug zu verdienen.

Da also in der Hauptsache auch nach diesen Beobachtungen der Zusammenhang der Nordlichter und des Magnetismus der Erde als ein unzweifelhaftes Faktum angenommen werden muß, so entsteht nunmehr die Frage: was denn die eigentliche Natur der Nordlichter sey?

*) Augustheft 1829.

Wir erwiedern darauf, daß wir die Nord- und Südlichter für die den magnetischen Erdpolen periodisch entstrahlende Erdelektricität halten, ein Gedanke, welchen auch schon ein anderer deutscher Physiker*) vor uns gehabt hat, den wir aber ausführlich entwickeln wollen.

Eine Menge von Erscheinungen deuten nämlich darauf hin, daß der Erdkörper in einer beständigen elektro-magnetischen Lebens- und Entwicklungsthätigkeit begriffen sey. Man weiß, daß die bloße innige Berührung heterogener Körper hinreicht, um denjenigen elektrischen Prozeß hervorzurufen, den man mit dem Namen des Galvanismus oder der Berührungselektricität belegt hat; und es ist also unzweifelhaft, daß die Zusammenlagerung der vielen höchst verschiedenartigen Stoffe, welche unsern Erdkörper überhaupt, und besonders sein inneres Gefüge bilden, einen solchen beständigen galvanischen Prozeß veranlassen muß. Wir beobachten ferner täglich andere, deutlicher in die Sinne fallende Beweise einer inneren Lebensthätigkeit des Erdkörpers: unzählige Vulkane öffnen sich und speien den Ueberfluß von Feuer und Hitze aus, welche sich in seinen geheimsten Tiefen erzeugt haben; heiße Quellen ergießen sich unaufhörlich aus seinem Schooße, und entledigen das Eingeweide der Erde auf andere Weise von dem Ueberflusse dieser geheimnißvollen Produktionskraft. Längst aber hat die neuere Naturforschung gelernt, Wärme und Licht, magnetische und elektrische Materie als bloße Modifikationen eines und desselben Urelements, als Agenten derselben Urkraft zu betrachten; Elektricität und Magnetismus erscheinen nur als ätherischere Ausflüsse der nämlichen Quelle, welche dem Lichte und der Wärme ihren Ursprung verleiht.

Gleichwie sich also das Innerste der Erde in den vulkanischen Ausbrüchen periodisch des erzeugten Ueberflusses von Feuer entledigt, welcher Ueberfluß mit den Zeugungszwecken der Erde unverträglich werden würde, eben so muß es einen Weg zur Abführung des Ueberflusses von elektrischer Materie geben, deren Erzeugung, angeführtermaßen, eine Wirkung des ununterbrochenen galvanischen Prozesses ist, in welchem die auf einander wirkenden Elemente der inneren Erdmasse beständig begriffen sind. Den sinnlichen Beweis dieser periodischen Ergüsse eines Ueberflusses von elektrischer, im Innersten der Erde erzeugten Materie geben nun die Nordlichter und Südlichter, deren oben nachgewiesene Wirkungen auf die Magnetnadel über diese ihre Natur gar keinen Zweifel übrig lassen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Kastner.

Gebräuche der Butaner.

Die Religion der Butaner kommt in manchen Grundsätzen und Gebräuchen mit der der Hindus überein; andere erinnern stark an katholische Gebräuche, namentlich die Ehelosigkeit der Priester, die Klöster, die Rosenkränze, der Gesang beim Gottesdienst. Nach ihrer Kosmogonie liegt der Himmel oben auf einem viereckigen, ungeheuer großen und hohen Felsen auf, dessen Seiten aus Krystall, Rubinen, Saphiren, Smaragden bestehen. Etwa in der Hälfte seiner Höhe ist die Region der Sonne und des Mondes; unten ist der Ocean, der alles umgibt, mit sieben Streifen Landes, die um den Fuß des Felsen herum laufen und verschiedenen Inseln, dem Wohnplatz des Menschengeschlechts. Die Hölle ist unter der Erde.

Die Priester haben keine eigens zum Gottesdienste gebauten Häuser, aber an den großen Straßen sieht man hie und da kleine Tempel, die gewöhnlich viereckig sind und worin sich Gemälde oder Bildsäulen der Gottheit befinden. Außerdem ist darin eine Art kleiner Tonne, die um eine Achse beweglich ist; sie enthält eine Papierrolle, auf welcher die Worte: om an po me hon gedruckt stehen; es ist dieß eine Gebetformel, um den Segen des Himmels zu erflehen, und die Gläubigen murmeln sie mit großer Inbrunst her, während sie jene Papierrolle, auf der die Formel steht, umtreiben.

Die Ghelongs oder Priester sind gewöhnlich Söhne aus den angesehensten Familien im Lande. Die Zeit ihres Noviziats verfließt ihnen sehr trübselig und selbst der Schlaf bringt ihnen keinen großen Trost in ihrer Langenweile, da sie selbst Nachts in der Stellung, die einem Ghelong gebührt, verharren müssen; der Novitze sizt nämlich mit untergeschlagenen Beinen, der Fuß liegt auf dem obern Theil des andern Schenkels; den Körper hält er ganz gerade, die Arme fest an den Leib geschlossen, die Hände, die flache Hand nach oben gerichtet, ruhen auch auf den Schenkeln, die Augen sehen auf die Nasenspitze. Ein Mann macht die Runde mit einer Peitsche und einer Laterne und sieht, ob alle Zöglinge sich in der gehörigen Stellung befinden.

Die zweite Klasse der Einwohner ist die der Zinkabs; sie sind im buchstäblichen Sinne die Sklaven der Regierung; die dritte Klasse, die Bauern, scheint weit vernünftiger und unter keinem solchen Zwange zu leben, wie die zwei ersten. Nirgends aber werden die Frauen jeden Ranges ärger mißhandelt, als in Butan.

Die Regierung scheint milde und gerecht, und gut auf den Charakter des Volks berechnet. Das Volk ist arm, aber glücklich, und hat weder drückende Tyrannei im Innern, noch fremde Einfälle zu fürchten.

Unter den religiösen Feierlichkeiten, die Davis zu Tassisudon sah, dauerte eine zwanzig Tage; die dreizehn ersten Tage wurden mit Beten, die sieben lezten mit Tanzen hingebracht. Die Tänzer, lauter Priester, waren dabei verkleidet; die Masken stellten Thiere, allegorische Wesen, wie die zerstörende Naturkraft, und verschiedene andere wunderliche, phantastische Dinge vor.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 9. Juni.

Biographie König Georgs IV.

....So eben verbreitet sich die Nachricht in der Stadt, daß Georg IV. diese Nacht von seinen Leiden erlöst und zu seinen Vätern versammelt worden ist.*) So lange man auch darauf vorbereitet war, so ist doch der Eindruck, den dieses Ereigniß hervorbringt, sehr groß, und das eigenthümliche Benehmen des freiesten Volks bei dem Hintritt seines Königs ist sicher eine der interessantesten Erscheinungen, und mir wenigstens war der Engländer nie achtungswürdiger, als in diesem Augenblick. Schon seit längerer Zeit war die gegenwärtige Season in London durch die fortwährende Krankheit des Königs sehr stille geworden und der Verlust, den der Handel dadurch, noch mehr aber durch den Umstand erlitten hat, daß kein Herr und keine Dame sicher war, jeden Tag Trauer anlegen zu müssen, ist ungeheuer. Nichtsdestoweniger vernahm die Nation die Todesbotschaft mit innigem Bedauern. Die Zeit ist noch zu kurz, als daß ich Ihnen von den Veränderungen, die in der nächsten Zukunft dem Leben unserer Stadt bevorstehen, schon etwas berichten könnte; inzwischen wird, denke ich, eine einfach und ohne Partheiansicht erzählte Biographie Sr. Majestät nicht unwillkommen seyn:

Georg Friedrich August, ältester Sohn des seel. Königs Georgs III. und der Königin Charlotte, wurde am 12. August 1762, am 48sten Jahrestage der Thronbesteigung seiner Familie, geboren. Es fügte sich gerade, daß in dem Augenblick, wo der Donner des Geschützes im St. Jamespark diese Feier verkündigte, ein langer Zug von Wagen die St. Jamesstraße hinabfuhr, welche die Schätze der spanischen Fregatte Hermione führten, eine der reichsten Prisen, welche in dem damaligen Kriege von der brittischen Marine gemacht worden waren. Se. Majestät erschien mit den großen Staatsbeamten, welche bei der Geburt zugegen gewesen waren, an den Fenstern des Pallastes, und sie vereinigten ihr Freudengeschrei mit dem des Volks. Ehe noch der Prinz 14 Tage alt war, wurde bekannt gemacht, daß alle Unterthanen Se. königl. Hoheit an gewissen Tagen zwischen 1 und 3 Uhr sehen könnten. Doch wurde zur Bedingung gemacht, daß die Gäste leise auftreten und das Kind nicht anrühren sollten. Zum Ueberfluß ward noch ein Theil des Saales mit einer Gitterwand durchzogen, hinter welcher das „schöne Kind" zu sehen war. Die Menge der Frauen, welche kamen, um Ihrer Majestät Kuchen und Biersuppe zu versuchen, war so groß, daß die Kosten für den Kuchen allein jeden Tag auf 40 Pf. Sterl. gerechnet wurden. Am 17. Aug. wurde der Prinz zum Prinzen von Wallis erhoben; er war der zwanzigste, der diesen Titel führte, und schon im dritten Jahre erhielt er den Orden des Hosenbandes. Aber bei dieser Gelegenheit trat das Kind nicht zum erstenmale öffentlich auf; schon kurz zuvor hatte es persönlich die Adresse der alten Britten in Empfang genommen, einer Gesellschaft, welche unter dem besondern Schutze des Kronprinzen steht, und der

*) Dieses Gerücht war falsch; der König lebte am 10ten Abends noch.

junge Prinz schien den Zweck der Feierlichkeit ganz wohl zu begreifen. Bei der Erziehung des Prinzen sah man vorzüglich aufs Nützliche, schon im frühesten Alter, und Arthur Young erzählt als Beweis davon Folgendes: Der Prinz grub in seinem zwölften Jahre mit seinem Bruder, dem Herzoge von York, zu Kew ein Stück Land um; sie besäeten es mit Waizen, gäteten es, schnitten das reife Getreide, banden es in Garben, brachten es in die Scheune, draschen und reinigten es, wobei man nach jedem besondern Geschäft sie auf die Mühe und den Fleiß aufmerksam machte, welche der Landmann anzuwenden hat. Nachdem die Prinzen auf diese Art ihr Getreide gewonnen hatten, ließ man sie es auch mahlen und das Mehl vor ihren Augen verbacken, welches Brod, wie man sich leicht denken kann, mit keinem geringen Genuß verzehrt wurde. Der König und die Königin nahmen an der Mahlzeit Theil und freuten sich ihrer Kinder, die ihren Zeitvertreib so schön zur Belehrung anzuwenden wußten. Es ist überhaupt bekannt, wie viele Mühe sich Georg III. mit der Erziehung seiner Kinder gab, dem Grundsatze getreu, daß der Zweig frühzeitig gebogen werden müsse. Er pflegte mit seiner Gemahlin jedem Kinde eine gewisse Summe zu geben, über deren Verwendung man ihnen zwar nichts vorschrieb, aber sie doch darüber befragte. Der Graf von Holderneß, ein Edelmann von sehr würdevollem Anstande, war der erste Gouverneur des Prinzen von Wallis. Nachdem derselbe sein Amt niedergelegt hatte, ward Lord Bruce zu seinem Nachfolger ernannt, welcher, obgleich er gelehrt genug für einen Edelmann war, doch den Prinzen zu unterrichten nicht im Stande war; nicht lange, so fand der Schüler bei einem gelehrten Gespräche Gelegenheit, den Lehrer zurechtzuweisen und ihm darzuthun, daß er kein Griechisch verstehe, eine Entdeckung, welche im Pallaste viel Spaß machte. Man gab ihm daher auch schon nach einem Monate den Abschied nebst dem Grafentitel, und an seine Stelle trat der Herzog von Montagu, dem man den gelehrten Bischof Hurd als Lehrer beigesellte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Bern, Juni.

(Beschluß.)

Subscription zur Vermessung der Schweiz.

„Es wäre überflüssig (heißt es in dem Programm der schweizerischen Naturforscher weiter), die Ansprüche nachzuweisen, mit denen auch andere Theile der Naturwissenschaft, die physikalische Erdkunde, die Theorie der Gletscher, die Meteorologie und Hydrologie, den Wunsch einer genauen Detailkarte der schweizerischen Hochalpen unterstützen. Alle Zweige der Naturwissenschaft sind in unserer Zeit so enge in einander verflochten, daß die höhere Entwicklung, die einem einzelnen zu Theil wird, sogleich auch den übrigen neues Leben zuführt. Lieber wollen wir die Aufmerksamkeit noch auf die wichtigen Ergebnisse hinlenken, die man sich zunächst schon von der Aufnahme der Karte selbst zu versprechen haben wird. Ein Netz von Dreiecken, die mit allen Hülfsmitteln, welche die neuere Geodäsie darbietet, gemessen worden sind, überzieht bereits einen großen Theil von Europa und bildet die Grundlage zu unsern Kenntnissen über die Gestalt der Erde und alle die wichtigen Gegenstände, die damit in engem Zusammenhange stehen. In diesem Netz erscheint das schweizerische Hochgebirge als eine um so empfindlichere Lücke, da gerade an seinen Grenzen mehrere der genauesten trigonometrischen Arbeiten von französischen, deutschen, östreichischen und italienischen Geodäten ausgeführt, sich schließen und hiermit einer für alle gleich wünschenswerthen Kontrolle entbehren. Eine Vermessung der Schweiz würde nicht nur alle diese vereinzelten Vermessungen in Verbindung setzen, sondern die Untersuchungen über die Ursachen der etwaigen Differenzen in der Bestimmung der Grenzpunkte würden selbst wieder zur Verbesserung unserer geodätischen Methoden wesentlich beitragen. Unmittelbar an diese Untersuchungen würden sich neue Bestimmungen über die Anziehungen der Gebirge und die terrestrische Refraction anschließen, zwei Gegenstände, die für sich allein schon des Aufwandes einer größern Vermessung wohl werth wären, und zu deren möglichst scharfer Ausmittlung das schweizerische Hochgebirge, dessen Gipfel von der diesseitigen, wie von der mailändischen Ebene gesehen werden, wohl die geeignetsten Punkte darbieten dürfte.“

Für fünf Jahre, vom Oktober 1830 an gerechnet, sollen die Unterzeichnungen einen jährlichen Beitrag von mindestens einem Louisd'or der Unternehmung zusichern. Die allgemeine Theilnahme an vaterländischen Arbeiten, die sich so vielfach erprobt hat, der warme Eifer, den jeder Schweizer, wo es den Ruhm seines Landes gilt, zu Tage legt, endlich die in allen Ständen verbreitete Achtung für Wissenschaft und höhere Kultur lassen hoffen, in der Schweiz selbst schon werde der Versuch hinlängliche Unterstützung finden, und es müßte als ein schöner Zug im künftigen Charaktergemälde des Jahrhunderts erscheinen, wenn durch ein Zusammenwirken einzelner Freunde der Naturkenntniß ein Werk vollbracht werden könnte, das in frühern Zeiten und anderswo nur durch königliche Freigebigkeit ausführbar gewesen wäre. Welche Stätte möchte sich auch besser eignen, als das höchste Centralgebirge unsers Welttheils, zur Errichtung eines Denkmals, der Wissenschaft geweiht von ihren Verehrern, die in ihr den Vereinigungspunkt ihrer Forschungen gefunden haben. — In der Versammlung der Gesellschaft zu St. Gallen soll alles Weitere verabredet und die Einleitungen für das unmittelbare Beginnen der Arbeiten getroffen werden, von deren Fortgang alle Theilnehmer von Zeit zu Zeit Bericht erhalten sollen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 140:
Das Spinnen.

Räthsel.

Es gibt ein Hauptgebirg mit Höhlen,
 Drein Mancher fremde Waare bringt;
Die Höhlen sind so gut geborgen,
 Daß ins Gebirg kein Regen bringt.

Mit Grün bewachsen ist es nimmer;
 Man liebt es weder weiß noch roth:
Denn so gefärbt von bösen Geistern
 Bringt seinem Herrn es manche Noth.

Die Edelsteine, die bisweilen
 Man dort erblickt, sind nicht gesucht;
Doch wer sie trägt, verschenkt sie nimmer,
 Wenn er sie zehnmal auch verflucht.

Ein steter Zug strömt durch die Höhlen,
 Führt oft auch süßen Duft hinein;
Doch der Gesang, so draus ertönet,
 Wird nicht beliebt bei Kennern seyn.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 147.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 21. Juni 1830.

O ew'ge Schmach für euch, die ihr so laut
Von Menschenrecht und Menschenfreiheit prahlt,
Und in dem Wilden, in dem Neger doch
Aus Geldbegier den Bruder nicht erkennt.

Müchler.

Das Sklavenschiff.

Nach Merimée.

Kapitän Ledour war ein tüchtiger Seemann. Er hatte als Matrose begonnen und war Unterbootsmann geworden; aber in der Schlacht von Trafalgar zerschmetterte ihm ein fallender Mast die linke Hand; sie ward abgenommen und er erhielt mit guten Zeugnissen den Abschied. Ein ruhiges Leben sagte ihm nicht zu, und da sich eine Gelegenheit fand, wieder an Bord zu gehen, nahm er als Unterlieutenant Dienste auf einem Kaperschiffe. Das für einige Prisen erhaltene Geld sezte ihn in Stand, sich Bücher anzuschaffen und die Theorie der Schiffahrt, die er praktisch vollkommen verstand, zu studiren. Mit der Zeit ward er Kapitän eines Kapers von drei Kanonen und sechzig Mann, und die Küstenfahrer der Insel Jersey gedenken noch jezt seiner Thaten. Der Friede verdroß ihn höchlich; denn er hatte während des Krieges ein kleines Vermögen gesammelt und gehofft, dasselbe auf Kosten der Engländer noch zu vergrößern. Er sah sich nun gezwungen, friedlichen Handelsleuten seine Dienste anzubieten, als entschlossener und erfahrener Seemann wohl bekannt, erhielt er ohne Mühe den Befehl über ein Fahrzeug, und als der Sklavenhandel verboten ward, und die Schiffe, welche ihn dennoch fortführten, nicht allein, was nicht sehr schwer hielt, der Wachsamkeit der französischen Mauthbeamten entgehen, sondern auch, was weit schwerer war, die kreuzenden Engländer vermeiden mußten, ward Kapitän Ledour ein wichtiger Mann für die Ebenholzhändler *).

Er hatte, ungleich den meisten Seeleuten, die sich wie er, lange in untergeordneten Stellen herumgetrieben haben, weder jenen großen Abscheu vor Neuerungen, noch die Vorliebe für den Schlendrian, welche jene nur zu oft auf einen höheren Posten mitbringen. Kapitän Ledour war im Gegentheil der erste, der seinem Schiffsherrn die eisernen Kisten zur Aufbewahrung des Wassers empfahl. Am Bord seines Schiffes waren die Handschellen und Ketten, wovon die Negerschiffe immer einen großen Vorrath mit sich führen, nach neuer Art gemacht und sorgfältig gefirnißt, um sie gegen den Rost zu schützen. Was ihm aber unter den Sklavenhändlern zur größten Ehre gereichte, war die Einrichtung einer, unter seiner Leitung erbauten und zum Negerhandel bestimmten Brigg, die ein vortrefflicher Segler, lang, schmal wie ein Kriegsschiff war, und doch eine große Anzahl Neger fassen konnte. Das Fahrzeug ward die **Hoffnung** genannt. Kapitän Ledour wollte die Zwischendecke nur drei Fuß vier Zoll hoch haben, da dabei, seiner Meinung nach, alle Sklaven von anständiger Größe bequem sitzen konnten; und wozu brauchten sie zu stehen? „Wenn sie nach den Kolonien kommen," sagte er, „werden sie nur zu viel auf den Beinen seyn müssen!" Zwischen den Negern, die an die Planken des Schiffes gelehnt, in zwei Reihen einander gegenüber sitzen,

*) So nennen sich die Sklavenhändler unter einander.

befindet sich ein leerer Raum, der in den gewöhnlichen Negerschiffen frei gelassen wird. Ledoux aber fand, daß man diesen Zwischenraum sehr wohl auch mit Schwarzen füllen könne. Auf diese Weise faßte sein Schiff etwa ein Dutzend Sklaven mehr als andere von derselben Größe. Genau genommen, hätte man vielleicht noch mehr hineinzwängen können, allein man muß doch menschlich seyn und einem Neger auf einer Fahrt von sechs Wochen, und länger, doch einen Raum, fünf Fuß lang und zwei Fuß breit lassen; „denn am Ende," sagte Ledoux zu seinem Schiffsherrn, um diese Sorgfalt für die Bequemlichkeit der Schwarzen zu rechtfertigen, „sind sie doch Menschen so gut wie die Weißen."

Die Hoffnung segelte an einem Freitage, wie abergläubische Leute später anmerkten, von Nantes ab. Die Beamten, welche das Fahrzeug gewissenhaft untersuchten, fanden die sechs großen, mit Ketten und Handschellen gefüllten Fässer nicht, wunderten sich auch nicht über den bedeutenden Wasservorrath, den das Schiff führen sollte, das doch seinen Papieren nach nur nach dem Senegal segelte, um Ebenholz und Elfenbein einzukaufen. Die Fahrt ist freilich nicht lang, allein Vorsicht kann niemals schaden, und was wollte man ohne Wasser anfangen, wenn man von einer Windstille überfallen wurde?

Die Hoffnung ging also an einem Freitag, mit allem wohl versehen, unter Segel. Ledoux hätte es zwar gern gesehen, wenn die Masten etwas stärker gewesen wären; doch so lange er das Fahrzeug befehligte, hatte er keine Ursache, damit unzufrieden zu seyn. Die Fahrt war glücklich und schnell bis an die Küsten von Afrika. Er warf in der Mündung des Joale (wie ich glaube) die Anker aus, als gerade die kreuzenden Engländer diesen Punkt der Küste nicht beachteten. Die einheimischen Mäckler kamen sogleich an Bord. Der Zeitpunkt konnte nicht günstiger seyn: Tamango, ein berüchtigter Krieger und Menschenverkäufer, hatte so eben eine große Anzahl Sklaven nach der Küste gebracht, und gab sie wohlfeil weg, als ein Mann, der fühlt, daß er Mittel hat, den Markt schnell wieder zu versehen, sobald die Gegenstände seines Handels anfangen selten zu werden.

Kapitän Ledoux ließ sich an's Land setzen, um Tamango einen Besuch abzustatten. Er fand ihn in einer Strohhütte, die man in der Eile für ihn errichtet hatte; zwei seiner Weiber, einige Unterhändler und Sklavenführer waren bei ihm. Tamango hatte sich, um den weißen Kapitän zu empfangen, in vollen Staat begeben. Er trug eine alte Korporalsuniform, dabei hingen auf jeder Schulter zwei goldene Epauletten an demselben Knopfe lose herunter, die eine vorn, die andere hinten; da er kein Hemd hatte und der Rock für einen Mann von seiner Größe ein wenig zu kurz war, so bemerkte man zwischen den Umschlägen desselben und seinen Beinkleidern von einheimischem Baumwollenzeuge einen schwarzen Streifen, der einem breiten Gürtel ähnlich sah. Ein großer Kavalleriesäbel hing an einem Stricke an seiner Seite, und in der Hand hielt er eine schöne Doppelflinte von englischer Arbeit. In diesem Aufzuge dünkte sich der afrikanische Krieger eleganter als der vollkommenste Stutzer in Paris oder London. Kapitän Ledoux betrachtete ihn schweigend einige Augenblicke, während Tamango, der sich wie ein Grenadier, den ein fremder General mustert, in die Brust warf, sich des Eindrucks erfreute, den er, wie er meinte, auf den Weißen machte. Ledoux wandte sich, nachdem er ihn mit Kennerblicken betrachtet, zu seinem Lieutenant und sagte: „Der Bursche wäre tausend Thaler werth, wenn ich ihn frisch und gesund in Martinique hätte."

Man sezte sich, und ein Matrose, der etwas von der wolofischen Sprache verstand, diente als Dolmetscher. Sobald die ersten Begrüßungen vorüber waren, brachte ein Schiffsjunge einen Korb voll Branntweinflaschen; man trank, und um Tamango in gute Laune zu versetzen, beschenkte ihn der Kapitän mit einer artigen ledernen Pulverflasche, worauf Napoleons Bildniß geprägt war. Nachdem dieses Geschenk mit gehöriger Dankbarkeit angenommen war, verließ man die Hütte, sezte sich im Schatten vor die Branntweinflaschen, und Tamango gab das Zeichen, die zum Verkauf bestimmten Sklaven herbeizubringen. Ein lange Reihe erschien; der Hals eines jeden war in eine über sechs Fuß lange Gabel gezwängt, die im Nacken von einem Stücke Holz zusammen gehalten wurde. Wenn der Marsch beginnt, so nimmt einer der Führer den Stiel der Gabel des ersten Sklaven auf die Schulter; dieser trägt den des auf ihn zunächst folgenden, der zweite die Gabel des dritten u. s. f. Soll Halt gemacht werden, so stößt der Führer das spitzige Ende des Gabelstiels in den Boden, und die ganze Kette steht. Natürlich vergeht einem der Gedanke an Flucht, wenn man eine sechs Fuß lange Stange am Halse trägt.

Während die Sklaven und Sklavinnen vorbeigeführt wurden, zuckte der Kapitän die Achseln, meinte, die Männer sehen erbärmlich aus, die Weiber seyen zu jung oder zu alt, und beklagte sich, daß das Negergeschlecht immer mehr ausarte. „Alles wird schlechter," sagte er; „sonst war es ganz anders; die Weiber waren fünf Fuß sechs Zoll hoch, und vier Männer hätten die Schiffswinde umdrehen können, um den großen Anker zu lichten." Indessen wählte er unter fortwährenden Klagen die kräftigsten und schönsten Neger aus. Für diese, meinte er, könne er den gewöhnlichen Preis bezahlen; allein für die Uebrigen verlangte er einen bedeutenden Abschlag. Tamango seinerseits pries seine Waare an, klagte, daß die Menschen so selten, der Handel immer gefährlicher werde, und forderte am Ende einen gewissen Preis für die Sklaven, welche der weiße Kapitän einzuschiffen wünschte. Kaum hatte der

Dolmetscher Tamango's Vorschlag ins Französische übersezt, so warf sich Ledoux vor Erstaunen und Unwillen fast auf den Rücken, murmelte dann einige Flüche in den Bart und stand auf, als ob er den ganzen Handel mit einem so unvernünftigen Menschen abbrechen wollte. Tamango hielt ihn zurück und brachte es mit Mühe dahin, daß er sich wieder niedersezte. Eine frische Flasche ward angestochen und der Handel begann von Neuem.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Nordlicht.

(Beschluß.)

Durch die Entdeckung des dänischen Physikers Oersted ist eine höchst merkwürdige Beziehung zwischen der Elektricität und dem Magnetismus nachgewiesen worden, der zu Folge es nur des Wegfließens eines, durch galvanische Prozesse erregten Stromes elektrischer Materie über eine Magnetnadel bedarf, um leztere in ganz ähnliche Vibrationen zu versetzen, als diejenigen sind, in welche wir sie bei dem Nordlichte gerathen sehen. Denkt man sich jezt, daß in den äußersten Polarregionen die galvanisch-elektrische Materie der Erde entströme, so wird sich dieselbe zu den glänzenden, aus Norden kommenden Wolken vereinigen, von denen Biot spricht, mit dessen oben vorgetragener Theorie des Nordlichtes wir uns also hier in so weit einverstanden finden, und indem diese Massen verdunstender oder ausgehauchter elektrischer Materie gleich einem galvanischen Strome auf die Magnetnadel wirken, so muß leztere nothwendig analoge Vibrationen zeigen, wie der Einfluß jenes Stromes auf sie gewöhnlich hervorruft. Zugleich wird nun die prächtige Gestaltung des Nordlichtes begreiflich, welches in allen seinen Phasen, in seinen Lichtbüscheln, Kronen u. s. w. beständig mehr oder weniger an die Erscheinungen des elektrischen Lichtes, wie uns dasselbe von jeder Elektrisirmaschine geliefert wird, erinnert.

Um aber diese Analogie zwischen der gewöhnlichen Elektricität und den Erscheinungen des Nordlichtes, als eines elektrischen Phänomens im Großen, vollständig zu machen, so wiederholt sich das Knistern, welches wir bei dem Hervorbrechen eines elektrischen Funkens vernehmen, auch bei dem Nordlichte, und zwar in demselben Verhältniß, in dem der eine Prozeß mächtiger ist als der andere. Gmelin, der viele Nordlichter im nördlichen Siberien beobachtete, und Hube führen an, daß das Nordlicht häufig mit einem so heftigen Zischen, Platzen und Rollen begleitet ist, daß man das Knallen der größten Feuerwerke zu vernehmen glaubt. Um dieses erschreckliche Getöse auszudrücken, bedienen sich die Einwohner jener Gegenden eines Ausdruckes, der so viel heißt, als: „der rasende Geist geht vorüber.“ Die Jäger, welche die weißen und blauen Füchse an den Ufern des Eismeers verfolgen, werden oft von Nordlichtern überfallen, welche mit diesem Getöse verbunden sind, und ihre Hunde erschrecken alsdann so sehr, daß sie sich platt auf die Erde niederwerfen und es ganz unmöglich ist, sie von der Stelle zu bringen. Freilich sind nicht alle Nordlichter von diesem Getöse begleitet, gleichwie es Umstände gibt, unter denen das Entweichen der elektrischen Materie überhaupt geräuschlos erfolgt; und wir finden in dieser scheinbaren Anomalie einen Beweis mehr für die Identität der elektrischen und der Nordlichterscheinungen.

Merkwürdig endlich ist in diesem Bezuge auch noch die Periodicität der Nordlichter, welcher gemäß dieselben zu manchen Zeiten viel häufiger, als zu manchen andern vorkommen, gleichwie man Jahre hat, in denen es viel, und wieder andere Jahre, in denen es wenig Gewitter gibt. Der französische Physiker Mairan, von dem wir ein eigenes Werk *) über das bewundernswürdige Naturphänomen der Nordlichter besitzen, weist solche längere und kürzere Perioden nach, in denen, wenigstens in unsern Breiten, wenig oder gar keine Nordlichter beobachtet worden sind. Von 1716 bis gegen Anfang des laufenden Jahrhunderts waren sie häufig, wogegen in den lezten Jahren in unsern Gegenden keine Nordlichter sichtbar geworden sind. Um die Pole selbst scheint es dagegen zu jeder Zeit Nord- und Südlichter zu geben, wenn auch nicht in gleicher Menge und Größe. Arago hat es sehr wahrscheinlich gemacht, daß man aus der Bewegung der Magnetnadel weit entfernte Nordlichter sogar vorhersagen könne. Professor Kupfer zu Kasan beobachtete oft Nordlichter, und sie fielen stets mit den magnetischen Beobachtungen von Arago zu Paris zusammen. Vielleicht läßt sich, und ich mache hierauf schließlich vorzüglich aufmerksam, ein Wechselbezug zwischen den Polarlichtern, den vulkanischen Ausbrüchen, und selbst den Gewittern als Wirkungen verwandter Ursachen nachweisen, und Nichts würde geeigneter seyn, unsere hier vorgetragene Erklärung dieses so außerordentlichen und unbeschreiblich prächtigen Naturphänomens über alle Zweifel zu erheben.

*) Traité historique et physique de l'Aurore boréale Paris 1733.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Wichtiger Fund von antikem Silbergeräthe.

Vor einiger Zeit kauft ein Bauer in der Gegend von Bernay, im Euredepartement, einen Acker, und zu Anfang gegenwärtigen Frühlings fängt er an, denselben fleißig zu bebauen. Da er etwas tief in die Erde hineinfurcht, oder, wie Einige sagen, mit dem Spaten hineingräbt, stößt er auf etwas Hartes, das aber doch kein Stein zu seyn scheint; er bückt sich und zieht das Ding heraus, das seinen Spaten aufhält; zu seinem Erstaunen erblickt er ein schön gearbeitetes metallenes Gefäß; er zweifelt nicht, daß es Silber sey. Er freut sich des Fundes und gräbt oder furcht weiter. Kurz darauf wieder ein Hinderniß, und es kommt wieder ein Gefäß zum Vorschein. L'appétit vient en mangeant, wie das

französische Sprüchwort sagt; der Mann gräbt nun weiter, nicht so sehr um seines Ackers willen, als in der Hoffnung, noch mehr Schönes zu finden. Ein glänzendes Gefäß kommt nach dem andern hervor, auch kleine Bildsäulen und andere Kunstsachen, alles von Silber und zum Theil vergoldet. Der sonderbare Fund wird ruchbar. Die Gelehrten aus der Gegend eilen herbei, um den Kunstschatz in Augenschein zu nehmen; sie gestehen alle voll Verwunderung, so viel Schönes sey noch nie in der Normandie und vielleicht auch anderswo nicht gefunden worden. Was sie besonders anzieht, sind die getriebenen Arbeiten, welche sich auf diesem Silberzeuge befinden und verschiedene Scenen aus der alten Heldengeschichte, besonders aus der Belagerung von Troja darstellen, so daß Einige glauben, dies müsse griechische Arbeit seyn, und da nun aus dem griechischen Alterthume so wenige größere Kunstsachen von Silber auf uns gekommen sind, so mußte ihnen diese Menge von Kunstgegenständen äusserst wichtig erscheinen. Mehrere Gefäße haben kurze lateinische Inschriften, welche eine Weihe an den Gott Merkur ausdrücken. Es läßt sich also nicht wohl bezweifeln, daß dies Silbergeräthe zu einem Tempel Merkurs gehörte und den Tempelschatz ausmachte. Man hat ihn gewogen und 36 Pfund Silber gefunden. Wahrscheinlich stand dieser Tempel in der Gegend, wo der Schatz gefunden wurde, welches um so glaublicher ist, da auf den Inschriften neben dem Worte Merkur ein Beiwort steht, welches sich auf einen Ortsnamen zu beziehen scheint. Von diesem Orte wußte man aber eben so wenig etwas, als von dem Merkuriustempel. Die Arbeit scheint aus der schönsten Zeit römischer Kunst herzurühren, und es wäre möglich, daß griechische Künstler sie zu Rom verfertigt hätten; sollte dieser Tempelschatz nicht gar von den Römern aus den Tempeln Griechenlands entwendet, und durch die Freigebigkeit eines Prokonsuls oder eines sonstigen reichen Beamten einem unberühmten Tempel Galliens geschenkt worden seyn, weil vielleicht dieser Beamte in der Umgegend Güter besaß und sich hieher von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen hatte? Vermuthlich besaßen wenige Tempel in Gallien solche vortreffliche Kunstsachen. Wie gesagt, sind die Gefäße alle mit schöner getriebener Arbeit versehen. Diese Reliefs sind mit einer außerordentlichen Sorgfalt gearbeitet, so daß auch nicht das Mindeste vernachlässigt ist. Auf einem derselben ist eine antike Vase im Kleinen dargestellt, und diese Vase hat wiederum ihre Reliefs in ganz kleinem und niedlichem Maßstabe. Auf einem andern Relief ist eine Dame an ihrem Putztische dargestellt; ein Spiegel wird ihr vorgehalten, natürlich ein sehr kleiner, und in diesem Spiegel hat der Künstler mit feiner Hand nicht allein das Porträt der Dame, sondern auch noch die Hauptgegenstände, die sich im Zimmer befinden, abgebildet. Alle Kleidungen auf diesen allerliebsten Reliefs sind vergoldet, was ganz im griechischen Geschmacke war. Mehrere Gefäße sind doppelt, nämlich in dem so künstlich getriebenen Gefäße steckt ein ganz schlichtes, so daß das erstere blos zum Schmucke da war, das andere aber eigentlich als Gefäß diente. (Der Beschluß folgt.)

London, Juni.

(Fortsetzung.)

Biographie König Georgs IV.

Die Lehrer des Prinzen von Wallis befolgten ein System, wobei er sich viele Kenntnisse erwerben mußte; aber sie waren auch so strenge und hielten den Prinzen so gänzlich von allem Umgang mit der Welt fern, daß man sich gar nicht wundern darf, wenn der Prinz sich, als er sein eigener Herr wurde, mit seinem feurigen Temperament leidenschaftlich in den Strudel der Genüsse warf. Im Jahre 1783 wurde der Prinz volljährig und das Ereigniß mit großem Pomp gefeiert. Der König erklärte bei dieser Gelegenheit dem Unterhause, daß er, um der Nation nicht neue Bürden aufzuladen, dem Prinzen aus der Civilliste einen Jahrgehalt von 50.000 Pf. geben wolle, und nichts weiter vom Hause verlange als 60.000 Pfund, um ihm als Kronprinz ein Haus einzurichten. Das Haus aber bewilligte mit vielen Danksagungen an Se. Maj. 100.000 Pfund. Damals war noch das Coalitionsministerium, welches durch die Vereinigung von Fox mit Lord North gebildet worden war, und dessen vornehmste Mitglieder mit dem Prinzen auf vertrautem Fuße lebten, am Staatsruder und bemühte sich sehr, ihm einen Jahrgehalt von 100.000 Pf. zu verschaffen. Aber ihr größter Gegner war der König selbst, welcher meinte, eine so große Summe in den Händen eines unerfahrnen Jünglings könne nur dazu dienen, Schmarotzer und Verführer zu mästen, ohne etwas zum Glücke oder der Würde des Besitzers beizutragen. Der Streit ging so weit, daß man eine Veränderung des Ministeriums für unvermeidlich hielt, als der Prinz sich ins Mittel schlug und erklärte, er stelle die Festsetzung der Summe gänzlich dem Gutbefinden seines königlichen Vaters anheim.

Als im November desselben Jahres das Parlament eröffnet wurde, nahm der Prinz mit den gewöhnlichen Ceremonien seinen Sitz im Oberhause als Pair des Reichs ein. Er sprach zum erstenmale über eine Proklamation des Königs gegen aufrührerische Schriften und Versammlungen, und seine Rede erregte wegen des männlichen, kraftvollen Ausdrucks edler Gesinnungen nicht nur die Aufmerksamkeit, sondern auch die Bewunderung des Hauses. Sie schloß mit diesen Worten: „Ich bin, was ich bin, nur durch die Liebe, die Freundschaft und das Wohlwollen des Volkes, und ich werde, so lange ich lebe, seine Sache nie hintansetzen.

Man hatte dem Prinzen Carlton-Haus zur Residenz eingeräumt; er kaufte sich aber einen Landsitz zu Brighton, welcher den Namen Pavillon erhielt; er ward des Prinzen Lieblingsaufenthalt, und jene Stadt hat dieser Vorliebe ihr Aufkommen zu verdanken. Der Prinz zeigte bald an beiden Wohnungen seine Baulust, welche zwar vieles zur Ermunterung des Kunstfleißes beitrug, ihn aber auch in Verdrießlichkeiten verwickelte. Im Jahre 1786 hatte er eine Schuld von 250.000 Pfund angehäuft, und da der König sich weigerte, ihm auszuhelfen, fing er sogleich an, sein Hauswesen einzuschränken und legte mit ehrenvoller Entschlossenheit einen bedeutenden Theil seines Einkommens zum Vortheil seiner Gläubiger auf die Seite. Er verkaufte sogar seine Kutschenpferde und ließ den Bau von Carlton-Haus einstellen. Als er sich aber im Jahre 1795 mit der Prinzessin Karoline Luise von Braunschweig (welche der König selbst für ihn auserlesen haben soll) vermählte, bewilligte das Parlament die Bezahlung seiner Schulden, nebst einem Einkommen von 100.000 Pf. und 81.000 Pf. für die Möblirung seines Pallastes u. s. w. Die Geburt einer Thronerbin, welche am 6. Januar 1796 stattfand, erfüllte die Nation mit Freude, und die Trennung, welche bald darauf zwischen dem hohen Paare stattfand, diente nur noch mehr dazu, die liebevolle Aufmerksamkeit des Landes auf die Prinzessin Charlotte zu steigern. Während des französischen Revolutionskrieges hatte der Prinz öfters um eine seinem Rang gemäße Anstellung bei dem Heere nachgesucht, aber der König wollte ihn nie höher als bis zum Obristen avanciren lassen.

Ich breche hier ab und verspare den Beschluß der Biographie Georgs IV. auf ein andermal, um in diesem Briefe noch Raum für einiges Andere zu finden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 148.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienstag, 22. Juni 1830.

Der Geist ist immer Autochthone

Goethe.

Ueber süddeutsche Dialekts-Poesie.

Es hat sich gewiß schon jedem Freund komischer und naiver Poesie die Betrachtung aufgedrängt, daß die moderne deutsche Literatur, doch sonst nach den verschiedensten Richtungen entwickelt, kaum einen Dichter aufweisen kann, dem man jene Prädikate, besonders aber das des Hochkomischen, uneingeschränkt zuschreiben könnte. Den Grund dieser Erscheinung in der Sinnesart der Nation zu suchen, wäre willkührlich, da Heiterkeit und Frohsinn keinem Einzelnen, geschweige einem Volke verschlossen sind; könnte er aber nicht in der Form seiner Poesie, in der Bauart seines Idioms liegen? Diese Vermuthung gewinnt viel Gewicht, wenn man den Einfluß fremder Sprachen auf ihre Literaturen ins Auge faßt. Es ist eine vielfach bethätigte Erfahrung, daß zwei getrennte Idiome, aus einem gemeinschaftlichen Stamm erwachsen, in ihrer beiderseitigen Entwicklung einen verschiedenen Weg einschlagen, dergestalt, daß sie, vielleicht aus einem eingebornen Instinkt von Opposition, die eine sich gegen ein Ideal von Leichtigkeit und Weichheit, die andere nach dem entgegengesetzten der Volltönigkeit und Schwere bewegt. Diese Erscheinung läßt sich in kleinen Kreisen, in der Entwicklung benachbarter Dialekte Einer Sprache, sie läßt sich aber auch im Großen, im Verhältniß ganzer Landessprachen Eines Grundstammes nachweisen. Diesen Gegensatz vom Leichten zum Schweren stellt namentlich das Englische gegen Deutsch, das Französische gegen Italienisch, das Portugiesische gegen Spanisch, das Dänische gegen Schwedisch dar.

Der Einfluß dieses Sprachcharakters auf die Literatur ist offenbar. Alle leichte, naive, komische Poesie, und ganz besonders das Lustspiel, ist fast ausschließlich bei den vier vorausgenannten Sprachen zu suchen, während die schweren, geharnischten ihre Poesie mit großem Uebergewicht auf das Pathetische werfen. Der umgekehrte Satz paßt wenigstens auf die zweite Hälfte, weil hier der Mangel leichter Formen ein physisches Hinderniß für leichten Stoff wird.

Die abgeschliffene Sprache erzeugt sich durch das große Uebergewicht einer Hauptstadt über die Provinzen, so daß die Hauptstadtsprache zur Landessprache wird. Dieses kann sich ereignen in großen politischen Körpern, wie in England und Frankreich, oder auch dadurch, daß kleinere Staaten unverhältnißmäßig große Hauptstädte bekommen, indem die Nation sich gleichsam physisch nach einer Stadt koncentrirt. So ist zu bemerken, daß die kleinen Länder Dänemark und Portugal viel volkreichere Hauptstädte haben als das weite Schweden und Spanien.

Die abgeschliffenen Sprachen, einer Lokalität lebendig angehörend, sind nun natürlich von Haus aus naiv, praktisch, populär, dem Witzigen, Humoristischen, Komischen des täglichen Verkehrs und der Realität überhaupt geneigt und ergeben. Die gemessenen Sprachen dagegen, durch eine freiwillige Konvention koordinirter Theile entstanden, sind nirgends ganz zu Hause; sie schweben in einer gewissen Höhe über den einzelnen realen und lokalen Ver-

hältnissen, und sind deßwegen von Natur dem abstrakteren, idealeren Treiben des Gedankens, in der Poesie dem Pathos vorzüglich zugethan und geeignet.

Da aber das Volk und die Gesellschaft demungeachtet ihre realen und lokalen Stellungen einnehmen, und Witz und Laune ihr Recht üben wie anderwärts, so kann die Erscheinung nicht ausbleiben: das naive Element schafft sich seine, von der Gemeinsprache abgesonderte Existenz, und bedient sich der lokalen Dialekte. Dieß geschah in Spanien, in Italien, in Deutschland.

Im Dialekt findet der Witz sein adäquates Element; denn der Dialekt ist, wenn ihm auch die Bildung abgeht, immer nach einer Seite hin abgeschliffen. So sind z. B. unsre süddeutschen Dialekte, obgleich sie Spuren der ältesten Sprache in sich erhalten haben, dennoch wesentlich moderner als die Schriftsprache, in sofern modern und abgeschliffen dasselbe sagen.

Der Witz hat die inwohnende Tendenz zur Verflüchtigung seiner Mittel. Je weniger Sylben er braucht, desto wirksamer ist er. Auf diesem Gesetze beruht eigentlich das, was man die feine Komik nennen kann, nämlich diejenige, deren Komisches nicht blos in die Charaktere und Situationen dringt und dann sich im indifferenten Sprachstoff verkörpert, nein, die gerade im Sprachstoff erst ihre wahre Gewalt übt, indem sie mit der Form spielend, noch im Satz, im Wort, in der Sylbe witzig ist. Wenn man Gewandtheit der Dialektik im spanischen, und Abentheuerlichkeit der Laune im englischen Lustspiel bewundern mag, so gebührt in der Naivität des Ausdrucks, in der feinen Komik der erste Rang den Franzosen. Nach meiner Einsicht ist Molière der feinste Komiker von allen, die geschrieben haben. Es findet sich schwerlich in aller Literatur ein Dichter, der mit mehr Weisheit als dieser seine sprachlichen Mittel zu Rathe gehalten hat.

In Deutschland hat man schon lang die Entdeckung gemacht, daß feine Komik, Naivität des Ausdrucks, viel leichter im Dialekt als in unserer gelehrten Schriftsprache zu erreichen sey. Um nicht beim Reinecke Fuchs anzufangen, sind des Prämonstratensers Sebastian Sailer geistliche Komödien in schwäbischer Bauernsprache schon an die sechszig Jahre geschrieben. Später hat der Nürnberger Grübel mit seinen Schwänken seine ganze Provinz ergözt. Hebel sodann hat für alle Zeiten gezeigt, wie ein ächtdeutsches Idyll eigentlich aussehen müsse. In neuester Zeit haben der Straßburger Pfingstmontag, die wienerischen Dichter Castelli und Seidl, im Norden der Hamburger Bärmann, der Schlesier von Holtei u. s. f. sich verdientes Lob erworben. Bei allen diesen Dichtungen war darüber nur Eine Stimme, daß ihnen ein ihrer Mundart eingewachsner Reiz inwohne, der nur so und unter keiner andern Form sich voll empfinden lasse.

Aus diesen Erfahrungen ergab sich aber für Süddeutschland insbesondere noch die Einsicht, daß es eine gemeinsame süddeutsche Sprache gebe, von eigenthümlichen, gemeinschaftlichen Vorzügen und Mängeln, welche Sprache freilich nur in der verschiedenen Färbung der einzelnen Provinzen existiere. Diese lokalen Färbungen beruhen vorzugsweise auf der verschiedenen Bildung des Vokalsystems, und es lassen sich in Beziehung auf das Verhältniß, in dem sie zu einander stehen, folgende Resultate ziehen.

Das Idiom des Schweizers hat im Ganzen die mittelhochdeutsche Einrichtung des dreizehnten Jahrhunderts fortgeführt; ihm kommt daher mit Recht ein ehrwürdiges, patriarchalisches Element zu, das Hebel so glücklich zu fassen wußte. Auch der eigenthümliche Gutturallaut, der der Flexibilität und also dem komischen Element keineswegs Vorschub thut, unterstüzt das idyllische. Dem Kenner der ältern Sprache wird sich aber immer die Ansicht aufdrängen, daß diese Mundart eigentlich ein korrumpirtes Mittelhochdeutsch, eine abgenuzte Sprache früherer Jahrhunderte ist.

Dieser Vorwurf (wenn es einer ist) läßt sich nun dem schwäbischen Dialekt nicht machen. Hier ist das ganze Vokalsystem, ist fast alles anders als im Mittelhochdeutschen; es ist aber gerade nur um Eine Stufe von demselben abgewichen, so daß, wenn unsere heutige Schriftsprache eine übereingekommene Ausgleichung zwischen südlichen und nördlichen Mundarten (wenn gleich mit großem Uebergewicht der erstern) heißen muß, unser Dialekt dagegen eine unverkümmerte Fortbildung des Mittelhochdeutschen, ein unmittelbares Tochter-Idiom von diesem Mutterstamm heißen kann.

Was nun die übrigen Dialekte betrifft, von denen sich drei streng unterscheiden lassen, nämlich der fränkische oder mittelrheinische, der nordbairische, vom Obermain bis an die Donau, und der ostlechische, vom Lech und der Donau südostwärts verbreitete, so läßt sich von ihnen dieses aussprechen: Sie sind von der Sprache des Mittelalters viel weiter, um zwei, drei Stufen entfernt. Sie gerade verdienten aus diesem Grunde die erste Aufmerksamkeit und hätten den ersten Anspruch auf eine selbstständige Ausbildung, weil sie, als der Schrift am fernsten, dieselbe vor allen bedürften. Leider tritt nur ein anderer Uebelstand dazwischen: alle diese sehr eigenthümlich vokalisirten Dialekte sind nie zu ihrer vollen Entwicklung gekommen; sie sind auf halbem Wege von der übergreifenden Schriftsprache bewältigt und gestört worden, so daß sie nun ein unorganisches Gemisch von Vokalverhältnissen an sich haben.

Dieß gerade ist bei den alemannischen Dialekten nicht der Fall. Sie sind im Ganzen konsequent entwickelt, und aus diesen Prämissen drängte sich Schreibern dieses die unerwartete Ueberzeugung auf, der schwäbische Dialekt, der zum Glück seine Muttersprache war, sey derjenige, der vor allen andern den Charakter der gemeinsamen neusüddeutschen Mundart am reinsten ausspreche. Eine einzige, aber durchgehende Vermischung abgerechnet, die das System der

Nasaltöne mit sich führte, läßt sich das mittelhochdeutsche Vokalsystem durch einfache Fortschreitung ins Neuschwäbische übertragen, und der Umstand, daß die Aussprache von der schriftmäßigen um ein Geringes abweicht, erleichtert einerseits das Verständniß derselben für andere Stämme und erklärt andrerseits die Erscheinung, warum in Schwaben, vor andern Provinzen, der Dialekt nicht zur bloßen Volks- und Bauernsprache herabsinken mußte, sondern daß er ein Eigenthum auch der gebildeten Klasse geblieben ist, daher denn auch einen bedeutenden Grad von Bildung, so wie besonders noch inwohnende Bildsamkeit sich erhalten hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Sklavenschiff.

(Fortsetzung.)

Nun war die Reihe am Schwarzen, die Vorschläge des Weißen toll und ungereimt zu finden. Man schrie, man stritt, man trank eine Menge Branntwein, allein dieser that sehr verschiedene Wirkung auf beide Partheien. Je mehr der Franzose trank, desto geringer wurden seine Angebote; je mehr der Neger trank, desto mehr gab er in seinen Forderungen nach; am Ende, als der Korb leer war, schloß man ab. Geringe Baumwollenzeuge, Pulver, Flintensteine, drei Fässer voll Branntwein, fünfzig schlechte Flinten, waren der Kaufpreis für hundert und sechszig Sklaven. Der Kapitän schlug in die Hand des mehr als halb betrunkenen Schwarzen ein, und alsbald wurden die Neger den französischen Matrosen übergeben, welche denselben die hölzernen Gabeln abnahmen und eiserne Halseisen und Handschellen anlegten, zum offenbarsten Beweis, wie weit überlegen die europäische Kultur ist.

Ungefähr dreißig Sklaven waren noch übrig: Kinder, Greise, schwächliche Frauen; aber das Schiff war voll. Tamango, der nicht wußte, was er mit diesem Ausschuß anfangen sollte, bot dem Kapitän an, sie ihm für eine Flasche Wein das Stück zu verkaufen. Das Anerbieten war verführerisch. Ledoux erinnerte sich, daß er in Nantes bei einer Vorstellung der sicilianischen Vesper eine große Anzahl wohlbekleideter Leute sich in ein schon ganz gefülltes Parterre hatte drängen, und vermittelst der Fähigkeit des menschlichen Körpers, sich zusammenpressen zu lassen, sogar Mittel finden sehen, sich zu setzen. Er nahm noch zwanzig der magersten Sklaven. Nun forderte Tamango nur noch ein Glas Branntwein für einen jeden der zehn übrigen. Ledoux bedachte, daß in den Postwagen auf Kinder nur ein halber Platz gerechnet wird. Er nahm also noch drei Kinder, erklärte aber, daß er nun keinen einzigen Schwarzen mehr wolle. Da Tamango sah, daß ihm noch sieben Sklaven auf dem Halse blieben, ergriff er seine Flinte und zielte auf eine Frau, die ihm zunächst stand — es war die Mutter der drei Kinder. — „Kaufe sie,“ rief er dem Weißen zu, „oder ich erschieße sie; ein Gläschen Branntwein, oder ich drücke los.“ — „Was zum Teufel soll ich mit ihr machen?“ antwortete Ledoux. Tamango gab Feuer und die Sklavin stürzte zu Boden. „Frisch, ein Anderer!“ rief Tamango, auf einen schwachen Greis zielend; „ein Glas Branntwein, oder —“ Eine seiner Frauen fiel ihm in den Arm und der Schuß ging fehl. Sie hatte in dem Greise einen Guiriot oder Zauberer erkannt, der ihr einst prophezeiht, sie werde Königin werden. Tamango, durch den Branntwein erhizt, kam außer sich, da sein Wille Widerstand fand. Er versezte der Frau einen heftigen Schlag mit der Flintenkolbe, wandte sich zu Ledoux und sagte: „Hier, ich schenke Dir dieses Weib.“ Sie war hübsch, Ledoux betrachtete sie lächelnd, nahm sie bei der Hand und sagte: „Ich will schon einen Platz für sie finden.“ Der Dollmetscher war menschlich; er gab Tamango eine Schnupftabaksdose von Pappe und forderte die sechs übrigen Sklaven dafür. Er befreite sie von ihren Gabeln und überließ es ihnen, zu gehen wohin sie wollten. Sogleich liefen sie, einer hierhin, der andere dorthin, höchst verlegen, wie sie ihre, zweihundert Stunden von der Küste entfernte Heimath wieder finden sollten.

Unterdessen nahm der Kapitän von Tamango Abschied und ging dann sogleich daran, seine Ladung einzuschiffen. Es war nicht gerathen, sich lange in der Mündung des Flusses aufzuhalten; die Kreuzer konnten sich wieder sehen lassen; er beschloß daher, am folgenden Morgen die Anker zu lichten. Tamango legte sich ins Gras, um seinen Rausch auszuschlafen. Als er erwachte, war das Schiff schon unter Segel und glitt den Strom hinab. Er fragte nach seiner Frau Ayche, denn sein Kopf war von den Ausschweifungen des vorigen Tages noch verwirrt. Man antwortete, sie sey so unglücklich gewesen, sich sein Mißfallen zuzuziehen, er habe sie dem weißen Kapitän geschenkt und dieser sie mit sich an Bord genommen. Bei dieser Nachricht schlug sich Tamango verzweiflungsvoll vor den Kopf, ergriff dann seine Flinte und eilte, da der Fluß mehrere Krümmungen macht, ehe er sich ins Meer ergießt, auf dem geradesten Wege einer kleinen Bucht zu, die eine halbe Stunde oberhalb der Mündung liegt. Dort hoffte er einen Nachen zu finden und das Schiff noch zu erreichen. Er irrte sich nicht: er hatte wirklich noch Zeit, sich in einen Nachen zu werfen und an das Negerschiff zu rudern.

Ledoux war erstaunt, da er ihn sah, noch mehr aber, als er ihn seine Frau zurückfordern hörte. „Geschenkt ist geschenkt,“ antwortete er und kehrte ihm den Rücken zu. Der Schwarze bestand auf seiner Forderung und erbot sich, einen Theil der für die Sklaven eingetauschten Waaren zurückzugeben. Der Kapitän lachte und sagte, Ayche sey eine gute Frau und er wolle sie behalten. Da vergoß der arme

Tamango einen Strom von Thränen und schrie vor Schmerz. Bald wälzte er sich auf dem Verdeck herum und rief seine geliebte Ayche, bald stieß er den Kopf gegen die Bretter, als ob er sich umbringen wollte. Der unerbittliche Kapitän wies auf die Küste und bedeutete ihm, es sey Zeit für ihn, zurückzukehren; aber Tamango blieb, er bot sogar seine goldenen Epauletten, seine Flinte, seinen Säbel an; alles umsonst. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Beschluß.)

Ueber die Emanzipation der Juden.

Die von Grant im Unterhause vorgebrachte Bill zur Emanzipation der Juden ist, nachdem sie durch eine kleine Mehrheit zum ersten Verlesen gekommen war, beim Vorschlag zur zweiten Verlesung durch eine bedeutende Mehrheit verworfen worden. Man würde sich aber sehr irren, wenn man glaubte, der Grund dieser Verwerfung sey reiner Judenhaß, Intoleranz oder Neid der Handelswelt. Im Gegentheil, selbst die entschiedensten Gegner der Bill sprachen mit Wohlwollen, ja mit Achtung von den brittischen Juden, und erklärten sich bereit, ihnen alle Rechte des Bürgers, nur nicht die der Gesetzgebung und Verwaltung einzuräumen; die meisten Bittschriften zu Gunsten der Maßregel (und es lief nicht eine einzige dagegen ein) kamen vom Handelsstand und waren von den vornehmsten Kaufleuten und Banquiers unterzeichnet. Die Wahrheit ist, daß in einem Lande, wie England, der thätige Handelsgeist der Juden, welcher aus den unbedeutendsten Dingen einen Gegenstand des Verkehrs zu machen weiß, vom höchsten Nutzen für den Staat ist, und was die Gewissenhaftigkeit betrifft, so sind die englischen Christen so sehr Juden, als die Juden selbst; ja sie sind es um so viel mehr, als man hier selten den Juden als Roßtäuscher, Kornwucherer oder Pfandleiher sieht; der gemeine Jude handelt mit alten Kleidern, Galanteriewaaren, ist Krämer und mitunter Handwerker, der reichere ist Kaufmann oder Agioteur, und man findet unter diesen durchaus so viel Ehre und Zuverlässigkeit, als beim englischen Kaufmann überhaupt, und gewiß nicht mehr Hang zur Betrügerei, als sich die meisten unserer Kleinhändler und Handwerker zu Schulden kommen lassen. Auch in der Erziehung stehen sie mit ihren christlichen Mitbürgern auf ziemlich gleicher Stufe; dabei bekümmern sich die reichern Israeliten mit vielem Eifer um das geistige und körperliche Wohl ihrer ärmeren Glaubensbrüder, so daß man nie einen Juden betteln sieht, und äußerst selten von groben Verbrechen unter ihnen hört. Ja, die reichern Israeliten beschränken ihre Mildthätigkeit nicht auf ihr eigenes Volk, sondern subscribiren zu den meisten milden Stiftungen, selbst zu solchen, von welchen ihrem Zwecke und Wesen nach kein Jude Nutzen ziehen kann. Alles dies hat ihnen bei uns einen guten Namen und viele Freunde erworben. Die Opposition gründete sich aber auf folgende Punkte: dem ächten Juden sey nicht das Land seiner Geburt, sondern Palästina das wahre Vaterland; der Ruhm und die Ehre Großbritanniens, dessen Geschichte für ihn ein todter Buchstabe sey, müsse ihm daher gleichgültig seyn; wenn er also einen Sitz im Parlamente hätte, würde er ausschließlich auf seinen eigenen Vortheil sehen; es wäre unschicklich, Menschen über Christen gebieten zu lassen, die die Religion derselben als einen Götzendienst betrachten, und als Gesetzgeber oder Beamte nie darauf bedacht seyn könnten, die Sache dieser Religion zu fördern; hierin läge zwar keine Gefahr, wenn es dem Monarchen frei stände, nur den Würdigsten Aemter anzuvertrauen, und der Nation, nur ihre besten Freunde ins Unterhaus zu schicken; da aber viele Sitze käuflich seyen und Aemter und Ehrenstellen sich oft erzwingen ließen, so könnte, wenn kein legales Mittel im Wege stände, eine Anzahl Juden sich eine Macht anmaßen, welche dem Interesse der Christen zuwiderliefe. Der Hauptgrund ist aber wohl, daß die Herrn fürchten, durch die Konkurrenz mit den reichen Juden möchten die Sitze im Parlament vertheuert werden. Merkwürdig ist es, daß mehrere katholische Gemeinden für die Emanzipation der Juden Bittschriften eingeschickt, und die Parlamentsglieder dieses Glaubens im Unterhause dafür gestimmt haben, während fast alle die, welche im vorigen Jahre sich der Einbürgerung der Katholiken, „wegen der Unduldsamkeit derselben,“ widersezten, sich für verpflichtet hielten, auch gegen die Juden zu stimmen, und eben so merkwürdig ist es, daß die reichern Juden sich gar keine Mühe um die Sache gaben.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Wichtiger Fund von antikem Silbergeräthe.

Eine fast zwei Fuß hohe Bildsäule von Silber wird für einen Merkurius gehalten, und man hat ihm einen Schlangenstab in die Hand gegeben, der sich in ziemlich weiter Entfernung von der Bildsäule vorfand; es läßt sich aber noch zweifeln, ob wirklich der Götterbote durch diese Bildsäule hat dargestellt werden sollen. Es fand sich bald ein Künstler, welcher diesen Schatz abzeichnete; er hat die lithographirten Blätter bereits auf Subscription angekündigt. Von Paris kamen einige Kunstliebhaber, um den seltenen Fund zu besichtigen. Ein flinker und bekannter Gelehrter, welcher einer der Conservatoren an der königl. Bibliothek und dem Antikenkabinette ist, erschien auch in Begleitung eines bekannten Kunstliebhabers und Kunsthändlers aus dem Palais royal; die beiden Herrn begannen sogleich mit dem Eigenthümer in Unterhandlung zu treten, und ehe 24 Stunden verflossen waren, hatten sie den Tempelschatz für 15,000 Franken erstanden; dem Landmanne, welcher einige Zeit vorher sein Stück Land mit 4000 Franken bezahlt hatte, kam es wohl zu statten, eine so beträchtliche Summe zu bekommen und noch obendrein seinen Acker zu behalten; wer weiß, ob er nicht neue Schätze in demselben findet, welche glücklicherweise so manchem habsüchtigen Zeitalter und Volke entgangen sind? Die beiden Herrn packten nun schnell ihren Schatz ein und fuhren wieder nach Paris; sie waren so gewandt, daß sie einige Tage darauf denselben Schatz für das Doppelte, das heißt für 30,000 Franken an das königl. Antikenkabinett verkauften. Man behauptet, wenn einige entschiedene Kunstliebhaber, z. B. der Herzog von Blacas, Hr. Durand u. a., welche auserlesene Sammlungen besitzen, von dem Funde benachrichtigt worden wären, würden sie dem Eigenthümer vielleicht noch mehr geboten haben; denn solch ein Schatz ist etwas Einziges in seiner Art. Es soll nun im königl. Antikenkabinette ein eigener Schrank zur Aufbewahrung der vortrefflichen alten Kunstwerke verfertigt werden; man könnte ihn der Sonderbarkeit halber neben dem Schranke aufstellen, in welchem mehrere alte Stücke aus dem ehemaligen Kirchenschatze der St. Denisabtei aufbewahrt werden; man hätte dann einen heidnischen Tempelschatz neben einem christlichen. Welches Glück, daß er in der Erde verborgen geblieben ist bis zu einem Zeitalter, da man Kunstgegenstände zu schätzen, zu beschreiben und aufzubewahren weiß! Hätte man ihn im Mittelalter aufgefunden, so würde wahrscheinlich kein Stück davon auf uns gekommen seyn.

D g.

Beilage: Kunstblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 149.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 23. Juni 1830.

Unrecht will Unrecht, Schuld, was ihr gebührt.

Shakespeare.

Das Sklavenschiff.

(Fortsetzung.)

Während diesen Verhandlungen sagte der Lieutenant des Schiffes zu dem Kapitän: „diese Nacht sind uns drei Sklaven gestorben, wir haben Platz. Sollten wir nicht diesen kräftigen Burschen mitnehmen, der allein mehr werth ist als die drei, welche wir verloren haben, zusammen?“ Ledoux bedachte, daß Tamango wohl tausend Thaler werth sey; daß diese Reise, die sehr vortheilhaft für ihn zu werden versprach, wahrscheinlich seine lezte seyn werde, und endlich, daß, wenn sein Glück gemacht sey, und er den Sklavenhandel aufgebe, ihm wenig daran liege, ob er auf der Küste von Guinea in gutem oder in schlimmem Rufe stehe. Ueberdieß war das Ufer hier menschenleer und der afrikanische Krieger ganz in seiner Hand. Es kam nur noch darauf an, ihm seine Waffen wegzunehmen, denn es möchte gefährlich gewesen seyn, Hand an ihn zu legen, so lange er ihrer noch Herr war. Ledoux forderte daher seine Flinte von ihm, als ob er sie untersuchen und sehen wollte, ob sie wohl so viel werth sey als die schöne Anche; indem er mit dem Hahn spielte, schüttelte er das Pulver von der Pfanne. Der Lieutenant beschäftigte sich während dessen mit dem Säbel, und nun fielen auf einmal zwei kräftige Matrosen über den entwaffneten Tamango her, warfen ihn auf den Rücken nieder und fingen an, ihn zu binden. Der Schwarze wehrte sich tapfer. Durch seine Riesenstärke gelang es ihm, sich wieder aufzuraffen. Mit einem Faustschlage warf er den Mann nieder, der ihn beim Kragen hielt, ein Stück seines Rockes ließ er in den Händen des andern Matrosen und stürzte sich wie ein Rasender auf den Lieutenant, um ihm seinen Säbel zu entreißen. Dieser versezte ihm einen Streich über den Kopf, der eine breite, jedoch nicht tiefe Wunde verursachte. Tamango fiel zum zweiten Male zu Boden und nun band man ihm Hände und Füße. So lange er sich vertheidigte, erhob er ein wüthendes Geschrei und bewegte sich heftig wie ein im Netz gefangener Eber, allein so bald er sah, daß aller Widerstand vergeblich sey, schloß er die Augen und rührte kein Glied mehr.

„Ha!“ rief Kapitän Ledoux, „wie werden sich die Schwarzen, welche er verkauft hat, freuen, wenn sie sehen, daß er nun selbst ein Sklave ist! Jezt werden sie wohl erkennen, daß es eine Vorsehung gibt.“ Unterdessen verblutete sich Tamango. Der menschliche Dollmetscher, der den Tag zuvor sechs Sklaven das Leben gerettet hatte, trat zu ihm, verband seine Wunde und flüsterte ihm einige tröstende Worte zu; worin sie bestanden, weiß ich nicht. Der Schwarze blieb unbeweglich wie eine Leiche. Zwei Matrosen mußten ihn wie einen Ballen unter das Zwischendeck an den für ihn bestimmten Platz tragen. Zwei Tage lang wollte er weder essen noch trinken, und kaum sah man ihn die Augen aufschlagen. Seine Unglücksgefährten, früher seine Gefangenen, sahen ihn mit dumpfem Erstaunen in ihrer Mitte erscheinen, und so groß war die Furcht, die er ihnen noch jezt einflößte, daß kein ein-

ziger dessen in seinem Elende zu spotten wagte, der doch die Ursache des ihrigen war.

Mit einem frischen Landwinde in den Segeln, entfernte sich das Schiff schnell von der afrikanischen Küste, und als man von den englischen Kreuzern nichts mehr zu fürchten hatte, beschäftigte sich der Kapitän in Gedanken nur mit dem großen Gewinn, der seiner in den Kolonien warte. Sein Ebenholz hatte sich gut gehalten: keine ansteckende Krankheit war ausgebrochen, höchstens zwölf Neger, und noch dazu von den schwächsten, waren vor Hitze gestorben: eine Kleinigkeit. Damit seine Menschenladung während der Fahrt so wenig als möglich leiden möchte, gebrauchte er die Vorsicht, die Sklaven alle Tage auf das Verdeck zu bringen. Je dem dritten Theile dieser Unglücklichen vergönnte man eine Stunde, um einen Vorrath frischer Luft für den ganzen Tag zu schöpfen. Ein Theil des Schiffsvolks stand unter den Waffen, um sie zu bewachen; überdieß brauchte man die Vorsicht, sie nie ganz von ihren Fesseln zu befreien. Zuweilen ergözte sie ein Matrose, der die Geige spielte, mit einem Konzerte. Sonderbar war es anzusehen, wie diese schwarzen Figuren sich gegen den Spielmann wandten, wie allmählich sich der Ausdruck dumpfer Verzweiflung auf ihrem Gesichte verlor, sie in ein lautes Gelächter ausbrachen und in die Hände klatschten, wenn es ihnen anders die Ketten erlaubten. Bewegung ist zur Gesundheit nothwendig, und so hielt es denn auch Kapitän Ledoux für sehr zuträglich, wenn er seine Sklaven recht oft tanzen ließ, so wie man die Pferde auf einer langen Seereise zum Bäumen und Springen reizt, um sie munter zu erhalten. „Frisch, Kinder, tanzt, macht Euch lustig,“ rief der Kapitän mit einer Donnerstimme und klatschte mit einer ungeheuern Peitsche, und alsbald begannen die unglücklichen Neger zu tanzen und zu springen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber süddeutsche Dialekts-Poesie.

(Fortsetzung.)

Da wir darauf ausgehen, dem Leser eine Probe neuschwäbischer Verskunst vorzulegen, so müssen wir dieses Idiom etwas näher charakterisiren. Voraus gehe nur die Bemerkung: Da es sich hier um ein reinpraktisches Interesse handelt, so sind wir gezwungen, alle historischen Rücksichten deutscher Orthographie zu vergessen, um unsere Töne einfach und reinlich aufs Papier zu stellen, doch mit gehöriger Einschränkung; nämlich, so wie es eine trostlose Bemühung ist, in solchen Dingen einen charakterlosen Mittelweg zwischen der Gemeinschrift und dem Dialekt zu suchen, so kann es hier, unserer ganzen Vorbereitung gemäß, auch nicht darum zu thun seyn, eine Lokalsprache mit unzulänglichen Mitteln ängstlich nachzumalen. Wir suchen eine gebildete Form, aber die Form für einen selbstständig betrachteten Stoff, der also seine ihm eingeborne Bildung, keine fremde in sich ausbilden soll; mit einem Wort, wir suchen uns eine theoretisch-gebildete Orthographie für unsern Dialekt, die auf den ersten Blick etwas Fremdartiges haben mag, deren überwiegende Vortheile aber bei einem zweiten und dritten Lesen jedem nicht dawider Eingenommenen in die Augen fallen werden. Man bemerke folgende Punkte.

Das å, aus der schwedischen Orthographie entlehnt, bezeichnet den bekannten Mittellaut zwischen a und o, während das gemeine a bei uns, vor andern Mundarten besonders rein und voll, wie im Italienischen gehört wird. Das umgekehrte e (ə) soll den trüben Laut des tonlosen e oder des französischen sogenannten e muet bezeichnen. Die kurzen ä und e lassen sich aus historischen Gründen nicht streng nach der Aussprache scheiden; die langen ä sind immer so bezeichnet. Das y bedeutet ein langes i. Von den Nasalvokalen entsprechen die Zeichen ã und õ, aus der portugiesischen Orthographie entlehnt, dem Laut der französischen Verbindungen an, on. Unser ẽ ist ein zwischen e und i gelegener Nasenlaut, den der Portugiese durch die Verbindung im wiedergibt, z. B. sim (ja), fim (Ende). Die Verbindung ãi ist besonders beliebt und wird insgemein diphthongisch, auf eine nicht eben angenehme Weise, wiewohl nicht viel verschieden von dem französischen ain oder in gesprochen, welchem es denn, bei einiger Sorgfalt der Aussprache, völlig gleich gemacht werden kann. Die ãu und õi sind hier seltenere Doppellaute und dem Portugiesen geläufiger. Wegen der Konsonanten bemerke ich nur, daß, sobald von einiger Bildung der Sprache die Rede ist, harte und weiche Laute, wie b und p, d und t, gl und cl, gn und cn und dergl. wirklich und richtig geschieden werden sollten, was man in unsern Gegenden freilich, auch im Hochdeutschsprechen, nicht eben genau nimmt. Die b und g werden hier nie aspirirt. Unter den aspirirten Buchstaben machen wir keine energischen Scheidungen; wir brauchen nur f, s und statt des unbequemen ch, das nicht verdoppelt werden kann, nach griechischem und spanischem Vorgang, das Zeichen x, so wie für den Zischlaut des deutschen sch (um nicht drei Zeichen zu schreiben) nach englischem Beispiel sh, und bemerken endlich, daß st und sp nicht nur, wie allgemein, im Anlaut, sondern auch im Inlaut bei uns breit wie scht, schp klingen, bitten aber unsere geehrten Landsleute, das leztere für unsern Zweck wo möglich nicht in Ausübung zu bringen, da es keine unentbehrliche Ingredienz unsers Idioms und, wie sie selbst wissen, keine Zierde ist.

Die Eigenthümlichkeiten der Flexionslehre werden hier im Gebrauch sich selbst erklären. Für das sprachliche Interesse habe ich das Wesentliche davon in einer kleinen schwäbischen Grammatik zusammengefaßt, welche im Laufe dieses Sommers im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung im Druck erscheinen wird, worauf wir also geziemendst verweisen.

Welche Poesie aus diesen Elementen sich erwarten lasse, ist wohl leicht zu errathen. Die Mundart hat den Keim in sich, neben der deutschen Poesie das zu werden, was etwa neben der kastilischen die portugiesische ist, mit welcher dieselbe im Organismus des Vokalsystems auf eine so überraschende Art im Rapport steht. Sie kann eine einfache, naive Lyrik, sie kann vielleicht eine Seite des Lustspiels entwickeln, die der Schriftsprache unzugänglich ist, wird also wohl auf keine Weise mit dem deutschen Parnaß in Collision gerathen.

Was die Wahl unsers Probestücks betrifft, so könnte es vielleicht klüger gewesen seyn, einen lokalen Stoff neu zu behandeln. Ich wollte aber einmal das Interesse ganz auf die Form fixiren, und wählte darum eine wohlbekannte und oft übersezte Scene aus den Acharnern des Aristophanes, wie Dikäopolis vor seinen Landsleuten eine lamentable Rede zu halten genöthigt, sich in dieser Bedrängniß an den Tragiker Euripides wendet, um sich ein Kostüm aus seiner Bettlergarderobe zu erbitten, was denn sofort zur beißenden Satire auf diesen Effektsdichter verhandelt wird.

Es soll sich zeigen, ob unsere Form für diesen hochkomischen Stoff hinreichenden Widerhalt biete. Wir bitten noch einmal um Nachsicht für die barocke Schreibart, und vertrauen uns im übrigen der gerechten Würdigung des Problems beim geneigten Leser *).

D'ACHARNER.

Zwaotər act, dritte scẽ.

Dikaeopolis. Hephisophon. Euripides. Chor.

Dikaeopolis.

Jezz nimm y s'herz in mãine baede händ
Und wend me grad an də-n-Euripides.
Buə! buə!

Kephisophon. (fon innə)

Wär ist's?

Dikaeopolis.

Ist dər Euripides
Dəhãim?

Kephisophon. (kommt)

Dəhãim und net dəhãim, so wie
Də's nimmst.

*) Für das Verständniß nichtschwäbischer Leser wird es nicht überflüssig seyn, einen schrift-deutschen Commentar nebenhergehen zu lassen.

Die Acharner.

Zweiter Akt, dritte Scene.

Dik. Jezt nehm' ich das Herz in meine beiden Hände und wende mich gerade an den Euripides. Junge, Junge! (Bube!) Keph. (von innen) Wer ist's? Dik. Ist (der) Euripides zu Hause? (daheim?) Keph. (tritt auf) Zu Haus' und nicht zu Hause, nachdem (so wie) Du's nimmst.

Dikaeopolis.

Wiə kãn-ər denn dəhãim und net
Dəhãim uf ãimål sãi?

Kephisophon.

Und dox ist's so,
Altər. Sãi gaest ist ous und uffəm strixx
Nåx värslə, dårum net dəhãim. Abər är
Sizzt z'ällərəborst untərəm daxx dəhãim
Und fabriciərt ə trouərspyl.

Dikaeopolis.

O du
Gliccsälixər Euripides, där so
En pfifficus shõ zom bedẽəntə hätt.
Jezz ruəf-mər'n-əmål runtər.

Kephisophon.

Kã net sãi.

Dikaeopolis.

s'kã sãi. Y gang dər sonst net fon dər stell
Und clopf am end nõ selbər. Euripides!
Horx, Euripydələ!
Wenn-d' jə əmə menshə zuəghorxt håst, so horx!
Dər Dikaeopolis ruəft, dər Chollәmər.

Euripides. (fon innə)

I hann kãi zəit!

Dikaeopolis.

O lass-də ə bresələ
Rəusshiəbə-n.

Euripides.

Ax, əs kã net sãi.

Dikaeopolis.

s'kã sãi.

Euripides.

Nõ mãitwäg. Abər nuntər komm
E net.

Dik. Wie kann er denn zu Haus' und nicht zu Hause auf Einmal seyn? Keph. Und doch ist es (verhält sich's) so. Alter. Sein Geist ist aus (geflogen) und auf dem Strich nach Verslein, darum nicht zu Hause. Er aber sizt zu alleroberst unter dem Dach zu Hause und fabrizirt ein Trauerspiel. Dik. O du glückseliger Euripides, der so 'nen Pfifficus schon (sogar) zum Bedienten hat! Nun, ruf mir ihn einmal herunter. Keph. (Das) kann nicht seyn. Dik. Es kann seyn. Ich geh' Dir sonst nicht von der Stelle und klopfe zulezt noch selbst. Euripides, horch Euripidchen! Wenn Du je einem Menschen zugehorcht (d. i. ihn angehört) hast, so horche! (Der) Dikäopolis ruft (Dir), der Choller. Euripides. (von innen) Ich habe keine Zeit. Dik. O laß Dich ein klein wenig herausschieben. Eur. Ach, es kann nicht seyn. Dik. Es kann seyn. Eur. Nun, meinetwegen. Aber hinunter komm' ich nicht. Dik. (heulend) Euripides!

Dikaeopolis. (hailix)
Euripides!

Euripides. (wārəd ər rəuskommt, im tragishə tō̃)
„Was hoüləst, mənsh?“

Dikaeopolis.

Was sizzəst denn wiə d'hēənər untər s'daxx
Und dãi partār steet lär? Drum gaesəst so!
Was hāst denn diə theatər-fanə-n-um
De rum, dass ãin's ərbarmə mext. Drum shrəibst
So lumpəstiee! Dox horx, Euripides,
Bəi dãine eniə beshweer-e-de und flä,
Ləi mər en fezzə-n-əus əmə-n-altə trəuərspyl,
Denn forrəm chor muəs y ə red,
ən ebixlange haltə-n-und wenn's forgeeet,
So geet-mər's um də hals.

Euripides.

Was dənn for wish?
Mãist diə, wo dər Oeneus els drin lamentiert?

Dikaeopolis.

I mãi net də-n-Oeneus, nō en lumpixərə.

Euripides.

Fom blində Phoenix?

Dikaeopolis.

Ao də Phoenix net,
ən andrər ist's, o fyl fyl lumpixərər.

(Der Beschluß folgt.)

Eur. (während er auftritt, im tragischen Ton) „Was heulest, Mensch!“ Dik. Was sitzest (Du) denn, wie die Hühner, unter's Dach und Dein unterer Boden steht leer? Darum gaxest Du so! Was hast (Du) denn diese (die) Theater-Fahnen (Trödel) um Dich herum, daß es einen erbarmen möchte? Darum schreibst Du so lumpichte Stücke! Doch höre (mich) Euripides. Bei Deinen Knieen beschwör' ich Dich und flehe, leih mir einen Fetzen aus einem alten Trauerspiele; denn vor dem Chor muß ich eine Rede, eine ewig-lange, halten, und wenn es mißlingt, so geht mir's um den Hals. Eur. Was denn für Wische? Meinst die, in denen (der) Oeneus immer lamentirt? Dik. Ich meine nicht den Oeneus; noch 'nen lumpichtern. Eur. Vom blinden Phönix? Dik. Auch den Phönix nicht. Ein anderer ist's, ein viel, viel lumpichterer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

Die evangelische Kirchenzeitung.

Algier, die Juden in England und das französische Ministerium haben eine schlechte Zeit getroffen, wenn sie jezt in Berlin interessiren wollen. Die Sontag und die Pietisten nehmen alle Aufmerksamkeit in Beschlag. Sie theilen sich darein und vertragen sich, nach Andern, sogar freundschaftlich. Denn die evangelische Kirchenzeitung, welche, das Hauptorgan der Parthei, die Rationalisten in Halle, Königsberg, Wien zum Scheiterhaufen verdammt, stellt zwar die Verehrung für die unchristlichen Dichter Goethe und Schiller an den Pranger, hat aber noch kein leises Wort gegen den fanatischen Götzendienst der Sontag gesprochen. Wie kommt das? Vielleicht, weil beide fanatische Partheien in der Aeusserung ihrer Gluth Verwandtschaft fühlen. Ein ächter Verehrer der Sängerin duldet eben so wenig den leisesten Zweifel, die geringste Rüge, als ein Gläubiger dieser neuen Sekte gegen ein Jota seiner Dogmen den bescheidensten Einwand.

Die evangelische Kirchenzeitung ist ein gut redigirtes Blatt in eben der Art, wie weiland Müllners Mitternachtsblatt, so polarisch sich auch beide sonst entgegenstehen. Beide sind nämlich von einem Geiste, dem ihres Redakteurs, durchdrungen, ein Geist, der noch die zufällige Aehnlichkeit hat, daß er alle anders Denkende verdammt. Aber der Leser weiß, was er an beiden hat, was er darin findet: bei Müllner der crasseste Empirismus, der nichts von Eingebungen wissen will, in der Hengstenbergischen Kirchenzeitung ein Geist orthodoxer Intoleranz, der außer dem einen Gefühl und dem einen Glauben keine Gefühle und keinen Glauben als christlich gelten läßt. Beide gehen unumwunden und geradheraus auf ihr Ziel los, greifen schonungslos mit markiger Faust an, nicht ohne derben Takt und Taktik, und beide klug genug, das nicht zu berühren, was ihnen schaden könnte. So scheut sich die Hengstenbergische Zeitung nicht, gegen unsere Gesetze und Institutionen zu eifern (z. B. gegen die Ehescheidungsgesetze), und umgeht die Theaterlust mit vieler Schonung. Seit den bekannten Angriffen gegen Schleiermacher hat sich, wie Sie wissen werden, Professor Neander von ihr losgesagt. Auch Andere, welche ihre Tendenz: das positive Christenthum zu verfechten, billigten, sind diesem würdigen Theologen stillschweigend nach den neuesten Vorfällen gefolgt, denn die positive Vertheidigung zeigt sich bis jezt nur in einer verketzernden Polemik. Berlin zählt viel Fromme, welche man gern unter dem Namen der Pietisten zusammenwirft, doch nur der geringste Theil möchte mit dem Verfahren der Kirchenzeitung einverstanden seyn, während die Mehrzahl fürchtet, daß diese Art Krieg zu führen dem wiedererwachten religiösen Sinn nur schädlich sey. Die Art, wie die Kirchenzeitung und ihre Parthei an den Halleschen Unruhen Theil genommen und sie behandelt haben, macht noch mehr stuzig. Jede Nummer enthält eine neue gehässige Denunciation gegen Personen, bestimmte Absichten blicken schon unverholen heraus, und von der christlichen Liebe findet man keine andere Spur, als die oft wiederholte Versicherung, daß der fromme Autor in seinem Kämmerlein für Erweckung des rationalistischen Sünders beten wolle, den er eben geistig todt zu schlagen versucht hat. Der Redakteur entschuldigt sich damit, daß man bei einem Kriege, wie er ihn führt, nicht in der Defensive bleiben könne. Die Offensive von Halle aus ist indessen, so viel man bis jezt erfährt, ein verunglückter Angriff gewesen und schlägt gegen die Denuncianten zurück. Die Anschuldigungen gegen die sogenannten rationalistischen Professoren sollen sich bei der Untersuchung als durchaus falsch erwiesen haben, und die Bemühungen der Emissarien der Halleschen Pietistenparthei haben gerade das Gegentheil von dem zu Wege gebracht, was Intention war, nämlich eine obrigkeitliche Verfolgung gegen die Denuncirten. Auf der andern Seite hat sich auch nicht alles daß bestätigt, was durch das Gerücht den Halleschen Pietisten zur Last gelegt wird, aber doch vieles davon. Die Gemüther sind erwärmt, hie und da erhizt, und glauben wir auch nicht, was Wolfgang Menzel in seiner Literaturgeschichte meint, daß von den Pietisten eine Revolution und Umgestaltung der Dinge über Deutschland und die Welt ausgehen wird, so ist doch die Sache mit Schlichtung der Halleschen Streitigkeiten nicht abgethan, und es steht eine Entwickelung bevor, deren Richtung und Wirkung wir nicht voraussehen.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 150.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 24. Juni 1830.

Laßt euch den Ernst, wenn er sich flicht
In unser närrisches Gedicht,
Gefallen um des Scherzes willen.

Beaumarchais.

Ueber süddeutsche Dialekts-Poesie.

(Beschluß.)

D'ACHARNER.

Euripides.

Was will dəx nõ där mensh for lappə hann!
Də mãist filləixt də bettlər Philoctet?

Dikaeopolis.

Necs, necs. Nõ en fyl fyl fyl fyl lumpixərə.

Euripides.

So witt den dreccətə mantl, den əmål
Dər cnappix Bellerophontes ãghett hätt?

Dikaeopolis.

Necs Bellerophontes; där fon dẽm i sprixx,
Ist cnappix, gsiəxlix, näfix, shwezzt gottlos.

Euripides.

Jezz waes-e's, s'ist dər Mysər Telephos.

Dikaeopolis.

Jå, jå, dər Telephos. I bitt de drum
Und ləi-mər abər dẽm sãin bettlstaat.

Euripides.

Gang, buə, und holl-əm s'Telephos lumpəzəig.
Zənãcst uf de Thyesteslumpə ligd's
Und untər dər Ino iəre.

Kephisophon.

Gucc, då håst's.

Dikaeopolis.

(indẽm ər d'lumpə gegə dər sonnə hebt)

O Zeus durxləixtixstər, snao — durx und durx!
Lass-me nõ həit rext gottsərbärmlix sãi.
Und du, Euripides, hann-e so fyl shõ,
Ləi-mər ao foll əs zuəgheer zə dẽm staat,
Des mysish huətle mãin-e, uf mãin kopf.

(im tragishə tõ)

„Denn hãinte muəs ix als ãin bettlər stãun,
Sãin där ix bẽn, härgegen nixt shãinenn tãun.“
D'zuəshauər därfəd's wissə, dass y's bẽ,
D'choristə-n-abər solləd wiə ne'gshəit
Dərnäbə stẽ, wenn's nå an's foppə geet.

Eur. Was will doch nur der Mensch für Trödel haben? Du meinst vielleicht den Bettler Philoctet? Dik. Nichts, nichts. Noch 'nen viel viel viel viel lumpichteren. Eur. So willst (Du) den schmutzigen Mantel, den einmal der hinkende Bellerophontes angehabt hat? Dik. Nichts Bellerophontes. Der, von dem ich spreche, ist hinkend, gesüchtig (kriechend-interessirt), langweilig-bettelnd, spricht entsetzlich viel. Eur. Jetzt weiß ich's (erkenn' ich ihn), 's ist der Myser Telephos. Dik. Ja, ja (recht), der Telephos. Ich bitte Dich drum, (und) leih mir doch dieses (dem seinen) Bettelstaat.

Eur. Geh, Junge, und hole ihm des Telephos Lumpen-Gezeuge. Zunächst über den Thyesteslumpen liegt es und unter denen der Ino. Keph. Schau, hier sind sie (hast Du sie). Dik. (indem er die Lumpen gegen die Sonne hält) O Zeus, durchlauchtigster, schau — durch und durch! Laß mich nur heute recht (Gottes-) erbärmlich seyn. (erscheinen) und Du, Euripides, hab' ich schon so viel (erhalten), so leih mir auch noch (vollends) das Zubehör zu diesem Putz: jenes mysische Hütchen, mein' ich, auf meinen Kopf. (Im tragischen Ton, parodirend) „Denn heute muß ich als (alsam) ein Bettler stehen; seyn, der ich bin, hingegen (er)

Euripides.
Du bist ə pfiffixər patrõ. Sollst's hann.

Dikaeopolis.
„Fare woll!“ immitlst y mãi roll studiər.
Abər halt, so manxə kuttər shlaef-e fort
Und fält-mər dox am-end dər bettlstab.

Euripides.
Då håst-ə. Jezz abər lass mãi tyr in ruə

Dikaeopolis.
Gucc nõ, mãi herz, so jagt-mər-əs əusəm həus.
Und soltəd dox nõ so manxə fezzlə hann.
s'hilft necs, jezz muəs-e grob und gsiəxlix sãi
Und wi'ə clett so zã. Euripides!
Gib-mər sell zãidle, wo kãin bodə hått.

Euripides.
Was witt denn, plåggəest, mit dem dingle tõ?

Dikaeopolis.
Tõ uf dər welt necs; mext's jezz ebə hann.

Euripides.
Waest, kerle, dass də-n-õnəusstelix bist?

Dikaeopolis.
Uiu!
I winsh diər, dass də's nõ so wəit bringst als
Dãi muətər sälix.

Euripides.
Jezz paccst-də abər fort.

Dikaeopolis.
Nõi, əusər də gibst-mər jezz des ãizix nõ,
Sell criəgle, wo dər rand əpbroxxə-n-ist.

Euripides.
So nimm's und gang. Gucc, də fərsindixst-de.

Dikaeopolis.
(bəi səit) Jå wenn du selbər nõ necs ärgərs tätst.
(ləut) Nãi, siəsəstər Euripides, jezz nõ ãis,
Gib-mər sell häfəle und sell shwämmle drin.

Euripides.
Mensh, mãi ganz trəuərspyl fliəgt-mər dərfõ.
Dees nimmst, nå geest.

Dikaeopolis.
I gang. Was abər hilft's?
Jezz ist nõ ãis, und criəg-e dees net, bẽn-
E hẽ. Horx, zuccrixər Euripides!
Mit dẽm nå gang-e und komm nemme-mẽ.
Diə dirre shelfə gib-mər in mãi gshirr.

Euripides.
Där bringt-me um. Då nimm's. Zom taifl ist
Mãi sticc.

Dikaeopolis.
Jezz komm-e nemme jezz. I gang.
(im gẽ) I bẽ mãi säl ə rextər flegl ao,
Dass i den herrə so incommodiər.
Herr jerum! jezz ish lãzz! was i fərgiss!
Grad dees, wo nõ fon älləm d'haoptsaxx wär.
Euripidesle, zuccərixs, herzixs, liəbs!
I will jå hẽnər als hẽ sãi, fodr-enõ
Ebbəs andərs. Gucc nõ dees nõ, nõ-nõ dées.
Gib-mər də kerbl, waest, dãi miətərlixs.

Euripides.
Där mensh wird õfərshẽmt. Shləis ap jezz, bue!

Dikaeopolis.
O herz, jezz zi'əd-mer one kerbl ap!
Jezz bsinn-de, was də fir en grəusixə strəit
Zə strəitəd håst, wiə d'əd Spartanər jezz

---

nicht zu sein scheinen (scheinen thun).“ Die Zuschauer dürfen's wissen, daß ich es bin; die Choristen hingegen sollen wie unklug (nicht gescheid) dabei stehen, wenn's nachher zum Foppen kommt. Eur. Du bist ein pfiffiger Patron. Sollst's haben. Dik. (tragisch) „Fahre wohl!“ während ich meine Rolle studire. Doch halt, so manchen Trödel schlepp' ich weg, und doch fehlt mir zuletzt der Bettelstab. Eur. Hier hast (Du) ihn. Nun aber lass' meine Thür in Ruhe. Dik. Sieh nur, mein Herzchen, so jagt man uns aus dem Hause, und (wir) sollten doch noch so manches Fetzchen haben. Es hilft nichts, jezt muß ich grob und gesüchtlich seyn und (so) zäh wie eine Klette. Euripides! gib mir jenes Körbchen (selbige kleine Zeine, crates), das keinen Boden hat. Eur. Was willst (Du) denn, Plaggeist, mit dem Dingchen thun? Dik. Thun auf der Welt nichts; möcht' es jezt eben haben. Eur. Weißt Du, Kerl, daß Du unausstehlich bist? Dik. Uiu! Ich wünsche Dir, daß Du's noch so weit bringen mögest, als Deine selige Mutter. Eur. Jezt packst Du dich aber fort. Dik. Nein (mit Humor ausgesprochen), außer (wenn nicht) Du gibst mir jezt dies einzige noch: jenes Krüglein, dessen Rand abgebrochen ist. Eur. So nimm's und geh. Sieh, Du versündigst dich.

Dik. (beiseite) O wenn Du selbst nur nichts Schlimmeres machtest! (laut) Nein, süßester Euripides, jezt noch Eines. Gib mir jenes Töpfchen (kleinen Hafen) und jenes Schwämmchen drin. Eur. Mensch, mein ganzes Trauerspiel fliegt mir davon. Dieses nimmst (Du), dann gehst (Du)! (Imperativisch.) Dik. Ich gehe. Was aber hilft es? Jezt ist noch Eines (zurück), und bekomm' ich dieses nicht, bin ich verloren (bin). Höre, zuckrichter Euripides! Mit dem (dann) geh' ich und komme nicht mehr wieder (nimmermehr): jene dürren Obstschalen gib mir in mein Gefäß (Geschirr). Eur. Der bringt mich um. Hier nimm's. Zum Teufel ist mein Stück. Dik. Jezt komm' ich nicht mehr (jezt). Ich gehe. (Im Weggeben) Ich bin, meiner Seel', auch ein rechter Flegel, daß ich den Herrn so inkommodire. (kommt zurück) Herr Jemini! jezt geht's schief (ist's uns richtig)! Was ich vergesse! Gerade das, was (noch) von Allem die Hauptsache wäre. Euripideschen, zuckriges, herziges (liebenswürdiges), liebes! Ich will ja verlorner als verloren (bin) seyn, fordr' ich noch etwas Weiteres. Sieh, nur dieses noch, nur noch dieses. Gib mir den Kerbel, Du weißt, Dein Mütterlich-ererbtes. Eur. Dieser Mensch wird unverschämt. Schleuß ab nun, Junge! Dik. O Herz, jezt zieh'n wir ohne Kerbel ab. Jezt besinne dich, was Du für 'nen grausigen Streit zu streiten hast; wie du die Spartaner jezt, her-

Rousstrəixə witt. Jezz bsinn-de, kopf! Sy, sy!
Mər sind am kamfplazz. Ferxst-de? Håst filləixt
Nõ dẽn Euripides ne' gar fərshlucct?
Herzhaft, mãi waccəlixs herzle! uff! əs gilt!
Selt-nybər, und də kopf gləi untər də-n-arm,
Dass də'n gləi hărgibst, wenn də steccə bləibst.
Herzhaft! gang, laof und maxx-de ouf, mãi herz!

Chor.

Was fangst ã? was witt sagə?
Bist jezz net on ousbindixər
Wixt, wiə fon eise gmaxxt?
Trexst jezz dər statt zom pfand dãi gurgl nã
Und bessər wissə witt's, als ălle sonst.

Halbchor.

Dăr ferxt six ãimål net.
Heisa! so shwezz denn ao,
Wəil də's selbər so witt!

---

ausstreichen willst. Jezt besinne dich, Kopf! Sieh, sieh, wir sind am Kampfplatz. Fürchtest (du) dich? Hast (du) vielleicht diesen Euripides noch nicht völlig hinuntergeschluckt? Muthig, mein wacklichtes Herzchen! auf! es gilt! Dort (daselbst) hinüber! und den Kopf gleich (voraus) unter den Arm (genommen), damit du ihn sogleich auslieferst, wenn du steckst. Muthig, geh, lauf und mach' dich auf, mein Herz!

Chor. Was fängst (Du) an? Was willst (Du) reden? Bist (Du) jezt nicht ein ausbündiger Wicht, wie von Eisen gebildet? Trägst jezt der Stadt zum Pfande Deine Kehle hin, und besser wissen willst es, als alle andern.

Halbchor. Dieser fürchtet sich (nun) einmal nicht. Heisa, so sprich denn auch, weil Du selbst es so (haben) willst!

M. Rapp.

Das Sklavenschiff.

(Fortsetzung.)

Eine Weile wurde Tamango durch seine Wunde im Schiffsraume gehalten. Endlich erschien er auf dem Verdecke, stolz das Haupt in der Mitte der schüchternen Sklaven erhebend, und warf einen trüben, aber ruhigen Blick auf die unermeßliche Wasserfläche, welche das Schiff umgab; dann legte er sich langsam nieder. Ledoux schmauchte, auf dem Hinterkastell des Schiffes sitzend, gemächlich seine Pfeife; neben ihm stand Ayche ohne Fesseln in einem zierlichen Gewande von blauem Baumwollenzeuge und netten Schuhen von rothem Leder; sie hielt einen Teller mit einer Branntweinflasche in der Hand und war bereit, ihm einzuschenken. Augenscheinlich stand sie hoch in des Kapitäns Gunst. Einer der Schwarzen, welcher Tamango haßte, gab ihm ein Zeichen, sich nach dieser Seite umzusehen. Tamango drehte den Kopf um, erblickte sie, stieß einen Schrei aus, sprang rasch auf und stürzte nach dem Hinterkastell hin, ehe die wachthabenden Matrosen sich einer so ungeheuern Uebertretung der Schiffsordnung widersetzen konnten. „Ayche!" rief er mit einer Donnerstimme, und Ayche schrie erschrocken auf, „Ayche, meinst Du, im Lande der Weißen gebe es keinen Mama-Jumbo?" Schon eilten die Matrosen, den Stock in der Hand, herbei, allein Tamango kehrte ruhig mit übereinander geschlagenen Armen an seinen vorigen Platz zurück, während Ayche in Thränen schwamm und durch diese geheimnißvollen Worte tief gebeugt schien.

Der Dollmetscher erklärte, was dieser furchtbare Mama-Jumbo sey. „Es ist der Popanz der Neger," sagte er. „Wenn ein Mann fürchtet, seine Frau möchte ihm untreu geworden seyn, so droht er ihr mit dem Mama-Jumbo. Ich selbst habe den Mama-Jumbo gesehen und bin gleich dem Kunstgriff auf die Spur gekommen; aber die Schwarzen, einfältig wie sie sind, merken nichts davon. Denkt Euch, eines Abends, als die Weiber sich mit Tanzen ergötzten, ließ sich aus einem sehr dichten, dunkeln Gehölze eine sonderbare Musik hören, ohne daß Jemand zu sehen war; die Musikanten waren im Gebüsche versteckt. Rohrflöten, hölzerne Trommeln, Balafos und Guitarren aus halben Kalebassen erschallten; es war eine wahre Höllenmusik. Nicht so bald hatten die Weiber diese Töne gehört, als sie zu zittern begannen; sie wollten die Flucht ergreifen, aber die Männer hielten sie zurück. Plötzlich kam aus dem Gehölze eine lange, weiße Gestalt hervor, so hoch wie unser großer Mast, mit einem ungeheuren Kopfe, Augen wie Stückpforten und einem Rachen voll Feuer wie der Satan. Langsam, langsam bewegte sich die Gestalt vorwärts und entfernte sich nicht weiter als eine halbe Kabellänge von dem Gehölze. Die Weiber schrieen: „Mama-Jumbo, Mama-Jumbo!" Sie kreischten wie Austerweiber; nun sagten die Männer: „gesteht, Ihr Spitzbübinnen, daß Ihr uns betrogen habt, und wenn ihr lügt, da ist Mama-Jumbo, der Euch lebendig frißt." Einige waren einfältig genug, Alles zu gestehen, und die Männer prügelten sie nach Herzenslust." „Und was war diese weiße Gestalt, dieser Mama-Jumbo?" fragte der Kapitän. „Was wird es gewesen seyn, als ein in ein großes weißes Tuch gehüllter Schelm, der anstatt des Kopfes einen ausgehöhlten Kürbis, mit einem brennenden Lichte darinne, auf einer Stange trug? Sie sind so einfältig, diese Schwarzen! Bei alle dem ist dieser Mama-Jumbo keine üble Erfindung, und ich wollte, meine Frau glaubte daran."

Nach einigen gegen Tamango ausgestoßenen Flüchen und Drohungen ging der Kapitän in seine Kajüte hinab, ließ Ayche rufen und versuchte sie zu trösten; allein weder Schmeicheleien, noch Schläge, denn am Ende reißt die Geduld, vermochten die schöne Negerin zu beruhigen; Thränenströme flossen aus ihren Augen. Der Kapitän kehrte verdrießlich auf das Verdeck zurück und zankte sich mit dem wachthabenden Offizier über die Befehle, welche

dieser eben gab. In der Nacht, als Alles in tiefem Schlafe lag, hörten die wachestehenden Matrosen zuerst einen ernsten, feierlichen, melancholischen Gesang aus dem Schiffsraume herauf ertönen, dann den furchtbaren Schrei einer Weiberstimme. Gleich darauf erscholl Ledour grobe Baßstimme, fluchend und drohend, und das Knallen seiner schrecklichen Peitsche durch das ganze Schiff. Einen Augenblick darauf versank Alles wieder in tiefe Stille. Am andern Morgen erschien Tamango mit zerrissenem Gesichte auf dem Verdecke; doch sein Blick war so stolz, so entschlossen als je.

Kaum erblickte ihn Ayche, so verließ sie das Kastell, wo sie an der Seite des Kapitäns saß, eilte zu Tamango hin, kniete neben ihm nieder und sprach im Ton des tiefsten Schmerzens: „Vergieb mir, Tamango, vergieb mir!“ Tamango blickte sie eine Minute lang starr an, sah sich um, ob der Dollmetscher nicht in der Nähe sey, flüsterte: „Eine Feile,“ legte sich nieder und kehrte Ayche den Rücken. Der Kapitän gab ihr einen derben Verweis und verbot ihr auf's Strengste, mit Tamango zu reden; allein er war weit entfernt, den Sinn der wenigen Worte, die sie gewechselt hatten, zu ahnen, und forschte nicht weiter nach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Beschluß.)

Die Sontag.

Neben alle diesem dauern die Kämpfe über das neue Gesangbuch fort, mit aller Ausführlichkeit und Partheilichkeit in der Kirchenzeitung durchgefochten. Was gegen die Umarbeitung und Verbesserung eines oder des andern alten Liedes gesagt wird, ist nicht ohne Grund, aber stets in einem Tone, der die Wirkung verfehlt.

Das sind aber nur die stillen Kämpfe, welche einen Theil von Berlin bewegen. Noch rauschen die frischbelaubten Linden, noch summt es im verlassenen Opernhause von den Nachtigallentönen — oder welchen Vergleich man jezt beliebt — der eben von uns geschiedenen Sontag. Jede Erwartung wurde übertroffen, jedes Vorurtheil besiegt, jede Feindschaft versöhnt — kurz, die Sontag ist geboren, um Wunder zu thun; denn der Enthusiasmus von ehemals, wiewohl lächerlicher in seinen Aeußerungen, kommt in keinen Vergleich mit der allgemeinen, einstimmigen Bewunderung, den die Sontag diesmal erregte. Bei ihrem ersten Hierseyn war es der Zauber ihrer Anmuth, die Neuheit der Erscheinung, hundert äußere Umstände, die zusammen wirkten. Dasselbe galt noch bei ihrer ersten Wiederkehr von Paris. Von alle dem kam jezt nichts mehr zur Sprache. Der kritische Berliner war mißtrauisch geworden auf das übertriebene Lob von der Seine und Themse. Mit etwas Lauigkeit und Verstimmung empfing man die Gefeierte. Aber bald war es ihre Kunst, die ihr mehr Herzen gewann, als über die sie früher zu gebieten hatte, wo ihr noch ein solcher Triumph schmeicheln konnte. Darüber scheint sie jezt hinaus, und was mehr ist, der Triumphe ungeachtet, scheint sie in einem fortwährenden Studium begriffen. Sie überraschte als tragische Sängerin und Künstlerin: in jeder neuen Rolle eine neue Erscheinung; auch in denen, wo wir sie früher sahen, war eine andere vollendetere Darstellerin wiedergekommen. Man fühlte, sie hatte Schmerz und Freude selbst erlebt, an die Stelle glücklicher Jugendinspiration war selbst Empfundenes, reif Durchdachtes getreten. Einstimmig, wie der Beifall, ist das Bedauern, daß die Künstlerin, im Augenblick, wo sie die höchste Stufe der Kunst erreicht, die Bühne verlassen muß. Dies, aller fleißig ausgebreiteten und bereitwillig geglaubten Gerüchte ungeachtet, wird doch wahrscheinlich noch im Laufe des Jahres geschehen. Noch zeigt sich der Fanatismus des Kleinigkeitssinnes in dem Streit über die Frage: „Ist sie verheirathet oder nicht?“ Wer es nicht glaubt, ist bei denen, die es glauben, ein Kezer, und umgekehrt ist es nicht anders. Man trägt sich mit einem Calembourg: „Sie singt von Rossi — ni und spricht von Rossi — nie. Durch die Abonnementseinrichtung für ihre Gastspiele war einem großen Theil des Publikums, das sich nicht abonnirt, der Zutritt versperrt, was zu lauten Klagen Anlaß gab und einen eigenen Kleinhandel mit Billetten zur Folge hatte, die zu ungemeinen Preisen verkauft wurden. Vor ihrer Abreise wurde ihr eine Serenade gebracht und das Volk schrie Vivat; wie denn überhaupt ihre Anwesenheit, gerade bei den untern Volksklassen, die nicht zu den Theatergängern gehören, gleich der einer fremden Fürstin betrachtet wurde. Haufen Volkes sammelten sich unter den Linden, wenn ihr Wagen vor der Thüre stand, sie einsteigen zu sehen.

Das Theater ohne die Sontag war todt, und ist es noch jezt; die Kraft zu leben scheint verzehrt. So berechnet man, daß die königliche Theaterkasse, troz den hohen Preisen und troz dem, daß jedes Pläzchen verkauft war, keinen Vortheil gezogen hat. Die beliebtesten Vorstellungen blieben und bleiben leer; man empfängt im Durchschnitt immer nur dieselbe Summe, und mußte mehr geben und mehr abgeben. In der Königsstadt gefällt die Sängerin Dlle. Vio aus Wien, und die neue Oper ist in keinem üblen Zustande; sie konnte und kann aber aus jenem Grunde nicht aufkommen. Dlle. Lindner aus Frankfurt gastirte. Auch diese Künstlerin, deren Vorzüge hier sehr anerkannt werden, fand selten ein volles Haus. Doch mag ein Grund der mindern Theilnahme die Erinnerung an Dlle. Gley aus Dresden seyn; das Publikum will diese beliebte junge Künstlerin nicht vergessen und der Direktion es ewig gedenken, daß man es versäumt, sie zu engagiren. Die lange Zeit gefeierte und sehr brauchbare Sängerin Mad. Schulz hat eines unangenehmen Vorfalls wegen den Abschied genommen, ein großer Verlust für die Spontinischen Opern. Das Publikum hatte sich bei der Vorstellung des Don Juan nicht artig gegen die Sängerin gezeigt, welche eine Parthie, so heißt es, wider Willen, erst spät und unpäßlich übernommen hatte und daher den Anforderungen nicht genügte. So wenig im Allgemeinen, wenn von der Kunst die Rede ist, persönlich freundschaftliche Rücksichten gelten dürfen, so war dies doch für Berlin, und wie sich die Verhältnisse hier gestalten, schonungslos gehandelt; denn das Berliner Publikum, kritisch und kritelnd zwar, aber sehr mit Unrecht wegen Strenge und Unbarmherzigkeit verschrieen, bildet jezt eine große Familie mit seinen Schauspielern und noch mehr mit seinen Sängern und Sängerinnen; familiäre Rücksichten haben die Kunstrücksichten längst verdrängt, im Guten und Bösen; daher darf auch der darstellende Künstler sociale Rücksichten verlangen. Mad. Schulz nimmt allgemeine Theilnahme mit sich. Vom Theater hätte ich Ihnen sonst nichts zu melden als das Reussiren einer neuen Posse von Raupach; übersalzen und überpfeffert, aber für den, der sich einmal an diesen Geschmack gewöhnt hat, auch trefflich. Sie heißt der „Zeitgeist,“ eine arge Satire nicht auf die Person, sondern auf das Prinzip der Männer, deren Losungswort: „Rückwärts!“ heißt.

Beilage: Kunstblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 151.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 25. Juni 1830.

Wahrlich, wahrlich, die Sachen sind zu groß, menschliche Weisheit und Gewalt ist viel zu gering dazu; Gott muß helfen, sonst wird übel ärger, das ist gewiß.

Luther.

Worte der Erinnerung an den 25sten Juni 1530 *).

Von Gustav Pfizer.

Was dauernd steht im Buche der Geschichte,
Ein leuchtend Zeichen in dem Strom der Zeit;
Was, ein gereifter Baum, die edlen Früchte
Den Wanderern zur süßen Labe beut:
Bedarf es noch, daß es zur Dichtung flüchte?
Schon ist es zur Unsterblichkeit geweiht;
Es glühet schon im eig'nen reichen Leben
Und ist schon dort, wohin die Lieder streben.

Entschuldigt es, wenn wir es dennoch wagen,
Das Fest zu feiern mit des Liedes Ton!
Es drängt uns, einen Kranz herbeizutragen,
Zum Opfern willig, aber arm zum Lohn;
Und möge keine Stimme uns verklagen,
Als sprächen wir dem edlen Ernste Hohn,
Wenn wir das Denkmal, das aus Erz gegossen,
Mit Lorbeern schmücken, die dem Lenz entsprossen.

Die Zeit, auf welche uns're Feier deutet —
Ihr war der freud'ge Klang der Dichtung fern.
Durch schwere Nacht, am Himmel ausgebreitet,
Drang kämpfend, mühevoll, ein neuer Stern;
An heißen Tagen ward der Kranz erbeutet,
In harter Schaale lag des Heiles Kern,
Vom Staube war der Schönheit Bild umzogen,
Der von der Wahrheit Rennbahn aufgeflogen.

Wir aber schöpfen aus dem Quell, dem frischen,
Den neu geöffnet uns'rer Väter That;
Mit der Erinn'rung darf sich Jubel mischen:
Wo sie gepflanzt, da keimt für uns die Saat;
Wir wollen nicht der Züge Ernst verwischen —
Schön ist der Held, wie in den Kampf er trat;
Wir dürfen aus erkämpften Friedensauen
In jenes Streitgewühl hinüberschauen.

Ich sehe mich im weitgedehnten Saale,
Der dumpf von tausend Männerstimmen tönt,
Ein mächtig Wogen ist um die Portale,
Der Boden zittert und das Haus erdröhnt,
Von Golde schimmerts und von blankem Stahle;
Das Auge staunt, des Glanzes ungewöhnt;
Und endlich strömen alle diese Flammen
Am prachtgeschmückten Kaiserthron zusammen.

Hier pranget Er, des Rechtes höchster Spender,
Dem selbst der Fürsten Huldigung gebührt,
Dann die den Scepter schwingen über Länder,
Und deren Hand den mildern Krummstab führt,
Die sammtenen, die purpurnen Gewänder,
Der Ritter, den der schwere Harnisch ziert;
Die wehrhaft kämpfen auf dem Feld der Thaten,
Und die zu Haus der Völker Heil berathen.

*) Abdrücke dieses Gedichts sind einzeln zu erhalten durch die Laupp'sche Buchhandlung in Tübingen.

Ein Saal hat all' die Glänzenden umschlossen —
Und doch unheilbar schon sind sie getrennt;
Ein jeder sucht die helfenden Genossen,
Und drückt die Hand, die er als Freund erkennt;
Des Hasses wilder Geist ist ausgegossen,
Und bitt'rer Groll tief in den Herzen brennt;
Was hilft's, in mild'rem Wort den Zorn verhehlen,
Wenn schon gerüstet steh'n die heißen Seelen?

Willst du der Wehmuth tiefste Quelle wissen?
Schau an das Leben, wo's am hellsten glüht!
So früh ist alle Herrlichkeit zerrissen,
In kurzen Jahren ein Geschlecht verblüht!
Das Licht zerrinnt in öden Finsternissen,
Das lodernd seine Funken ausgesprüht;
Sieh Kaiser Karl, deß Glanz das Auge blendet,
Und der als Mönch im trüben Kloster endet!

Und willst du wissen, wo der Trost entspringet,
Der klaglos dieß Weh ertragen lehrt?
Der mächtig die Vergänglichkeit bezwinget,
Mit seinem Licht die finst're Nacht verzehrt?
Der Talisman, der eine Welt verjünget,
Durch die der Todesengel zürnend fährt?
Der lehrt, im ew'gen Flusse der Gestalten
Ein schönes Leben kräftig fest zu halten?

Es ist der Glaube, der mit sich'rem Blicke
Im ird'schen Bild das Göttliche ergreift;
Der, unberührt vom wechselnden Geschicke,
In Stürmen schneller zur Vollendung reift;
Der, fliehend vor der Täuschung kurzem Glücke,
Die Hülle von dem reinen Wesen streift,
Der ohne Zagen eine Welt vernichtet,
Und aus den Trümmern in den Himmel flüchtet.

Lern' es versteh'n, wenn er die Kreaturen
In ihres Stolzes Uebermaaß verdammt —
Den schnöden Wahn gefallener Naturen,
Die immer noch die ird'sche Glut entflammt;
Und neu entzündet jene armen Spuren
Des Funkens, der vom ew'gen Lichte stammt;
Den Darbenden des fremden Schmucks entkleidet,
Und Sehnsucht weckend, Erd' und Himmel scheidet.

Der Glaube hat auch diese hergerufen,
Denn jüngst getheilt erschien die alte Bahn;
Die Menge strömt noch zu Sankt Peters Stufen;
Doch jenes Riesenwerk, das himmelan
Im Lauf der Zeiten kühne Geister schufen —
Die neue Lehre nennt es einen Wahn;
Ein neues Licht verheißt sie anzuzünden
Und neu das Reich der Wahrheit zu begründen.

Die Dome sah man prangend sich erheben,
Und prächtig schallte drin der Festeschor;
Es schien, als ob in lichter Farben Weben
Die Kunst die Spur des Irdischen verlor;
Zum Himmel ließ man tausend Heil'ge schweben,
Im Weihrauchdampfe flog der Sinn empor;
Hell loderten auf dem Altar die Kerzen,
Der Andacht Glut zu wecken in dem Herzen.

Es sagte von der Völker nied'rer Menge,
Ein höh'res Wesen, sich der Priester los,
Wenn er im Schauer weckenden Gepränge
Im Bilde neu das heil'ge Blut vergoß;
Wenn er mit übermenschlich herber Strenge
Vor Bittenden die Gnadenpforte schloß;
Wenn er voll Huld erschien, mit milden Händen
Den reichen Schatz des Segens auszuspenden.

Der alte Schmerz — wie schnell ist er verschwunden,
Des stillen Vorwurfs rächerische Macht!
Auf Erden wird gelöset und gebunden,
Ein irdisch Feuer heilt der Seele Nacht.
Des Räthsels heitre Lösung war gefunden:
Entsündigt ist, wer Opfer dargebracht: —
Wer wird beim off'nen Markte der Gewissen
Noch des Gemüths Jungfräulichkeit vermissen?

(Der Beschluß folgt.)

Das Sklavenschiff.

(Fortsetzung.)

Tamango feuerte unterdessen die andern Sklaven Tag und Nacht zu einem Wagniß an, um ihre Freiheit wieder zu erringen. Er stellte ihnen vor, wie klein die Zahl der Weißen sey, und machte sie auf die immer zunehmende Nachläßigkeit ihrer Wächter aufmerksam; dann sagte er, ohne sich deutlich darüber auszulassen, er besitze die Mittel, sie in ihr Land zurückzuführen, strich seine Kenntnisse in geheimen Künsten heraus, und bedrohte mit der Rache des Teufels diejenigen, welche ihm ihre Hülfe bei dem Unternehmen versagen würden. In seinen Reden bediente er sich stets des Dialekts der Peulen, der den meisten der Sklaven bekannt, allein dem Dollmetscher unverständlich war. Der Ruf des Redners, die Gewohnheit der Sklaven, ihn zu fürchten und ihm zu gehorchen, leisteten seiner Beredtsamkeit so großen Vorschub, daß die Schwarzen in ihn drangen, den Tag ihrer Befreiung zu bestimmen, noch ehe er sich im Stande sah, sein Vorhaben auszuführen. Er antwortete den Verschworenen auf unbestimmte Weise, es sey noch nicht an der Zeit, der Teufel, der ihm im Traume erscheine, habe ihm das Zeichen noch nicht gegeben, sie sollten sich aber auf den ersten

Wink fertig halten. Er versäumte indessen seinerseits keine Gelegenheit, die Wachsamkeit seiner Wächter auf die Probe zu stellen. Eines Tags hatte ein Matrose seine Flinte an das Dahlbord gelehnt und betrachtete eine Gruppe fliegender Fische, welche dem Schiffe folgten; Tamango nahm die Flinte, spielte damit und ahmte mit grotesken Geberden die Bewegungen nach, die er die Matrosen hatte machen sehen. Nach einigen Augenblicken nahm man ihm die Flinte; allein er hatte die Erfahrung gemacht, daß er ein Gewehr berühren konnte, ohne sogleich Verdacht zu erregen, und war einmal die Zeit da, wo er sich des Gewehrs bedienen konnte, so mochte keiner so leicht den Muth haben, es wieder seinen Händen zu entreißen.

Eines Tages warf ihm Ayche einen Zwieback zu und gab dabei ein ihm allein verständliches Zeichen. Der Zwieback enthielt eine kleine Feile; von diesem Werkzeuge hing das Gelingen der Verschwörung ab. Tamango hütete sich wohl, den Sklaven sogleich die Feile zu zeigen, allein so bald es Nacht war, begann er unverständliche Worte zu murmeln, die er mit sonderbaren Geberden begleitete. Nach den verschiedenen Tönen seiner Stimme konnte man glauben, er sey in lebhaftem Gespräche mit einem unsichtbaren Wesen begriffen. Die Sklaven zitterten und zweifelten nicht, daß der Teufel in diesem Augenblick unter ihnen sey; Tamango stieß endlich ein Freudengeschrei aus und rief: „Kameraden, der Geist, den ich beschworen, hat endlich sein Versprechen erfüllt; in meinen Händen halte ich das Werkzeug unserer Befreiung. Jezt braucht es nur noch ein wenig Muth, und ihr seyd frei.“ Er zeigte nun die Feile denen, die ihm zunächst saßen, und wie plump auch die Lüge seyn mochte, sie fand Glauben bei den rohen, abergläubischen Menschen.

Endlich erschien der Tag der Rache und Freiheit. Nach reifer Ueberlegung war von den durch einen feierlichen Eid verbundenen Verschworenen der Plan entworfen worden. Die Entschlossensten, Tamango an ihrer Spitze, sollten, wenn die Reihe an sie käme, auf dem Verdecke Luft zu schöpfen, den Wächtern die Waffen entreißen, einige andere in das Zimmer des Kapitäns dringen und sich der Flinten, welche sich daselbst befanden, bemächtigen. Diejenigen, welchen es gelungen, ihre Ketten durchzufeilen, sollten den Angriff beginnen. Allein troz ihres anhaltenden Arbeitens mehrere Nächte lang, war der größte Theil der Sklaven noch nicht im Stande, thätigen Antheil an der Ausführung des Vorhabens zu nehmen. Daher war es drei der Stärksten aufgegeben, den Matrosen zu tödten, der den Schlüssel zu den Fesseln in der Tasche trug, und dann sogleich ihre Kameraden loszuschließen.

An diesem Tage war Kapitän Ledoux in der besten Laune; gegen seine Gewohnheit schenkte er einem Schiffsjungen, der Schläge verdient hatte, seine Strafe; er lobte den kommandirenden Offizier, erklärte seine Zufriedenheit mit der Mannschaft und kündigte an, daß in Martinique, welches er in kurzer Zeit zu erreichen hoffte, jeder eine Belohnung zu erwarten habe. Die Matrosen verfügten schon in Gedanken über das zu erhaltende Geld, und sie dachten an den Branntwein und die farbigen Weiber in Martinique, als Tamango und die übrigen Verschwornen auf dem Verdecke erschienen.

Sorgfältig hatten sie ihre Ketten so durchfeilt, daß es nicht sichtbar war und sie dieselben doch mit geringer Mühe abwerfen konnten. Nachdem sie eine Zeitlang freie Luft geschöpft hatten, nahmen sie sich bei den Händen und begannen einen Tanz, wozu Tamango den Kriegsgesang seines Stammes anstimmte, den er sonst beim Beginnen eines Kampfes zu singen pflegte. Nachdem der Tanz eine Weile gedauert hatte, legte sich Tamango wie erschöpft zu den Füßen eines Matrosen nieder, der sich nachlässig an das Dahlbord des Schiffes lehnte; alle Verschwornen thaten desgleichen. Auf diese Weise war jeder Matrose von mehreren Negern umringt. Plötzlich stößt Tamango, der unbemerkt seine Ketten zerbrochen hatte, einen lauten Schrei, das Losungszeichen, aus, ergreift den ihm nahestehenden Matrosen bei den Beinen, wirft ihn zu Boden, sezt ihm einen Fuß auf die Brust, reißt ihm die Flinte aus der Hand und erschießt mit derselben den kommandirenden Offizier auf der Stelle. Im selben Augenblick sind alle wachehabenden Matrosen angegriffen, entwaffnet, ermordet. Von allen Seiten erhebt sich das Kriegsgeschrei. Der Hochbootsmann, welcher die Schlüssel zu den Ketten hatte, fällt unter den ersten. Die Neger stürzen in Schaaren auf das Verdeck; die, welche keine Waffen finden können, ergreifen die Stangen der Ankerwinde und die Ruder der Schaluppe. Von diesem Augenblicke an war die weiße Mannschaft verloren. Einige Matrosen wehrten sich noch am Hinterkastell; allein es fehlte ihnen an Waffen und an Entschlossenheit. Ledoux lebte noch und hatte nichts von seinem Muthe verloren. Da er merkte, daß Tamango die Seele der Verschwörung war, so hoffte er, wenn es ihm gelinge, ihn zu tödten, leichtes Spiel mit den Uebrigen zu haben. Er warf sich ihm also mit dem Säbel in der Hand entgegen; sogleich stürzte Tamango auf ihn los. Er hielt die Flinte umgekehrt in der Hand und bediente sich derselben wie einer Keule. Die beiden Anführer trafen in einem der engen Gänge, die von dem Kastell nach dem Vordertheile des Schiffes führen, zusammen. Tamango führte den ersten Streich; durch eine rasche Bewegung wich der Weiße ihm aus; die Kolbe stieß gewaltsam gegen die Bretter, zerbrach, und die Flinte entschlüpfte Tamangos Händen. Er war entwaffnet, und mit dem Lächeln teuflischer Freude erhob Ledoux den Arm, ihn zu durchbohren; doch Tamango war so behend, wie der Panther in seinem Vaterlande.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Mai.

Die Burini.

Ich habe schon mehrmals der Feld-, Garten- und Weinbergsarbeiter gedacht, welche aus den umliegenden Gegenden alljährlich nach Rom kommen, um der Faulheit des hiesigen Pöbels zu Hülfe zu kommen. Es erregt den höchsten Unwillen, wenn man sieht, daß sich, während die Feld- und Gartenbestellung in und um Rom zehn- bis zwölftausend Fremdlinge erfordert, um zur gehörigen Zeit abgethan zu seyn, eben so viele Buben arbeitslos sich auf den hiesigen Plätzen herumtreiben, allen Lastern fröhnen, den Vorübergehenden nicht allein höchst beschwerlich fallen, sondern auch häufig durch das Kugel- und Steinwerfen körperliche Verletzungen zufügen, besonders aber, da sie keines Schlafes zu bedürfen, wie sie keinen Hunger zu haben scheinen, den Nachbarn Tag und Nacht die Ruhe rauben. In der Theorie ist es eine herrliche Sache um den freien Willen; aber doch sollte die hiesige, zu väterlich gesinnte Regierung weniger theoretisch gesinnt seyn und jene Buben zur Arbeit zwingen, oder sie, wenn das nicht gelingen sollte, unter die Soldaten stecken. Ihrer Faulheit kommt nichts gleich, als ihre Genügsamkeit, und diese leistet jener unglücklicherweise den größten Vorschub. In der That, den Hunger scheinen sie, wie eben gesagt, gar nicht zu kennen; auf der Piazza di Colonna Trajana, wo ich mehrere Jahre gewohnt und dies Gezücht beobachtet, ja studirt habe, ist mir, so viel ich mich erinnere, nie einer vorgekommen, der gegessen hätte. Haben sie Eltern oder haben sie keine? das weiß ich nicht; scheinbar aber steht ihnen kein anderes Obdach zu Gebote, als der freie Himmel; sobald es irgend die Witterung erlaubt, schlafen sie auf dem Platze, gewöhnlich auf den Stiegen einer Kirche, wo sich ein halbes Hundert wie ein Igel zusammenkauert, um sich gegenseitig zu erwärmen. Doch lassen wir die Birbaccioni (wie sie hier genannt werden) und kehren zu den fremden Feldarbeitern zurück. Diese Menschen machen hier einen Staat im Staate aus; sie bilden Landsmannschaften, haben ihre gewissen Plätze und erkennen stillschweigend ein Oberhaupt an. Dieses schlichtet ihre Streitigkeiten, bestimmt den Preis des Arbeitslohns für den Tag und wird überhaupt als der allgemeine Rathgeber betrachtet. Im Allgemeinen werden sie alle, aus welcher Provinz sie immer gebürtig seyn und welche Art von Arbeit sie vorzugsweise treiben mögen, Burini genannt, obgleich im Besondern unter dieser Benennung nur diejenigen verstanden werden, welche graben; denn Burini kommt von il buro, die Pflugsterze, weil diese Leute ehemals gepflügt haben, jezt aber mit dem Spaten arbeiten. Die Burini im engern Verstande sind in den Marken zu Hause. Zunächst nach ihnen kommen die Weinbergsarbeiter, welche Montanari heißen, weil sie von den abbruzzischen Gebirgen herabkommen. Sie haben fast ausschließlich ihren Stand auf der Piazza Montanara, die von ihnen den Namen hat. Wieder andere gibt es, welche mit der Hacke arbeiten; auch Weiber, welche gäten. In der Regel beschäftigt sich jeder nur mit der Arbeit, die sein Name besagt. Eine kleinere, aber angesehenere Klasse machen die sogenannten Campagnuoli aus, oder diejenigen Feldarbeiter, welche bei dem Besitzer einer Meierei (tenuta) in festem Dienste stehen, die ganze Woche draußen zubringen und nur alle Sonntage nach Rom kommen, um sich das nöthige Brod für acht Tage einzukaufen. Alle diese verschiedenen Klassen von Burini haben, so verschieden auch übrigens ihre Denkungsweise und Lebensart seyn mag, Einen Charakterzug mit einander gemein; dies ist der Hang, ein paar Scudi zu ersparen und jährlich beim Nachhausegehen die möglich größte Summe mitzunehmen. Zu dem Ende überlassen sie sich dem schmuzigsten Geize; ihre tägliche Nahrung besteht in nichts anderm, als in ein Paar Pfunden des schwärzesten und ältesten Brodes, und den Durst stillen sie am Brunnen. Nur die Verschwender unter ihnen, auf welche deshalb auch von den übrigen mit Fingern gewiesen wird, essen Sonntags für einen Bajocco Pollenta oder Maccaroni.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wien, Juni.

Aus einem Privatschreiben.

Kunst- und andere Ausstellungen.

Obwohl die diesjährige Kunstausstellung 253 Gemälde zur Ansicht des Publikums gebracht hat, auch unter dieser Zahl manche Werke rühmlich bekannter Meister sind, und unter diesen wieder manches Verdienstliche zu finden ist, so läßt sich doch im Ganzen nicht behaupten, daß irgend ein Kunstwerk von Rang darunter sey, wiewohl ich, wie gesagt, manchen dieser Gemälde, vorzüglich unter den Landschaftstücken und Genrebildern, ihr Gutes nicht absprechen will. Große Maler besizt die Hauptstadt dermalen nicht, aber immer noch manchen guten, wenn auch die Gerechtigkeit gebietet, zuzugeben, daß Wien sich hierin mit München durchaus in keinen Wettstreit einlassen könne. Fendi und Waldmüller möchten in ihrer Art allenfalls das Vollendetste geliefert haben, und der Taufgang, der Bretzenbube, das Mädchen am Lotteriegewölbe des ersteren, und Waldmüllers Knabe, der in der Schule die Preismedaille erhalten hat, der Bettlerknabe ꝛc. sind in der That allerliebste Bilder. Unter den Landschaften sind die kleinen Stücke von Marko und des jüngeren Gauermanns Arbeiten, unter den Porträten die von Ammerling und das Bild Lord Cowleys von Ender vortrefflich. Was sonst noch vorhanden, wenn auch mehr oder weniger gelungen, ist mit dem Genannten nicht in gleiche Reihe zu stellen. Unter den Werken der bildenden Kunst, wenn man alle neunzehn unter dieser Kategorie erscheinenden Nummern darunter aufnehmen will, erregt eine in Kupfer getriebene Arbeit des Silberarbeiters Szent-Petery aus Pest die größte und gerechteste Bewunderung. Alexanders Uebergang über den Granicus, von Lebrun, ist in einem ganz kleinen Maßstabe — das ganze Bild wird in der getriebenen Arbeit kaum 24 Zoll Länge und etwa 18 Zoll Höhe haben — mit seinen vielen hundert Figuren in einem so vortrefflichen Basrelief gegeben, daß man kaum begreifen kann, wie eine solche Aufgabe überhaupt hat gelöst werden können. Die vielen Verkürzungen, der Ausdruck und das vollkommene Hervortreten jeder einzelnen Figur, die Vollendung, mit der oft Hände und Füße behandelt sind, kurz, das Geniale der ganzen Arbeit zeugt von einem höchst seltenen und originellen Talente, auf dessen künftige Leistungen man mit Recht begierig seyn muß, um so mehr, da der Künstler, eigentlich ein vollkommener Naturalist, nur aus sich selbst die nöthige Inspiration zu schöpfen im Stande war.

Außer der Kunstausstellung brachte uns der Mai noch die Blumenausstellung im Fürst Schwarzenbergischen Garten, zu der sämmtliche Erzherzoge und alle ausgezeichneten Blumenliebhaber und Gartenbesitzer um Wien das Seltenste schikten, und die Viehausstellung im Augarten, die einen Maßstab der Vorzüglichkeit der Schaf- und Hornviehzucht in der Monarchie abgeben kann. An leztere schließt sich zugleich eine Ausstellung von Modellen neuer Erfindung in ökonomischer oder technischer Beziehung an, die manches Nützliche zur Kenntniß und Aufnahme bringt. Ueberhaupt stehen technische Erzeugnisse in der östreichischen Monarchie wahrlich auf keiner niedern Stufe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 152.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 26. Juni 1830.

Wir wollen unsre Sache Christo empfehlen, welcher dereinst richten wird über diese unsre Streitigkeiten, und zu dem wir flehen, daß er die betrübten und zerstreuten Gemeinen zu frommer und ewiger Eintracht bringe.

Melanchthon,
Vorrede zur Apologie der Confession.

Worte der Erinnerung an den 25ten Juni 1530.

Von Gustav Pfizer.

(Beschluß.)

Es wohnte still in einer armen Zelle,
Deß starke Hand erschütterte den Wahn;
Durch Zweifel und durch Schmerz zur Tageshelle
Drang er hindurch auf dornenvoller Bahn.
Er hat getrunken an der reinsten Quelle,
Die heilend durch die kranken Glieder rann;
Zu tief hat er in's eig'ne Herz geschauet,
Als daß er noch so leichtem Kaufe trauet.

Er sah, daß sich umsonst nach Freiheit mühet,
Wer noch empfängt des niedern Dienstes Sold;
Daß nur das Herz, wo Reue Funken sprühet,
Zur Fluth sich sehnt, die kühl, krystallen rollt,
Bis es den Brand der Schmerzen abgeglühet;
Und daß nur neu das ew'ge Himmelsgold
Im Aetherblau als Gnadensonne schimmert,
Wenn es als Blitz die Wolkennacht zertrümmert.

Nicht war's ein keck versuchendes Beginnen,
Daß er den mühevollen Streit erkor;
Nicht galt es zeitlich Gut hier zu gewinnen,
Nicht Fleisch und Blut hielt ihm die Krone vor;
Oft schien es ihm in trübem, bangem Sinnen,
Als ob zum Kampf die Hölle sich verschwor,
Die finsteren Gewalten mit ihm grollten,
Und Felsen tückisch auf ihn niederrollten.

Und doch! Wie sich nach banger Knechtschaft Jahren
Der Geist den Fesseln jugendlich entrang,
Wohl wußt' er mit dem Schilde sich zu wahren,
Daran der Blitz vom Vatikan zersprang;
Geweckt zum Kampfe rüsten sich die Schaaren
Von neuem und doch alt vertrautem Klang;
Zur kecken That erheben sie die Fackel,
Und in der eignen Brust lebt das Orakel.

Und Dir sey nicht der Ehre Theil entzogen,
Der bei der stilleren Betrachtung Licht
Das reine Silber kundig ausgewogen,
Und freundlich mahntest an der Liebe Pflicht!
Der Fels ist jener, der die Wucht der Wogen
Mit ungeschliffen=scharfer Kante bricht;
Die Perlen, die der starke Muth errungen,
Hast, edler Künstler! Du zum Kranz geschlungen.

Du hast mit scharfem Geist die Schrift vollendet,
Laut zu behaupten das gefundne Gut;
Ob auch der Kaiser zürnend ab sich wendet,
Es bleibet frisch und ungeschwächt der Muth;
Es ist der Fürsten Wort dafür verpfändet,
Sie lösen es mit ihrem eignen Blut:
Denn wer sich weiht der Wahrheit und dem Rechte,
Verpflichtet sich dem spätesten Geschlechte.

Uns ward gereift die schöne Frucht geboten, —
Für die einst Schweiß und Blut der Väter floß;
Die Schrecken sind nicht mehr, die ihnen drohten,
Kein Wetter glüht mehr in des Himmels Schooß.
Genießt es froh! denn neidlos sind die Todten
Und schauen gern der Enkel heitres Loos.
Des Kampfs Geschick — sey's heller oder trüber —
Man nimmt es nicht in jene Welt hinüber.

Der Todten Liebe soll uns nie erkalten!
Ihr Bild lebt in uns mit der Gabe fort.
Doch klammert Euch nicht ängstlich an Gestalten!
Vergöttert nicht das wesenlose Wort!
Im Wechsel muß das Leben sich entfalten,
Der Kern erschwillt, indeß die Blüthe dorrt;
Als Lästerung möcht' ich den Wunsch verklagen:
Daß ein Jahrhundert keine Frucht soll tragen!

Alltäglich prüft der Aar die Kraft der Schwingen,
Die immer näher ihn der Sonne trägt;
Er mühet sich, das Ziel noch zu erringen,
Das sehnend er im trunk'nen Herzen hegt.
Und soll der Geist den ew'gen Trieb bezwingen,
Der rastlos ihn zu neuen Thaten regt?
Soll er auf des Besitzthums alten Truhen
In Waffen, doch in feiger Muße, ruhen?

Wer glaubt der Freiheit Kämpfer so zu ehren,
Daß er in Fesseln legt des Strebens Muth?
Des Knechtes Sinn, sein Pfund nicht zu vermehren,
Hieß ihn der Herr in seiner Weisheit gut?
Wer will vom alten Erbe kärglich nähren,
Der ew'gen Lampe gleich, die trübe Glut?
Strömt nicht die Wahrheit ewig aus dem Bronnen?
Ergießt auf Einmal sich das Licht der Sonnen?

Daß immer mehr er sich zum Leben wecket:
Das ist des Geistes glückliche Natur!
Wer hat sein Ziel ihm meisternd vorgestecket?
Sey stark das Schiff, treu der Magnet uns nur!
Noch ist die lezte Insel nicht entdecket,
Dort blüht mit neuem Grün und Licht die Flur!
Den Kranz, der Mühe gottverlieh'nen Segen,
Laßt am Altar des Danks uns niederlegen!

Wohl tadelt mancher, der dem neuen Zuge,
In dem die Geister glühten, widerstand:
Daß allzukeck in fessellosem Fluge
Zerrissen sey ein heilig-altes Band.
Sie zeigen, wie am trüben Aschenkruge
Am Grab der Eintracht weint das Vaterland,
Die Kirche, in gekränkter Liebe Harme,
Noch zu den Kindern neigt die Mutterarme.

Feig wär's, die bitt're Wahrheit sich verhehlen,
Und risse sie auch alte Wunden auf! —
Doch, das was lockt und was beglückt die Seelen,
Steht nur um Müh'n, um Schmerzen nur zum Kauf,
Kein Kleinod kannst du mehr dem Himmel stehlen,
Gelohnt wird nur der heiße Kampf und Lauf!
Nur Liebe wird des Streites Zauber lösen
Und Bruderzüge unter'm Helm entblößen.

Voraus der Zeit, der träg bewegten, schreitet
Der Seher, dem der Gott den Busen schwellt;
Der Sonne Glut, eh' sie der Nacht entgleitet,
Wirft schon sein Silberspiegel in die Welt;
Und wie der trübe Horizont sich weitet,
Wird auch der Seele Dämm'rung aufgehellt;
Er schauet schon die kommenden Gebilde
Und führt im Winter schon die Ros' im Schilde.

Ein jeder Tag geht auf mit eignem Lichte,
Von seiner Zeit wird jeder Held gekrönt;
Einst aber kehrt zur Fabel die Geschichte,
Wenn ganz sie mit der Wahrheit sich versöhnt.
Die Friedensglocken hallen im Gedichte,
Wenn unten noch die Welt vom Kampfe tönt;
Wir schauen noch nach Gestern und nach Morgen —
Doch die Vollendung ruht in Gott verborgen.

Das Sklavenschiff.

(Fortsetzung.)

Tamango fiel seinem Feind in die Arme und ergriff die Hand, welche den Säbel hielt; beide stürzten ringend zu Boden, aber der Afrikaner lag unten; ohne den Muth zu verlieren, faßte Tamango seinen Feind mit seiner vollen Kraft und biß ihn so heftig in den Hals, daß das Blut wie unter den Zähnen eines Löwen strömte. Der Säbel entsank der schlaffen Hand des Kapitäns; Tamango ergriff ihn, richtete sich dann mit blutigen Lippen auf und durchstieß mit einem Kriegsgeschrei seinen schon halbtodten Gegner.

Der Sieg war nicht länger zweifelhaft. Die wenigen übriggebliebenen Matrosen versuchten das Mitleid der Empörer rege zu machen, aber alle, selbst der Dollmetscher, der ihnen niemals Böses gethan, wurden ohne Barmherzigkeit niedergemacht. Der Lieutenant starb einen ruhmvollen Tod. Er hatte sich neben eine der kleinen Kanonen, die sich herumdrehen lassen und mit Kartätschen geladen sind, zurückgezogen; mit der linken Hand regierte er die Kanone, und mit der rechten, worin er den Säbel hielt, vertheidigte er sich so gut, daß er bald einen Haufen Schwarzer um sich versammelte. Nun brannte er die Kanone los und streckte eine ganze Reihe Todter und Verwundeter nieder. Einen Augenblick darauf war er nicht mehr.

Sobald der Leichnam des lezten Weißen ins Meer geworfen war, schlugen die von Rache gesättigten Schwarzen ihre Augen zu den Segeln des Schiffes auf, die, von einem frischen Winde geschwellt, noch ihren Unterdrückern zu gehorchen und die Sieger, troz ihres Triumphes, in das Land der Sklaverei zu führen schienen. „So ist denn nichts gethan!“ dachten sie trübselig; „wird dieser große Fetisch der Weißen uns in unser Land zurückführen, nachdem wir das Blut seiner Herren vergossen haben?“ Einige meinten, Tamango werde ihn schon zum Gehorsam bringen, und alsbald erhob sich ein lautes Geschrei nach Tamango. Er eilte nicht sehr zu kommen. Man fand ihn in der Kajüte, eine Hand auf den blutigen Säbel des Kapitäns gestüzt; mit zerstreuter Miene reichte er die andere der vor ihm knieenden Ayche. Die Freude über den Sieg vermochte eine finstere Unruhe, die sich auf seinen Zügen malte, nicht zu verscheuchen. Weniger roh als seine Gefährten, fühlte er stärker als sie, in welch schwieriger Lage sie sich befanden. Er erschien endlich auf dem Verdecke, eine Ruhe heuchelnd, die er nicht empfand. Von hundert tobenden Stimmen aufgefordert, das Schiff zu lenken, trat er mit langsamen Schritten zum Steuerruder, als wollte er den Augenblick verzögern, der von der Größe seiner Macht zeugen sollte.

Der stumpfsinnigste Neger auf dem Schiffe hatte den Einfluß bemerkt, den ein gewisses Rad und ein demselben gegenüberstehender Kasten auf die Bewegungen des Schiffes ausübten, obgleich ihnen dieser Mechanismus höchst geheimnißvoll dünkte. Lange betrachtete Tamango den Kompaß und bewegte die Lippen dazu, als ob er die Schrift darauf lesen könnte; dann legte er die Hand an die Stirne, wie ein Mann, der eine Berechnung im Kopfe anstellt. Die Neger umgaben ihn mit offenem Munde und stieren Augen, ängstlich allen seinen Bewegungen folgend. Endlich faßte er in jener Mischung von Aengstlichkeit und Vertrauen, welche der Unwissenheit eigen ist, das Rad des Steuerruders und sezte es plötzlich in starken Schwung.

Wie ein edles Roß sich unter dem Sporn eines unerfahrnen Reuters bäumt, so sprang das Schiff bei diesem unerhörten Manöver auf den Wogen hin, als ob es sich im Unmuth über seinen ungeschickten Piloten in den Abgrund stürzen wollte. Die nothwendige Verbindung zwischen der Stellung der Segel und des Steuerruders war plötzlich aufgehoben, und so neigte sich das Schiff, als ob es versinken wollte. Die langen Segelstangen tauchten ins Meer, mehrere Schwarze wurden umgeworfen, einige fielen über Bord. Bald erhob sich das Fahrzeug wieder stolz, als ob es noch einmal gegen den Untergang kämpfen wollte. Aber plötzlich und mit fürchterlichem Krachen stürzten die beiden Maste über das Verdeck hin und bedeckten es mit Trümmern und gleichsam mit einem dichten Netze von Tackelwerk.

Die erschrockenen Neger flüchteten sich mit entsetzlichem Geschrei in den Schiffsraum, allein da der Wind sich nicht länger in die Segel verfangen konnte, so richtete sich das Schiff wieder auf und wiegte sich sanft auf den Wellen. Tamango stand unbeweglich, den Arm auf das Kompaßhäuschen gestüzt und das Gesicht mit der Hand bedeckend; Ayche, die neben ihm stand, wagte es nicht, ihn anzureden. Allmählig kamen die Neger wieder herbei; ein Gemurmel erhob sich, das bald in einen Sturm von Vorwürfen und Schimpfworten überging. „Treuloser Betrüger,“ schrieen sie, „Du bist schuld an unserm Unglück; Du hast uns den Weißen verkauft und uns zur Empörung gegen sie gereizt. Du hast uns Deine Macht gepriesen und versprochen, uns in unser Land zurückzuführen. Wir waren thöricht genug, Dir zu glauben, und nun sind wir Alle verloren, weil Du den Fetisch der Weißen beleidigt hast.“ Tamango erhob stolz das Haupt, und die ihm zunächst stehenden Neger zogen sich furchtsam zurück. Er ergriff zwei Flinten, winkte seinem Weibe, ihm zu folgen, und schritt durch die sich vor ihm öffnende Menge auf das Vordertheil des Schiffes zu. Hier machte er sich eine Verschanzung von leeren Fässern und Brettern, und sezte sich hinter derselben nieder. Man ließ ihn in Ruhe. Einige der Empörer weinten, andere riefen mit zum Himmel erhobenen Händen ihre Fetische und die der Weissen um Hülfe an. Einige knieten vor dem Kompaß nieder, dessen unaufhörliche Bewegung ihre Bewunderung erregte, und flehten ihn an, sie in ihr Land zurückzuführen; andere lagen auf dem Verdecke in stiller Verzweiflung. Hiezu denke man sich noch in ihrer Mitte heulende Weiber und Kinder, und vierzig bis fünfzig Verwundete, um eine Hülfe flehend, welche ihnen Niemand zu leisten im Stande war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Juni.

(Fortsetzung.)

Industrie. Theater.

Die Wagenfabriken Wiens haben seit lange einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangt, und stehen in ihren besten Arbeiten den englischen an Solidität wenig oder gar nicht nach, übertreffen sie aber ohne Vergleich an Geschmack, Leichtigkeit und vor Allem an Wohlfeilheit. Man kann daher mit Recht behaupten, daß in diesem Artikel Wien die erste Waare der Welt liefert. Einen neuen Beweis davon gibt ein Staatswagen, der für den französischen Gesandten zu Rom, Grafen Laferronnais, von einem hiesigen Sattler verfertigt und auch bereits nach Rom abgeschickt worden ist. Er ist meisterhaft in Geschmack und Eleganz, und ich habe wenig englische Wagen gesehen, die hierin einen Vergleich mit ihm aushalten könnten. Er kostet an 5000 fl. C. M., allerdings eine große Summe, aber gering im Verhältniß zu den reichen Stoffen,

schweren ächten Goldarbeiten ꝛc. In Paris und London würde der Preis für minder schöne Arbeit doppelt gewesen seyn. Ein zweiter, auf dem höchsten Grade der Vollkommenheit stehender Fabrikationszweig sind die Fortepiano's. Die neuesten Arbeiten von Graff und andern Meistern haben eine bisher kaum für möglich gehaltene Vollendung an Kraft, Fülle und Schönheit des Tones. Dieser Kunstzweig hat seit einigen Jahren Riesenschritte gemacht, und auch hierin steht die hiesige Arbeit weit über aller Konkurrenz mit dem Auslande. — Nicht minder trefflich arbeitet man in Gold und Silber. Glaswaaren aus den böhmischen Fabriken haben gleichfalls einen Ruhm auf in- und ausländischen Märkten erlangt, der fast keinen Nebenbuhler mehr hat; so vieler andern trefflichen Fabrikate aus dieser gewerbsfleißigen Provinz nicht zu gedenken.

Die Hofbühne hat diesen Monat nur Mirandolina als Neuigkeit gegeben, da die Gastspiele des Hrn. Marr und der Mlle. Peche für das Repertoire berücksichtigt werden mußten. Mlle. Karoline Müller und Hr. Wilhelmi waren ausgezeichnet und haben dem Stücke auf lange hinaus guten Erfolg gesichert. Die Fortschritte der erstern sind in die Augen fallend, und es gereicht ihr zu großer Ehre, nach einer so seltenen Meisterin, als Mad. Löwe in diesem Fache war, sich auf dem Platze einer solchen Vorgängerin mit Ruhm zu halten. Der wackere Wilhelmi spielt fast in Allem, und zwar fast in Allem gut, und in Manchem, wie z. B. in eben genanntem Stücke, in Glück bessert Thorheit u. v. a. vortrefflich. Dieser liebenswürdige Künstler ist eines der am meisten und am nützlichsten verwendeten Glieder unserer Hofbühne, frei von jeder Manier, noch aus jener guten Schule, aus der Liebich, Iffland, Koch, Schröder, Scholz, Krüger, Brockmann, Rose, Waldmann, Christ, Schüler ꝛc. zu gleicher Zeit im Fache komischer Alten in Conversationsstücken auf der deutschen Bühne glänzten. Man zähle einmal gegenwärtig die Namen großer Schauspieler in Deutschland, und man wird deren kaum so viele in allen Fächern aufbringen, als ich in diesem Einen vielleicht aufzuzählen vergessen habe. Und doch will man noch zweifeln, ob die Zeit der guten dramatischen Kunst in Deutschland vorüber sey oder nicht, und ob wir noch etwas Anderes mit Wahrscheinlichkeit vorauszusehen haben, als ihren gänzlichen Verfall. Das hiesige Hoftheater hält mit dem letzten Phalanx, der noch aus den Eliten alter und junger Garde zu bilden war, das Feld der Kunst mit Muth, Anstrengung, Ausdauer und Geschick; ich muß aber, wie die Sache im Ganzen steht, bezweifeln, ob ihm etwas Anderes als der Ruhm zu Theil werden wird, wie das Häuflein von Napoleons Tapfern bei Waterloo ausrufen zu können: „la garde meurt, mais elle ne se rend pas.“ Ich bin in meinem Innern vollkommen überzeugt, daß es überall mit dieser Kunst für jetzt zu Ende geht, und daß es noch sehr in Frage steht, ob sich je im Laufe der Zeit wieder etwas so Gutes hervorarbeitet, als seither zu Grunde gegangen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom, Mai.

(Fortsetzung.)

Die Burini.

Der Arbeitslohn ist nach der Jahreszeit und der geringern oder häufigern Nachfrage verschieden; der Vorsteher setzt den Preis fest. Wer die Arbeiter dingen will, geht vor Tages Anbruch auf den Platz und fragt mit dem Kunstausdrucke: Come va la piazza? (wie viel beträgt heute der Tagelohn?) In den langen Sommertagen, besonders während der heißen Monate, wo eingebildetermaßen die aria cattiva in und um Rom herrschen soll, erhalten die Weinbergsarbeiter 30 bis 60 Bajocchi (100 Bajocchi 1 Rthlr. 9 Gr. 8 Hell.), ja oft noch mehr, weil alsdann die eigentlichen Burini, die um keinen Preis während jener Zeit in Rom bleiben würden, sämmtlich in ihre Heimath zurückgekehrt sind, die Montanari also vollauf zu thun haben und auf höhern Arbeitslohn dringen können. Ihres schmutzig-sparsamen Charakters habe ich schon oben gedacht; er erregt im Menschenfreunde nicht Mitleid, sondern Verachtung. Sie versagen sich, außer dem Brode und dem freien Trunke aus dem Brunnen, jeden Genuß, einen einzigen ausgenommen, weil dieser sie weder Geld, noch Zeit kostet. Dieser besteht im Anschauen der Schinken und Schlackwürste, welche die Fleischer ausgehängt haben. Man denke sich, wie sie Abends nach beendigter Arbeit vor einem solchen Laden stehen und, gegen den Hunger ankämpfend, den die Paar Pfunde Brod nicht haben stillen können, mit sehnsüchtiger Gier, zitternden Lippen, schnalzender Zunge und schlotternden Knieen, die weit aus dem Kopfe stehenden Augen auf die Leckerbissen heften, welche nie über ihre Zunge gekommen sind. Unwillkürlich strecken sie die nervigen Fäuste aus; man sieht es ihnen an, wie gern sie einen tüchtigen Griff in die Fleischtöpfe Aegyptens thun möchten. Unaufhörlich stützen sie den Körper von einem Fuße auf den andern, wischen sich mit dem Kamisolärmel den Schweiß von der Stirn, haben aber noch Besinnung genug, zur rechten Zeit davon zu gehen, um nicht in Ohnmacht zu fallen. Man begreift leicht, daß diese Menschen, deren es, wie schon früher gesagt, in und um Rom nahe an zwölftausend geben soll, so wie ich sie bisher geschildert habe, alles Maß und Ziel überspringen müssen, wenn ihnen, wie im vergangenen Winter der Fall gewesen ist, drei und mehrere Monate lang die Arbeit ausgeht. Die Stellung, welche sie alsdann annehmen, droht wirklich der öffentlichen Sicherheit gefährlich zu werden. Der Regierung mußte also daran gelegen seyn, den Unordnungen, welche die Burini veranlassen könnten, vorzubeugen, um nicht genöthigt zu seyn, die wirklich vorgefallenen bestrafen zu müssen. Sie hat also zwei Tage hindurch im Colosseum Brod austheilen lassen, und an dieser Spende hat Jedermann Theil nehmen können. Uebrigens spricht man von einer bedeutenden Summe, welche das Herzogthum Urbino (die Heimath der meisten Burini) schon vor vielen Jahren bei der hiesigen Regierung niedergelegt haben soll, damit letztere von den Zinsen die Burini unterstütze, wenn diese auf längere Zeit durch die schlechte Witterung an der Arbeit verhindert würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 146:
Die Nase.

Sylben-Palindrom.

1. 2.

Ein schlanker und schöner Baum,
Gepflanzt an Wasserkanälen;
Ein König nennt sich nach ihm.
Deß Treiben ist Kinder stehlen.

2. 1.

Die zweite Sylbe voran,
Sie fließt mit der ersten in Eine,
Und würde wie die das Papier,
So fändest du vollends keine.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 153.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 28. Juni 1830.

Vielleicht, daß sie den Dampf durch unsere Himmel streuen,
Auf allen Kugeln stets die Säfte zu erneuern.
Vielleicht, daß ein Komet, wenn er zu uns sich senkt,
Mit frischer Feuchtigkeit die trocknen Welten tränkt.

Kästner.

Die zahmen Kometen.

Brief an einen Freund.

Die Nachricht von einem zweiten zahmen Kometen, der ganz friedsam unter unsern Planeten, den großen und kleinen, umherwandelt und kaum über Jupiters Bahn sich hinauswagt, hat mir bei der jetzigen Windstille im Felde der Entdeckungen eine sehr große Freude gemacht. Ich gestehe frei, es fing an etwas monoton in der Astronomie zu werden. Immer von Neuem fangen sie an, wie Sisyphus seinen Stein wälzt. Ich weiß wohl, daß die Kometenjagd auch bei den Deutschen sehr ergiebig gewesen ist, so daß sie im Jahr 1825 sogar fünf erbeutet haben, wovon freilich vier wiederum in ein fremdes Gehege, in die weite Freiheit sich begeben haben und nur einer als ein zahmer bei uns blieb. Aber mit mir dachten viele andere auch: wer wird diese Sternschnuppen zählen, die in der Nacht zahllos umherschwärmen? Das Sternzählen und Notiren kam mir endlich gar zu einförmig vor. — Deine Nachricht hat mich wieder beruhigt; es ist, wie wenn eine neue Melodie sich hätte hören lassen, die nun jeder wieder variren und begleiten, und vor allem empfinden kann; die Melodie nämlich auf das Lied von den zahmen Kometen.

In deinem Briefe sind einige Andeutungen enthalten, die mir zu einigem Bedenken Anlaß geben. Du fragst, fast triumphirend, möchte ich sagen: „Nun wird doch endlich die Furcht vor den Kometen gründlich und vollständig besiegt seyn? Es sind zwei ehrenwerthe Kometen als Bürger in die Gesellschaft der Planeten aufgenommen worden; sie geben sich als Unterthanen der Sonne zu erkennen; der eine läuft in mehr als drei Jahren, der andere in mehr als sechs Jahren um die Sonne. Ihren Bart ausgenommen, sind es bescheidene, zarte Wesen; sie wandern im Thierkreis mit den andern umher, haben ihren aufsteigenden und niedersteigenden Knoten; ihr Weg ist nur mehr auseinandergezogen, als der Weg der Planeten, der sich mehr dem Cirkel nähert; also keine Gefahr."

Dieß Alles gebe ich gerne zu. Ich begreife aber kaum, wie sich die Menschen, dieses verständige, verwegene und leichtsinnige Geschlecht, mit so schwachen Gründen haben trösten lassen, als da vorgebracht worden sind: es sey nicht wahrscheinlich, daß ein Komet gerade an die Erde anstoße, es sey ja für ihn so viel Platz im leeren Raum; auch seyen wahrscheinlich die Kometen ganz gehaltlose, aus Wolkendunst zusammengeronnene Weltmeteore. — Warum haben denn die Menschen keine Furcht vor dem Feuer? Tausendmal hören sie es, und Jedermann weiß es, daß unter ihren Füßen ein nie erlöschendes Feuer, und von Feuer erhitzte Wasser und Dünste wogen und brausen; daß heiße Ströme sich aus der Tiefe durch die höchsten Berge emporarbeiten; ja der Boden selbst zittert unter ihren Füßen, oder öffnet sich gar, und man sieht hinunter in die Feuerschlünde; und doch bauen die Menschen wohlgemuth ihre Häuser und Felder auf diesem

unsichern Grunde, sind fröhlich und guter Dinge, und kaum hat die zerstörende Gewalt alles vernichtet, kommen wieder neue Ansiedler und räumen den Schutt weg, wie in einer verbrannten Stadt. Sollte man nicht glauben, das Menschengeschlecht sey stündlich und täglich auf seinen Untergang gefaßt, wie ein Belagerter in einer unterminirten Stadt, oder eine Schiffsmannschaft, die auf einem brennenden Schiffe umhertreibt? Solch kühnen Seglern durch den leeren Himmelsraum müßte man noch die Furcht benehmen, daß solch ein winziger Komet wie eine Wasserhose über ihnen plazte. — Was wäre es denn auch, wenn eine neue Weltgeschichte anfinge? — Also kann ich in deinen Triumph über die Kometenfurcht nicht besonders einstimmen.

Zu einem andern Triumph möchte ich Dich aber auffordern, wenn es nicht etwas nach Schadenfreude aussähe, oder überhaupt es nicht ganz recht erschiene, so ernsthafte Dinge hieher zu bringen, nämlich über die falschen Philosophen. Von denen möchte man, in Erwägung ihrer erhabenen Sprache, fast mit Karl Moor reden: Leute, die in Ohnmacht fallen, wenn sie einen Kometen mit seinem leuchtenden Bart, seiner Nebelkappe und dem einen feurigen, scharfen Auge erblicken, lesen ein Kollegium über das Universum; und die da nach einer Brille greifen, um die Hamburger Zeitung zu lesen, rühmen sich der Einsicht in die Sternenwelt. Seit Kant den Raum und die Zeit für Nichts erklärt hat, und also das ganze Weltall für Nichts und für die Schöpfung des menschlichen Gehirns, das die Zeit und den Raum gebiert, so gibt es keine noch so sonderbare Grille, die seine Nachfolger nicht an den Himmel versezt hätten. Ein Komet sieht wirklich wie ein schnell vorübergehender phantastischer Gedanke aus, ein aus nichtigem Dunst zusammengeflossenes und wieder zerstäubendes Wesen; und darum haben sie auch gar sonderbare Dinge über den Kometen ausgesonnen. Alles dieß zerfällt nun in Nichts, durch das geordnete und abgemessene Betragen unserer zwei zahmen Kometen; wenn sie, woran nicht zu zweifeln, ihren Bart einst ablegen, so haben sie ganz den Rang und die Würde eines Planeten. Man müßte sie denn für Spionen halten, die sich im Planetensystem etwas umsehen wollen.

Hoffnungen, Aussichten sind ohne Zweifel das, was jene zahme Kometen uns mitbringen, und zwar in reichem Maaße. Wenn Du Geduld hast, mir zuzuhören, so will ich einige hier niederlegen.

Herschel hatte den Gedanken ausgesprochen, daß die Sterne sich von dem im Weltraume zerstreuten Lichtdunst nähren, oder größer und vollkommener bilden. Er sah die Sterne, um es kurz auszudrücken, als etwas nicht sich selbst Genügendes an; er sah sie an als Wesen, die einer äußern Anregung bedürfen. Diese Ansicht läßt sich ja auch auf unsere Weltkörper anwenden. Ist denn unser Planetensystem so ganz und gar vollendet, in sich selbst abgeschlossen, unabhängig, selbstständig, aus ewig unermüdeter Kraft sich selbst erhaltend, ernährend, unveränderlich in Wesen und Wirken und Bewegung? In der That, wenn dem so wäre, könnte man wohl mit den blinden Heiden zürnen, daß sie diese Himmelskörper fast göttlich verehrten, als selbstgenügsame Wesen? Oder sind sie denn nothwendig unvergänglich und ewig? Ein Gedanke, der uns widerstrebt, während wir geneigt sind zu glauben: sie sind auch hülfsbedürftig, diese uns ernährenden himmlischen Körper, auch sie sind dem Wechsel, so wie von Tag und Nacht, so von Stärke und Schwäche unterthan. — Vielleicht nun, möchte ich hoffen, werden diese zahmen Kometen uns diese Frage beantworten. Sie werden wahrscheinlich, nach dem allgemeinen Gesetz der Veränderlichkeit, dem auch die Planetenbahnen unterworfen sind, nach und nach allen Planeten, vom Saturn an, eine Visite machen, wo sie ihnen am nächsten kommen; es wird die Beobachtung dann lehren, ob der Planet den Kometendunst einsaugt; einige Jahrhunderte, wenn gesteigerte Beobachtungskunst eintritt, einige Jahrzehende werden vielleicht darüber entscheiden.

Die Hoffnung, eine Antwort zu erhalten, wird etwas verstärkt durch eine Erfahrung, zu der uns diese, sonst so verachteten, von den Philosophen so ganz gleichgültig behandelten Himmelskörper Anlaß gegeben haben. Es ist fast entschieden, daß unser Planetensystem mit einem unendlich feinen, allen unsern Sinnen und Beobachtungskünsten entgehenden zarten Wesen, sonst Aether genannt, erfüllt ist. In ihm schwimmen diese Kometen; sollten sie selbst nicht wieder in diesem Aether sich nähren?

Anstatt daß wir den Kometen für ein Schreckensbild, für ein wuthentbranntes Feuermeteor halten, erscheinen uns jezt zwei versöhnende, vermittelnde Wesen. Haben wir aus ihrem Verhalten einmal geschlossen, daß der Aether wie ein lebendiger Hauch das Sonnensystem umfließe, wissen wir, daß der Planet, nicht in sich selbst verschlossen, auch von außen aufgeregt werde, so vereinigen sich wieder alle Planeten in Einen Bund, und neue Blüthen brechen am Baum unserer Erkenntniß auf.

Auch über die wilden Kometen können uns die zahmen Kometen Aufschluß geben. Wir kennen jezt eine große Mannigfaltigkeit von kometenartigen Wesen in unserem Sonnensystem. Drei sind uns nach ihrer Umlaufszeit genau bekannt: einer von 75 Jahren, ein anderer von sechs, ein dritter von drei Jahren; der erstere wird uns das nächste Jahr besuchen. Sind das Wesen von einerlei Art? Denkt man noch an Kometen, die Jahrtausende umherstreifen, und in unsrem Planetensystem an die vier kleinen Planetchen, im Gegensatz gegen den trabantenreichen Saturn, so kann man sich nicht des Gedankens erwehren, daß hier zweierlei Schöpfungen sichtbar sind, daß wir zwei Epo-

chen der Entwicklung und Erzeugung von Himmelskörpern vor uns haben und annehmen müssen. Was die Naturforscher von der Bildung unseres Planetensystems gesagt haben, ist, nur ins Große gemalt oder gedacht, dasselbe, was in den Epochen der Erdbildung vorgegangen seyn mag. Wer wagt es aber, in diese Tiefe zu schauen? Vielleicht können wir, wie vormals Franklin die Elektricität der hohen Wolken durch Beobachtung erkannte, einst das Daseyn und die Nähe und Ferne unserer Nachbarplaneten auch an unsern Elektrometern oder an den Veränderungen eines feinern, noch zu entdeckenden ätherischen Stoffs gewahren. Sind wir in genauere Bekanntschaft mit ihnen gekommen, so werden wir auch über ihre umherschweifenden Verwandten Aufschluß erhalten. J. W. Pfaff.

Das Sklavenschiff.

(Fortsetzung.)

Plötzlich erscheint ein Neger auf dem Verdeck; sein Gesicht strahlt vor Freude: er hat den Ort gefunden, wo die Weißen ihren Branntwein aufbewahrten, und das Entzücken, das aus seinen Zügen spricht, verkündet, daß er bereits davon gekostet hat. Diese Nachricht bringt im Augenblick das Geschrei der Unglücklichen zum Schweigen. Sie eilen hinunter und verschlingen den Branntwein. Eine Stunde darauf sieht man sie auf dem Verdecke tanzen und lachen und sich allen Ausschweifungen viehischer Trunkenheit überlassen. Den Tanz und den Gesang begleitet das Seufzen und Schluchzen der Verwundeten. So verging der Rest des Tages und die ganze Nacht.

Am andern Morgen beim Erwachen neue Verzweiflung. Während der Nacht war eine große Zahl der Verwundeten gestorben. Das Schiff wogte dahin, von Leichnamen umgeben; die See ging hoch und die Luft war neblicht. Man berathschlagte sich: einige, die in Zauberkünsten erfahren waren, allein nicht gewagt hatten, vor Tamango von ihrer Wissenschaft zu sprechen, boten einer nach dem andern ihre Dienste an. Mehrere Beschwörungen wurden versucht, und jeder vergebliche Versuch steigerte die Muthlosigkeit. Endlich dachte man wieder an Tamango, der seine Verschanzung noch nicht verlassen hatte. Am Ende war er doch der Weiseste unter ihnen und allein im Stande, sie aus der furchtbaren Lage zu retten, in die er allein sie versezt hatte. Ein Greis näherte sich ihm mit Friedensvorschlägen und bat um seinen Beistand; doch Tamango blieb unbeweglich wie ein Coriolan, und war taub gegen alle Bitten. Während der Nacht hatte er sich einen Vorrath von Zwiebeln und gesalzenem Fleisch verschafft, und schien entschlossen, allein in seiner Feste zu bleiben. Noch war Branntwein da, der Meer, Sklaverei und den nahen Tod vergessen machen konnte. Im Schlafe träumt man von Afrika, sieht Wälder von Gummibäumen, mit Stroh gedeckte Hütten und Baobabs, deren Schatten ganze Dörfer deckt. Die Ausschweifungen des vorigen Tages beginnen von Neuem. So vergehen mehrere Tage unter Schreien, Weinen, Trinken und Schlafen. Mehrere starben in der Trunkenheit, andere stürzten ins Meer oder entleibten sich selbst.

Eines Morgens verließ Tamango seine Feste und schritt bis zu dem Stumpf des großen Mastes vor. „Sklaven," sprach er, „der Geist ist mir im Traume erschienen und hat mir die Mittel offenbart, Euch in Euer Land zurückzuführen. Eure Undankbarkeit verdiente, daß ich Euch verließe; allein mich jammern diese schreienden Weiber und Kinder; ich verzeihe Euch, hört mich!" Ehrfurchtsvoll neigten die Neger das Haupt und drängten sich um ihn her. „Die Weißen allein," fuhr Tamango fort, „kennen die mächtigen Worte, wodurch sich diese großen hölzernen Häuser in Bewegung setzen lassen; allein wir können nach Gefallen jene kleinen Fahrzeuge lenken, die den unsrigen ähnlich sind;" — dabei zeigte er auf die Schaluppe und die kleinern Boote des Schiffes — „laßt uns sie mit Lebensmitteln füllen und vor dem Winde hinrudern; mein und Euer Herr wird ihm gebieten, nach unserm Lande hinzuwehen." Man glaubte ihm; etwas Unsinnigeres war nie erhört worden: ohne Kenntniß des Kompasses und unter einem unbekannten Himmelsstriche aufs Gerathewohl in den Meeren umherzuirren! Nach seinen Begriffen meinte er, wenn sie immer gerade vor sich hinruderten, müßten sie am Ende an irgend ein von Negern bewohntes Land kommen; denn den Schwarzen gehört die Erde, die Weißen leben allein auf ihren Schiffen.

Bald war Alles bereit; allein nur die Schaluppe und ein Boot waren brauchbar. Dies war zu wenig für ungefähr achtzig noch lebende Neger. Die Verwundeten und Kranken mußten zurückgelassen werden; die meisten baten um den Tod, bevor man sich von ihnen trennte. Die beiden überladenen und mit unendlicher Mühe in Bewegung gesezten Boote stießen vom Schiffe ab; die See war stürmisch und drohte jeden Augenblick, sie zu verschlingen. Das kleinere Boot entfernte sich zuerst; Tamango hatte sich mit Ayche in die Schaluppe gesezt, die, weit größer und stärker beladen, bedeutend zurückblieb. Noch hörte man das Jammergeschrei der verlassenen Unglücklichen, da stürzte plötzlich eine Woge über die Schaluppe und füllte sie mit Wasser; in weniger als einer Minute sank sie. Das Boot sah das Unglück und die Ruderer verdoppelten ihre Kräfte, aus Furcht, einige von den Schiffbrüchigen aufnehmen zu müssen. Fast alle, die in der Schaluppe waren, ertranken; nur ein Dutzend vermochte das Schiff wieder zu erreichen; unter diesen waren Tamango und Ayche. Als die Sonne unterging, sahen sie das Boot am fernen Horizont verschwinden; was daraus geworden ist, weiß man nicht. (Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Juni.

(Fortsetzung.)

Verfall des Theaters.

Fragt man mich, wer am Verfall des Theaters Schuld sey, so sage ich ganz unumwunden: das Publikum, und bin nicht verlegen, meine Behauptung durch Beispiele zu vertheidigen. Sobald jeder Sinn für die Kunst in bloßer krasser, geschmackloser Schaulust und Neugierde untergegangen ist, läßt es sich leicht begreifen, daß auch die Künstler auf dem gleichen Wege ihrem Verderben zueilen. Daß es so ist, zeigt die Bühnengeschichte des Tages hier, wie an andern Orten. Waltron, ein schlechtes altes Soldatenstück, das der bessere Geschmack schon seit vierzig Jahren von der Bühne vertrieben hatte, macht im Theater an der Wien zwanzig volle Häuser in einem Monate. Man fragt, wie das zugeht? Hier ist die Antwort. Hr. Karl läßt ein gut Stück Wald mit jungen Bäumen abbauen, öffnet den Hintergrund der ungeheuern Bühne, der auf die Straße führt, umstellt den ganzen Raum des Theaters mit diesen lebendigen grünen Bäumen, statt Koulissen und Dekorationen, läßt Gräfin Waltron mit einem Postzuge auf das Theater fahren, 300 Mann Soldaten im Feuer exerziren, und die Sache ist gemacht; und mit solchem elenden Handwerksmittel, mit dem man noch vor zehn Jahren einen Direktor von der Bühne gejagt hätte, mystifizirt Hr. Karl das Publikum der Hauptstadt; das Publikum läßt sich mystifiziren, und der Direktor gewinnt, statt dem, was er verdiente, das, was er nicht verdient, nämlich Geld in Fülle. Ich gratulire Hrn. Karl, aber ich bemitleide eine Kunst, der solche Leute und solche Mittel dienen, und der solch ein Publikum zuläuft. Wie nachtheilig ähnliche Dinge auf den Geschmack im Ganzen wirken, liegt am Tage, und es läßt sich ziemlich mit Händen greifen, wie weit wir, seit der Hund des Aubry Gbihen von der Weimarer Bühne verscheuchte, rückwärts gegangen sind. So von unten hinauf wurde doch die Kunst zu seiner Zeit noch nicht gerädert. Man wende mir nicht ein, etwas dergleichen geschehe zu Wien doch nur auf den Vorstadttheatern, und habe keinen Einfluß auf die Leistungen in der Burg, die man doch nur allein vor Augen haben könne, wenn vom Theater die Rede seyn soll. Beispiele, wie das genannte, in der Nähe, können wohl ohne Wirkung auf die Kunstleitung und allenfalls auf die Künstler des Burgtheaters bleiben, auf das Publikum bleiben sie nicht ohne nachtheiligen Einfluß, und man kann nicht ernst und entschieden genug solchem, alle Kunst entwürdigenden Treiben entgegentreten. Mit größerem Rechte, als Müllner behauptete: zu jeder Zeit, wenn die Kunst verfallen, sey sie durch die Künstler verfallen, läßt sich behaupten: zu jeder Zeit, wenn die Kunst verfallen, ist sie durch das Publikum verfallen. Ein Publikum, das sich solche Erbärmlichkeiten bieten läßt, als ihm, mit wenig Ausnahmen, unsere Vorstadttheater unablässig bieten, ist auf dem besten Wege zur alten Hetze, als dem Schauspiele, das seiner am würdigsten ist, zurückzukommen. Zum Glück sind die Auerochsen, Bären und sonstige edle Bestien selten geworden, und der Spaß käme in gegenwärtiger Zeit zu theuer. — Unter solchen Umständen wird das wahrhaft gebildete Publikum Wiens, einst ohne Widerrede das erste Kennerpublikum Deutschlands, dessen feiner Sinn und Geschmack, dessen leichte und tiefe Erregbarkeit mit dem Künstler immer in der schönsten Wechselwirkung gestanden, bald nur noch in der dramatischen Kunstgeschichte als eine Sage aus verschollener Zeit erscheinen. Wieder ein Grund mehr, den gänzlichen Verfall der Schauspielkunst als nahe bevorstehend zu betrachten! Was die Kritik von Handwerk, die wie stumme Hunde leckt und schwanzwedelt, statt zu bellen und nöthigen Falls zu beißen, was das noch nichtigere und dünkelhaftere Kunstgeschwätz der Salons, welches die ächte Kritik mit seinen Faseleien ad absurdum reduziren sollte, was hohe und niedere Protektionen, Machinationen ꝛc. dem Theater für Nachtheil bringen, insofern sie die gute Absicht der Verständigen und Berufenen erschweren, werde ich Ihnen vielleicht einmal bei anderer Gelegenheit nachweisen.

(Der Beschluß folgt.)

Rom, Mai.

(Fortsetzung.)

Römische Kriminaljustiz.

Man hat im Auslande übertriebene Begriffe von der Strenge der römischen Kriminaljustiz; die körperlichen Strafen, in welchen allerdings noch die Barbarei des Mittelalters spuken mag, z. B. die sogenannte Corda, welche aber längst abgeschafft ist, waren und sind zwar sehr streng, die Todesstrafe aber wird nur bei einem vorsätzlichen Morde erkannt. Auf den Mord im Streite stehen zehn Jahre Galeerenstrafe, und da es der Verruchtheit des hiesigen Pöbels ein Leichtes ist, den Vorsatz in den Zufall einzukleiden, so findet die Todesstrafe selten statt. Welch verabscheuungswürdiger Mißbrauch von diesem Unterschiede zwischen dem einen und dem andern Morde gemacht wird, davon kann sich jeder überzeugen, der es nicht für Verletzung seiner Würde oder seines Geschmackes hält, sich dann und wann unter den hiesigen Pöbel zu mischen, um den Charakter und die Sitten desselben zu studiren. Er wird Buben, welche noch keinen Bart haben, Reden, wie folgende, führen hören: „Ich bin jezt fünfzehn Jahre alt. Wenn ich mit dem Tita (Battista), der mir den Groschen, welchen ich ihm in der Mora abgewonnen habe, nicht bezahlen will, Händel zu bekommen suche und ihm mein Messer, das ich eben zu dem Ende habe schleifen lassen, in den Leib stoße, so komme ich auf zehn Jahre auf die Galeere. Nach ausgestandener Strafe bin ich fünfundzwanzig Jahre alt, stehe dann in der Blüthe des Alters, und genieße mein Lebenlang die Freude, den Betrüger auf die Seite geschafft zu haben. Es lebe die Rache!“ Jungen von acht Jahren sagen zu ihren Müttern, wenn diese ihnen nicht immer ihren Willen thun wollen: „Io ti ammazzo uno di questi giorni. Cosa mi fanno dieci anni di galera? Sono ancora ragazzo.“ (Ich bringe dich dieser Tage um. Was thun mir zehn Jahre auf der Galeere? Ich bin noch jung.) Diese Geneigtheit, einander mir nichts dir nichts das Leben zu nehmen, wird zugleich Ursache, daß sie ihr eigenes Leben, oder wenigstens (da dies von Seiten der Gerechtigkeit selten gefährdet wird) ihre Freiheit und ihre Haut jeden Augenblick aufs Spiel setzen. Daher rührt die Schärfe der körperlichen Strafen. Unter diesen stand die sogenannte Corda, deren ich so eben erwähnt habe, oben an. Die Barbarei derselben ward mit der, leider nur allzuwahren, Bemerkung gerechtfertigt, es bedürfe einer solchen Strafe, um den gefühllosen, grausamen Pöbel im Zaume zu halten. Die Corda bestand in einer Vorrichtung, wo der Sträfling vermöge eines Strickes (daher der Name), welcher ihm unter den Armen durch um den Leib befestigt wurde, bis zu einer beträchtlichen Höhe hinaufgezogen, dann plötzlich durch Loslassung desselben von oben herabgestürzt ward. Die Erschütterung war so heftig, daß ihm meistens bei dem Falle einige Rippen zerbrochen wurden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 154.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 29. Juni 1830.

— Entrollt das bedeutsame Bild sich
Fern verschwundener Zeit, freut sich der ernstere Sinn.

F. Müller.

Die Vorzeit am Genfersee.

Die Sarazenen und Lombarden im Waadtland. Bergstürze.

Wir gaben vor einiger Zeit ein Bild des Waadtlands in der Römerzeit. Wir wollen nun dasselbe auf alle Länder des Lemanbeckens im Mittelalter erweitern, ohne strenge Ordnung zusammenfassen, was uns Chroniken, Tradition und Volkssagen über Savoyen, Wallis, Freiburg, Waadt und Genf Anziehendes berichten, und das Gesammelte von Zeit zu Zeit mittheilen. Alles hat hier eine ganz eigenthümliche Farbe, die dem Saphirblau des Sees gleicht, welcher diese Länder bespühlt, und auf dessen weitem Spiegel sich ihre Alpen und Gletscher in Grün und Silberweiß abmalen.

Es ist viel über die Behauptung, daß die Mauren bis an die Ufer des Lemansees, ja noch weiter nördlich, bis an die alte helvetische Hauptstadt Aventikum, jezt Avenches, gekommen seyen, gespöttelt und gezweifelt worden. Aber die Sache verhält sich doch so. Dieß berichten nicht nur die gleichzeitigen Schriftsteller Luitprand und Frodoard, unwiderleglich haben es auch seitdem die Waffen und andere Gegenstände, so wie der Bau der Schädel dargethan, die in vielen Gräbern in Savoyen und Waadtland gefunden worden sind. Jene zwei Männer erzählen, die Sarazenen seyen aus Spanien und Südfrankreich herüber gedrungen, haben mehrere Alpenpässe besezt und sie vom Jahr 921 bis 975 nicht nur inne gehabt, sondern auch feste Schlösser dabei angelegt. Von diesen, auf steilen und unzugänglichen Felsen gelegenen Burgen fielen sie die vorüberziehenden Kaufleute und Pilger an, beraubten, schlugen und tödteten sie, oder ließen sich von den Reicheren ein großes Lösegeld zahlen. Daher wollten die Reisenden nicht anders als in zahlreichen Karavanen und mit starker Bedeckung durch die engen Päße des Dauphinés, Savoyens und des Walliserlandes ziehen. Die Mauren begnügten sich aber nicht mit diesen Räubereien und Wegelagerungen, sie machten auch große Einfälle in Wallis, Chablais, Waadtland und Neufchatel, ja bis Burgund, wobei alles verheert, verbrannt und die Einwohner aufs Grausamste ermordet wurden. Im Jahr 939 zerstörten sie das erste Hospiz auf dem großen St. Bernhard, und bemächtigten sich des Städtchens St. Maurice. Die Veranlassung zu diesem Streifzug gaben zwei Karavanen, die nach Italien ziehen wollten, und wovon eine größtentheils aus englischen Pilgern bestand. Sie suchte den Durchgang und Uebergang zu erzwingen, unterlag aber den Mauren, und es kam kein Mann davon. Einige Jahre später machten sie einen Vertrag mit den Reisenden und ließen sie gegen eine starke Abgabe über den St. Bernhard nach Italien ziehen. Zulezt ergriffen sie Mayola, Abt von Payerne, der von Rom zurückkam und durch Wallis in seine Heimath wollte; sie ließen ihn auch nicht eher frei, als bis er für sich und die Seinigen ein Lösegeld von tausend Pfund Silber erlegt

hatte. Damals waren die benachbarten Fürsten von Hungarn und Lombarden bedroht und im Schach gehalten, und konnten daher nichts zur Befreiung des Landes von den Sarazenen thun. Umsonst hatten sie es mehrmal versucht, die festen Schlösser und Engpässe den Mauren zu entreißen. Endlich griff sie Wilhelm, Herzog von Arles, zu gleicher Zeit auf verschiedenen Punkten an, hungerte sie in ihren Schlupfwinkeln aus und ließ sie dann alle über die Klinge springen. Dieß war 973. Nach diesem Jahr spricht keine Chronik der romanischen Länder mehr von ihnen. In diesen fünfzig Jahren, wo die Mauren am Leman alles plünderten, verwüsteten und umbrachten, baute die Königin Bertha und mehrere vornehme Herrn im Waadtland feste Schlösser, wohin sich die Landleute flüchten konnten, wenn die wilden Horden herankamen. Damals wurde auf dem Gipfel des Jorat und der Vaudberge der Thurm gegründet, welcher noch steht und tour de Gourze heißt. Es war eine Art von Citadelle mit ungeheuren Mauern, aber ohne Thür, so daß man nur mit einer Leiter hinauf konnte. Von hier übersieht man weit und breit das Land, die Straßen von Wallis und Savoyen, deßgleichen den ganzen See. Aehnliche Bewandtniß hatte es mit dem festen Schloß Vuflens bei Morgas, das in seiner ganzen malerischen Gestalt noch jezt steht. Damals sollen auch die flüchtigen Einwohner aus dem Flachland in die benachbarten freiburgischen Thäler, ins Ormondsthal, ins Oberland und ins Val d'Illiez gedrungen seyn und sich da angesiedelt haben, um sich mit Frau und Kind gegen die barbarischen Räuberhorden zu sichern. Man kann sogar nicht zweifeln, daß hier und da in den Namen des Waadtlandes Spuren von ihrem Daseyn gefunden worden. So heißt ein Hügel bei la Sarraz noch jezt Maurmont (mauri mons); der Name la Sarraz erinnert an Sarazenen. Oberhalb des Städtchens Lutry ist ein Brunnen, der in einer alten Urkunde Mauro-fonte genannt wird. Bei Avenches sieht man noch ein Stück alter Mauer, das noch vor fünfzig Jahren Mur des Sarrasins hieß. Eine handschriftliche Neufchateler Chronik berichtet aber, daß die Sarazenen im Jahr 938 Avenches einnahmen und sich dort in einem festen Schloß hielten; darum trage die Stadt einen Mohrenkopf im Wappen. Dieß ist auch noch heut zu Tag der Fall und die Sage von den Mohren geht noch unter dem Volk. In Genf lebt eine ansehnliche Familie Sarrasin, die aus dem Waadtland stammt und sehr alt seyn will.

Aehnliches berichten Chroniken und Volkssagen von den Longobarden, die, wahrscheinlich gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts, über den Simplon nach Wallis gekommen und bis St. Maurice vorgedrungen seyn sollen. Ihr Anführer habe Thaloard geheißen. In St. Maurice haben sich die vornehmsten Offiziere in der Abtei einquartiert und mehrere Tage lang da in Saus und Braus gelebt; die Nonnen in den benachbarten Klöstern haben, zum großen Greuel der Geistlichen, zu Tanz und Gelag herhalten müssen. Endlich sey ein Heer Franken unter Theodofrieds Anführung genaht, die Longobarden seyen ihnen entgegen gerückt und bei Bex sey es zur Schlacht gekommen, wobei die Franken gesiegt, die Longobarden aber auf ihrem Rückzug und auf ihrer Flucht durch Wallis von den Bauern ganz aufgerieben worden. Lange wußte man nicht, wie viel von diesen Angaben zu glauben sey, bis vor einigen Jahren der kleine See Luissel, oberhalb Bex, ausgetrocknet wurde. Da fand man auf dem Grund eine Menge alter, ganz von Rost zerfressener Helme und Waffen von sonderbarer Gestaltung, die gar nichts mit den bekannten römischen gemein hatten, die zu Zeiten in der Schweiz ausgegraben werden. Bei näherer Prüfung ergab es sich, daß es longobardische Wehr und Waffen seyen. Die Schlacht der Franken gegen die eingedrungenen Fremden hatte also wirklich oberhalb Bex an diesem See statt, und die alten Angaben wurden ganz richtig befunden.

Die Lemanländer haben früh das Schicksal der übrigen Schweiz getheilt, denn seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts wissen wir von einer Menge Bergstürze, die das Land und die Seeufer verwüstet und anders gestaltet haben. In der handschriftlichen lateinischen Chronik des Bischofs Marius, desselben, der 581 den Siz des Bisthums von Avenches nach Lausanne verlegte, wird erzählt, der große Berg Tauretunum in Wallis sey 569 eingestürzt und habe ganze Schlösser und Dörfer mit Mann und Maus begraben. Dieser Bergsturz schwellte den Lemansee so an, daß er auf beiden Seiten austrat und die alten, zur Römerzeit bekannten Städte und Dörfer, mit Menschen und Heerden verschlang. In Genf riß er die Brücke mit sämmtlichen Mühlen und einer großen Menge Einwohnern weg. Gregor von Tours, der auch zu damaliger Zeit lebte, bestätigt die Behauptung des Lausanner Bischofs und sezt noch einige genauere Angaben bei. Der eingestürzte Berg, der Schlösser und Dörfer begrub, stand nah am Ufer der Rhone; der Strom war durch die Bergtrümmer in seinem Laufe aufgehalten, stemmte sich, stoß zurück und sezte ganz Wallis unter Wasser. Endlich überstieg er doch seinen Damm und stürzte mit solcher Heftigkeit in den See, daß das angeschwollene Wasser die beiden Ufer überschwemmte, wodurch denn alle Häuser weggerissen wurden. Der eingestürzte Berg hatte unter andern auch ein reiches Kloster verschüttet; die Mönche, welche durch Zufall gerettet worden waren, gruben an der Stelle nach, um Gold und Silber zu finden; da riß sich abermals ein Stück vom Berg los und begrub auch sie mit den andern. Der Berg stand wahrscheinlich nahe bei der Mündung der Rhone in den Lemansee. Furchtbar muß die Ueberschwemmung gewesen seyn, denn seitdem steht auf dem entgegengesezten, entfernten Ufer von Vevey bei Nyon kein Ort aus der Römerzeit mehr; alle Städtchen und Dörfer, die jezt am Ufer liegen, sind

erst auf anderem Grund und Boden seit dem sechsten Jahrhundert entstanden, die alten Orte hat der See verschlungen und seine Wellen gehen jezt darüber weg. Wahrscheinlich war ein heftiges Erdbeben, vielleicht dasselbe, welches die beiden Salève bei Genf von einander riß, die Veranlassung zu diesem Bergsturz. Bei dieser Gelegenheit rissen sich wohl auch jene ungeheuren Felsen von der Höhe los und rollten in den See, welche jezt zwischen St. Sopborin und dem Städtchen Cully, nahe am Ufer liegen; die Ruinen des alten Lausanne, in der Ebene von Vidi, wurden mit Schlamm und Sand überdeckt, und der antike Flecken Pennilucas, an der äußersten Nordostspitze des Sees, ward auch von dem See verschlungen. Diese Vermuthung wird durch den Namen Villeneuve bestätigt, das in der Gegend des alten Pennilucus entstand; ein benachbartes Dorf, das jezt Noville heißt, hat wohl seinen Namen von Novavilla. In Epesse, einem Dorf von la Vaur, oberhalb Vevey, begingen die Einwohner jährlich bis zur Reformatinn ein religiöses Fest, dessen Ursprung sich an die schrecklichen Naturereignisse anzuknüpfen scheint, von denen wir eben sprachen. Die Tradition sagt nämlich, jenes Dorf habe ehemals auf einem Felsen viel höher gelegen, als es später stand; in Erdbeben löste den Felsen oder den Boden darauf ab, derselbe schoß einige hundert Schritt weit herunter, ohne daß die Häuser, die darauf standen, verrückt oder zerstört worden wären; und da auch kein Einwohner bei dieser Versetzung umkam, so stifteten sie ein Fest, um Gott für ihre wundervolle Rettung zu danken. Die Tradition berichtet nichts über die Zeit, wann obiges Ereigniß vorgefallen. Wäre es vielleicht gleichzeitig mit dem Sturz des Tauretunum und in Folge desselben Erdbebens geschehen? So viel ist gewiß, daß die Gebirgskette, die sich von Villeneuve bis Soon in Wallis hinzieht, mehr als irgend ein anderer Theil der Alpen zu Bergstürzen geneigt ist.

(Der Beschluß folgt.)

Das Sklavenschiff.

(Beschluß.)

Was sollen wir die Leser mit der widrigen Beschreibung der Qualen des Hungers ermüden? In einem engen Raume ringen etwa zwanzig Personen, bald auf einer stürmischen See auf- und niedergeworfen, bald von einer glühenden Sonne versengt, um den ärmlichen Rest von Lebensmitteln, und jedes Stückchen Zwieback kostete einen Kampf. Nach einigen Tagen gibt es keinen Lebenden mehr an Bord, als Tamango und Ayche. —

Einmal Nachts, das Meer war heftig bewegt, der Wind blies stark und die Finsterniß war so groß, daß man nicht auf Schiffslänge sah, lag Ayche auf einer Matraze in der Kajüte, Tamango saß zu ihren Füßen. Beide schwiegen seit langer Zeit. „Tamango," rief endlich Ayche, „Alles was Du leidest, leidest Du durch meine Schuld." — „Ich leide nicht," antwortete er kurz und warf auf die Matraze neben ihrem Haupte die Hälfte eines Zwiebacks. „Behalte dieß für Dich," sagte sie, sanft den Zwieback zurückschiebend; „ich bin nicht mehr hungrig. Warum sollte ich auch essen? ist nicht meine Stunde gekommen?" Ohne zu antworten, stand Tamango auf, ging schwankenden Schrittes auf das Verdeck und sezte sich an einem zerbrochenen Maste nieder; das Haupt auf die Brust gesenkt, pfiff er den Gesang seines Stammes. Da drang plözlich ein heller Schrei durch das Geheul des Windes und das Brausen des Meeres; ein Licht erschien, er hörte noch mehr Geschrei und ein großes schwarzes Schiff glitt schnell an dem seinigen vorüber, so nahe, daß die Segelstangen dicht über seinem Kopf dahin fuhren. Er sah nichts als zwei, von einer an dem Maste hängenden Laterne beleuchtete Gestalten; noch einen Schrei stießen sie aus, und ihr vom Winde fortgerissenes Schiff verschwand in der Dunkelheit. Ohne Zweifel hatten die wachehabenden Matrosen das entmastete Fahrzeug erblickt, allein im Sturm war es ihnen unmöglich gewesen, ihr Schiff anzuhalten. Einen Augenblick darauf sah Tamango das Feuer einer Kanone und hörte den Knall; später sah er noch einmal den Blitz einer Kanone, hörte aber keinen Knall, und sah weiter nichts mehr; kein Segel war am andern Morgen am Horizont zu erblicken. Tamango legte sich wieder auf seine Matratze und schloß die Augen; seine Frau Ayche war in dieser Nacht verschieden.

Ich weiß nicht, wie lange nach dieser Zeit die englische Fregatte Bellona das Wrack eines entmasteten, und dem Anscheine nach von seiner Mannschaft verlassenen Schiffes ansichtig wurde. Eine nach demselben gesandte Schaluppe fand den Leichnam einer Negerin und einen so abgezehrten Neger, daß er einer Mumie ähnlich sah. Er lag ohne Besinnung da, gab aber noch Lebenszeichen von sich. Der Wundarzt nahm sich seiner an, und als die Bellona in Kingston landete, war Tamango vollkommen gesund. Man erkundigte sich nach seinen Abentheuern; er erzählte, was er wußte. Die Pflanzer der Insel verlangten, man solle ihn als einen empörten Sklaven aufhängen, doch der menschenfreundliche Gouverneur nahm sich seiner an und meinte, er sey zu entschuldigen, da er nur Nothwehr geübt habe, und am Ende habe er ja auch nur Franzosen umgebracht. Man behandelte ihn wie die Neger, die man an Bord eines konfiszirten Sklavenschiffes findet; man schenkte ihm die Freiheit, d. h. man ließ ihn für die Regierung arbeiten, gab ihm aber täglich sechs Sous außer der Kost. Er war ein wohlgebil-

deter, großer Mann. Der Obrist des 75sten Regiments sah ihn und nahm ihn als Paukenschläger in sein Regiment. Er lernte etwas englisch, sprach aber wenig; dagegen trank er Rhum und Ratafia in ungeheurer Menge. Er starb im Hospital.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Juni.

(Beschluß.)

Theater. Buchhandel. Censur.

Das einzige Institut, das noch in Deutschland ehrenvoll dasteht, das eine so glänzende Erscheinung in dem Augenblick darbietet, wo alle andern Theater ihrer Auflösung entgegeneilen, dem Männer, wie der treffliche Schreyvogel-West, die edelsten Kräfte ihres Lebens unausgesezt widmen und gewidmet haben, verdiente wohl, daß eine rücksichtslose Wahrhaftigkeit alles ohne Ausnahme öffentlich zur Sprache brächte, was nah oder entfernt dem Gedeihen dieser lezten noch übrig gebliebenen dramatischen Kunstanstalt in Deutschland schädlich in den Weg tritt. Nach dieser langen Abschweifung vom Wege, zu der mich die alte Liebe für die Sache, von der ich mich immer nicht ganz lossagen kann und die mich noch zu Zeiten überfällt, verleitet hat, nur noch ein paar flüchtige Worte über unsere Gäste. Hr. Marr hat eine Reihe von Rollen mit Anerkennung gespielt, nur einigt sich das Urtheil unpartheiischer Kenner, das ich vernommen, dahin, daß es Schade sey, daß ein Künstler, der Alles hat, um als selbstständiger Schöpfer seiner Gebilde dazustehen, es vorzieht, die Kopie, wenn auch eine gute, von Andern zu seyn. In den zwei Rollen, in denen ich ihn gesehen habe, fand ich diese Meinung bestätigt, und Devrient mehr nachgeahmt, als zum Muster genommen. — Mlle. Peche ist eine angenehme, liebliche Erscheinung, die gewiß noch mehr Beifall verdient, als sie gefunden hat. Eine anhaltende Kränklichkeit hat ihr den ganzen freien Gebrauch ihrer äußern und innern Kunstmittel sehr erschwert, und die ungünstige Theaterzeit ihr auch einen großen Theil jenes Publikums entzogen, das sonst gewiß nicht gefehlt haben würde. In heitern Charakteren ist ihr viel Beifall geworden, weniger in tragischen. Als Mirandolina war sie ausgezeichnet, und für den Kenner bürgte diese Vorstellung dafür, daß, auf den rechten Platz gestellt, jede Bühne an ihr einen willkommenen Erwerb machen müsse.

In der Literatur gibt es nichts Neues. Ueber die zweite Auflage der Todtenkränze des Freiherrn von Zedlitz, der bedeutende Vermehrungen eingeschaltet werden sollen, hat die Censur noch immer nicht entschieden, und daher wird das Werk, troz dem, daß es schon lange im Buchhandel fehlt und für die Ostermesse angekündigt war, diesmal noch nicht erscheinen. Die Vorstellung der hiesigen Buchhändler hat den guten Erfolg gehabt, daß vorläufig die Verordnung ertheilt worden ist, daß nichts mehr zum *Nachdrucke* bei der Censur eingereicht werden dürfe. Die Sache, so handgreiflich sie auch ist, muß doch als ein großer Fortschritt im Geiste der Verwaltung bei dieser Stelle betrachtet werden. Hat sie nun einmal das eine Gebot: Du sollst nicht *stehlen*, in literarischer Hinsicht gelten lassen, so darf man hoffen, sie werde nach und nach auch dahin kommen, zu begreifen, daß man auch nicht *tödten* dürfe; denn daß die Art und Weise, wie die Censur bei uns gehandhabt wird, jede, auch die würdigste literarische Thätigkeit tödten müsse, läßt sich nicht in Abrede stellen.

Rom, Mai.

(Beschluß.)

Kriminaljustiz. Don Juan in Neapel.

Die Exekution der Corda fand jedesmal auf dem Corso in einem Winkel vor dem Vicolo statt, der noch jezt Vicolo della Corda, so wie der angrenzende Theil des Corso im engern Sinne ebenfalls la Corda genannt wird. Unter der französischen Regierung war diese Strafe natürlich abgekommen. Daher wunderten sich die Römer nicht wenig, als der nun verstorbene Kardinal Cavalchini, der wieder der erste päbstliche Governatore (Polizeiminister und Kriminalgerichts-Präsident) war, die Corda von Neuem einführte. Aber kaum hatte der Staatssekretär, Kardinal Consalvi, der sich noch bei dem Pabste im Auslande befand, Nachricht davon erhalten, als dem Gouverneur Befehl ertheilt wurde, sie auf der Stelle wieder abzuschaffen. Die schärfste, jezt übliche körperlich-korrektionelle Strafe ist das Cavalletto. Es besteht in einer größern oder kleinern Anzahl Stockprügel, die nie unter fünfundzwanzig und nie über fünfundsiebenzig betragen dürfen, ehemals auf öffentlichem Markte (dem Navonaplaze), seit dem verstorbenen Pabste jedesmal in derjenigen Gasse ertheilt, wo das Vergehen stattgefunden hat. Die Exekution findet auf einem ziemlich hohen Gerüste (gleichfalls Cavalletto genannt) statt, auf welchem der Sträfling an Kopf, Händen und Beinen befestigt wird. Der Büttel ist ein untersezter Bursche, mit derben Waden, nicht zu alt, um zu schwach, und nicht zu jung, um zu leichtsinnig zu seyn. Ehemals stand das Gerüste bleibend auf dem Navonamarkte, als dem besuchtesten Orte von ganz Rom, ja, es ward sogar Abends mit ein paar Theerlampen erleuchtet, zur sichtbaren Warnung des verehrten Publikums. Diese Strafe ist zwar keineswegs infamirend, sondern blos korrektionell und auf bürgerliche Vergehen gesezt, drückt aber doch der Person, welche sie bekommt, eine levis notae maculam auf. Kein Cavalletto hat hier unter dem Pöbel größeres Aufsehen gemacht, als das, welches vor mehreren Jahren ein Mezgermeister erhielt, der während der Fasten des Jubeljahrs, welche bekanntlich sehr streng beobachtet werden mußten, bei einem benachbarten Garkoche Fleisch verlangt, dann, auf dessen Erklärung, daß er keines habe und keines führen dürfe, aus seiner eigenen Wohnung einen halben jungen Bock geholt und diesen Angesichts der ganzen Garküche und derer, welche draußen versammelt waren, verzehrt hatte. Er erhielt seine Strafe vor dem Hause des Garkochs.

In Neapel, wo die Anwesenheit des östreichischen Militärs die Liebe zur deutschen Musik angeregt hat, geht man, wie es heißt, damit um, den Don Juan auf die Bühne zu bringen. Ist dies Gerücht wahr, so findet der verfolgte und durch Hochverrath aus seiner Heimath vertriebene Mozart in einem Lande einen Zufluchtsort, dessen *Geist* ihm bis dahin keineswegs günstig gewesen war, das sich jezt aber, bei näherer Bekanntschaft mit den Tugenden des erhabenen Verbannten, von Verehrung, ja von Anbetung für ihn durchdrungen fühlt.

Beilage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 155.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 30. Juni 1830.

Wie war mein Heimathland
Voll Geld und Rosenhelle!
Doch bald der Traum verschwand,
Schmerz trat an seine Stelle.

Just. Kerner.

Die Heimkehr.

Die Thürm' im Abendgolde
Traten verklärt hervor,
Und voll von Hoffnung rollte
Der Wagen ein in's Thor.

Im Thore war es düster,
Der alte Zugwind blies;
Es regte sich Geflüster,
Wie, als ich's einst verließ.

Die grauen Häusermassen
Sie thaten so bekannt,
Als hätt' ich nie verlassen
Der Heimath theures Land.

Die Stunde hört' ich schlagen,
Im alten Glockenklang,
Da riß mich aus dem Wagen
Des treuen Herzens Drang,

Eh noch die Schatten kamen,
Ihr stilles Haus zu sehn,
Den vielgeliebten Rahmen
Von Wonnen und von Weh'n.

Das Pflaster fühlt' ich brennen
Auf meiner weiten Bahn,
Die Menschen sah'n mich rennen,
Doch ich sah keinen an.

Die Fenster endlich blitzten
Mir Freuden in die Brust
Und zarte Tön' erhitzten
Die alte Liebeslust.

War das von ihrer Laute?
War das ihr süßer Schmerz?
Ein frohes Hoffen thaute
Mir Balsam in das Herz.

Der alten Marthe denkend,
Die oft mich hier empfing,
Zum Haus die Schritte lenkend,
Greif' ich zum Pfortenring.

Da öffnet sich die Pforte
Von selbst, wie vormals nie;
Der Alten Grußesworte,
Ach, wie vermißt' ich die!

Doch immer näher schmiegen
Die Töne sich an's Ohr,
Hinauf eil' ich die Stiegen
Und trete dort hervor.

Die Laute schweigt. Betroffen
Umringt mich Alles dicht;
Erstarret ist mein Hoffen,
Ich kenne kein Gesicht.

Drauf nenn' ich bang die Dame,
Die vormals dort ich fand;
Doch Keinem ist der Name
Der Herrlichen bekannt.

Es zuckt ein Geisterwalten
Durch Mark mir und Gebein,
Wo fremde Schreckgestalten
Mein Heiligthum entweih'n.

Sie baten mich zu bleiben
Im neugeschmückten Saal,
Doch mich gemahnt ihr Treiben
Wie Tod und Leichenmahl.

Da trug ich denn bei Zeiten
Den Schmerz mit mir heraus;
Was wollt' ich mit den Leuten,
Was in dem leeren Haus?

So deutete auf Weben
Am Thore mein Empfang,
Der Sonne Untergehen
Auf Ihren Untergang.

Fr. Laun.

Die Vorzeit am Genfersee.

(Beschluß.)

Bergstürze. Agrikulturfest.

Tausend Jahre nach jenem Ereigniß, von dem Marius und Gregor von Tours berichten, und fast an derselben Stelle begrub am 4ten März 1584 ein Bergsturz die Dörfer Yvorne und Corberie mit zweihundert Häusern und hundert zwei-und-zwanzig Personen. Im Jahr 1714 stürzte ein Theil des Diablerets auf die untern Weiden. Eine andere Wand desselben Bergs stürzte 1749 herab. Schon der Name dieses Gebirgs und die tief bei den Einwohnern gewurzelten Traditionen von bösen Geistern, Dämonen, Zauberern und Teufeln, welche diese Berge einreißen sollen, sprechen eben so für eine Reihe ähnlicher Ereignisse, als die Berge selbst, die eine Menge Spuren früherer Umwälzungen an sich tragen und auf künftige hindeuten.

Sonst feierte man alle vier Jahre ein Agrikulturfest in Vevey an der reizendsten Stelle des Sees, das jezt wegen der Kosten seltener gehalten wird, nämlich das Fest der Winzer. Sein Ursprung geht in fernes Alterthum, ja in römische Zeit zurück, ist aber dunkel, wie der vieler nützlichen Anstalten. Wahrscheinlich wüßte man aber etwas Genaueres darüber, wäre nicht 1688 das Archiv der Winzer Brüderschaft abgebrannt. Die Geschichte behauptet, alles komme aus der Römerzeit. Nach der Volkstradition hingegen legten erst die Mönche von Hauterive und Aulcret die ersten Weinpflanzungen bei Vevey an, und feierten nach einiger Zeit den glücklichen Erfolg ihrer Anlage. Dabei wurde, nach der damaligen Mönchsart, tüchtig gegessen, getrunken und gesungen. Die Winzer bekränzten sich mit Weinlaub, einer stellte Noah, der andere Bacchus vor. Die Unwissenheit der damaligen Zeit, oder vielmehr ihre naive Unbefangenheit, machte diese Mischung von Heiligem und Profanem begreiflich. Die Ackerleute in der Ebene wurden bald neidisch auf das Fest der Winzer und wollten auch eins haben. So geschah es auch, und später feierten beide ihr Fest zusammen. Zwar kam die Reformation, aber sie änderte nichts daran. Winzer und Ackersleute haben so viel Arbeit, daß es grausam wäre, ihnen einen fröhlichen Tag zu rauben. Mit der Zeit verlor das Fest seine ländliche Einfalt und es wurde manches hinzugethan, was wunderlich und barock scheint, aber doch in einiger Beziehung mit dem Gegenstand steht. Hier kömmt die Arche Noah neben dem Wagen, auf dem Cyklopen hämmern. Aber alles dieß ist nur Symbol und Allegorie und scheint deßhalb meist ins römische Alterthum zurückzugehen. Das lezte Mal war dieß Fest im August 1822. Eine unzählige Menge Menschen waren da aus der benachbarten Schweiz, besonders aus Freiburg, Wallis und Genf, aber auch aus Savoyen und Bern zusammen gekommen, fast lauter Alpenmänner, denen es nicht blos darum zu thun war, das Lob des Bacchus singen zu hören, sondern die auch seine Gaben reichlich kosten wollten. Gleich vorn im Zuge gingen zwei Winzer mit Kränzen, weil sie unter allen ihren Wein am besten gebaut hatten. Sie gingen selbst vor dem Abbé oder dem Haupt des Zugs her; in dessen Gefolge war ein junger schöner Bursche als Bacchus, und hinter ihm ein zahlreicher Haufen lustiger thyrsustragender Faunen und Bacchanten mit Tamburinen, ferner Satyrn mit einem Opferstier zu schauen, dessen Hörner vergoldet waren und den Blumenkränze und Bänder zierten. Andere trugen einen Dreifuß, ein Weihrauchfaß und einen antiken Altar vor der Oberpriesterin her. Nicht zu vergessen den alten, mit Weinreben gekränzten Silen, einen tüchtigen Krug unter dem Arm, schwankend auf seinem friedlichen Esel, hinter ihm ein Haufen Kinder bunt durch einander, die auf Stöcken Sinnbilder des Ackerbaus trugen. Hernach kam die Arche, in der Noah und seine Kinder zu sehen waren, zwischen einem natürlichen Weinstock und einer Kelter, aus der neuer Wein floß; zwei rüstige Winzer trugen die große Traube aus Canaan; Vulkan mit seinen Cyklopen, der nach dem Takt Pflugschaaren und Hacken auf einem massiven Ambos schmiedet; in einem großen Bottich wird Wein getreten. Am natürlichsten war ein

Hause Winzer in ihrer gewöhnlichen Tracht, die Körbe, Bütten und Hacken bei Seite gelegt haben, um sich auf grobem Tischtuch an schwarzem Brod und magern Käs zu laben, ein wahres Bild des mühevollen Winzerlebens. Nach dem bacchischen Zug kamen die Schnitter in zahlreichen Haufen. Mitten zwischen ihnen wurde Ceres, die unzertrennliche Gefährtin des träumenden Bacchus, auf einem Thron getragen, einen Kranz von Aehren und Mohn im Haar, Aehren und eine Hippe in der Hand. Es war das schönste Mädchen des an reizenden Frauen so reichen Veveys, allerdings eine sehr anmuthige Gestalt, die der Ordnung nach nur vor Bacchus hätte kommen sollen. Der Zug mit all seinen Episoden dauerte über eine Stunde, dann folgte der charakteristische Tanz, den die Oberpriesterin und die Faunen mit den Bacchantinnen auf den Plätzen der Stadt, zumal auf dem großen am See aufführten. Hymnen auf Bacchus und Ceres wurden häufig gesungen. Als Zug und Tanz zu Ende waren, wurde auf dem reizenden Spaziergang am Ufer des Sees ein langer Tisch wohl für zweihundert Personen aufgeschlagen. Schüssel und Teller waren freilich nur aus Thon und Holz. Es ward nichts aufgetragen als Kohl, einiges andere Gemüß, Rindfleisch und grobes schwarzes Brod, dazu guter Wein in Menge. Freude, Liebe und Tanz schlossen das schöne Fest, das lebhaft an das Alterthum erinnert, aus dem es wahrscheinlich stammt. Für solche Feste hat die Natur selbst in Italien und Griechenland wenig so reizende Orte geschaffen als diesen Punkt des Lemans, an dem sich rechts ein reizendes Land mit seinen freundlichen Küsten, seinen vielen Städten und Dörfern, vom weiten See umfluthet, hinzieht, während sich gegenüber eine gewaltige Gebirgsnatur über einander aufbaut, wo Berge und Felsen in den großartigsten Formen und Zacken mit einander wechseln und, je mehr sie Vevey zulaufen, in reizenden, üppiggrünen Alpen einen Zauberkreis um den Ort bilden, über den der hohe Molesson wie Herr und Meister hereinragt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz. Juni.

J. G. Zimmermanns Briefwechsel.

Das Morgenblatt hat vor mehreren Monaten auf zwei Briefsammlungen des verewigten hannöverschen Leibarztes und berühmten Schriftstellers, Johann Georg Zimmermann, die in Zürich und Aarau aufbewahrt werden, aufmerksam gemacht und auch Proben davon mitgetheilt. Damals ist auch der Wunsch für ihre mindestens theilweise Bekanntmachung ausgesprochen und damit vielleicht eine Veranlassung gegeben worden, daß die eine dieser Sammlungen durch die Sorgfalt ihres Besitzers, des Doktor Albrecht Rengger in Aarau, nun wirklich dem Publikum mitgetheilt worden ist (J. G. Zimmermanns Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz. Aarau bei Sauerländer). Der Herausgeber hat der Briefsammlung einen musterhaften Lebensabriß des Briefstellers vorausgesandt, dem wir hier einige Züge entheben wollen.

Zimmermann war ein vortrefflicher Arzt. Er vereinigte in gleichem Maße die Eigenschaften, die diesen ausmachen, Beobachtungsgeist, Schärfe der Urtheilskraft und Kenntnisse. Sein richtiger Sinn hatte ihn frühe gelehrt, daß die Heilkunde, da die Grundkraft des Lebens uns ewig verborgen bleiben wird, sich nie zur Wissenschaft erheben könne, sondern, auch in ihrer vollkommensten Gestalt, ein rationaler Empirismus, das heißt, bloßes Resultat der Erfahrung über die Wirkungen der Heilmittel bleiben müsse. Dieser Grundsatz, zu welchem sich die größten Aerzte aller Zeiten bekannt haben, leitete ihn in der Ausübung seines Berufes, und dies mit solchem Erfolge, daß nach Boerhave keinem Arzte seiner Zeit ein so ausgebreiteter Wirkungskreis zu Theil ward. Er kannte die Schranken seiner Kunst und zeichnete sich, wo sie wirksam seyn konnte, wie jeder geschickte Künstler, durch die Einfachheit der Werkzeuge aus, die er gebrauchte. Er wußte, daß die Rüstkammern von Arzeneien, wie er sie vollgepropft antraf, größtentheils nur, um mich seines Ausdrucks zu bedienen, hölzerne Säbel enthielten, die in der Stunde der Gefahr jeden Dienst versagen. Auch durch seine Schriften hat er in seinem Berufe wohlthätig gewirkt. Sein Buch „über die Erfahrung,“ wodurch sein schriftstellerischer Ruf gegründet ward, bleibt auch jezt noch, nicht allein für den Arzt, sondern für jeden Naturforscher ein vortrefflicher Wegweiser zum richtigen Beobachten, und verräth den Meister in der Kunst. Seine Beschreibung einer Ruhrepidemie stellt zwar nur eine Complication der Krankheit, aber diese mit einer solchen Wahrheit und Gründlichkeit dar, daß ihr die Zeit nichts von ihrem Werthe benommen hat. Nicht weniger als durch den Sachinhalt seiner medizinischen Schriften hat er sich durch die Darstellung desselben um die Heilkunde verdient gemacht, indem er für sie, die bisher in das steife Gewand einer todten Sprache eingezwängt war, eine lebendige Sprache schuf, deren Richtigkeit und Bestimmtheit allen Bedürfnissen des wissenschaftlichen Vortrages entspricht und deren Reichthum für jeden neuen Begriff einen passenden Ausdruck bereit hält. Durch seine übrigen Schriften hat er die deutsche Literatur mit einer Gattung bereichert, für welche er nur bei den klassischen Schriftstellern Englands und Frankreichs Muster und Vorbilder fand. Die mehrsten schriftstellerischen Arbeiten Zimmermanns waren ursprünglich Eingebungen des Augenblickes, und wenn der oft aus der Dunkelheit auf ihn gefallene Funke einmal gezündet hatte, so reihte er an einen Hauptgedanken Alles, was ausgebreitete Kenntnisse und reiche Welterfahrung ihm an die Hand gaben. —

Jene traurige Schattenseite, welche Zimmermanns lezte Lebensperiode verdunkelt hat, wird von Rengger mit Meisterzügen gezeichnet. „Durch eine unglückliche Verkettung von Umständen, durch öffentliche und durch Privatverhältnisse wurde er allmählig dahin geführt, den Grundsätzen seines Lebens, ohne daß er's sich gestand, untreu und von sich selbst abtrünnig zu werden. Er, der so oft und so muthvoll die Rechte der Vernunft und der Freiheit vertheidigt hatte, schloß sich jezt an die Schutzredner der Willkühr, an die Miethlinge der Gewalthaber an, die unter dem Vorwande, der einbrechenden Revolution einen Damm entgegenzusetzen, ihr Jahrhundert rückgängig zu machen strebten. Wenn er der französischen Revolution schon abhold war, als sie mit dem Kerne der Nation an der Spitze und im Glanze der Jugend, aber auch mit den Täuschungen ihrer Unerfahrenheit in die Welt trat, wie viel mehr mußte er es da seyn, als das gefährliche

Werkzeug, wie einst in England, stufenweise von den höchsten Klassen in die Hände der niedrigsten gelangt war und nun, nach dem durch die Hinrichtung des Königs gegebenen Signale, Alles, was durch Tugend, Talent oder Reichthum über die Menge hervorragte, unerbittlich weggemäht wurde. Im nämlichen Verhältnisse aber, wie die Gräuel im Innern, mehrten sich auch die Siege auf und außer den Grenzen, nachdem sich die Vaterlandsliebe in die Heere geflüchtet hatte. Schon waren diese in das Herz von Deutschland gedrungen, und der Schrecken, der ihnen voranging, ergriff nun auch den durch eine Reihe von Widerwärtigkeiten, die freilich nicht alle unverschuldet waren, tief gebeugten Mann. Plünderung und Verwüstung, Auswanderung und Elend wurden jezt seine herrschenden Gedanken. Wie einst Pascal durch Abgründe und Feuerkugeln geängstigt ward, schwebte der Feuerball des französischen Feindes immerfort ob seinem Haupte, während er zu seiner Seite den Abgrund einheimischer Revolutionen sich öffnen sah. Unter diesen Schreckensbildern einer tief haftenden Monomanie schwanden, vom Ende des Jahrs 1794 an, mit seinen geistigen auch seine körperlichen Kräfte. Er verfiel in einen Zustand von Abzehrung, welche die Kunst der Wichmann, der Lentin, der Hensler vergebens zu hemmen suchte, und der stark gebaute Körper ward zum Skelett. Mit festem Blicke aber sah er dem langsam sich nähernden Tode als seinem Befreier entgegen. Zwischen seiner Mutter, die ebenfalls gemüthskrank war, und seinem Sohne in der Mitte stehend, schien Zimmermann dem unglücklichen Verhängnisse einer erblichen Anlage entgangen zu seyn, als ihn dasselbe am Abend seines Lebens noch erreichte. Während dessen ganzem Laufe aber hatte er unter dem mächtigen Einflusse der Nervenkraft gestanden, aus welcher diese Anlage hervorgeht und mit deren Erforschung er ahnungsvoll (in der Rede für seine Doktorpromotion) seine wissenschaftliche Laufbahn begonnen hatte, und so liefert er ein Beispiel mehr, wie nahe das Genie an Wahnsinn grenzt.“

Von der Briefsammlung selbst, aus welcher das Morgenblatt ein halbes Duzend geliefert hatte, konnte mit Recht gesagt werden: man findet in diesen Ergießungen seines Herzens, das im Vertrauen der Freundschaft sein Innerstes aufschließt, ein Charaktergemälde von solcher Treue und Wahrheit, wie es, hätte der Verfasser sich selbst oder einem Andern dazu gesessen, nie gelungen seyn würde, und das, auch unabhängig von seinem Namen, als Beitrag zur Menschenkenntniß lehrreich und anziehend seyn dürfte. Die Reizbarkeit seines Nervensystems, die seinem ganzen Charakter zum Grunde lag, diese Quelle der Freuden wie der Leiden seines Lebens, der Vorzüge wie der Schwächen seines Geistes und Herzens, spricht sich in jeder Zeile dieser Briefe aus. Man sieht ihn in schnellem Wechsel lachen und weinen, loben und tadeln, oft beides gleich übertrieben, jezt in heftigem Zorne aufwallen und sich dann wieder den sanftesten Gefühlen hingeben. Alle Zustände der Seele gehen hier, wie in einer Zauberlaterne, vor unsern Augen vorüber, nur nicht der Zustand des Gleichmuthes. Wenn aber von irgend Jemand, so gilt vom Hypochondristen die Wahrheit, daß man nur von seines Gleichen ein gerechtes Urtheil zu erwarten habe. Wer also die ganze Erregbarkeit dieses Temperamentes, das sich so gern der Oberherrschaft der Vernunft entzieht, nicht aus eigener Erfahrung kennt, sollte auch die Hand nicht aufheben, um auf Zimmermanns Blößen einen Stein zu werfen. Für Alle hingegen sind die edlen Gesinnungen, die Wärme des Herzens, die religiösen Gefühle, die sich überall in diesen Briefen ausdrücken, gleich verständlich. Wenn er auf den Rang und die Geburt derer, die ihn auszeichneten, unstreitig ein zu großes Gewicht legt; wenn er sich in der Herzählung solcher Auszeichnungen, in dem Eindrucke, den er sich davon bei seinen Mitbürgern versprach, besonders zu gefallen scheint, so beweist dagegen die Achtung, die er einem rechtschaffenen Handwerker, welcher sein Anverwandter war, in den nämlichen Briefen zollt, daß er nie vergaß, worin der wahre Werth des Menschen besteht. Wer will es übrigens dem vielseitig gebildeten, dem feinfühlenden Manne verdenken, daß er den Umgang mit der gebildetsten Klasse, was damals, durch Einführung französischer Kultur, der niedersächsische Adel war, anderm Umgange vorzog? Auch dürften die hin und wieder vorkommenden Schilderungen der Sitten und Denkart dieser Klasse, so wie einiger Höfe des nördlichen Deutschlands, die Zusammenstellung der großen Welt, in der jezt Zimmermann lebte, mit der kleinen Welt, in der er früher gelebt hatte, nicht ohne Interesse seyn, der goldenen Praxis, die manchem Arzt den Mund wird wässern machen, nicht zu gedenken. Endlich bietet diese Sammlung ein Muster von Briefstyl dar, wie er damals auf deutschem Boden nicht oft angetroffen ward. Leicht und zwanglos schmiegt sich der Ausdruck an den Gedanken, hebt und senkt sich mit diesem, bleibt immer natürlich, ohne je gemein zu werden, und gibt auch das Gemeinste auf eine ungemeine Weise wieder. Nichts ist hier frostig oder bedeutungslos, das kräftige Wort ist der treue Abdruck des tiefen Gefühls, und Alles, bis auf die, sonst schalen Begrüßungsformeln, wird vom Hauche einer Feuerseele belebt.

Wien, 25. Mai.

(Eingesandt)

In einem Korrespondenzartikel aus Wien in Nr. 103 des Morgenblatts ist bei Erwähnung des vorlezten Bandes der hiesigen Jahrbücher der Literatur und eines darin mitgetheilten Aufsatzes zur Charakteristik des Ueberganges aus dem Mittelalter in die neueren Zeiten, als Einleitung zu einem größern Geschichtswerke über die Epoche Kaiser Ferdinand des Ersten, gesagt worden, daß der Verfasser dieses Aufsatzes, Hr. v. Bucholtz, durch Adam Müller konvertirt sey. Diese ganz unrichtige Angabe erfordert eine Berichtigung. Jedermann, welcher Hrn. v. Bucholtz Verhältnisse genau kennt, weiß, daß derselbe in einem katholischen Lande und von katholischen Eltern geboren und erzogen, und also niemals in dem Fall gewesen ist, konvertirt zu seyn, weder durch den verstorbenen Hofrath Adam Müller, noch durch irgend sonst Jemand. Obgleich wir annehmen dürfen, daß dies dem Korrespondenten unbekannt war, so wäre doch zu erwarten gewesen, daß bei dieser Unkenntniß solche, ihm ganz fremde, persönliche Verhältnisse nicht berührt worden wären. Ob diese unrichtige Angabe, welche sich bei solchen leicht zu erfahrenden Umständen nicht schwer hätte heben lassen, wohl nicht geeignet ist, die Unbefangenheit des Korrespondenten auch in Hinsicht auf die kritische Würdigung jenes Aufsatzes zu bezweifeln, dessen vielumfassender Gegenstand ohnehin von der Art ist, daß er sich in keinem Fall mit wenigen Zeilen abthun läßt, darüber lassen wir Jeden nach eigener Prüfung urtheilen.

Auflösung des Palindroms in Nr. 152:

Erle. Leer.

Beilagen: Intelligenzbl. Nr. 20. u. Monatsreg. Juni.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.



